



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

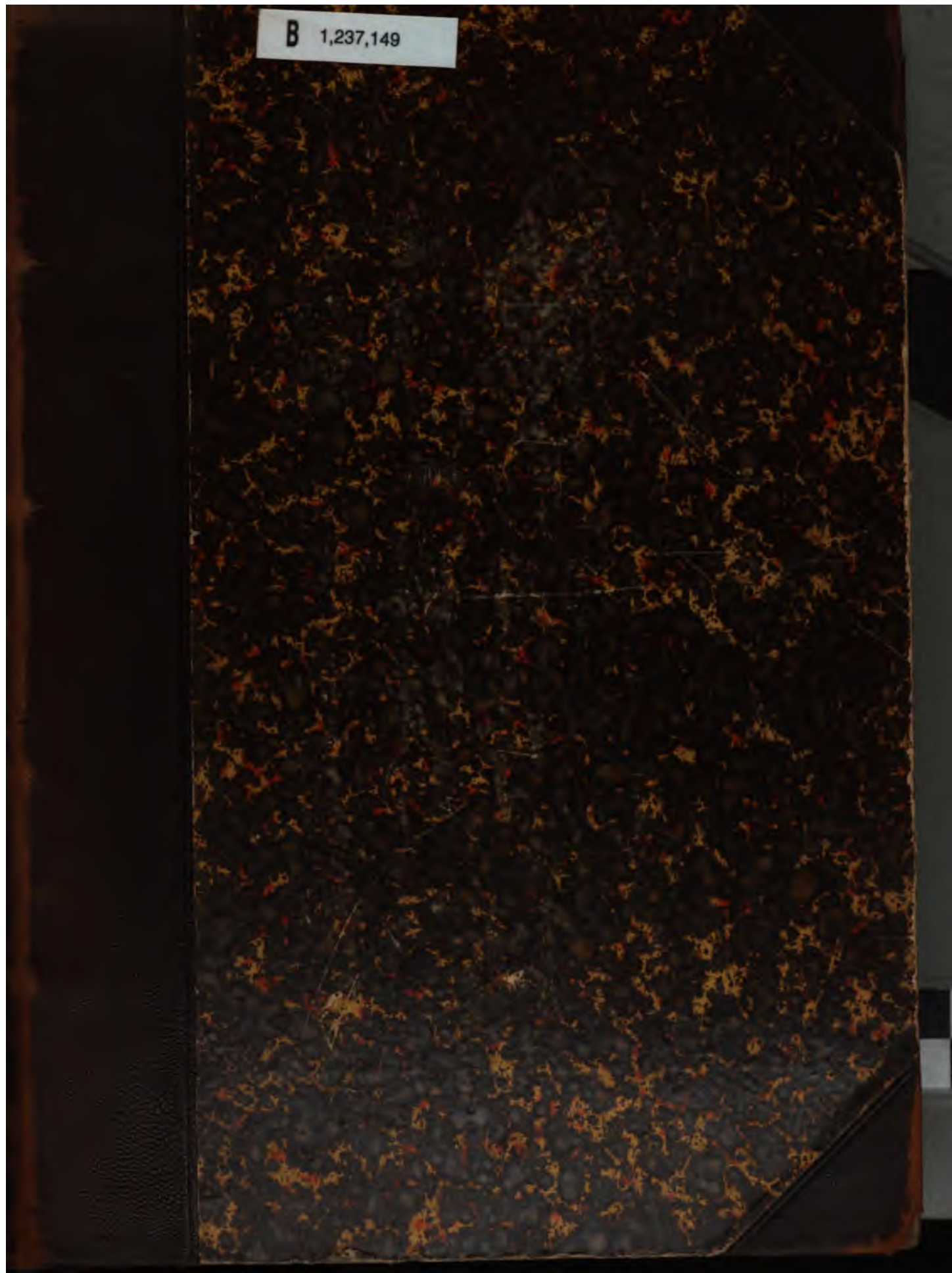
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,237,149

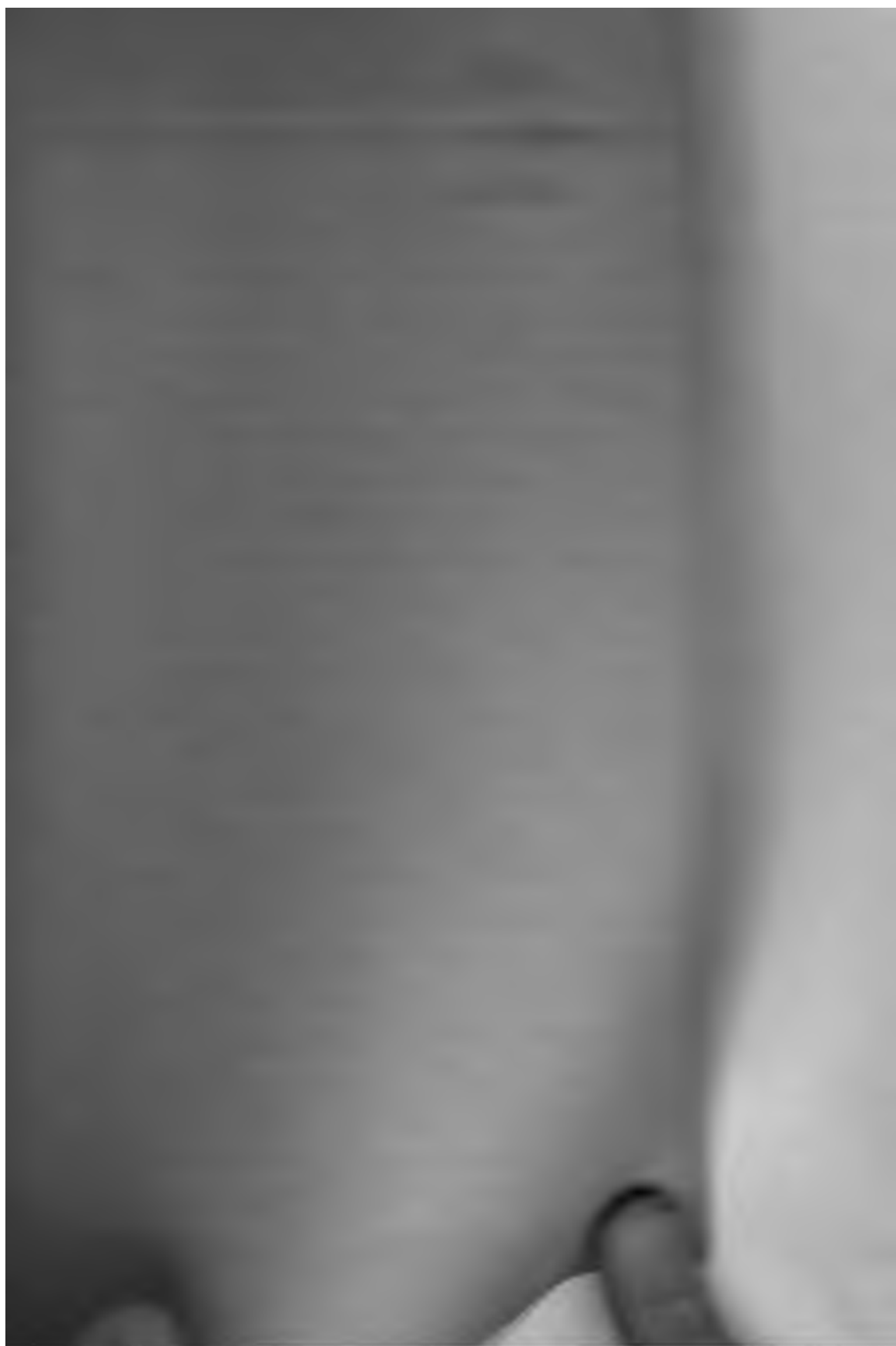


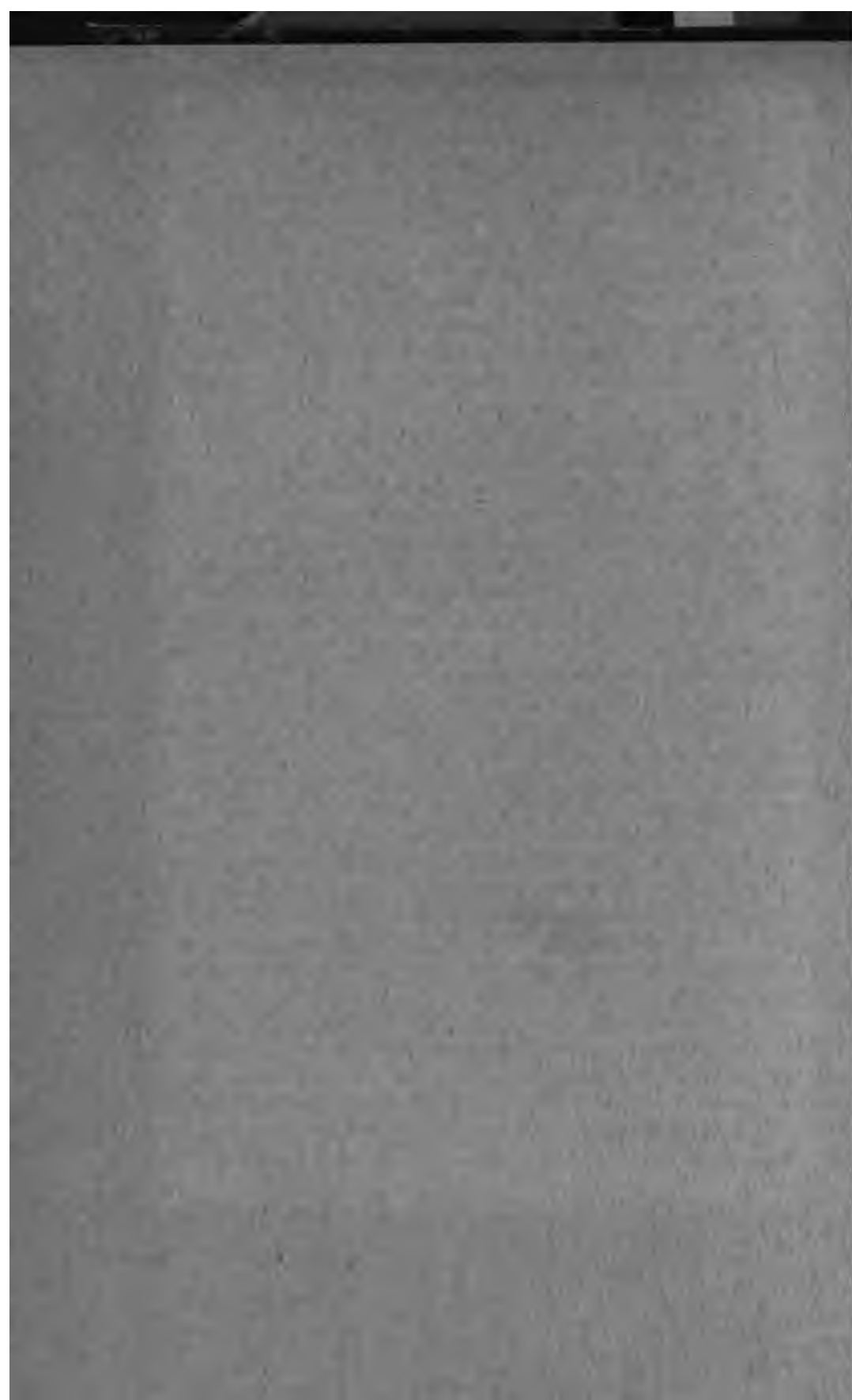


Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest



W. P. FARRIS





Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Jahrgang.

Erster Band.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1902.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. Rudolf Meißner in Göttingen.

Verzeichnis
der an dem 164. Jahrgange (1902)
der
Göttingischen gelehrten Anzeigen
beteiligten Mitarbeiter.

Die Zahlen verweisen auf die Seiten.

- Fr. Affolter in Heidelberg. 659.
W. Bacher in Budapest. 805.
N. Beckman in Stockholm. 796.
M. Bloomfield in Baltimore. 489.
G. Bossert in Nabern. 81.
C. G. Brandis in Charlottenburg. 736.
C. Brockelmann in Breslau. 75. 406. 794. 973.
E. Bruhn in Frankfurt a. M. 644.

W. Caland in Breda. 122.
P. Corssen in Berlin. 583.

M. Dvořák in Wien. 539. 693.
K. Dziatzko in Göttingen. 980.

R. Eucken in Jena. 282.

K. Fuhr in Berlin. 24.

M. J. de Goeje in Leiden. 723. 975.

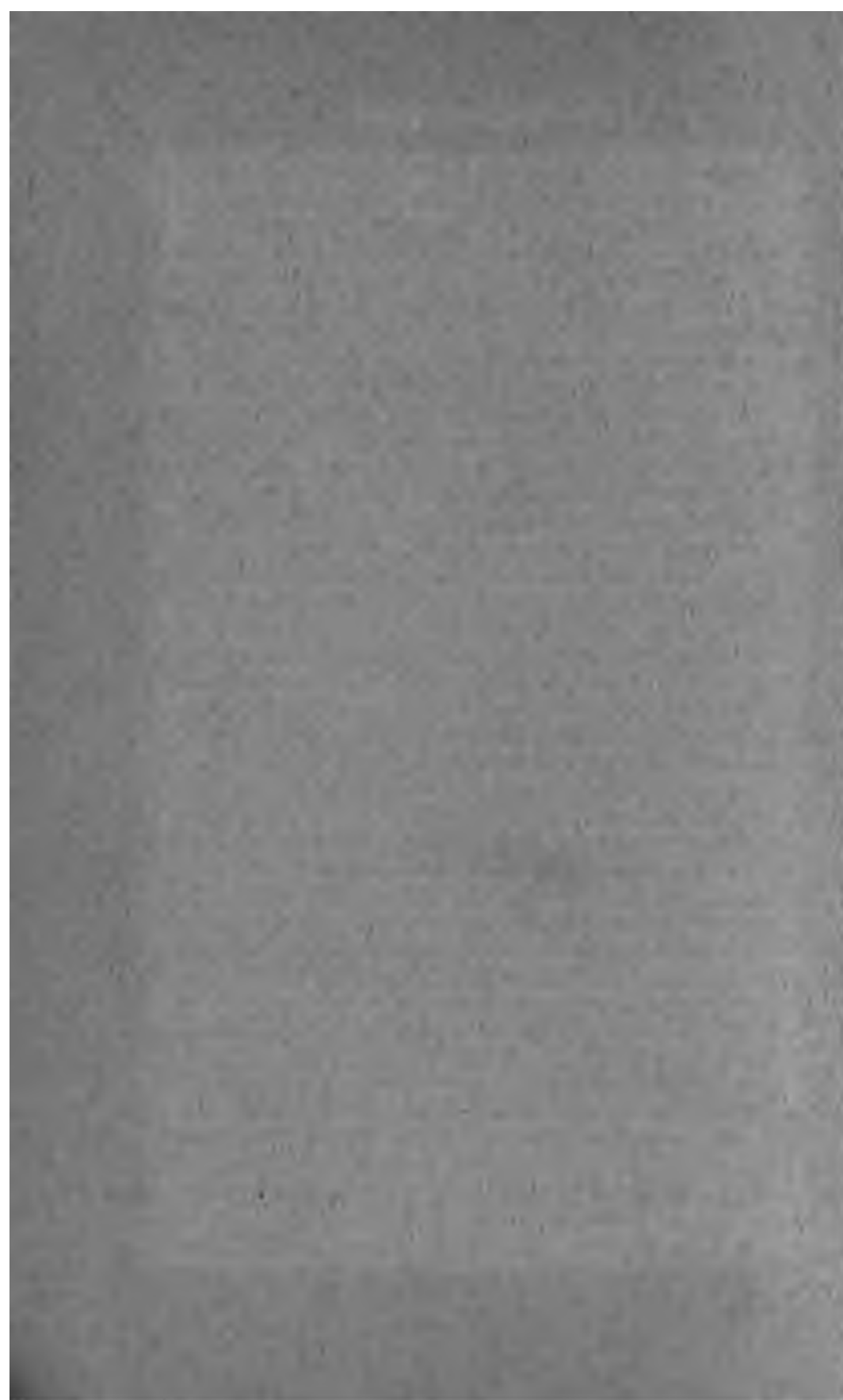


Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest



E. P. FARRIS

AS
182
165



Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Jahrgang.

Erster Band.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1902.

Dussaud, R., et F. Macler, Voyage archéologique. [Wellhausen].	268
Encyclopaedia biblica, a dictionary of the Bible ed. by T. K. Cheyne and J. Sutherland Black. Vol. III. [Holtzmann].	841
Erbfolgekrieg, Oesterreichischer, 1740—1748. IV. Bd. [Wagner].	712
<i>Ernst</i> , s. Briefwechsel.	
Espenberger, J. V., Die Philosophie des Petrus Lombardus. [Eucken].	282
Esther, Das Buch, nach der Septuaginta hergest. und erkl. von G. Jahn. [Wellhausen].	127
Eusebius, Die Kirchengeschichte des, aus dem syrischen übers. von E. Nestle. [Preuschen].	249
Fadrique de Basilea, Typographie ibérique du XV. siècle, par C. Haebler. [Harrisse].	296
Berichtigung hierzu. [Harrisse].	488
Feine, P., Jesus Christus und Paulus. [Holtzmann].	844
Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen. [Meyer v. Knonau].	207
Festschrift des Kantons Schaffhausen zur Bundesfeier vom 10. Aug. 1901: Geschichte des Kantons Schaffhausen. [Meyer von Knonau].	207
Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. [Meyer von Knonau].	207
<i>Finsler</i> , s. Quellen z. schweizer. Reformationsgeschichte.	
Fragmentsammlung der griechischen Aerzte. I. Bd. hrsg. von M. Wellmann. [Kalbfleisch].	743
<i>Geschichte des Kantons Schaffhausen</i> , s. Festschrift des Kantons Schaffhausen.	
<i>Gibson</i> , s. Studia Sinaitica.	

Glagau, A., Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmütigen. [Wolf].	465
<i>Glagau</i> , s. Landtagsakten.	
Göttsberger, J., Barhebräus und seine Scholien zur H. Schrift. [Schulthess].	161
Gradenwitz, O., Einführung in die Papyruskunde. 1. Heft. [Wenger].	515
Groos, K., Der aesthetische Genuß. [Külpe].	896
<i>Grünert</i> , s. Ibn K̲utaiba.	
<i>Grünhut</i> , s. Jalkut Ha-Machiri.	
Gsell, St., Les monuments antiques de l'Algérie. [Schulten].	675
Günter, H., Das Restitutionsedikt von 1629 und die kath. Restauration Altwirtembergs. [Loserth].	831
Guglia, E., Friedrich von Gentz. [Ulmann].	619
<i>Haebler</i> , s. Fadrique de Basilea.	
Hartmann, L. M., Ecclesiae S. Mariae in Via lata tabularium. [P. Kehr].	188
Hassell, W. von, Geschichte des Königreichs Hannover. II. Teil. [v. Heinemann].	306
Heck, Ph., Beiträge zur Geschichte der Stände im Mittelalter. I. Bd. [Rietschel].	92
Hegler, A., Sebastian Francks lateinische Paraphrase der deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. [Köhler].	168
Nachtrag. [Köhler].	327
His, R., Das Strafrecht der Friesen im Mittelalter. [Heck].	850
Hoennicke, G., Studien zur altprotestantischen Ethik. [Troeltsch].	577
Ibn K̲utaiba's Adab-al-k̲atib hrsg. von M. Grünert. [Brockelmann].	406
Ibrāhīm ibn Muḥammad al-Baihaqī, Kitāb al-maḥāsin val-masāwī hrsg. von Schwally. II. und III. Teil. [Brockelmann].	794

<i>Index Herculanensis, Academicorum philosophorum</i> , ed. S. Mekler. [Praechter].	953
<i>Italaminiaturen, Quedlinburger, Die</i> , hrsg. von V. Schultze. [Dvořák].	539
<i>Jahn</i> , s. Esther.	
— —, s. Sibawaihi.	
<i>Jalkut Ha-Machiri</i> , Sammlung midraschischer Auslegungen der Sprüche Salomos hrsg. von Grünhut. [Bacher].	805
<i>Knauer</i> , s. Mānavaçrautasūtra.	
<i>Knopf</i> , R., Der erste Clemensbrief. [Wrede].	241
<i>Köpl</i> , s. Urkundenbuch der Stadt Budweis.	
<i>Koeze</i> , G. A., <i>Crania Ethnica Philippinica</i> . 1. und 2. Lief. [Merkel].	838
<i>Kreyenbühl</i> , J., Das Evangelium der Wahrheit. I. Bd. [Corssen].	583
<i>Kruske</i> , R., <i>Johannes a Lasco und der Sacramentsstreit</i> . [Bossert].	81
<i>Kudrun</i> hrsg. von E. Martin. [Wilmanns].	785
<i>Kühtmann</i> , A., <i>Maine de Biran</i> . [Kreibig].	813
<i>Kugler</i> , Fr. X., <i>Die babylonische Mondrechnung</i> . [Jensen].	363
<i>Landtagsakten, Hessische</i> , hrsg. von A. Glagau. I. Bd. [Wolf].	465
<i>Lang</i> , A., <i>Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie</i> . [Köhler].	6
<i>Leitzmann</i> , s. Lichtenberg.	
<i>Lengnich</i> , G., <i>Jus publicum civitatis Gedanensis</i> hrsg. von O. Günther. [Perlbach].	151
<i>Lichtenbergs Briefe</i> hrsg. von A. Leitzmann und C. Schüddekopf. I. Bd. [Walzel].	548
<i>Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe</i> . XV. Bd. [Kolde].	758
<i>Macler</i> , s. Dussaud.	

Māna vaçrautasūtra , Das, hrsg. von Fr. Knauer. 1 und 2. Heft. [Caland].	122
<i>Martin</i> , s. Kudrun.	
Mayer, M. E. , Die schuldhafte Handlung und ihre Arten im Strafrecht. [Schuppe].	176
<i>Mekler</i> , s. Index.	
Melioransky, P. M. , Arab Philolog o turečkom jazyke. [Houtsma].	571
Meyer, L. , Handbuch der griechischen Etymologie. IV. Band. [Meyer].	409
Muḥammad ibn Aḥmad abulmutaḥhar alazdi , Abul-ḳāsim hrsg. von A. Mez. [de Goeje].	723
Nestle, W. , Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. [Bruhn].	644
—, —, Untersuchungen über die philosophischen Quellen des Euripides. [Bruhn].	644
Neumeyer, K. , Die gemeinrechtliche Entwicklung des internationalen Privat- und Strafrechtes bis Bartolus. I. Stück: Die Geltung der Stammesrechte in Italien. [Affolter].	659
<i>Niketas von Herakleia</i> , s. Sickenberger.	
Oettingen, A. von , Lutherische Dogmatik. II. Bd. 1. Teil. [Troeltsch].	317
Ordbok öfver svenska språket utg. af Svenska Akademien. 1. bis 20. Heft. [Beckman].	796
Panzer, Fr. , Hilde-Gudrun. [Wilmanns].	767
Puchstein, O. , Die griechische Bühne. [Robert].	413
<i>Quellen zur Schweizer Geschichte</i> , s. Aktenstücke.	
Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte. I. Die Chronik des Bernhard Wysz, hrsg. von G. Finsler. [Meyer von Knonau].	238

- Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens I.*, s. Lengnich.
- Recueil de voyages. Nro. XVIII*, s. Vignaud.
- Rhodokanakis*, s. 'Ubaid-Alläh ibn Kais.
- Robert, E., Studien zur Ilias, mit Beiträgen von F. Bechtel. [Noack]. 372
- Roberts, W. Rh.*, s. Dionysius of Halicarnassus.
- Salomon, F., William Pitt. I. Bd. [v. Ruville]. 626
- I. Σαραντίδου, Ἀρχελάου, ἡ Συνασός. [Hatzidakis]. 438
- v. Scala, R., Die Staatsverträge des Altertums. I. Teil. [Brandis]. 736
- Schaumkell, Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien. [Gottlieb]. 444
- Schilling, Diebold, Die Berner Chronik hrsg. von G. Tobler. I. und II. Bd. [Meyer von Knonau]. 194
- Schmidt, L., Geschichte der Wandalen. [Görres]. 816
- Schubert*, s. Urkunden-Regesten.
- Schüddekopf*, s. Leitzmann.
- Schultze*, s. Italaminaturen.
- Schwally*, s. Ibrāhīm ibn Muḥammad al Baihaqī.
- Sibawaihi's Buch über die Grammatik hrsg. von G. Jahn. [Praetorius]. 147
- Sickenberger, J., Die Lukaskatene des Niketas von Herakleia untersucht. [Lietzmann]. 753
- , —, Titus von Bostra. [Lietzmann]. 753
- Spiegelberg, W., Zwei Beiträge zur Geschichte und Topographie der thebanischen Necropolis im Neuen Reich. [Sethe]. 29
- Staatsverträge des Altertums*, s. v. Scala.
- Streck, M., Die alte Landschaft Babylonien nach den arab. Geographen. 1. und 2. Teil. [Wellhausen]. 927
- Studia Sinaitica No. VIII. Apocrypha Arabica ed. by M. D. Gibson. [Riedel]. 352

Studien, Biblische, 4/5. Heft, s. Göttberger.

Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche. VII. Bd.
1. Heft. s. Kruske.

Strzygowski, J., Orient oder Rom. [Dvořák]. 693

Swete, H. B., An introduction to the Old Testament in Greek
... with an appendix containing the letter of Aristeas ed.
by Thackeray. [Lietzmann]. 329

Tabularium, Ecclesiae S. Mariae, s. Hartmann.

*Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen
Literatur*, s. Eusebius, Knopf, Sickenberger.

Thackeray, s. Swete.

Thommen, s. Urkunden.

Titus von Bostra, s. Sickenberger.

Tobler, G., s. Schilling.

Tolkiehn, J., Homer und die römische Poesie. [Norden]. 159

Torp, A., Etruskische Beiträge. 1. Heft. [Horn]. 920

‘U b a i d - A l l a h i b n K a i s a r R u k a j j â t, Der Diwan des,
hrsg. von N. Rhodokanakis. [de Goeje]. 975

‘U m e i r i b n S c h u j e i m a l Q u t â m i, Diwan des, hrsg. von
J. Barth. [Wellhausen]. 595

U r k u n d e n z u r S c h w e i z e r G e s c h i c h t e a u s O e s t e r -
r e i c h. Archiven hrsg. von R. Thommen. I. u. II. Bd.
[Meyer von Knonau]. 202

U r k u n d e n b u c h d e r S t a d t B u d w e i s bearb. von K. Köpl.
I. Bd. 1. Hälfte. [Loserth]. 286

U r k u n d e n b u c h d e r R e i c h s s t a d t F r a n k f u r t. Hrsg. von
J. F. Böhmer. Neubearbeitung. I. Band, bearb. von Fr.
Lau. [Reimer]. 826

U r k u n d e n b u c h z u r G e s c h i c h t e d e r D e u t s c h e n i n S i e b e n -
b ü r g e n. III. Band. [Perlbach]. 748

U r k u n d e n b u c h d e r S t a d t u n d L a n d s c h a f t Z ü r i c h bearb.
von J. Escher und P. Schweizer. V. Band. [Wartmann]. 924

XIV

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

- Urkunden-Regesten aus den ehemaligen Archiven der
von Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster Böhmens. Von
A. Schubert. [Loserth]. 286
- Veröffentlichungen der hist. Kommission für Hessen und Waldeck,*
s. Landtagsakten.
- Vignaud, H., La lettre et la carte de Toscanelli sur la route
des Indes par l'ouest. [Wagner]. 108
- Vottelini, s. Acta tirolensia.
- Waitz, G., Gesammelte Abhandlungen. I. Bd.: Abhandlungen
zur deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte. Hrsg. von
K. Zeumer. [Sickel]. 601
- Weber, V., Die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostel-
konzil. [Holtzmann]. 1
- , —, Die Adressaten des Galaterbriefes. [Holtzmann]. 1
- , —, Der Galaterbrief aus sich selbst geschichtlich erklärt.
[Holtzmann]. 1
- Wellmann, s. Fragmentsammlung.
- Wirth, K. H., Der Verdienstbegriff in der christlichen Kirche
nach seiner geschichtlichen Entwicklung. [Scheel]. 338
- Wys, s. Quellen z. schweiz. Reformationsgeschichte.
- Zedler, G., Gutenberg-Forschungen. [Dziatzko]. 980
- Zimmer, H., Pelagius in Irland. [Jülicher]. 274
-

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Jahrgang.

Zweiter Band.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1902.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. Rudolf Meißner in Göttingen.

- Weber, V., Die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostelkonzil. Grundlegende Untersuchungen zur Geschichte des Urchristentums und des Lebens Pauli. Ravensburg, Kitz 1900, XVI, 406 Seiten. M. 5.
- — Die Adressaten des Galaterbriefes. Beweis der rein-südgalatischen Theorie. Ebenda 1900. IV, 79 Seiten. M. 1,20.
- — Der Galaterbrief aus sich selbst geschichtlich erklärt. Ebenda 1901. IV, 12 und 145 S. M. 1,80.

Im Grunde schon seit 75 Jahren stehen sich in der protestantischen Theologie bezüglich der Frage, wo die von Paulus angeredeten ›Galater‹ zu suchen sind (ob in der Landschaft oder in der ganzen römischen Provinz), und im Zusammenhang damit auch bezüglich der weiteren Frage, wann die dortigen Gemeinden gegründet worden sind (ob erst auf der zweiten oder schon auf der ersten Missionsreise), zwei Ansichten mit gleich guter Vertretung direct gegenüber. Die katholische Theologie hat noch bis vor Kurzem (vgl. Windischmann, Reithmayr, Bisping, A. Schäfer) die ältere Ansicht (Landschaft und zweite Reise) vertreten. Erst neuerdings haben sich der Jesuit Cornely in seinem großen Einleitungswerk (Introductio in N. T. III. 1886, S. 416f.) und der Tübinger Theologe J. Belser (Einleitung in das N. T. 1901, S. 438f.) der modernen, sog. Mynsterischen Theorie angeschlossen. Dabei erweist sich der Letztgenannte (S. 446) bereits als abhängig von seinem Würzburger Collegen Valentin Weber, welcher sich eine Art Lebensaufgabe daraus gemacht zu haben scheint, dieser Hypothese zum Sieg zu verhelfen. Mindestens hat er die ganze Frage allseitiger und eingehender behandelt, als irgend Jemand vor ihm. Nicht blos die oben genannten ausführlichen Veröffentlichungen sind ihr gewidmet, sondern die gleiche Tendenz verfolgen auch eine beträchtliche Anzahl kleinerer Abhandlungen, als da sind ›Das gute Recht der südgalatischen Hypothese‹ (Der Katholik 1898, I, S. 193—211. 301—310. 412—432), ›Paulus war nur einmal in Galatien vor dem Galaterbrief‹ (ebenda I, S. 33—44. 97—111. 221—233), ›Die Galaterfrage und ihre Beleuchtung durch Blaßsche Lesarten zur Apostelgeschichte‹ (Zeitschrift für katholische Theologie 1898, S. 305—330), ›Ist der Galaterbrief

vor oder nach dem Apostelkonzil verfaßt?« (Theologisch-praktische Monatsschrift 1898, S. 151—153), »Der Wert der paulinischen Chronologie« (ebenda S. 457—459), »Das Jahr der Bekehrung des hl. Paulus« (ebenda S. 523—536), »Neue Erklärung von Gal. 2, 1 f.« (Der Katholik 1899, I, S. 45—64), »Die Zeit der zweiten Jerusalemreise des bekehrten Paulus« (Theologisch-praktische Monatsschrift 1899, S. 93—101. 186—191), »Erklärung von Gal. 2, 6 a« (Der Katholik 1900 I, S. 481—494, auch separat Mainz 1900), »Die biblischen Quellen für ein Leben Pauli« (Theologisch-praktische Quartalschrift 1901, S. 28—33) und »Der heilige Paulus vom Apostelübereinkommen bis zum Apostelkonzil« (Biblische Studien von Bardenhewer VI, 1901, Nr. 1 u. 2). Dazu kommt noch eine Entgegnung auf den Angriff Schürers (Der Katholik 1901 I, S. 339 f.).

In dieser langen Reihe von unter sich zusammenhängenden Arbeiten ist fragelos ein umfassendes Material zur Beantwortung der schwebenden Streitfrage mit Sachkunde, mit Geschick und Klarheit zusammengestellt, geordnet und nach wissenschaftlicher Methode beurteilt. Es dürfte kaum irgend eine vertretene Position übersehen, irgend ein geltend gemachtes Moment ganz vernachlässigt sein. Eine andere Frage ist, ob das Gewicht aller einzelnen Beweismittel richtig bestimmt, die Schwere der Gegeninstanzen völlig gewürdigt worden sind. Wenn der Verf. jetzt etwa in der neuen Encyclopaedia biblica die Artikel Schmiedels über Galatien und den Galaterbrief, die übrigens auf seine Veröffentlichungen noch keinen Bezug nehmen, liest, wird er wohl selbst bekennen, daß die Acten des Streites keineswegs als geschlossen betrachtet werden können. Bereits jetzt kündigt er im Vorwort zur dritten der hier besprochenen Schriften ein neues Buch über die Paulusbriefe an, darin die weiterhin zu erwartenden Widersacher ihren Bescheid erhalten sollen. Dazu werde also auch ich gehören, obwohl ich an diesem Orte nur eine übersichtliche Darstellung seiner Resultate geben kann und mich auf wenige Andeutungen bezüglich ihrer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit beschränken muß.

Bestritten und bestreitbar erscheint sofort die Unterscheidung von »Apostelübereinkommen« und »Apostelkonzil«, sofern jenem Apostelg. 11, 30. 12, 25, diesem Apostelg. 15, 2—30 gelten, Gal. 2, 1—10 (der »Missionsvertrag«) aber mit der früheren Stelle, also der sog. Collectenreise zusammenzulegen sein soll, weil diese in der Apostelgeschichte als die zweite Reise des bekehrten Paulus nach Jerusalem erscheint und Paulus auch nach Gal. 2, 1 zuvor nur einmal dort gewesen ist. Nur diesem Grunde unter den vielen, welche

der Verf. aufzutreiben weiß, kommt, die durchgängige Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte vorausgesetzt, entscheidendes Gewicht zu.

Dagegen soll der Vorgeschichte des Missionsvertrages eine aus Gal. 1, 21 = Apostelg. 9, 30. 11, 25—30 (vgl. 15, 23. 36. 41) construierte Missionswirksamkeit in Syrien und Cilicien mit darauf folgendem ersten Conflict in Antiochia (darauf geht Gal. 2, 4. 5) angehören. Diesmal wurde der Sturm leicht und schnell beschworen, indem Paulus, als er die antiochenische Collecte nach Jerusalem brachte, in einer Privatbesprechung bei den Uraposteln ein volles Verständnis für seine Theorie und Praxis fand, so daß nicht einmal auf die Beschneidung des Titus gedrungen wurde, sein gesetzesfreies Heiden-evangelium also wenigstens stillschweigende Anerkennung fand (Gal. 2, 2. 3. 6—10). Eine öffentliche Besprechung dieses delikaten Punktes vor der ganzen Gemeinde wußten Paulus und die Urapostel mit kluger Taktik zu vermeiden. Solches geschah den chronologischen Annahmen unseres Verf.s. zufolge im Jahre 46, wegen Gal. 2, 1 gerade 14 Jahre nach der auf 32 angesetzten Bekehrung. Von diesem »Apostelübereinkommen«, darin es sich um Anerkennung der Heiden-missionare handelt, soll sich der vier Jahre später fallende, Anerkennung der Heidenchristen bringende Apostelconvent so unterscheiden, daß jenes einen Privatvertrag, dieser eine öffentliche Entscheidung der Gemeinde, jenes ein provisorisches Abkommen, dieser das abschließende Stadium des Streites und definitive Lösung bedeutet, indem die Gesetzeseiferer, welche sich bisher mit einem gewissen Schein auf die Altapostel berufen konnten, jetzt von diesen öffentlich verleugnet und fallen gelassen wurden. In die Zwischenzeit zwischen beide Acte wäre zu verlegen die sogenannte erste Missionsreise (Apostelg. 13 und 14) um 46—48, der antiochenische Conflict (Gal. 2, 11f.), die judaistische Agitation in Galatien (Gal. 1, 6f.) und die Abfassung des Briefes in Antiochia im Jahr 49.

Die Frage nach Ort und Zeit des Galaterbriefes wird im Zusammenhang mit der Voraussetzung behandelt, daß Paulus weder Gal. 2, 1—10 noch an einer anderen Stelle des Briefes von der Apostelg. 15 berichteten öffentlichen Verhandlung, insonderheit auch nicht von den Voten eines Petrus oder Jakobus und ebensowenig von dem Aposteldecret spricht. Er hätte sich also unter Voraussetzung der Richtigkeit der gewöhnlichen Ansätze des schlagendsten Argumentes, welches ihm gegenüber den galatischen Beschneidungs-leuten zu Gebote stand, begeben. Da dies undenkbar ist, muß der Brief etwa in dem Moment Apostelg. 14, 28 geschrieben sein, also zu einer Zeit, da es im eigentlichen Galatien, welches Paulus erst Apostelg. 16, 6 erreicht, noch keine Christen, wenigstens keine von

Paulus bekehrte, gegeben hat. Daß sich bei solcher Sachlage der Verf. einer Entscheidung bezüglich des Sinnes dieser überaus schwierigen Stelle enthoben wissen darf (Adressaten S. 70), kommt seiner Sache insofern sehr zu gute, als die Exegese, die er in petto hat (S. 74), durchaus unhaltbar, die Streichung des ganzen Verses aber völlig willkürlich ist. Während nun aber die gewöhnliche Ansicht, die ihre starke Stütze am Sprachgebrauch und Zusammenhang der apostelgeschichtlichen Erzählung hat, den Inhalt von Apostelg. 16, 6 durch die Annahme einer gleichzeitigen Gründung der Galatergemeinden stillschweigend ergänzt und den Gal. 4, 13 vorausgesetzten zweiten Besuch des Paulus Apostelg. 18, 23 erwähnt findet, sieht unser Verf. diesen zweiten Besuch schon 14, 21—23 berichtet und kann sich dafür auf die Gal. 2, 1. 9. 13 vorausgesetzte Bekanntschaft der Leser mit Barnabas berufen, sofern dieser den Apostel nur auf der ersten Missionsreise begleitet hat. Dies und Anderes wird namentlich in der ersten der drei obengenannten Schriften in sieben Beweisgängen (Gal. und Apostelg., Gal. und die anderen Hauptbriefe, Gal. aus sich selbst erklärt, Adresse von Gal., Pauli zweiter Besuch in Galatien, Identität von Gal. 2, 1 f. und Apostelg. 11, 30, Chronologie des Lebens Pauli) ausgeführt, während im Zusammenhang damit die zweite für die Behauptung eintritt, daß »die Gemeinden Galatiens« (Gal. 1, 2) in den vier Missionsstationen Pisiens (Antiochia) und Lykaoniens (Ikonium, Lystra, Derbe) zu suchen sind. So wenigstens nach der vom Verf. vertretenen »reinen« Südgalatien-Theorie, während nach der einst von Mynster, neuerdings noch von Cornely und Zahn vertretenen Form der genannten Hypothese auch die eigentliche Landschaft Galatien in die Adresse mit aufzunehmen wäre, was den Vorteil einträgt, daß dann die Anrede »Galater« 3, 1, bekanntlich die Hauptstütze der beiderlei Formen entgegengesetzten, älteren Annahme, wenigstens begreiflicher und zulässiger erscheint, als wenn darunter eigentliche Galater gar nicht, sondern lediglich Pisidier und Lykaonier verstanden werden müßten. Der Streitpunkt betrifft demnach die Frage, ob der Sprachgebrauch um 50 unserer Zeitrechnung von der Art war, daß »Galatien«, wo der Zusammenhang nicht auf Beschränkung des Sinnes hinwies, auf die ganze Provinz gedeutet werden konnte. Aus der Bejahung dieser Frage wird dann weiter gefolgert, daß Paulus Adressaten von verschiedener Nationalität unter keinem anderen Namen zusammenfassen und anreden konnte. Der Gegenthese zufolge stellt freilich der Umfang der Provinz Galatia eine zu wenig stabile Größe dar, als daß jemals gerade die außerhalb der eigentlichen Landschaft wohnenden Zugehörigen derselben schlechtweg »Galater« heißen konnten.

Während die auf der Hand liegende Wahrscheinlichkeit der letzten Behauptung ihren bedeutendsten Vertreter in Schürer hat (vgl. jetzt auch Th. Mommsen in der »Zeitschrift für neutest. Wissenschaft II 1901, S. 86), ist es unserem Verf. gelungen, für die entgegengesetzte Ansicht in der Schrift mit dem Titel »Die Adressaten« u. s. w. zwei Argumente, die ihm völlig durchschlagend scheinen (nur in Südgalatien ist in der Apostelgeschichte wegen 16,6 die Gründung christlicher Gemeinden bezeugt, und auch die »Bestärkungsreise« 18,23 mußte, weil »allen Brüdern« geltend, durch Südgalatien gehen), dazu noch zwölf Argumente, welchen er hohe Wahrscheinlichkeit der Beweiskraft beimißt, endlich sechs Gründe accidentieller Art, also im Ganzen zwanzig Gewichtsteine in die Wagschale zu legen. In der dritten der oben angezeigten Schriften, welche übrigens fast nur aus einem Sonderabdruck von S. 145—289 der ersten besteht, hat er wieder eine Siebenzahl von Gründen hergestellt und sich einleitungsweise protestantischer (Riggenbach und Jülicher) und katholischer (Ladeuze und Knabenbauer) Gegner erwehrt, übrigens auch, wenigstens auf einem mehr untergeordneten Punkte, eine bezeichnende Schwenkung vollzogen, sofern er früher eher geneigt war, den Besuch des Petrus in Antiochia Gal. 2, 11 in die Zeit Apostelg. 13, 1 zu verlegen (Die Abfassung u. s. w. S. 17. 24. 227. 248 f), während er ihn später lieber mit 14, 28 gleichzeitig setzt (Der hl. Paulus S. 30, Der Galaterbrief S. 4). Aber so oder anders gestellt, bildet der Auftritt Gal. 2, 11 f. ein schweres Kreuz für eine Theologie, welche zeigen muß, daß Petrus auch für Paulus »der Fels der Gesamtkirche, die einzigartige oberste Autorität der ganzen christlichen Kirche« sei und in Gal. 2, 14 »ein beweiskräftiges Zeugnis des hl. Paulus für den Primat des hl. Petrus« vorliege, der diesem 2, 13 gemachte Vorwurf der »Heuchelei« aber besagen wolle, »daß Petrus nur äußerlich, dem Scheine nach, das Jüdischleben wieder aufnahm«. Ueberhaupt muß Paulus »von den älteren Aposteln stets mit größter Verehrung gesprochen« haben, die Wendung 2, 6 also den Sinn haben: »Wie beschaffen (als Sendlinge) von Seiten der Vielgeltenden her sie (die Gesetzeseifrigen) ehemals waren, ist mir gleichgültig«.

Ich will hier nichts wiederholen von den Gegenargumenten und Ausstellungen, welche Jülicher in der »Theologischen Literaturzeitung« (1901, S. 469—472) in großer Fülle gebracht hat. Alle Maßnahmen und Entdeckungen des Verfassers verlieren ihre Bedeutung sofort, wo man weder an die Voraussetzung der unerschütterlichen Collegialität der beiden »Apostelfürsten«, noch an die andere der wesentlichen Geschichtlichkeit von Apostelg. 15 gebunden ist, dagegen den

Reisenotizen 16, 6. 18, 23 um so mehr Wert beimißt. Andererseits darf man es mancherlei auf protestantischer Seite bestehender Voreingenommenheit gegenüber begrüßen, wenn unser Verf. den Gedanken der gesetzesfreien Heidenmission als gleich mit der Bekehrung des Paulus gegebenes, einen eisernen Bestand seines apostolischen Bewußtseins bildendes Princip behandelt, wenn er das Auftreten des eigentlichen antipaulinischen Judaismus, welcher die Gesetzespflicht auch auf die gläubigen Heiden ausdehnte, erst vom Tage von Antiochia an datiert und wenn er den Text der Blaßschen Editio romana, trotzdem daß er ihm im Grunde gewogen ist, doch an der entscheidenden Stelle, im Aposteldecret, als tendenziöse Umwandlung der Jakobusclauseln in einen Moralkatechismus wertet. Mit Jülicher muß demnach auch ich dem Verf. einräumen, daß er sich den protestantischen Harmonisten als an Geschick und Gründlichkeit der Beweisführung überlegen erwiesen hat.

Straßburg i. E.

H. Holtzmann.

Lang, A., Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie. Leipzig. Dieterichsche Verlags-Buchhandlung (Theodor Weicher). 1900. X. 471 S. 8. M. 10.

Die Anregung zu einer Würdigung der Theologie des Straßburger Reformators Butzer ist dem der Wissenschaft leider zu früh entrissenen Alfred Erichson in Straßburg zu verdanken. Zwar hatte Hassenkamp in seiner hessischen K. G. Bd. 2. 330 ff. bes. 382 ff. eine kurze Darstellung der Butzerschen Lehrauffassung gegeben, sie war aber wirkungslos geblieben, sie ist auch Lang entgangen. War auf den Politiker Butzer, den man überhaupt um seines wenn auch verunglückten Unionswerkes willen nie ganz aus den Augen verloren hatte, durch Varrentrapps: »Hermann v. Wied« und vor allen Dingen durch Lenz': »Briefwechsel Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen mit Butzer« (1878 und 1880, 1887 und 1891) neues und hellstes Licht gefallen, so blieb der Theologe nach wie vor in der Dunkelheit, aus der ihn auch Baums Biographie von Capito und Butzer (1860) nicht herausgeholt hatte, und ebensowenig Gerberts Geschichte der Straßburger Sektenbewegung zur Zeit der Reformation (1889). Erichson brachte nun 1894 zum ersten Male den Theologen, speziell den Liturgiker Butzer in enge Beziehung zu Calvin: die reformierte, sogen. Calvinische Gottesdienstordnung in Genf hatte in Straßburg, insbesondere bei Butzer, ihren Ursprung. Der Anstoß

wirkte nach zwei Seiten: einmal wurde Butzer in seinem Einfluß als praktischer Theologe auf die Kirchenorganisationen in verschiedenen Ländern und Städten gewürdigt (hier hätte Lang neben den Arbeiten von Diehl: Zur Geschichte der Confirmation 1897 und v. Schubert: Zwei Predigten Martin Bucers 1896, auch Simons Studien [s. Theol. J. B. 1898 S. 364 und 771] und die Smends [s. ebenda S. 364] erwähnen können), und sodann die Abhängigkeit Calvins von ihm erörtert. Was Usteri (1884) und Scheibe (1897) mit Reserve aussprachen, formulierte Seeberg im 2. Bande seiner Dogmengeschichte (1898) sehr bestimmt: »der Butzerianismus ist die Vorstufe für den Calvinismus geworden« (S. 382). Eine nähere Ausführung seiner These lag außerhalb des Rahmens seiner Arbeit, doch wies Seeberg auf die Dringlichkeit einer Bearbeitung der Butzerschen Theologie hin. Hier setzt Lang ein, den Studien über Calvins Institutio von 1536 zu Butzer hingeführt hatten. Und daran kann kein Zweifel sein: »Butzer hat ein Recht auf eine selbständige Untersuchung seiner dogmenhistorischen Stellung« (S. 2).

Da es sich also in vorliegendem Werke um einen Spatenstich in unbekanntes Land handelt, dürfte es Pflicht des Recensenten sein, zunächst ein Referat über den Inhalt des Buches zu geben, um daran die kritischen Bemerkungen anzuknüpfen. Und wenn das Referat etwas ausführlich ausfallen sollte, so findet das darin seine Erklärung, daß Butzer ein viel zu vielseitig angeregter Mann ist, als daß er sich leicht »fassen« oder auf die Formel bringen ließe; man thut ihm Unrecht, sobald man ihn nicht in allen seinen Nuancierungen vorführt.

Lang beginnt mit einer eingehenden (91 S.) Untersuchung des Quellenmaterials. Für den, der sofort nach dem Allerheiligsten verlangt, stellt die notwendige Passage dieses Vorhofes eine nicht kleine Anforderung an die Entsagungsfähigkeit. Nicht nur daß L. die einzelnen Schriften Bs. eingehend charakterisiert, insbesondere in Bezug auf ihre Entstehung, es finden sich Ausführungen über die exegetische Methode Bs., und bei Besprechung der verschiedenen Ausgaben des Evangelienkommentars werden genau bis auf die Angabe der Seiten und Zeilen die Differenzen gebucht. Das könnte pedantisch erscheinen, aber ich glaube, jeder, der selbst den Evangelienkommentar liest, wird Lang dankbar sein. Eine kritische B.-ausgabe existiert noch nicht, sämtliche Ausgaben des Ev.kommentars in die Hand zu bekommen, wird bei der Seltenheit der Drucke nur Ausgewählten gelingen — L. bekennt (S. 59), daß er zum ersten Male in dieser glücklichen Lage war —, und doch ist in der Verschiedenheit der Ausgaben der Wechsel der B.schen Theologie niedergelegt.

Wer aber jetzt eine Ausgabe einsehen kann — und die ist auf jeder größeren Bibliothek zu finden —, der kann an der Hand der L.schen Angaben sich über die übrigen unterrichten, also B.studien treiben. Wegen der Seltenheit der Drucke wird man auch L. für den wörtlichen Abdruck einiger besonders signifikanter loci zu B.s Theologie am Schluß des Buches danken. Daß im Uebrigen hie und da in der Quellenuntersuchung hätte gekürzt werden können, wer will darüber mit dem Verf. rechten? Der Gefahr, Küchengeschirr mit auf den Tisch zu bringen, bei derartigen Untersuchungen zu entgehen, ist nicht leicht.

In den »theologischen Grundgedanken B.s in ihrer ursprünglichen Gestalt« läßt L. »die Ueberzeugung von der Allwirksamkeit Gottes« und »die Erwählungslehre« Centren sein. Das sind theologumena, die Luther nicht fremd sind, und B. hat sie auch von Luther erstmalig gelernt — das verleugnet sich nie bei ihm — aber er hat sie eigenartig pointiert und zugespitzt, der Art, daß seine Hinneigung zu und sein enger Verkehr mit Zwingli (der recht eigentlich 1524 beginnt) begreiflich werden. Die Eigenart B.s in der Richtung auf Herauskehrung der Alleinwirksamkeit Gottes erweist sich sogleich in der Rechtfertigungslehre bei der Fassung des Glaubensbegriffes. Die *fides* ist für B. allerdings ein *credere deo atque de ipsius bonitate solide esse persuasum* (*persuasio* ist ein Lieblingsausdruck B.s für die *fides*, dem Laurentius Valla und dem Franzosen Budaeus entlehnt), aber es fehlt die »grundlegende Beziehung zu der Hinwegräumung der Schuld des Sünders« (S. 109). Dadurch verliert der Glaube seinen positiven Inhalt und blaßt ab zu »bloßer Aufgeschlossenheit gegen Gott« (S. 109), ethisch gewandt zu einer bloßen *abnegatio nostri ipsorum*. Dem entspricht in der Christologie das Zurücktretreten des Versöhneramtes Christi hinter dem königlichen Amte. Im Heilsprozesse treten Gott und Mensch miteinander in Connex, ohne daß auf die Hinwegräumung des Schuldhindernisses auf Seiten des Menschen besonderer Wert gelegt würde. Nicht jedoch, als wenn in mystisch-pantheisierender Weise der Glaube eine Rückkehr in den universalen Urgrund alles Seins bedeute, davor bewahrt B. sein reformatorisches Christentum mit seinem Dualismus zwischen Gott und Mensch einerseits und innerhalb dieses Dualismus mit seiner durch das »allein aus Gnaden« geforderten göttlichen Initiative andererseits. So kommt ein Gegensatz zwischen Gott und Mensch heraus, der ohne Rücksicht auf die Sünde konstruiert, einem metaphysischen Dualismus nahe kommt. Die Kreatur — metaphysisch nicht sowohl ethisch gefaßt — ist Gott gegenüber nichts; Gott giebt ihr seine Ehre nicht. Aber wie nun bei so hochgespann-

tem Gegensatze, da alle ›Mittelursachen durch die Urkausalität geradezu aufgesogen werden‹ (S. 120), Christus selbst nur auf der Stufe eines Boten Gottes allenfalls noch Platz finden kann — Versöhner und Vertreter ist er nicht —, wie da den Connex herstellen zwischen Gott und Mensch? Er vollzieht sich durch den göttlichen Geist — ein Beweis, wie stark der Gegensatz dem metaphysischen sich nähert. Mit dem Begriff des ›Geistes‹ kommen wir zu einem Grundbegriff B.s: ›man könnte B.s Lehre geradezu die ›Theologie des Geistes‹ nennen‹. Charakteristisch für den Geist ist seine Uebercreatürlichkeit a specie hominis seine Unentbehrlichkeit. Als schlechthin übercreatürlich ist er nicht gebunden an das Medium des Wortes (*Dominus suos . . . etiam citra externam praedicationem potest docere*), läßt sich nicht auf ethischem Gebiete in die engen Fesseln der Gesetzmäßigkeit schlagen (hier wendet sich B. gegen die Täufer, die *recentiores monachi*, wie er sie scharfblickend nennt), und reißt endlich den Christen los von allen Mitteldingen und relativen Größen zu sich herauf in die göttliche Sphäre in — wie L. mit Recht betont — der Art einer physischen vergottenden Kraft — wiederum, weil Konsequenz daraus, ein Beweis für den metaphysisch-dualistischen Hintergrund. Speziell in der Lehre vom Gebete macht sich jene übercreatürliche, rein in eigener Impulsivkraft wirkende Geistesmacht bemerkbar: *si huc spiritus impellat ac velut incogitantem rapiat, ut certa fiducia exorandi quid externi vel tibi vel aliis ores, . . . indubie exorabis, quicquid id fuerit, quia fide orabis indubia. Spiritus autem hoc opus erit, qui ita . . . ad orandum te nihil fide haesitante impellat, ut ne quidem cogitatiuncula aliqua alia obrepat, non modo, ne non impetres, sed ne quidem de ulla re alia, quam ut preceris tantum atque accipias, quod fueris precatus* (S. 128) — in der That eine ›enthusiastische Betonung des Geistes‹, die allerdings B. paralyisiert hat durch die im Großen und Ganzen auch von ihm nebenher beibehaltene reformatorische Heilslehre. L. möchte B. um jenes enthusiastischen Einschlags in seiner Theologie willen den ›Pietisten unter den Reformatoren‹ oder ›den ersten Anfänger und Vater des Pietismus‹ bezeichnen (S. 137).

Eine Paralyisierung jenes Geistesenthusiasmus liegt schon in der Aufstellung der Autorität der h. Schrift, und diese Paralyisierung kommt B. nur dadurch nicht zum Bewußtsein, daß er den Geist den Autor der Schrift sein läßt, dem gegenüber die Schriftsteller nur Amanuenses sind. Aber alsbald macht sich der Dualismus von Fleisch und Geist wieder geltend in der scharfen Spannung zwischen Gesetz und Evangelium — jenes den Zorn weckend, dieses die Gnade spendend; — dieselbe wird jedoch gelöst, dadurch, daß die Schrift als Geistes-

gabe eine supranaturale Einheit ist: *idem in substantia, quia eodem in utroque (testamento) Deus spectat, nimirum ut ipse sit per suam bonitatem Deus noster et nos eius per fidem populus* (S. 145). Auf die Praxis angewandt, führt das zu dem bekannten reformierten Grundsatz, die Schrift als supranaturale Norm gleichsam mit Zwangsgewalt autoritativ sein zu lassen, sodaß Alles abgethan wird in der Gemeinde, das ohne Grund der Schrift ist, damit »kein Menschenwerk zwischen die Schäflein und ihren ewigen Hirten sich dränge« (S. 149). Und zwar wird auch hier die Schrift als Einheit gedacht, daher bei B. die hohe Wertung des mosaischen Gesetzes in der Gemeinde. —

Das »zweite theologische Grundprincip« B.s, seine Erwählungslehre, ist nicht als einfache Consequenz der Lehre von der Allwirksamkeit Gottes zu betrachten, vielmehr ist B. bei ihrer Ausbildung nicht von Gottes Thun, sondern vom Menschen ausgegangen. Die Scheidung der Menschen in *electi* und *reprobi* nach göttlichem Willen steht ihm a priori fest, einer dogmatischen Ableitung bedarf es nicht. Es fehlt ihm auch das dogmatische Interesse, das Calvin in so hohem Grade besaß, die Lehre von der *gemina praedestinatio* auszubauen, er faßt *electio* und *reprobatio* niemals unter dem Begriff *praedestinatio* zusammen, vielmehr ist ihm diese = *electio*. Den *electi* werden nun, ihnen aber unbedingt, wenn auch längere Zeit darüber hingehen mag, die göttlichen Heilsveranstaltungen allein z. B. auch der Geist, zu teil. »Der Glaube ist also . . . das Offenbarwerden der ewigen Erwählung in der zeitlichen Entwicklung« (S. 166). Umgekehrt manifestiert sich die *reprobatio* an der Verwerfung Christi. Ein Verlust der *electio* ist dank des *donum perseverantiae* undenkbar. Die ethischen Wirkungen der Erwählungslehre (Abrundung und Vervollkommnung des Glaubensstandes, Bewahrung vor Intoleranz, da man ja nie weiß, ob man nicht einen *electus* vor sich hat, u. a.) werden dem überwiegenden praktischen Interesse B.s an diesem Lehrpunkte entsprechend sehr ausgemalt. Aber der supranaturalistische Dualismus der *electi* und *reprobi* wird alsbald durchkreuzt, wenn B., ähnlich wie Zwingli, auch Nichtchristen, edlen Heiden z. B., eine Stätte im Reiche Gottes gewährt, und wenn jeder *reprobis*, bevor das Verdammungsurteil gefällt wird, die göttliche Wahrheit wenigstens gekannt haben soll (S. 168 f.).

Der *numerus electorum* bildet die Kirche oder — beides ist identisch — das Reich Gottes. Sie ist eine ideale Gemeinschaft, die aber eingekleidet ist in die Form der *externa ecclesia* — der Dualismus von Fleisch und Geist setzt sich hier fort. Und ähnlich wie angesichts dieses Dualismus oben das traditionelle Moment der Schriftautorität nicht ohne Schwierigkeit einzuschalten war, so hier

das traditionelle Moment der beiden *signa ecclesiae*, Wort und Sakrament. Gott hat sie gegeben, so löst B. das Problem, *ut ab aliis secerneremur religionisque Christi consortes nos profiteremur et ab aliis agnosceremur* (S. 178). Entscheidend aber für die Existenz der *ecclesia* sind sie nicht, vielmehr (analog wie oben der Geist) der göttliche Willensratschluß, an den *electi* sich zu bethätigen (*nullius sunt tamen momenti, nisi intus Dominus doceat et quae signis significantur ipse intus per spiritum perficiat*). Und ebenso macht sich jener Dualismus geltend, wenn B. nicht frei ist von dem »Ideal einer reinen Gemeinde, bestehend aus lauter zum Genuß des Abendmahls fort und fort würdigen Gliedern« (S. 185) — das »Fleisch« der *ecclesia externa* soll abgestreift werden. B. hat jedoch diese Gedanken bald wieder abgeschwächt, in der strengen Kirchenzucht klingen sie freilich noch nach.

Der Gottesbegriff, welcher aus den erörterten Anschauungen herausspringt, betont in erster Linie die *gloria dei*. Man dient ihr, indem man der Leitung des Geistes folgt. Selbst die *reprobi* werden soweit erleuchtet, daß sie Gott die Ehre geben müssen (wofern nicht B. dabei bleibt, daß sie über die Wahrheiten der natürlichen Theologie: *quid Deus sit ac velit* nicht hinauskommen). Allerdings wird einer drohenden Spannung zwischen souveräner Allmacht und Güte Gottes dadurch vorgebeugt, daß Gottes Ehre sich in Begnadigung manifestiere.

Eine Sonderuntersuchung hat L. der Sakramentslehre B.s gewidmet. Seine Sakramentslehre ist ursprünglich ganz die Luthersche, des Näheren die in de captivitate babylonica niedergelegte. Als bald jedoch gerät er — etwa 1524 und 1525 — in der Abendmahlslehre in unsicheres Schwanken, als Carlstadt Oktober 1524 nach Straßburg kommt, und der Niederländer Hinne Rode den bekannten Brief des Cornelius Hoen um dieselbe Zeit dorthin bringt. Zwingli beseitigt dann die letzten Zweifel. Aber über ein Schwanken kommt er nicht hinaus: lediglich zu einem Erinnerungsmahle blaßt ihm das Abendmahl nicht ab, ein Genießen des Leibes und Blutes Christi hält er fest, ohne freilich über das Wie? sich auszulassen. Sein Dualismus zwischen Fleisch und Geist schiebt sich zwischen die von Luther übernommene Auffassung, ohne freilich schon ganz durchzudringen. Viel konsequenter macht er sich in der Tauflehre geltend. Hier beginnt B. zu scheiden zwischen »wasser tauff« und ein »tauff des geists«, und läßt ersteren nur »ein eüsserlich zeichen sein des tauffs Christi, der mit dem h. geist und feuer teuffet — es bindt gott sein gnad nit an wasser«. Aber wie dann die Kindertaufe verteidigen? Nun, warum soll man um des Friedens und frommen Brauches willen

nicht das »*eusserlich ding*« auch den Kindern applizieren? Ob Christus sie dann auch durch seinen Geist tauft, wissen wir nicht. Hier bricht ganz deutlich auf Grund eben jenes Dualismus die Gleichgültigkeit B.s gegen die Sakramente durch. Gott kann ohne sie handeln durch seinen Geist. Immerhin haben sie als Erkennungs- und Verpflichtungszeichen der Gemeinde, die ja auf Erden nicht anders denn als *externa societas* (s. oben) existieren kann, ihre Bedeutung. So kann B. die Taufe ein »anhebliches Zeichen« nennen, einen Fingerzeig auf Christum, dem nachzugehen Pflicht der Eltern und Erzieher ist — und das hat B. besonders gegen Capito, der sich abfällig über die Kindertaufe äußerte, betont — aber das Alles kann den Dualismus wohl verhüllen, aber nicht verschwinden machen. Gnadenmittel ist das Taufbad nicht, in der *Prädestination*, nicht in der Taufe, liegt das Heil, ja, die Prädestinationsgnade setzt sich gleichsam physisch fort, wenn es heißt: *longe plures in puerili aetate hinc rapiuntur, quos Christi beneficio, praesertim natos a credentibus, salvos fore nihil ambigo*. Analog kann B. das Abendmahl werten als Symbol für geistige Stärkung durch den Glauben, ohne es *vehiculum gratiae* sein zu lassen.

Allmählig nun wird diese »Unterströmung«, wie L. jene Wertung nennt, stärker. Der Begriff der *unio sacramentalis*, wie er in schillernder Unbestimmtheit namentlich von den böhmischen Brüdern ausgebildet war, wurde ihm zur Brücke für eine Annäherung an Luther. Indem er von jener das *naturalis* und *personalis* ausschloß, glaubte er sie gleichsetzen zu dürfen mit jener Glaubensstärkung, die auch nach ihm das Abendmahl darbot. Beide Positionen, seine eigene dualistische, wie die unionistische Luthers, mußten in der Auffassung B.s ihre Spitzen umbiegen, um sich einander nähern zu können. In der Wittenberger Concordie ist aus der Annäherung bekanntlich eine Einigung geworden, ohne daß sie doch mehr als eine B.sche subjektive Conception hätte sein können. In der dritten Ausgabe seines Evangelienkommentars (1536) hat B. seine authentische Interpretation der Wittenberger Concordie geliefert; sie ist sichtlich schönfärberisch und Zwingli gegenüber nicht ganz ehrlich geschrieben. Und mit vollem Recht sagt L.: »jede nähere Präcisierung der Denkweise B.s ist fast unmöglich, weil man bei jedem Versuche fürchten muß, ihm Unrecht zu thun: so sehr hängt hier alles an den Worten« (S. 275). Deutlich aber springt in die Augen, daß die *unio sacramentalis* der eigentliche Concordienbegriff ist (s. d. Wortlaut S. 274). Der schroffe Dualismus von Geist und Fleisch tritt zurück bis zur völligen Bedeutungslosigkeit, ja, B. debattiert über das Organ für die Reception des Leibes Christi — als wenn das von seinen

Prämissen aus nicht eo ipso der Geist hätte sein müssen! In der Formel: »der tote Glaube könne Leib und Blut des Herrn auch genießen«, glaubt B. den Genuß der *indigni* auch behaupten zu können — ein toter Glaube ist doch immerhin *fides*, also etwas Geistiges; daß er dabei freilich den evangelischen Glaubensbegriff alteriert, hat B. nicht bemerkt. *Accipiunt et sumunt ita ut credunt* (d. h. in dem Maße, wie sie glauben), diese Stufengliederung des Glaubens bis herab auf den toten Punkt paßt schlecht zu dem Manne, der einst jeden Compromiß zwischen Geist und Fleisch ausschloß. Zwar ist er krampfhaft bemüht, an seiner Prämisse festzuhalten, aber er verliert sich dabei in schillernde Zweideutigkeit, wie wenn er über Ubiquität sagt: *ut sol vere uno in loco coeli visibilis circumscriptus est, radiis tamen suis praesens vere et substantialiter exhibetur ubilibet orbis, ita dominus etiamsi circumscribatur uno loco coeli arcani et divini id est gloriae patris verbo tamen suo et sacris symbolis vere et totus ipse deus et homo, praesens exhibetur in sacra coena eoque substantialiter quam praesentiam non minus certo agnoscit mens credens verbis his domini et symbolis quam oculi vident et habent solem praesentem demonstratum et exhibitum sua corporali luce* (S. 281). Analog redet B. jetzt bei der Kindertaufe von einer *fides in lata significatione*; er konnte das, weil ihm die Prädestination Bürgschaft war für die Heilserlangung seitens der Kinder (s. oben), hat das Luther gegenüber aber nicht gesagt.

Hat nun diese Lutheranisierung seiner Sakramentslehre auf das gesamte theologische System B.s rückgewirkt? fragt L. im letzten Abschnitt, betitelt: »Die theologischen Grundgedanken B.s in ihrer späteren Fassung«. L. beschränkt die Untersuchung auf den Römerbriefcommentar (1536), der für B.s Lehrentwicklung abschließend sei, ohne die späteren Schriften zu berücksichtigen. Um eine völlige Umwandlung handelt es sich nicht, aber den früheren Ausführungen sind vielfach die Spitzen abgebrochen, insbesondere dem früheren Grundprincip des Dualismus von Fleisch und Geist. Eine stärkere Ausprägung der Versöhnungslehre findet sich nicht, aber es wird nicht mehr gelehrt, daß Jesus nur zu Gunsten der *electi* gestorben sei. Daß die Polemik gegen die Täufer jetzt verschwindet (S. 295f), hat mit B.s Theologie nichts zu schaffen — von ihr aus sollte man eher das Gegenteil erwarten, — sondern ist Konsequenz der die Kraft der Sektierer brechenden Synode von 1533. Hingegen ist die Betonung des *ministerium ecclesiae* eine Folge der Wertung der Sakramente als Gnadenvermittler; als deren Verwalter und Spender rücken die *ministri ecclesiae* auf, die Furcht, *ne externis rursus actionibus ministrorum id tribueretur, quod Christi est*, ist geschwunden. Als Ver-

kündiger des göttlichen Wortes gewinnen sie eine Art Mittelstellung zwischen Gott und Mensch; das frühere: Gott bindet sich nicht an die Wortverkündigung, tritt zurück hinter dem: *impossibile est ad fidem pervenire, pervenire ad vitam aeternam, nisi audieris Evangelium idque administratum per hominem*. Gerade — und das ist echt Lutherisch — die Einheit des göttlichen Wortes mit der Rede des Verkündenden ist B. jetzt wertvoll: *arceamus . . . argutationes istas non esse verbum domini quod loquitur homo*. Allerdings verklau-suliert B. diesen Lutheranismus, wenn dann doch wieder ein besonderes *decretum dei* zur Grundlage der Wirksamkeit der Predigt gemacht, und wenigstens als ein Extraordinarium Heilsberufung *sine hominum ministerio* anerkannt wird. Und auch die in der Schrift: ›Von der wahren Seelsorge‹ etc. (1538) erstmalig vertretene Christokratie in der Gemeinde soll deren geistige Leitung garantieren, wenn auch nicht mehr wie früher, das Amt als *res externa nec necessaria* misachtet wird. Und endlich bricht der Dualismus sehr deutlich durch, wenn die christusgeleitete Gemeinde dem weltgeleiteten Staate gegenübergestellt wird, dieser jener sich fügen muß.

In der Heilslehre betont B. jetzt die Erbsünde, und die Rechtfertigung klappt ihm auseinander in die *iustificatio forensis* und die *sanctificatio* nach Melanchthonischem Vorbild (vgl. S. 321), um aber alsbald durch den übergeordneten Begriff der *praedestinatio* wieder gekittet zu werden. Der Glaube aber beginnt den Geist zu verdrängen, entsprechend der Ablassung des Dualismus, wie überhaupt der Heilsprozeß psychologisch erklärt zu werden beginnt. Daneben bleibt freilich die supranaturale Einheit von A. und N.T. bestehen.

Ist so ›das Princip der Allwirksamkeit Gottes im Geist an den wesentlichsten Punkten durchbrochen‹ (S. 339), wenn auch ›systemlos‹, mit Einschränkungen, so muß das Prädestinationsdogma von dieser Durchlöcherung ausgenommen werden — ›es ist, als wollte B., da der eine Pfeiler seines Lehrgebäudes ins Schwanken gerät, den anderen um so kräftiger stützen, um so das Ganze im Gleichgewicht zu erhalten‹. Jedoch eine kleine Anbohrung muß sich selbst dieser Pfeiler gefallen lassen, wenn das *liberum arbitrium* als *pro arbitrato velle et deligere* (nicht: *efficere*) concediert wird. Allein siegreich, das *solī deo gloria et honor* des Ausgangspunktes der B.schen Theologie neu aufnehmend, bricht die *praedestinatio* bez. *reprobatio* letztlich durch. Sie ist der letzte, aber starke Stützpunkt des Dualismus. Hier hat Calvin angeknüpft, festhaltend auch seinerseits an den beiden B.schen Gedankenkreisen in seiner zweiten Periode, der Heilsvermittlung und unmittelbaren göttlichen Heilsschaffung, sie

aber enger zu verbinden strebend. Die Calvinsche Theologie hat alsdann die B.sche verdrängt, deren Aufgabe erfüllt war. —

Einen mannigfach sich verschlingenden Weg führt L. den Leser; man atmet am Ende auf, denn die Lektüre ist mühsam, da die Diktion nicht leicht ist. Ich habe den Eindruck, daß L. sein Buch nicht auf einen Wurf vollendet hat, sondern daß es stückweise gearbeitet ist. Wiederholungen fehlen nicht, und nicht selten sind die Gedankenkomplexe nur lose mit einander verknüpft (vgl. am auffallendsten S. 306 ff. im Verhältnis zum Vorhergehenden). Eine letzte Feile und Abrundung mit strafferer Zusammenfassung hätte das Werk gefälliger gemacht; man hat jetzt oft Mühe, den leitenden Faden nicht zu verlieren. Doch es wäre ungerecht, mit dem Danke zurückzuhalten für die geleistete umfassende Arbeit; es liegt ein gründlicher Versuch vor, die B.sche Theologie zu erfassen und in den dogmengeschichtlichen Zusammenhang hineinzustellen. Die Auswahl der Citate ist vortrefflich, überhaupt das Material zum Verständnis der B.schen Theologie in einer Weise bereit gelegt, die selbst den immer auf L.s Werk zurückgreifen lassen wird, der die dogmengeschichtlichen Verbindungen nach vor- und rückwärts etwas anders ansieht als L. Eine kleine Unart sei noch kurz erwähnt, nämlich die, die Citate in der oft ganz sinnlosen Interpunktion der Urtexte zu geben. Warum dem Leser auch hier noch Mühe machen?

Der Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist auf die Gestaltung des Ganzen von so maßgebendem Einfluß geworden, daß ich bitten muß, bei der Beurteilung dieser Schrift die Art ihrer Entstehung und ihren nächsten Zweck stets im Auge zu behalten«, sagt L. S. 11 seiner Einleitung. Der Ausgangspunkt aber war (S. 1), nach Quellen zu Calvins Institutio von 1536 zu suchen, als deren der wesentlichen eine sich B.s Evangelienkommentar ergab. M. a. W. Calvin steht für L. im Vordergrund des Interesses, B. ist nur Mittel zur Verständlichmachung Calvins, kein Selbstzweck der Untersuchung. Mit allem Respekt vor der Bitte L.s wird man aber fragen dürfen, ob ein genetisches dogmengeschichtliches Verständnis B.s auf diese Weise möglich ist? Rein methodisch betrachtet heißt L.s Vorgehen doch die Sache von hinten anpacken, anstatt ihr von vorne, von den Anfängen, näher zu treten. L.s Blick ist wesentlich auf die aus B. herausentwickelte reformierte Theologie gerichtet, daher auch der beliebte Hinweis auf den »Pietisten« unter den Reformatoren. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Seebergs dogmengeschichtliche Beurteilung (s. oben) L. stark beeinflusst hat. Gewiß tritt, namentlich im dritten Kapitel, L. der Genesis der B.schen Theologie auch nahe, aber sie hält ihn nicht fest und ist ihm nicht

so wichtig wie das System selbst als Vorstufe des Calvinismus. Ich glaube, eine genetische Darlegung, der als krönender Abschluß, nicht als Ausgangspunkt, der Calvinismus aufgesetzt wäre, hätte weit reicheren Ertrag geliefert — ist allerdings weit schwieriger. Zur Zeit ist sie auch noch nicht völlig lösbar, so lange die Veröffentlichung des Briefwechsels B.s, die von Hubert zu erwarten ist, noch aussteht ¹⁾.

Vier Quellen muß man m. E. für die Theologie B.s annehmen, deren Verarbeitung und Ineinanderschachtelung seine Originalität ausmacht. Das Fundamentum seiner Theologie ist — wie L. auch betont — Luther. Seine ›Summary‹ von 1523 ist in der That ›eine vorzügliche Zusammenfassung der religiösen Grundgedanken Luthers‹. Auch späterhin schimmern trotz aller Abweichungen immer wieder die Lutherschen theologischen Kategorien durch. Was ist z. B. die eine Seite in jenem Dualismus, das: *ratio hic, naturae lumen, prorsus caeca est*, anders als die Luthersche Lehre von der totalen Corruption des natürlichen Menschen? Und der Gedanke, daß Christus nur für die Seinen da sei, ist von Ritschl als genuin Lutherisch erwiesen worden ²⁾; selbst der unbefangene Gebrauch von *electi* für diese Gemeinde Christi ist Lutherisch (vgl. z. B. in den Resolutionen W. I S. 613), im letzten Grunde biblisch. Allerdings hat Luther, sehe ich recht, dabei nicht, wie B., die Reflexion auf die *reprobi*, weil bei ihm überhaupt, wie L. richtig hervorhebt (S. 189), die Prädestination, die er von früh auf gekannt und nie aufgegeben hat, der Schroffheit entbehrt. Jener ›halbkatholische‹ (S. 304) Amtsbegriff aber in B.s Grundgedanken in ihrer späteren Fassung: *apud deum peccata hominibus remissa sunt . . . , ut autem homo haec apud se etiam vere percipiat et sentiat, eadem ecclesiae ministerio percipiat oportet, postquam deus in hoc ipsum ecclesiae ministerium instituit* — ist nichts Anderes als Wiederaufnahme der These 6 und 7 aus Luthers 95 Thesen; vgl. seine Worte in der *resolutio* zu These 7: *igitur remissio dei gratiam operatur sed remissio sacerdotis pacem* (Weim. Ausg. I 541 s. auch ff.). Interessant ist der Vergleich des B.schen Amtsbegriffes mit dem Melanchthons (s. darüber die jüngst erschienene Dissertation von W. Thomas: Die Anschauung der Reformatoren vom geistlichen Amte. Tl. 1. 1901). Wie bei B. die Zurückdrängung des Spiritualismus den Amtsbegriff schafft, so ist der Melanchthonsche wesentlich durch die Polemik gegen die Schwarmgeister bedingt (a. a. O. S. 9 f. vgl. Confessio Augustana Art. 5). Melanchthon giebt auch die abstrakte Möglichkeit zu, daß jemand

1) Leider ist Hubert inzwischen der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden.

2) Vgl. auch Loofs: D. G. § 78 5^b.

ohne den Dienst eines Menschen zum rechten Glauben kommt, aber erstlich ist ihm das nur ›abstrakte Möglichkeit‹, und ferner ist ihm Voraussetzung, daß der Betreffende wenigstens das Evangelium liest (s. dagegen B. oben S. 9). Wiederum jene Zusammenschrumpfung des Gegensatzes von Gesetz und Evangelium (S. 331) ist nicht un-Lutherisch. Keineswegs ist für Luther Gesetz und Evangelium = altes und neues Testament, sondern es handelt sich um zwei verschiedene, einander gegenüberstehende, durch beide Testamente hindurchgehende Ordnungen, die sich (genau wie bei B. s. S. 331) zur einen göttlichen Heilslehre verknüpfen (vgl. Dieckhoff: Luthers Lehre in ihrer ersten Gestalt S. 53 ff.; Loofs: D. G.³ § 797). Dem entspricht es, daß Luther — und B. stimmt hier wiederum mit ihm — Christus schon im alten Testament findet, und von den a. t. Frommen gefunden sein läßt. Ja, selbst die nähere Art und Weise wie das möglich war, nämlich durch Weissagung und mündliche Tradition, findet sich bei Luther genau so wie bei B. (vgl. Eger: Luthers Auslegung des a. T. S. 8—11 ff.). Es ist also nicht richtig, wenn L. jene Zusammenschau von Gesetz und Evangelium auf Zwinglisches Conto setzen will (S. 329). Auch in jenen mystischen Aeußerungen B.s über die Vergottung, das Ablassen vom eigenen Willen etc. (S. 97) scheint es mir natürlicher, Lutherschen als Zwinglischen Einfluß anzunehmen (vgl. die Belegstellen in meiner Schrift: Luther und die K. G. I S. 236 ff.). Ja, endlich die eschatologische Stimmung der ›Summary‹ geht keineswegs ›augenscheinlich über Luther hinaus‹ und ist auch nicht ›eine gewisse Parallele zu dem schwärmerischen Enthusiasmus derer, welche später unter dem Schiboleth der Wiedertaufe auch B. so viel zu schaffen machen sollten‹, sondern Luthersches Gut aus der Kirchenpostille (vgl. E. A. 10² S. 53 ff.), sofern nicht die allgemeine Erregung auf das von Stoffler für 1524 — B.s Schrift stammt aus dem Jahre 1523! — prophezeite Weltende mitspielt. So würden sich der Anklänge an Luther vielleicht noch mehrere aufweisen lassen¹⁾; es erscheint mir nicht zufällig, daß gerade der Luther der ältesten Zeit benutzt ist; denn der hat B. — auch rein geschichtlich angesehen — wirklich nahe gestanden, mit dem späteren hat er doch immer nur ›Concordien‹ abschließen können. Luther hat — um die Erörterung der ersten Quelle B.scher Theologie abzuschließen — B. das Balkenwerk für seinen dogmatischen Bau geliefert, das er alsdann mit anderem Stoffe ausgefüllt hat.

1) Das Citat aus Gerson im Römerbriefcommentar 1536 S. 18 dürfte z. B. aus Luther stammen, vgl. Luther und die K. G. S. 342 ff.

Als zweite Quelle für die Theologie B.s kommt Zwingli in Frage. L. schätzt diesen Einfluß sehr hoch; ich glaube, er überschätzt ihn. M. E. geht die Nachwirkung Zwinglischer Lehranschauung kaum stark über B.s Abendmahlslehre hinaus. An diesem Punkte ist Zwingli ja zweifellos autoritativ für Butzer gewesen (S. 99 ff.), und die Autorität ist eine so starke gewesen, daß selbst im Stadium der Wittenberger Concordie B. sich nicht zur Ubiquitätslehre hat entschließen können, wenn er auch die Zwinglische Pressung des Umschriebenseins des Leibes Christi auf einen certus locus abgelehnt hat durch den Hinweis, darüber lasse sich nichts ausmachen (s. die von Hassenkamp a. a. O. S. 386 Anm. 1 citierte Stelle). Zuzugeben ist, daß in der Fassung des Glaubensbegriffes, in der Deckung der Kindertaufe durch den Hinweis auf die göttliche *electio*, in der Ablassung der Erbsündenlehre, der starken Betonung der *providentia dei* u. a. B. sich nahezu völlig mit Zwingli deckt (vgl. Loofs a. a. O. § 80, 7), es mag auch wohl eine gewisse Einwirkung stattgefunden haben, wie das bei der Lektüre der Zwinglischen Schriften durchaus erklärlich wird, aber man wird doch auch fragen dürfen, ob hier nicht zwei Männer, vor das gleiche Problem gestellt, trotz früherer Berührung wesentlich selbständig die gleiche Lösung gefunden haben? Das Problem aber war die Auseinandersetzung mit den Schwarmgeistern. Damit kommen wir zur dritten Quelle.

Ihre Behandlung ist die schwierigste, aber auch die interessanteste; an diesem Punkte bedaure ich es am lebhaftesten, daß L. nicht die Genesis der B.schen Theologie methodisch erörtert hat. Stark betont wird ja auch von ihm der Einfluß der Schwarmgeister auf B., aber einmal fehlt der Einzelnachweis, und sodann wird das Ergebnis gerade hier in der Zukunft gesucht: der »Pietist unter den Reformatoren« springt aus jener Berührung heraus. Um B.s Position hier richtig würdigen zu können, müßte man das Straßburger theologische Milieu genauer kennen, als es nach der verdienstlichen, aber keineswegs ausreichenden Arbeit von Gerbert (Gesch. der Straßburger Sektenbewegung 1889) zur Zeit möglich ist. B. steht mit seiner Theologie, namentlich in ihrem Anfangsstadium, mitten in der Straßburger Geistesbewegung darin. Lutherthum, Zwinglianismus, scholastische Theologie und schwärmerischer Radikalismus verbinden sich zu jener schwer zu rubrizierenden, weil sie von Allem Etwas hat, oberländischen Religionsauffassung. Berührungen der B.schen Theologie ließen sich wohl mit allen Schwarmgeistern nachweisen, ob freilich die Berührung allenthalben zugleich ein Beeinflußtsein ist, bleibt fraglich. Sicherlich aber eine

Beeinflussung B.s wird man Schwenkfeld zuschreiben müssen. Die Widmung des Kommentars zum Epheserbriefe mit der Empfehlung Schwenkfelds (S. 17) weist darauf auf das Bestimmteste hin. Es lassen sich nun thatsächlich gerade die charakteristischen Anschauungen B.s sämtlich bei Schwenkfeld nachweisen. Bezüglich des Kirchenbegriffs sagt Schwenkfeld: »Die Christliche Kirche ist die Gemeine aller Ausserwölten Kinder Gottes« (Werke Bd. II S. 128 vgl. I S. 11¹⁾), dazu B. bei L. S. 176 ff. u. ö. Den Dualismus zwischen Gott und Kreatur hat Schwenkfeld zum mindesten ebenso scharf wie B. Der Geist muß und kann den Heilsprozeß allein durchführen, der Vehikel der Sakramente, des Wortes oder des Predigtamtes bedarf es nicht. *Also vnderscheide ich beim ampte der gerecht- und seligmachunge des menschenges und beim dienst des Newen Testaments den Herren vom Knechte, das innerlich werk Gottes vom eüsserlichen Dienstwerk des Dieners, wie auch das geheymnus und die krafft vom sichtbarlichen Sacrament, ja Gott von der Creatur. Und kurtzlich, so unterscheide ich in der Apostolischen Administration des Predigampts, der Sacrament, Schlüssel und andrer zugehörung und geistlicher Aempter das was ins hertz gehet und innerlich durch den h. Geist geschicht von deme, was den sinnen und dem eüssern teil des menschenges zustehet. . . . Solche Unterscheidung geschicht darumb, das die Ehre und das Ampt, so in der seligmachung des Menschen allein Gotte und dem Herren Christo im h. Geist zuständig [das reformierte Moment der gloria dei!], nicht den creaturen, weder dem Dienste noch Diener gegeben . . . werde. (I S. 13, vgl. 14)²⁾*. Diesem Interesse, die creatürlichen Vehikel auszuschneiden, entspricht die auch bei B. zu beobachtende Annäherung Christi an den Geist (vgl. a. a. O.), Christus soll das *unvermittelte Haupt seines Leibes, welcher die Kirch oder gemein ist* (S. 14) sein, wie denn überhaupt bei Schw. wie bei B. das königliche Amt Christi im Mittelpunkt steht³⁾ (a. a. O. S. 38 u. ö.). Ganz consequent seinem Grundsatz unterscheidet denn auch Schw. — und B. folgt ihm — bei Abendmahl und Taufe scharf äußere Handlung und innerliche Segnung: *zum ganzen sakrament-*

1) Ich nehme die Citate aus den verschiedensten Schriften Schwenkfelds, ohne Rücksicht auf die Entstehungszeit. Schwenkfelds System ist in den hier in Rede stehenden Punkten fertig, als er mit B. in nähere Berührung tritt.

2) S. auch I 551 ff. 568 II 1, 85 ff. 93, 94 f.

3) Die Zurückdrängung der *satisfactio Christi* ist ein allgemein schwärmerisches Moment, eine Consequenz aus dem halb physisch, halb metaphysisch gedachten Dualismus, vgl. z. B. Denck bei Gerbert a. a. O. S. 30.

lichen Handel der christlichen Taufe gehören zweierley, Wasser und Wäschen, nemlich ein geistlich göttlich Wasser der Gnaden . . . und ein leiblich elementisch Wasser (I S. 16; betr. des Abendmahls vgl. S. 18 und 22. 73 f.). Ausdrücklich wendet er sich gegen die Zwinglische Herabdrückung des Abendmahls zum Gedächtnismahl (a. a. O.). Und wiederum, nur etwas schärfer noch, wie bei B. wird der Geist von der Schrift unterschieden: *Die Ehre des Worts Gottes Christi können wir der Schrift nicht geben* (I S. 59 vgl. 71, 319 ff., 331, 380). Die Berufung aber zum Diener des Wortes beruht auf einer besonderen göttlichen Vokation: *Es steht aber solcher Dienst dieses großen mächtigen Herrn allen denen zu . . . die er darzu erwälet und verordnet* (I S. 337, vgl. Hoffmann: C. Schwenkfelds Leben und Lehren I S. 12). Die Prädestination aber wird sehr deutlich zur Ehre Gottes in Beziehung gesetzt: *die predestination ist gantz tröstlich, nützlich und besserlich denen . . . die nichts denn Gottes Ehre in allem suchen . . . Sie lernen darauß die treu fleißige Sorge des Allmächtigen gütigen Gottes, welche er um Christi seines Sohns willen über sie und alle Gläubige trägt, mit Dankbarkeit erkennen . . . daher sie auch wissen, daß er ihnen alles zu Gutem und zur Besserung läßt kommen* (I 399 f.) — in dem letzten Satze kommt auch die Bedeutung der Prädestination als Stärkungsmittel des Glaubens zum Wort. Interessant ist nun, daß auch die Rechtfertigung der Kindertaufe durch die Prädestination bei Schwenkfeld sich wenigstens ansatzlich findet: *Das geistliche Kind muß durch den h. Geist ins Haus Gottes, das ist in die Christliche Kirche zuvor getragen werden, ehe denn es daselbs mit dem Wasserbade der Taufe wird gewaschen* (II, 1 S. 126). Wiederum trifft Schwenkfeld mit B. in der Wertung des Gesetzes zusammen; er verwirft es ausdrücklich, das Gesetz nur als den *Zornanrichter* zu betrachten, da es vielmehr auch darum gegeben sei, daß man *darnach thun und es solle halten* (I S. 394); ja selbst eine gewisse Rechtfertigung des *liberum arbitrium* bei der Heilserlangung kennt er mit B. (I S. 385)¹⁾. Die Christokratie aber bahnt sich an in solchen Worten, wie: *Wo nun solche Kirche als der Leib Christi versammelt ist, da muß auch Christus, ihr Haupt, sein, wie denn kein Leib ohne sein Haupt ist noch sein kann* (I S. 129).

Ich glaube, der Nachweis Schwenkfeldschen Einflusses auf B. ist damit erbracht; möchten wir bald eine eingehende Würdigung der Schwenkfeldschen Theologie und ihres Einflusses erhalten! —

1) Vgl. dazu auch Denck bei Gerbert S. 42.

das Ergebnis würde, glaube ich, überraschen¹⁾. Schwenkfeld ist gerade darum so interessant, weil er sichtlich bemüht ist, von Luther zu halten, was er halten kann, ganz ähnlich wie B.²⁾. Und wenn man zu der Frage gedrängt wird, was ihm denn nun eigentlich den Hals gebrochen hat, während B. mit heiler Haut davon kam, so ist es die Ueberspannung des Gegensatzes: Gott—Kreatur. Bei Schwenkfeld verschärft er sich so, daß es ihn eine Profanierung Christi dünkt, Kreatürliches an sich zu haben: daher — und nicht so wie Erbkam (Gesch. der prot. Sekten S. 443 ff.) sie erklärt — seine Lehre von der Vergottung des Fleisches Christi.

Steht aber Schwenkfeldscher Einfluß auf B. fest — wie L. selbst ja nicht leugnet — und kann er zweifellos durch anderweitigen schwarmgeistigen Einfluß verstärkt werden³⁾, so ist, genetisch betrachtet, die dogmengeschichtliche Position B.s so zu fixieren: Butzer hat eine Verknüpfung des Principes der Schwarmgeister mit dem Principe der Reformation vollzogen. Er hat den Dualismus: Gott—Kreatur in der eigentümlichen Zuspitzung, den er bei den Schwärmern erhalten hatte, hineingearbeitet, ohne freilich eine organische Verbindung erzielen zu können, in die Luthersche Rechtfertigungslehre. Die vielgeschmähten, überall ausgestoßenen Schwarmgeister werden von B. einer kirchlichen Legitimierung gewürdigt. In diesem Sinne gehört B. an das Ende der dogmengeschichtlichen Würdigung der Mystik in der Reformationszeit. Mit ihm wird die Schwarmgeistermystik verkirchlicht, mündet wieder ein in den großen Strom, von dem sie sich getrennt hatte, aber nicht ohne diesem eine ganz bestimmte Färbung mitzugeben. Ist dem so, dann hätte m. E. auch in das Centrum der ursprünglichen Theologie B.s nicht — so L. — die Lehre von der Allwirksamkeit Gottes gerückt werden müssen, sondern das »Geist«-Problem. Es ist das Problem der Schwärmer und, wie aus den Citaten bei L. deutlich genug wird, auch das B.s in der ersten Zeit. Das Allwirksamkeitsproblem hat erst Calvin in den Vordergrund gestellt. Wie B. dann zugleich Anfang einer neuen dogmengeschichtlichen Entwicklung durch teilweise Ausscheidung oder Umarbeitung der recipierten Elemente wird, hat L. vortrefflich dargestellt (s. oben), aber dieses ist doch erst die Folge jener Re-

1) Vgl. z. B. J. Bernays: Z. Biographie Joh. Winthers v. Andernach (Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 16, 28 ff.). Wolfart in Beitr. zur bayr. K. G. 7, 179.

2) Interessant ist der Vergleich B.s mit Seb. Frank einer- und Schwenkfeld andrerseits. Letzterem steht er weit näher.

3) Lang weist S. 196 besonders auf Martin Borrhaus. Butzer hat eine Uebersetzung des Werkes de operibus dei des Borrhaus geplant! (Gerbert S. 71).

ception. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Johann Calvin, der kirchliche Dogmatiker par excellence, nicht die unwichtigsten Momente seiner Theologie indirekt den unkirchlichen Schwärmern verdankt!¹⁾.

Nicht als ob er und B. sie nur ihnen verdankte. Jede einseitige Zuweisung ist hier vom Uebel; es kam mir nur darauf an, jene dogmatische Quelle B.s und damit Calvins scharf zu beleuchten. Um seiner Theologie ganz gerecht zu werden, müssen wir noch eine vierte Quelle heranziehen, der L. leider nur sehr gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt hat, auf die aber schon die Betrachtung der Schwarmgeister hätte führen können: die Theologie des Mittelalters. Es ist ganz auffallend, wie oft B. z. B. den Thomas v. Aquino citiert (vgl. S. 165, 342, 397, 456). B. hat ihn offenbar sehr genau gekannt. Nun hat bekanntlich Loofs (D. G.³ S. 376) die Vermutung ausgesprochen, die schroff deterministische Prädestinationslehre Luthers stamme von Thomas v. Aquino, sei es direkt, sei es indirekt. Das wird einstweilen Vermutung bleiben müssen; daß Luther den Aquinaten von früher Zeit an kannte, steht fest nach seinen eigenen Worten (W. VIII 127, 22 f.), aber das beweist noch nicht, daß ihm dessen Prädestinationslehre wichtig erschien. Was Luther in der ältesten Zeit (bis 1522) aus Thomas citiert, dreht sich um die Bußlehre allein. Bei Butzer jedoch läßt sich der Einfluß des Aquinaten auf seine Prädestinationslehre genauestens beweisen. Er hat ihn gelesen, als er im Römerbriefcommentar das wichtige cp. 8 auslegte. Beweist das schon, daß er die scholastische Redeweise in puncto praedestinationis kennt, wenn er (S. 355 der Ausgabe von 1536) schreibt: *scholastici cum praescire faciunt proprium reprobis, cumque praescitum simpliciter dicunt, reprobum intelligunt*, so werden wir S. 360 direkt auf Thomas gewiesen: *extitit aliquando is error nostra bona opera esse aliquo modo causam nostrae praedestinationis, quod deus praevidens suos gratiam suam oblatam amplexaturos . . . eos hac de causa praedestinet . . . Sed hunc errorem etiam D. Thomas recte confutat Parte I qu. 23, at eo, quod effectus praedestinationis est quicquid in nobis boni est*. An jener Stelle aber spricht sich Thomas mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über die doppelte Prädestination aus. Und wenn L. es hervorhebt (S. 163), daß für B. *praedestinatio* nicht zusammenfassender Name für *electio* und *reprobatio* ist, vielmehr nur mit *electio* einfach identisch ist, so hat das

1) Es wäre zu fragen, ob nicht auch in der von Schulze jüngst erörterten *meditatio futurae vitae* bei Calvin manches Moment indirekt auf die Schwärmer zurückgeht. Das liegt jedenfalls näher als der Hinweis auf Plato.

an Thomas sein Vorbild: *praedestinatio est pars providentiae respectu eorum qui divinitus ordinantur in aeternam salutem* (a. a. O. Art. 3). Neben Thomas beruft sich B. auf Augustin, bleibt also bei den mittelalterlichen Autoritäten. Daß er gleichzeitig für die Lehre vom *liberum arbitrium* sich auf Thomas beruft, darf nicht gegen die Abhängigkeit von ihm in der Prädestinationsfrage angeführt werden; unausgeglichene Widersprüche liegen hier schon bei Thomas selbst vor. Und daß in der Prädestinationslehre neben Thomas auch die Schwarmgeister B. beeinflussten, wie L. andeutet (S. 196), habe ich selbst nicht bestritten (s. oben).

Im Uebrigen mich über den Einfluß der m. a. Theologie auf B. zu äußern, würde zu weit führen. Nur einen Punkt möchte ich noch kurz beleuchten: die sogen. »natürliche Theologie« B.s. L., der im Uebrigen B. »humanistischen Einflüssen wenig zugänglich« sein läßt, führt sie auf den Humanismus zurück. Das ist falsch, wenn auch ein alter Irrtum, bei der *lex naturae* immer sogleich an den Humanismus zu denken. Der Begriff des Naturgesetzes ist zunächst gut mittelalterlich, das verknüpfende Band zwischen der supranaturalen christlichen Offenbarung und der sie gleichsam wie die Insel im Meere umgebenden Welt; die Humanisten haben den Begriff weitergebildet durch Erweiterung des Fonds des Gemeinsamen, der *lex naturae*, und durch — um im Bilde zu bleiben — bedeutende Herabdrückung des Niveaus der Insel. B. hat aber darüber keinen Zweifel gelassen, daß er lediglich auf mittelalterlichem Boden bleibt; in der Einleitungsfrage zum Römerbriefcommentar 1536 *an insit in philosophia, quod cum doctrina Pauli congruat* (S. 28 ff.), giebt er eine Art Geschichte der natürlichen Theologie und nennt keine modernen Gewährsmänner. Sehr richtig knüpft er bei Paulus an; Paulus ist in der That der erste den Begriff Naturgesetz verwertende Theologe (Röm. 2, 14 1, 19 — letztere Stelle hat B. im Auge). Dann führt B. Augustin, Lactanz u. a. an, verrät auch Einsicht in den Einfluß heidnischer Popularphilosophie auf diesen Begriff, wenn er Plato und Aristoteles heranzieht¹⁾. —

So spiegeln sich in B. mit Ausnahme des Humanismus²⁾ wohl alle Strömungen der damaligen Geisteswelt wieder; seine Theologie faßt sie wie ein Brennspiegel zusammen. Zergliedert, dürfte wohl kaum ein originales Stück in dieser Theologie sein, die eigenartige Zusammenschiebung der verschiedenen Elemente macht B.s Originalität aus. B. ist der reichste und universalste unter den Reformatoren,

1) Vgl. zur Sache auch Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Franck S. 90.

2) Doch dürfte selbst dieser indirekt durch Zwingli oder die Schwärmer ihm nahe gebracht sein.

ception. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Johann Calvin, der kirchliche Dogmatiker par excellence, nicht die wichtigsten Momente seiner Theologie indirekt den unkirchlichen Schwärmern verdankt! ¹⁾).

Nicht als ob er und B. sie nur ihnen verdankte. Jede einseitige Zuweisung ist hier vom Uebel; es kam mir nur darauf an, jene dogmatische Quelle B.s und damit Calvins scharf zu beleuchten. Um seiner Theologie ganz gerecht zu werden, müssen wir noch eine vierte Quelle heranziehen, der L. leider nur sehr gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt hat, auf die aber schon die Betrachtung der Schwarmgeister hätte führen können: die Theologie des Mittelalters. Es ist ganz auffallend, wie oft B. z. B. den Thomas v. Aquino citiert (vgl. S. 165, 342, 397, 456). B. hat ihn offenbar sehr genau gekannt. Nun hat bekanntlich Loofs (D. G.² S. 376) die Vermutung ausgesprochen, die schroff deterministische Prädestinationslehre Luthers stamme von Thomas v. Aquino, sei es direkt, sei es indirekt. Das wird einstweilen Vermutung bleiben müssen; daß Luther den Aquinaten von früher Zeit an kannte, steht fest nach seinen eigenen Worten (W. VIII 127, 22 f.), aber das beweist noch nicht, daß ihm dessen Prädestinationslehre wichtig erschien. Was Luther in der ältesten Zeit (bis 1522) aus Thomas citiert, dreht sich um die Bußlehre allein. Bei Butzer jedoch läßt sich der Einfluß des Aquinaten auf seine Prädestinationslehre genauestens beweisen. Er hat ihn gelesen, als er im Römerbriefcommentar das wichtige cp. 8 auslegte. Beweist das schon, daß er die scholastische Redeweise in puncto praedestinationis kennt, wenn er (S. 355 der Ausgabe von 1536) schreibt: *scholastici cum praescire faciunt proprium reprobis, cumque praescitum simpliciter dicunt, reprobum intelligunt*, so werden wir S. 360 direkt auf Thomas gewiesen: *extitit aliquando is error nostra bona opera esse aliquo modo causam nostrae praedestinationis, quod deus praevidens suos gratiam suam oblatam amplexaturos . . . eos hac de causa praedestinet . . . Sed hunc errorem etiam D. Thomas recte confutat Parte I qu. 23, at eo, quod effectus praedestinationis est quicquid in nobis boni est*. An jener Stelle aber spricht sich Thomas mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über die doppelte Prädestination aus. Und wenn L. es hervorhebt (S. 163), daß für B. *praedestinatio* nicht zusammenfassender Name für *electio* und *reprobatio* ist, vielmehr nur mit *electio* einfach identisch ist, so hat das

1) Es wäre zu fragen, ob nicht auch in der von Schulze jüngst erörterten meditatio futurae vitae bei Calvin manches Moment indirekt auf die Schwärmer zurückgeht. Das liegt jedenfalls näher als der Hinweis auf Plato.

an Thomas sein Vorbild: *praedestinatio est pars providentiae respectu eorum qui divinitus ordinantur in aeternam salutem* (a. a. O. Art. 3). Neben Thomas beruft sich B. auf Augustin, bleibt also bei den mittelalterlichen Autoritäten. Daß er gleichzeitig für die Lehre vom *liberum arbitrium* sich auf Thomas beruft, darf nicht gegen die Abhängigkeit von ihm in der Prädestinationsfrage angeführt werden; unausgeglichene Widersprüche liegen hier schon bei Thomas selbst vor. Und daß in der Prädestinationslehre neben Thomas auch die Schwarmgeister B. beeinflussten, wie L. andeutet (S. 196), habe ich selbst nicht bestritten (s. oben).

Im Uebrigen mich über den Einfluß der m. a. Theologie auf B. zu äußern, würde zu weit führen. Nur einen Punkt möchte ich noch kurz beleuchten: die sogen. »natürliche Theologie« B.s. L., der im Uebrigen B. »humanistischen Einflüssen wenig zugänglich« sein läßt, führt sie auf den Humanismus zurück. Das ist falsch, wenn auch ein alter Irrtum, bei der *lex naturae* immer sogleich an den Humanismus zu denken. Der Begriff des Naturgesetzes ist zunächst gut mittelalterlich, das verknüpfende Band zwischen der supranaturalen christlichen Offenbarung und der sie gleichsam wie die Insel im Meere umgebenden Welt; die Humanisten haben den Begriff weitergebildet durch Erweiterung des Fonds des Gemeinsamen, der *lex naturae*, und durch — um im Bilde zu bleiben — bedeutende Herabdrückung des Niveaus der Insel. B. hat aber darüber keinen Zweifel gelassen, daß er lediglich auf mittelalterlichem Boden bleibt; in der Einleitungsfrage zum Römerbriefcommentar 1536 *an insit in philosophia, quod cum doctrina Pauli congruat* (S. 28 ff.), giebt er eine Art Geschichte der natürlichen Theologie und nennt keine modernen Gewährsmänner. Sehr richtig knüpft er bei Paulus an; Paulus ist in der That der erste den Begriff Naturgesetz verwertende Theologe (Röm. 2, 14 1, 19 — letztere Stelle hat B. im Auge). Dann führt B. Augustin, Lactanz u. a. an, verrät auch Einsicht in den Einfluß heidnischer Popularphilosophie auf diesen Begriff, wenn er Plato und Aristoteles heranzieht¹⁾. —

So spiegeln sich in B. mit Ausnahme des Humanismus²⁾ wohl alle Strömungen der damaligen Geisteswelt wieder; seine Theologie faßt sie wie ein Brennspiegel zusammen. Zergliedert, dürfte wohl kaum ein originales Stück in dieser Theologie sein, die eigenartige Zusammenschiebung der verschiedenen Elemente macht B.s Originalität aus. B. ist der reichste und universalste unter den Reformatoren,

1) Vgl. zur Sache auch Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Franck S. 90.

2) Doch dürfte selbst dieser indirekt durch Zwingli oder die Schwärmer ihm nahe gebracht sein.

ception. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Johann Calvin, der kirchliche Dogmatiker par excellence, nicht die wichtigsten Momente seiner Theologie indirekt den unkirchlichen Schwärmern verdankt!¹⁾

Nicht als ob er und B. sie nur ihnen verdankte. Jede einseitige Zuweisung ist hier vom Uebel; es kam mir nur darauf an, jene dogmatische Quelle B.s und damit Calvins scharf zu beleuchten. Um seiner Theologie ganz gerecht zu werden, müssen wir noch eine vierte Quelle heranziehen, der L. leider nur sehr gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt hat, auf die aber schon die Betrachtung der Schwarmgelster hätte führen können: die Theologie des Mittelalters. Es ist ganz auffallend, wie oft B. z. B. den Thomas v. Aquino citiert (vgl. S. 165, 342, 397, 456). B. hat ihn offenbar sehr genau gekannt. Nun hat bekanntlich Loofs (D. G.² S. 376) die Vermutung ausgesprochen, die schroff deterministische Prädestinationslehre Luthers stamme von Thomas v. Aquino, sei es direkt, sei es indirekt. Das wird einstweilen Vermutung bleiben müssen; daß Luther den Aquinaten von früher Zeit an kannte, steht fest nach seinen eigenen Worten (W. VIII 127, 22 f.), aber das beweist noch nicht, daß ihm dessen Prädestinationslehre wichtig erschien. Was Luther in der ältesten Zeit (bis 1522) aus Thomas citiert, dreht sich um die Bußlehre allein. Bei Butzer jedoch läßt sich der Einfluß des Aquinaten auf seine Prädestinationslehre genauestens beweisen. Er hat ihn gelesen, als er im Römerbriefcommentar das wichtige cp. 8 auslegte. Beweist das schon, daß er die scholastische Redeweise in puncto praedestinationis kennt, wenn er (S. 333 der Ausgabe von 1536) schreibt: *scholastici cum praescire faciunt proprium reprobis, cumque praescitum simpliciter dicunt, reprobum intelligunt*. so werden wir S. 360 direkt auf Thomas gewiesen: *estitit aliquando is error nostra bona opera esse aliquo modo causam nostrae praedestinationis, quod deus praevidens suos gratiam suam oblatus amplectitur . . . eos hac de causa praedestinet . . . Sed hunc errorem etiam D. Thomas recte confutat Parte I qu. 23. et eo, quod effectus praedestinationis est quicquid in nobis boni est*. An jener Stelle aber spricht sich Thomas mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über die doppelte Prädestination aus. Und wenn L. es hervorhebt (S. 163), daß für B. *praedestinatio* nicht zusammenfassender Name für *electio* und *reprobatio* ist, vielmehr nur mit *electio* einfach identisch ist, so hat das

1. Es wäre zu fragen, ob nicht auch in der von Schultze jüngst erörterten *mutatio naturae vitae* des Calvin manches Moment indirekt auf die Schwärmer zurückgeht. Das liegt jedenfalls näher als der Hinweis auf Plato.

an Thomas sein Vorbild: *praedestinatio est pars providentiae respectu eorum qui divinitus ordinantur in aeternam salutem* (a. a. O. Art. 3). Neben Thomas beruft sich B. auf Augustin, bleibt also bei den mittelalterlichen Autoritäten. Daß er gleichzeitig für die Lehre vom *liberum arbitrium* sich auf Thomas beruft, darf nicht gegen die Abhängigkeit von ihm in der Prädestinationsfrage angeführt werden; unausgeglichene Widersprüche liegen hier schon bei Thomas selbst vor. Und daß in der Prädestinationslehre neben Thomas auch die Schwarmgeister B. beeinflussten, wie L. andeutet (S. 196), habe ich selbst nicht bestritten (s. oben).

Im Uebrigen mich über den Einfluß der m. a. Theologie auf B. zu äußern, würde zu weit führen. Nur einen Punkt möchte ich noch kurz beleuchten: die sogen. »natürliche Theologie« B.s. L., der im Uebrigen B. »humanistischen Einflüssen wenig zugänglich« sein läßt, führt sie auf den Humanismus zurück. Das ist falsch, wenn auch ein alter Irrtum, bei der *lex naturae* immer sogleich an den Humanismus zu denken. Der Begriff des Naturgesetzes ist zunächst gut mittelalterlich, das verknüpfende Band zwischen der supranaturalen christlichen Offenbarung und der sie gleichsam wie die Insel im Meere umgebenden Welt; die Humanisten haben den Begriff weitergebildet durch Erweiterung des Fonds des Gemeinsamen, der *lex naturae*, und durch — um im Bilde zu bleiben — bedeutende Herabdrückung des Niveaus der Insel. B. hat aber darüber keinen Zweifel gelassen, daß er lediglich auf mittelalterlichem Boden bleibt; in der Einleitungsfrage zum Römerbriefcommentar 1536 *an insit in philosophia, quod cum doctrina Pauli congruat* (S. 28 ff.), giebt er eine Art Geschichte der natürlichen Theologie und nennt keine modernen Gewährsmänner. Sehr richtig knüpft er bei Paulus an; Paulus ist in der That der erste den Begriff Naturgesetz verwertende Theologe (Röm. 2, 14 1, 19 — letztere Stelle hat B. im Auge). Dann führt B. Augustin, Lactanz u. a. an, verrät auch Einsicht in den Einfluß heidnischer Popularphilosophie auf diesen Begriff, wenn er Plato und Aristoteles heranzieht¹⁾. —

So spiegeln sich in B. mit Ausnahme des Humanismus²⁾ wohl alle Strömungen der damaligen Geisteswelt wieder; seine Theologie faßt sie wie ein Brennspiegel zusammen. Zergliedert, dürfte wohl kaum ein originales Stück in dieser Theologie sein, die eigenartige Zusammenschiebung der verschiedenen Elemente macht B.s Originalität aus. B. ist der reichste und universalste unter den Reformatoren,

1) Vgl. zur Sache auch Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Franck S. 90.

2) Doch dürfte selbst dieser indirekt durch Zwingli oder die Schwärmer ihm nahe gebracht sein.

ception. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Johann Calvin, der kirchliche Dogmatiker par excellence, nicht die unwichtigsten Momente seiner Theologie indirekt den unkirchlichen Schwärmern verdankt! ¹⁾).

Nicht als ob er und B. sie nur ihnen verdankte. Jede einseitige Zuweisung ist hier vom Uebel; es kam mir nur darauf an, jene dogmatische Quelle B.s und damit Calvins scharf zu beleuchten. Um seiner Theologie ganz gerecht zu werden, müssen wir noch eine vierte Quelle heranziehen, der L. leider nur sehr gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt hat, auf die aber schon die Betrachtung der Schwarmgeister hätte führen können: die Theologie des Mittelalters. Es ist ganz auffallend, wie oft B. z. B. den Thomas v. Aquino citiert (vgl. S. 165, 342, 397, 456). B. hat ihn offenbar sehr genau gekannt. Nun hat bekanntlich Loofs (D. G.³ S. 376) die Vermutung ausgesprochen, die schroff deterministische Prädestinationslehre Luthers stamme von Thomas v. Aquino, sei es direkt, sei es indirekt. Das wird einstweilen Vermutung bleiben müssen; daß Luther den Aquinaten von früher Zeit an kannte, steht fest nach seinen eigenen Worten (W. VIII 127, 22 f.), aber das beweist noch nicht, daß ihm dessen Prädestinationslehre wichtig erschien. Was Luther in der ältesten Zeit (bis 1522) aus Thomas citiert, dreht sich um die Bußlehre allein. Bei Butzer jedoch läßt sich der Einfluß des Aquinaten auf seine Prädestinationslehre genauestens beweisen. Er hat ihn gelesen, als er im Römerbriefcommentar das wichtige cp. 8 auslegte. Beweist das schon, daß er die scholastische Redeweise in puncto praedestinationis kennt, wenn er (S. 355 der Ausgabe von 1536) schreibt: *scholastici cum praescire faciunt proprium reprobis, cumque praescitum simpliciter dicunt, reprobum intelligunt*, so werden wir S. 360 direkt auf Thomas gewiesen: *extitit aliquando is error nostra bona opera esse aliquo modo causam nostrae praedestinationis, quod deus praevidens suos gratiam suam oblatam amplexaturos . . . eos hac de causa praedestinet . . . Sed hunc errorem etiam D. Thomas recte confutat Parte I qu. 23, at eo, quod effectus praedestinationis est quicquid in nobis boni est*. An jener Stelle aber spricht sich Thomas mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über die doppelte Prädestination aus. Und wenn L. es hervorhebt (S. 163), daß für B. *praedestinatio* nicht zusammenfassender Name für *electio* und *reprobatio* ist, vielmehr nur mit *electio* einfach identisch ist, so hat das

1) Es wäre zu fragen, ob nicht auch in der von Schulze jüngst erörterten *meditatio futurae vitae* bei Calvin manches Moment indirekt auf die Schwärmer zurückgeht. Das liegt jedenfalls näher als der Hinweis auf Plato.

an Thomas sein Vorbild: *praedestinatio est pars providentiae respectu eorum qui divinitus ordinantur in aeternam salutem* (a. a. O. Art. 3). Neben Thomas beruft sich B. auf Augustin, bleibt also bei den mittelalterlichen Autoritäten. Daß er gleichzeitig für die Lehre vom *liberum arbitrium* sich auf Thomas beruft, darf nicht gegen die Abhängigkeit von ihm in der Prädestinationsfrage angeführt werden; unausgeglichene Widersprüche liegen hier schon bei Thomas selbst vor. Und daß in der Prädestinationslehre neben Thomas auch die Schwarmgeister B. beeinflussten, wie L. andeutet (S. 196), habe ich selbst nicht bestritten (s. oben).

Im Uebrigen mich über den Einfluß der m. a. Theologie auf B. zu äußern, würde zu weit führen. Nur einen Punkt möchte ich noch kurz beleuchten: die sogen. »natürliche Theologie« B.s. L., der im Uebrigen B. »humanistischen Einflüssen wenig zugänglich« sein läßt, führt sie auf den Humanismus zurück. Das ist falsch, wenn auch ein alter Irrtum, bei der *lex naturae* immer sogleich an den Humanismus zu denken. Der Begriff des Naturgesetzes ist zunächst gut mittelalterlich, das verknüpfende Band zwischen der supranaturalen christlichen Offenbarung und der sie gleichsam wie die Insel im Meere umgebenden Welt; die Humanisten haben den Begriff weitergebildet durch Erweiterung des Fonds des Gemeinsamen, der *lex naturae*, und durch — um im Bilde zu bleiben — bedeutende Herabdrückung des Niveaus der Insel. B. hat aber darüber keinen Zweifel gelassen, daß er lediglich auf mittelalterlichem Boden bleibt; in der Einleitungsfrage zum Römerbriefcommentar 1536 *an insit in philosophia, quod cum doctrina Pauli congruat* (S. 28 ff.), giebt er eine Art Geschichte der natürlichen Theologie und nennt keine modernen Gewährsmänner. Sehr richtig knüpft er bei Paulus an; Paulus ist in der That der erste den Begriff Naturgesetz verwertende Theologe (Röm. 2, 14 1, 19 — letztere Stelle hat B. im Auge). Dann führt B. Augustin, Lactanz u. a. an, verrät auch Einsicht in den Einfluß heidnischer Popularphilosophie auf diesen Begriff, wenn er Plato und Aristoteles heranzieht¹⁾. —

So spiegeln sich in B. mit Ausnahme des Humanismus²⁾ wohl alle Strömungen der damaligen Geisteswelt wieder; seine Theologie faßt sie wie ein Brennspiegel zusammen. Zergliedert, dürfte wohl kaum ein originales Stück in dieser Theologie sein, die eigenartige Zusammenschiebung der verschiedenen Elemente macht B.s Originalität aus. B. ist der reichste und universalste unter den Reformatoren,

1) Vgl. zur Sache auch Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Franck S. 90.

2) Doch dürfte selbst dieser indirekt durch Zwingli oder die Schwärmer ihm nahe gebracht sein.

ception. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß Johann Calvin, der kirchliche Dogmatiker par excellence, nicht die unwichtigsten Momente seiner Theologie indirekt den unkirchlichen Schwärmern verdankt! ¹⁾).

Nicht als ob er und B. sie nur ihnen verdankte. Jede einseitige Zuweisung ist hier vom Uebel; es kam mir nur darauf an, jene dogmatische Quelle B.s und damit Calvins scharf zu beleuchten. Um seiner Theologie ganz gerecht zu werden, müssen wir noch eine vierte Quelle heranziehen, der L. leider nur sehr gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt hat, auf die aber schon die Betrachtung der Schwarmgeister hätte führen können: die Theologie des Mittelalters. Es ist ganz auffallend, wie oft B. z. B. den Thomas v. Aquino citiert (vgl. S. 165, 342, 397, 456). B. hat ihn offenbar sehr genau gekannt. Nun hat bekanntlich Loofs (D. G.³ S. 376) die Vermutung ausgesprochen, die schroff deterministische Prädestinationslehre Luthers stamme von Thomas v. Aquino, sei es direkt, sei es indirekt. Das wird einstweilen Vermutung bleiben müssen; daß Luther den Aquinaten von früher Zeit an kannte, steht fest nach seinen eigenen Worten (W. VIII 127, 22 f.), aber das beweist noch nicht, daß ihm dessen Prädestinationslehre wichtig erschien. Was Luther in der ältesten Zeit (bis 1522) aus Thomas citiert, dreht sich um die Bußlehre allein. Bei Butzer jedoch läßt sich der Einfluß des Aquinaten auf seine Prädestinationslehre genauestens beweisen. Er hat ihn gelesen, als er im Römerbriefcommentar das wichtige cp. 8 auslegte. Beweist das schon, daß er die scholastische Redeweise in puncto praedestinationis kennt, wenn er (S. 355 der Ausgabe von 1536) schreibt: *scholastici cum praescire faciunt proprium reprobis, cumque praescitum simpliciter dicunt, reprobum intelligunt*, so werden wir S. 360 direkt auf Thomas gewiesen: *extitit aliquando is error nostra bona opera esse aliquo modo causam nostrae praedestinationis, quod deus praevidens suos gratiam suam oblatam amplexaturos . . . eos hac de causa praedestinet . . . Sed hunc errorem etiam D. Thomas recte confutat Parte I qu. 23, at eo, quod effectus praedestinationis est quicquid in nobis boni est*. An jener Stelle aber spricht sich Thomas mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über die doppelte Prädestination aus. Und wenn L. es hervorhebt (S. 163), daß für B. *praedestinatio* nicht zusammenfassender Name für *electio* und *reprobatio* ist, vielmehr nur mit *electio* einfach identisch ist, so hat das

1) Es wäre zu fragen, ob nicht auch in der von Schulze jüngst erörterten meditatio futurae vitae bei Calvin manches Moment indirekt auf die Schwärmer zurückgeht. Das liegt jedenfalls näher als der Hinweis auf Plato.

an Thomas sein Vorbild: *praedestinatio est pars providentiae respectu eorum qui divinitus ordinantur in aeternam salutem* (a. a. O. Art. 3). Neben Thomas beruft sich B. auf Augustin, bleibt also bei den mittelalterlichen Autoritäten. Daß er gleichzeitig für die Lehre vom *liberum arbitrium* sich auf Thomas beruft, darf nicht gegen die Abhängigkeit von ihm in der Prädestinationsfrage angeführt werden; unausgeglichene Widersprüche liegen hier schon bei Thomas selbst vor. Und daß in der Prädestinationslehre neben Thomas auch die Schwarmgeister B. beeinflussten, wie L. andeutet (S. 196), habe ich selbst nicht bestritten (s. oben).

Im Uebrigen mich über den Einfluß der m. a. Theologie auf B. zu äußern, würde zu weit führen. Nur einen Punkt möchte ich noch kurz beleuchten: die sogen. »natürliche Theologie« B.s. L., der im Uebrigen B. »humanistischen Einflüssen wenig zugänglich« sein läßt, führt sie auf den Humanismus zurück. Das ist falsch, wenn auch ein alter Irrtum, bei der *lex naturae* immer sogleich an den Humanismus zu denken. Der Begriff des Naturgesetzes ist zunächst gut mittelalterlich, das verknüpfende Band zwischen der supranaturalen christlichen Offenbarung und der sie gleichsam wie die Insel im Meere umgebenden Welt; die Humanisten haben den Begriff weitergebildet durch Erweiterung des Fonds des Gemeinsamen, der *lex naturae*, und durch — um im Bilde zu bleiben — bedeutende Herabdrückung des Niveaus der Insel. B. hat aber darüber keinen Zweifel gelassen, daß er lediglich auf mittelalterlichem Boden bleibt; in der Einleitungsfrage zum Römerbriefcommentar 1536 *an insit in philosophia, quod cum doctrina Pauli congruat* (S. 28 ff.), giebt er eine Art Geschichte der natürlichen Theologie und nennt keine modernen Gewährsmänner. Sehr richtig knüpft er bei Paulus an; Paulus ist in der That der erste den Begriff Naturgesetz verwertende Theologe (Röm. 2, 14 1, 19 — letztere Stelle hat B. im Auge). Dann führt B. Augustin, Lactanz u. a. an, verrät auch Einsicht in den Einfluß heidnischer Popularphilosophie auf diesen Begriff, wenn er Plato und Aristoteles heranzieht¹⁾. —

So spiegeln sich in B. mit Ausnahme des Humanismus²⁾ wohl alle Strömungen der damaligen Geisteswelt wieder; seine Theologie faßt sie wie ein Brennspiegel zusammen. Zergliedert, dürfte wohl kaum ein originales Stück in dieser Theologie sein, die eigenartige Zusammenschiebung der verschiedenen Elemente macht B.s Originalität aus. B. ist der reichste und universalste unter den Reformatoren,

1) Vgl. zur Sache auch Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Franck S. 90.

2) Doch dürfte selbst dieser indirekt durch Zwingli oder die Schwärmer ihm nahe gebracht sein.

aber der Reichtum ist geschickt errafftes und verarbeitetes Gut Anderer, keine eigene Arbeit. Die Tragik seines Lebens liegt darin, daß, als er nun doch ein Eigenes zu schaffen versuchte in seiner Unionstheologie, der erraffte Universalismus ihm in die Quere kam und über Halbheiten ihn nicht hinausließ. Jene disparaten Elemente in sich zu vereinigen, war wohl einer Person möglich, ein theologisches System aber mußte sich an diesem Probleme zerbrechen.

Mich dünkt, auch nach Langs verdienstlichem Werke wäre es eine lohnende Arbeit, der dogmengeschichtlichen Genesis der Butzerschen Theologie nachzugehen.

Gießen.

W. Köhler.

Dionysius of Halicarnassus the Three Literary Letters (Ep. ad Ammaeum I, ep. ad Pompeium, ep. ad Ammaeum II) The Greek Text edited with English Translation, Facsimile, Notes, Glossary of rhetorical and grammatical terms, Bibliography, and Introductory Essay on Dionysius as a Literary Critic by W. Rhys Roberts. Cambridge at the University Press 1901. XI 232 S. gr. 8.

Als mir die trefflich ausgestattete Ausgabe der drei Briefe des Dionysios von der Redaktion zugeschickt wurde, schlug ich zuerst in dem 2. Br. an Ammaeus c. 2 p. 790, 12 auf, ob ich vielleicht Belehrung fände über die Zweifel und Bedenken, die ich in dieser Zeitschrift 1901 S. 124 dargelegt habe, doch sah ich mich bitter enttäuscht, dem Herausgeber und Erklärer ist eine Differenz in der Ankündigung c. 2 und der Ausführung c. 3 (794, 1) gar nicht aufgefallen. In der Kritik, das sah ich bald, liegt die Stärke der Ausgabe nicht. R. hat zwar nicht Useners Text schlankweg abdrucken lassen, sondern sich um ein selbständiges Urteil bemüht und für den 2. Br. an Ammaeus die wichtigste Hs (Paris. 1741) neu kollationiert — die photographische Wiedergabe einer Seite bildet einen schönen Schmuck des Buches — aber die Kollation lehrt erfreulicherweise nur, daß Us. die Hs mit musterhafter Sorgfalt verglichen hat ¹⁾, und auch in der Textgestaltung ist kein Fortschritt über Us. erzielt. R. ist an einer Anzahl Stellen zur Ueberlieferung zurückgekehrt, mehrfach mit Recht, z. B. 793, 2, wo er den Artikel vor $\xi\tau\iota$ fortläßt, 804, 7, wo er ihn vor $\sigma\omega\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu$ beibehält, vgl. diese Zeitschr. a. a. O. 121f. ²⁾, oder in den

1) Von ein paar Spiritus und Accenten abgesehen findet sich nur eine Discrepanz 804, 1, wo P nach R. $\gamma\epsilon\nu\omega\epsilon\tau\epsilon\rho\sigma\iota\sigma\iota\sigma\iota$ hat, und das ist vermutlich ein Druckfehler.

2) 796, 2 schreibt R. mit Us. $\tau\acute{o}\gamma\alpha\rho\ \acute{\alpha}\nu\sigma\tau\iota\chi\acute{\iota}\sigma\alpha\iota\ \kappa\alpha\iota\ \tau\acute{o}\ \acute{\omicron}\lambda\omicron\varphi\acute{\omicron}\rho\alpha\sigma\theta\alpha\iota$, P. hat $\kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\nu\sigma\tau\iota\chi\acute{\iota}\sigma\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\nu\sigma\tau\iota\chi\acute{\iota}\sigma\alpha\iota$ ist Dittographie aus dem vorhergehenden und zu streichen, vgl. 795, 13 $\tau\acute{o}\ \gamma\alpha\rho\ \pi\alpha\rho\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\nu\ \kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\xi\iota\omicron\upsilon\nu$.

Br. an Pomp. 750 γράφεις, ὅτι τὰς συντάξεις τὰς ἐμὰς ἐπιχορηγοῦντός σοι Ζήνωνος τοῦ κοινοῦ φίλου διαπορευόμενος καὶ πᾶν διατιθέμενος οἰκείως ἐν αὐταῖς τὰ μὲν ἄλλα θαυμάζεις, allerdings ohne ein Wort der Begründung und nicht ohne Mißverständnis, denn er übersetzt: »in going through them and *making them your own*«. Us. streicht ἐν vor αὐταῖς, verbindet es also mit διατιθέμενος, wie Reiske und Krüger vor ihm, aber läßt sich nicht ἐν αὐταῖς zum folg. ziehen? vgl. Plat. Gorg. 458^o ἄκουε δὴ, ἃ θαυμάζω ἐν τοῖς λεγομένοις ὑπὸ σοῦ. Billigung verdient es auch, daß R. im folg. ταῦτα ὑπείληφας nicht wie Us. Kießlings Vermutung τὰναντία aufgenommen hat, ταῦτα wird schon von Krüger richtig erklärt, vgl. außer den von ihm angeführten Stellen noch Lys. 25, 1, wo das auf ὀργίζεσθαι zurückweisende τὴν γνώμην ταύτην vielfach angefochten, aber durch 16, 17 gesichert ist; daß er 754, 3 ἀχάριστον, 774, 13 διάθεσις unangetastet läßt, denn durch Herwerdens Tilgung entsteht ein schwerer Hiatus¹⁾. — Dagegen kann ich R. nicht beistimmen, daß er 751, 6 καὶ πείσω γε νῆ Δία πιστεύειν καὶνὸν οὐδὲν εὑρεῖν der Ueberlieferung folgt, denn daß dies »I mean to convince you that I have discovered nothing new« heißen könnte, ist grammatisch unmöglich. Grammatisch unzulässig und geradezu unerklärlich ist es, daß R. 799, 5 οἶον τὴν μὲν ταραχὴν τάραχον καλῇ — τὴν δὲ βούλησιν — τὸ βουλόμενον λέγει schreibt, statt mit Us. das überlieferte οἶαν in ὅταν zu ändern.

Hätte R. in diesen und andern Fällen besser gethan, Useners bewährter Leitung zu folgen, so steht doch andererseits sein Urteil mehrfach zu sehr im Bann der Usenerschen Autorität. Ich nehme ein paar Beispiele aus dem Brief an Pompeius, zuerst eine Stelle, wo man schwanken kann 757, 1 οὐδὲ μόνος οὐδὲ πρῶτος. Zwar L. Sadée De Dionysii Hal. scriptis rhet. 210 erklärt für einzig richtig Reiskes οὔτε μόνος οὔτε πρῶτος, aber für die von ihm bekämpfte, von Us. gebilligte Aenderung Herwerdens οὐ μόνος οὐδὲ πρῶτος kann man Is. 21, 17. Dem. 36, 30 anführen; man darf also nur sagen, da οὔτε — οὔτε so häufig in οὐδὲ — οὐδὲ verschrieben sei, so sei dies auch hier wahrscheinlicher. — 754, 1 χρυσὸς ἐτέρῳ χρυσῷ παρατεθείς κρείττων τε καὶ χείρων εὑρίσκεται erwähne ich nur, um zu meiner Bemerkung in dieser Zeitschr. a. a. O. 122 Anm. 1 hinzuzufügen²⁾, daß

1) Um des Hiats willen ist 759, 14 statt συστρέψαι δὲ δέον ἐν ὀλίγοις ὀνόμασιν ἐκχεῖται εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις nach de Dem. 966, 5 συστρέψαι δέον — ἐκχεῖται δ' εἰς zu schreiben, und 751, 8 ἔγωγ' οὖν, vgl. de comp. verb. 31, 12.

2) Von L. Sadée aufmerksam gemacht, trage ich zu S. 113 nach, daß die Priorität der Emendation 596, 6 (= 100, 10 Rad.) ihm gebührt (Fleckeis. J. J. 1883, 418), wie er auch 863, 5 (= 358, 24 Us.) πραγμάτων in παραγγελμάτων verbessert hat. Statt Sadée aber ist 963, 13 Krüger zu nennen, der auch 1030, 3 die

auch Sadée a. a. O. τε καὶ durch Vergl. von Thuk. II 35. Dion. antiq. Rom. III 29, 4 schützt. S. auch Plat. Gorg. 487* βασανιστὴν ἱκανῶς ψυχῆς περὶ ὁρθῶς τε ζώσης καὶ μὴ. — 762, 11 schreibt R. mit Us. παραδείγματα δὲ — παραθήσομαι statt des überlieferten ποιήσομαι, aber vgl. de Dem. 969, 1 παράδειγμα δὲ ποιῶμαι, wo παρατίθεμαι außer aller Wahrscheinlichkeit wäre, de comp. verb. 133, 14. — 764, 10 heißt es ἐν γὰρ τοῦτοις τὸ μὲν πραγματικὸν οὐδαμῇ μέμφομαι τοῦ ἀνδρός, τῆς δὲ λέξεως τι μῶριον τὸ περὶ τὴν τροπικὴν τε καὶ διθυραμβικὴν φράσιν ἐκπίπτον¹⁾, R. schreibt mit Us. τοῦ δὲ λεκτικοῦ μέρους τὸ περὶ κτλ. Nun wird ja allerdings so gut wie regelmäßig dem πραγματικὸν μέρος das λεκτικὸν gegenübergestellt, aber darf denn der Schriftsteller nicht einmal ändern und dem πραγματικὸν (absolut wie de Thuc. 826, 1) die λέξις »den Ausdruck« entgegenstellen? Außerdem, wenn sich πραγματικὸν μέρος und λεκτικὸν nebeneinander finden, so steht das Subst. bei dem ersten Adj. — 766, 9 heißt es korrupt πεποίηκα καὶ τοῦτο εἰς Δημήτριον ὑπομνηματισμὸν περὶ μιμήσεως, woraus Us. οἷς <πρὸς> Δημήτριον ὑπεμνημάτισμαι gemacht hat, invita Minerva, denn es müßte wenigstens <ἐν> οἷς heißen, aber die Aenderung paßt überhaupt nicht in den Zusammenhang, es folgt τούτων ὁ μὲν πρῶτος — ὁ δὲ δεύτερος — ὁ δὲ τρίτος, was jetzt gar keine Beziehung hat. Das Subst. ist also auf alle Fälle zu halten; am einfachsten ist wohl mit Höschel ἐν τοῖς πρὸς Δ. ὑπομνηματισμοῖς zu schreiben, vgl. de Thuc. 810 ἐν τοῖς προσεκδοθείσι περὶ τῆς μιμήσεως ὑπομνηματισμοῖς, aber der Schaden kann auch tiefer liegen und durch Ausfall einer Zeile entstanden sein. — 771, 1 τὰ δὲ τέλη πλείονος ἀμαρτίας πλήρη, wo schon Reiske mit Recht an dem Plur. Anstoß nahm, schreibt R. mit Us. τὰ δ' ἐν τέλει, aber der Sprachgebrauch verlangt, glaub ich, ἐπὶ τέλει, vgl. de Thuc. 855, 12. Luk. πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράψαι c. 14. 26. Demetr. de eloc. § 249. — 781, 1 τῆς καλλιλογίας τῆς ἐκείνου καὶ τοῦ πλούτου τῶν ἐνθυμημάτων κατὰ πολὺ ὑστερεῖ ändert R. mit Us. in καὶ πολὺ, aber vgl. 786, 11 τῆς Δημοσθένους δεινότητος οὐδὲ κατὰ μικρὸν διαφέρει.

Selbst etwas zur Besserung des Textes beizusteuern hat R. kaum versucht, ich habe nur bemerkt 769, 2 πᾶν γὰρ τοδναντίον

Lücke aufgedeckt hat. Diese Emendationen stehen in dem Anhang zu den *Bruchstücken aus dem Leben eines Schulmannes*, dessen Durchsicht ergab, daß Krüger 554, 10 τοῦ πρὸ, 589, 2 ἰδίας, 1121, 11 ταῦτ' ἄρ', 1073, 1 ἡ περίοδος ἢ βάσεις εὐρυθμοὶ und wohl auch 1090, 4 συνεξέσθαι vermutete — er schreibt: συγχέσθαι *supra* 1070, 4, dort aber: συνεξέσθαι? vgl. diese Zeitschr. a. a. O. 118 —, 638, 11 αὐτὸν αὐτὸν ἀνδρὶς tilgte, wie Weil Revue des études Grecques 1899, 314.

1) Den Druckfehler ἐκπίπτον bei Us. druckt R. getreulich nach, wie 800, 16 πλῆθει. Der Druck ist sonst sehr sorgfältig überwacht, doch ist p. 172 hinter σφύρα ausgefallen διάλεκτος und αὐρα verdruckt 94, 4 wie in den Noten, u. dgl. m.

ἐν τῷ προοιμίῳ διασώρων τὰ παλαιὰ ἔργα μάλιστα καὶ θαυμασιώτατα τὰ καθ' αὐτὸν ἐπιτελεσθέντα φησὶν εἶναι, wo er μάλιστα zu διασώρων zieht und καὶ streicht, sachlich unrichtig und wegen der Stellung höchst unwahrscheinlich, man wird μάλιστα mit Rößler in μέγιστα ändern müssen, vorschwebt Dionys der Anfang des Thukydideischen Proömiums. — Durch Leichtigkeit würde sich die Aenderung 786, 14 εἰ δ' ὁπερ εἶδεν ἐν τούτοις ἐφ' οἷς μάλιστ' ἀντισποῦδακς empfehlen, wenn nur nicht ἀντισποῦδάξειν sich dagegen bemühen hieße. Uebrigens hat R. den Satz auch mißverstanden, er übersetzt: ›if in the passages on which he has bestowed the greatest pains, he had‹ u. s. w., aber ἐφ' οἷς κτλ. gehört nicht zu ἐν τούτοις, sondern ist Apposition zu dem folgenden. Diese beiden Vermutungen hat R. in den Text gesetzt, im Kommentar macht er noch den wenig glücklichen Vorschlag 778, 4 τὴν ἱστορίαν ᾗν zu schreiben und Ἑλληνικὴν als Glossem auszuschneiden. Das ist glaub ich alles, denn einige andre Vorschläge, z. B. zu 725 und 779, stammen nicht von R.

Indes diese kritische Zurückhaltung ist eher zu loben, befremdlich aber ist es, daß der Apparat nicht überall zuverlässig ist. 724, 13 fehlt τῶν vor λόγων in den Hss, 730, 7 haben sie περὶ τε, 727 9, τῶν ἐν χαλκίδος MO, 735, 15 τῶν πολιτῶν ὀπλίτας δεδισχιλίους M — ob vielleicht ὀπλίτας δὲ δισχιλίους τῶν πολιτῶν? — 769, 11 μέχρι ποῦ M, 777, 9 καὶ vor ἕτερος fehlt in M, in der schwierigen Stelle 782, 4 ὁμοίους M u. dgl. m., was aus Useners Apparat leicht richtig zu stellen war. Ueber diesen scheint R. nicht zurückgegangen zu sein, ein paar falsche Angaben, die er aus Krügers Ausgabe hätte berichtigen können, wiederholt er: 756, 7 schlug ἐν statt μὲν Sylburg vor, 760, 10 Γοργιεῖς und 770, 10 ἀνεπιτηδεῖψ Reiske, 769, 15 τῶν βαρβάρων Krüger. Doch ich sehe, ich thue R. unrecht, Herwerdens Ausgabe hat er eingesehen, zu 784, 1 bemerkt er: ἐν *dittographia natum delevit Herwerden*, während Us. richtig sagt: *corr. Kruegerus*, denn dieser schreibt: ἐν *e fine vocis praegressae iteratum putem*.

Die dem griechischen Text gegenüberstehende Uebersetzung ist als Ganzes, soweit dem Ausländer ein Urtheil zusteht, wohl gelungen und liest sich glatt, auf ein paar Mißverständnisse habe ich oben beiläufig hingewiesen.

Der Kommentar (S. 161—182) ist sachlich überaus dürftig: so sucht man z. B. vergebens zu 787, 7 ein Wort über Seilenos, und was über κυκλικὴ εὐρυθυμία τῶν περιόδων (787, 1) gesagt wird, genügt nicht zur Erklärung, ebenso wenig, was S. 176 über Likymnios steht. Manches mutet recht wunderlich an, z. B. wenn zu dem Br. an Pomp. c. 4 bemerkt wird: *It is to be noted that the Vita Agesilai*

is not mentioned in the following short list of Xenophon's historical writings und zur Kyropädie: *A true Eikon Basilike, in fact.* — Nirgends bemerkt man ein tieferes Eindringen, was sich selbst in den Zitaten zeigt, z. B. wenn zum 1. Br. an Amm. c. 5 statt auf Diels' grundlegenden Aufsatz Rhein. Mus. 31, 43 ff. auf Christ und Pauly-Wissowa verwiesen wird. Neues findet sich so gut wie gar nicht: ob 752, 1 ἥς οὐδὲν χρῆμα τιμιώτερον ein iambisches Fragment ist, erscheint fraglich, R. verweist selbst auf Soph. Ant. 702 οὐκ ἔστιν οὐδὲν κτῆμα τιμιώτερον, ähnlich ist auch Eur. Alk. 301 ψυχῆς γὰρ οὐδὲν ἔστι τιμιώτερον. Was R. an Reminiscenzen aufspürt, ist mehr als bedenklich: 755, 2 συνετάξατο λόγον ἐρωτικὸν εἰς τὴν ὑπόθεσιν soll Plat. Phaidr. 269^o κινδυνεύει — Περικλῆς πάντων τελεώτατος εἰς τὴν ῥητορικὴν γενέσθαι vorgeschwebt haben, 759, 6 soll αὖρα aus Plat. Staat 401^o stammen.

Besser gelungen ist die Einleitung (S. 1—50) über Leben und Schriften des Dionys. R. stellt die Nachrichten im ganzen richtig zusammen, bietet eine Inhaltsangabe der rhetorischen Schriften, besonders des Buches περὶ συνθέσεως und der 3 litterarischen Briefe, und sucht Dionysios' Stellung zu würdigen, allerdings ohne sein Verhältnis zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen ins rechte Licht zu stellen und ohne überhaupt irgendwie tiefer einzudringen, man vgl. nur die dürftige Notiz S. 42 über Theophrast: *the pupil and successor of Aristotle, who is mentioned repeatedly (though not always with approbation) in the rhetorical writings of Dionysius (de Lysia c. 6, 14; de Isocr. c. 3; de adm. vi dic. in Dem. c. 3; de comp. c. 16). The influence, direct or indirect, of the lost work of Theophrastus On Style (περὶ λέξεως) was probably great.* Kontroversen geht R. wie geflissentlich aus dem Wege, so wird z. B. kein Wort gesagt von der Vermutung, die von Wilamowitz Herm. 34, 625—8 vorträgt, die Schrift über die Redner sei von Dionys nicht fortgesetzt worden¹⁾.

Den Schluß macht ein im ganzen vollständiges bibliographisches Verzeichnis in chronologischer Ordnung²⁾ und drei Indices der Namen, Stellen und griechischen Wörter.

1) Aus dem bibliographischen Verzeichnis sehe ich, daß R. diesen Aufsatz nicht kennt. Er führt dort aus den Lese Früchten nur Abschnitt XLVII an; wunderlich, daß er nicht den folgenden gelesen hat XLVIII. »Die Schrift des Dionysios über die alten Redner« u. s. w., der ihn mehr interessieren mußte als der vorhergehende textkritische.

2) Ein und das andre läßt sich aus Engelmanns Bibliotheca script. class. nachtragen, z. B. Krügers Schriften — auch hinter dem Register zu der griechischen Sprachlehre stehen ein paar dürftige Bemerkungen. Es fehlt auch Sauppes Recension der Ausgabe van Herwerdens in dieser Zeitschrift 1863, von neueren Arbeiten R. Weise *Quaestiones Caecilianae* Berlin 1888.

Alles in allem : wissenschaftlich bedeutet das Buch keinen Fortschritt, das schließt aber nicht aus, daß es in England für das Studium des Rhetors gute Dienste leistet.

Berlin, Oktober 1901.

Karl Fuhr.

Spiegelberg, W., Zwei Beiträge zur Geschichte und Topographie der thebanischen Necropolis im Neuen Reich. I. Der Grabtempel Amenophis' I. zu Drah-abu'l-negga. II. Plan einer Gesamtarbeit über die Verwaltung der thebanischen Necropolis im Neuen Reich. (Vortrag). Straßburg, Schlesier u. Schweikhardt 1898. 16 S. in 4°. Mit 6 Tafeln.

Von den beiden unter dem obigen Titel im Jahre 1898 veröffentlichten kleinen Arbeiten, die durch die Schuld des Unterzeichneten erst jetzt hier zur Besprechung kommen, beschäftigt sich die erste mit einem Tempel Königs Amenophis' I., dessen Ruinenstätte Spiegelberg im Jahre 1896 am Wüstensaum bei Drah abu'l-negga aufgefunden und in einer zweitägigen Orientierungsgrabung untersucht hat. Der Verf. teilt in Kürze die Fundumstände mit und bespricht die wenigen Reste von inschriftlichen Denkmälern, die er daselbst gefunden hat. Außer einigen Blöcken, die Skulpturen von Amenophis I. in dem jener Zeit eigentümlichen feinen Flachrelief zeigen, sind es ein Stück einer Inschrift von Thutmosis I., der wohl den Tempel seines Vorgängers Amenophis' I. vollendet haben wird, die Sandsteinfigur eines Affen mit den Namen Ramses' IV. und ein schlechtes Relief etwa aus derselben Zeit, mit dem Bilde der Königin Ahmes-Nefret-ere, der Mutter (?) Amenophis' I., die damals wie Amenophis I. selber als Schutzheilige der thebanischen Totenstadt verehrt wurde. Von allgemeinerem Interesse sind nur die Skulpturen aus der Zeit Amenophis' I., die auf den Tafeln II—VI nach Papierabdrücken, teils in Lichtdruck, teils in Autographie wiedergegeben sind. Seltsamerweise hat es der Verf. unterlassen, die Abdrücke vor der Reproduktion zusammenzusetzen. Wer etwas damit anfangen will, muß sich nun die Arbeit machen, die einzelnen Abbildungen zu pausen und dann zusammenzusetzen. Diese Arbeit, die der Verfasser dem Benutzer von Rechtswegen nicht hätte zumuten sollen, wird noch dadurch erschwert, daß die Abdrücke nicht alle im gleichen Maßstab wiedergegeben sind, vor Allem aber dadurch, daß drei der Lichtdruckabbildungen, nämlich Taf. II 2, Taf. III 3 und Taf. III 4 nicht ein positives, sondern ein negatives Bild geben, so daß sie erst umgedreht werden müssen, um an die anschließenden Abdrücke Taf. IV 7, Taf. II 1 und Taf. IV 5 ange-

paßt zu werden. Auch dieses Versehen zu ermitteln, ist dem Benutzer überlassen worden, der nur in den Angaben über die Maße der Blöcke S. 2 Anm. 3 eine Bestätigung dafür findet. Das alles macht den Eindruck, als ob der Verf. die Zusammengehörigkeit der Skulpturen nicht erkannt habe, wobei aber rätselhaft bleibt, weshalb er nicht wenigstens die verschiedenen von einem und demselben Blocke genommenen Abdrücke zusammengesetzt hat. Setzt man die verschiedenen Stücke richtig zusammen, so stellt sich heraus,

Taf. II 2	Taf. IV 7	Taf. VI 11 13	Taf. V 8	Taf. III 3	Taf. II 1 + Seite 5
Taf. III 4	Taf. IV 5	Taf. VI 12	Taf. VI 14 Taf. V 9		
			Taf. IV 6		

daß sie alle zu einer und derselben Darstellung gehören: König Amenophis I. bei seinem 30jährigen Jubiläum in üblicher Weise in der Jubiläumsfesthalle sitzend, rechts als König von Ober-, links als König von Unterägypten; vor ihm die Gottheiten der beiden Reichshälften, die ihm Leben und Glück zu dem Jubiläum schenken. Als erste Nachricht, die wir von diesem Jubiläum des Königs Amenophis' I. haben, hat die Darstellung ein gewisses historisch-chronologisches Interesse. An die Mitteilungen über seine Funde knüpft der Verf. dann noch einige Bemerkungen über inschriftliche Zeugnisse für den von ihm aufgefundenen Tempel Amenophis' I. Hier scheint mir Manches nicht ganz einwandfrei. Der auf S. 3 besprochene Name *pr Imn-ḥtp n p; wb;* kann doch nicht, wie Sp. übersetzt »der Vorhof des Hauses des Amenophis« bedeuten, sondern nur »das Haus des Amenophis von dem Vorhof«; der ebenda angeführte Priestertitel »erster Prophet des Amenophis von dem Vorhof« bestätigt das und zeigt zugleich, daß der Zusatz »von dem Vorhof« zu dem Namen Amenophis gehört. Offenbar soll dadurch ein bestimmter Kult des Königs von anderen Kulturen unterschieden werden, wie z. B. dem Kult Amenophis' I. mit dem Beinamen *p; hn hr mt* (Lepsius, Denkm. Text III 282) und dem Kult des Amenophis mit dem Zusatz *n p; km* »von dem Garten« in der von dem Verf. auf S. 1 angeführten Stelle des Papyrus Abbott 2, 2. An dieser Stelle übersetzt Sp. die Worte *pr Imn-ḥtp n p; km* wieder wie oben »der Garten des Hauses des Amenophis«, während sie doch nur »das Haus des Amenophis von dem Garten« bedeuten können. Die-

ses Haus des Amenophis soll nach dem Papyrus südlich vom Grabe Amenophis' I., das uns übrigens noch unbekannt ist, gelegen haben und auf Grund dieser Angabe hat Sp., wie er sagt, den Grabtempel des Königs da gesucht, wo er ihn gefunden hat. Ist seine Annahme richtig, daß der von ihm aufgefundene Tempel mit dem im Papyrus Abbott genannten identisch ist, so kann er jedenfalls nicht mit dem oben erwähnten »Tempel des Amenophis von dem Vorhof« identisch sein. Möglicherweise entspricht er aber keinem der beiden inschriftlich erwähnten Tempel, zumal es, wenn auch recht wahrscheinlich, doch keineswegs sicher ist, daß der König Amenophis, dem die beiden Tempel geweiht waren, wirklich Amenophis I. und nicht einer seiner gleichnamigen Nachfolger war.

Die zweite Arbeit ist ein Vortrag, den der Verf. im Jahre 1897 auf dem Orientalistenkongreß zu Paris gehalten hat. Der Plan, den der Verf. darin entwickelt, der aber nach seiner Vorrede inzwischen bereits modifiziert worden ist, geht dahin, eine Darstellung der Verwaltung der thebanischen Nekropole im neuen Reich zu geben und das reichhaltige Material, das dafür vorliegt, teils zu sammeln, teils, soweit es schon publiciert ist, zu verzeichnen und zu berichtigen. Zu dieser großen Arbeit hat er sich der Mitwirkung des englischen Forschers P. E. Newberry versichert, der sich die planmäßige Aufnahme der thebanischen Gräber zur Aufgabe gemacht und uns als erstes Ergebnis bereits die Neupublikation des wichtigen Grabes des Rechmere bescheert hat. Der Zweck, den der Verf. mit dem Abdruck seines vorläufigen Planes verfolgt, ist, Interesse für sein Unternehmen bei den Fachgenossen und besonders bei den Museumsverwaltungen zu erwecken, auf deren Unterstützung er bei seiner Materialsammlung angewiesen sein wird. An der Hand einer Anzahl von ihm neu gefundener Inschriften zeigt uns der Verf., welche mannigfaltigen Aufschlüsse er sich von seiner Arbeit verspricht. So erfahren wir, daß wir für das interessante Kapitel der Beraubung der Königsgräber neues Material erwarten können. Ein bisher unbeachtet gebliebener Papyrus von Turin (S. 12, I) enthält den Bericht über die Untersuchung des Grabes der Königin Isis unter König Ramses IX. und gehört zu den bekannten Akten des großen Prozesses, der unter diesem Könige wegen der Beraubung der thebanischen Königsgräber geführt wurde. Die Untersuchungskommission öffnete das Grab (nicht wie der Verf. übersetzt, »sie fanden es offen«) und fand, daß es von »den acht Dieben«, die man also wie es scheint, schon ermittelt hatte, verletzt war. Verschiedene Ostraka, die man in den Gräbern der Könige gefunden hat, berichten von Besuchen, die der König oder hohe Beamte dem im Bau befindlichen

Grabe des Königs abgestattet haben. Zwei Inschriften, die der Verf. in der Felsenwildnis des Thales der Königsgräber entdeckte, als er Mittags unter einem vorspringenden Felsen Schutz vor den Sonnenstrahlen suchte, belehrten ihn, daß schon 3000 Jahre vor ihm ägyptische Nekropolenbedienstete dort ebenso gerastet hatten (S. 14, VI. VII). Andere Inschriften enthalten Gebete, die Arbeiter oder Beamte der Nekropole an die Götter gerichtet haben; merkwürdig ist darunter eines (S. 5, X) wegen der Bitte um Fürsprache bei dem unbekannten Gotte, den der Bittende nicht direkt anrufen kann: »ihr Herren von Theben, kommt alle zumal, stellt zufrieden (*shṭp*) den mit verborgenem Namen (*Imn-rnf*) und sagt ihm »gieb Leben und Gesundheit dem NN.« Nicht weniger als sechs Inschriften (S. 16, XV—XX), wie es scheint alle aus der Zeit des Menephthah, des Sohnes Ramses' II. melden, an welchem Tage das Uberschwemmungswasser des Nils gefallen sei. Der Zeit dieses Königs, der bald nach Ablauf einer Sothisperiode regiert hat, entsprechend fallen diese Daten alle in den zweiten oder in den Anfang des dritten Monats des (beweglichen) ägyptischen Kalenderjahres.

Man sieht, es sind nicht große historisch wertvolle Ergebnisse, die wir aus diesen Nekropolitexten gewinnen; es sind vielmehr meist kleine hübsche Genrebilder aus dem Leben der alten Zeiten, die sie uns zeigen. Wenn man daher vielleicht auch zweifeln kann, ob die Aufgabe, die sich der Verf. mit seinem Plan gestellt hat, gerade zu den dringendsten gehört, die die Aegyptologie heute zu erfüllen hat, so kann man seiner großen und gewiß vielen Nutzen bringenden Arbeit doch nur den besten Erfolg wünschen.

Göttingen, December 1901.

K. Sethe.

•

Johann Jakob Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstag (13. Juli 1898) veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, Commissionsverlag von Alb. Müller 1900. XII u. 418 SS. 4°.

Der rührige Lesezirkel Hottingen hat mit Unterstützung der Stadtbibliothek, anderer Institute und vieler Freunde zweihundert Jahre nach dem Geburtstag Bodmers in einsichtsvoller Schätzung seiner nachhaltigen Bedeutung für Zürich daselbst eine Ausstellung von Handschriften, Büchern und Bildern zu seinem Gedächtnis veranstaltet und hat überdies Theodor Vetter und die Brüder Hans und Hermann Bodmer, also die richtigen Männer mit der Vorbereitung einer

Festschrift beauftragt. Sie haben sich mit fünf andern Gelehrten verbunden und den Stoff so verteilt, daß ihre Arbeit zu einer Art Ganzem sich fügt. Bodmers Lebenslauf wird erzählt, seine Wohnstätte, die Lebenshaltung und der Freundesverkehr geschildert, seine erziehbliche und seine politische Tätigkeit besprochen, sein Verhältnis zur französischen, italienischen und englischen Litteratur erörtert und schließlich seine Schriftstellerei in einer Bibliographie übersehen. Auf Bodmers Kritik und Theorie, die ja durch mehrfache ältere Untersuchungen genügend deutlich zu erkennen ist, fallen durch die Studien über seine Beziehungen zu den ausländischen Schriftstellern neue Lichter. Seine Verdienste als Geschichtsschreiber sind von Gustav Tobler im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1891 gewürdigt, hier in der Denkschrift kommt er mehr als Politiker zur Geltung, eine erfreuliche Ergänzung. Ueber sein Verhältnis zum deutschen Altertum wurde in der Denkschrift wol geschwiegen, weil Bächtold das beste hierfür vorweg genommen hat. Auf sein Verhältnis zum griechischen Altertum wird wenigstens bei der Besprechung seiner politischen Dramen ein Blick geworfen; eine eigene Darstellung desselben hätte die Denkschrift in sehr willkommener Weise vervollständigt, denn es hat bisher doch nur seine Beschäftigung mit Homer einige Beachtung gefunden. Seine dichterischen Bemühungen sind in allen Kapiteln berührt, für mehrere Gattungen wertvolle Beobachtungen angestellt, eine genauere Gesamtcharakteristik aber wurde nicht versucht.

Und doch ist sein Wettstreit mit Poeten für seine Zeit und für seine Persönlichkeit kennzeichnend und bemerkenswert. Bodmer war ein phantasiebegabter, litteraturkundiger, gescheuer Mann, er konnte einen interessanten Dichtungsplan entwerfen, er konnte erfolgreich satirisieren, er hat ebenso oft mit Sicherheit die Schwächen fremder Dichtungen aufgedeckt, als er mit selbständigem Geschmack unbeachtete Schönheiten entdeckte; aber er war kein Künstler. Er war warmherzig, bedürftig nach Umgang mit geliebten Menschen, enthusiastisch, er konnte sich ganz in eine Sache, eine Idee versenken und verlangte darnach, sie in voller Stimmung auszukosten; aber er war kein Poet. Es war ihm die originale Gabe der poetischen Darstellung versagt. Er konnte im Sinn und Herzen entwerfen, aber er konnte nicht bilden. Er war eine von den beklagenswerten Naturen, die die Ahnung einer neuen Kunst in sich tragen, ja sich sogar eine innere Vorstellung mit Hilfe der Erinnerungen an fremde Werke davon bereiten können, aber nicht vermögen, das innere Bild aus sich herauszustellen, auf daß es erscheine, eine neue Schöpfung und Kunstwerk sei. Und ich möchte ihn doppelt beklagenswert

nennen, weil er, der sonst Scharfsichtige, diese Grenze seiner Begabung nicht frühzeitig erkannt und so sich bloß gestellt hat. Bedenkt man seine Zeit, so wird man seine Selbsttäuschung entschuldigen. Wie selten ist der weise Haller echter Poet? Und wann ist es der als Dichter damals berühmte Gottsched? Dem Leipziger Professor war der Züricher Professor wenigstens an gelehrter Phantasie überlegen, die von der künstlerischen nicht wesensverschieden ist; und übertraf ihn Gottsched durch geglättete Versredekunst im überkommenen Stile, so überflügelte Bodmer diesen durch den Mut, neu zu sein, und durch so manches körnige Wort aus seiner von rhetorischer Ueberfeinerung unberührten Heimatssprache.

Bodmers Epen stehen der Art nach zwischen den Professorenromanen des 17. Jahrhunderts und denen des 19. Er hat in ihnen trotz aller ihrer Gelehrtheit und trotz den versteckten satirischen Bezügen eine zweifache litterarisch günstige Anregung gegeben. Er hat die idyllischen Vorstellungen befreit von höfischer Galanterie, er hat sie auch nicht immer mit utopistisch-social-satirischer Lehre bemengt, er hat sie in ihrer sachlichen Wirklichkeit zu greifen unternommen und so der späteren tendenzlosen Idylle und der realistischen Epopee vorgearbeitet. Und das andere unleugbare Verdienst ist, daß er neben dem Sinn fürs Ursprüngliche auch Gefühl fürs Romantische und Mittelalterliche besaß und fast als erster weckte zu einer Zeit, wo doch nur die Antike in Ansehen stand: so wurde Wieland zu seinen besten Dichtungen mittelbar von Bodmers künstlerisch misglückten Beispielen angeregt. Ich verhehle nicht, daß ich es längst für wünschenswert und wissenschaftlich dankbar halte, und einige in dieser Denkschrift niedergelegten Beobachtungen bestärken mich in der Meinung, die erzählenden Dichtungen Bodmers in ihrer historischen Folge durch genaue Analyse zu zergliedern. Man wird, trotz seiner ängstlichen Schulung an den besten Mustern der Antike und früher und später Renaissance, doch gegenüber dem Roman und der Epik seiner deutschen Vorgänger erhebliche Neuerungen wahrnehmen, vielleicht sogar Versuche zur Entwicklung von Charakteren, was alles der kommenden Prosa- und Verseplik Gewinn brachte: denn Bodmers Epen wurden zum Teil sogar in weiteren Kreisen gelesen. Damit war neben dem Messias, der selbst einen Höhepunkt bezeichnet und also keine Fortbildung anregen konnte, eine andere tatsachenreichere Bahn eröffnet. Ich halte gewiß so wenig wie die Verfasser der Festschrift, deren einige allerdings mir zu starke Ausdrücke der Verwerfung wählten, Bodmer für einen Dichter: er war es höchstens in Ideen, er war es nicht im formalen Gebilde; er war eine ganz männliche Natur, ihm mangelte der die Dichter för-

dernde Sinn fürs Weibliche. Aber historisch erwiesen sich eben doch seine Ideen für wirkliche Dichter fruchtbar.

Untersuchungen in dieser Richtung sind gewiß nur einem wissenschaftlichen Leser mit geschichtlich erzogenem Geschmacke von Wert. Die Denkschrift hatte zuvörderst eine andere Aufgabe zu erfüllen. Sie sollte einen größeren Kreis mit dem Landsmann genauer vertraut machen, ja vielen überhaupt erst eine Vorstellung wach rufen, warum er des Gedächtnisses wert sei. Wer in den Tagen des Bodmerjubiläums und der reichen Züricher Bodmerausstellung Zeitungen las, muß bemerkt haben, wie notwendig dies in und außer der Schweiz ist. Ein toter Name, den man auf der Schulbank ans Ohr rufen hörte und darnach nicht mehr, ist Bodmer für die meisten. Und er kann nicht mehr sein, weil alles, nicht geringe Gute, was er gegeben hat, längst durch andere verbessertes Gemeingut geworden ist, dem der Name seines ersten Förderers nicht mehr aufgeschrieben steht. Ja seine eigene Zeit hat er überlebt. Wie es Kampfnaturen leicht ergeht, konnte er nicht begreifen, daß, was in seiner Jugend nützlich und vortrefflich war, den jungen Genossen seines hohen Alters nicht mehr anstehen sollte; ist doch auch der weit umschauende Lessing, obwol sein Leben ein Menschenalter kürzer war als das Bodmers, in Conflict mit dem heranwachsenden Geschlecht geraten, auch er hat es nicht mehr verstanden. Wurde Gottsched niedergehalten durch die Schaar seiner minderwertigen Jünger, so wurde Bodmer eigensinnig durch eine nur zum Teil verschuldete Vereinsamung. Damit verlor sein Name, außer bei Wenigen, bald auch den Glanz, den er verdient hat. Er ward noch als Lebender eine Reliquie, die zu verehren nicht jeder das Bedürfnis hatte. Und nach seinem Tode verlosch sein Andenken rasch, selbst in Zürich. Schon 1796 erstaunte Wieland, daß dort fast niemand mehr ein Wort von Bodmer zu erzählen wußte (Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 225). Immerhin war es ihm erspart, mit dem Fluch der Lächerlichkeit, den Gottsched durch gewisse, hart beurteilte Misgriffe, eitle Torheiten auf sich gezogen hat, beladen zu werden. Er blieb als Greis und über den Tod hinaus Respectsperson, wie er es durch seine lautere Gesinnung, seinen bis zur Peinlichkeit und Unduldsamkeit aufrechten Charakter verdiente.

Solche Persönlichkeiten einer spät nachgebornen Menge nahe zu bringen, ist nicht leicht. Wärme und Anerkennung für sie wird schnell als übertrieben empfunden; Licht und Schatten wollen vorsichtig verteilt sein, um Vertrauen zur Objectivität des Lobes zu erwecken. Den Verfassern der Denkschrift ist es im Ganzen wol gelungen, diese Kunst zu üben. Sie stellten sich alle auf den Stand-

punkt des modernen Menschen und auch diejenigen haben von diesem aus geurteilt und sind damit den historisch minder gebildeten Lesern entgegen gekommen, welche selbst geschichtliches Wissen und Sinn reichlich genug besitzen, Bodmer aus seiner Zeit heraus zu verstehen und zu würdigen.

Die Brüder Bodmer haben gut erzählend, ohne zu viel Einzelheiten sein Lebensbild entworfen, schlicht und würdig, wie es für den Zweck dienlich war. Der Litterarhistoriker wird an Tatsachen und Urteilen wenig Neues finden. Ich glaube nicht, daß hier oder irgendwo Bodmers Anregungen für seine Zeitgenossen erschöpfend dargestellt sind. Auch Bächtold kam über eine gewisse Voreingenommenheit gegen den spröden Mann, der seiner stark künstlerischen Natur nicht genügen konnte, nicht ganz hinweg, und ich hatte ihm, weil er wie andere Breitinger nach meiner Meinung zu hoch über ihn hob, eine freundschaftliche Fehde angekündigt, die ich dann doch nicht auszufechten wagte. Ich sehe mit Genugthuung, daß die jetzigen Biographen darin gerechter sind. In Einzelheiten wird man auch bei ihnen etwas zusetzen oder verändern wollen. Sie haben Recht zu betonen (S. 38), daß die kritischen Köpfe zur Zeit Bodmers über dessen Noah absprechend urteilten, aber sie hätten doch auch ihre Bemerkung, daß das Epos vier Auflagen erlebte, als Zeugnis für seine Verbreitung erläutern sollen. Rechnet man dazu, daß die vier ersten Gesänge in zwei Publicationen vorangeschickt worden waren, daß später ein eigenes Heft Verbesserungen und Veränderungen zum Noah erschien, so ist die Zahl der buchhändlerischen Nummern noch größer, und der Absatz des Noah scheint erstaunlicher Weise an den des Messias heranzurücken. — S. 35 wird behauptet, Wieland habe Bodmers Herzen nie so nahe gestanden wie der ungleich sympathischere Dichter des Messias; das glaube ich nicht, obwol ein Beweis in solchen Auffassungen schwer zu führen ist. Gewiß war Bodmers Enthusiasmus für Klopstock zunächst stärker; Klopstock hatte bedeutendere Proben seiner Dichtkraft abgelegt, bevor er nach Zürich kam, als Wieland; um so heftiger war die rasche Enttäuschung über den Unfleiß, die Lebsucht und den Egoismus Klopstocks; immerhin blieb dieser zeitlebens wesentlich in seiner ersten Richtung und also der Hauptsache nach in Bodmers Geschmack stehen. Wieland dagegen wurde wegen der Erfahrung mit Klopstock und weil er ein verbender Anfänger war, etwas vorsichtiger empfangen, dafür war aber seine Emsigkeit, seine wachsende Gelehrsamkeit, sein dankbares Sichhineinfinden in Bodmers Gedanken- und Lebenskreis eine volle Quelle lauterer Freude für den Gönner Jahre hindurch; die Lösung erfolgte langsam; und so

schlug das Herz Bodmers vielleicht für ihn nicht so lebhaft wie während des kurzen Besitzes und beim schnellen Bruch für Klopstock, aber Bodmer und Wieland hatten sich gewiß besser verstanden und waren sich innerlich viel näher getreten als Klopstock und der Patron, obwol sie auf die Dauer in ihrer schriftstellerischen Art schlechter zusammen paßten. So wenigstens fange ich die Stimmung aus Bodmers Briefen auf; dabei setze ich voraus, daß Wielands Empfindung, besonders deutlich ausgesprochen im Teutschen Merkur 1778, 2, 283 ff. (= Hempels Ausgabe 37, 90 ff.), das Echo der Bodmerschen ist. Auch Hedwig Waser, die Verfasserin des zweiten Beitrages zur Denkschrift scheint (S. 63 f.) meine Auffassung zu teilen.

Sie beschreibt »das Bodmerhaus«, seine Inwohner und Gäste, von der Erbauung im 17. Jahrhundert an, bis es in den Besitz des Malers Ludwig Vogel gekommen ist. Ueber Veränderungen des Hauses nach Bodmers Tod s. Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 194. Waser bietet ein heiteres, farbiges Feuilleton mit etwas künstlerischer Einkleidung. Liebevoll erzählt sie, was alles die Hausgeister auf dem Berge erlebten; die Schilderung der Einfachheit der Bodmerschen Wohnung ist sehr anziehend geraten; unter den Besuchern wird Goethe begreiflicher Weise ausführlicher behandelt.

An dritter Stelle charakterisiert Otto Hunziker »Bodmer als Vater der Jünglinge«. Hat ja schon Lavater in der Ode »Bei Bodmers Leiche« (Deutsches Museum 1783 1, 169 f.) Bodmer als Vater angeredet und gerühmt, daß »sein Vaterauge Jünglingen gelacht«. Hunziker erbringt gute Nachweise über Bodmers Wirken auf junge Leute und zeigt ihn im besten Licht als Lehrer, Führer und Fürsorger. Hier erkennt man gerne, wie wenig selbstisch Bodmer war bei allem Selbstbewußtsein und allem Bedürfnis, andere zu lenken; Patrone pflegen herrischer zu sein, während er für andere und in anderen lebte und durch sein Beispiel stählend auf den Charakter seiner jungen Freunde wirkte. Man vergleiche auch das Zeugnis im Deutschen Museum 1783, 1, 188 und die Verherrlichung Bodmers als Schutzgeist der Jugend in Salomon Hirzels Trauerspiel Junius Brutus (1761), worauf Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte 2, 56 aufmerksam gemacht hat. Und so hätte Hunziker noch mehr Belege beibringen können, wodurch die Richtigkeit des von ihm entworfenen Bildes aber nur bestätigt, die Züge verstärkt, das Bild selbst nicht wesentlich bereichert worden wäre. Er wendet sein Augenmerk besonders auch auf die politische Erziehung und teilt darum die Vorgeschichte und die Geschichte der Bodmerschen Helvetischen vaterländischen Gesellschaft mit; dabei vermißt man

S. 85 f. die ausdrückliche Erwähnung von Wielands Schrift: Gedanken über den patriotischen Traum [Balthasars] von einem Mittel die Eidgenossenschaft zu verjüngern um so mehr, als von Wielands Erziehungsplänen die Rede ist.

Auch der vierte Artikel handelt vom Politiker Bodmer, Gustav Tobler bespricht die politischen Schauspiele. Und zwar kennzeichnet er nicht nur ihren politischen Inhalt, er charakterisiert auch ihre Form. Bodmer besaß weder das Gestaltungsvermögen zum Dramatiker, noch hatte er bei den bekannten Zuständen der damaligen Schweiz Gelegenheit zu theatralischer Erfahrung. Er kommt also oft nicht über den Dialogus hinaus, zumal er auch lehrhafte Absichten verfolgt, er schreibt mit Bewußtsein Lesedramen. Die Form ist ihm nur das Mittel, Wahrheiten durch Figuren des Dramas sagen zu lassen, die selbst zu sagen ihm nach seiner Meinung die Censur nicht erlaubt hätte; deshalb muß immer nach der praktischen Bedeutung dieser Dramen für seine Landsleute gefragt werden. Ich meine darum nicht, wie Tobler (S. 117), daß Bodmer, um seinen verblassenden Ruhm aufs neue erglänzen zu machen, unter die Theaterdichter gegangen sei. Er benützte eine auf dem Papier eingerichtete Bühne als politische Lehrkanzel, wie er seine Epen zu allerlei Lehren, insbesondere auch über sociale Verhältnisse benützt hatte; er wählte die dramatische Form, weil sie die Modegattung der Poesie geworden war. Hatte doch schon Breitingen in seiner Dichtkunst den dramatischen Teil der Poesie als den vornehmsten bezeichnet, was allerdings Bodmer noch in demselben Jahre nicht gelten lassen wollte, in welchem er sein Josephdrama ausgehen ließ. Daß auch Klopstock und Wieland von der Neigung der Zeit zur Dramatik hingezogen wurden, geschah kaum ohne Mitwirkung des Bodmerschen Vorbildes. Tobler erweist, daß wenigstens in Einzelheiten Shakespeare Bodmer beeinflußt hat, neben der Antike, auf die er im Allgemeinen sich beruft, und mehr als sie¹⁾. Damit wird Shakespeare auch in Wielands Gesichtskreis gerückt, wie Vetter (S. 385) richtig bemerkt, damals entlockt er ihm die bewundernden brieflichen Aeußerungen, hinter denen das spätere Urteil bei Gelegenheit der Uebersetzung zum Teil zurückbleibt. Tobler verfolgt hauptsächlich die Entwicklung der staatlichen und religiösen Grundsätze Bodmers in den Dramen vaterländischen Stoffes und kommt dabei zu einer wolbegründeten Anerkennung für des Verfassers Ideen-

1) Die Aeußerung Bodmers über seine politischen Schauspiele und ihr Vorbild im griechischen Theater S. 118 f. ist ein Auszug aus Sulzers Allgemeiner Theorie, nicht ein wörtlicher Abdruck, wie es nach den Anführungszeichen scheinen könnte.

stärke und Patriotismus. Er mißt ihn auch an seinen Quellen und Vorbildern, wobei eine entschiedene Verurteilung der neuen Gestaltung wiederholt ausgesprochen werden mußte. Immerhin konnte Tobler, mit sicherem historischem Gefühl und Erkennen, nachdem er alle Mängel zusammengefaßt, doch am Schluß seiner Darlegungen Bodmers scharfen Blick für alles wirklich Große und Schöne rühmen, ihn als Führer in der Bewunderung Shakespeares und der Griechen, als vorbildlichen Dichter vaterländischer Stoffe und als einen unerschrockenen Denker preisen, der das tiefe Verhältniß des Menschen zu Kirche und Staat als Bühnenstoff erobert habe. Hier wird ein Forscher, der einmal alle Dramen Bodmers betrachten will, den von Tobler bei Seite geschobenen Rest leicht einordnen.

Dagegen werden wenige das nächste Capitel andauernd benützen, trotz seines gleißenden Titels: »J. J. Bodmer und die französische Litteratur, ein Litteraturbild der Kulturmacht Frankreichs im XVIII. Jahrhundert von Louis P. Betz«. Der Verfasser irrt, wenn er meint, andere hätten noch nicht wahrgenommen, wie viel Bodmer den Franzosen verdankt. Es ist für jeden, der den damaligen Stand der europäischen Litteraturen, wenn auch nur aus abgeleiteten Quellen, einigermaßen kennt, selbstverständlich, daß auch Bodmer bei den allen Zeitgenossen gemeinsamen Lehrmeistern in die Schule gegangen ist und dauernd unter der mittelbaren oder unmittelbaren Einwirkung des französischen Classicismus stand. Es ist längst nachgewiesen, »daß der französierende Gottsched und der Bewunderer Miltons« in ihren theoretischen Ansichten so vielfach übereinstimmen, weil sie bei denselben französischen Gewährsmännern oder ihren Nachbetern sich belehrt haben. Wenn also Betz gegen Erwarten Bodmer als ein echtes Kind seiner Zeit fand, einer Zeit, da Frankreich souverain über die Weltlitteratur herrschte, so war »dieser andere Bodmer« wirklich nur für ihn »neu«. Wer je in Bodmers Schriften und Briefen geblättert hat, kann unmöglich die aufdringliche Thatsache übersehen haben, daß er in der französischen Litteratur so gut, und in manchem Teil, z. B. den Staatsromanen besser bewandert ist als alle seine schriftstellernden und gebildeten Zeitgenossen. Was ihn vor diesen auszeichnet, ist, daß er nicht wie die meisten im französischen Geschmack ausschließlich befangen blieb, sondern Eigenkraft genug hatte, auch einen andern daneben, sogar als teilweise besseren anzuerkennen. Ich kann mich des un erfreulichen, aber Betz doch etwas entlastenden Eindruckes nicht erwehren, er habe seine Ausführungen so übertreibend zugespitzt um des schriftstellerischen Eindruckes willen. Und daraus mögen sich denn auch so manche verblüffenden und kühnen Aeußerungen

erklären, die neben halben, schiefen und irrigen auf vielen Seiten seines Anteils an der Festschrift sich finden. Was man von ihm erwarten durfte, die Kennzeichnung des Standes der französischen Bildung in der Schweiz, die doch der im übrigen Deutschland nicht gleich war, davon gibt er zu wenig und zu Allgemeines. Es handelt sich weniger darum, was Bodmer wie alle litterarische Welt damals von den Franzosen lernte, als darum, welche Autoren er bevorzugte. Eine Entwicklungsgeschichte seines Verhältnisses zu den Nachbarn war erwünscht; das Herausgreifen von Einzelheiten da- und dorthier, wobei ja manches Brauchbare zu Tage kommt, kann sie nicht ersetzen. In der vierten Anmerkung stellt Betz selbst wichtige Fragen: wie der Einfluß Fontenelles und Dubos' auf Bodmer sei. Aber das zu untersuchen, »fehlte ihm die Forscherlust und der Forschermut«, verkündigt er. Es ging ihm eben überhaupt »die Geduld, an die Bodmer zuweilen allzu große Anforderungen stelle, aus« (S. 230). Mit so selbstgefälligen Geständnissen ist der Sache nicht gedient, sie können höchstens naive Laien blenden. Glücklicher Weise sind die Verfasser der andern Beiträge geduldige Forscher und einem solchen wenden wir uns wieder zu.

Was Donati über Bodmers Beziehungen zur italienischen Litteratur vorträgt, ist fast alles neu und alles sehr wertvoll. Da Bodmer nach und neben einer französischen Bildung den ersten selbstständigen Eindruck aus der italienischen Litteratur empfangen hat, war eine Untersuchung hierüber längst notwendig. Hier wird erfolgreich begonnen, die empfindliche Lücke auszufüllen, und Donati verspricht erfreulicher Weise fernere Forschungen. Wie obenhin wir uns bisher nach dieser Seite umgesehen haben, zeigt schon das eine Beispiel, daß wir von Bodmers persönlicher und litterarischer Verbindung mit einem Grafen Conti zu reden und zu schreiben pflegten, indem wir den Namen Pietro de'conti di Calepio gedankenlos kürzten; Donati nennt nun den Grafen Calepio beim rechten Namen. Er kennzeichnet seine Person und seinen ebenso seltenen als wichtigen Paragone, sowie Bodmers Verhältnis zu dem Grafen und zu dessen Ansichten. Darnach zeigt er uns Bodmer als ersten Danteschwärmer in Deutschland. Daß er als solcher auch bei den Zeitgenossen galt, beweist Meinhard, der sich in der Vorrede seiner Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter (1763) auf Bodmers Urteil und nur auf dieses zur Rechtfertigung seiner Auszüge aus Dantes Werk beruft. Donati hebt einen wertvollen Artikel über Dante aus den Freimüthigen Nachrichten 1763 aus und teilt ihn Bodmer zu; ich bin nicht so sicher wie er überzeugt, daß sich diese Verfasserschaft ohne äußeren Beweis behaupten lasse, räume

aber ein, daß ich für den Prosastil Bodmers in den sechziger Jahren kein geübtes Gefühl habe. Der Artikel ist, wie der Schluß zeigt, aus Anlaß einer Danteübersetzung verfaßt; der Autor verbessert einige Stellen einer deutschen Uebersetzung; welche gemeint ist, muß sich aus Reinhold Köblers Schrift Dantes göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen, Weimar 1865, feststellen lassen; das Buch ist mir hier nicht zugänglich; die Uebersetzung von Bachenschwanz begann erst von 1767 an in Buchform zu erscheinen. — Zum Schlusse behandelt Donati den Einfluß italienischer Poetiker auf Bodmer und Breitinger, besonders den Muratoris, sehr überzeugend. Verschiedene Aeußerungen Bodmers über italienische Litteratur jener Zeit hat er zurückgehalten, weil sie nicht mehr actuell und heute ohne jeglichen Wert seien; für den Kenner der italienischen Litteratur mag da wirklich kein Gewinn sein, Bodmers Urteilsfähigkeit und Geschmacksrichtung ließ sich aber doch wol daran erläutern. Künftige Untersuchung muß auch nach der Einwirkung der Italiener, besonders des bevorzugten Tasso, auf Bodmers Epik fragen; italienischer Einfluß auf den Noah wird von Wieland behauptet (Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 196). Lemene, dessen Giacobbe al fonte Bodmer übersetzt hat, wie Donati S. 294 zeigt, soll auch sonst auf den Schweizer gewirkt haben: Böttiger, a. a. O. 1, 249, wo der Name des Italieners in Kemenes entstellt ist; das Manuscript Böttigers hat die richtige Form.

Die letzte der Abhandlungen der Denkschrift ist Vettters Darstellung von Bodmers Beziehung zur englischen Litteratur; eine vortreffliche Uebersicht aus der Fülle der Kenntnisse, deren Mitteilung einzudämmen der Verfasser als ›Hüter über den Umfang‹ des Werkes sich leider verpflichtet hielt. Obgleich gerade hiefür schon allerlei beobachtet ist, hat Vetter im Einzelnen viel Neues gebracht und das Ganze in übersichtlicher Ordnung sehr instructiv zusammengefaßt. Er betrachtet die englische Litteratur in Bodmers Kritik, die Uebersetzungen, die Nachahmungen und Entlehnungen. Zu S. 350 bemerke ich, daß die Miltonübersetzung von 1759, die Vetter in Zürich nicht einsehen konnte, nicht, wie ihm berichtet wurde, ein bloßer Nachdruck der dritten Auflage ist, auch der Titel ist nicht identisch (S. 390), er lautet: Johann Miltons verlohrenes Paradies. Ein Episches Gedicht in zwölf Gesängen. Vierte verbesserte Auflage. Erster (Zweiter) Band. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1759. 48 und 336 SS., 24 und 319 SS. 8°. Zur ›Critischen Geschichte‹ vor dem ersten Teil kam hier ein Nachtrag S. 42 ff: Fernere Geschichte des verl. Paradieses; am Text ist gebessert, so daß er eine Zwischenstufe zwischen den Ausgaben von

1754 und 1769 darstellt. — Vetter hat das Verhältnis des Paradieses zum Noah erörtert, auch den Einfluß Youngs auf dies Werk (in den Anmerkungen, die bei Vettters wie bei Donatis Abhandlung viel Wichtiges enthalten); für die Colombona ist Kirkpatrick's The Sea-Piece als Quelle aufgedeckt u. a. m.; Shakespeare (Entlehnung daraus für den Noah s. Euphorion 3. Ergänzungsheft S. 84), Ossian kommen natürlich auch zur Geltung. Die Untersuchung ist durchaus reich an gründlich erarbeiteten Ergebnissen.

Der Mühewaltung Vettters verdanken wir endlich die den Schluß des Bandes bildende Bibliographie der Schriften Bodmers und der von ihm besorgten Ausgaben. Bei Nr. 14 ist ein Druckfehler zu corrigieren: die Sammlung der Streitschriften von 1753 umfaßt 3, nicht 2 Bände. Bei Nr. 26 sollte vermerkt sein, daß der Landbusen auch in Nr. 39 Fragmente gedruckt ist. Nr. 29 Die Syndflut gehört unter das Jahr 1751 eingereiht (ebenso Nr. 70 vor 69); der erste Großquartdruck hat den Titel: Die Syndflut. Ein Gedicht. Erster und zweyter Gesang. Zyrich, bey Heidegger und Compagnie, 1751. 38 SS. Ueber die Verfasser des Grandison in Görlitz vgl. Göttingische gelehrte Anzeigen 1896 S. 486 ff. Nach dieser Nr. 41 war einzuschalten: Der verbesserte Herrmann S. 83—102 in Wielands Ankündigung einer Dunciade, Frankfurt und Leipzig, 1755, vgl. Göttingische gelehrte Anzeigen 1895 S. 72, 1896 S. 497f. Hier schließt sich ferner an der neunte, Kreuzner unterzeichnete Brief in Das Angenehme mit dem Nützlichen, vgl. Göttingische gelehrte Anzeigen 1896 S. 492, der aber wol absichtlich übergangen ist, wie auch Bodmers Beiträge zu Sulzers Theorie und zu den Freimütigen Nachrichten; an die von Bächtold und anderen Bodmer zuerkannten Stücken wird eine Specialuntersuchung dieser Zeitung gewiß Nachträge fügen können. Nr. 86 Evadne ist auch gedruckt in Wielands Teutschem Merkur 1780, 2, 3 ff. Bei Nr. 94 müßte man anmerken, daß die »Literarischen Denkmale von verschiedenen Verfassern« nach Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte 2, 21 alle von Bodmer errichtet sein sollen. Unter den Nachlaßschriften vermisste ich das Gedicht: »Bodmer nicht verkannt« in Stäudlins Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttgart, Gebr. Mäntler 1794 S. 315—337. — Wer die Schwierigkeit der Bodmerbibliographie kennt, die auch von Bächtold nicht ganz behoben worden war, wird meine kleine Nachlese nicht als irgend erheblich gegenüber Vettters Leistung einschätzen. Es schließt damit der Band, dem Widmer ein Register der Eigennamen angehängt hat, wie es der Denkschrift würdig ist.

Ihre Ausstattung kann geradezu als Muster für Festschriften

empfohlen werden: ein vornehmes, handliches Quartformat, schöne große Lettern auf reinem, nicht zu glänzendem Papier, ein reicher Bilderschmuck. Bodmer erscheint in verschiedenen Aufnahmen, seine Freunde und Bekannten (darunter auch Goethe nach einem bisher nicht veröffentlichten Bilde), sein Wohnhaus und anderes aus Zürich, was auf Bodmer Bezug hat: alles gehört zur Sache oder paßt doch dazu und zeigt seinen Kreis in Einzelbildern bald feierlichen Porträtstiles, bald häuslicher Skizzierung und in ernsten und scherzhaften gemeinsamen Situationen. Alle diese Bilder sind »echt«, die Zuverlässigkeit der Abbildungen wird durch die Angabe des Aufbewahrungsortes der Originale, womöglich auch durch Datierung und durch Nennung des Zeichners beglaubigt. Die kostspielige Veröffentlichung dieses glänzenden Bandes hat die Stiftung von Schnyder von Wartensee ermöglicht und sich dadurch ein neues Verdienst um die deutsche Litteratur der Schweiz erworben.

Graz.

Bernhard Seuffert.

Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg. Herausgegeben von V. Ernst. II. Band: 1553—1554. Im Auftrag der württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von V. E. Stuttgart 1900. (XXVI, 733 S.).

Dem ersten Bande der Korrespondenz Herzog Christophs ist bereits nach einem Jahre der zweite gefolgt. Jener umfaßte die Jahre 1550—1552, dieser bringt die politische Korrespondenz von 1553 und 1554 sowie ein Register für beide Bände. Die Anzeige dieses neuen Teiles hat ein doppeltes Ziel zu verfolgen: die Wertung der Arbeit an sich und ferner die Prüfung eines Angriffes, der diesem Bande in gewisser Hinsicht seinen Charakter gibt — eines Angriffes gegen den 4. Band der »Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts«, der im Auftrage der Münchner historischen Kommission von Druffel bearbeitet und nach dessen Tode von Brandi 1896 herausgegeben worden ist. Die Fehde gegen dieses sachlich und zeitlich mit Ernsts zweitem Bande konkurrierende Werk ist eine so grundsätzliche und in der Vorrede durch ein so vernichtendes Gesamturteil ausgesprochen, daß die Kritik die Pflicht hat, in der gekennzeichneten doppelten Richtung Stellung zu nehmen. Denn der Umstand, daß einem angesehenen, vielfach benutzten und einen höchst wichtigen Zeitraum deutscher Geschichte aktenmäßig behandelnden Werke jegliche wissenschaftliche Brauchbarkeit rundweg abgesprochen wird, hat starkes Aufsehen erregt und fordert eine be-

stimmte Entscheidung heraus. Der 4. Band von Druffel, für den natürlich auch Brandi in starkem Maße verantwortlich ist, enthält nach Ernsts Aussage (Vorrede S. V) nicht nur in den Aktexten »mehr grobe Fehler als Nummern«, sondern zeichnet auch in seinen Anmerkungen »ein fast in jedem Zuge verfehltes Bild der Jahre 1553 und 1554« und bedeutet »der früheren Kenntnis dieser Jahre gegenüber einen entschiedenen Rückschritt«. Gegenüber solchem Urteil muß die schließliche Entscheidung einem der beiden Teile, dem Angegriffenen oder dem Angreifer, den guten Namen erheblich belasten: entweder haben Druffel und Brandi gewissenlos gearbeitet oder es hat jemand kurzsichtig sich selber verspielt.

Herzog Christophs Bedeutung für das Reich und für den deutschen Protestantismus ist gerade in den ersten Jahren seiner Regierung, in der kritischen Zeit des Fürstenaufstandes von 1552 und des Augsburger Reichstags von 1555 eine nicht geringe, aber auch im ganzen genommen gehört er zu den Persönlichkeiten, die mit ihren Anschauungen und ihrem Handeln am Beginn der Gegenreformation in Deutschland Geschichte machen helfen. Von seinem Briefwechsel war schon vielerlei bekannt; die württembergische Kommission für Landesgeschichte hielt jedoch eine selbständige Sammlung der politischen Schreiben des Herzogs für erwünscht. Die Besprechung des vorliegenden Bandes wird ergeben, ob damit ein wünschenswertes Ziel nicht doch vielleicht zu eng gesteckt ist.

Bei Betrachtung einer solchen Sammlung darf man den grundsätzlichen Gesichtspunkt vorausschicken, daß es sehr viel leichter ist, große Aktenmassen herauszugeben als das schlechthin Notwendige auf knappen Raum zusammen zu drängen; im zweiten Falle ist die Mühe der Bearbeitung eine ungleich größere als wenn man die Akten gewissermaßen aus dem Archiv in die Druckerei gibt. Viele der großen, noch im Gange befindlichen Aktenpublikationen leiden daran, daß entweder die bequemere Arbeit vorgezogen oder — eine Art Entschuldigung für fleißige Arbeiter — der Wert des Materials zu sehr nach seinem Umfang bemessen wird.

Der vorliegende Band behandelt auf 688 Seiten mit 834 Nummern zwei Jahre der Regierung Herzog Christophs — zwei wichtige Jahre gewiß, aber in der Zeit von 1550—1555 dennoch (trotz Ernst!) die weniger wichtigen. Der breite Umfang muß seine Rechtfertigung im Inhalt finden. Aber was in dieser Zeitschrift von einem andern Beurteiler schon über den ersten Band des Briefwechsels gesagt worden ist, gilt auch für diese Fortsetzung: wesentlich Neues bringt sie nicht, weder für die Reichsgeschichte noch für die württembergische Landesgeschichte. Die Hauptmasse der gesammelten Akten

gilt dem Heidelberger Bunde und dem Markgrafenkriege, den Vertragsverhandlungen zwischen Christoph und König Ferdinand, den Verhandlungen über einen Konvent protestantischer Theologen und über den Naumburger Tag von 1554, dem Frankfurter Kreistag von 1553 und den Angelegenheiten des Schwäbischen Kreises. Alle diese Akten sind Ergänzungen zu schon bekanntem Materiale; sie erweitern unsre Kenntnis in den großen Fragen gar nicht, aber für Nebendinge sind sie oft ganz lehrreich. Immerhin wird man sie dankbar aufnehmen, sobald sie ohne größere Ansprüche vorgetragen werden. Aber der Herausgeber ist anderer Meinung: er glaubt mit seinem Material weit über seine Vorgänger hinausgekommen zu sein. Ich nehme hier schon eine später noch zu belegendende Bemerkung voraus: die »neuen« Anschauungen Ernsts konnten ausgesprochen werden und sind schon ausgesprochen worden auf Grund des bereits bekannten Aktenmaterials. Das Buch, das alles wichtige Material in dieser Hinsicht bereits enthält, ist der 4. Band der Druffelschen Briefe und Akten; soweit es sich um irgend etwas für die Reichsgeschichte und für Herzog Christophs politische Stellung Bedeutsames handelt, ist Ernst, rein stofflich genommen, über Druffel nicht hinausgekommen. Ja, man darf behaupten, daß die Ernstsche Publikation ohne Druffels reiche Vorarbeit gar nicht denkbar ist: man schlage nur an irgend einer Stelle nach, wie Ernst seine Akten erläutert, in die richtigen Thatenzusammenhänge einreicht und diese beurteilt — Druffel muß fast auf jeder Seite zitiert werden, denn nur Druffel liefert die zum Verständnis für Herzog Christophs Politik notwendigen allgemeinen Erklärungen. Soweit Christoph in die Reichsgeschichte eingreift, hat Druffel alles Wichtige gegeben. Ich nehme als Beispiel die Geschichte des Heidelberger Bundes: über die Gründung brachte Druffel als erster die aufklärenden Akten, vor allem das höchst wertvolle Protokoll der Heidelberger Verhandlungen vom März 1553, für die weitere Geschichte des Bundes die Protokolle der ersten Bundestage nebst Instruktionen und Berichten der österreichischen und bairischen Gesandten, ferner Protokolle, Instruktionen, Berichte und Denkschriften über die konkurrierenden Bundesgründungsversuche des Jahres 1553, so daß erst seitdem eine tiefere Kenntnis dieser Dinge möglich war. Ernst polemisiert zwar unausgesetzt gegen Druffel, aber er bringt kaum ein einziges Stück von Bedeutung neu hinzu; was er gibt bewegt sich, hie und da erweiternd, im Kreise des von Druffel bereits Gegebenen¹⁾. Daß er die schon zweimal ausreichend gedruckte Bundes-

1) Neu ist allein Ernst n. 108 (die Heidelberger Fürsten an den Kaiser); aber auch dieses Stück war dem Inhalte nach bereits bekannt.

urkunde nochmals abdruckt, wird als ein Vorteil kaum anzusehen sein. Genau so steht es an jedem wichtigeren Punkte; das soeben gekennzeichnete Verhältnis der beiden Publikationen bleibt immer das gleiche. Und dabei ist noch zu bedenken, daß Druffels wichtigste Stücke zum Teil auf anderen, von Ernst nicht berührten Gebieten liegen; mit der Korrespondenz zwischen König Ferdinand und Kaiser Karl und seinen Räten, den Schreiben des Kurfürsten Moritz, der Reichstagsdenkschrift Selds von 1554, dem Religionsfrieden und seiner ausführlichen Erläuterung läßt sich überhaupt nichts in dem Ernstschen Briefwechsel an Wert vergleichen.

Man sieht, die Basis zu einem Angriffe gegen Druffel ist nicht gerade breit; da ein Uebertreffen im Materiale offenbar nicht möglich war, so bleibt nur übrig, daß im einzelnen die Ernstsche Ausgabe Druffels Arbeit so sehr überbietet an Akribie der Texte und Feinheit der Erläuterungen, daß sie von dieser Seite her als ein verdienstlicher Fortschritt aufzufassen wäre. Thatsächlich richten sich die Anschuldigungen Ernsts fast ausnahmslos auf dieses Gebiet: die Druffelschen Texte seien unvollständig oder unzuverlässig, die Anschauungen des Kommentars unrichtig, so daß dem Bande ›irgend welcher wissenschaftliche Wert‹ abgesprochen werden müsse.

Jeder Aktenherausgeber weiß, wie leicht es ist, schwierigere Aktenstücke in der Handschrift genauer zu lesen, wenn bereits ein Druck vorliegt. Zwei lesen naturgemäß besser als einer und irgendwelche Verbesserungen wird man bei schwierigeren Stücken fast immer nach dem ersten Abdruck noch zu finden vermögen. Das Verdienst beginnt dabei in der Regel erst dann, wenn die Verbesserungen sachlich etwas zu bedeuten haben; Buchstabenfehler, selbst kleinere Wortfehler sind zwar in keinem gedruckten Texte erwünscht, aber bei Akten der neueren Zeiten doch nicht so bedeutsam, daß nach ihnen allein der wissenschaftliche Wert einer Ausgabe endgiltig bemessen werden könnte. Bei einzelnen Buchstaben wird man in vielen Fällen über die richtigste Lesart zweifelhaft bleiben: *a* und *e* sind zum Beispiel häufig genug nicht sicher von einander zu scheiden. Ernst versichert nun, daß Druffel Band IV mehr grobe Fehler als Nummern enthalte und daß er sich nicht die Mühe habe machen können, jeden Fehler anzugeben; aber nachweisen könne er noch weit mehr als er ausdrücklich festgestellt habe. Man muß aber doch wohl voraussetzen, daß Ernst die wirklich groben Fehler nicht verschwiegen hat, wo irgend er sich mit denselben Stücken wie Druffel beschäftigt hat, denn ohne solche Feststellung und Besserung würde der ›Briefwechsel‹ den Fortschritt über Druffel zum Nachteil für jeden Benutzer verschleiern. Die Prüfung der Fälle, wo Ernst ein

›Ungenügend‹ oder ›Schlecht bei Druffel‹ beigesetzt hat, ergäbe wohl bereits einen Maßstab für das Verfahren Ernsts; ich glaube jedoch ein bestimmtes Urteil über seine Vorwürfe um so eher abgeben zu dürfen, nachdem ich alle andern Stücke, wo Druffel und Ernst die gleichen Archivalien benutzt haben, nachgeprüft und auch Originaltexte im Münchner und Dresdner Archiv mit den gedruckten Stücken verglichen habe.

Ernst verurteilt Druffel IV in Bausch und Bogen als völlig unzureichend. Demgegenüber muß zuerst festgestellt werden, daß von Druffel IV als zusammenfallend mit Ernsts Publikation und als von Ernst (der nur das Stuttgarter Archiv wirklich kennt!) nachgeprüft nur höchstens der vierte Teil des Inhalts in Betracht kommt, nämlich das Herzog Christoph betreffende Material. Die übrigen drei Viertel des Druffelschen Bandes bestehen aus Akten, die der Aufgabe Ernsts fernliegen und wo er die Güte der Texte überhaupt nicht nachprüfen konnte. Von diesem vierten Teile ist nun wiederum nur etwa ein Viertel von Ernst ausdrücklich als fehlerhaft gebrandmarkt, und ich nehme es voraus: die von Ernst nicht erwähnten Fehler der übrigen drei Viertel sind fast alle derart, daß ein ernsthafter Forscher sie kaum erwähnen würde, und an Dutzenden von Druffels Aktenstücken hat Ernst nicht den geringsten Mangel finden können. Es ist erstaunlich, daß die an einem so kleinen Teile des Druffelschen Werkes geübte Kritik zur Verurteilung des Ganzen ausreichen soll. Ist ein Teil wirklich mangelhaft, so hätte doch höchstens gesagt werden dürfen, daß sich Verdacht gegen alles übrige erhebe. Aber mit solcher Vorsicht ist das Urteil Ernsts nicht formuliert — Druffels Arbeit ist ›ohne irgend welchen wissenschaftlichen Wert‹.

Wie aber steht es mit dem ›groben‹ Fehler des bescheidenen Teils der Briefe und Akten, zu dessen Beurteilung Ernst allein das Recht hatte? Kein Zweifel, daß Druffel Versehen passiert sind, die der Nacharbeitende aufspüren konnte; aber man möge beurteilen, wer bei dieser Jagd nach Fehlern am stärksten ins Unrecht gekommen ist.

Bei n. 21 gibt Ernst an, daß der Abdruck bei Druffel IV n. 19 ›fehlerhaft‹ sei. Die vergleichende Prüfung ergibt, daß (abgesehen von einigen Quisquilien wie ›hat‹ statt ›het‹ u. ä.) Druffel an einer Stelle (S. 12 Z. 15 v. u.) ›Kai. Mt.‹ druckt, während Ernst ›Ku. Mt.‹ gelesen hat. Das könnte ein Versehen Druffels sein; sachlich betrachtet ist freilich ziemlich gleichgiltig, ob die oder jene Lesart die richtige ist. Ich füge hinzu, daß bei Ernst S. 23 Z. 13 ein Satzteil fehlt, der sich bei Druffel findet — Druffel hat eine (bedeutungslose)

Redewendung, die im Konzepte an den Rand geschrieben, aber wieder durchgestrichen war, in seinen Text aufgenommen und auf S. 13 Z. 17 ein durchstrichenes Wort für »ee« gelesen, was allerdings zu einer Verschiebung des Sinnes führt. Druffel verbessert aber (S. 23 A. a) einen offenbaren Irrtum dieses Konzeptes, den Ernst völlig übersehen hat, und er gibt zu diesem Schreiben mehr (und zwar notwendige!) Erläuterungen.

In einer Anmerkung zu dieser Nummer sagt Ernst von einem Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz an den Kaiser, die Wiedergabe bei Druffel IV, 23 sei »nicht genügend«. Ernst gibt von diesem Schreiben nur einen Satz und zwar wortgetreu; Druffel gibt das ganze Schreiben im Auszug. Vergleicht man nun den einen Satz Ernsts mit Druffels völlig genauem Auszug, so fehlt jeder Grund, Druffel als ungenügend zu bezeichnen. Stecken die Fehler in dem, was Ernst nicht wiedergegeben hat, so ist das jedenfalls eine seltsame Methode, der Forschung weiter zu helfen.

Bei n. 41 bemerkt Ernst: »fehlerhafter Auszug bei Druffel IV, 37«. Ich kann beim Vergleichen nichts andres finden, als daß Druffel allerdings im Auszug an einer Stelle so stark zusammenzog, daß ein Mißverständnis entstehen kann; andererseits aber hat Ernst in seinen Auszug (S. 41 Z. 1) eine Unklarheit hineingebracht, die Druffel glücklich vermied.

Bei n. 47 A. 4 zeigt Ernst, daß der Bischof von Würzburg im Februar 1553 aus Heidelberg abreiste, ehe Markgraf Albrecht dort eintraf. Er fügt hinzu: »so erweist sich der erste Vermittlungsversuch, von welchem (bei) Druffel IV S. 70 A. geredet wird, als eine Fiktion«; schon Ißleib habe früher richtig angegeben, daß der Bischof und der Markgraf nacheinander in Heidelberg waren. Wie steht es mit dieser Fiktion Druffels? Was Druffel sagt, ist nichts anderes, als daß der Bischof am 7. Februar, der Markgraf am 10. Febr. in Heidelberg eingetroffen sei. Daraus kann man schließen, daß Druffel die beiden persönlich zusammentreffen ließ — notwendig ist dieser Schluß nicht. Richtig aber ist, daß — ganz gleichgiltig, ob die beiden sich sahen oder nicht — in Heidelberg durch den Kurfürsten von der Pfalz in Verhandlungen mit den beiden Gästen ein Vermittlungsversuch vorgenommen wurde, so daß Druffel also vollkommen Recht hat. Ernst scheint sich einen Vermittlungsversuch nicht denken zu können, bei dem nicht alle drei zugegen waren; jene Männer dachten offenbar etwas scharfsinniger darüber, denn Markgraf Albrecht schrieb am 8. Febr. an Herzog Christoph von dem bevorstehenden Vermittlungsversuch (Ernst n. 49) und der Kurfürst von der Pfalz berichtet am 13. Febr. an Herzog

Christoph, daß er sich mit dem Markgrafen über ein Schreiben an Würzburg und Bamberg verglichen habe (Ernst n. 56). Daß dieser Vermittlungsversuch unvollkommen war und daß neue Verhandlungen in Aussicht genommen wurden, ändert nichts an der Thatsache des ersten Vermittlungsversuches in Heidelberg ¹⁾.

Bei n. 100 (Schreiben der in Heidelberg versammelten Fürsten an König Ferdinand) verweist Ernst auf die Wiedergabe bei Druffel mit dem Bemerken, daß dort die Hauptsache, die Bitte an den König um Teilnahme bei der Vermittlung zwischen Frankreich und dem Kaiser, fehle. Diese Stelle fehlt allerdings; aber wiederum findet Druffels gekürzter Auszug eine sachliche Rechtfertigung: denn erstens steht diese Bitte für den aufmerksamen Leser bereits im zugehörigen Protokoll der Verhandlungen (Druffel IV S. 87), und zweitens war die Bitte kaum mehr als eine Höflichkeitsform, auf deren Erfüllung nicht weiter gerechnet wurde — das zeigt der Verlauf der Dinge (vgl. Druffel IV n. 109 am Schluß).

Bei n. 103 rügt Ernst in der Anmerkung, daß Druffels Protokoll über die Verhandlungen in Neuschloß »ganz ungenügend« sei; er gibt einige Verbesserungen dazu an. Ist es aber entschuldbar, wenn dieses Protokoll, dessen Umfang nicht viel mehr als eine Druckseite beträgt, von Ernst unter solchen Verhältnissen nicht neu abgedruckt wird? Hier wird plötzlich mit dem Raum gespart, während sonst das Ueberflüssige sich überall breit macht ²⁾. Es bleibt doch nur der Schluß übrig, daß die Fehler Druffels nicht groß genug waren, um eine erneute Wiedergabe zu fordern — sonst wüßte man wirklich nicht, wie sich Ernst eine Förderung der Forschung über seine Vorgänger hinaus denkt. In dem Unterlassen des Neuabdrucks kritisiert Ernst sich selbst am besten. Thatsächlich sind von den 5 Verbesserungen, die Ernst angibt, nur 3 berechtigt; in den zwei andern Fällen muß ich rundweg bestreiten, daß Fehler vorliegen:

1) Ein ähnlicher Fall: Ernst hält (S. 65 A. 4) mir vor, daß das Ausschreiben des Memminger Tages durch den Kaiser und des Heidelberger Tages durch den Kurfürsten Pfalz mehr als einen Monat auseinanderlägen, während ich (Die bairische Politik im ersten Jahrzehnt Herzog Albrechts V. S. 66) gesagt habe, daß die beiden Konvente fast am gleichen Tage ausgeschrieben worden seien. Ernst hat übersehen, daß die endgiltige Einladung an Herzog Albrecht erst am 26. Febr. 1553 vom Kurfürsten Pfalz abgeschickt wurde (Druffel IV n. 51), so daß meine Behauptung vollständig richtig ist.

2) Hier nur ein Beispiel dafür: Die Bundesurkunde ist bei Stumpf und Buchholz bereits ausreichend gedruckt, Druffel IV S. 101 A. 3 hat noch Erläuterungen dazu gegeben — Ernst druckt sie nochmals ab. Den ebenso wichtigen »Nebenbrief« erwähnt er jedoch nur in kurzem Auszug. Das beigesetzte: »Vgl. Druffel IV, 67« ist aufzulösen in »Tadellos gedruckt bei Druffel IV, 87«.

Ernst hätte den Auszug vielleicht anders gefaßt, aber damit hört die Druffelsche Fassung noch nicht auf, ausreichend und sachgemäß zu sein. Bei den andern 3 Verbesserungen Ernsts handelt es sich allerdings um Irrtümer Druffels (93, II), — ehe Ernst aber nicht nachweist, daß diese Irrtümer sachlich von irgend welcher Bedeutung sind, kann ich ihre Tragweite nicht sehr hoch einschätzen, obwohl sie selbstverständlich als Versehen zu konstatieren sind.

Bei n. 197 A. 3 wird von einer Vermutung Druffels gesagt, daß sie »in ganz verkehrter Weise« die Befürchtungen Triers vor Frankreich heranziehe. Es scheint, daß Ernst seine eignen Akten nicht ganz kennt, denn schon aus ihnen läßt sich belegen, daß Druffels Vermutung (nicht etwa Behauptung) verschiedene gute Gründe für sich hat: man vergleiche Ernst n. 98 (S. 92), 138, 157; ferner noch Druffel IV S. 62, 84, 121, 175 A. 4. Nach dem vorliegenden Material kann man vielleicht sagen, daß die Wahrheit in der Mitte zwischen Druffels Vermutung und Ernsts Behauptung steht — Druffel war jedenfalls der vorsichtigere Teil, als er nur eine Vermutung aussprach.

Bei n. 223 notiert Ernst: »Fehlerhafter Auszug bei Druffel IV, 172«. In Wahrheit läßt Druffel nur weg, was für seine Zwecke nebensächlich war; Druffels Sammlung ist für die Reichsgeschichte und nicht für württembergische Spezialgeschichte bestimmt. Ich bestreite Ernst an dieser Stelle jedes Recht, Druffels Auszug fehlerhaft zu nennen.

Bei n. 388 bemerkt Ernst: »ungenügender Auszug bei Druffel IV, 302«. In Wirklichkeit gibt aber Druffel die einzige wichtige Stelle des Schreibens vollkommen richtig wieder, während Ernst die ganz bedeutungslosen, formelhaften Wendungen des Schreibens im Wortlaut bringt!

Bei n. 453 A. 1 bietet Ernst die Instruktion eines Gesandten König Ferdinands an Herzog Christoph; er fügt hinzu: »sinnlose Wiedergabe dieser Instruktion bei Druffel IV, 316«. Der Fall liegt so, daß es schwer fällt, an den guten Willen des Kritikers zu glauben. Druffels kurzer Auszug (»Uebergabe der Obligation. Anzeige des Kriegsrats«) ist für jeden unbefangenen Beurteiler klar und zutreffend. Man könnte vielleicht daran erinnern, daß Druffel noch besser gesagt haben würde: »Austausch von Revers und Obligation« — aber nicht nur, daß die von Druffel beigefügte Anmerkung selbst den denkbaren Zweifel des ganz ununterrichteten Lesers lösen muß, sondern Druffels Auszug für sich allein kann nicht mißverstanden werden.

Bei n. 466 A. 1 stößt man auf ein »irrtümlich bei Druffel«.

Der Sachverhalt ist: Christoph antwortet auf die in mehreren Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz angeregten Wünsche; die Zusammenkunft war von Pfalz schon am 16. Dez. vorgeschlagen. Nur in diesem allgemeineren und, wie mir scheint, für jedermann verständlichen Sinne hat Druffel IV, 332 A. 2 das Schreiben Christophs als die Antwort auf das pfälzische Schreiben vom 16. Dez. bezeichnet. Das Pünktchen steht in diesen beiden letzten Fällen nicht ganz genau über dem i — muß man deshalb wirklich verkündigen, das ganze Wort sei falsch geschrieben?

Bei n. 486 A. 3 sagt Ernst: »mißverständlich bei Druffel IV S. 367 n. 2«. Ich kann nur finden, daß Druffel schon genau dasselbe wie Ernst und ganz unmißverständlich gesagt hat.

In der Anmerkung zu n. 502 meint Ernst, daß das hessische Schreiben an Kurfürst August bei Druffel IV, 382 »offenbar mit gewohnter Nachlässigkeit« wiedergegeben sei. — Die Befragung des Originals im Dresdner Archiv ergibt, daß Druffel sich allerdings nicht ganz genau ausgedrückt hat. Sein Exzerpt lautet: »Uebersendet eine Werbung des Alexander von der Tann bei seinem Landeschreiber in der Grafschaft Katzenellenbogen, Sensenschmidt«. Daß es sich um eine pfälzische Werbung an den Landgrafen handelt, zeigt dann der nächste Satz des Exzerpts, die beigegebene Werbung und Druffels Anmerkung. Trotzdem würde der erste Satz richtiger folgendermaßen gefaßt worden sein: »Uebersendet eine Werbung des pfälzischen Marschalls bei A. v. d. Tann, die dieser durch Sensenschmidt an ihn, den Landgrafen, hat gelangen lassen. »Indem ich den Fehler Druffels feststelle, kann ich dennoch guten Gewissens beifügen, daß die Sache trotz des Fehlers nicht um ein Haar breit mißverstanden werden kann. Alles weitere, was Druffel beigiebt, der ganze Zusammenhang macht genügend klar, um was es sich handelt; das Register zeigt zudem, daß Druffel den Al. v. d. Tann als hessischen Rat kennt. Was aber thut Ernst bei dieser Sachlage? Er stellt Druffels »Nachlässigkeit« fest und fügt hinzu: »Al. v. d. Tann war wohl der Vermittler der Werbung zwischen Pfalz und Hessen, Sensenschmidt der Ueberbringer von Hessen an Sachsen«. Die erste Hälfte dieses Satzes ist ein Schluß, den sich jeder Gutwillige bereits aus Druffels Exzerpt gezogen hatte, die zweite Hälfte ist eine willkürliche und ganz irrtümliche Vermutung Ernsts, die er nicht aufzustellen brauchte, wenn er zur gewissenhaften Prüfung seines Tadels sich durch eine Anfrage im Dresdner Archiv orientiert hätte. Und »gewöhnheitsmäßige Nachlässigkeit« wirft dieser Kritiker andern Leuten vor!

Bei n. 654 sagt Ernst in der Anmerkung: »ganz sinnlos ist es,

wenn Druffel IV, 441 hier vom Plane eines Fürstentages redet. — Druffel hatte im Stuttgarter Archiv, Abt. Passau, ein Schreiben Christophs an den Bischof von Passau gefunden, in dem von einem Tage »zur Beilegung der Irrungen« gesprochen wird, »da der Reichstag sich wohl noch verziehen werde«. Brandi — denn in diesem Falle handelt es sich wohl nur um den Herausgeber — glaubte dieses Schreiben, zu dem er keine andern erläuternden Akten fand, auf den Fürstentag deuten zu müssen, der in dieser selben Zeit (April 1554) von Christoph geplant worden war — eine durchaus berechnete Vermutung bei einem noch lückenhaften Material. Ernst fand nun in der Abt. »Bischöfe insgemein« des Stuttg. Archivs Akten, die für jenes Schreiben eine bessere Erklärung geben: es handelte sich dabei um einen ganz nebensächlichen Vergleichstag zwischen Baiern und Salzburg. Anstatt dies sachlich festzustellen und dadurch das Selbstverständliche anzudeuten, daß man bei weiterer Spezialarbeit immer wieder Ergänzungen zu früherem Material findet, bekommt Druffel den Vorwurf der Sinnlosigkeit! Druffel-Brandis Annahme hätte vielleicht folgenschwer sein können, wenn dadurch der Glaube an ein Fürstentagsprojekt erweckt worden wäre — aber dieses Projekt wurde ja thatsächlich erwogen, wie Ernst S. 408 Anm. selber zeigt!

Bei n. 700 begegnet die Wendung: »fehlerhaft bei Druffel IV, 456«. Es finden sich, wenn man vergleicht, zwei Abweichungen Druffels vom Texte Ernsts; im übrigen ist, was Druffel wörtlich oder in etwas kürzerem Auszug giebt, genau so wie bei Ernst. Nur jene zwei Abweichungen können deshalb mit dem »fehlerhaft« gemeint sein¹⁾. Druffel hat für seinen Text das im Münchener Staatsarchiv befindliche Original benutzt; ich habe es verglichen: Druffels Text ist fehlerlos. Ernst hat — ohne von dem Druffelschen Original ein Wort zu sagen — das in Stuttgart befindliche Konzept zu Grunde gelegt und dieses hat also offenbar einen etwas andern, im Original dann abgeänderten Text gehabt. Ernst fügt ferner ein Postskript bei — es fehlt bei Druffel und fehlt im Original des Münchner Staatsarchivs, ist also ebenfalls bei der Reinschrift weggelassen worden. Daß die Abweichungen Druffels in dieser Sachlage ihren Grund haben könnten, ist Ernst nicht beigemessen! Er war ja in

1) Bei Ernst heißt es im ersten Absatz: Truchseß und Zasius hätten »das maul zu weit aufgeen lassen«; bei Druffel dagegen: »das maul etwan albereit zu weite u. s. w. Ferner bei Ernst: Herzog Christoph bittet um Hilfe »auf meinen (wo nit auf der ainung costen)«; Druffel dagegen: »auf meinen (wa nit auf der ainigung) costen«. An sich sind diese Verschiedenheiten ja bedeutungslos, aber die Frage nach der Genauigkeit der Druffelschen Texte hängt doch daran.

München — warum prüfte er nicht gewissenhaft, ehe er sein ›fehlerhaft‹ aussprach?

Bei n. 732 (Herzog Christoph an H. Albrecht, 8. Juli 1554) besteht eine Differenz zwischen Ernst und dem gleichen Stück bei Druffel IV, 471. Ernst hat sie nicht notiert — ich will sie zu denjenigen rechnen, die er der großen Fülle halber nicht alle aufzählen konnte. Druffel giebt den letzten Absatz des Schreibens (vor dem Datum) so kurz, daß man ihn vielleicht mißverstehen könnte. Aber es folgt dann ein eigenhändiges Postskript des Herzogs über denselben Gegenstand, das jede Unklarheit nimmt — man sieht, daß Druffel mit vorsichtiger Oekonomie arbeitete: er ist nur dann kurz (anscheinend zu kurz), wenn der aufmerksame Forscher den Ersatz dafür noch findet. Druffel hat das sehr charakteristische, eigenhändige Postskript Christophs größtenteils wörtlich gegeben, im ›Briefwechsel H. Christophs‹ steht dagegen nur ein ganz matter, farbloser Auszug, gerade als ob solche Äußerungen des Herzogs nicht hineingehörten!

Das letzte und stärkste Stück dieser Art von kritischer Arbeit findet sich bei n. 805. Es handelt sich dabei um den Sessionsstreit zwischen Baiern und Pfalz-Neuburg. Ernst sagt in einer Anmerkung mit seiner liebenswürdigen Art: ›daß bei Druffel IV, 502 mit n. 1 [soll heißen: in der n. 1] dieser bayrisch-salzburgische Streit mit dem bayrisch-neuburgischen Streit zusammengeworfen wird, ist bei diesem Buch nicht zu verwundern‹. Man schlägt die Stelle nach und findet, daß dort ganz klar von dem bairisch-neuburgischen Streit die Rede ist. In der Anmerkung verweist Druffel auf den analogen Streit Baierns mit Salzburg, denn Druffel ist, im Unterschied zu Ernst, stets darauf aus, sachlich zusammenfassende Gesichtspunkte in sein Material hineinzutragen. Man braucht eine Weile, um zu verstehen, daß Ernst den sonnenklaren Zweck Druffels, auf den analogen Fall hinzuweisen, nicht begriffen hat — aber dann verwundert man sich freilich über keine Entdeckungen dieses Kritikers mehr, obwohl es, wie man sehen wird, noch recht verwunderliche Sachen in seinem Buche giebt.

Ich habe dem Leser die Fälle vorgeführt, in denen Druffel von Ernst der Ungenauigkeit, Sinnlosigkeit, Fehlerhaftigkeit u. s. w. beschuldigt wird und in denen meines Erachtens starke Irrtümer des Kritikers über die Richtigkeit oder die Tragweite seiner Entdeckungen vorliegen. Die wirklichen Fehler Druffels sollen deshalb keineswegs verschwiegen werden — Ernst hat sie offenbar nicht einmal alle gemerkt, sonst hätte er sie verbessern müssen, wenn er nicht Ungewißheit schaffen wollte. Ich zähle in den mit Ernst konkurrierenden Akten 13 Versehen, von denen als wesentlich noch nicht die

Hälfte zu bezeichnen sind — man möge entscheiden, ob das bei dieser Fülle des Stoffes ein gravierendes Ergebnis ist¹⁾. Ein Vergleich mit den Fehlern, die Herr Ernst begangen hat, lehrt, daß es noch bedeutend ungenauere Aktensammlungen als Druffels Briefe und Akten giebt!

Denn die Akribie, die man bei einem so unnachsichtigen Kritiker voraussetzen möchte, ist bei Ernst keineswegs zu finden. Schon mehrere der oben besprochenen Beispiele zeigten, daß er sich einige recht auffällige Irrtümer hat zu schulden kommen lassen. Seine Exzerpte stehen ferner häufig — ich zählte unter knapp 100 Ver-

1) Verzeichnis der Druffelschen ~~Vers~~ehen:

Druffel n. 3. Statt Horst muß der jüliche Rat Harst heißen (dadurch entschuldbar, daß es auch eine klevische Familie Horst gab).

» n. 19. Vgl. o. S. 47.

Ernst n. 26 fehlt bei Druffel und hätte vielleicht von ihm beachtet werden sollen als er die betr. Abteilung des Stuttg. Archivs durchsah.

Druffel n. 37 ist nicht so genau im Exzerpt wie Ernst n. 41 (vgl. o. S. 49)

» n. 98 hat die o. S. 49 (sub Ernst n. 103) besprochenen Fehler.

» S. 74, am Schluß der Anm. verwechselt Druffel — ohne daß sich daraus schlimme Folgen ergäben — zwei Schreiben, was Ernst n. 105 A. 2 feststellt.

» n. 118, ein Schreiben Kg. Ferdinands an den Kaiser ohne Jahreszahl, von Druffel bei 1553 eingereiht. Ernst macht triftige Gründe für 1554 geltend, denen ich zustimme.

» n. 125 ist in der gedrängten Kürze des Regests nicht so brauchbar wie das gleiche Stück bei Ernst n. 140.

» n. 173; Ernst n. 224 giebt ein genaueres Exzerpt.

» n. 198 hat im Exzerpt eine — nichts Wesentliches betreffende — Genauigkeit, die Ernst n. 265 verbessert.

» S. 491 A. 1 gibt ein zwar nicht fehlerhaftes, aber doch zu kurzes.

» S. 507 A. 1: ein undatierter »Zettel« Hg. Christophs an Albrecht sprengt im Münchner Staatsarchiv, der ziemlich richtig einger. Vielleicht hätte Druffel jedoch das Konzept von Christophs Schrift 30. VI. 1554 samt diesem zugehörigen Zettel finden können, betr. Abteilung des Stuttg. Archivs benutzt hat.

» n. 436: Ein Wort des Postskripts ist ein handgreiflicher D (innigste statt iüngste).

» n. 441: s. o. S. 52.

» n. 476: der Schluß des Exzerptes ist nicht bestimmt genug.

Zum größten Teile sind dies Fehler, über die ein den Blick aufstender Kritiker kaum ein Wort verlieren, wenn auch natürlich verb. Indem ich aber selbst die Quisquilien unter diesen Fehlern feststelle, zufügen, daß Druffel die Probe auf seine Genauigkeit immer best. wortgetreue Texte der beiden Herausgeber miteinander vergleicht, peinlich genau ist Druffel n. 413 (= Ernst 554), 459 (= E. 7 721), 504 (= E. 802); in dem langen Schreiben Druffel n. 413 einziges Wort zu bessern gehabt und diese Abweichung fällt wahr nicht originalen Vorlage Druffels zur Last, während Ernst das Or

gleichsobjekten 27 Fälle — denjenigen Druffels stark nach, sei es nun, daß Druffel mehr vom originalen Wortlaut oder einen treffenderen Auszug gibt oder daß man bei Ernst notwendige Erläuterungen vermißt ¹⁾. Man vergleiche dafür Ernst n. 3 (obwohl Ernst von Druffel »fehlerhaft« sagt!), 5, 6, 8, 9 A. 2, 10 A. 5, 12, 14 (trotz »fehlerhaft«!), 19, 23 A. 1, 31, 34 A. 2, 53, 74, 94 A. 2, 130, 169, 193, 215, 266, 271, 381, 382 A. 1, 395, 406, 448, 499, 523, 597 A. 2, 721, 802, 818. Stilistisch schlechte oder unverständliche Exzerpte sind — ganz abgesehen von der oft sklavisch an die Vorlage sich haltenden Weitschweifigkeit — nicht gerade selten; vgl. n. 3, 53, 79 A. 1, 123, 164, 168, 214, 253, 274, 278, 523, 533, 544 A, 565, 607, 609 A. 1, 625 A. 2, 799, 800, 804, 814, 834.

Wie oft hat Druffel sich sehr richtig mit einer kurzen Notiz in einer Anmerkung begnügt, wo Ernst unwichtige Briefe ausführlich als eigne Nummern giebt (vgl. n. 88, 89, 94, 156, 214). Was für ein Raum ist z. B. an die Berichte der württ. Gesandten aus Frankfurt vom Frühjahr 1553 verschwendet worden! Dutzende von Schreiben hätten in Anmerkungen verwiesen werden sollen; eine stattliche Zahl müssen sogar als vollkommen wertlose Spreu bezeichnet werden (n. 54, 109, 143, 151, 166, 172, 226, 327, 386, 391, 400, 407, 417, 450, 525, 596, 608 A. 3, 614, 757).

Mit ermüdender Breite und unnötiger Wiederholung bekannter Dinge strebt Ernst nach einem vollständigen Ueberblick über alle Phasen der württembergischen Politik; aber dennoch ist manches stiefmütterlich behandelt oder es fehlt an ausreichenden Hinweisen auf die einschlägigen politischen Ereignisse. Ueber den zweiten Tag von Memmingen z. B. gibt Ernst weder neues Material noch verweist er zuverlässig auf das bekannte; niemand kann sogleich wissen, daß sich das S. 156 A. 2 lose angeführte »Druffel IV, 150« auf die Verhandlungen des Memminger Tages bezieht und auch der Hinweis bei n. 228 A. 2 ist ungenügend. Ganz nebenbei erfährt man einmal, daß der Tag ergebnislos verlief. Das that der Frankfurter Tag von 1553 auch und dennoch wird uns nichts davon geschenkt, obwohl für die Forschung so gut wie nichts dabei herauskommt. Für den Heilbronner Bundestag von 1553 gibt Ernst einige kleine Beiträge; aber das wirklich Wertvolle, was er hätte geben können, das Protokoll, ist aus unbekannten Gründen nicht gegeben, sondern soll nach einer beiläufigen Notiz Ernsts im 3. Bande des Briefwechsels —

1) Das umgekehrte Verhältnis (daß Ernst besser ist als Druffel) besteht nur in den oben S. 54 A. 1 bezeichneten 6 Fällen. In allen übrig bleibenden Fällen (= würde man Ernst oder Druffel gleichmäßig benutzen können, wenn nicht Druffel mit seinen Anmerkungen überall der zuverlässigere Führer wäre.

also bei den Akten anderer Jahre! — gebracht werden. So steht es wahrscheinlich auch mit dem wichtigen Protokoll des Wormser Tages vom Juni 1554: Ernst bemerkt nur, daß es sich im Stuttgarter Archiv befinde und daß es von dem des Zasius (Druffel IV, 451) stark abweiche — das wäre doch wahrlich Grund genug gewesen, es abzudrucken! Man versteht nicht, warum diese Protokolle nicht am rechten Platze eingereiht sind.

In vielen Fällen findet man bei Druffel, was man bei Ernst vermißt; aber sobald das Material für Druffels Zwecke nicht in Betracht kam und dieser Führer sowohl für uns wie für Ernst versagt, beginnen die Lücken. Bei folgenden Nummern hat sich Ernst die Mühe von Erläuterungen erspart, obwohl sie nötig gewesen wären: n. 35, 82 (wer soll wissen, daß mit »Dickelburg und Tieffolt« Tecklenburg und Diepholz gemeint sind!), 83 (Torgau ist doch ein Irrtum Eißlingers, und welcher Fürstenberg ist eigentlich gestorben?), 115, 152, 157 (warum nichts über den französ. Gesandten?), 163 (wer ist Franz? das Register schweigt über ihn), 170, 273 (um was handelt es sich?), 310, 315, 350, 352, 368, 402, 406, 467, 479 A. 1 (was ist die »neuchattische und oranische Sache«?), 605, 627 A. 1, 631, 634, 786 (was sind tipfingen?), 812, 819, 823, 826, 828, 829. In allen diesen Fällen vermißt man, was die selbstverständliche Aufgabe eines Herausgebers ist: Lösung aller Schwierigkeiten des Textes oder Hinweise auf Zugehöriges, und man kann öfters den Verdacht nicht unterdrücken, daß Ernst an offensichtlichen Schwierigkeiten mit Absicht vorübergegangen ist — oder sollte er sie überhaupt nicht bemerkt haben? Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht, Ernsts Verfahren zu beobachten, wenn sein Vorgänger Druffel auf wirkliche Schwierigkeiten gestoßen war. Ein recht wichtiges Stück sind die »Württembergischen Artikel zur Beratung in Ladenburg« vom Juli 1553 (Druffel IV, 183); Druffel gibt sie zum größten Teil wortgetreu. Ernst zitiert n. 250 A. 2 dieses Stück und fügt hinzu, daß der letzte Satz einer beigelegten eigh. Note Christophs das größte Interesse verdiene. Er druckt ihn von neuem ab — man sieht daraus, daß schon Druffel jeden Buchstaben genau so richtig gelesen hat und daß er dem Leser durch Auflösung des m. A. in Markgraf Albrecht etwas mehr zur Hand ging als Ernst. Nun befinden sich aber in dem vorangehenden Teil der eigh. Note drei Stellen, die Druffel nicht hat entziffern können. Wäre hier nicht die Gelegenheit gewesen, über Druffel hinauszukommen, wo es sich um ein eigh. wichtiges Stück Herzog Christophs handelt? Hier hätte sich ein Wiederabdruck gewiß verlohnt. Ernst geht stillschweigend darüber

hinweg — mit jener Erwähnung des Schlußsatzes in einer Anmerkung begnügt er sich!!

Zu den angeführten Mängeln kommen eine Reihe von direkten Fehlern: da wird hartnäckig immer wieder (obwohl Stälin es schon bei Besprechung des 1. Bandes moniert hat) von einem ›Vertrage von Kadau‹ gesprochen, während es doch Kadan (oder Kaaden) heißt; n. 198 ist falsch datiert (es gehört in den Anfang Mai 1553); n. 832 wird als ›Reichstagsinstruktion‹ bezeichnet, während es nur ein provisorischer Auftrag für zwei württembergische Räte ist; bei n. 98 und 167 erscheint ein Ort Berngries, den es meines Wissens unter diesem Namen nicht gibt (Beilngries?); in n. 397 erscheint eine ›Wittib von Schwarzenburg‹ (ebenso im Register), während es sich um eine Schwarzenberg handelt; statt Benrath heißt es Benroth (n. 621); Herzog Albrecht von Preußen tritt als ›Markgraf Albrecht der ältere‹ auf (n. 794); Eustach von Lichtenstein (richtig: Liechtenstein!) wird bairischer Pfleger in ›Wendlingen‹ (statt Wending). Dazu kommt ein Register mit einer (auf meine gelegentlichen Stichproben hin) recht stattlichen Zahl von Mängeln; viele Namen fehlen ganz oder die zugehörigen Nummern sind unvollständig: Aventin (n. 523), Weselin (769), Knoder, Gültlingen, Massenbach, Feßler (alle vier mit n. 769), Erzbisch. Ernst (789), Herzog Jülich (789, 822), Kard. Otto (814), Konzil von Trient (823), Passauer Abschied (802), die Augsburger Konfession (sie fehlt ganz, obwohl die sächsische und die württembergische genannt sind), der Nürnberger Syndikus (807), der Straßburger Syndikus (792), der ›Sophi‹ (den vielleicht doch nicht jeder ohne Erläuterung als Schah Tamasch von Persien zu deuten versteht; n. 789). Ein Weihbischof von Speier wird aufgeführt, aber die einzelnen Bischöfe von Speier erhalten keinen Platz; daß der Bischof von Passau der bekannte Wolfgang war, wird ebenfalls hartnäckig verschwiegen.

Man wird es ferner als Aufgabe eines Herausgebers ansehen, seine Akten mit der bereits vorhandnen Litteratur in Verbindung zu setzen, darauf hinzuweisen, wo diese Akten schon benutzt oder gedruckt sind. Ernst spart in dieser Hinsicht auffällig mit dem Raum; seine Vorgänger, wie Kugler, Stälin und Druffel, über die er doch so wenig hinauskommt, sollten nicht nur viel häufiger genannt sein, sondern sie dürfen sich öfters sogar über vollkommene Ignorierung beklagen. Wie oft spürt man bei Ernst, daß andre Forscher benutzt, aber nicht zitiert sind (z. B. S. 575 A., n. 778 a und unzählige Male, wo es sich um Druffel handelt!). Schon gedrucktes wird nicht als solches gekennzeichnet (z. B. n. 721 A. 2) — auch hierbei hat Druffel wieder den Löwenanteil der Nichtbeachtung zu

tragen (so Ernst n. 23 A. 1, 94 A. 1, 107, 119 A. 3, 131, 138, 242, 582 A. 2, 658, 798 einschl. Anm.). Auch das ist nicht recht loyal, daß Ernst sehr oft schreibt: »vgl. Druffel«, wo es heißen müßte: »gedruckt bei Druffel« — es besteht ein Unterschied zwischen diesen beiden Verweisen, den gerade der bewußte Konkurrent Druffels hätte beachten sollen und dann besonders, wenn er etwas direkt von Druffel übernimmt (wie in n. 107 A. 2 die Datierung)¹⁾.

Das sind alles Illoyalitäten, die ein gewissenhafter Gelehrter doch nicht begehen sollte. Man vergleiche aber noch folgenden Fall: In n. 33 (Hg. Albrecht an Hg. Christoph, 27. Jan. 1553) heißt es, daß ein württembergischer Gesandter gestern, also am 26. Jan., Audienz gehabt. Dazu gibt Ernst eine Anmerkung: »Gegen Druffel IV 19 n. 2, wo die Audienz auf 27. angesetzt ist«. Auf Grund jener beweiskräftigen Briefstelle muß jedermann glauben, daß auch hier wieder eine der »gewohnten Nachlässigkeiten« Druffels vorliege. Druffel benutzte eine Aufzeichnung über die Werbung der Gesandten (Münchener Reichsarchiv, Brandenburgica VI f. 74); sie hat, wie ich in dem Original festgestellt habe, von Hundts Hand das Indorsat: »Praes. domino duci 27. Jan. a. 53«. Ob es nicht besser gewesen wäre, wenn Ernst sich bei seinen Münchner Archivstudien mit solchen Dissonanzen zwischen seinen und Druffels Akten beschäftigt hätte, anstatt mit einer falschen Bemerkung darüber hinweg zu gleiten? Manchen kleinen Dienst hätte er damit der Wissenschaft leisten können — so hier in der Feststellung und in der nicht unmöglichen Klärung des Widerspruchs.

Und wie soll man es entschuldigen, daß Ernst bei seinen Akten nicht einmal genau angibt, wie es mit Abschriften, Originalen oder Konzepten bestellt ist? Er druckt Schreiben ab nach ihm vorliegenden Stuttgarter Abschriften oder Konzepten, ohne anzugeben, daß bei Druffel die Originale benutzt sind, oder Druffel hat ein Münchner Konzept gegeben, ohne daß Ernst es bei seinem Stuttgarter Original anmerkt; auf solche Weise geht verloren, daß z. B. einmal eine Nachschrift von Herzog Christoph eigenhändig hinzugefügt ist (n. 495) oder daß Konzepte von hervorragenden Räten entworfen sind (n. 716).

1) An technischen Mängeln der Ernstschen Edition läßt sich noch mancherlei anführen: so die schwankende Anordnung der Anmerkungen. Sie stehen einmal beim letzten Textwort, ein ander Mal beim Datum, manchmal sogar bei der Archivnotiz! Am schönsten bei n. 646, wo das arme »Or.« gleich zwei Anmerkungsnummern bekommt. Die Grundsätze, nach denen man jetzt ziemlich allgemein die gehäufte Schreibart der Texte zu vereinfachen strebt, könnten m. E. noch stärker berücksichtigt sein.

Diese Belege mögen genügen, um die ›Akribie‹ Ernsts festzustellen; es ist milde ausgedrückt, wenn man seiner Arbeitsweise die Bezeichnung ›musterhaft‹ versagt und ihm das Recht zur Splitterrichterei nachdrücklichst abspricht.

Ich würde dennoch trotz dieser Mängel die Arbeit Ernsts nicht verurteilen — welcher Aktenherausgeber ist unantastbar! Im Hinblick auf die wichtigeren Seiten unserer Aufgaben ist es nicht immer möglich, jede Kleinigkeit mit gleicher Sorgfalt zu verfolgen. Eine Leistung kann wertvoll bleiben trotz mancher Versehen — vielleicht sogar noch, wenn sie so zahlreich sind wie bei Ernst. Es mußte freilich schon gesagt werden, daß im vorliegenden Falle der Wert des Materials nicht groß genug ist, um die Mängel aufzuwiegen. Aber vielleicht bringt Ernst bei der Verarbeitung des Materials in den Anmerkungen neue Gesichtspunkte und fördert dadurch die Forschung?

Alles was Ernst in dieser Richtung gibt, ist getragen von demselben konsequenten Gegensatz gegen Druffel — was dieser auf Grund seines neuen Materials ausgesprochen hat, bedeutet für Ernst ›einen entschiedenen Rückschritt‹, und das von Druffel gezeichnete Bild der Jahre 1553 und 1554 ist ›fast in jedem Zuge verfehlt‹. Es handelt sich bei diesen Gegensätzen vor allem um die Beurteilung des Heidelberger Bundes, um die Frage der spanischen Succession, um die Stellung König Ferdinands zu Karl V. und des Kurfürsten Moritz zum Heidelberger Bund — lauter eng zusammenhängende Dinge. Ich greife zwei Beispiele davon heraus.

In früherer Zeit galt als Hauptursache zur Gründung des Heidelberger Bundes die Furcht der deutschen Fürsten vor der Nachfolge Philipps II. im Reich und der Unmut über Granvelles Uebergriffe, und Kurfürst Moritz wurde als treibender Faktor bei dieser anti-kaiserlichen Politik der Fürsten angesehen. Die Protokolle über die Verhandlungen in Heidelberg und Neuschloß, die im 4. Band von Druffel bekannt gegeben wurden, stießen nach der Meinung des Herausgebers Brandi und dann auch anderer Leute die frühere Annahme um. Die Furcht vor dem spanischen Prinzen und vor dem Kaiser schien danach nicht so groß, der Einfluß des sächsischen Kurfürsten keinesfalls ausschlaggebend gewesen zu sein. Ernst kehrt nun zu der alten Anschauung zurück und stützt sie mit Gründen, die, wie erwähnt, nicht auf neuem Material oder auf der Verbesserung Druffelscher Irrtümer (vgl. o. S. 45) beruhen, sondern die auch ohne den ›Briefwechsel Herzogs Christophs‹ hätten vorgebracht werden können, wenn jemand durchaus die Dinge hätte anders ansehen wollen.

Die Meinung Ernsts lautet, der 1552 erwogene Gedanke eines Fürstenbundes sei Anfang 1553 so gut wie verschwunden gewesen — bei der Einladung zur Heidelberger Zusammenkunft und noch bis gegen Mitte März sei an keine Bundesgründung gedacht worden. Erst unter dem Eindrucke neuer Nachrichten über kaiserliche Machenschaften (Bundesplan und Verbindung des Kaisers mit Markgraf Albrecht zu Gunsten der spanischen Succession und zur Unterdrückung der deutschen Freiheit) sei spontan der Plan eines festeren Zusammenschlusses der Fürsten gereift. Also die Idee eines Bundes, die 1552 stark vorhanden war, die (wie Ernst zugibt) noch im Januar 1553 sowohl von Albrecht wie von Christoph erwogen wird, ist mit einem Male (für zwei Monate!) verschwunden, weil sie in unseren Akten nicht in direkter Verbindung mit der bevorstehenden Heidelberger Zusammenkunft erwähnt wird! Sehr einleuchtend ist das nicht — die bairischen Räte betonen doch bei den Heidelberger Verhandlungen, man sei zusammengekommen, um zu beraten, wessen sich einer vom andern zu versehen habe (Druffel IV, S. 77, 78, 79, 80, 81). Ernst verweist auf das Gutachten württembergischer Räte vom 15. März (n. 85) über die kaiserliche Bundesidee: darin werde überhaupt jeder Bund verworfen. Aber in diesem Gutachten heißt es (S. 76): so lange der Kaiser ›in der Victoria‹ gewesen, habe er ›ser wenig uf disen bund gedrunge; so es aber ietzt etwas wil anstehen, muß man nach andern wegen trachten‹. Die Räte nehmen also an, daß der Kaiser in seiner verschlechterten Lage sich mit einem Bunde helfen wolle — wie Furcht vor dem Kaiser klingt das nicht. Nur die Folgen, die daraus entstehen könnten (durch Ueberwiegen des katholischen Elements und der Reichsstädte im Bunde), sehen sie für bedenklich an. Sie führen wohl anfangs alle Gründe auf, die überhaupt gegen einen Bund sprechen; aber gemeint ist dabei — der Aufgabe des Gutachtens entsprechend — offenbar nur der vom Kaiser gewollte Bund, denn sie sagen ausdrücklich (S. 75): wenn der Landfrieden nicht genüge und ein Bund nötig erscheine, so müsse es doch Verdacht erwecken, daß der Bund ›nit anderer gestalt gesucht wurde, dann wie sich der lev mit dem wolf, fuchs und hund verbande‹. Ein besserer Bund lag also doch wohl im Gesichtskreise der Räte. — Ernst gibt an, daß die Fürsten wahrscheinlich erst durch den Kurfürsten Moritz ›die neue Auffassung der Lage‹ (daß nämlich Markgraf Albrecht im Dienste des Kaisers stehe) erhielten (S. 81); aber Moritz traf erst am 2. April in Neuschloß ein und am 29. März wurde der Bund bereits abgeschlossen!')

1) Ernst hält es (S. 91A.) für ›nicht ganz einfach zu erklären‹, warum die

Die Verhandlungen der fürstlichen Räte vom 23. März (Protokoll bei Druffel IV, 77) enthalten ja vielleicht nicht alles, was zum Bundesabschluß führte; aber die innerdeutschen Angelegenheiten, die Sorge vor den fränkischen und sächsischen Wirren treten darin so stark hervor und von den kaiserlichen Praktiken ist dabei so rein gar nichts gesagt — obwohl wir doch auch den Einblick in pfälzische Sonderberatungen besitzen —, daß für Ernsts Anschauungen alle sicheren Unterlagen fehlen. Defensivhilfe gegen den Markgrafen oder die Bischöfe wird erörtert; Trier fügt hinzu, auch gegen sächsisches Kriegsvolk und gegen Frankreich und, »obwohl es nicht zu hoffen, auch gegen den Kaiser«. Das ist die einzige Stelle, die man etwa im Ernstschen Sinne mißdeuten könnte. Hatte man in Markgraf Albrecht ein Werkzeug des Kaisers gesehen, so würde man wohl in diesen Verhandlungen der Räte anders über ihn gesprochen haben!

Ernst ist, wie auch frühere Forscher es waren, beeinflußt durch die Berichte des Zasius; aber es bleibt freilich ein Rätsel, wie man jetzt diesen Berichten noch so felsenfest vertrauen kann, nachdem die ganze Persönlichkeit des Zasius aus seinen zahlreich gedruckt vorliegenden Briefen in ihrer kritiklosen Redseligkeit offen vor Augen liegt. Aber selbst ohne diese allgemeine Voraussetzung zeigt doch eine kritische Untersuchung der für die Heidelberger Versammlung in Betracht kommenden Berichte, daß sie mit unzweifelhaften Irrtümern durchsetzt sind. Sollte nun wirklich gerade dasjenige darin richtig sein, was sich anderweitig nicht belegen läßt? An anderer Stelle (n. 756 A. 1) hat Ernst die Unglaubwürdigkeit des Zasius selber festgestellt — hier aber soll er ein treuer Zeuge sein? Bei solchem Mangel an kritischer Vorsicht wird die Furcht vor dem kaiserlichen Kriegsvolk zu einer der »aktuellsten Fragen der Fürstenpolitik«, während ihr bei unbefangener Betrachtung der Akten doch nur eine bescheidene Rolle zugeschrieben werden kann. Der vorsichtige Forscher wird zugestehen, daß die letzten Verhandlungen, die in Heidelberg zum Bundesabschluß führten, für uns mit einem Schleier bedeckt sind; Vermutungen ist dadurch — wie damals schon — weiter Spielraum gegeben, aber die Grenze des einigermaßen Feststellbaren dürfen sie doch nicht zu stark überschreiten. Da der Bund am 29. März in Heidelberg bereits abgeschlossen, die

beiden Kurff. von Mainz und Trier beigezogen wurden. Sollte als Erklärung nicht genügen, daß man gleich bei den ersten Besprechungen über die Gründung eines Bundes die Zuziehung anderer vornehmer Fürsten der Nachbarschaft für erwünscht ansah? Der Bund gewann, wenn ihm drei Kurfürsten angehörten.

Bundesnotel schon abgefaßt war, so darf man die hinterher in Neuschloß (am Osterfest! Ob die Fürsten nicht gerade des Festes halber auf das Lustschloß zogen?) geführten Beratungen nicht überschätzen. Bei Druffel IV S. 106 A. 1 ist gesagt, daß die spanische Succession wohl auch eine Rolle bei der Bundesgründung gespielt haben könne, daß man sie aber bei dem Mangel jeden Beweises nicht als eine unzweifelhafte Ursache ansehen dürfe — das bleibt auch jetzt noch das Ergebnis jeder kritischen Untersuchung.

Und eine solche mögliche, aber jedenfalls bescheidne Rolle hat diese Successionsfrage auch weiterhin in den politischen Verhältnissen Deutschlands gespielt. Ernst trägt mit Eifer zusammen, wo irgend einmal 1553 und 1554 diese Frage erwähnt wird und an jede Erwähnung knüpft er seinen Hinweis, daß sie die politische Kardinalfrage jener Jahre gewesen sei. Ganz wenige neue Notizen bringt Ernst für diese Meinung als Beleg; er arbeitet auch hier im wesentlichen mit dem Material, dessen Tragweite z. B. Druffel nicht überschätzt hatte. Bei einigen dieser zum Beweis herangezogenen Stellen sind Zasius und Kardinal Otto von Augsburg die Gewährsmänner. Wie es mit der Zeugnisfähigkeit des Zasius steht, wurde bereits erörtert; nimmt jemand den Kardinal Otto als zuverlässige Quelle an, so muß man ihm denselben Vorwurf mangelnder kritischer Vorsicht machen wie im Falle Zasius. Kardinal Otto und Zasius sind verwandte Persönlichkeiten in ihrer Redseligkeit und Wichtigthuerei, nur daß Zasius überall etwas Wichtiges sehen will und daraufhin die Dinge betrachtet, während Kardinal Otto lediglich politisch naiv und beschränkt leichtgläubig ist. Und — worauf es hier natürlich nur ankommt — sie wurden von den politisch Handelnden nicht anders angesehen als sie verdienten: keiner von beiden hat eine selbständige politische Rolle gespielt. Otto wird nach Ernsts Angabe seit Frühjahr 1553, seit er von Rom nach Deutschland zurückgekehrt ist, »einer der eifrigsten und lautesten Gegner der vermeintlichen spanischen Praktiken des kaiserlichen Hofes«. Das erste Zeichen dafür, das Ernst anführt, ist ein Klatsch, den Otto aus Italien mitbringt und der durch seine mehrfache Wiederkehr uns im Augenblick glauben macht, das spanische Successionsprojekt stehe auf der Tagesordnung: in vier Nummern (163, 164, 169, 170) taucht immer diese gleiche »Zeitung« auf. In noch abenteuerlicherer Form hat Otto im April 1554 dieses Gerücht verbreitet. Haben die süddeutschen Fürsten sich dadurch beeinflussen lassen?

Herzog Christoph, der für solche Gerüchte am leichtesten zugänglich war, erfuhr wiederholt durch seinen Gesandten in Brüssel, daß Granvelle solche Absichten des Kaisers rundweg bestreite (n. 193,

194, 607). Auch Markgraf Albrecht lehnte durch den Mund seiner Gesandten jede Mithilfe bei solchen Plänen ab (Juni 1553; n. 201). Der Kaiser selber schrieb im April 1554 an Trier, Mainz, Pfalz, Baiern und Württemberg, daß er an derartiges nicht denke (n. 554). Seld — in den Augen der deutschen Fürsten vielleicht der vertrauenswürdigste Mann des Kaiserhofes — bestätigte die Haltlosigkeit solcher Gerüchte (April 1554; n. 607). Wohl möglich, daß man alle diese Beteuerungen nicht glaubte, obwohl freilich die genannten Fürsten dem Kaiser antworten wollten — das Schreiben wurde dann aus nicht hierher gehörigen Gründen nicht abgeschickt —, sie hätten in dieser Hinsicht keinen Verdacht (n. 624 A. 1). Angenommen, das sei alles nur die hergebrachte Lüge diplomatischen Verhandelns gewesen — die Hauptfrage ist: wie nahm man jene von Otto ausgestreuten Gerüchte auf?

Die erste ›Zeitung‹ Ottos (vom Mai 1553) wird vom Kurfürsten von der Pfalz an Herzog Christoph geschickt: einen Verdacht gegen den Markgrafen fügt er bei (n. 164). Aber Christoph antwortet, Kardinal Otto habe ihm die Zeitung auch überschickt und um eine persönliche Zusammenkunft gebeten; er habe sie abgelehnt, er vertraue dem Kardinal sehr wenig; was dieser erfahren, wüßten auch andre (n. 170). Nach diesen Aeüßerungen sieht es doch nicht aus, als ob Christoph diese Zeitung sehr ernst genommen hätte; im übrigen erfahren wir kein Wort mehr davon! Als dann ein Jahr später, im April 1554, Otto von neuem das Gerücht in Umlauf setzt, teilt Christoph es dem Kurfürsten von der Pfalz mit. Dieser antwortet in einer Weise, die ich nur als starken Zweifel deuten kann (n. 550 A. 4). Christoph berichtet das gleiche an Herzog Albrecht und fügt hinzu: ›wiewol ich solchem nit gar glauben gib, dan das etwan die hofdiener sich mer berüemen als an ime selbst ist‹ (ebd. A. 5). Albrecht antwortet, er habe das gleiche vom Kardinal gehört, aber er glaube nicht daran (ebd.). Als Christoph dann in einem neuen Schreiben an Albrecht die Nachrichten doch für glaubwürdiger ansehen wollte (n. 565), erwidert dieser am 15. April: er sehe, daß Christoph die Gerüchte glaube, ›welches ich mit E. L. eing [einig], aber die zeit wirts zu erkennen geben‹ (n. 578). Ernst gibt leider gerade hier, wo es nötig gewesen wäre, nicht den vollen Wortlaut; aber daß Herzog Albrecht die Sache der Zeit anheim stellt, klingt, zusammengehalten mit der ersten Aeüßerung, nicht gerade wie ernsthafte Sorge, sondern wie ein liebenswürdiges Ablehnen württembergischer Leichtgläubigkeit. Vergleicht man damit, was Herzog Albrecht wenige Tage nachher zu Zasius sagte oder vielmehr nach dessen eigenen Bericht gesagt haben soll (Druffel IV,

418), so ergibt sich ein neuer Beweis für die zweifelhafte Glaubwürdigkeit desselben — vielleicht auch für die Art, wie Herzog Albrecht mit dem Manne umging. Daß Ernst auf den Widerspruch dieser Stelle mit dem Schreiben Albrechts an Christoph gar nicht hingewiesen hat, sei nebenbei festgestellt. Noch im März 1554 hatte Zasius gerade Herzog Christoph gegenüber, der ihm u. a. auch Gerüchte über die Successionsfrage erzählt hatte, jeden Gedanken des Kaisers an die Nachfolge Philipps im Reich abgelehnt (Druffel IV, 396 II).

Wenn König Ferdinand in einem Schreiben (ohne Jahreszahl) an den Kaiser, das Ernst richtig auf 26. April 1554 (Druffel IV, 118: 1553; vgl. Ernst n. 607 A. 4) angesetzt hat, der Furcht der deutschen Fürsten vor der Nachfolgefrage und daß sie deshalb nicht auf den Reichstag kommen würden, erwähnt, so ist sofort aus dem Wortlaut zu erkennen, daß Zasius' Mitteilungen vom 14. April über das oben erwähnte Gespräch mit Herzog Albrecht von Baiern (Druffel IV, 418) die (beinahe wörtliche) Unterlage dazu waren. Albrechts Schreiben an Christoph geben Auskunft, was es mit diesem Gespräche auf sich hatte und wie er in Wahrheit über die Sache dachte. Von den beiden Gesandten Ferdinands, die mit den süddeutschen und rheinischen Fürsten wegen des Reichstagsbesuchs verhandeln sollten, liegen uns ziemlich ausführliche Berichte vor: danach sagte Herzog Christoph schon Mitte März den Besuch zu (Druffel IV n. 400) und von neuem am 23. April (ebd. n. 421); Herzog Albrecht war entschlossen zu kommen und bestellte sich am 29. April durch Seld Quartier (ebd. 428). Der Kurfürst Mainz versprach nichts bestimmtes, scheint aber schließlich doch zugesagt zu haben, ebenso Köln (ebd. 400, 410). Die Kurfürsten von der Pfalz und Trier entschuldigten sich mit ihrer Schwachheit (ebd. 400) — Zasius schildert sie uns so, daß dieser Grund gelten muß (ebd. 399). Man halte noch hinzu, daß Kurfürst August dem Kaiser am 20. März den Besuch zusagte (ebd. 402). Hält man diese Thatsachen mit Ferdinands Schreiben an den Kaiser zusammen, so ergibt sich, daß nur das Zasius-Schreiben vom 14. April mit seinen zweifelhaften Mitteilungen ihn beeinflußt hat, ferner aber auch, daß er die Nachrichten des Zasius in unzulässiger Weise zuspitzte. Was Herzog Albrecht (nach Zasius!) vielleicht gesprächsweise erörterte, wird bei Ferdinand zur steifen Gesinnung der Fürsten: sie wollten nicht zum Reichstag kommen, weil sie die Wiederaufrollung der Nachfolgefrage fürchten. Möglich daß Ferdinand, von Zasius auf diesen Irrweg geleitet, in gutem Glauben schrieb; aber die nächstliegende Erklärung ist jedenfalls, daß er gedrängt von dem ängstlichen Verfolger dieser

Gerüchte, von seinem Sohne Maximilian, die Gelegenheit benutzte, um auf den Kaiser einen Druck auszuüben und sich, und wohl noch mehr dem argwöhnischen Sohne, von neuem Klarheit über des Kaisers Absichten zu verschaffen. Daß Maximilian damals in nervöser Spannung lebte, wissen wir genugsam. Wer allein vorgab, daß er nicht zum Reichstag kommen wolle, »wenn man vor der prinzischen Praktik nicht sicher sei«, war König Ferdinand selber, wenn anders Maximilian in einem Schreiben an Herzog Albrecht vom gleichen 26. April 1554 der Wahrheit die Ehre gab und nicht etwa nur aus seinen Wünschen heraus übertrieb (Druffel IV, 427 A.). Das Zusammenhalten dieser verschiednen Nachrichten ergibt erst einen tieferen Einblick in diese letzten Wellenschläge des kaiserlichen Nachfolgeplans; man wird dann schwerlich zu den Anschauungen Ernsts gelangen!

Ich prüfe einen weiteren Beleg, den Ernst für seine Meinung anführt. Der französische Gesandte Roggendorf sollte Anfang 1554 in Deutschland gegen den Kaiser arbeiten; in einer Audienz bei Herzog Christoph erwähnte er unter den vielen vom Kaiser drohenden Gefahren auch die Nachfolgefrage — die französische Politik suchte natürlich alles zusammen, was sich gegen den Kaiser verwenden ließ. Als Herzog Albrecht durch Christoph benachrichtigt wurde, antwortete er: die französischen Versprechungen seien groß und nachher folge wenig: alles ziele nur darauf ab, den Kaiser verhaßt zu machen, was er freilich schon genugsam sei (Ernst n. 499, 503). Eine pfälzische Meinungsäußerung über diesen Punkt liegt leider nicht vor. Als Christoph dann in derselben Zeit eine Beratung über die wichtigen Reichsangelegenheiten für den bevorstehenden Bundestag vorschlug, stellte er zugleich eine eventuelle Tagesordnung von 6 Punkten auf; nur einer davon könnte mit einigem Zwang auf die Nachfolgefrage gedeutet werden (»wie den beschwerlichen welschen practiken allerseitz zu begegnen«). Herzog Albrecht antwortete auf diesen Vorschlag: das seien Reichsangelegenheiten, die besser auf den Reichstag (wo der Kaiser nach Albrechts Meinung zugegen sein sollte!) zu verschieben seien, man werde sonst beim Kaiser und beim König »Unglimpf und Verdacht« erregen (n. 502)¹⁾. Daß also

1) Daß Ernst dann sagt (n. 529 A. 2), das Schreiben Christophs zeige die Gesinnung, mit der man kurz nachher auf dem Bundestage zusammen gekommen sei, gibt von neuem einen Einblick, wie Ernst sich seine Anschauungen kritisch erarbeitet! Jeder der vielen und oft recht ungeschickten Gedanken Christophs wird zu einer allgemeinen Gesinnung der Bundesfürsten oder gar der deutschen Fürsten gemacht.

Albrecht die Meinung Christophs nicht teilte, dürfte keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Man vergleiche nun mit den vorangehenden Erörterungen den Ausspruch Ernsts (n. 607 A. 4): »Das Gerücht von kaiserlichen Praktiken zur Durchsetzung der Succession des Prinzen hat im Winter 1553/54 nie ganz aufgehört, schwillt dann aber schon im Februar, dann auch im April 1554 noch einmal mächtig an, so daß im Frühjahr 1554 wieder monatelang die ganze deutsche Politik davon beherrscht ist«¹⁾. Der Leser möge beurteilen, inwiefern sich Ernst mit solchen Schlüssen als ein kritischer Arbeiter bewährt.

Was man in der Nachfolgefrage auf Grund jener Zeugnisse sagen kann, scheint mir folgendes zu sein: Gerüchte über die spanische Succession tauchten von Zeit zu Zeit auf und zwar ganz vorwiegend bei denen, die sich bei den deutschen Fürsten als besonders gut deutsch und spanierfeindlich aufspielen wollten (Kardinal Otto, Zasius) oder die mehr als andre in persönlicher Sorge davor lebten (König Maximilian) oder die ein bestimmtes Interesse daran hatten, dem Kaiser mit solchen Gerüchten Schaden zuzufügen (Frankreich). Von den Leichtgläubigsten wurden diese Gerüchte z. T. geglaubt, z. T. standen aber selbst diese den Ausstreuungen kritisch gegenüber. Daß die Verständigen unter den deutschen Fürsten — abgesehen von einem wohl möglichen Stutzen im Augenblick — dadurch in ihrer Haltung beeinflußt worden wären, daß sie ihre Politik danach eingerichtet hätten, läßt sich an keiner Stelle mit irgendwelcher Sicherheit nachweisen. Auch Ernst kann nicht den geringsten Beweis dafür anführen, daß die Fürsten unter dem Eindruck dieser Gerüchte irgend etwas gethan hätten. Was den deutschen Fürsten heiß auf den Fingern brannte: die fränkischen Wirren, der Kampf des Markgrafen gegen Kurfürst Moritz, der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich — diese wirklichen Gefahren beeinflußten die Politik der Fürsten sicherlich weit mehr als die abenteuerlichen Gerüchte über Pläne des seit 1552 doch wahrlich im Reiche nicht mehr mächtigen Kaisers.

Ich muß mich des Raumes halber mit diesen beiden Beispielen

1) Dabei zitiert Ernst noch einige weitere Belege (aus Frankreich stammende Zeitungen vom Jan. 1554), die zwar von allen möglichen kaiserlichen Praktiken handeln, aber nicht das geringste von der Nachfolgefrage sagen (n. 477 A. 1 und 2) und die zudem vom Kurfürsten von der Pfalz mit so großem Zweifel aufgenommen wurden, daß er sie nicht weiter geben wollte! Ein anderer Beleg (n. 495) handelt nur von Werbungen für den Kaiser, nach denen sich Herzog Albrecht erkundigt, ein weiterer (n. 542) von der Reise Philipps aus Italien nach Deutschland.

begnügen; sie zeigen zur Genüge, wie Ernst bei der Verarbeitung seines Materials verfährt und wie die Vorwürfe, die er in blindem Selbstbewußtsein gegen Druffel erhebt, mit doppelter Wucht auf ihn selber zurückprallen. Es steht genau so unzuverlässig mit dem, was Ernst über die Stellung des Kurfürsten Moritz zum Heidelberger Bunde, über König Ferdinands Haltung gegenüber dem Kaiser und über die weitere Entwicklung des Heidelberger Bundes in stetigem Gegensatz zu Druffel an Behauptungen aufstellt — überall arbeitet er nur an der Oberfläche des Aktenmaterials. Thatsächlich ist fast alles, was Ernst vorbringt, durch Druffel im voraus schon widerlegt. Ernst hat »seine Auffassung« der Jahre 1553/54 zusammenfassend in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte (N. F. X S. 1 ff.) wiederholt — da sind die Schiefheiten und Uebertreibungen stellenweise (z. B. S. 24—26) noch größer als hier in den Anmerkungen des Briefwechsels. Es ist überall dasselbe Bestreben, die Dinge um jeden Preis anders anzusehen als Druffel, und die besondere Aufgabe mag die Neigung zu Irrwegen gesteigert haben: Ernst möchte seinem Helden gern eine große Rolle zuschieben. Deshalb überschätzt er die Bedeutung dessen, was Christoph gesagt und gethan hat, macht des Herzogs Gedanken zu politischen Prinzipien, ohne die Flüchtigkeit dieser Gedanken und ihre weite Entfernung von der That genügend zu bedenken. So kommt es, daß sich bei Ernst die Reichspolitik zum guten Teile um die Zufallsgedanken und Stimmungen Herzog Christophs zu bewegen scheint. Ein feinführendes Eindringen in die Akten ist das freilich nicht!

Mit welchen Auffassungen Ernst das ganze Zeitalter betrachtet, lehrt ein Satz seiner Vorrede mit so überraschender Deutlichkeit, daß ich ihn dem Leser nicht vorenthalten will: »Niemand wird dem Geist der Gegenreformation völlig gerecht werden, der seine Geburtsstunde im Jahre 1554 übersehen hat, während sich beim Durcharbeiten der Akten dieser Zeit seine Entstehung fast mit Händen greifen läßt«. Also im Jahre 1554 ist die Gegenreformation geboren worden!! Ich habe den Satz wieder und wieder gelesen, nach einem Druckfehler (das müßte allerdings ein ziemlich großer sein!), nach einer Beschränkung dieser Offenbarung im Zusammenhang der Sätze gesucht — vergeblich! In welchem Irrtum waren wir bisher befangen, die wir in der Gegenreformation eine von lang her sich vorbereitende Reaktion katholischen Lebens sahen und ihren versteckten Wurzeln im religiösen, kirchlichen und politischen Leben nachzugehen trachteten, sie als eine europäische Bewegung auffaßten! Wie einfach liegt es jetzt, wo man ihre Entstehung im Jahre 1554 »mit Händen greifen« kann! In Ernsts Akten sucht

man freilich vergebens nach irgend etwas derartig handgreiflichem; ich fand eine einzige kärgliche Stelle unter 834 Nummern, die man in einen direkten Zusammenhang mit dem Auftreten gegenreformatorischer Tendenzen in Deutschland bringen könnte (n. 778^a). Was Ernst dabei an Bemerkungen hinzufügt, ist freilich von andrer Seite schon genau so ausgesprochen worden, so daß auch hierbei keine neuen Entdeckungen vorliegen.

Nach meinen Nachprüfungen, wie ich sie im vorangehenden dargelegt habe, ergibt sich kein günstiges Urteil über die Arbeit Ernsts. Er hat ja emsig Archivalien zusammengetragen und auch einiges Wertvolle dabei gebracht (n. 85, 91 [obwohl das Ergebnis dieser beiden Stücke schon durch Druffel IV, 101 bekannt] 101, 102, 103, 197, 256, 308, 349, 350, 425 und zugehörige Stücke, 530, 735 und zugehöriges, 781) — aber es bleibt doch bestehen, daß die Sammlung im ganzen nur den Eindruck einer dürftigen Nachlese zu Druffel macht. Mir will scheinen, als ob dieser Band aufs allerdeutlichste den Beweis brächte, daß diese Publikation der württembergischen historischen Kommission doch vielleicht besser eine etwas andre Richtung erhalten hätte: nicht aufs rein politische, sondern auf das kirchliche, wirtschaftliche und verwaltungsgeschichtliche Gebiet. Dadurch wäre etwas unzweifelhaft wertvolles und eigenartiges geschaffen worden, während diese politische Korrespondenz Herzog Christophs zu spät kommt, um wesentlich neues zu bringen. Eine ganze Reihe von Bänden, die schließlich doch nur bescheidne Nachträge enthalten, verlohnen nicht recht die Mühe und die Kosten. Dann müßte zum mindestens eine Zusammendrängung des Stoffes stattgefunden haben, die dieser Band in keiner Weise zeigt: ein Vermeiden aller unnützen Wiederholungen und besonders jener Breite in der Wiedergabe selbst des Unwichtigsten, wie es beinahe alle Exzerpte Ernsts an sich haben. In einem viel geringerem Umfang würde sich ein solcher politischer Briefwechsel noch am ehesten für die Wissenschaft und die historische Kommission gelohnt haben; freilich müßte auch dann der Herausgeber doch etwas mehr sein als ein Spezialist der allereengsten Art, der in seinem bescheidenen Material die Fülle aller Weisheit gefunden zu haben glaubt.

Ernst ist einem Verhängnis erlegen, in das ihn vielleicht seine nach Druffel nicht mehr recht dankbare Aufgabe hineinführte: in der dunklen Ahnung über den Vorgänger nicht hinaus zu können, hat er sich kopflos festgebissen in einer kleinlichen Animosität, einer Beckmesserei, die jedes größere Ziel aus den Augen verloren hat. Das ist nicht mehr wissenschaftliche Kritik, sondern Idiosynkrasie. Ich weise noch einmal auf die Vorwürfe hin, die Ernst gegen Druffel

erhoben hat: wie er ein mit Recht angesehenes Werk für schlechtweg wissenschaftlich unbrauchbar erklärt und die maßlosesten Vorwürfe dagegen schleudert; und dann vergleiche man damit, was die Nachprüfung dieser Vorwürfe an Irrtümern Ernsts ergab und wie er selber gearbeitet hat, sei es bei der Edition oder bei ihrer Kommentierung — ich muß es in Anbetracht alles dessen öffentlich aussprechen, daß in diesem Angriffe Ernsts gegen Druffel eine schwere Verfehlung gegen die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, wie ich sie vor Augen habe, vorliegt¹⁾.

Ernst hätte besser gethan, in dem bescheiden Halbdunkel zu bleiben, dem die Bedeutung seiner Arbeit entsprochen hätte — wahrscheinlich würde sich dann Niemand die Mühe gemacht haben, seine Arbeitsweise genauer nachzuprüfen und er wäre vielleicht mit einigen billigen Lorbeern durchgekommen. Da er sich aber mit einem wahrlich starken Mangel an Bescheidenheit und Selbsterkenntnis daran gemacht hat, die wissenschaftliche Ehre eines Verstorbenen und die gewissenhafte Arbeit des nachträglichen Herausgebers herunterzureißen — anders kann man den Ton der Ernstschen Vorrede und seiner sonstigen Bemerkungen nicht bezeichnen — so hat er es selbst herbeigeführt, daß über ihn das richtige Urteil ausgesprochen und begründet wird.

München.

Walter Goetz.

Bibl, V., Die Einführung der katholischen Gegenreformation in Niederösterreich durch Rudolf II. (1576—1580). Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften. Innsbruck 1901. Wagnersche Buchhandlung. XI 182 S. Ladenpreis 4,00 Mark.

Es gehört viel Muth dazu, sich heutzutage in Oesterreich, wo heftiger als in irgend einem früheren Lustrum des abgelaufenen Jahrhunderts politische und nationale Leidenschaft die Gemüther aller in die heftigste Erregung versetzt und nun zu diesen schon an sich gefährlichen Kämpfen noch der kirchliche Streit hinzukommt, so daß es den Anschein gewinnt, als stünde man nicht am Beginn des zwanzigsten, sondern des siebzehnten Jahrhunderts, sich mit Problemen zu befassen, wie es jene sind, mit denen sich der Verfasser des vorliegenden Buches, wie es den Anschein hat, mit Vor-

1) Brandi hat in der D. Litt.-Ztg. 1901 S. 803 Ernst zurückgewiesen; G. Wolf lehnt in den Mitt. a. d. hist. Litt. XXIX S. 428 den Angriff als zu weit gehend ab: es liege keine Nachlässigkeit Druffels vor; Trefftz nennt in der Hist. Vierteljahrschrift 1901 das Vorgehen Ernsts »ungemein bedauerlich«. Brandenburg spricht in der Hist. Zeitschrift ebenfalls von zu großer Schroffheit Ernsts. Ich habe andere Kritiken bisher nicht gesehen; nach diesen Proben scheint es, als ob der Versuch Ernsts von den Sachverständigen nicht gebilligt wird.

liebe beschäftigt. Bei den hier zu Lande herrschenden stark klerikalischen Strömungen werden derlei Studien immer mit scheelen Augen betrachtet und namentlich dann, wenn sie nicht in dem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Frankreich ausgegangenen, in Deutschland immer mehr anschwellenden ultramontanen Fahrwasser segeln. Selbst Publikationen von Akten und Correspondenzen gut katholisch gesinnter Staatsmänner und Kirchenfürsten, in denen die Zustände des katholischen Kirchenwesens in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und den folgenden Jahrzehnten geschildert werden, finden keine Gnade, und mit tiefstem Mißtrauen wird der Forscher — wenn überhaupt — in die Archive geistlicher Corporationen zugelassen. Diese Studien stehen aber auch in jenen Kreisen, in denen man sonst eine freiere Auffassung der Dinge zu finden pflegt, in geringer Gunst, weil einerseits hinter solchen Arbeiten leicht eine propagandistische Tendenz gesucht wird, andererseits auch die Politik des Tages, für die sie nicht geschrieben sind, von ihnen in einer nicht immer angenehmen und förderlichen Weise Notiz nimmt. Mehr als ein anderer habe ich bei meinen Arbeiten, deren Genesis in eine Zeit zurückreicht, in der die »Losvonrombewegung« noch nicht die Parole des Tages gewesen, unter diesen Strömungen zu leiden gehabt. Ich will hier gar nicht an die Angriffe erinnern, denen meine Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Innerösterreich ausgesetzt war und von denen sich in der *Histor. Zeitschr.* 85, S. 384 eine Andeutung findet: selbst eine so kleine und im Verhältnis unbedeutende Studie wie die »über die beabsichtigte Einverleibung der Klöster Arnoldstein und Griffen in den Jesuitenorden« hat wegen eines Citates, das ich aus einem von katholischer Seite selbst ausgegangenen Visitationsprotokoll beigebracht habe, den höchsten Zorn der Ultramontanen in Kärnten erregt. Solchen Angriffen wird vielleicht auch der Verf. des vorliegenden Buches bei seinen Studien ausgesetzt sein und auf Anerkennung nur in wenigen Kreisen rechnen dürfen. Umso dankenswerther daher, daß er sich durch solche Erfahrungen an anderen, die einen Anfänger leicht niederdrücken können und die bisher schon manche berufene Persönlichkeit, die geeignet und geneigt gewesen wäre, sich der Erforschung und Darstellung dieser Dinge zu widmen, davon abzogen, nicht abhalten ließ, seine Forschungen zu publicieren. Diese Angriffe werden vorläufig vielleicht weniger heftig sein: denn der Verf. hat ja nicht unterlassen, das ungebührliche Verhalten des Predigers Opitz, das den Behörden den nächsten Anlaß bot, mit gegenreformatorischen Maßregeln einzusetzen, in richtiger Weise hervorzuheben. Anders dürfte es werden, wenn seine Studien an den großen Streit

mit den sogenannten Horner Ständen kommen werden. Wie diese vorliegende, waren auch die bisherigen Arbeiten des Verf. der kirchlichen Bewegung in Niederösterreich in den Zeiten der Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. gewidmet und sie mögen deswegen angeführt werden, weil sie in gewissem Sinne eine Einleitung zu der oben genannten bilden. Im Jahre 1898 erschien sein dankenswerther Aufsatz »Nidbruck und Tanner«, der über die Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien und für die Charakteristik Maximilians II. einige wichtige Beiträge liefert; daran schloß sich im folgenden Jahre eine umfangreichere Arbeit »die Organisation des evangelischen Kirchenwesens im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns von der Ertheilung der Religionsconcession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576).« Die Studie führt den Nachweis, daß, ganz wie in Innerösterreich, auch hier den Protestanten nur im Drange der Türkennoth Zugeständnisse auf kirchlichem Gebiet gemacht wurden, daß der Kaiser, wie man vom Erzherzog Karl II. sagte, um die Religion »gekrämt« habe. Der authentische Text der Concession, den man bisher nicht kannte, wird von dem Verf. S. 14 (des S.A.) mitgetheilt; sie galt übrigens nur dem Herren- und Ritterstande und war im Einvernehmen mit den Ständen ausgearbeitet worden; mit der ihnen gewährten Assecuration vom 14. Januar 1571 waren die Zugeständnisse Maximilians für die Protestanten abgeschlossen. In welcher Weise sie aber von diesen erweitert und wie das evangelische Kirchenwesen in Niederösterreich ausgestaltet wurde, schildert der zweite Theil der genannten Abhandlung. Die nächste Studie des Verf. »Briefe Melchior Klesls an Herzog Wilhelm V. von Baiern« (Mitth. des Inst. f. österr. Geschichtsf. XXI, 640 ff.) bringt einige Aufschlüsse über Klesls Wirksamkeit als Dompropst und Kanzler der Universität in Wien und Offizials der Passauer Kirche in den Jahren 1580—1582, in denen er als Stellvertreter des Reichshofrathes Dr. Georg Eder regelmäßige Berichte über die kirchenpolitische Lage in Niederösterreich an die Herzoge von Baiern als die Führer der katholischen Reformpartei gelangen läßt. Von solchen Briefen werden 10 aus dem Münchner Reichsarchiv mitgetheilt. Sie enthalten über die Anfänge der Gegenreformation in Niederösterreich und die Hemmnisse, welche diese fand, einige Beiträge. Man ersieht namentlich, daß es auch hier nicht die kirchlichen Behörden, sondern die Landesregierung ist, die im Eifer für die Gegenreformation voransteht. In seiner schwierigen Stellung stand Klesl der Erzherzog Ernst zur Seite. Dessen Wirksamkeit für die Gegenreformation wird in einer eigenen Studie: Erzherzog Ernst und die Gegenreformation in Niederöster-

reich (1576—1590) beleuchtet (Mitth. des Inst. Ergänzungsband VI S. 175 ff.). Zwischen ihr und der letztgenannten liegt die vorliegende Arbeit, an die sie anknüpft und die sie in den auf den Erzherzog bezüglichen Theilen weiter führt. Sie schildert in 14 Kapiteln die Lage der protestantischen Kirche beim Regierungsantritte Rudolfs II., die ersten Religionsdekrete für Wien, die erste Sendung Lindeggs nach München, der im weiteren Verlauf noch vier andere nachfolgten, die Erbhuldigung, den Landtag von 1578 und das Scheitern der Religionsconferenz, die Aufhebung des evangelischen Schul- und Kirchenministeriums in Wien, die Ereignisse des Landtags von 1580, die evangelischen Ausgleichsversuche im Jahre 1580 und die Maßregelung der Wiener Bürgerschaft, demnach die allgemeine gegen die Er rungenschaften der Protestanten eingetretene Reaktion in den ersten Regierungsjahren Rudolfs II., das im Anfang schwankende, dann aber stetige und sichere Vordringen der katholischen Restauration und die hiedurch hervorgerufene Krisis bis zum Landtag von 1580. Wiewol der Zusammenhang dieser Ereignisse mit der allgemeinen Reaktion gegen die Fortschritte des Protestantismus seit den ersten Siebenziger Jahren des 16. Jahrhunderts auch sonst bekannt ist, war es immerhin gut, wenigstens in Kürze, wie dies S. 3 ff. geschieht, darauf hinzuweisen. Das bedächtige Vorgehen des Kaisers, der sich zunächst in der von seinem Vater zuletzt eingeschlagenen Richtung weiter bewegt, wird richtig herausgehoben. Die Persönlichkeit des ersten Landhauspredigers Josua Opitz würde freilich eine eigene eingehende monographische Bearbeitung verdienen, in der Weise etwa, wie sie dem in Graz wirkenden protestantischen Theologen Jeremias Homberger durch F. M. Mayer zu Theil geworden ist. Es ist doch nicht unmöglich, daß man auch über Opitz bei eingehenderer Forschung zu anderen Ansichten als den landläufigen, eines Donnerers gegen den Papismus und eines »maßlosen« Hetzpredigers gelangt. Wie wenig derlei Urtheile mitunter gelten, habe ich an einer ganzen Reihe von protestantischen »sogenannten Hetzpredigern« in Steiermark erwiesen. Zugegeben mag ja immer werden, daß sich Opitz nicht in den Schranken der gebührenden Moderation hielt. Von Wichtigkeit ist, was der Verf. über die wiederholten Berathungen mit dem bairischen Hofe sagt: er bestätigt nur die in meinem Buch vorgetragene Ansicht von dem bairischen Einfluß auf die gegenreformatorischen Maßregeln auch für Oesterreich. Die in München für die Gegenreformation gegebenen Ratschläge stimmen mitunter wortgetreu mit jenen zusammen, die nach Graz ertheilt worden sind. Die Strömungen und Gegenströmungen zwischen Landschaft und Regierung werden in den folgenden Abschnitten, die im

Einzelnen manches Neue bringen, ausführlich dargelegt, freilich bleibt an einigen Stellen für den Leser ein Zweifel, wie z. B. S. 41, wo die Darstellung zu den wirklichen Verhältnissen nicht paßt; mitunter geht die Erzählung auch etwas zu stark ins Detail. Im Allgemeinen darf man wol sagen, daß es dem Verf. gelungen ist, den Nachweis zu führen, daß die katholische Restauration in Niederösterreich mit dem Jahre 1580 die erste und schwerste Krise überwunden hat. Von Wichtigkeit wäre eine genauere Darlegung, wie es kam, daß trotz der so außerordentlich ungleichen Vertheilung der Kräfte der Regierung der Sieg verhältnismäßig leicht gemacht wurde. Denn das, was über die Zerklüftung des niederösterreichischen Protestantismus gesagt wird — zum Theil wird sie von katholischen Schriftstellern stark übertrieben —, genügt doch nicht, um den plötzlichen Niedergang der protestantischen Partei zu erklären. Noch einige Bemerkungen über die Quellen zur Geschichte der Gegenreformation in Niederösterreich.

Der Verf. würde zweifellos gut daran gethan haben, seiner Darstellung einen Excurs über den Umfang und die Bedeutung der von ihm benutzten archivalischen Quellen beizufügen. Wie die Dinge jetzt liegen, ist es doch sehr wol möglich, daß auch ihm, wie früher mir, von einer freilich nicht immer competenten Kritik — denn die Dinge liegen in Oesterreich nach allen Seiten hin anders als im übrigen Deutschland, vornehmlich in den protestantischen Landestheilen — dieselben Vorwürfe einer gewissen mehr oder minder stärkeren Parteinahme zu Gunsten der Protestanten gemacht werden. Hätte sich nur einer dieser Kritiker die Mühe genommen, jenen nicht weniger als 27 Druckseiten fassenden Bericht zu lesen, den ich unter dem Titel »Die Quellen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich« meiner Ausgabe der »Akten u. Correspondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl II. (1579—1590)« Wien 1898 vorausgeschickt habe: man würde mit derlei Vorwürfen etwas vorsichtiger gewesen sein, mehr noch, wenn man meine »Archivalischen Studien in Wiener Archiven zur Geschichte der Steiermark im 16. Jahrhundert«, Graz 1898 (Veröffentlichungen der »Historischen Landescommission für Steiermark VI) zur Hand genommen hätte; man würde nicht die Meinung gehegt haben, als ruhe die Darstellung einzig und allein auf den Akten einer einstens »protestantischen« Körperschaft, der steirischen Landstände. Wie wenig dieser von der Kritik bemängelte einseitige Standpunkt hier vorhanden ist, hätte man aus dem Vorworte meines bei diesen Kritikern gleichfalls unbeachtet gebliebenen »Huldigungsstreites« (Graz 1898) entnehmen müssen, aus dem ich hier eine Stelle deswegen anführe, weil sich eben ganz das gleiche

schon wegen der formellen Seite des vorliegenden Buches auch von diesem sagen ließe. Dort führte ich aus, daß ich durchaus den Grundsatz befolgt habe ›audiatur et altera pars‹. Es seien von katholischen Quellen benutzt: Die Berichte des Nuntius am Grazer Hofe, die Briefe des Jesuitengenerals Heinrich Blysssem, die Berichte des Vizekanzlers Schranz über seine Mission nach München und Innsbruck, die Protokolle über die Verhandlungen in München, die Berichte der Salzburgischen Gesandten am steirischen Landtag 1580-81, über die Mission des Gurker Bischofs Christoph von Spaur nach Rom, die eigenhändigen Briefe der erzherzoglichen Verwandten u. s. w. Wenn der Verf. mit Recht betont, daß es auch in Niederösterreich nicht die eigentlichen kirchlichen Behörden sondern die Staatsgewalt gewesen ist, welche die Gegenreformation ein- und durchführt, so hätte etwas eingehender über die maßgebenden Persönlichkeiten gehandelt werden können, von denen die gegenreformatorischen Erlässe ausgegangen sind. Um den Grundsatz audiatur et altera pars genau befolgen zu können, war ich so weit gegangen, daß ich an zahlreichen Stellen, wie es nun auch in diesem Buche geschieht, die entgegengesetzten Parteien in ihren eigenen Worten vorführte. Diese Darstellungsmethode wurde mir sehr verübelt und wird vielleicht auch dem Verf. des vorliegenden Buches ebenso verübelt werden. Ich weiß nicht, ob er für diese Darstellungsweise dieselben Beweggründe hatte als ich. Wir sind hiezulande nicht in der glücklichen Lage, in welcher sich der Geschichtsschreiber der Gegenreformation in den meisten Theilen des Deutschen Reiches befindet, sich für seine Erzählung auf gedrucktes Quellenmaterial berufen zu können. Hiezulande ist für dessen Publikation so gut wie nichts geschehen. Man wird doch heutzutage nicht mehr mit den ärmlichen Sammlungen eines Raupach und Waldau prunken wollen? Es ist bei der Eigenart der Zustände in Oesterreich auch nicht abzusehen, ob überhaupt jemals und wann der Versuch gemacht werden wird, diese Quellen in einer methodisch angeordneten Sammlung zu publicieren; es fehlt hier nicht bloß an Arbeitern, sondern auch an Mitteln. Hier muß demnach der Darsteller noch jene Vorarbeiten machen, die anderweitig längst vollendet sind, und wird daher leicht geneigt sein, aus dem ihm zumeist bekannten Quellenstoff mehr mitzutheilen als nöthig wäre, wenn dieser gedruckt vorläge und als die künstlerische Darstellung verlangt. Eine solche Darstellung, die nicht genöthigt ist, einen starken Ballast von Quellenmaterial mitzuführen, ist ja für den Leser weitaus erquicklicher, weit erquicklicher noch ist die Arbeit in diesem Fall für den Darsteller selbst, der allein seinem künstlerischen Geschmack zu folgen in der Lage ist, wissenschaftlich werthvoller wird aber unter den Umständen, wie sie

oben geschildert sind, die erste Methode sein. Wie wenig es die abgerundete Darstellung allein macht, sieht man am deutlichsten jetzt an dem mit dem vollen Anspruch einer wissenschaftlichen Studie auftretenden Buche von Franz Ilwof »Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart« (Graz 1900), dessen grobe Verstöße gar nicht aufgedeckt werden können, weil es eben an einer Publikation des entsprechenden Aktenmaterials fehlt; da ist uns schon eine Arbeit viel lieber wie die vorliegende, wenn sie auch noch einen starken Archivgeruch mit sich führt. Neben dem archivalischen Stoff sind hier auch die Ergebnisse der neueren Forschung gut benutzt worden. Ich denke, daß auch aus der älteren Literatur nichts wesentliches übersehen ist. Im Einzelnen fehlt es ja nicht an Verstößen, sie berühren indeß nichts wesentliches, namentlich nicht die Gesamtauffassung, die eine durchaus richtige ist. An einzelnen Stellen scheinen uns die Akten verlesen zu sein (S. 49), an anderen ist die stilistische Ausdrucksweise eine unklare, auch an Druckfehlern ist kein Mangel. Einzelne Erörterungen, wie z. B. S. 108, hätte man gewiß lieber in den Noten oder in einem Exkurse als im Texte gesehen. Im Ganzen bietet das Buch aber doch immer eine erfreuliche Bereicherung unserer Kenntnisse über diese wichtige Periode. Noch mehr dürfen wir erwarten, wenn der Verf. an das Ende der Rudolfinischen Zeit in Oesterreich anlangt. Für diese Periode ist eben noch alles zu thun.

Graz, im März 1901.

J. Loserth.

de Boer, T. J., Geschichte der Philosophie im Islam. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1901. 188 S. 8°. 4 M.

Die Geschichte der islâmischen Philosophie ist lange ein Stiefkind der Wissenschaft gewesen. Den Philosophen fehlt es durchweg an der Kenntnis des Arabischen, um zu den Quellen selbst aufzusteigen, den Arabisten aber zumeist an Interesse und philosophischem Sinn. So ist diese Disciplin seit Munks *Mélanges de philosophie juive et arabe*, Paris 1859, fast nur durch die Textausgaben Dietericis und Mehrens gefördert worden. Jetzt beschenkt uns de Boer, der sich schon durch seine Bearbeitung von Ġazâlîs Widersprüchen der Philosophie und ihres Ausgleichs durch Ibn Rošd als trefflichen Kenner dieses Gebietes bewährt hat, mit einer neuen Darstellung. Er wendet sich in erster Linie an den philosophischen Leser und verzichtet daher auf alles arabistisch-philologische Beiwerk.

In der Einleitung entwirft er eine knappe und klare Uebersicht der politischen Geschichte und der Kulturentwicklung des Islâms von den Anfängen bis zum Mongolensturm. Nicht ganz zutreffend

ist die Bemerkung über die muslimischen »Universitäten«, mit der dieser Abschnitt schließt. Nicht erst seit Gründung der ersten Medrese besteht die islâmische Wissenschaft nur in stereotypen Auflagen. Eine solche Ueberlieferung war vielmehr von jeher das Ideal der muslimischen Gelehrten gewesen. Jene Transoxanier, die nach Qutbaddîns Bericht eine Trauerfeier für die Wissenschaft veranstalteten, als die erste Medrese gegründet wurde, betrauernten nicht, wie es nach de Boer scheinen könnte, den Tod der freien Forschung, sie schmerzte nur, daß man die Wissenschaft von nun an um schönsten irdischen Lohnes willen suchen würde.

Als die beiden Grundlagen der islâmischen Philosophie stellt B. dann die orientalische Weisheit und die griechische Wissenschaft einander gegenüber. Zur Charakteristik altarabischer Weisheit wäre es doch wohl zweckmäßiger gewesen, die alte Poesie heranzuziehen, statt auf die Königin von Saba und auf Loqmân zu verweisen. Persischen und indischen Gedanken mißt B. mit Recht nur geringen Einfluß auf die Entwicklung der islâmischen Philosophie bei, die ja nur ein später Ableger griechischen Denkens war. Dessen Resultate wurden den Muslims durch die christlichen Syrer zugeführt. Mit Recht schildert daher B. eingehend die aramäische Kultur und untersucht ihre Einwirkung auf die Anfänge der Wissenschaft im Islâm. Energisch betont er, daß Aristoteles keineswegs von Anfang an den größten Einfluß auf die muslimischen Denker ausgeübt hat. Platonische und pythagoräisch-platonische Studien, zu denen sich viel Stoisches und Neuplatonisches gesellte, blühten schon in weiten Kreisen, als der Aristotelismus noch ein Vorrecht der geistigen Aristokraten war. Aber auch dieser selbst war mit fremdartigen Elementen durchsetzt. Nicht nur, daß man die Werke des Stagiriten nur im Lichte neuplatonischer Exegese sah, manche ganz späte Produkte des Neuplatonismus wie das Buch vom Apfel und die sogenannte Theologie des Aristoteles galten den ersten Peripatetikern des Islams als echte Werke ihres Meisters. Waren schon die Neuplatoniker bemüht gewesen, die Gegensätze zwischen Plato und Aristoteles zu überbrücken, so strebten ihre muslimischen Nachfolger noch mehr danach, Außenstehenden gegenüber die Philosophie, so gut es ging, als eine einheitliche und der Dogmatik nicht widersprechende Lehre darzustellen. Neue Gedanken haben die Philosophen des Islâms nicht hervorgebracht, aber die Art, wie sie griechisches Denken in sich aufgenommen und verarbeitet haben, ist jedenfalls der Teilnahme des Historikers würdig.

De Boer erörtert nun zunächst den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung der selbständigen arabischen Wissenschaften. Mit Recht stellt er die Sprachwissenschaft voran und betont gegenüber

der immer wieder auftauchenden Ansicht von dem rein autochthonen Ursprung der arabischen Grammatik ihre Abhängigkeit von der aristotelischen Logik. Aber auch die islamische Pflichten- und Glaubenslehre haben den Einfluß griechischer Philosophie erfahren. In der Ethik findet B. bei Sektirern und Mystikern pythagoräisch-platonische, bei den Orthodoxen aristotelische Gedanken. Wichtiger noch ist der Einfluß der Philosophie auf die Dogmatik, namentlich der Mutaziliten, deren System daher B. eine eingehende Erörterung widmet. Dann untersucht er die Wirkung der philosophischen Bildung auf die schöne Litteratur und die Geschichtsschreibung. Für die in der ersten zu Beginn der Abbäsidenzeit hervortretende Frivolität macht er die Philosophie verantwortlich, z. T. gewiß mit Recht, wenn auch die allgemeinen Kulturverhältnisse, das Zusammenströmen der materiellen Güter in der Hauptstadt und die dadurch bedingte Möglichkeit maßlosen Genusses und die Verachtung der natürlichen Daseinsbedingungen zum mindesten einen ebensovollen Anteil daran gehabt haben werden. Außerst treffend ist seine Charakteristik des Abû 'l 'Alâ al Ma'arrî, dessen unfruchtbarer Pessimismus ihm den unverdienten Ruf eines philosophischen Dichters eingebracht hat. Als Vertreter der von philosophischen Gedanken befruchteten historischen und geographischen Litteratur führt er dann Ma'sûdî und Maqdisî vor.

Nach diesem vorbereitenden Kapitel beginnt B. mit der Darstellung der eigentlichen Philosophiegeschichte. An deren Anfang steht die pythagoräisch-platonische Naturphilosophie der Mathematiker, Astronomen und Mediziner. Ihre Anschauungen werden namentlich aus den Schriften des berühmten Arztes Râzî erläutert. Diese Naturphilosophie zu popularisieren war das Streben der treuen Brüder von Baṣra. Ihr System, wenn eine Mischung philosophischer, mutazilitischer und schütischer Lehren überhaupt so genannt werden darf, stellt B. eingehend dar und führt seine einzelne Sätze auf ihre Quellen zurück. Die landläufige Ansicht, daß ihre Lehre eine Vorahnung des Darwinismus enthalten hätte, widerlegt B. mit dem Hinweis darauf, daß die Stellung der Organismen in der aufsteigenden und zusammenhängenden Reihe, welche die Naturreiche allerdings nach ihrer Anschauung darstellen, nicht durch die Körperbildung, sondern nur durch die innere Form der Seelensubstanz bestimmt wird, daß die Wanderung der Formen vom Niederen zum Höheren durchaus ein mystischer Vorgang ist, daß sie durch die Einwirkung der Gestirne und beim Menschen auch durch sein theoretisches und praktisches Verhalten bedingt ist.

Im 4. Kapitel bespricht B. die neuplatonischen Aristoteliker. Ihre Reihe eröffnet al Kindî, den die Tradition als den ersten Peri-

patetiker des Islâms feiert. Eine Prüfung der wenigen von ihm erhaltenen Schriften ergibt aber, daß neuplatonische und neupythagoräische Gedanken den Grundstock seines Systems bildeten. Demgemäß wandten sich seine Schüler Sarachsi und Abû Ma'schar nicht philosophischen, sondern historisch-geographischen und astrologischen Studien zu. Stand diesen Naturphilosophen die Fülle der konkreten Erscheinungen im Vordergrund des Interesses, so untersuchten die aristotelischen Logiker, als deren erster reiner Vertreter Fârâbi erscheint, nur ihre Ableitung aus dem Allgemeinen. Sein System bezeichnet B. als einen ziemlich konsequenten Spiritualismus, genauer Intellektualismus. Seine Philosophie, deren abstrakter Monotheismus unmerklich zum Pantheismus hinüberleitet, konnte auf die geistige Entwicklung des Islams keinen Einfluß üben. In dem Gelehrtenkreise, den sein Enkelschüler Abû Suleimân Mohammed as Sigîstânî in Bagdâd um sich versammelte, sinken die Probleme, mit denen Fârâbis Seele gerungen hatte, zu Spielzeugen geistreicher Conversation herab. Ibn Maskawaih machte in seiner Ethik den Versuch, die praktischen Gedanken der aristotelischen Philosophie mit dem muslimischen Religionsgesetz zu vereinigen, ohne dem Fârâbi auf das Gebiet der logisch-metaphysischen Spekulation zu folgen.

Eine tiefere und umfassendere Wirksamkeit als dem weltfremden Fârâbi war Ibn Sinâ bestimmt. Daß er über jenen hinaus zu einer reineren Form des Aristotelismus vorgedrungen sei, wie die landläufige Philosophiegeschichte behauptet, erweist B. als einen Irrtum. Ibn Sinâ ist vielmehr ein Philosoph für die Welt, dessen Streben dahin geht, die Gedanken der großen Geister der Vorzeit den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Hatte Fârâbi die Denkgesetze um ihrer selbst willen zu erforschen gesucht, so gilt Ibn Sinâs Interesse in erster Linie der Seele, als deren Heilung er seine philosophische Encyclopädie geradezu bezeichnet. Er liebt es seine philosophischen Anschauungen in poetische Formen zu kleiden. Bei ihm begegnen wir zuerst der Romanfigur Hai ibn Iaqzân als Allegorie der menschlichen Seele, die später in der spanisch-arabischen Litteratur noch einmal zu großer Bedeutung gelangte. Als Forscher war ihm sein Zeitgenosse Bêrûnî bei weitem überlegen, aber dessen Wirksamkeit blieb auf die Gelehrtenwelt beschränkt, während Ibn Sinâ, abgesehen von seiner Bedeutung für das Abendland, den Muslimen zu allen Zeiten als unbeschränkter Herrscher im Reiche der Philosophie gegolten hat. Seine Psychologie wurde von dem Mathematiker und Physiker Ibn al Haitham vertieft, der sich in seiner Optik eingehend mit den Problemen des Sehens und der Sinneswahrnehmungen überhaupt beschäftigte, im Orient aber keinen Fortsetzer seiner Bestrebungen fand.

Schon im 6. Jahrh. d. H. findet die Philosophie im Osten ihren Ausgang durch Gazâli, auf dessen Lebensgang B. etwas näher eingeht, da dessen Kenntnis zum Verständnis seiner Wirksamkeit unbedingt erforderlich ist. Dabei scheint er mir die Bedeutung der Mystik für die Jugendentwicklung Gazâlis etwas zu überschätzen. Von seinem šāfiitischen Lehrer, dem Imâm al Ĥaramain, hat er schwerlich šūfische Eindrücke aufgenommen, wie B. annimmt. Dessen *Nihâjat al maḥlab* liegt ja seinem Fiqhbuch *al baṣiṭ* zu grunde und dies sowie der vielgelesene Auszug *al waḡiṣ* zeigen, daß G. sehr wohl in der spitzfindigen Kasuistik der Pflichtenlehre Bescheid wußte. Die Mystik wird erst in seinen Wanderjahren Macht über ihn gewonnen haben, als weder Theologie noch Philosophie den Bedürfnissen seiner Seele mehr genügten. Den Gedankengang seines Hauptwerks vom Zusammenbruch der Philosophie hatte B. schon in seiner Dissertation dargelegt und beurteilt. Er wiederholt hier seine wichtigsten Resultate, die uns zeigen, daß G. das religiöse Problem von allen Theologen des Islâms am tiefsten erfaßt hat. Indem er den Unwert der vom Boden der Religion gelösten philosophischen Spekulation darthut, hat er deren weitere Entwicklung im Islâm unterbunden. Zwar hat es auch im Osten fast nie an Leuten gefehlt, die nach philosophischer Bildung strebten, und zahlreiche Kompendienschreiber sind diesem Bedürfnis entgegengekommen. Aber die formale Seite der Logik hatte jetzt allein noch Bedeutung und auch sie nur noch als Propädeutik zur Theologie.

Im 6. Kapitel wendet sich B. zur Philosophie des Westens und entwirft zunächst eine Schilderung der allgemeinen Kulturverhältnisse des Maḡrib, namentlich Spaniens. Mehr noch als im Orient war die Philosophie im Westen die Sache vereinzelter Individuen, daher auch hier das Problem des denkenden Individuums gegenüber der staatlichen Gemeinschaft und dem Glauben beschränkter fanatischer Massen schärfer gefaßt wurde. Die Philosophie hatte aber im Westen erst spät Eingang gefunden. Erst als die Blüte der arabischen Kultur durch die berberischen Almoraviden geknickt war, trat in Spanien der erste Philosoph Ibn Baḡḡa auf. Er schloß sich ganz an Fârâbî an, aber energischer noch als dieser hat er die Vergänglichkeit der individuellen Geister gelehrt, indem er nur dem Geiste der ganzen Menschheit in seiner Vereinigung mit dem thätigen Geiste über ihm ewiges Leben zuerkannte. Diese höchste Erkenntnis, lehrt er, ist immer nur einzelnen erreichbar, daher er seine Ethik die Leitung des Einsamen betitelt hat. Noch schärfer hat dann Ibn Tofail unter den Almohaden dies Problem gefaßt. In seinem philosophischen Roman Ḥaij ibn Iaqzân (d. h. natürlich der Lebende, nicht der Einsame, wie B. übersetzt, Sohn des Wachenden) entlehnt

er die Hauptfigur zwar dem Ibn Sînâ, faßt sie aber nicht wie dieser als den übermenschlichen Geist, sondern als den von oben erleuchteten Geist der Menschheit, dessen von der Kultur nicht berührte, von der Gesellschaft nicht geförderte, noch gehemmte Entwicklung er schildert. Ihren Abschluß fand die Philosophie im Westen durch Ibn Rošd, den konsequentesten Aristoteliker des Islâms. Aristoteles ist ihm der unerreichbare vollendete Meister menschlicher Weisheit, aber seine maßlose Bewunderung reicht doch zur vollen Erfassung seiner Gedanken nicht aus, und er ist nirgends über die neuplatonischen Ausleger seines Meisters und die Mißverständnisse der syrischen und arabischen Uebersetzer hinausgekommen. Er lehrte die Ewigkeit der Körperwelt, den notwendigen Kausalnexus alles Weltgeschehens und die Vergänglichkeit des Individuums. Dadurch setzte er sich in Widerspruch zu den theologischen Lehren seiner Zeit, die er selbst als einen Notbehelf für die zur Erfassung der vollen Wahrheit unfähige große Menge gelten lassen wollte. Auf den Islâm hat seine Philosophie sehr wenig gewirkt. Die Macht der Theologen war zu groß, als daß ein einzelner Denker sie hätte erschüttern können. Nur einige philosophische Formeln retten sich in den Lehren der mystischen Orden. Nur noch einen selbständigen Denker hat der Islâm hervorgebracht, den Geschichtsphilosophen Ibn Ḥaldûn, der aber gleichfalls ohne Nachfolger geblieben ist. Vielleicht überschätzt B., freilich in Uebereinstimmung mit der landläufigen Ansicht, etwas die Selbständigkeit und Originalität der politischen Anschauungen Ibn Ḥaldûns. Er scheint doch in manchen Punkten von der älteren islâmischen Politik abzuhängen, der de Boer S. 41 jede philosophische Bedeutung abspricht. Nicht ganz zutreffend ist auch seine Bemerkung, daß Ibn Ḥaldûn meist in kleinen Städten gelebt und Kairo nur aus der Ferne bewundert habe. In den letzten 20 Jahren seines Lebens hatte er als mâlikitischer Oberqâdî und als Professor genügend Gelegenheit die Kairoer Verhältnisse zu studieren, und daß er auch noch in Aegypten an seiner Muqaddama gearbeitet hat, zeigen Stellen wie (ed. Paris.) I 326 ff., II 200. Der Verfasser schließt mit einem Ausblick auf die Wirkungen der arabischen Philosophie auf die christliche Scholastik, die im einzelnen zu untersuchen schon jenseits seiner Aufgabe liegt.

Wir scheiden von seinem Buche mit warmem Dank für mannigfache Belehrung und Anregung. Da er sich als Holländer des Deutschen bedient, darf noch erwähnt werden, daß sich sein deutscher Stil untadelig liest.

Breslau, 1. Mai 1901.

C. Brockelmann.

Für die Redaktion verantwortlich: in Vertretung Prof. Dr. Georg Wentsel
in Göttingen.

Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von N. Bonwetsch und R. Seeberg. VII. Band. 1. Heft. — **Kruske, R., Johannes a Lasco und der Sacramentsstreit.** Ein Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit. Leipzig, Dieterichsche Verlags-handlung (Th. Weicher) 1901. XI. u. 206 S. 8°. 4 M. 50 Pf.

Kaum gibt es in der neueren Kirchengeschichte eine widerwärtigere Partie als die Zeit des durch Westphal hervorgerufenen zweiten Sacramentsstreites. Es kann darum nicht überraschen, daß es an einer genügenden Darstellung der Anfänge dieses Streites, wie an einer Biographie Westphals fehlt, die ihm in ähnlicher Weise gerecht würde, ohne zur Rettung oder gar zum Panegyricus zu werden, wie dies Schnorr von Carolsfeld gegenüber Er. Alber gelungen ist. Hier greift Kruske in dankenswerter Weise ein. Allerdings will er nicht den ganzen Sacramentsstreit seit 1552 aufrollen noch die Persönlichkeit Westphals weiter beleuchten, als dies für die Geschichte des Streites nötig ist. Denn sein Hauptaugenmerk geht auf a Lasco, den er in den Mittelpunkt stellt, aber er gibt nicht nur ein Bild von der Stellung und dem Wirken des Polen im Sacramentsstreit, sondern zieht auch Calvins energische Thätigkeit zur Verbreitung seiner Abendmahlslehre in Betracht. Kruske konnte auch nicht mit dem Jahre 1552 beginnen, als Westphal mit seiner ›Farrago confuseanarum et inter se dissidentium opinionum de coena Domini ex Sacramentariorum libris congesta‹ wie mit einem Blitzstrahl aus heiterem Himmel das scheinbar erloschene Feuer des Streites wieder entfachte. Er mußte auf die vorhergehende Zeit zurückgehen, denn er wollte das gute Recht des Hamburger Pastors zu seinem Vorgehen mit der Haltung Calvins und a Lascos gegenüber dem Lutherthum nachweisen und dabei das Bild a Lascos in eine neue Beleuchtung bringen.

Das Lebensbild, das Dalton in warmer Begeisterung und in schöner Sprache von a Lasco gezeichnet hat, ist anziehend, doch hat der Leser öfters den Eindruck, daß hier der begeisterte Calvinist

einen Glaubensgenossen verherrlicht. Aber es ist kein geringes Verdienst Daltons, daß er mit großer Hingabe jene wertvollen Quellen gesammelt hat, welche uns ein nüchternes Urteil über a Lasco ermöglichen und in den Synodalprotokollen einen Blick in das Leben der jungen evangelischen Kirche Polens gestatten. Die Lasciana (Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland, 3. Band) bilden ein Ehrendenkmal nicht nur für a Lasco, sondern auch für Dalton, der freilich die Folgerungen nicht selbst gezogen, die sich aus den neuerschlossenen Quellen für die Beurteilung a Lascos ergeben, z. B. im Handel mit Erasmus um seine Bibliothek, wie bei dem Reinigungseid am 3. März 1542. Vgl. Kruske S. 54 Anm. 2 und S. 289.

Kruske war wie kein anderer berufen, die notwendige Prüfung des Urteils über a Lasco, wie es üblich und durch Dalton bestärkt worden war, vorzunehmen. Denn ihm ist die polnische Sprache von Jugend auf vertraut, so daß er die ansehnliche polnische Literatur gründlich durchforschen konnte. Ebenso hatte er in seiner Inaugural-Dissertation über »Georg Israel, den ersten Senior und Pastor der Unität in Großpolen« (Breslau 1894) seine Kenntnis der Geschichte der böhmischen Brüder im sechzehnten Jahrhundert dargethan, welche ihn befähigte, die Verbindung der Brüder mit Polen richtig zu werten.

Schon in seiner Dissertation hatte Kruske die These verfochten: Die Wirksamkeit des Johannes a Lasco in Polen hat die Befestigung und Verbreitung der Reformation daselbst wenig gefördert.

In seiner jetzigen Schrift unterzieht er die vorausgehende Wirksamkeit des Polen in Ostfriesland und England, sein Auftreten in Dänemark, in Frankfurt und Stuttgart einer kritischen Untersuchung, um dann nach einer Beleuchtung der Thätigkeit a Lascos in seiner Heimat eine Aeüßerung Farel's in einem Brief an Calvin als Schlußurteil über a Lasco in sehr geschickter Weise zu verwerten. Farel schreibt am 16. August 1556 an Calvin: *Nescio, quid fiat, ut quanto magis a Lasco laborat, tanto minus pacis affulgeat.*

In der Einleitung schildert Kruske die Lage der Dinge nach Luthers Tod. Ganz mit Recht hebt er hervor, daß damals der Sacramentsstreit nicht deshalb zur Ruhe gekommen war, weil der Calvinismus das Luthertum innerlich überwunden hatte, sondern weil die politische Lage auf der evangelischen Kirche Deutschlands lastete und das Interim ganz andere Fragen hervorgerufen hatte, welche Melanchthon noch viel mehr um das Vertrauen der strengen Lutheraner brachten, als seine bisher mit Geduld getragene Stellung

in der Abendmahlslehre, mit welcher er seine ganze Vergangenheit verleugnete, denn er hatte 1530 in Augsburg den schroffsten Standpunkt gegen Zwingli und die Oberdeutschen vertreten.

Es ist begreiflich, daß das Zurücktreten der Betonung der Abendmahlslehre im lutherischen Lager für Calvin und seine Freunde günstig war und sie zur Propaganda für die neue Formulierung des Dogmas vom Abendmahl ermutigte. Aber auf der andern Seite wurde der deutsche Protestantismus unter dem schweren Druck der kaiserlichen Religionspolitik und im Kampf gegen die Zumutungen in der Declaratio und gegen die schwächlichen Zugeständnisse eines Melanchthon zur Selbstbesinnung auf seine Eigenart und vor allem auf das stets hochgehaltene Kleinod der lutherischen Abendmahlslehre getrieben. Es mußte darum, sobald die Interimsgefahr zurücktrat, zu einer Auseinandersetzung beider Richtungen kommen. Wenn Westphal nicht die Losung dazu gegeben hätte, dann hätte es ein anderer gethan. Deshalb hat Kruske Westphal mit Recht gegen den Vorwurf in Schutz genommen, als hätte er den Sacramentsstreit mutwillig vom Zaun gebrochen.

Die rasche Ausbreitung des Calvinismus, der durch den Consensus Tigurinus eine neue Stärkung erfahren hatte, die siegesbewußte, fast herausfordernde Art, mit der neue Gedanken hervortreten pflegen, zumal wenn sie eine so willkommene Lösung verheißen, wie Calvins Fassung des Abendmahlsdogmas, mußte reizen, um so mehr, als Calvin und Genossen die Stärkung des Luthertums, welche ihm das Fegfeuer der schweren Interimszeit gebracht hatte, gänzlich übersahen. Jene alten Freunde der Züricher waren jetzt in Süddeutschland beseitigt. In Ulm, in Straßburg und in den kleinen Reichsstädten waren stramme Lutheraner, wie Rabus und Marbach, an die Spitze getreten. Einst hatte in Württemberg Schnepf mit Blarer friedlich zusammengewirkt. In der Interimszeit hatte Brenz gastliche Aufnahme in Basel gefunden und mit Calvin freundlich korrespondiert, aber er war keineswegs gesinnt, von seiner theologischen Ueberzeugung etwas zu opfern. Die Confessio Wirtembergica hatte sich klar und deutlich zu Luthers Abendmahlslehre bekannt. Man gieng auch jetzt, als Brenz an der Spitze der württembergischen Kirche stand, gegen alle und jede zwinglische und calvinische Regung vor. Wie Brenz die von Caspar Lyser, dem Vater Polykarps und dem Schwager Jak. Andreäs, empfohlene Uebertragung calvinischer Gemeindeverfassung und Kirchenzucht auf Württemberg streng abwies, so wurde auch der Anhänger der calvinischen Abendmahlslehre Bartholomäus Hagen auf der Stuttgarter Synode am 19. Dezember 1559 zum Widerruf genötigt und andere mit

Entlassung bedroht. 1562 klagte Pfarrer Kumpf von Gerstetten Blarer unter Thränen, man müsse jetzt in Württemberg Zwingli, Oekolampad, Bullinger und Calvin auf der Kanzel mit Namen verdammen (Württb. Kirchengeschichte, Stuttgart und Calw 1893, S. 393. Blätter für württemb. Kirchengeschichte 1899, 191 ff.).

Aber auch der starke Widerhall, welchen Westphals Farrago auf deutschem Boden hervorrief, beweist ganz klar, wie völlig Calvin und seine Freunde sich über die Lage der Dinge in Deutschland täuschten, die Kraft des Luthertums unterschätzten und dagegen Melanchthons Einfluß auf die Geister überschätzten, während sich Bullinger über letzteren Punkt ganz klar war.

Ganz besonders dankenswert ist es, daß Kruske darauf aufmerksam macht, daß Westphal in seiner Farrago sich aller persönlichen Invectiven enthielt, so scharf er über die Lehre seiner Gegner urteilte, und erst in seinen späteren Schriften sich zu Schmähungen hinreißen ließ, nachdem ihn seine Gegner mit solchen überhäuft hatten. Aber Kruske übertreibt, wenn er S. 5 sagt: »Es gibt kein Schimpfwort, das Calvin nicht auf Westphal anwendet, keine Gemeinheit, deren er ihn nicht beschuldigt«. Allerdings darf Kruske mit Recht sagen: Die Briefe der Calvinisten aus der Zeit von 1554 enthalten eine Blütenlese von Schimpfereien, die man bei frommen und gebildeten Männern nicht erwarten sollte. Vgl. S. 195 Anm. 1, 199 Anm. 1. Man wird bei den Sacramentsstreitigkeiten wie bei der schmerzlichen Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden großen Richtungen des Gesamtprotestantismus künftig die Schuld nicht mehr bloß in der ferocia der Lutheraner suchen müssen. Es ist jetzt anerkannt, daß an der Verbitterung des Streites 1525 ff die Heftigkeit Luthers nicht allein die Schuld trug, sondern auch der verletzende, überlegene und sarkastische Ton Zwinglis und Oekolampads. Man denke nur, wie sie die schwäbischen Syngrammatisten beurteilten und was für eine Behandlung Jak. Strauß widerfuhr. Ebenso muß man im zweiten Teil des Sacramentsstreites und der daran sich anknüpfenden Entfremdung der Geister einen guten Teil der Bitterkeit Calvin und seinen Freunden auf die Rechnung setzen. Man vergleiche dazu auch die hämischen Aeußerungen Bezas über die Schwaben, denen er sich 1561 in Poissy freundlich genähert hatte, und seine Kälte gegenüber dem tragischen Ende des wackern Tübinger Kanzlers Beurlin und das ganze Verhalten der Pfälzer Calvinisten während der Reise nach Paris und während des Aufenthaltes daselbst. Vgl. meine Abhandlung »Die französische Reise der württembergischen Theologen 1561« in den württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte N. F. 8, 351 ff. So schmerzlich es

ist, es fordert die historische Gerechtigkeit das Bekenntnis des »peccatur intra et extra«. Nahezu unbegreiflich ist es, wie der alte Göttinger Planck ohne eine Spur des Beweises in seinem Zorn Westphal beschuldigen konnte, er habe sich unlauterer Mittel bedient, um sich Anhänger zu verschaffen. Ganz mit Recht hat Kruske Westphal gegen diese Anklage in Schutz genommen.

Dagegen ist Kruske Calvin und seinen Freunden nicht ganz gerecht geworden. Er wendet sich gegen den doppelsinnigen Satz (S. 11), daß Calvin Luther näher stehe als Zwingli, wobei Zwingli wohl in Kruskes Sinn als *Dativ* zu fassen ist. Weiter sieht er im Consensus Tigurinus nur das Werk Calvins, die Lehre dieses Bekenntnisses sei rein calvinisch. Diese Auffassung der Dinge ist einseitig. Vergewärtigen wir uns, daß Zwingli über die *significative* Bedeutung der Einsetzungsworte und den *mnemonischen* Sinn der Abendmahlsfeier nicht hinausgekommen war (Stähelin, Zwingli 2, 320). Man mußte im eigenen Lager erkennen, daß dieser Standpunkt unhaltbar war, und mußte von Freunden hören, daß die Zwinglische Abendmahlslehre für die Ausbreitung des Protestantismus ein nicht zu unterschätzendes Hindernis bildete. Vgl. den Brief von Mart. Cleß an Butzer vom 15. Mai 1533 (Württb. Kirchengeschichte S. 322). Man fühlte, mit der Auffassung des Abendmahls als Zeichen war seine Bedeutung als eigenartige Stiftung nicht zu verstehen. Die Entwicklung der Dinge drängte darauf hin, für das Abendmahl die Bedeutung realer Gemeinschaft mit Christo zu gewinnen und damit Luther näher zu kommen. Das war es, wonach Calvin rang. Aber auch Bullinger geht über Zwingli hinaus, indem er schon in seinen ersten Aeußerungen über das Abendmahl auch dessen objektive Seite betont, nämlich das Werk Christi in den Gläubigen. Vgl. Egli, Bullinger, Theol. Realencyclopädie 3, 543. Kruske hätte den Worten Eglis mehr Beachtung schenken dürfen, der sagt: Der Kenner findet unschwer schon in diesen Aeußerungen Bullingers über das Abendmahl die sich wesentlich gleich bleibende Ueberzeugung desselben bis zum Consensus Tigurinus; nur Unkenntnis kann den Satz aussprechen, im Consensus Tigurinus habe die deutsche Schweiz Calvins Abendmahlslehre angenommen. Das gleiche Bedürfnis hatte Bullinger wie Calvin über Zwingli hinausgeführt.

Die Frage, ob Calvin Luther näher gestanden habe als Zwingli, ist nicht ganz glücklich gestellt, er stand zwischen Luther und Zwingli. Luthers Urteil über Calvins Abendmahlslehre ist ein anderes, ein milderer als über die Zwinglis. Allerdings darf hier nicht die von Alesius und Hardenberg berichtete Aeußerung Luthers gegenüber

von Melanchthon herangezogen werden, denn hier waltet ein Mißverständnis ob. (Haußleiter, Die geschichtliche Grundlage der letzten Unterredung Luthers und Melanchthons über den Abendmahlsstreit. Neue kirchliche Zeitschrift 9, 831. 10, 455 ff.). Aber es läßt sich gar nicht leugnen, daß Luther sich über Calvin trotz des Dissensus in der Abendmahlslehre freundlich aussprach. Köstlin wird recht haben, daß Luther bei der Aeüßerung in dem Brief an Butzer am 14. Okt. 1539 an die damals erschienene Ausgabe der Institutio dachte, die in ihrer Uranlage dem Lutherischen Katechismus folgte. Vgl. auch Kolde, Mart. Luther 2, 546.

Luther konnte Calvins Lehre vom geistlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi unmöglich befriedigen, aber er war sich doch darüber klar, daß Calvins Lehre weit von Zwingli abrückte und eine Annäherung an ihn suchte. Kruske sagt S. 202 bei Beurteilung der Polemik Westphals und Albers gegen Calvin: »Es gereichte der evangelischen Kirche nicht zum Vorteil, daß sie nicht wenigstens den Versuch machte, die Motive, welche Calvin leiteten, zu verstehen und mit ihm unter Wahrung ihres Standpunktes Hand in Hand zu gehen«. Es wird auch ferner für den Gesamtprotestantismus von Wert sein, wenn man im lutherischen Lager Calvin und im calvinischen Lager Luther gerecht wird.

Um aber a Lascos Stellung im Abendmahlsstreit richtig zu beurteilen, wird man nicht vergessen dürfen, daß er wirklich der Meinung war, er stehe mit seiner Abendmahlslehre auf dem Standpunkt der Augustana, und daß er sich des Gegensatzes zwischen beiden nicht bewußt war, denn es fehlte dem Polen nicht nur der geschichtliche Sinn, sondern auch die Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse. Das merkt man bei seinen Aeüßerungen über den Tag von Marburg, meint er doch, dort sei Zwinglis Lehre einstimmig gutgeheißen worden. Er weiß nichts von einem Unterschied zwischen Zwinglis und Calvins Lehre. Den eigentlichen Sinn der Augustana versteht er nicht. Daß der spätere Melanchthon anders dachte, als der von 1530, ahnt er nicht. Es ist ihm völlig unbekannt, daß Zwingli und die vier oberdeutschen Städte je ein eigenes Bekenntnis nach Augsburg schickten. Sein Rechtsgefühl und sein politisches Verständnis ist zu wenig entwickelt, als daß er begreifen könnte, daß die Augustana nicht eine Privatarbeit des Magister Philipp war, die er beliebig abändern und auslegen konnte, sondern ein Bekenntnis deutscher Fürsten und Städte, dem nur in dem Wortlaut und in dem Sinn, in dem es zu Augsburg verlesen wurde, öffentliche Rechtsgiltigkeit zukam. Nur so konnte es die Grundlage für die Anerkennung der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche bilden.

Diesem Mangel an historischer Unbefangenheit und an unbeugsamem Rechtssinn entspricht es, wenn a Lasco große Anstrengungen macht, um mit seiner Gemeinde als Zugehöriger der Kirche augsburgischer Konfession anerkannt zu werden, wenn er zu diesem Zweck die gewaltsamsten Kunstgriffe, welche die Exegese kennt, anwendet, um den Beweis für die Rechtmäßigkeit jenes Anspruchs zu liefern und sich dabei noch mit der Apologie abzufinden.

Die Niederlage, die er sich mit diesem Versuch in Stuttgart holte, ist keine unverdiente. Es ist begreiflich, daß Brenz und die Schwaben ihn kurz abfertigten, und a Lasco verstimmt von dannen zog. Wenn er aber seinem Aerger nach seiner Rückkehr nach Polen damit Luft gemacht hätte, daß er Filipowski erzählte, was dieser nach einer alten von Kruske benutzten Quelle auf einer Versammlung zu Chrescevice berichtete, Brenz sei geizig, kaufe Dörfer zusammen und willige aus Geiz in alles, was die Herren verlangten, so mußte diese Erzählung ein sehr bedenkliches Licht auf a Lasco, nicht auf Brenz werfen. Denn was Brenz von Herzog Christoph als Lehen erwarb, war ein recht bescheidener Besitz im abgelegensten Teil des Schwarzwaldes. Liebedienerei nach oben, vollends aus Geiz, lag einem Manne wie Brenz völlig fern. Vgl. die sprechenden Beweise bei Hartmann-Jäger, Brenz 2, 512.

Ebenso wird es der Verstimmung a Lascos zuzuschreiben sein, wenn er Filipowski sagte, Brenz sei mit bäurischen Scheltworten erzürnt aus dem Gespräch weggegangen, weil er den Polen nicht habe widerlegen können. Man hört hier den Ehrgeiz, der von der eigenen Weisheit und deren sieghafter Kraft erfüllt ist, heraus. Bäurische Scheltworte und ohnmächtiger Zorn passen keineswegs zu Brenz, dessen Geistesart wir genau kennen. Aber um die Haltlosigkeit der Prätensionen a Lascos und die Nutzlosigkeit längerer Verhandlung zu erkennen, hatte für Brenz und die anderen Teilnehmer am Gespräch der eine Tag des 22. Mai genügt. Man hat die Absicht des Polen gründlich durchschaut, Brenz kennzeichnet sie mit den Worten: *Intelleximus cum hoc agere non, ut veram sententiam de verbis coenae inquirat et cognoscat, sed ut imperitis persuadeat, se et suam ecclesiam non pugnare cum Augustana confessione*. Diese Absicht erschien Brenz unreell, er nannte sie *impostura*, die ihm bei einem betagten Mann wie a Lasco ganz besonders widerlich war. Vgl. Anecdota Brentiana, ed. Pressel S. 431 ¹⁾.

A Lasco klagte bei der Rückkehr nach Frankfurt über den raschen Abschluß des Gesprächs, aber mit Recht konnte Brenz sagen,

1) Diese Quelle hat Kruske übersehen.

das Verlangen nach Fortsetzung des Gesprächs wäre darauf hinausgekommen, *ut tantisper colloqueremur, donec sententiam eius approbaremus*. A. a. O. S. 432.

Die kirchenpolitische Lage mag es erklären, daß a Lasco und Genossen mit aller Macht den Nachweis zu führen bestrebt waren, daß sie auf dem Boden der Augustana stehen, aber es befremdet doch, daß hier die sonst stets betonte Selbständigkeit der zwinglich-calvinischen Richtung aus Politik einer gefährlichen Union geopfert werden wollte, während das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Freudigkeit des Martyriums und der Reichtum an Märtyrern stets der Ruhm dieser Richtung war. A Lasco glaubte allerdings nicht an die Gefahr, denn er war von der Sieghaftigkeit und der Absorptionskraft seiner Richtung völlig überzeugt, aber er dachte nicht daran, daß in der zweiten Generation unter Umständen die Augustana wieder in ihrem eigentlichen Sinn als Rechtsnorm gebraucht werden und das scheinbar zurückgedrängte Luthertum wieder die Oberhand gewinnen könnte. Das hieng mit seinem Mangel an geschichtlichem Sinn zusammen, a Lasco unterschätzte das Luthertum und behandelte es als *quantité negligeeable*. Er hatte Luther nie selbst kennen gelernt; was er von ihm wußte, war nur secundären Quellen entnommen. Nirgends verrät er genaue Kenntnis von Luthers deutschen Schriften. Deshalb schrieb er auch Luther eine Abendmahlslehre zu, welche nie die seine war. In Luthers Anhängern aber sah er nur *Epicuraci, improbi, importuni, mali*. Es ist ein Verdienst Kruskes, daß er diesen Mangel an a Lasco klar nachgewiesen hat. Der Mangel an nüchterner, klarer Beurteilung der Sachlage zeigt sich bei a Lasco auch in seinem unablässigen Eifer, Colloquien herbeizuführen, so in Dänemark, so in Deutschland und Polen. Die Bedenken, die ihm die Freunde vorhielten, beachtete er nicht, denn er war von der Stärke seiner Position und der Schwäche der gegnerischen so völlig überzeugt, daß die Gegner den eigentlichen Zweck seiner beabsichtigten Colloquien nur zu bald herausfühlten. Das beweist neben der von Kruske S. 92 Anm. 1 angeführten Aeußerung Wigands das mit ihm überraschend zusammenstimmende Urteil von Brenz über a Lasco und seine Freunde in Frankfurt: *video illos peregrinos hoc quaerere, ut pertubatis nostris ecclesiis dogma suum de coena domini et inusitatos ritus suae ecclesiae orbi obtrudant ac novam hypocrisin instituant*. Anecdota Brent. 432.

Gegenüber all diesen unruhigen Machenschaften ist die ruhige, nüchterne und durchsichtige Haltung Bullingers wahrhaft wohlthuend. All dies Werben und Mitteln ist ihm zuwider, er sieht voraus, daß die Unionsmacherei a Lascos den Riß nur noch ärger machen werde,

und nicht nur der Ausgang des Stuttgarter Gesprächs, sondern noch mehr das große Maulbronner Gespräch zwischen den Schwaben und Pfälzern bestätigten die Annahme Bullingers. Man sieht aber auch, daß Bullinger wie Brenz das Markten um die Augustana nicht reell fand. Der Nachweis darüber bei Kruske S. 113 ff. ist sehr verdienstlich. Man muß den Mann hochachten, der den Mut hatte, die ruhige, selbständige Entwicklung der reformierten Richtung neben der lutherischen als den rechten Weg festzuhalten.

Kruske ist a Lascos reformatorischer Thätigkeit von Ostfriesland bis nach Polen nachgegangen. Was wir freilich über die Reformation in Ostfriesland wissen, ist nicht befriedigend, da Kruske keine archivalischen Quellen benutzen konnte, sondern nur die vom Streit der Parteien hervorgerufene und beeinflusste Literatur vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an. Eine Publikation aus dem Archiv zu Aurich, wie die drei Bände über die Reformation in Preußen von Tschackert, wäre sehr erwünscht. Kruske hat auch die freilich kurze Thätigkeit von Jak. Propst, den Luther nach Ostfriesland sandte, übersehen. Die Anmerkung 2 S. 25 ist ungenügend und enthält eine starke Verwirrung in den Quellenangaben. Es ist zu lesen Enders IV, 40, ferner de Wette 2, 361.

Unbestreitbar ist Kruske der Nachweis der ursprünglich lutherischen Reformation in Ostfriesland und der Rechtsgiltigkeit der Lüneburger Kirchenordnung gelungen. Ob man aber a Lasco einer *reservatio mentalis* verdächtigen darf, wenn er einen Kirchendienst annahm in einem Land, wo diese Kirchenordnung nach dem Buchstaben zu Recht bestand, ist doch recht zweifelhaft. Wir wissen nicht, wie weit mit dem Buchstaben Ernst gemacht wurde, wie weit die Kirchendiener wirklich auf die Lüneburger Kirchenordnung oder auf die 20 Artikel des Grafen Enno verpflichtet wurden. Es fehlte auch an der Kirchenbehörde, die eine solche Verpflichtung vorgenommen hätte. Man müßte erst aus den Akten der ostfriesischen Regierung erheben, ob a Lasco ein Revers abverlangt wurde, oder ob man ihm, dem polnischen Baron, eine Verpflichtung erließ. Auch für seine ganze Wirksamkeit in Ostfriesland wird man berücksichtigen müssen, daß der Boden, auf dem die evangelische Kirche bis dahin gebaut war, noch recht flüchtig war.

Sehr zu wünschen wäre, daß die Wirksamkeit der von Lüneburg erbetenen Reformatoren Ondermark und Ginderich samt der von ihnen aufgestellten Kirchenordnung aus den originalen Quellen ans Licht gestellt würde.

Die Abweisung a Lascos und seiner Pilgergemeinde aus Dänemark unter Versagung eines Winterquartiers bleibt unter allen Um-

ständen für das protestantische Gefühl schmerzlich. Aber Kruske hat Recht, wenn er auch a Lasco und seinen Freunden einen Teil der Schuld zumißt. Denn a Lasco in dem Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit seiner Glaubensprincipien und der Minderwertigkeit der lutherischen Reformation forderte ein Colloquium, das doch nur dann einen Sinn haben konnte, wenn er beabsichtigte, Propaganda zu machen.

Kruske wies auch auf die Erfahrungen der Lutheraner in Ostfriesland hin, wie auf das Auftreten der Fremdlingsgemeinde in Frankfurt, die darnach trachtete, aus Geduldeten Herrschende zu werden. Es wäre wirkungsvoll gewesen, die Praxis der Genfer als Parallele heranzuziehen. Man duldete dort auch keine anders gerichteten Evangelischen, die ihrer abweichenden Ueberzeugung Ausdruck gaben. Vgl. Theol. Realencyclopädie 3, 681.

Köhlers Habilitationsschrift über Ketzerproceß und Reformation hatte der Verfasser nicht mehr benutzen können.

Als einen wertvollen Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Reformation in Polen darf man das vierte Kapitel »a Lasco in Polen« betrachten, in welchem Kruske die Begründung seiner Dokorthese gibt, daß die Wirksamkeit a Lascos in Polen die Befestigung und Verbreitung der Reformation wenig gefördert habe. Zu bedauern ist in diesem Abschnitt, daß Kruske für die Belegstellen aus polnischen Quellen nicht eine Uebersetzung gibt. Die Leser, welche die genügende Kenntnis der polnischen Sprache besitzen und dabei eine deutsche Schrift über den Sacramentsstreit zu würdigen verstehen, dürften leicht zu zählen sein.

Kruske zeichnet scharf die drei evangelischen Kreise der Lutheraner, der böhmischen Brüder und der Klempolener, bei denen alles erst im Werden war, die auch noch nicht mit den Schweizern in Verbindung getreten waren, sondern mit den böhmischen Brüdern sich zu Kozminek vertragen hatten. In diese Kreise trat a Lasco. Man wird Kruske zugestehen müssen, daß a Lasco nicht der Mann war, welchen die Lage der Dinge forderte. Es fehlte ihm die Ruhe und Nüchternheit. Für andere Richtungen hatte er nicht das rechte Verständnis und das billige Urteil. Noch mehr fehlte ihm die Treue, die an den eingegangenen Verpflichtungen festhält. Kaum in Polen wieder warm geworden, begann er mit der Kritik der Brüderekonfession und sprengte die Kozmineker Union. Ganz Polen sollte für die confessio Helvetica gewonnen werden. Damit wurden Schwierigkeiten geschaffen, die auch der Tag von Sendomir nicht mehr beiseitigen konnte.

Allerdings ist die Uneinigkeit der polnischen Protestanten, für

die a Lasco bis auf einen gewissen Grad verantwortlich ist, nicht die einzige und die vorzüglichste Ursache des Verfalls des Protestantismus in Polen. Auch die Rechtsverletzungen und Bedrückungen, der Ausschluß von dem Staatsdienst und die Maulwurfsarbeit der Jesuiten machen den jähen Verfall nicht ganz verständlich. Mit Recht sucht Kruske den eigentlichen Grund in dem Mangel einer vorausgegangenen religiösen Bewegung, wie sie durch Deutschland gegangen war. In Polen war der einzige Vorläufer der Reformation der Humanismus, der in den Kreisen der Szlachta Boden gefunden hatte, die sich dem Protestantismus zuwandte, aber keine rein religiöse Bewegung wollte, wie sie Luther vertrat.

In der Besprechung von Daltons Lasciana in der DLZ. habe ich darauf hingewiesen, daß die von Dalton veröffentlichten Synodalprotokolle für die junge evangelische Kirche in Polen dieselbe Gefahr ergeben, welche die Eigenkirchen der mittelalterlichen Kirche bereiteten, wie U. Stutz gezeigt hat. Die evangelische Kirche drohte, zum Werkzeug des Adels herabzusinken, der sie sofort im Stich ließ, als die katholische Kirche mit Hilfe der Jesuiten sich wieder bei ihm rehabilitierte. Der polnischen evangelischen Kirche war nur zu helfen, wenn sie im Volk festen Fuß faßte und den Bürger und Bauer gewann. Das war schwieriger als in Deutschland, wo die Flugschriften in die untersten Volksklassen drangen und das Volk geistig so weit gehoben war, um der neuen Predigt folgen und die evangelischen Lieder singen zu können. Dazu war das polnische Volk noch nicht gereift. Es brauchte erst einer längeren, geduldigen, tiefgründigen Arbeit. Zur Arbeit unter dem gewöhnlichen Volk aber war der Szlachzize a Lasco nicht geeignet. Dazu brauchte man jene stillen, einfachen, aus dem Volke hervorgegangenen, anspruchslosen, zähen und mutigen Männer, wie sie die böhmische Brüdergemeinde besaß, und jene Volkstümlichkeit, die in Oesterreich mit Hilfe von Lutheranern Bauern gewann und sie zur zähesten und fast unbegrenzten Opferwilligkeit begeisterte. Lösche hat jüngst in seiner Geschichte des Protestantismus in Oesterreich aufs neue gezeigt, welchen Glaubensmut der lutherische Bauer bewies, wie er unter dem schwersten Druck aushielt und sich Bibel, Postille und Gesangbuch erhielt, bis er nach dem Toleranzpatent sich wieder zum Glauben seiner Väter bekennen durfte. Aber a Lasco hatte die böhmischen Brüder zurückgestoßen und ihre Verbindung mit Klempoln gestört, die Lutheraner aber konnte er unmöglich gewinnen, da er für ihre Art kein Verständnis hatte und die Streitschriften Westphals und Albers in Polen nicht unbekannt blieben.

Man mag es fast bedauern, daß man sich mit einer so wenig

anziehenden Erscheinung wie dem zweiten Abendmahlsstreit beschäftigen muß, aber zu dessen gerechten Würdigung hat Kruske einen wertvollen Beitrag gegeben.

Nabern.

G. Bossert.

Heck, Ph., Beiträge zur Geschichte der Stände im Mittelalter. I. Die Gemeinfreien der karolingischen Volksrechte. Halle, Niemeyer, 1900. 8°. XVI u. 449 Seiten ¹⁾.

Das vorliegende umfangreiche Buch ist dem Beweis einer These gewidmet, die der Verf. schon früher in seiner 1894 erschienenen *Altfriesischen Gerichtsverfassung* aufgestellt hatte. Im Gegensatz zu Richthofen, dem man bisher in der Beurteilung friesischer Verhältnisse fast blindlings gefolgt war, hatte Heck nachgewiesen, daß die *ethelinge* der späteren friesischen Quellen nicht, wie man bisher geglaubt hatte, einen alten Geschlechtsadel, sondern einfach die vollberechtigten Gemeinfreien, später die vollberechtigten freien Grundbesitzer darstellten, während die bisher als die Gemeinfreien angesehenen *frilinge* Minderfreie, vor allem Freigelassene und ihre Nachkommen waren. Da nun aber unbezweifelt war, daß die *ethelinge* und *frilinge* der späteren Zeit den *nobiles* und *liberi* der *Lex Frisionum* entsprachen, so lag es nahe, die Standesverhältnisse auch dieser Quelle zu untersuchen; auch für sie gelangte Heck zu demselben Ergebnis. War aber einmal die Untersuchung bis zu dieser der Karolingerzeit entstammenden Volksrechte vorgeschritten, dann war ein Eingehen auf die übrigen karolingischen Volksrechte, die *Lex Saxonum*, *Anglorum* et *Werinorum*, *Francorum-Chamavorum* unvermeidlich; erscheinen doch in ihnen Stände, die denen des friesischen Gesetzes völlig entsprechen und teilweise denselben Namen wie diese tragen. Thatsächlich kam auch für diese Volksrechte Heck zu dem Resultat, daß die Stände derselben, die man bisher sei es als alten Volksadel sei es als fränkischen Dienstadel angesehen hatte, die *nobiles*, *adulingi*, *homines Franci* nichts anderes als die Gemeinfreien seien, während die *liberi* oder *ingenui* dieser Rechte einen minderfreien Stand, den der Freigelassenen, repräsentieren. Die Begrün-

1) Die folgende Besprechung hatte ich übernommen und im ersten Entwurf zum Teil fertig gestellt, als der Verf. durch seine Berufung nach Tübingen mein Kollege innerhalb derselben Fakultät wurde. So erklärt sich meine Abweichung von dem sonst üblichem Brauche, nicht die aus der eigenen Fakultät hervorgegangenen Werke zu rezensieren.

dung, die Heck seinen Thesen beigegeben hatte, war für das friesische Recht sehr ausführlich (S. 223—298), während sie für die übrigen drei Rechte ziemlich knapp gehalten war (S. 298—308), wie man das in einer speziell friesisches Recht behandelnden Untersuchung nicht anders erwarten konnte.

Hecks Ansicht fand zunächst bei einem Forscher ungeteilte Zustimmung, bei Wittich, der sie für seine sog. grundherrliche Theorie verwertete (s. u. S. 106), dagegen stieß sie auf entschiedenen Widerspruch bei den Hauptvertretern der herrschenden Lehre, bei Brunner und Schröder. Letzterer hat allerdings in der dritten Auflage seines Lehrbuchs der deutschen Rechtsgeschichte S. 433, 445 Hecks Ergebnisse für die spätere friesische Zeit im wesentlichen acceptiert, sie aber um so entschiedener S. 214 Anm. 1 für die fränkische Zeit ohne nähere Begründung abgelehnt. Brunner dagegen ist in einem besonderen, in der Savigny-Zeitschrift, Germ. Abt. XIX S. 76 ff. erschienenen Aufsatz »Nobiles und Gemeinfreie der karolingischen Volksrechte« der Heckschen Ansicht energisch zu Leibe gegangen. Schon bei dem Erscheinen des Brunnerschen Aufsatzes hatte ich den Eindruck, daß damit noch lange nicht das letzte Wort in der Sache gesprochen sei¹⁾. Mußte es schon bedenklich erscheinen, daß Brunner ohne weiteres Heck mit Wittich, dem Vertreter der grundherrlichen Theorie, zusammenwarf, so war es entschieden nicht zu billigen, daß Brunner eins der wichtigsten Argumente Hecks, nämlich die späteren ständischen Verhältnisse der Friesen, ohne jeden Grund von seiner Untersuchung ausschloß. Vor allem aber gründen sich Brunners Behauptungen vielfach auf Voraussetzungen, die zwar heute — und zwar zum Teil gerade infolge des Einflusses von Brunners deutscher Rechtsgeschichte — als herrschende Lehre anzusehen sind, aber keineswegs als völlig sichere Ergebnisse der Forschung gelten können, sondern auf recht schwachen Füßen stehen.

Es war zu erwarten, daß Heck antworten würde, und diese Antwort ist nunmehr in dem vorliegenden Buche über die karolingischen Gemeinfreien erschienen. Sie ist reichlicher und umfangreicher ausgefallen, als sie wohl ursprünglich geplant war. Aber wer wie Heck den Kampf mit einer geradezu als Axiom hingenommenen, fest eingewurzelten herrschenden Ansicht aufgenommen hat, merkt bald, wie eng diese Ansicht mit anderen Ansichten verwachsen, wie in dem wohlgefügtten Gebäude, an dem Jahrzehnte gearbeitet haben, alles in

1) Ich habe dieser Anschauung schon in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur 1900 I S. 215 Ausdruck gegeben.

einander eingreift und übergreift. Jede Untersuchung wie die Hecks bedeutet ein Aufräumen nicht mit einer, sondern mit einem ganzen Komplex von Vorstellungen, eine Arbeit ebenso schwer als dankenswert. Denn selbst wenn ihr ein direkter Erfolg nicht beschieden ist, nötigt sie regelmäßig die herrschende Lehre, den eigenen Standpunkt eingehend zu prüfen und besser zu begründen. Im vorliegenden Falle hat Heck thatsächlich mehr erreicht und die bis jetzt geltende Theorie völlig erschüttert. Vielleicht hätte seine Darstellung an manchen Stellen knapper sein, hätten manche Exkurse wegleiben können, vielleicht wäre es für den äußeren Erfolg des Buches besser gewesen, wenn Heck hie und da unterlassen hätte, neben den durchschlagenden Argumenten weniger beweiskräftige zur Unterstützung heranzuziehen; in der Hauptsache ist ihm m. E. der Beweis der Richtigkeit seiner These völlig gelungen. In der folgenden Besprechung darf ich wohl, vom Rechte des Kritikers Gebrauch machend, weniger Wichtiges übergehen, um dafür mit desto größerem Nachdrucke bei den entscheidenden Beweisen zu verweilen.

Nach einigen einleitenden Ausführungen über Gegenstand und Begrenzung des Problems, auf die wir zum Teil in einem anderen Zusammenhang zu sprechen kommen werden, untersucht Heck zunächst die sprachlichen Anhaltspunkte. In Betracht kommen die Etymologie der deutschen Ausdrücke und der Sprachgebrauch der fränkischen und nachfränkischen Zeit. Mit der Etymologie ist nicht viel anzufangen. Mag man das Wort *etheling*, *adaling* von *adal* »Abkunft, Geschlecht« oder von *uodal* (fries. *ethel*) »Erbgut« ableiten¹⁾, mag man also im Edeling den Mann von Abkunft, den »gesippten« Mann oder den Erbgutsmann sehen, beide Deutungen sind sowohl für den Adel wie für den vollberechtigten Gemeinfreien möglich. Was aber den *friling* betrifft, so kann die Endsilbe *ling* zwar eine Herabminderung bedeuten, aber notwendig ist diese Bedeutung nicht (S. 46), so daß also auch hier der Wortsinn neutral ist und sowohl eine Deutung auf den Vollfreien wie auf den Minderfreien, den Freigelassenen zuläßt.

Um so entscheidender und wichtiger ist der Sprachgebrauch der Urkunden und erzählenden Quellen, um den sich merkwürdigerweise die herrschende Lehre wenig gekümmert hat, obwohl er doch korrekter Weise den Ausgangspunkt für eine derartige Untersuchung hätte bilden müssen.

1) Heck ist in seiner Darstellung S. 38 f. von der ersten Anschauung, der herrschenden, ausgegangen, neigt aber neuerdings (vgl. Einleitung S. XIV) mehr der letztgenannten Ableitung zu.

Sämtliche vier hier in betracht kommende Volksrechte kennen neben den Liten¹⁾ und Unfreien zwei freie Stände; der höhere heißt, abgesehen von der Lex Chamavorum, die ihn als *homines Franci* bezeichnet, *nobiles*. Daß dieses Wort aber nichts anderes als die lateinische Uebersetzung des deutschen Wortes *edeling* ist, beweist die Lex Angl.-Werin., die, mit Ausnahme einer Stelle, dafür *adal-lingus* setzt, beweist für Sachsen Nithard und die Vita Lebuini²⁾, die beide als obersten Stand der Sachsen die *edhilingi*, die lateinisch *nobiles* heißen, kennen, beweist für Friesland der spätere Sprachgebrauch. Der niedere freie Stand führt den Namen *liberi* (Lex Sax. Fris. Angl.-Werin.) oder *ingenui* (Lex Franc.-Chamav.). Daß wenigstens in Sachsen und Friesland der entsprechende deutsche Ausdruck *friling* ist, zeigen die angeführten Stellen aus Nithard und der Vita Lebuini sowie die spätere friesische Standesbezeichnung. Es fragt sich: Sind die *nobiles* oder die *liberi* die Gemeinfreien? Sind demnach entweder die *liberi* Minderfreie, Freigelassene, oder die *nobiles* ein über den Gemeinfreien stehender Adel? Die herrschende Lehre vertritt diese zweite, Heck die erste Ansicht.

Untersuchen wir zunächst einmal die deutschen Bezeichnungen. Während das Wort *adal* und seine Composita in den verschiedensten Bedeutungen, aber nie als technische Standesbezeichnung, wiederholt bezeugt sind, findet sich *Adaling* als Standesbezeichnung erst wieder in den späteren friesischen Quellen, die die *ethelinge* zweifellos als Gemeinfreie und zwar als freie Grundeigentümer erwähnen, während nichts dafür spricht, daß das Wort in fränkischer Zeit zur Bezeichnung eines wirklichen Volksadels verwandt worden wäre. Was die Bedeutung von *friling* betrifft, so ist Heck, der zum ersten Male sämtliche Stellen, in denen es vorkommt, zusammenstellt (S. 47 ff.), zu dem völlig abschließenden Resultate gelangt, daß das Wort nie, was man bisher immer angenommen hat, für den Vollen, immer nur für Minderfreie, speziell für Freigelassene gebraucht wird. Das zeigen, wenn wir vorläufig einmal von den noch streitigen Stellen bei Nithard und in der Vita Lebuini absehen, nicht nur die friesischen Belegstellen, sondern auch der Codex des lübischen Rechtes von 1348, der die *triglinge* neben den Wenden als niedriger stehende Leute erwähnt; das ergibt die sächsische Weltchronik, die den *libertus* ihrer Vorlage mit *triling* übersetzt und vor allem die bezeichnende Glosse *libertinus* — *frigiline*,

1) Der *seruus libertate donatus* der Lex Angl.-Werin. ist sicher ein Lite, vgl. Heck S. 145 f. Ebenso, wie Heck mit zureichenden Gründen nachweist (S. 325 ff.), der von Regino von Furia erwähnte von *liber* verschiedene *libertus*.

2) Die Stellen sind bei Heck S. 47 f. abgedruckt.

der sich, worauf Heck mich aufmerksam gemacht hat, aus Dieffenbachs Wörterbuch S. 593 noch eine zweite Glosse *libertus—vrylink* zur Seite setzen läßt. Angesichts dieser Zeugnisse kann doch über den Sinn von *friling* kein Zweifel mehr obwalten; sollte es wirklich bei Nithard und in der Vita Lebuini etwas anderes bedeutet haben, so müßte dafür der Nachweis erst geführt werden.

Viel reicheres Material liefern die zeitgenössischen Quellen für die lateinischen Ausdrücke, insbesondere für *nobilis*; die Kapitularien, die Urkunden, die erzählenden Quellen sind voll von Belegstellen. Ueber die Bedeutung des Wortes besteht, wenn wir von den streitigen Volksrechten (die älteren Volksrechte kennen das Wort nicht) absehen, insofern kein Zweifel, als alle, die auf die Frage eingehen, Waitz, Schröder, Sohm¹⁾ einig darüber sind, daß *nobilis* in diesen Stellen regelmäßig nicht den Adeligen, sondern den Gemeinfreien bezeichnet; nur beschränkt Waitz, seiner allgemeinen Anschauung entsprechend, den Ausdruck auf den freien Grundbesitzer. In eingehender Untersuchung hat Heck S. 80—123 den Sprachgebrauch geprüft und gezeigt, daß fast überall und in sämtlichen Stellen, in denen das Wort im technischen Sinne gebraucht wird, es den Gemeinfreien, nie aber einen alten Volksadel im Sinne der herrschenden Lehre bedeutet²⁾. Wenn Brunner also neuerdings in seinem Aufsatz in der Sav.-Zschr. XIX S. 103 meint, daß das Wort *nobilis* auch ›nicht selten‹ oder gar nur ›gelegentlich‹ in den Urkunden und Profanquellen den Gemeinfreien bezeichnet, so heißt das einfach die Dinge auf den Kopf stellen. Nicht um einen ›gelegentlich‹ vorkommenden, sondern um ›den‹ Sprachgebrauch handelt es sich, dem gegenüber die herrschende Lehre auch nicht ein einziges Beispiel zu ihren Gunsten anzuführen vermag³⁾.

1) Vgl. Heck S. 78 f. Nur die seltsame Ansicht E. Mayers steht völlig isoliert da.

2) Daß vereinzelt unter *nobiles* die angeseheneren Bevölkerungsklassen überhaupt verstanden werden (vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte IV S. 329 Anm. 2), will wenig besagen; auch *liber* kommt in dieser Bedeutung vor (MG. Capitul. I S. 137 n. 50 c. 2). Irgend ein Stand im Rechtssinne ist nie in diesen Stellen gemeint.

3) Daß allerdings noch heute ein Kritiker (A. v. Wretschko in der Deutschen Literaturzeitung 1901 S. 3258) Hecks sorgsame Untersuchungen über den Sprachgebrauch allein damit abthut, daß er die erwähnte recht wenig glückliche Äußerung Brunners wiedergibt, sollte man nicht für möglich halten. Wer aber überhaupt die Rezension Wretschkos ansieht, findet, daß die von ihm gebrachten Gegenargumente fast nichts anderes als ein bloßes, teilweise wörtliches Exzerpt aus Brunners Entgegnung gegen die Ausführungen in Hecks

Die in karolingischer Zeit gleichbedeutenden¹⁾ Bezeichnungen *liber* und *ingenuus* finden wir unzählige Male in der Bedeutung »frei« im weitesten Sinne (Heck S. 62 ff.). Alle Freien, die *nobiles* sowohl wie die Freigelassenen, die Minderfreien, sind *liberi* oder *ingenui*; durch Freilassung wird man *liber* oder *ingenuus*, wie zahlreiche Quellenstellen bezeugen, andererseits aber wird der Bezeichnung *nobilis* häufig *liber* des volleren Ausdrucks halber hinzugefügt (vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte V S. 437). Eine engere Bedeutung können *liber* und *ingenuus* dadurch annehmen, daß sie im Gegensatz zu einem anderen Worte gebraucht werden. Dem *libertus* gegenübergestellt bedeutet *liber* den Gemeinfreien (vgl. Lex Baiuv.), dem *nobilis* gegenübergestellt den Minderfreien, vor allem den Freigelassenen. Besonders charakteristisch ist eine Stelle aus Thegans vita Hludovici c. 44 (MG. SS. II p. 599), die Heck übrigens entgangen zu sein scheint. Vom König heißt es, daß er Erzb. Ebo von Rheims, *qui erat ex originalium servorum stirpe*, freigelassen habe: *fecit te liberum, non nobilem, quod impossibile est. Nobilis* kann hier im Westfrankenreich, wo es keinen Volksadel gab, ebenso wie an anderen Stellen Thegans (vgl. Heck S. 202 Anm. 1) nur den gesippten Mann, den Vollfreien bedeuten; was *liber* an dieser Stelle besagt, ergibt sich daraus von selbst.

Was endlich den *homo Francus* der Lex Cham. betrifft, so bezeichnet das Wort *Francus*, wie Heck S. 71 ff. zeigt, in den verschiedensten Quellen, vor allem in einigen Stellen der Lex selbst, einfach den freien Franken. Wenn Brunner dem gegenüber den *homo Francus* der Lex als einen Adligen im Gegensatz zum *Francus* schlechthin ansieht, so steht dem nicht nur der Sprachgebrauch der übrigen Quellen, die *homo Francus* und *Francus* nie unterscheiden, entgegen, sondern auch eine Stelle der Lex Cham. selbst, in welcher der *homo Francus* schlechthin *Francus* heißt. Zudem ist schwer ersichtlich, wie das Wort *homo* zu einem so prägnanten Sinne hätte kommen können. Endlich ist aber den Franken, wie die Lex Salica und die Lex Ripuaria zeigen, ein alter Volksadel bekanntlich völlig fremd²⁾.

friesischer Gerichtsverfassung sind; daß Heck inzwischen grade in dem von Wretschko besprochenen Buche diese Einwände eingehend widerlegt und eine Fülle von neuen Beweisen gebracht hat, kümmert den Kritiker nicht. Mir ist selten eine solche Oberflächlichkeit in Verbindung mit einem so absprechenden und hochmütigen Tone entgegengetreten wie in dieser Besprechung.

1) Heck S. 63 nimmt an, daß in der Lex Salica und in dem älteren Teil der Lex Rip. das Wort *ingenuus* eine engere Bedeutung hat.

2) Gewöhnlich hat man sich geholfen, indem man den *homo Francus* für

Was lehrt uns der Sprachgebrauch der Quellen? Nun, daß Hecks Annahme, der *nobilis*, *adaling*, *homo Francus* der karolingischen Volksrechte sei der Gemeinfreie, der *liber*, *ingenuus*, *friling* sei der Minderfreie, Freigelassene, völlig im Einklang mit der immer und immer wieder bezeugten Ausdrucksweise der Urkunden, der Kapitularien, der erzählenden Quellen steht, ohne daß auch nur eine Schwierigkeit sich darböte. Dagegen muß die herrschende Lehre für die karolingischen Volksrechte einen von der gemeinen Redeweise völlig abweichenden besonderen juristischen Sprachgebrauch annehmen. Für die Ausbildung eines solchen fehlt es in der fränkischen Zeit an allen Voraussetzungen. Glaubt man wirklich, daß die Männer, die das heimische Recht in Latein gebracht haben, eine durch besondere Sprache von allen Urkundenschreibern, Chronisten, Kanzleibeamten verschiedene Kaste gewesen seien? Und warum fehlt dieser juristische Sprachgebrauch den Kapitularien? Das wird man jedenfalls verlangen müssen, daß der Nachweis dieses angeblichen besonderen Sprachgebrauches der Volksrechte mit wirklich durchschlagenden Beweismitteln, und nicht mit Vermutungen oder kleinen Anhaltspunkten geführt werde.

Was wissen wir denn aber überhaupt von einem alten Volksadel aus fränkischer und nachfränkischer Zeit? Sehen wir von den 5 Familien der *primi post Agilolvingas* im bayrischen Volksrecht ab, die wohl als ehemalige Fürstenfamilien zu deuten sind, so können wir uns dahin fassen: Allerdings kennen einige oberdeutsche Rechte, das alamannische, burgundische und langobardische, Abstufungen innerhalb der Freien, ferner geben Grundbesitz, Königsdienst, Kirchendienst, in der späteren Zeit wohl auch Reiterdienst im Heere eine gewisse bevorrechtete Sonderstellung, die für die Diener und Beamten des Königs und der Kirche zum Teil auch im Wergeld sich ausdrückt, aber von einem alten Volksadel im Sinne der herrschenden Lehre findet sich weder in Quellen der fränkischen noch der nachfränkischen Zeit die geringste Spur. Man half sich mit dem sehr bequemen Ausweg, diesen alten Adel unmittelbar nach seinem Auftauchen wieder verschwinden zu lassen, nur für Friesland glaubte man seine Fortdauer konstatieren zu können. Nachdem aber Heck nachgewiesen hat, daß die friesischen *ethelinge* Gemeinfreie sind, versagt auch diese Auskunft, und es ist nichts weiter als eine der Verlegenheit entsprungene kühne Vermutung, wenn Schröder in seiner Rechtsgeschichte S. 445 Anm. 63 annimmt, der alte friesische

einen Vasallen, Optimaten oder Antrustionen erklärte. Warum dann aber nicht auch den *adalingus* der Lex Angl.?

Adel sei im Laufe der Jahrhunderte einer demokratischen Bewegung zum Opfer gefallen, während der Name *ethelinge* von ihm auf die freien Vollbauern übergegangen sei¹⁾).

Aber die *nobiles* des Tacitus? Ja wenn wir nur wüßten, wie die rechtliche Stellung dieser *nobiles* war, ob sie überhaupt ein abgeschlossener Stand im Rechtssinne gewesen sind oder ob in der besonderen Hervorhebung der *nobiles* nicht bloß die Achtung hervortritt, die man, ohne eine feste Abgrenzung vorzunehmen, den von besonders verdienten Voreltern Stammenden zollte. Der Parallelismus zwischen *nobilitas* und *virtus* in der berühmten Tacitusstelle Germania c. 7, der Ausdruck *insignis nobilitas* in c. 13 sprechen entschieden für die letztere Annahme, wenn auch die herrschende Lehre infolge ihrer falschen Vorstellung über den Adel in den Volksrechten anderer Ansicht ist.

Aber was vermag denn eigentlich die herrschende Lehre allen diesen Argumenten gegenüber zu stellen? Außer den Wergeldgleichungen, auf die wir gleich zu sprechen kommen, so gut wie nichts! Die herrschende Auffassung der *nobiles* reicht in eine längst vergangene Periode deutscher Wissenschaft zurück, in eine Zeit, in der der Weisheit letzter Schluß war, den *nobilis* der Volksrechte mit *adelig* zu übersetzen und in ihm einen Adeligen im Sinne jener Zeit, den Angehörigen eines über den Freien stehenden bevorzugten Standes, zu verstehen. Daran hat man festgehalten bis in unsere Tage, ohne daß man sich um den Beweis dieses scheinbar selbstverständlichen Satzes große Sorgen macht. Auch Sohm und Waitz, die erkannten, was eigentlich sonst karolingische Quellen unter einem *nobilis* verstehen, haben irgend welche Konsequenzen für die Volksrechte nicht gezogen. Erst jetzt, wo das alte Gebäude einzustürzen droht, eilt man, es mit rasch herbeigeholten Gründen zu stützen.

Bisher begnügte man sich meist mit dem Hinweis auf die angebliche Uebereinstimmung der Wergelder der entsprechenden Stände in den verschiedenen Volksrechten. Auch jetzt scheint man das Hauptgewicht gerade auf diese Wergeldübereinstimmung zu legen. Diese Wertschätzung der Wergelder hat auch Heck zu einer näheren Prüfung der Wergeldgleichungen veranlaßt.

1) Den nordischen oder angelsächsischen Adel kann man natürlich schon deshalb nicht zum Vergleich heranziehen, weil er kein alter Volksadel, sondern späterer Dienstadel ist. Wretschko allerdings rügt, daß Heck nicht auf den mit sechsfachem Wergeld ausgezeichneten angelsächsischen Adel Rücksicht genommen hat, scheint also von den Untersuchungen Konrad Maurers über den *þegn* keine Ahnung zu haben.



Sollte diese aber wirklich zu gesicherten Resultaten führen, so war eine eingehende Untersuchung der Münzverhältnisse der fränkischen Zeit erforderlich, eine der mühsamsten und schwierigsten Arbeiten. Und so ist es erklärlich, daß, trotzdem Heck absolut nicht das Hauptgewicht auf seine aus den Wergeldern gezogenen Argumente legt, ein ganz gewaltiger Teil seiner Arbeit, fast 9 Bogen (S. 138 bis S. 279), auf diese Wergelduntersuchungen verwendet sind. So wertvolle Einzelheiten gerade diese Untersuchungen bringen, so sehr ich gerade die Erörterungen über das Münzwesen der karolingischen Zeit, mögen auch manche positive Sätze nicht haltbar sein, geradezu als eine Erlösung von einer ganz unmöglichen Theorie freudig begrüße, im Interesse der Hauptthese wäre es vielleicht geschickter gewesen, diese Teile etwas zu kürzen.

Thatsächlich ruht die Vergleichung der Wergelder auf einem ganz unsicheren Fundament, auf der nicht nur unbewiesenen, sondern sogar höchst unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß die Gemeinfreien der verschiedenen deutschen Stämme dasselbe oder nahezu dasselbe Wergeld gehabt haben müssen. Gewiß ist das gesamte Wergeld- und Bußensystem urgermanisch, vielleicht können wir auch, was mir allerdings schwer glaublich erscheint, annehmen, daß die Wergelder in einer Zeit, in der der Zusammenhang zwischen den einzelnen Völkerschaften ein noch engerer war, übereinstimmend in Naturalwerten fixiert worden sind. Aber eine Feststellung der Wergelder in Geld kann nicht vor der näheren Bekanntschaft mit den Römern, ja wohl kaum vor der Völkerwanderung erfolgt sein. Wie soll man sich aber vorstellen, daß alle diese politisch von einander unabhängigen, sich gegenseitig bekämpfenden Stämme zu einem einheitlichen Wergeld gekommen seien? Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Je nach dem heimischen Ansatz des Wergeldes in Naturalwerten und der Relation zwischen diesen und den römischen Münzen mußte der einzelne Stamm zu einem eigenen Ansatz gelangen. Thatsächlich stimmen die Wergelder der Alamannen, Burgunder und Longobarden nur dadurch zu dem Normalwergelde, daß man die unterste Wergeldstufe der Freien genommen hat. Das friesische Wergeld des *liber* ist nur dadurch in Einklang gebracht, daß man es, was keinesfalls das ursprüngliche sein kann, verdreifacht hat, und das sächsische Wergeld des *liber* von 240 kleinen = 160 großen Schillingen ist bloß durch eine Berechnung erschlossen worden, die man heute als falsch erkannt hat, deren Ergebnis man aber trotzdem festhält. Das für das fränkische Reich nicht ganz gleichgiltige westgotische Wergeld von 300 oder 500 solidi läßt man dabei ganz außer Betracht. Wenn endlich Lex Ribuar. 36 dem von

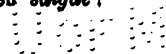


einem Ripuarier erschlagenen Burgunder, Alamannen und Bayern (spätere Zusätze nennen auch den Sachsen und Friesen) ein übereinstimmendes Wergeld von 160 sol. giebt, so handelt es sich dabei, wie ein Vergleich mit den Wergeldzahlen der Lex Burgundionum und auch mit den Zahlen der höheren Stände unter den Alamannen zeigt, nicht um Anwendung des heimischen Rechtes dieser Stämme, sondern um einen Satz des fränkischen Rechtes, der das Verhältnis der Ripuarier zu den benachbarten reichsangehörigen Stämmen regelt und den letzteren mit Rücksicht darauf, daß der *fredus* im Wergeld nicht einbegriffen ist, ein geringeres Wergeld als dem Franken giebt. Gewiß ist es möglich, daß bei den schon früh unter fränkische Herrschaft geratenen Thüringern, Alamannen und Bayern fränkische Einflüsse bei der Ansetzung der Wergelder mitgewirkt haben. Bei den Friesen und Sachsen, die erst zu einer Zeit, als sicher längst ihre Wergelder in Münzen fixiert waren, dem fränkischen Reich einverleibt worden sind, fehlt es an Anhaltspunkten, derartige Einflüsse auf die Höhe der Wergelder anzunehmen.

Deshalb glaube ich, ich kann mich über die Wergelder der Friesen und Sachsen kurz fassen (Heck S. 206—276), obgleich sie im einzelnen genug Interesse bieten und kein anderer Teil der Arbeit mir so viel Anregung zu eigenen Untersuchungen gegeben hat wie gerade dieser. Auch ich halte Hecks Untersuchungen über die sog. Munus-divinum-Münzen sowie über das friesische Münzwesen überhaupt (S. 209—223) für äußerst wertvolle Bereicherungen der Wissenschaft, auch ich möchte annehmen, daß die Verdreifachung der Bußen, die wir in der Lex Fris. treffen, nicht einer Umrechnung, sondern einem friesischen Sonderfrieden entspringt (S. 214—221), auch ich halte die Annahme eines sächsischen Sonderfriedens (vgl. S. 253ff) und die Erörterungen über das Bußensystem der Lex Saxonum in Anhang I (S. 356—373) für sehr beachtenswert. Aber für die Lösung des Hauptproblems scheint es mir von geringer Bedeutung zu sein, ob den 160 sol. in Lex Rib. 36 mehr das Wergeld des friesischen *liber* oder das des *nobilis* entspricht und wie das auffallend hoch scheinende Wergeld des sächsischen *nobilis* zu erklären ist ¹⁾.

Viel wichtiger ist der gelungene Nachweis, daß das spätere mittelfriesische Wergeld genau mit dem alten mittel-

1) Dabei kommt noch in Betracht, daß wir absolut nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür haben, in welchem Verhältnisse zur fränkischen Währung die 2 oder 3 Tremissen haltenden sächsischen *solidi* stehen. Sind es fränkische *solidi* oder Goldtriente oder *saigae* oder sind etwa die Tremissen *saigae*?



friesischen Wergeld des *nobilis* übereinstimmt (S. 224 ff.)¹⁾, sicherlich ein starkes Argument dafür, daß der *nobilis* und nicht der *liber* der Gemeinfreie war.

Die Vergleichung der Wergeldsätze der Lex Franc.-Cham. und der Lex Angl.-Werin mit denen der Lex Salica und Lex Ripuaria scheint nun zunächst für die herrschende Ansicht zu sprechen und eine starke Stütze derselben zu sein: in beiden hat der *ingenus* und *liber* ebenso viel Wergeld wie der *ingenuus* der beiden merovingischen Volksrechte, nämlich 200 solidi, während der *homo Francus* und der *adalingus* mit 600 sol. gewertet werden. Sobald man sich aber klar macht, daß die beiden älteren leges in großen, die beiden jüngeren in kleinen Schillingen²⁾ abgefaßt sind, verkehrt sich die Uebereinstimmung in das Gegenteil; dann muß man mit dem *ingenuus* der Merovingerzeit den *adalingus* und *homo Francus* gleichsetzen³⁾. Die herrschende Lehre hilft sich mit der Annahme, zur Zeit, als die beiden karolingischen Volksrechte abgefaßt wurden, seien Wergeld und Bußen der Lex Ripuaria nicht mehr in Vollschillingen, sondern in kleinen Schillingen gebüßt worden, und beruft sich zum Beweis dieser Bußerniedrigung auf verschiedene Quellenstellen (abgedruckt bei Heck S. 156). Heck hat sich mit Entschiedenheit gegen diese Auffassung gewandt. Obwohl ich mit ihm nun darin völlig übereinstimme, daß das, was die herrschende Lehre über den Gang dieser Bußenerniedrigung berichtet, in den Quellen nicht die geringste Begründung findet und geradezu unmöglich ist (vgl. S. 153 ff.), kann ich mir Hecks sonstige Behauptungen nicht zu eigen machen, und möchte deshalb meine eigene Ansicht kurz begründen.

Von den für die Bußenerniedrigung angeführten Stellen scheidet zunächst Lex Rip. 36 völlig aus; das Stück gehört zweifellos zum alten Bestande der Lex und spricht von dem in 12 alte

1) Weniger zwingend ist die Gleichung zwischen älterem und späterem Wergeld für Ostfriesland und Sachsen nachgewiesen (Heck S. 230 ff., 259 ff.).

2) Ich halte es für ein besonderes Verdienst Hecks (S. 144 ff.), die herrschende Meinung, die Franken seien unter den Karolingern von der Gold- zur Silberwährung übergegangen, als unhaltbar gezeigt zu haben; ebenso recht hat er mit der Verwerfung der durchaus irreführenden Bezeichnungen Gold- und Silbersolidus, für die er die Ausdrücke Voll- und Kleinschilling einführt.

3) Die Differenz zwischen den 200 Vollschillingen des merovingischen *ingenuus* (= 666⅔, Kleinschillingen) und den 600 Kleinschillingen des *homo Francus* und *adalingus* läßt sich sehr wohl aus dem Bedürfnis nach Abrundung erklären. Ob Heck mit der Umdeutung der Ingenuusnormen (S. 177 ff.) Recht hat, mag dahingestellt bleiben. Es kommt wenig darauf an; warum sollte nicht das Wergeld des chamavischen und anglowamischen Libertinen 60 Vollschillinge betragen haben?



austrasische Denare (saigae) geteilten Vollsolidus. Es scheidet aber auch aus der Satz des Konzils von Rheims von 813, Karl möge gemäß einer älteren Verordnung Pipins hindern, *ne solidi qui in lege habentur per 40 denarios discurrant* wegen der vielen daraus folgenden Meineide und falschen Zeugnisse. Nicht eine Herabsetzung der Bußen und Wergelder verlangt das Konzil; sie wäre auch ein merkwürdiges Mittel, um die Meineide zu vermindern. Der einfache Sinn ist der: Karl soll die noch umlaufenden alten Vollschildinge (oder deren Teilstücke) einziehen oder außer Kurs setzen¹⁾. Als Grund erscheint aber die allgemeine Verkehrsunsicherheit, die immer entsteht, wenn unter ein und derselben Bezeichnung verschiedene Münzwerte gemeint sein können, und ganz die natürlich zu den widerwärtigsten Uebelständen im Prozeßleben führen muß. So bleiben denn nur zwei Stellen aus den der Lex Salica hinzugefügten Kapitularien von 803 und 816²⁾. Die erste bestimmt, daß die dem König geschuldeten debita in Kleinschildingen zu zahlen sind mit Ausnahme der Friedensgelder der Lex Salica, die in denselben Schildingen wie die übrigen Bußen entrichtet werden sollen. Die zweite Stelle von 816 verordnet, daß auch alle Bußen und Wergelder der Lex Salica in Kleinschildingen gezahlt werden müssen; nur der Friese und Sachse soll seine Bußen an den Franken in Vollschildingen entrichten. Mir scheint auch der Sinn dieser Stellen sehr klar; nicht von einer Herabsetzung der Bußen ist die Rede, sondern ebenso wie im Beschluß des Rheimser Konzils von einer Außerkurssetzung der alten Vollschildinge. Im ersten Kapitulare bestimmt Karl, daß sie bei Zahlungen an den Fiskus nicht mehr als Zahlungs-

1) Die richtige Erklärung, die m. E. jedem sich bei unbefangener Lektüre der Stelle aufdrängen muß, brachte schon Guérard. Erst Soetbeer (Forschungen zur Deutschen Geschichte IV S. 268 ff.) hat den betreffenden Canon auf eine Herabsetzung der Bußen gedeutet. Mir scheint seine Interpretation geschräut und seine Beweisführung ganz verunglückt; zudem beruht sie auf der falschen Voraussetzung, das unten zu erwähnende Kapitulare von 816 stamme aus dem Jahre 801, liege also vor dem Rheimser Konzil. Trotzdem ist Soetbeers Deutung, deren Richtigkeit ihm selbst (vgl. S. 272) nicht völlig zweifellos ist, von den späteren Rechts- und Wirtschaftshistorikern ohne jede Nachprüfung als die allein mögliche acceptiert.

2) Es ist schwer begreiflich, wie Boretius dazu gekommen ist, das Kapitulare von 803, das in fast allen Handschriften und zwar gerade in den ältesten als Zusatzkapitulare zur Lex Salica bezeichnet wird, auf Grund einer einzigen späteren Handschrift für ein *capitulare omnibus legibus additum* zu erklären. Auch das Kapitulare von 816 ist unzweifelhaft der Lex Salica beigelegt. Vgl. Heck S. 159 ff. — Für die hier vertretene Auslegung kommt übrigens nichts darauf an, ob das Kapitulare sich auf das Gebiet des salischen Rechts beschränkt oder nicht.

mittel genommen werden; nur die Friedensgelder der Lex Salica sind als prozentuale Anteile der Gesamtbußen ausgenommen. Das zweite Kapitulare setzt sie auch für Bußzahlungen außer Kurs. Nur der Sachse und der Friesen können noch ihre Bußen in Vollschildingen entrichten; sehr begreiflich, denn bei Sachsen und Friesen sind, wie die Lex Fris. zeigt, die alten Goldmünzen noch das gesetzliche Zahlungsmittel, die Kleinschildinge weniger bekannt. Man konnte aber den Angehörigen dieser Stämme nicht zumuten, ihre Bußen in fremder Währung zu zahlen. Mir scheint diese Erklärung 'so klar und einfach, so ohne jede Schwierigkeit, während die herrschende Lehre für die Sonderstellung des Sachsen und Friesen absolut keine genügende Erklärung finden kann und auch sonst zu schwer glaublichen Ergebnissen gelangt. Hat die Bußerniedrigung aber nicht stattgefunden, so sprechen die Wergeldzahlen der Lex Cham. und Lex Angl. nicht gegen, sondern entschieden für Heck¹⁾.

Weit wichtiger aber als alle diese unkontrollierbaren Wergeldgleichungen ist eine Vergleichung, die das Capitulare Saxonicum c. 3 enthält; es ist die Stelle, die Heck als Motto auf das Titelblatt seines Buches gesetzt hat: *Item placuit omnibus Saxonibus ut ubicunque Franci secundum legem solidos 15 solvere debent, ibi nobiliores Saxones solidos 12, ingenui 5, lidi 4 componant.* Der Wert der Stelle beruht darin, daß hier die drei auch sonst bekannten Stände der Sachsen in Vergleich mit den fränkischen Gemeinfreien gesetzt werden, während Lex Rip. 36 keine Beziehungen auf besondere Stände enthält. Cap. Saxon. c. 3 ist die einzige sichere Vergleichung der Stände zweier deutscher Stämme. Diese Vergleichung aber zeigt, daß nicht der sächsische ingenuus, sondern der nobilis dem fränkischen Gemeinfreien am nächsten steht, während der ingenuus sich nur wenig über den Liten erhebt und mit dem freien Franken überhaupt nicht in Parallele gesetzt werden kann. Heck (S. 125—134) hat m. E. überzeugend nachgewiesen, daß die bisherige, von Richthofen stammende Erklärung der Stelle unmöglich ist und daß es sich bei diesen Ansätzen um die bei den Sachsen aktiv gestuften Bußen des Volksrechts handelt. Jedenfalls steht fest,

1) Selbst wenn man aber aus den beiden Kapitularien eine Bußerniedrigung herausliest, kommt man doch bloß zu dem Resultate, daß sie im Jahre 816, also zu einer Zeit, in der nach der gemeinen Ansicht die Lex Franc. Cham. und die Lex Angl. längst geschrieben waren, für das Gebiet der Lex Salica erfolgt ist. Daß sie für das Gebiet der Lex Rip. früher sich vollzogen hat, entbehrt jedes Anhaltspunktes und ist durchaus unwahrscheinlich. Dann hat man aber zur Zeit der Abfassung der fraglichen Volksrechte noch durchweg die fränkischen Bußen in Vollschildingen bezahlt.

daß Zahlungen gemeint sind, die für die verschiedenen Stände verschieden sind; wenn aber ausdrücklich gesagt wird, daß die sächsischen *nobiles* etwa eben so viel, die sächsischen *ingenui* aber ein Drittel so viel wie der gemeinfreie Franke zu zahlen haben, so ist damit doch ein Argument für die Hecksche Ansicht gewonnen, über das sich niemand hinwegtäuschen kann, während die Deduktionen der herrschenden Lehre aus den Wergeldgleichungen völlig versagt haben.

Und nun zu den aus dem Inhalt der fraglichen Volksrechte selbst sich ergebenden Anhaltspunkten. Brunner hat eine Reihe derartiger Anhaltspunkte aufgestellt, Heck hat eingehend die Gründe Brunners bekämpft und eine ganze Anzahl von Gegengründen angeführt. Ich habe im ganzen den Eindruck, daß es Heck völlig gelungen ist, Brunners Einwände zu entkräften, daß aber auch seine eigenen Ausführungen zwar in vielen Beziehungen seine Thesen unterstützen, aber keine selbständige durchschlagende Beweiskraft haben. Da die Volksrechte nirgends ex professo direkte Aufschlüsse über die Rechtsstellung des *nobilis* oder des *liber* geben, sind wir auf indirekte Schlüsse angewiesen; derartige Schlüsse könnten aber nur dann als einigermaßen gesicherte gelten, wenn man auf Vollständigkeit der gesetzlichen Bestimmungen oder wenigstens auf ein Streben nach Vollständigkeit rechnen müßte, und wenn die Benutzung der als Vorlage dienenden fränkischen Rechtsquellen, insbesondere der Lex Ripuaria, in streng systematischer Weise erfolgt wäre. Jeder weiß, daß keine von diesen Voraussetzungen auch nur annähernd zutrifft. Was hat es dann aber noch für einen Zweck, auf die angebliche Inkongruenz zwischen Lex Angl. c. 57 und Lex Rip. c. 64 Gewicht zu legen (vgl. S. 195 ff.), obwohl wir über die Art wie man in diesem Falle die Lex Ripuaria als Vorlage benutzte, garnichts wissen und die Einführung der Sechzigschillingbuße in der betreffenden Stelle der Lex Angl. zudem jede Vergleichung ausschließt! Was soll der Hinweis darauf, daß die Lex Fris. und die Lex Angl. einige Normen für den *liber* ohne entsprechende Ansetzungen für den *nobilis* (*adalingus*) enthalten, angesichts der Tatsache, daß die Lex Franc. Cham. zweifellos den *homo Francus* als Normträger auffaßt und die Lex Sax. gar eigentlich nur den *nobilis* berücksichtigt, den *liber* aber nur ganz ausnahmsweise erwähnt! Und wenn man sich mit der wenig wahrscheinlichen Deutung der Lex Sax. als Adelsstatut hilft, wie viel einfacher und einleuchtender ist Hecks Erklärung der isolierten Rechtssätze der Lex Angl., die allein den *liber* nennen! Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf alle einzelnen Argumente Hecks, auf seine Wider-

legung der verschiedenen Einwände Brunners einzugehen, Heck selbst hat auf S. XII eine sehr dankenswerte Uebersicht über die ihm gegenüber geltend gemachten Gegengründe gegeben.

Im ganzen wird man sagen müssen, daß der Inhalt der karolingischen Volksrechte und ihre Vergleichung mit der Lex Rip. ebenso wie die Vergleichung der Wergeldsätze weder in der einen noch in der anderen Richtung Entscheidendes für die Lösung des Problems geliefert haben. Aber bedurfte wirklich Hecks Theorie einer solchen Stütze? Hat nicht Heck den durch eine Fülle von Quellen absolut sicher bezeugten Sprachgebrauch der Karolingerzeit für sich? Stimmt nicht seine Ansicht viel besser zu dem, was uns über die Schichtung der Bevölkerung im Karolingerreiche bekannt ist, als die herrschende Theorie mit ihrem Glauben an einen sonst nie bezeugten alten Volksadel? Welch beredte Sprache spricht cap. 3 des Capitulare Saxonicum? Und was für Beweismittel hat die herrschende Lehre diesen drei Beweisgründen, von denen jeder einzelne genügen dürfte, entgegenzusetzen? So gut wie Nichts. Jedenfalls nicht die bekannte Stelle, in welcher Nithard den Stellingaauftand erzählt (vgl. Heck S. 47, 336). Mir scheint, daß man in den Frilingen, die sich mit den *lazzi* gegen die gemeinsamen *domini*, die *nobiles* erheben, unmöglich die gemeinfreie Bevölkerung, sondern allein einen minderfreien Stand, was ja auch sonst immer das Wort bedeutet, erblicken kann, zumal da Widukinds späterer Bericht durchaus dazu stimmt (vgl. Heck S. 344 ff.).

Ein besonderes Kapitel (S. 292—322) über »die sociale Stellung des sächsischen *nobiles*« hat Heck der Auseinandersetzung mit der grundherrlichen Theorie Wittichs gewidmet. Bekanntlich hat Wittich in seinem wertvollen Buch über die Grundherrschaft in Niedersachsen Hecks Deutung der Standesverhältnisse für das sächsische Recht angenommen, aber, vom rechtsgeschichtlichen auf das wirtschaftsgeschichtliche Gebiet übergehend, die sächsischen *nobiles* als kleine »Grundherren« aufgefaßt. Seltsamerweise hat man auch Heck als Anhänger dieser grundherrlichen Theorie angesehen, obwohl seine früheren Untersuchungen gar keinen Zweifel darüber lassen, daß er sich die *nobiles* als Bauern, nicht als Grundherrschaft vorstellt¹⁾. Auch jetzt wendet er sich mit Entschiedenheit gegen Wittich. Inzwischen hat Wittich in einer neuen Abhandlung (Savigny-Zeitschr. Germ. Abt. XXII S. 245 ff.) eine nicht unwesentliche Modifikation seiner Ansicht vorgenommen, indem er diesen Grund-

1) Obwohl Heck ausdrücklich auf diesen seinen von jeher vorhandenen Standpunkt aufmerksam macht (S. 13 f.), behauptet Wretschko immer noch, Heck habe sich von der grundherrlichen Theorie »losgesagt«.

herren auch Eigenwirtschaft zuschreibt. Durch dies Zugeständnis wird ein großer Teil von Hecks Einwänden gegenstandslos. Ich muß an dieser Stelle verzichten, näher auf das wichtige Problem einzugehen. Ein wirklich abschließendes Urteil über Wittichs Ansicht kann nur auf Grund einer genauen Kenntnis der überreichen, bisher nur zum Teil verarbeiteten wirtschaftsgeschichtlichen Quellen Sachsens gefällt werden; die bisherigen Arbeiten gerade der besten Kenner Niedersachsens scheinen mir zu zeigen, daß seiner Theorie ein durchaus berechtigter Kern innewohnt¹⁾. Auch wüßte ich nicht, wie man die von Nithard erwähnte *infinita multitudo* der *frilingi* und *lassi*, die sich gegen ihre *domini*, die *edhilingi* erheben, ohne Annahme einer starken Verbreitung der Grundherrschaft in Sachsen unterbringen könnte.

Einige Anhänge beschäftigen sich mit Fragen, die im Verlauf der Untersuchung ihre Lösung fanden, ohne mit dem eigentlichen Thema in Berührung zu stehen. Auch hier tritt durchweg die scharfe, klare, auf gründlicher Sachkenntnis ruhende Beweisführung Hecks zu Tage, besonders dort, wo sie ihr völliges Gegenbild in den direktionslosen Phantastereien E. Mayers findet. Der längste unter diesen Anhängen »Höldar und Ethelinge« steht mit dem Hauptthema wieder in engerem Zusammenhang (S. 398—449). Daß es Heck völlig gelungen ist, die Folgerungen, die K. Lehmann aus dem norwegischen für das friesische Recht gezogen hat, in ihrer gänzlichen Hinfälligkeit zu zeigen, steht außer Zweifel. Ob im übrigen alle seine positiven Aufstellungen haltbar sind, kann hier nicht untersucht werden. Mir scheint, daß gerade über die Hauptfrage, über das Verhältnis zwischen *höldar* und *oðal*, bei dem Lakonismus der Quellen ein absolut sicherer Aufschluß nicht zu erwarten ist²⁾.

Heck hat sein Buch als ersten Band von Beiträgen zur Geschichte der Stände im Mittelalter bezeichnet, denkt also seine Untersuchungen über das Ständewesen fortzusetzen. In welcher Richtung,

1) Wretschko dagegen ist sich völlig klar darüber, daß Wittichs Anschauungen, wie er sich ausdrückt, von der herrschenden Lehre nicht genug bekämpft werden können.

2) Vgl. über diese Frage neuerdings Boden in der Savigny-Zeitschr. XXII Germ. Abt. S. 126 ff. Recht wenig glücklich scheint mir, daß Boden an der irreführenden Uebersetzung *oðal* »Stammgut« festhält, obwohl der Gegensatz »Kaufgut« und die entsprechende Unterscheidung des deutschen Rechtes die Uebersetzung »Erbgut« nahe legen. Die Begriffe, die wir mit dem Worte »Stammgut« zu verbinden pflegen, führen nur zu leicht dazu, sich von der Sonderstellung des *oðal* eine viel zu großartige und von seiner Verbreitung eine viel zu geringe Vorstellung zu machen. Sollte nicht ursprünglich *oðal* die Regel, *kaupayorð* die Ausnahme bilden?

zeigt sein trefflicher Aufsatz über die Biergelden in der Hallenser Festschrift für Dernburg und die Bemerkung auf S. 2 Anm. 1 über die Stände des Sachsenspiegels. Sollte es Heck gelingen, die Rätsel des späteren Ständewesens zu lösen, so würde ich das als eine Befreiung von herrschenden Ansichten ansehen, die man zwar immer noch unter Anbringung möglichst vieler Fragezeichen vorträgt, weil man nichts besseres an ihre Stelle setzen kann, an deren Richtigkeit man aber längst nicht mehr glaubt.

Vorläufig aber wollen wir uns über die reiche Fülle des jetzt Gebotenen freuen. Daß Heck mit seiner Hauptthese durchdringen wird, ist mir nicht zweifelhaft. Ich möchte aber nur wünschen, daß auch die zahlreichen feinen Beobachtungen, die außerdem das Buch oft an ganz versteckten Stellen enthält, nicht verloren gehen, sondern die Beachtung finden, die sie verdienen.

Tübingen, den 7. Januar 1902.

Siegfried Rietschel.

Vignaud, Henry, La lettre et la carte de Toscanelli sur la route des Indes par l'ouest adressées en 1474 au Portugais Fernam Martins et transmises plus tard à Christophe Colomb. Étude critique sur l'authenticité et la valeur de ces documents et sur les sources des idées cosmographiques de Colomb, suivie des divers textes de la lettre de 1474 avec traductions, annotations et facsimilé. Paris, Ernest Leroux 1901. XVI et 319 p. (Recueil de voyages et de documents pour servir à l'histoire de la géographie. Nro. XVIII.)

Dem Florentiner Kosmographen Paolo dal Pozzo Toscanelli († 1482) ist 1898 in Florenz gleichsam zum Abschluß einer langen wissenschaftlichen Erörterung ein Gedenkstein errichtet, auf dem er in großen Lettern als: »Iniziatore della scoperta dell' America« gefeiert wird. Als solcher gilt er nicht nur allen Italienern. Der gründliche Kenner der Entdeckungsgeschichte, Sophus Ruge, faßte kürzlich (Geogr. Jahrb. XXIII, 1900, 185) den Standpunkt der Frage in den Worten zusammen: »Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß Toscanelli zuerst den Gedanken gefaßt hat, auf dem westlichen Seewege die Länder Ostasiens zu erreichen und daß er diesen Plan zuerst dem Portugiesenkönig unterbreitet und später unter Beigabe einer zu diesem Zweck entworfenen Karte auch Kolumbus mitgeteilt hat«.

Von diesem Briefwechsel erhielt die Welt bekanntlich die erste Kenntnis durch die dem Sohne des Kolumbus, Ferdinand, zugeschriebene Biographie seines Vaters (Historie del S.D. Fernando Co-

lombo, Venetia. 1571). Humboldt hat zuerst in seinen kritischen Untersuchungen (Examen critique 1836) eingehend diese Nachrichten verwertet, um die Verdienste Toscanellis auf dem fraglichen Gebiet in das richtige Licht zu setzen. Seit dann 1871 d'Avezac die gleiche Ansicht dem internationalen Geographen-Kongreß zu Antwerpen vorlegte, ist sie immer allgemeiner angenommen: dies um so mehr, als neue Funde die Thatsache des Briefwechsels zu bestätigen schienen. Unter diesen war die Auffindung einer lateinischen Version des Briefes, den Toscanelli an Kolumbus schrieb, in der Bibliotheca Columbina zu Sevilla, die wichtigste. Sie geschah 1871 durch Henry Harrisse. Es hat im Laufe der letzten dreißig Jahre nicht an zahlreichen Einzeluntersuchungen über diese Schriftstücke und insbesondere über die im Briefwechsel erwähnte, aber im Original nicht aufgefundene *carta navegacionis* des Toscanelli gefehlt. Referent hat u. a. einen neuen Versuch ihrer Rekonstruktion gemacht, um bei dieser Gelegenheit sich eingehend über die kosmographischen Anschauungen jenes Zeitalters und die Bedeutung der Karte Toscanellis für die gesamte Geschichte der wissenschaftlichen Kartographie zu verbreiten (Nachrichten d. k. Ges. d. Wiss., Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1894. p. 208—312); G. Uzielli hat dagegen 1893 dem Leben und den Zeiten des Florentiners nach manchen Vorarbeiten ein monumentales Werk gewidmet, den 783 S. umfassenden Folioband V. Vol. I der Raccolta Columbiana, welche die italienische k. Kommission zur Feier der vierhundertjährigen Wiederkehr der Entdeckung von Amerika herausgab.

Die seit langem angenommene Anschauung über die Ursachen, welche zur Entdeckung der neuen Welt geführt haben, ist durch alle jene späteren Arbeiten nur noch bestätigt worden, während andere Untersuchungen über jenes Zeitalter im Einzelnen zahlreiche Irrtümer über die Person und die Lebensschicksale des großen Entdeckers aufgedeckt und beseitigt haben. Ein Zweifel an der Thatsache jener Beziehungen zwischen Toscanelli und Kolumbus und der Echtheit der Briefe ist bisher kaum aufgetaucht.

Durch das hier zu besprechende Werk erfahren wir nun, daß sich solche Bedenken in immer stärkerem Maße seinem Verfasser Mr. Henry Vignaud, Erstem Sekretär der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Paris, im Laufe seiner langjährigen Studien ergeben haben. Er legt nunmehr die Zweifel, die er bereits beim letzten Amerikanisten-Kongreß ausgesprochen hatte, in extenso vor oder besser er sucht die positive Behauptung, daß der Brief Toscanellis an Martins v. J. 1474 apokryph sei und Kolumbus niemals Beziehungen zu Toscanelli gehabt habe, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln

zu erweisen. Mr. Vignaud ist sich der Tragweite seiner neuen Anschauungen vollkommen bewußt. Es handelt sich, wie er mit Recht hervorhebt, um weit mehr als die Berichtigung einer einzelnen Tatsache aus dem Leben des Kolumbus. Liegt in der That eine Mystifikation, ein Betrug in Betreff jenes berühmten Briefes vor, so müssen wir unsere Anschauungen über die wahren Ursachen eines der größten Ereignisse der Weltgeschichte vollkommen umändern. »Man muß wissen, ob der Platz, auf den wir Toscanelli und Kolumbus gestellt haben, derjenige ist, der ihnen gebührt oder nicht« (p. 6).

Der litterarische Apparat, mit welchem der Verfasser arbeitet, ist ein sehr ausgedehnter und beweist den Umfang seiner langjährigen Vorstudien und den Ernst seiner Forschung. Doch muß gleich hier auf eine empfindliche Lücke aufmerksam gemacht werden. Mr. Vignaud versteht nicht das Deutsche, wie er mir brieflich mitteilte, und ist in Folge davon hinsichtlich der Beiträge zur Lösung einschläglicher Fragen von deutscher Seite lediglich auf die Analysen angewiesen, die er sich durch Dritte von einigen Teilen deutscher Arbeiten hat anfertigen lassen¹⁾. Dies hat den Nachteil, daß Vignaud sich mehrfach damit ganz unbekannt zeigt, daß die Behauptungen anderer Autoren von unserer Seite schon mehrfach gründlich widerlegt sind.

Die Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit dem Briefe Toscanellis (p. 10—174), der zweite mit seiner Karte (p. 175—231). Dann folgt ein übersichtliches Resumé (p. 232—260). Den Schluß bilden Anhänge, in denen die einzelnen Brieftexte im Wortlaut nebst französischer Uebersetzung mitgeteilt werden. Die Hauptbeigabe ist eine Tafel mit dem Facsimile der lateinischen Fassung des Briefes in doppelter Größe des Originals.

Um kurz die Ausgangspunkte und Schlußfolgerungen anzudeuten, so erfahren wir, daß die ersten Zweifel an der Echtheit des Brieftextes, wie ihn Harriſſe in lateinischer Fassung eingeschrieben fand in einem dem Kolumbus gehörigen Exemplar des Aeneas Sylvius, Papst Pius II, *Historia Rerum Ubique Gestarum* 1477, von Mr. Gonzalez de la Rosa, Mitglied des Amerikanisten-Kongresses, herrühren, während alle in dem vorliegenden Werke niedergelegten Ansichten ausschließlich von dem Verfasser als eigene bezeichnet werden, für die er allein die Verantwortung zu übernehmen habe.

1) Thatsächlich scheint ihm jedoch ausschließlich die oben genannte Arbeit des Referenten bekannt geworden zu sein. Daneben ist, soviel ich ersehe, außer Humboldt (*Examen critique* u. *Kosmos*) nicht ein einziger deutscher Autor benutzt. Genannt sind nur die beiden Reproduktionen der Toscanellikarte von Peschel und Kretschmer.

Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung der Quellen über den Toscanellibrief und einer Darstellung der verschiedenen Vorgänge, welche man bisher hinsichtlich des Briefwechsels angenommen hat, wendet sich Vignaud im zweiten Kapitel zu den Gründen, welche die Existenz der Beziehungen des Florentiners mit Martins, den angeblichen Vermittler der Korrespondenz mit dem König von Portugal, und mit Kolumbus bezweifeln lassen.

Dahin gehört einmal das völlige Verschwinden der Originalbriefe Toscanellis, nämlich des ersten an Martins v. J. 1474, der von ersterm zurückbehaltenen Kopie desselben und desjenigen an Kolumbus, worin er ihm später eine Abschrift jenes Briefes von 1474 mitteilt. Diese bedauerliche Thatsache läßt sich in der That nicht bestreiten, während sie an sich gewiß nicht von so großem Gewicht ist, da uns so viele Dokumente, von denen wir aus jenen Zeiten indirekt erfahren, nicht im Original erhalten — oder bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden sind. Das gleiche gilt von der Karte des Toscanelli. — Auch die Thatsache, daß portugiesische Quellen bis jetzt keinerlei Andeutungen über das Vorhandensein eines Briefwechsels zwischen Toscanelli und dem angeblich in Lissabon lebenden Martins bzw. mit dem Könige Affonso ergeben haben, muß zugestanden werden, ohne daß man diesem Umstande eine hervorragende Beweiskraft gegen die Existenz desselben beizulegen braucht. Ganz besonders wendet sich Vignaud gegen die Versuche Uziellis, den Adressaten Fernam Martins mit einem mehrfach erwähnten Freund Toscanellis, Fernando de Roritz, zu identifizieren. Nach erneuter sorgfältiger Prüfung der Darlegungen Uziellis in der *Raccolta Columbiana* p. 262 ff kann ich indessen Mr. Vignaud nicht zugeben, daß diese Versuche gescheitert seien. In Portugal ist eine bestimmte Persönlichkeit jenes Namens allerdings bis jetzt nicht nachweisbar. Aber es wäre doch einer der seltsamsten Zufälle, wenn der Fälscher des in Sevilla gefundenen Briefes ca. um 1510 (s. u.) auf einen Kanonikus in Lissabon mit Namen Fernam verfallen wäre, während Toscanelli mit einem andern unzweifelhaft aus Portugal stammenden Kanonikus desselben Vornamens in engen Beziehungen gestanden hätte, von denen die Briefverfertiger indessen unmöglich eine Ahnung haben konnten. Nachdem sich »Roriz« als der Name einer noch heute in Portugal bestehenden Ortschaft (Gemeinde) erwiesen hat, erscheint die Identität zwischen einem Fernando de Roritz¹⁾ und

1) In Vivien de St. Martins, *Nouv. Dictionnaire de géogr.* V. 1892, 220 steht: »Roriz, village du district de Porto (Entre-Douro-e-Minho, Portugal septentr.), concelho de Santo Thyrsó, près de Vizella, fleuve côtier, 1010 hab.« Ich finde den

Fernam Martins durchaus nicht unmöglich. Der erste Name steht eigenhändig unterschrieben neben dem Toscanellis unter einem in Rom geschriebenen Dokument (Testament), er eignete sich aber kaum zur Adressierung eines Briefes nach Portugal, wo Toscanelli voraussichtlich den Familiennamen Martins hinzufügte. Jedenfalls liegt nichts Unwahrscheinliches in dieser Identifikation.

Wenn andererseits die zeitgenössischen Schriftsteller Italiens nichts über die fraglichen Beziehungen des Florentiner Kosmographen zu dem Entdecker zu berichten wissen, so wird m. E. diese empfindliche Lücke durch den (von Uzielli 1889 gefundenen) Brief des Herzogs Hercules von Este v. J. 1494 ausgefüllt, der von jenen Beziehungen doch wohl etwas gehört haben muß, wenn er — freilich erfolglos — durch seinen Gesandten den Erben Toscanellis bitten läßt, in dessen hinterlassenen Papieren nach Angaben über die soeben entdeckten neuen Inseln zu forschen. Auch Vignaud kann die Beweiskraft dieser Anfrage für die Authenzität des Briefwechsels nicht ganz von der Hand weisen (p. 48). Es ist m. E. die Frage, ob man die handschriftlichen Ueberreste von Zeitgenossen Toscanellis auf diesen Punkt hin genügend durchgesehen hat.

Am auffallendsten ist sicher, daß abgesehen von dem Briefe selbst, dessen Existenz in Niederschrift in einem von Kolumbus mit zahlreichen Notizen versehenen Werk, welches in seinem Besitz gewesen ist, ja nicht weggeleugnet werden kann, Kolumbus in keiner seiner schriftlichen Äußerungen irgendwie von seiner Bekanntschaft mit Toscanelli spricht. Hier kommt es aber wohl darauf an, sich ein Urteil zu bilden über das, was wahrscheinlicher ist. Ob Kolumbus als ein Mann, der seine Verdienste gern ins hellste Licht stellte, absichtlich nach außen den intellektuellen Urheber der Idee oder besser den, der seine (des Kolumbus) Ideen am prägnantesten zusammen gefaßt, verleugnet hat. Oder ob viele Jahre nach Toscanellis Tode der Bruder des K. den Brief fälschen konnte und gefälscht hat, nur um den Ideen des großen Entdeckers der Nachwelt gegenüber mehr Relief zu geben? Vignaud entscheidet sich, wie wir sehen werden, für das Letztere. Ich glaube nicht, daß ihm hierin Viele folgen werden.

Der Verfasser geht nunmehr auf die Zeitgeschichte näher ein, um nachzuweisen, daß i. J. 1474 der portugiesische Hof gar nicht daran gedacht habe einen Seeweg nach Indien d. h. den Ostrand Asiens zu suchen. Seine Prämisse ist hier, daß die Portugiesen während des ganzen Lebens des Prinzen Heinrich des Schiffers »et

Namen allerdings nicht auf der Carta chorographica de Portugal, 1 : 100000, wohl weil es der Name einer mehrere Wohnplätze umfassenden Gemeinde ist.

même longtemps après: immer nur das Land, wo der Priester Johannes wohne, gesucht und daß ihnen der Gedanke an die Gewürzländer völlig fern gelegen hätten. Den Beweis für diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit hat Vignaud, wie mir scheinen will, aber nicht erbracht. Er legt großen Wert auf die Verträge von 1454 und 1479/80 zwischen Kastilien und Portugal, welche sich ausschließlich auf die Küstenstrecken und Inseln längs der Westseite Afrikas, nicht aber auf wirklich überseeische Besitzungen im weitem Sinn erstreckten. Damit ist für unsere Frage aber nichts entschieden. Denn es kann vollkommen zugegeben werden, daß in jenen Jahren die Portugiesen in der That weit entfernt waren von neuen großen Unternehmungen, die sie von ihrem bisherigen Forschungsgebiet weit abführten; es mag auch dahin gestellt sein, ob im J. 1474 die Krone Portugals wegen diplomatischer Verwicklungen in der Lage gewesen wäre unmittelbar Hand an eine solche Expedition zu legen (p. 73). Jedenfalls steht damit die Vermutung nicht im Widerspruch, daß man die in jener Zeit in der Luft liegenden Ideen überseeischer Expansion am portugiesischen Hofe ebenso diskutierte, wie sie so mancher Kosmograph des XV. Jahrhunderts in dieser oder jener Weise erwog. Affonso V. hatte nach dem Tode des Prinzen Heinrich (1460) dessen Unternehmungen längs der afrikanischen Küste noch längere Zeit fortgesetzt. Wenn der venetianische Gesandte für ihn 1459 die berühmte Weltkarte Fra Mauro's kopieren ließ, so spricht dies m. E. für ein dauerndes Verständnis des Königs für Erweiterung des Gesichtskreises und durch diese Karte mußten die Anschauungen Marco Polos über die östlichen Länder auch am portugiesischen Hofe wach gehalten werden. Alles dies spricht mitnichten gegen die Wahrscheinlichkeit eines von einem Mitgliede der Umgebung des Königs veranlaßten Briefwechsels mit einem Kosmographen von dem Rufe eines Toscanelli. Vignaud vermag sich nicht in die Zeitverhältnisse zu versetzen, wenn er (p. 74) es als einen großen Fehler bezeichnet, daß Toscanelli — angeblich — dem Könige jene Länder nach Marco Polo, statt nach Odoric de Pordenone und Nicolo di Conti geschildert habe. Was hätte er aus Contis Berichten, der wohl niemals in China war, über den Ostrand Asiens entnehmen können? Die Schrift des Marco Polo dagegen existierte in zahlreichen Handschriften. Woher hätte Toscanelli wissen sollen, daß der Groß-Khan nicht mehr in China herrschte? »A dark mist has descended upon the farther east«, sagt Yule (Cathay and the way thither 1866. I p. CXXXIV) mit Recht. Zu Toscanellis Zeiten war derselbe noch nicht in den Augen des Occidents gelichtet.

Der nun folgende Abschnitt über den Ursprung der Hypothese

Indien auf dem Westwege zu erreichen kommt nach längern Exkursen über die Anschauungen der Alten hinsichtlich der Ausdehnung der Oekumene zu dem Resultat, daß dem Brief Toscanellis an Martins in Wahrheit die ›falschen‹ Ansichten des Marinus von Tyrus zu Grunde lägen, der jene Ausdehnung zu 225° annehme. Im J. 1474 habe Toscanelli diese Ideen des Marinus aber höchstens aus einer Handschrift des Ptolemaeus entnehmen können, denn gedruckt sei dessen Geographie zuerst 1478 (p. 82). (Letzteres ist wohl nicht richtig. Man nimmt an, daß die Ausgabe mit der Jahreszahl 1462 auf dem Colophon im J. 1472 als die erste gedruckte ausgegeben ward; s. Nordenskiöld Facsimile Atlas, 1889 p. 7). Das sei aber wenig wahrscheinlich, da dazu ganz spezielle kosmographische Untersuchungen, so meint Vignaud, gehörten, denen Toscanelli fern gestanden habe. Da nun Ptolemaeus doch die ›Fehler‹ des Marinus unmittelbar berichtigt habe, so habe Toscanelli entweder den Ptolemaeus nicht verstanden oder seinen Plan den Ozean zu durchkreuzen auf geographische Annahmen aufgebaut, deren Unrichtigkeit längst nachgewiesen sei. Da beide Hypothesen unzulässig seien, so spreche dies für die Herstellung des Briefes durch eine Person, die jene Angaben ohne sie zu verstehen, eingesetzt habe (p. 83).

Diese sehr künstliche Beweisführung fällt dadurch in sich zusammen, daß Mr. Vignaud sich die wahre Bedeutung des Zusammenhangs des Toscanellischen Briefes und seiner Karte mit Marinus gar nicht bewußt geworden ist. Vignaud führt keine Autorität für diese von ihm hervorgehobenen Beziehungen zwischen dem Kosmographen des Altertums (Marinus) und des Mittelalters an und es mag sein, daß er selbständig auf die Idee solcher gekommen ist. Aber ich konstatiere, daß ich 1894 diesen Fragen ein langes Kapitel gewidmet habe und darin gezeigt zu haben glaube, daß Toscanelli keineswegs nur sich die große Ausdehnung der Oekumene, wie sie Marinus annahm, zu eigen machte, sondern auch das System einer rechtwinkligen Plattkarte, dessen Grundidee wir Marinus verdanken, mit vollem Verständnis übernahm; ich glaubte mich berechtigt Toscanelli den ›*Marinus redidivus*‹ zu nennen (a. a. O. S. 238). Was also für mich ein Hauptbeweis der Echtheit des wichtigen Briefes ist, da, so einfach seine Ausdrücke erscheinen, er die volle Beherrschung des Stoffes, wie die knappe Form des Denkers bekundet, das verwendet Vignaud, um für Unechtheit zu plaidieren. —

Das IV. Kapitel über die kosmographischen Ideen des Kolumbus gipfelt in dem Nachweis, daß sie mit denjenigen des vermeintlichen Toscanelli-Briefes im wesentlichen übereinstimmen. Während man nun gerade hieraus bisher geschlossen hat, daß dieser Brief das

meiste dazu beigetragen hat, um die Vorstellungen des Entdeckers zu klären, ja den Florentiner als den intellektuellen Urheber der Entdeckung Amerikas hinzustellen, zieht Vignaud — immer von der vorgefaßten Idee einer Fälschung ausgehend — umgekehrt die Folgerung, daß der Inhalt des Briefes die Anschauungen des Kolumbus strickt wiedergebe. Eben deshalb könne Kolumbus selbst auch nicht der Verfasser (Fälscher) des Briefes sein, dies müsse vielmehr ein dritter gewesen sein. Denn da das kosmographische System sich dem Kolumbus erst nach seiner ersten Fahrt gebildet habe, so könne auch Toscanelli, der 1482 starb, nicht der Briefschreiber gewesen sein. Die ›*Imago mundi*‹ des Petrus Alliatus, bekanntlich eine der Hauptquellen für die Anschauungen des Kolumbus, kann nach Vignauds Ansicht Kolumbus auch erst ganz allmählich nach seinen Entdeckungen kennen gelernt haben.

Man sieht auf diese Weise werden auch die selbstverständlichsten Prämissen des Entdeckers über die Möglichkeit einer Westfahrt, nämlich erstens die Kleinheit der Erde und zweitens die große westöstliche Ausdehnung des Festlandes so zu sagen auf den Kopf gestellt. Während es uns plausibel erscheint, daß ihn diese Vorstellungen, die den Seeweg in der Idee so außerordentlich verkürzten, zu seinem Wagnis besonders ermutigten und daß er sie als Beweismittel an den Höfen vorbrachte, um Schiffe zu erhalten, werden dieselben von unserm Verfasser als Ergebnisse der Erfahrungen nach den ersten Fahrten hingestellt. ›Colomb lorsqu'il s'embarqua pour sa grande entreprise n'avait aucune théorie scientifique‹ (p. 111).

Es liegt uns also nach Ansicht Vignauds eine Fälschung vor. Der lateinische Text ist handschriftlich eingetragen in des Aeneas Sylvius Historia zum Zweck der Täuschung über die Motive der Entdeckungsfahrt. Man wollte den großen Mann nach seinem Tode von dem Verdachte befreien, dabei nur den Spuren eines unbekannten Piloten gefolgt zu sein, der ihm das Geheimnis westlicher Inseln auf dem Todtenbette anvertraut hatte.

Damit wird nun die bekannte viel erörterte Geschichte des Seemanns Alonso Sanchez von Huelva in die Betrachtung gezogen, der auf der Rückkehr einer solchen vorkolumbischen Entdeckungsfahrt nach dem Westen erschöpft in Madeira angekommen sei und dem dort gerade weilenden Kolumbus kurz vor seinem Tode Mitteilungen über seine Entdeckungen gemacht habe. Vignaud widmet den Quellen der Erzählung eine eingehende Diskussion (p. 121—139) und kommt im Anschluß an Ces. Fern. Duro (1892) zu dem

Ergebnis, daß sehr wohl etwas Wahres an der Sache gewesen sein könne und auch Kolumbus habe an das Abenteuer geglaubt.

An die Öffentlichkeit sind die Briefe zuerst durch Las Casas gekommen, wenngleich seine *Historia de las Indias*, in der er sie bespricht, bekanntlich bis 1875 Manuskript geblieben ist. Jedenfalls ist Vignaud der Ansicht, daß die ›Historie‹ Fernando Colons von 1571 die italienische Fassung auf Grund der spanischen bei Las Casas giebt. Der lateinische Text oder die vielleicht vorhandenen Originale sind allem Anschein nach geheim gehalten. Warum geschah dies, sei es daß sie echt waren, seien sie gefälscht gewesen? Was die Handschrift des lateinischen Textes betrifft, so läßt sich — das scheint auch dem Referenten richtig — mit Sicherheit in ihr diejenige des Kolumbus nicht erweisen. Aber auch wenn er ihn geschrieben hätte, so könnte er immer noch eine Fälschung sein, die Kolumbus in diesem Falle bewußt ausgeführt hätte. Vignaud ist nicht dieser Ansicht, er spricht auch Ferdinand Kolumbus davon frei. Dagegen hält er den Bruder des Kolumbus, Bartolomeo, für den Fälscher. Die Handschriften der Brüder gleichen sich freilich, auch sollen einige Notizen in dem Aeneas Sylvius der Columbini-schen Bibliothek von der Hand des Bartolomeo sein. Las Casas dürfte von der Sache gewußt haben (p. 162). Beide wollten das Verdienst des Kolumbus damit erhöhen, indem sie ihn von weiten kosmographischen Ideen ausgehen lassen — seine Verbindungen mit Toscanelli sollten als Zeugnisse dafür gelten —, Ideen, die dem Entdecker nach der Ansicht unseres Verfassers thatsächlich anfangs ganz fern standen.

Toscanelli war längst todt, einen Fernam Martins gab es nicht, so konnten unliebsame Zeugen nicht dazwischen treten. Der Betrug wurde zwischen 1506 und 1514, dem Todesjahr von Christoph bzw. Bartolomeo Kolumbus ausgeführt (p. 161). Luis Colombo, ›der traurige Erbe des großen Namens‹, hat die Papiere dann wahrscheinlich an Las Casas um 1550 übergeben (p. 170). —

Soviele der Möglichkeiten das interessante Buch an uns vorüber führt, so hat es doch die Ueberzeugung nicht in mir wankend machen können, daß hier ein künstlicher Bau von Hypothesen an die Stelle ganz plausibler Vorgänge gesetzt werden soll. Und was schließlich die Bedenken betrifft, die Vignaud aus der sprachlichen Fassung des lateinischen Briefes gegen die Echtheit erhebt, so dürften sie sich gleichfalls leicht widerlegen lassen. In diesem Punkte würde ich mir persönlich kein Urteil erlauben. Aber ich bin in der Lage dasjenige einer ersten Autorität im Gebiet des mittelalterlichen Lateins, wie der mittelalterlichen Paläographie zu verwerthen.

Mein gelehrter Kollege, Professor Wilhelm Meyer (aus Speyer), hatte die Liebenswürdigkeit, mit mir den lateinischen Text in der Harrissehen Wiedergabe und im Vergleich mit dem Facsimile in Vignauds Schrift sowie den »Texte corrigé par M. Norbert Sumien« (Vignaud, p. 282—89) aufs genaueste durchzusehen, wofür ich ihm meinen Dank auch öffentlich ausspreche. Er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß nichts in dem Briextext sprachlich gegen die Möglichkeit spreche, daß er von einem der mittelalterlichen Humanisten herühre, während einzelne Wörter offenbar auf Fehlern des Abschreibers beruhen. Daß dieser kein gewiegter Lateiner war, beweist er durch die Eingangsworte: »*Copia misa christofaro colonbo per paulum fixicum cum una carta nauigacionis*«, für die selbstverständlich Toscanelli nicht verantwortlich zu machen ist. Eine Reihe von Verbesserungsversuchen des Mr. Norbert Sumien wird man schwerlich als solche ansehen können, wie die Ersetzung der Worte *debeatis pervenire* durch *pervenendum sit* (p. 283), oder die Umstellung der Worte *per subterraneas nauigaciones* vom Ende des Satzes in dessen Mitte. Denn die folgenden Worte: *Si enim per . . superiora itinera* weisen deutlich darauf hin, daß die *subterraneae nauigaciones* unmittelbar vorher gehen müssen. Ferner würde der Ersatz der Worte *quantum volet latius satisfacere* durch *quanto voluerit latius, satisfacere*, wie Mr. Sumien vorschlägt, einen ganz andern Sinn geben und die Worte würden einen gegen den König ungebührlichen Ton dadurch annehmen. Das korrumpierte Wort *Itaquod* am Schluß des Ganzen (p. 289, Anm. 33) steht faktisch nicht im Briextext. Dort ist deutlich *Itaque* geschrieben. Es würde zu weit führen, auf Weiteres einzugehen. Ich wiederhole nochmals die Ansicht Meyers, daß die lateinische Fassung nicht für eine Fälschung des gesamten Textes durch einen der Sprache Unkundigen spricht. —

Für mich liegt die Wahrscheinlichkeit, daß die Briefe des Toscanelli wirklich existiert haben, fast mehr in der Karte als im Briextext. Wir besitzen die erstere freilich auch nicht mehr, aber es treten bei ihr doch Momente auf, die einen Zusammenhang zwischen dem Arbeitszimmer des Florentiner Gelehrten und dem in Sevilla gefundenen Briextext schwer weglegnen lassen.

Wir können die Karte ferner mit einem genügenden Grad von Authenticität nach den Angaben des Briextextes und zeitgenössischen Kartenwerken rekonstruieren. Es ist oft versucht. Meines Erachtens sind dabei vielfach offenbare Verstöße gegen die klaren Worte jenes Briextextes begangen. Ich habe 1894 diese Punkte so ausführlich beleuchtet, daß ich heute kaum irgend etwas hinzuzufügen oder zu

berichtigen hätte. Ganz besonders habe ich mich damals mit den ganz unbegreiflichen Annahmen und Schlußfolgerungen beschäftigt, welche G. Uzielli mehrfach und speziell in seinem großen Werke über Toscanelli aufgestellt hatte. Indem er eine Reihe Notizen aus alten Tabulae civitatum, welche sich Toscanelli gelegentlich aufnotiert hatte, die aber absolut keine Beziehungen zu der fraglichen Karte der Westfahrt haben, mit den Textangaben verquickte, hat Uzielli ein wahres Monstrum von Karte entworfen und sie als eine sinngemäße Rekonstruktion der berühmten Toscanellikarte ausgegeben. Die Aufdeckung dieses Sachverhaltes hat mir die Freundschaft des italienischen Historikers — denn als Geographen oder Kosmographen vermöchte ich Herrn Uzielli nicht anzuerkennen — gekostet. Reproduziert ist seine Karte niemals, auch nicht in Italien.

Dies muß vorausgeschickt werden, um die Berechtigung des Einwurfes gegen Mr. Vignaud zu rechtfertigen, daß er trotzdem in dem mathematischen Abschnitt Herrn G. Uzielli als einen in der Sache versierten Mann betrachtet. Eine von Toscanelli ganz beiläufig aufgezeichnete Notiz, daß man den Erdgrad auch zu $67\frac{2}{3}$ Meilen (Miglia) annehmen könne, wird nach dem Vorgang von Uzielli, Albertis, Hugues wiederum mit der Toscanellikarte in Verbindung gebracht, obgleich, wie ich dies aufs ausführlichste nachgewiesen habe, diese Zahl aus einer Umrechnung des Eratosthenischen Erdgrades in florentinische Meilen ($86000 : 1270 = 67\frac{2}{3}$) hervorgegangen ist, welche man in Portugal niemals verstanden haben würde. Ich halte die Behauptung auch heute noch aufrecht, daß dieser Modul ($= 67\frac{2}{3}$) in der Litteratur des XV. und XVI. Jahrh. überhaupt sonst nicht vorkommt und daß er *une mesure étrangère à la science géographique que M. Uzielli veut y introduire arbitrairement* ist. Leider steht Mr. Vignaud diesen Fragen auch zu fern, sonst könnte er unmöglich den Satz aussprechen (p. 188): *Une mesure que Toscanelli a pris la peine d'expliquer en montrant comment elle se décompose, que M. Uzielli a acceptée, après l'avoir soumise à une longue et minutieuse analyse, que M. D'Albertis et M. L. Hugues ont également étudiée et acceptée ne saurait être écartée de la discussion aussi sommairement*. Ich ersuche Mr. Vignaud die Darlegungen meiner Schrift S. 261, 295 sich übertragen zu lassen und gebe mich der Hoffnung hin, daß er sich von der vollen Haltlosigkeit der langen Analyse Uziellis überzeugen wird, ebenso wie ich meinen trefflichen Freund Hugues längst überzeugt zu haben glaube. Auch Mr. Vignaud schreibt mir, daß er diesen Passus in der englischen Ausgabe seines Werkes ändern werde. Das Bedauerliche an der Sache ist, daß Mr. Vignaud rück-

sichtlich der im XV. Jahrh. im Schwange gehenden Ansichten über die Größe der Erde keine tiefern Vorstudien gemacht hat. Es würde indessen die Grenzen dieser Anzeige überschreiten, wollte ich die Einwürfe, welche ich gegen die Ausführungen der p. 188—204 seines Werkes zu machen hätte, einzeln begründen.

Ganz entschieden aber muß man Verwahrung einlegen gegen die Behauptung Vignauds die sogenannte Toscanelli-Karte habe den Portugiesen nichts lehren können (p. 201). Im Gegenteil! Bisher kannte man als Weltkarten nur solche, welche — meist in Form einer kreisrunden Scheibe — nur die Erd feste darstellten und am einen Rand die atlantischen Küsten Europas und Afrikas, am andern die Ostküste Asiens zeigten, thatsächlich also nicht Bilder der ganzen Erdoberfläche oder einer rings um die Erde laufenden Zone abbildeten. Es gehörte also bei ihrem Anblick viel Abstraktion dazu sich die Erreichung der fernen östlichen Küsten auf dem Westwege vorzustellen. Diesem Uebel wollte Toscanelli abhelfen und er spricht seine Absicht so deutlich und so klar aus, daß man den Meister aus den wenigen Worten reden hört. Noch ist bis jetzt keine Karte entdeckt worden, die vor dem Jahre 1474 datiert wäre und die Ostküsten Asiens als Gegengestade der Europäischen, also links von diesen, gezeigt hätte. *Et non miremini si voco occidentales partes ubi sunt aromata cum communiter dicantur orientales quia nauigantibus ad occidentem semper illae partes inueniuntur per subterraneas nauigaciones. Si enim per terram et per superiora itinera, ad orientem semper reperientur.* Somit war die Karte besser als irgend ein anderes Anschauungsmittel, also namentlich auch besser als das geschriebene Wort, geeignet dem König von Portugal mit einem Blick Lage und Entfernung der fernen Küsten überschauen zu lassen, die es auf dem Westwege zu erreichen galt. Mehr konnte und wollte Toscanelli nicht verzeichnen. Die Angabe von 26 Spatien zu 250 Miglien sprach gleichfalls klar und faßbar. Die Karte wollte sicher nicht im Einzelnen den besten Schifferweg angeben, über den man im übrigen wenig hätte sagen können. Das ausgezogene Gradnetz ist ja gerade das ganz eigenartige an ihr. Keine Seekarte der damaligen Zeit hatte ein solches. Vielmehr zeigen sie sämtlich das Netz von Windrosen, das einem gänzlich andern System kartographischer Hilfslinien angehört. Eben dieser Umstand spricht die deutlichste Sprache gegen die Vermutung, daß der Seemann Bartolomeo Colon den Brieftext erfunden und gefälscht haben sollte. Toscanelli, anknüpfend an Marinus, konnte als gelehrter Kosmograph den ersten Versuch einer graduierten Seekarte wagen, die ja auch bekanntlich keine unmittelbare Nachahmung gefunden hat.

Es handelt sich nun, wie ich 1894 nachgewiesen zu haben glaube, um eine rechtwinklige Plattkarte, keineswegs um eine quadratische. Letztere hat man niemals entworfen, bevor man den Aequator wirklich überschritten hat, man kennt solche erst aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts.

Fügen wir endlich noch hinzu, daß der Behaimglobus von 1492 aller Wahrscheinlichkeit nach in der Darstellung der ostasiatischen Länder, der Lage der Insel Cipangu etc. sehr genau mit der sogenannten Toscanellikarte übereinzustimmen scheint (s. Wagner a. a. O. S. 283 ff.). Wie wäre dies möglich, wenn die Karte, wie Mr. Vignaud meint, erst zwischen 1506—1510 entstanden wäre? Der Behaimglobus beweist unwiderleglich, daß man in Portugal — denn ich halte daran fest, daß Behaim seine Anschauungen dort gewonnen hat, — vor 1492 an die Möglichkeit der Erreichung Ostasiens auf dem Westwege dachte. Wer nun die einstige Existenz einer Toscanellikarte leugnet, müßte annehmen, daß Bartolomeo Colombo seine Weisheit aus verschwundenen Kartenbildern geschöpft hätte, wie sie uns indirekt durch den Behaimglobus erhalten sind. Es ist im übrigen im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Bartolomeo Colombo, der sich durch seine Fahrten ja bereits ganz bestimmte Vorstellungen über die neuen Inseln gebildet hatte — ich erinnere an die von Wieser 1893 gefundene Karte, die von Bartolomeo herrührt, — nachträglich eine Karte erfunden haben sollte, die sich so wenig durch die inzwischen gemachten Entdeckungen beeinflußt zeigt.

Nun hat sich bekanntlich G. Uzielli das große Verdienst erworben unter den hinterlassenen Papieren Toscanellis einen Netzentwurf zu entdecken, dessen oblonger Rahmen ringsum graduirt war. Derselbe paßt zu einer Plattkarte, die sich über einen vollen Quadranten der Erdkugel ausdehnt. Das Netz ist freilich nicht ausgezogen und die Längengrade sind nicht beziffert, wie es die Breitengrade sind. In Folge davon läßt sich der Rahmen auch zur Einzeichnung einer rechtwinkligen Plattkarte verwenden. Unsere Toscanellikarte hatte nordwärts eine Ausdehnung über Island hinaus sicher nicht nötig und bedurfte auch einer solchen in Länge über 135° oder 27 Spalten hinaus nicht. Wenn also in jenem Funde ein unmittelbarer Zusammenhang mit der Karte von 1474, wie wir sie aus dem in Sevilla gefundenen Briefftext rekonstruieren, nicht vorliegt, so wäre es doch ein gar zu merkwürdiger Zufall, wenn dort als Werk Toscanellis eine solche Plattkarte beschrieben ward, und in Florenz sich unter den Papieren des vermeintlichen Verfassers ein Kartenrahmen vorfindet, der im Prinzip durchaus mit jener für damalige

Zeit ungewöhnlichen Karte harmoniert, — ohne daß zwischen beiden Erzeugnissen ein Zusammenhang besteht. Ich erblicke in diesem Zusammentreffen den unwiderleglichsten Beweis der Realität des beanstandeten Briefwechsels wie des einstigen Vorhandenseins der Toscanellikarte und finde keinen der für diese Anschauungen sprechenden Gründe durch Vignauds Argumente widerlegt.

Ganz anders liegt die zum Schluß eingehend erörterte Frage, ob die sogenannte Toscanellikarte mit derjenigen identisch ist, die Kolumbus auf seiner ersten Reise mit sich führte und den Beratungen mit Pinzon zu Grunde legte. Las Casas nimmt diese Identität an. Vignaud spricht sich mit manchen triftigen Gründen dagegen aus. Für die Frage der Echtheit des Briefes und der Karte des Toscanelli ist die Entscheidung übrigens gleichgültig. Der Letztere wollte nur eine den König von Portugal im allgemeinen orientierende Karte vorlegen. Ob er sich bei Einzeichnung der europäisch-afrikanischen Küsten nach den damaligen landläufigen italienischen Seekarten große Mühe gegeben, ist fraglich. Die Einzeichnung der Insel Antiglia erfolgte in der Breite von Lissabon und in einem in runden Zahlen ausgedrückten Abstand rein vermutungsweise. Ähnlich geschah es wohl mit Cipangu. Sehr möglich ist es also, daß Kolumbus sich seinerseits noch Karten entwarf, in welche er ohne von den Hauptsachen der Toscanellikarte abzuweichen, noch einzelne Inseln einzeichnete, über die man in spanisch-portugiesischen Häfen fabelte.

Meines Erachtens geht man also zu weit, wenn man die Toscanellikarte als einen Wegweiser für des Kolumbus erste Fahrt ansieht. Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie dazu gedient hat den Entdecker in seinem kühnen Wagnis zu bestärken. —

Sicher wird Mr. Vignaud sich sobald nicht zu andern Anschauungen bekehren. Man darf zunächst begierig sein, wie sich andere auf gleichem Gebiet arbeitende Forscher aussprechen werden. Ohne eine nähere Bekanntschaft mit allen einschlägigen Fragen wird man leichter den Gegengründen zugänglich sein. Für jetzt scheint es mir jedenfalls verfrüht, Toscanelli auf Grund des vorliegenden Werkes vom Postament eines ›Iniziatore della scoperta dell' America‹ wieder herunter zu heben.

Göttingen, 10. Januar 1902.

Hermann Wagner.

Das Mānavaśrautasūtra, herausgegeben von Dr. Fr. Knauer. Buch I und II. St. Petersburg 1900, 1901. Zwei Hefte, XVI und 72, XIII und 131 S. Kl. Fol. Preis 4 Mk. zusammen.

Bekanntlich besteht der Veda, d. h. die Sammlung heiliger Texte, die uns das älteste Wissen der alten Inder bewahrt hat und die Quelle ist für unsere Kenntnis ihrer Religion, aus mehreren Theilen. Die Texte, die ihrer Form nach die ältesten sind, die Samhitās, enthalten die Lieder, Gesänge und Opferformeln, die beim Vedischen Opfer gebraucht wurden. Diesen Samhitās folgen dem Alter nach die Brāhmanas, welche die theologischen Erläuterungen zum ganzen Vedischen Opfer enthalten. Die jüngsten Quellen sind die sogenannten Sūtras, die in gedrängtester Form dargestellten Leitfaden, die uns das eigentliche Opfer vor Augen führen. Obwohl also diese Texte, was die Zeit ihrer Redaction angeht, die jüngsten sind, so stehen sie doch, ihrem Inhalt nach, an Alter den Samhitās gleich, da ja die Sprüche und Gesänge vom Ritual unzertrennbar sind. Als sich die Inder über ein größeres Gebiet verbreiteten, war es selbstverständlich, daß in diesen Ueberlieferungen allmählich Spaltungen entstanden. Diesem Umstande haben wir die verschiedenen Redactionen der Samhitās und der Sūtras zu verdanken. Von den verschiedenen Redactionen der Sūtras für das Vedische Opfer, die den Leitfaden für den Adhvaryu enthalten, waren uns bis jetzt durch den Druck bekannt das Kātyāyana śrautasūtra, von Albr. Weber herausgegeben, und das Āpastamba śrautasūtra, das uns jetzt endlich in der sorgfältigen von Rich. Garbe besorgten Ausgabe mit dem größten Theile eines vorzüglichen Kommentars vorliegt. Vorhanden sind noch das Sūtra des Bhāradvāja, theilweise wie es scheint, das vollständige des Hiranyakeśin, das gleichfalls vollständige des Baudhāyana, das umfangreichste aller Kalpasūtras, das nur zum Theil bekannte Vaikhānasa-Sūtra und endlich das Mānava śrautasūtra. Da Baudhāyana, Bhāradvāja, Āpastamba, Hiranyakeśin und das Vaikhānasa alle das Ritual der Taittirīya-Schulen enthalten, also in mancher Hinsicht zusammenfallen müssen, war es höchst erwünscht, daß auch das Mānavasūtra, welches das Ritual der Mānavas enthält und sich der von L. v. Schroeder herausgegebenen Maitrāyaṇī Samhitā anschließt, veröffentlicht wurde. Dieser Wunsch ist nun theilweise in Erfüllung gegangen. Der wichtigste Theil des Werkes liegt uns jetzt in sorgfältigster Ausgabe vor, enthaltend den sogenannten Prāksoma, d. h. den Theil, der nach der üblichen Reihenfolge vor dem Soma-Opfer behandelt wird, also das Neu- und Voll-

mondsopfer, das Agnyādheya, Agnihotra, die Tertialopfer und das Thieropfer; der zweite Theil umfaßt die einfachste Art des Soma-Opfers, den Agniṣṭoma.

Der Herausgeber des Mānavasūtras hat eine recht schwierige Aufgabe. Garbe schreibt in seinem Preface zum Āpastambasūtra (Vol. I, S. 9): ›the text of the Āpastamba śrauta-sūtra, as is well known to be the case in all Vedic works, does not show any real variants, except in a very few cases«. Wer die uns jetzt vorliegende Ausgabe der Mānava-Texte, wo zuweilen die Hälfte, meistens ein Drittel der Seite für die *variae lectiones* in Anspruch genommen wird, einsieht, wird geneigt sein, diese Aeußerung Garbes in Zweifel zu ziehen. Und doch hat er Recht; seine Behauptung gilt für den Fall, daß das uns zu Dienste stehende handschriftliche Material gut ist und ein gründlicher Kommentar dazu vorhanden ist. Beide Bedingungen nun sind für die Mānava-Texte nicht erfüllt. Die Handschriften enthalten meist dieselben, zuweilen sehr groben, Fehler und die Kommentare, die dem Herausgeber vorgelegen haben, sind ziemlich schlecht. Ihre Verfasser hatten nur geringe Kenntnis des Rituals, wie z. B. aus den Mittheilungen zu I. 2. 2. 6, II. 1. 3. 42 ersichtlich ist. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß der Herausgeber zur Konjekturealkritik seine Zuflucht nimmt, wie denn auch Knauer sehr oft, sei es auf Grund des unserem Sūtra verwandten Āpastambasūtra, sei es auf Grund der Saṃhitā, der sich unser Sūtra eng anschließt, sei es auf Grund der anderen verwandten Quellen, verbessernd eingreift. Man muß nun dem Herausgeber das Lob spenden, das er das Mögliche gethan hat, einen leserlichen Text zu bieten. Aus der Fülle der Varianten weiß er meistens, der Sache kundig, das Rechte zu wählen. Einen schlagenden und für ihn höchst erfreulichen Beweis liefern die nach der Drucklegung in seinen Besitz gekommenen Handschriften aus Benares, die unter den mittelmäßigen HSS. gewiß die besten sind. Ueberall wo er eine Emendation in die handschriftliche Ueberlieferung angebracht hatte, wird diese aufs Glänzendste durch das neu hinzugekommene Material bestätigt. Daß es aber auch in diesem Texte noch sehr vieles zu thun gibt, wird niemand leugnen. Es ist, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, in hohem Grade schwierig einen Sūtra-Text herauszugeben. Der Herausgeber soll eigentlich das ganze Ritual beherrschen, und das ist keine Kleinigkeit bei den verhältnismäßig spärlichen Vorarbeiten auf diesem Gebiete. Meiner Ueberzeugung nach hätte der Herausgeber noch viel mehr in der Ueberlieferung verbessern dürfen. Da ich schon anderwärtig meine Ansicht über das I^e Buch ausgesprochen habe, begnüge ich mich

damit hier nur einige einzelne Stellen aus diesem Theile zur Sprache zu bringen.

I. 1. 3. 6 ist vielleicht die Lesart von Kc richtig, da dem *ava-sajjet* oder *avasajet* bei Baudh. *praveṣṭayati* entspricht.

I. 2. 1. 18 halte ich *sphyapavitram* für richtig, da ja die Rede ist von zwei Reinigern.

I. 2. 2. 5 ist wohl *paryāvurtya* statt *paryāvṛtya* zu lesen.

I. 2. 1. 30. Zweifellos richtig ist die Lesart *agna*; nicht vorzuziehen ist, wie Knauer meint, *agnaya*, vgl. Āp. I. 17. 3: *agne havir nirvapsyāmi*; freilich ließe sich auch *agnaya* vertheidigen, man müßte es dann aber nicht als Dativ, sondern als Voc. plur. nehmen. Der Komm. a. h. l. ist so zu lesen: *pravasato yajamānasya grhād yajamāneti* etc.

I. 2. 3. 24 und pass. möchte ich statt *vilāya* überall *vilāpya* verbessern, wie der ständige Terminus bei Baudh. ist; man beachte die Lesart *vilāpya* von P₃P₄.

I. 2. 5. 7 und sonst, halte ich, gegen Knauers Vertheidigung der dritten Person *saṁmārṣṭi*, doch *saṁmārjmi*, wie hier ja die meisten HSS. lesen, für das einzig Richtige; ebenso ib. *mā nirmṛksam* (wie M₁) statt *mā nirmṛkṣad*.

I. 3. 1. 26. Weshalb wird hier *yajamānasya ṛṣiṇ*, nicht mit den meisten HSS. *yajamānasyarṣiṇ* gelesen, I. 5. 1. 2 dagegen nicht *yajamānasyartāv* in *yajamānasya ṛtāv* gebessert? Nach Gr̥hs. Einl. § 8 b sollte dies letztere doch die Lesart der Mānava-Texte sein.

I. 4. 2. 16 ist *upāṁsuyajau* Druckfehler statt *upāṁsu*⁰.

I. 6. 1. 2 wäre vielleicht das alterthümliche *agnīdhā* statt des von Knauer aufgenommenen *agnīdhreṇa* beizubehalten.

Von dem Agniṣṭoma (Buch II) widme ich nur den ersten Kapiteln eine eingehende Besprechung, nicht mit der Absicht durch meine Bemerkungen das Verdienst des Herausgebers zu schmälern, sondern, womöglich, das Verständnis des schwierigen Textes zu fördern und zur richtigen Herstellung etwas nachzutragen.

II. 1. 1. 4. Da Baudh., Bhār., Hir. und Āśv. gr̥hs. I. 23. 12 mit allen HSS. des Mānavasūtra (*diśo*) *hotrāsaṁsinyas tā me* etc. haben, ist die Konjektur *hotrāsaṁsinas* mindestens gewaltsam. Es wäre auch zu untersuchen, ob die HSS. des Āpastamba nicht ebenso lesen.

II. 1. 1. 28. Hat man *saṁhārya* zu lesen? *saṁhāya* bedeutet doch: »nachdem er aufgestanden (erwacht) ist«.

II. 1. 1. 38. Statt *saṁnikṛṣya* ist doch vielleicht *saṁnikṛṣya* das Richtige, wenn die Bedeutung des Zeitwortes »zerreiben« ist;

es ist dann Nebenform zu *gharṣati*, vgl. Kauś. sū. 32. 21, 29. 6, 26. 22 (mit den vv. II.).

ib. Statt *'nyayānyayā niṣevayan* ist ohne Zweifel *'nyayānyayā-niṣevayan* zu lesen, vgl. Maitr. S. III. 62. 8 *na punar niṣevayati* und Āp. X. 7. 3 *anidhāvamaṇaḥ*.

II. 1. 2. 9. Statt *ucyartim* ist vielleicht *uccṛtyam*, »was sich losknüpfen läßt« (*uccṛtati*) zu vermuthen.

II. 1. 2. 12. Statt der handschriftlichen Lesart *sticyābadhnāti* ist nicht das von Knauer vorgeschlagene *stivyām badhnāti* aufzunehmen, sondern *sicy ābadhnāti* zu lesen, vgl. Śat. Br. III. 2. 1. 18.

II. 1. 2. 13. *sumasyām* ist Druckfehler statt *susasyām*.

II. 1. 2. 32. Die Konjekturen *homo 'nṛtaṃ ca* scheint mir auf der Hand zu liegen; so lesen ja thatsächlich Bn und NS.

II. 1. 3. 11. Ich schlage vor *prabudhya* statt *prabudhyan* zu lesen.

II. 1. 3. 19. *śvaḥ sutyeti* ist getrennt zu lesen; die Worte besagen ja: »während deren erster wache er und während der Nacht, die dem Pressungstage vorangeht«.

II. 1. 3. 30. Wahrscheinlich ist so zu interpungieren: *amṇāta rājakraṇṇī* (und zwar Maitr. S. III. 7. 4 init.); *adhikarṇī ṣoḍaśini*.

II. 1. 3. 45—46. *yajamāno* kann sehr wohl mit L und LC als Subject zu *nidadhāti* in Sūtra 45 genommen werden. Knauer hat es um der Saṃhitā (III. 84. 3) willen in Sūtra 46 genommen, weil es dort heißt: *tenādhvaryuḥ paśumān grheṣu padaṃ nidadhāti*. Zweifelloso ist aber die Interpunction in unserer Ausgabe der Saṃhitā unrichtig. Nach *paśumān* fängt ein neuer Satz an: *tenādhvaryuḥ paśumān* (sc. *bhavati*) steht im Gegensatz zum vorhergehenden *tad adhvaryur apaśur bhavati*. Sowohl die Saṃhitā wie das Sūtra lassen es unausgesprochen, wer den Sand der Fußspur in seinem »Hause« bewahren soll. Vermuthlich ist es die *patnī*, die ihn zur Besalbung des Havirdhānakarrens später benutzt.

II. 1. 4. 6. Ob sich Knauers Veränderung des allgemein überlieferten *chandomānam* (auch L liest *chandonāmānam*) in *chandonāmānam* rechtfertigen läßt, bezweifle ich. Ueberall steht ja die Maitr. S. der Taitt. S., die *chandomānam* liest, näher als der Vāj. Saṃh., die *chandonāmānam* hat. Auch scheint mir die Lesart der Taitt. Saṃh. die ältere und echte, da in diesem Worte ja so zu sagen, die drei im vorhergehenden genannten Metra vereinigt sind, vgl. Egge-ling SBE. XLIV, S. 156, Note.

II. 1. 4. 9. Das überlieferte *rāja arhati* ist für einen bloßen Fehler zu halten, da eine Plüti (der Satz ist ja nicht ein Fragesatz) keinen Zweck hätte,

II. 1. 4. 14. Ich halte gegen Knauer doch *upagrathnāmi* für das Richtige. Der Behauptung Knauers, ein *upagrathnāmi* wäre schwerlich so stark wie in den MSS. entstellt worden, halte ich nur die Corruptel *mr̥dyā* (I 8. 5. 8) entgegen, das aus *srucā* entstellt ist. Da die ganze Handlung (II. 1. 4. 13—14) nicht in der Maitr. S. erwähnt ist, haben wir sie doch wohl für entlehnt aus dem Ritual einer Taittirīya-Schule zu halten, ebenso wie die Yajusformeln *āsme jyotiḥ* und *somavikrayāni tamah*.

II. 2. 1. 10. Eine Interpunction hinter *pāṇin* hätte das Verständnis dieses Sūtras erleichtert: *rājño vādhy ājyāni*, d. h. »oder (wenn er) vom Soma (sich) zu den Ajyas (begibt)«.

II. 2. 2. 7. Störend ist der Druckfehler *pravidhyanta* statt *pravidhyanti*. Offenbar liegt hier nur ein Fall von Lettersprung vor.

II. 4. 6. 23. Druckfehler ist wohl *tīrtiyasavanikam* statt *tārtiya*^o.

II. 2. 4. 24^d. Daß dem *harivo* ein *hvarito* vorzuziehen ist, hat der Herausgeber selber bemerkt.

II. 2. 5. 29. Diese Stelle dient u. m. zum Beweise meiner Behauptung, daß die handschriftliche Ueberlieferung für die Mānavatexte eine sehr mangelhafte ist. Die meisten HSS. lesen hier *payāṃsi viśeṣyam*, *viṣyeṣyam* oder *viśeṣyan*. Knauer corrigiert *viśeṣam* und findet darin ein Absolutiv, natürlich zu *viśinasti*. Das ist nun aber, wenn ich recht sehe, unrichtig; das einzig Mögliche scheint mir das einmal (von N) überlieferte *viśiṣya*. Dieses *viśiṣya* nun ist nicht zu *viśinasti*, sondern zu *viśasti* zu nehmen; es sind eben die im vorhergehenden Sūtra gegebenen verschiedenen Andeutungen in Bezug auf die *payāṃsi* gemeint. Baudhāyana gebraucht zu dieser Andeutung gerade den Ausdruck *viśasti* und weist stets darauf zurück mit den Worten *payāṃsi viśiṣya*; man vergl. auch Āp. XIV. 34. 4.

Diese Liste von Bemerkungen schließe ich mit einem kleinen Beitrag zur Exegese unseres Sūtra, nl. der Stelle II. 1. 5. 17: *pravṛte 'nanuyājāsu sammārgam viśrāṃsyābhyukṣya vraje paregoṣṭhe vodasyati*, d. h. bei denjenigen Iṣṭis, bei denen die Anuyājas hinterbleiben (so wie bei der hier behandelten ātithyeṣṭi), wirft er den Sammārgabüschel (vgl. I. 3. 1. 3; der also nicht, wie im gewöhnlichen Opferparadigma, für die Abwischung der Feuer bei den Anuyājas, vgl. I. 3. 4. 2, aufbewahrt bleibt und nachher ins Feuer geworfen wird, vgl. I. 3. 4. 3), nachdem er ihn gelöst und gesprengt hat in die Wohnung oder den Stall eines Feindes nieder (oder auf das Dach? *udasyati*). Vielleicht hat man *paragoṣṭhe* zu lesen.

Am Schlusse dieser Besprechung möge der Hoffnung Ausdruck

gegeben werden, daß Herr Knauer im Stande sein werde uns auch den Text der übrigen Theile des so wichtigen Textes recht bald mit seinem gewohnten Scharfsinn und Akribie zu geben, eine Aufgabe, die wohl noch schwieriger sein wird als die jetzt von ihm so glänzend erfüllte.

Breda, 7. Januar 1902.

W. Caland.

Das Buch Esther. Nach der Septuaginta hergestellt und kritisch erklärt von G. Jahn. Leiden, Brill 1901. XV 67 Seiten.

Nöldeke sagt in dem Artikel Esther, den er für die von Cheyne herausgegebene Encyclopaedia Biblica beige-steuert hat, der masorethische Text (MT) des Buches Esther sei außergewöhnlich gut erhalten, und man könne zweifeln, ob er auch nur an einer einzigen Stelle nach der Septuaginta verändert werden dürfe. Dagegen erhebt Jahn mit Recht Einspruch. Aber einverstanden bin ich mit Nöldeke in dem Urtheil über die gegenwärtig blühende unvorsichtige Verwendung der LXX zur Correctur des MT, z. B. bei The-nius und Cornill. Jahn überbietet diese seine Vorgänger noch bei weitem, namentlich in der Leichtfertigkeit seiner Retroversion. In allen Fällen, wo die LXX nicht ganz genau mit unserer hebräischen Ueberlieferung übereinstimmt, weiß er ohne viel Besinnen, daß ihr ein anderer hebräischer Text vorgelegen und wie er gelaute hat. Er versteht unter LXX die gewöhnliche Recension (A), nicht die s. g. lucianische (B).

Er erleichtert sich das Geschäft der Rückübersetzung dadurch, daß er jede Freiheit des Uebersetzers ausschließt, bis auf die Wort-stellung. In 3, 11 soll die LXX אָחִי gelesen haben für נָרוֹךְ לִךְ und רַבִּים עָשָׂה für רַבִּים לַעֲשׂוֹת בִּי, weil sie ἄγας und τῷ θεῷ ἔσθαι ἡγάρα übersetzt — während dagegen כָּסוּב בַּעֲיִיךָ belassen wird, obwohl die Uebersetzung ὡς βοῦλαι hier viel stärker abweicht. In 3, 13 soll sie וְלִבְרָא רִכְשָׁם, mit Umstellung des Objects, gelesen haben für וְשִׁלְלָם לִבְרָא, weil sie καὶ διαρπάσαι τὰ ὑπάργχοντα αὐτῶν übersetzt. In 4, 5 מָה זֶה עָלַי מָה זֶה הַנֶּכֶךְ, was doch mit τὸ ἀγαπῆς ganz treffend übersetzt ist. In 8, 6 soll sie אֶרְכֵּל לְרִאשֹׁתָא vor sich gehabt haben, weil sie δυνήσονται ἡμῖν bietet: als ob sie das überlieferte אֶרְכֵּל וְרִאשֹׁתָא auf griechisch anders hätte wiedergeben können! Fast in jedem Verse wird in dieser Weise nach der LXX geändert. Die Folge ist, daß eine fürchterliche Verwilderung in der Ueberlieferung des Ori-

ginaltextes behauptet werden muß, um die Uebersetzung von jeder Freiheit zu entlasten. Wenn aber die Abschreiber des Originals aufs willkürlichste mit der Vorlage umgesprungen sind, wie soll dann der Uebersetzer so unbedingten Respekt vor ihr gehabt haben? Was jenen für nicht verboten galt, war diesem doch sicher erlaubt. Thatsächlich finden wir eine peinliche Scrupulosität in der LXX selbst bei solchen Büchern nicht, die schon zur Zeit der Uebersetzung in heiligem Ansehen standen, geschweige denn bei solchen, wo das noch nicht der Fall war, wie bei Esther. Wie wäre sonst auch die ungeheure Verschiedenheit zwischen den griechischen Recensionen A und B zu erklären? Man muß vielmehr immer zuerst mit der Möglichkeit rechnen, daß eine Variante der LXX gegenüber dem MT nur scheinbar ist, d. h. daß sie auf Rechnung des Uebersetzers kommt. Man muß nach Garantien suchen, um sich zu vergewissern, daß das nicht der Fall ist, daß die LXX wirklich einer anderen Vorlage folgt als der uns überlieferten. Eine solche Garantie liegt z. B. darin, daß sie einen Sinn bietet, der wegen seines positiven Inhalts nicht vom Uebersetzer errathen sein kann, z. B. εἰς γῆν Χετταίην. Καδης 2 Sam. 24, 6 für רַמֶּל אֶרֶץ חֲתָתִים וְדוּדַי. Eine andere Garantie ist es, wenn durch Retroversion ein Mißverständnis beseitigt und aus unverständlichem Griechisch ein verständliches Hebräisch wird, wenn z. B. εἰς περιποίησιν παντὶ τῷ κτίζοντι Agg. 2, 9 den Sinn erhält *um das ganze Fundament zu erneuern*, oder ἐνεσεν τῶν λημμάτων αὐτῶν τῶν ὀρθρίων Agg. 2, 14 *weil ihr Bestechung genommen habt*. Die Hauptgarantie ist jedoch überall, daß die sich ergebende Vorlage der LXX leicht mit dem MT zu vereinigen und auf die gleiche Grundlage zurückzuführen ist, z. B. Amos 7, 1 εἰς Γωγ ὁ βασιλεύς = גִּגְי אֲחִיר = גִּגְי אֲחִיר (nach der Mahd des Königs), Gen 18, 12 οὐπω μὲν μοι γέγονεν ἕως τοῦ νῦν = *ach're bilti h'jôt li ôdena* (nachdem die Regel mir nicht mehr ist). Jahn aber fühlt niemals das Bedürfnis, die doch immer nur vermuthliche Lesart der LXX der wirklichen des MT anzuschmiegen, sondern er ist umgekehrt bestrebt, die Differenz möglichst groß zu machen. Je klotziger sie ausfällt, um so glücklicher fühlt er sich, um so lauter triumphiert er.

Ist es nun gelungen, die Lesart, nach der die LXX übersetzt, mit einiger Sicherheit festzustellen, so entsteht die Frage, ob sie besser sei als die des MT. Für Jahn ist das keine Frage, er zieht sie regelmäßig vor, Kritik bedeutet ihm einfach Umstoßung des MT. Er bringt jedoch auch Gründe gegen denselben vor, und zwar in erster Linie Einwürfe gegen seine sprachliche Correctheit. Nun schreibt allerdings der Verfasser von Esther kein mustergiltiges

Hebräisch, so wie es in den schönen Erzählungen der Genesis und der Bücher Samuelis vorliegt. Man muß seine Sprache etwa mit der der Chronik zusammenhalten. Er lebte in einer Zeit, wo das Hebräische einerseits schon durch das Aramäische halb todt gemacht und andererseits auch innerlich verändert war, durch Eindringen bis dahin literarisch nicht gebräuchlicher Vokabeln und syntaktischer Wendungen. Statt der alten einfachen Parataxe finden sich verwickelte und nicht sehr geschickte und straffe Constructionen, ferner Infinitive mit Lamed als Prädikate statt des Jussivs (לִרְחוֹק es sollte erlassen werden), der Infinitivus absolutus als Fortsetzung der 3. Pl. Perf., Wortstellungen wie וְשָׁלַם לְבָרָא und וְשָׁרָא יָרָא (vgl. Gen. 14, 5), Ausdrücke wie כִּיד (1, 7, 2, 18), בָּכָן, בִּידָא, קָבַל (was Jahn 4, 4. 16 als späteren Sprachgebrauch ausmerzt und nach LXX durch שָׁמַע corrigiert!) u. a. Der Verfasser hält sich gern an Reminiscenzen aus der alten Literatur, und während es ihm schon nicht mehr ganz leicht ist, eigene Gedanken bequem und natürlich auf hebräisch auszudrücken, schwelgt er gelegentlich in einer gedankenlosen copia verborum, wenn ihm die Synonyma zur Hand sind — ähnlich wenn auch nicht ganz so unfrei, wie unser einer es auf dem Gymnasium im lateinischen Aufsatz zu machen pflegte. Das Alles erklärt sich leicht aus der Abfassungszeit und paßt zum Ganzen. Jahn aber hält es für seine Aufgabe, dem Autor grammatisch und stilistisch das Exer-citium zu corrigieren; das Maß dazu entnimmt er nicht ihm selber, sondern den Paragraphen des Gesenius, wo nicht gar des Mufassal. Kein in der Obersecunda ergrauter Klassenlehrer könnte unnachsichtiger die Regeln der Grammatik handhaben. Daß das von Jahn selber angefertigte »correcte« Hebräisch etwas schülermäßig aussieht, ist kein Wunder; vom color Hebraeus redet er mit nicht viel größerem Rechte wie der Blinde von der Farbe.

Während die LXX nach Jahn immer grade die rechte Mitte hält, leidet der MT im Vergleich zu ihr entweder an einem Zuviel oder an einem Zuwenig. Einerseits ist er pedantisch, andererseits aber auch wieder extravagant. Es werden ihm Uebertreibungen und Absurditäten zur Last gelegt, von denen die LXX frei sei, z. B. eine maßlose Rachgier und Mordlust. Ich fürchte, wenn solche Geschmacklosigkeiten aus dem Buch Esther heraus kritisiert werden, so bleibt nicht viel davon übrig; unserem Geschmack entspricht es nur, das Ganze zu karikieren und als Posse aufzufassen, nach Goethes Vorgang im Jahrmarkt von Plundersweilern. Ein Gran von dieser Auffassungsweise ist am Ende auch für die wissenschaftliche Exegese ganz zuträglich. Wenn »der Stich ins Grausige« Jahn an die Leber geht, so wird die märchenhafte Mordlust auf dem Papier die alten

jüdischen Leser der Absicht des Verfassers gemäß vielleicht nur mordslustig gemacht haben, zumal von wirklichem Haß gegen die Heiden in dem selber ganz heidnischen Buche Esther nichts zu spüren ist. — Aber nicht bloß aus Gründen des guten Geschmacks, sondern sogar auch aus historischen Gründen übt Jahn an dem überlieferten hebräischen Texte Kritik, wenn es zu gunsten der griechischen Uebersetzung geschehen kann. Zu 2, 21, wo die Namen der Verschwörer nur im MT, nicht in der LXX genannt werden, bemerkt er allen Ernstes: »Hinzufügung von Namen ist ein Zeichen späterer Sagenbildung, wie ja aus diesem Grunde unter den Evangelien die des Markus und des Johannes von der neueren Kritik für die spätesten gehalten werden«. Aehnliche Bemerkungen finden sich zu 2, 6. 14. 16. 3, 7. 5, 14 u. s. w. Und dabei zweifelt er doch selber gar nicht an der durch und durch ungeschichtlichen Art der Legende, die Ewald mit einigem Recht wie ein Stück aus 1001 Nacht anmuthet.

Einen einschneidenden kritischen Kanon stellt er mit der Behauptung auf, daß das persische Colorit des Buches Esther nicht vom ursprünglichen Verfasser stamme, sondern erst im MT aufgetragen sei. Insbesondere sollen die meisten persischen Eigennamen im MT auf absichtlicher oder zufälliger Entstellung beruhen; in der LXX seien sie (wenn sie dort nicht überhaupt fehlen) in ihrer ursprünglichen Form erhalten und da seien sie hebräisch. Jahn versucht, die griechischen Namen in 1, 10. 2, 14. 3, 1. 4, 5. 9, 7—10 u. a. auf hebräische Etyma zurückzuführen, er macht sich damit gradezu lächerlich (z. B. Ἀχαθαιος = אחריית יה) und beweist nur, wie völlig unmöglich ein solches Unterfangen ist. Eigennamen, die man überhaupt verifizieren kann, finden sich nur im MT, der sich gerade in diesem Punkte weit besser erweist als die Vorlage der LXX, und sie sind persisch. So אדמרא כרשנא (vgl. Justis Namenbuch unter Karasna und Admet) פרסנדרהא (C. I. S. Aram. 100) בגרה und אספרהא. Am Anfang von 2, 10 sind מהוי (Mahui oder Mahan) und מנבז (Monobazes) durch irrige Wortabtheilung unkenntlich gemacht; dergleichen ist gewiß noch öfter vorgekommen, denn die Masorethen konnten kein Persisch. Durch zufällige Verderbnis mag ארדיראה aus ארדיראה entstanden sein. Ueber manche Namen von bedeutungslosen Statisten ist allerdings vielleicht nur ein persischer Schein geworfen, sie sind künstlich componiert. Aber sie sollen doch, nach der Absicht des Autors, in dieser Umgebung einen persischen Eindruck machen und enthalten zum Theil auch persische Elemente, unter allen Umständen sind sie immer noch eher persisch als hebräisch. Uebrigens merzt Jahn nicht bloß die persischen Eigennamen aus, er

ersetzt auch die persischen Appellative durch hebräische Aequivalente, und zwar wiederum auf Grund der griechischen Uebersetzung, aus der doch in diesem Falle gar nichts zu ersehen ist. So soll die LXX nicht פרחם gelesen haben, sondern נכבד, nicht פחגם, sondern רת, nicht פחשגן, sondern משנה, nicht אחשדרפן, sondern שר, weil sie die fremden Ausdrücke durch griechische und die Titel zum Theil durch ihr geläufigere aus der macedonischen Sphäre wiedergibt. Nur רת wird passieren gelassen.

Man sieht, wie verkehrt die Gesichtspunkte sind, nach denen die LXX vorgezogen wird. In Wahrheit wird sie nicht aus Gründen, sondern aus Princip vorgezogen, überall, auch da wo gar keine Gründe vorgewendet werden können. So in allen Fällen bei ganz bedeutungslosen Varianten. Es ist hier ja möglich, daß der Uebersetzer wirklich ein anderes hebräisches Synonymum in seiner Vorlage gefunden hat; jedoch mindestens ebenso möglich, daß er die Variante erst durch sein Griechisch geschaffen hat. Und wenn es dafür kein Kriterium gibt und nichts darauf ankommt, so sollte doch der überlieferte hebräische Wortlaut vernünftiger Weise beibehalten werden. Jahn aber glaubt am sichersten zu gehn, wenn er in jedem Verse nichtsnutzige Aenderungen nach der LXX anbringt. So ändert er הבירה (nach Susa) in העיר wegen ἡ πόλις, 1, 12 in מדהל ועד עשיר wegen οὐκ εἰσέγκουσες, 1, 20 in למגדול ועד קטון wegen ἀπὸ πτωχοῦ ἕως πλουσίου, 2, 4 in חק wegen πρᾶγμα (!), 2, 6, 7 in בגרע wegen μεταλλάξει, 2, 12 in עת wegen καιρός, 2, 12 in רמאות wegen θρασύτητα, 3, 7 in חסיל פור wegen καὶ ἐποίησε φήγισμα und was dergleichen Schnurren mehr sind. Natürlich laufen dabei manche Inconsequenzen unter, z. B. wird שמרי סך 2, 21 nach σωματοφύλακας geändert, dagegen פקידים 2, 3 trotz ωμάρχαι nicht; שכך wird in derselben Redensart 2, 1 belassen, aber 7, 10 nicht, obwohl die LXX es beide mal mit dem gleichen Ausdruck wiedergiebt.

Nur in einem kapitalen Punkte tritt Jahn auf die Seite des MT gegen die LXX. Er räumt nämlich ein, wenngleich mit einer Ausnahme, daß die nur in der LXX sich findenden »Stücke in Esther« spätere Zuthaten seien. Er meint freilich die Bedeutung dieses Zugeständnisses dadurch aufheben zu können, daß er behauptet, dieselben seien auch der LXX ursprünglich fremd, wenigstens ihrer hebräischen Vorlage. Denn sie seien nicht übersetzbar, sondern von vornherein griechisch concipiert — das habe Fritzsche bewiesen. Fritzsche hat indessen gar nichts bewiesen. Ich stimme dem Urtheil bei, das Nöldeke in seinem höchst glücklichen Aufsatz über Esther (Alttest. Literatur p. 81 ss) gefällt hat. Nur die zwei Briefe

des Artaxerxes sind sicher ursprünglich griechisch geschrieben. Bei den übrigen Stücken ist es gar nicht unmöglich, daß sie auf ein hebräisches Original zurückgehen. Jahn selber retrovertiert eins davon, bei den andern hätte er das ebenso schlecht und recht machen können. In ihrer Art und in ihrer Tendenz unterscheiden sich die größeren Zusätze der LXX durchaus nicht von den kleineren; vgl. meine Bemerkung zu 2, 20 auf p. 136. Es ist jedoch die Frage, ob die ursprünglich griechischen Zusätze eben deshalb, weil sie ursprünglich griechisch sind, nicht zur echten LXX gehören. Jahn bejaht die Frage nicht aus Gründen, sondern aus *petitio principii*. Die Sache liegt bei dem griechischen Estherbuch in dieser Hinsicht nicht anders wie bei Esdras. Vermuthlich ist 1 Esdr. die echte LXX und 2 Esdr. ist nach dem MT zugeschnitten.

Auf einige Punkte, die nähere Betrachtung verdienen, will ich im Folgenden ausführlicher eingehen, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen.

1, 3. 4. »Im dritten Jahre seiner Herrschaft veranstaltete Ahasverus ein Gelage, das er mit seiner Gegenwart beehrte (לְפָנָיו), für alle seine hohen Beamten und Diener, für die Heeresobersten der Perser und Meder und für die hohen Beamten der Provinzen, wobei er sie den Reichthum und Glanz seines Königthums schauen ließ, 180 Tage lang«. Für בְּהִרְאָתוֹ 1. בְּהִרְאָתָם; der Genitiv des Subjects braucht nicht ausgedrückt zu werden, wohl aber der des Objects. Die Gesamtheit der Würdenträger wird vorangestellt und dann in zwei Unterarten (die in dem herrschenden Volk der Perser und Meder, die in den unterworfenen Provinzen) eingetheilt; daher fehlt das Vau vor וְיָלִיד mit Recht. Das zu allgemeine וְיָלִיד wird vom Autor selber näher bestimmt und rektificiert durch das nachgesetzte וְהַיְרֵחָמִים. Jahn versucht nicht den überlieferten Text zu verstehen, er verurtheilt ihn nur und macht stracks einen bessern. Den Ahasverus (Xerxes) verbessert er in Artasasta (Artaxerxes) nach der LXX. Die LXX wird aber den Ahasverus mit Artasasta gleich gesetzt haben, weil in 1 Esdr. nur der letztere genannt wird. Die späteren Juden unterschieden die Achämeniden, die ihnen auf vier zusammenschrumpften, nicht ordentlich und kannten die Zwischenräume jener Periode so wenig, daß sie die zweite Gola unter Ezra dicht an die erste unter Zerubabel heranrückten.

1, 5. Für »als diese Tage zu Ende waren« im MT hat die LXX οὗτοι ἀνεπληρώθησαν αἱ ἡμέραι τοῦ γάμου. Das vorher erwähnte Gelage von 180 Tagen kann aber nicht nachträglich für eine Hochzeit ausgegeben werden, und mit dem folgenden siebentägigen Fest hat »die Hochzeit« nichts zu thun, denn es geht erst an, »nachdem die Tage der Hochzeit vollendet waren«. Die LXX hat mit γάμος ein-

fach מִשְׁתֵּה übersetzt, ebenso wie 2, 18. Gen. 29, 22; vgl. Matth. 22, 2 γάμος mit Luc. 16, 16 δεῖπνον: מִשְׁתֵּה bedeutet auch Hochzeit. — Die Worte וְעַד קֶסֶן לַמְּגִדֹל streicht Jahn als einen nichtssagenden Zusatz, dessen Syntax auffalle. Die Syntax kann nur dem auffallen, der mit der Bibel nicht vertraut ist. Und nichtssagend ist der Zusatz hier so wenig wie 1, 20; es soll betont werden, daß nach dem 180tägigen Gelage der Großen nun alles Volk, v o r n e h m u n d g e r i n g, sieben Tage bewirtheet wird; natürlich nicht vor dem Angesicht des Königs, sondern im Vorhof vor dem Garten des Residenzschlosses. Auch an diesem Ausdruck nimmt Jahn Anstoß; er meint, das etymologisch undurchsichtige בִּירָן sei überhaupt kein Wort und müsse durch בִּירָה ersetzt werden, weil die LXX es mit αἶνος wiedergiebt: als ob das nicht eine Uebersetzung von בִּירָן sein könnte! Und dabei kommt בִּירָן nicht bloß an dieser, sondern noch an zwei anderen Stellen vor.

1, 6. Jahn streicht גִּלְלִים als identisch mit עֲמֻדִים. Es können allerdings nicht wohl Ringe gemeint sein; der Sinn: »die Tapeten waren durch Ringe an Schnüren befestigt, die über Ständer liefen«, kann aus dem Wortlaut nicht herausgelesen werden. Man hat vielleicht zu denken an ein auf oder an den Ständern befindliches Drechsel- oder Flechtwerk, welches die Schnüre festhielt, an denen die Tapeten hingen. Am Schluß ist bei der Beschreibung des Mosaikfußbodens בָּהֶם noch nicht erklärt, דֶּר וְסִחְרָה schwerlich zu erklären. Man kann sich das Vergnügen machen, die LXX in »natürliches« Hebräisch zu übersetzen, aber nichts herausbringen, was zur Verbesserung des Textes dient. Bemerkenswerth ist höchstens, daß die LXX דֶּר als וֶרֶד (Rosen) gelesen hat.

1, 7. »Und zu trinken wurde gegeben in goldenen Bechern, die alle verschieden geformt waren, und des königlichen Weins war viel, nach Vermögen (2, 18) des Königs«. Jahn will den Text nicht verstehen und phantasiert sich einen andern, frei nach der LXX.

1, 8 Josephus (Ant. 11, 188) folgt hier nicht wie gewöhnlich dem Lucian — der viel älter ist als der Presbyter, der ihn seiner Recension zu Grunde legte —, sondern dem MT und versteht: »das Trinken war nicht, wie es bei den Persern Sitte ist, Zwang; die Schaffner hatten vielmehr Befehl, jedem Freiheit zu lassen«. Der erste Satz kann aber kaum so verstanden werden, und der zweite besagt viel eher, daß jeder sich so volltrinken durfte, wie er wollte. Bertheau hinkt bei seiner Erklärung auf beiden Seiten. Jahn kuriert den Text nach seiner Art; in Wahrheit bietet die LXX nichts Brauchbares.

1, 13—16. Jahn übersetzt, angeblich nach der hebräischen Vorlage der LXX: »13. Und er sprach zu seinen Freunden: so hat

Aschtin (Vasthi) gesprochen, vollzieht nun an ihr Recht und Gesetz! 14. Und es nahten ihm . . . die Fürsten der Perser und Meder, die dem Könige Nahen, die Obersten, die vor dem Könige standen, 15. und thaten ihm nach den Gesetzen kund, was mit der Königin zu thun sei, darum daß sie dem Befehl nicht nachgekommen war, welchen der König durch die Eunuchen erlassen hatte. 16. Und es sprach der Muchai (Memuchan) zum Könige und zu den Fürsten: nicht gegen den König allein hat Aschtin gefrevelt, sondern gegen alle Fürsten und Großen des Königs«. In v. 13 befiehlt also der König den Fürsten, das Recht an Vasthi zu vollstrecken, in v. 14 aber nahen sie sich ihm erst, in v. 15 antworten sie auf eine Frage, die er eigentlich nicht gestellt hat, und in v. 16 nimmt dann ihr Sprecher das Wort. Durch dies Ergebnis wird die Restauration Jahns nicht grade empfohlen. Man muß jedoch zugestehen, daß der MT nicht in Ordnung ist. Für das Verständnis geht Bertheau mit Recht davon aus, daß in v. 16 die Fürsten antworten auf die Frage v. 15, die vom Könige gestellt ist. Dann wird aber die Ankündigung der Frage in v. 13 von der Frage selbst in v. 15 ungebührlich weit getrennt. Die Namen der Fürsten in v. 14 sind nun nicht zu entbehren, denn Memuchan v. 16 muß uns vorgestellt sein. Dagegen könnte die Parenthese v. 13^b ohne Schaden fehlen; steckt darin eine Variante zu v. 13^a? Die beiden ersten Worte von v. 14 sind noch zu v. 13 zu ziehen und קרוב in den Plural zu stellen. Für ידעי העתים darf man vielleicht ידעי הדתים schreiben, denn um Astrologen handelt es sich nicht, sondern um Richter. Die חכמים werden von der LXX durch οἱ φιλοσοφῶντες wiedergegeben, ebenso wie 5, 13; vgl. das syrische ܡܬܬܚܝܡܝܢ.

1, 17. 18. »Denn die Geschichte mit der Königin wird darauf auslaufen bei allen Weibern, daß ihre Männer bei ihnen in Verachtung gerathen (Niphal), indem sie sagen . . ., und heute werden die Fürstinnen sagen . . .«. Man übersetzt דבר המלכה meist *Wort der Königin*, allein sie hat sich nicht mit Worten, sondern mit der That vergangen. Jahn läßt bloß die Fürstinnen gelten und nicht die übrigen Weiber, aber diese kommen auch in Betracht; vgl. v. 20—22 und v. 16 (שרים neben עמים). Schwierigkeiten macht nur והיום am Anfang von v. 18; für *und heute* erwartet man *und ebenso*, wenn das Vorhergehende richtig ist. Die LXX hat αὐτὰρ ἡμεῖς, vereinigt also *ebenso* und *heute*. Vielleicht יוכרת היום?

1, 20. »Und proklamiert werde der Befehl des Königs, damit er geschehe (Niphal), in seinem ganzen weiten Reich«.

1, 22. Jahn stößt sich daran, daß neben der Sprache auch noch die Schrift erwähnt wird; aber das geschieht auch 3, 12 und 8, 9 in

formelhafter Weise. Die Verschiedenheit der Schriftarten in dem großen Reiche fiel ebenso auf wie die Verschiedenheit der Sprachen. Am Schluß ist **מְדַבֵּר כְּלָשָׁךְ עִמּוֹ** unverständlich. In Wahrheit scheint **מְדַבֵּר** hier gar nicht *sprechen*, sondern *regieren* zu bedeuten; vgl. 7, 9.

2, 1. Das Verrauchen des Zorns des Königs gegen Vasthi ist ein besseres Motiv dafür, daß er wieder an sie denkt, als dafür daß er sie vergiftet. Die Diener wollen seinen Sinn von ihr ablenken, wozu sie allen Grund haben. Also ist **וְהָיָה עָלָיו עָרִיצָה** mindestens unnöthig.

2, 6. Daß die Ausleger sich im Buch Esther an der Chronologie stoßen, ist wunderlich; daß Jahn dieselbe verbessern will, ist noch wunderlicher; am allerwunderlichsten ist aber das Hebräisch, das er dabei zu Tage fördert, und der Sinn, in dem er es verstanden wissen will.

2, 7. »Mardochai nahm die Waise an Tochter statt«, steht im MT. hier und auch 2, 15; die LXX weiß zu welchem Zweck: **ἐπαλθεσεν αὐτὴν εἰς θυγατέρα**. Davon aus-, aber darüber hinausgehend machen die Rabbinen Esther faktisch zur Ehefrau des Mardochai, indem sie **לְבַיִת** spielenderweise durch **לְבִיָּה** (*in uxorem*) erklären; vgl. Raschi zu 2, 7. 4, 16 und die Noten Breithaupts. Für Jahn ist das, so sehr er gegen Geschmacklosigkeiten, wenn sie im MT vorkommen, eifert, ein gefundenes Essen; darum irritiert ihn die wiederholte Angabe, daß nur Jungfrauen für den König in Frage kamen. Den Namen *Hadasa* erklärt er für Fiktion, wodurch Esther als geborene Jüdin charakterisiert werden solle. Ist denn *Hadasa* spezifisch jüdisch? und was ist hier nicht Fiktion?

2, 12—15. »Und wenn die Reihe an eine Dirne kam, mußte sie zum Könige eingehen, nach zwölf Monaten; nämlich in zwei verschiedenen Procedures in je sechs Monaten wurde die Vorbereitung vollendet, und dann kam sie zum Könige . . . Am Abend wurde sie eingeführt und am anderen Morgen zurückgebracht in das Weiberhaus unter Aufsicht des Eunuchen so und so, der die Kebsen hütete; sie kam dann nicht wieder zum Könige, wenn er sie nicht ausdrücklich rufen ließ. Als nun die Reihe an Esther kam, . . .« Um einen Hauptsatz zu gewinnen, kann man **לְבִיָּה** v. 12 als Verbum finitum auffassen; man braucht nicht **וְהָיָה עָלָיו עָרִיצָה** zu ändern. Dagegen muß man **וְהָיָה עָלָיו עָרִיצָה** v. 12 mit Jahn und LXX auslassen; die Worte fälschen den klaren Sinn. Endlich ist vielleicht **שָׁרִי** in v. 14 zu streichen, nicht wegen des Sinnes — denn das zweite Weiberhaus paßt recht gut —, sondern wegen der Grammatik. Sonst findet sich am MT nichts auszusetzen; **לְבִיָּה** v. 13 geht nicht auf Personen, sondern auf Schmucksachen und bedeutet: um von ihr mitgenommen

zu werden. Daß in der LXX der Eunuch, der die bereits deflorierten Kebsen hütet, mit demjenigen verselbigt wird, der die ihres Geschicks noch wartenden Jungfrauen unter sich hat, ist wohl eine Vereinfachung, aber darum noch kein Vorzug.

2, 19. Jahn hat Recht darin, daß die ersten drei Worte durchaus nicht an diese Stelle passen. Sie fehlen in der LXX.

2, 20. Für »Mardochai befahl der Esther, *und sie that was er sagte*, demgemäß daß sie unter seiner Vormundschaft gestanden hatte« steht in der LXX: »Mardochai befahl der Esther, *Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten*, demgemäß daß . . ., *und Esther änderte ihre Lebensweise nicht*«. Die LXX, oder ihre Vorlage, nimmt Anstoß daran, daß Esther als persische Königin unbefangen in das heidnische Leben übergeht, und beseitigt den Anstoß ebenso wie es in den s. g. Stücken in Esther geschieht. Der kleine Zusatz hier zeigt genau die gleiche Tendenz wie die größeren, kann also auch nicht anders beurtheilt werden: Jahn wendet dennoch zweierlei Maß an. Richtig beschränkt der MT das Gebot Mardochais an Esther darauf, daß sie ihre jüdische Herkunft verbergen soll. Die LXX behält dies Gebot auch bei, ohne zu bedenken, daß Esther sich durch gefissentliche Beibehaltung ihrer jüdischen Lebensführung sofort verrathen haben würde.

2, 21. Die LXX fügt das Motiv der Verschwörer hinzu; ihr Neid auf Mardochai wollte sich Luft machen in der Ermordung des Königs, der jenen emporgehoben hatte. Das Motiv ist verzweifelt gesucht; warum ermordeten sie denn nicht lieber gleich den Mardochai selber? Und außerdem ist es unmöglich; denn Mardochai wurde erst viel später zu seiner hohen Stellung befördert, zum verspäteten Dank dafür, daß er die Verschwörung entdeckt hatte. Jahn freilich findet Ausflüchte, um auch hier die LXX zu retten und den MT nach ihr zu verbessern. Πρὸς γὰρ übersetzt er mit גורר. Eine nicht minder gelungene Probe seiner Kunst liefert er beim folgenden Verse.

3, 4. Der Satz לראות וגו' ist von der LXX ad libitum übersetzt, weil nicht verstanden. Der Sinn scheint zu sein: sie wollten sehen, ob Mardochai damit durchkommen werde, daß er ein Jude sei, wie er ihnen gesagt hatte, und als Jude sich vor Haman nicht niederwerfen dürfe.

3, 6. ייבץ wird als Niphal aufgefaßt werden müssen, wie 1, 17. Im Uebrigen ist der überlieferte Text völlig unanstößig, man hat keinen Grund, ihn nach der LXX zu verkürzen.

3, 7. Der große Zeitunterschied zwischen 3, 7 und 2, 16 (im Gegensatz zu 3, 12. 8, 9) fällt nicht mehr auf als der zwischen 2, 16

und 3, 7; die Chronologie des Buches Esther zu rationalisieren ist ein üppiges Unternehmen. Die Worte לפני חמץ würden nur einen Sinn geben, wenn in חמץ ein Gottesname steckte und wenn Haman nicht selber loste. Hinter לחודש fehlt etwa וילכד חודש (LXX καὶ ἔπειτα ὁ ἀλγῆτος ἀτλ.). »Haman loste über alle [Tage und] Monate, und getroffen wurde der 12. Monat d. i. Adar.« Die Voranstellung von מיום ליום fällt auf; denn sachgemäß müßten nicht die Tage, sondern die Monate vorangehen: erst muß der Monat und dann erst kann der Tag durch das Los bestimmt werden. Vermuthlich ist מיום ליום zu streichen; in der That wird hernach gar kein Tag, sondern nur der Monat durch das Los getroffen. Der 14. Tag, den die LXX sowohl hier wie in dem unechten Brief des Artaxerxes (4, 18) nennt, ist auf alle Fälle falsch, wie beinahe auch Jahn einräumt.

3, 9. »Ich will durch Händler (Banquiers) darwägen d. h. einzahlen lassen in den Schatz des Königs«. Daß im späten Hebräisch על ידי dieselbe Bedeutung haben kann wie im Arabischen, steht durch die Chronik fest. Dagegen ist על ידי 6, 9 (für אל ידי) etwas anderes.

In 3, 11 wird נדון לך von der LXX richtig verstanden: behalt dein Geld!

3, 12. ביד der LXX für בשם gibt zwar keinen Sinn, wird aber doch von Jahn vorgezogen und kraft eigener Vollmacht mit vor übersetzt.

3, 14. Die hier gebrauchte Formel, mit להנחין für das Verbum finitum (war bestimmt als Gesetz veröffentlicht zu werden), wird zwar 8, 13 wörtlich wiederholt, aber von Jahn darum doch nicht geschont. In 3, 15 ist ἐπεστέλετο δὲ τὸ πᾶγμα καὶ εἰς Σουσαν eine ganz thörichte Zusammenziehung zweier gar nicht eng zusammengehöriger Sätze des MT; um nach Susa zu kommen, brauchten die Boten sich nicht zu beeilen. נדחה = ἐξέσθη; in diesem technischen Sinn ist נדח vielleicht Uebersetzung aus dem Griechischen.

4, 7. Jahn sagt, לשקל müsse mit אל construiert werden; als ob nicht אל und על in manchen Büchern des A. T. promiscue geschrieben würde. Ebenso unnöthig ist der Anstoß, den er an dem ב vor יחזיקים nimmt: »er wollte Geld zahlen für die Juden zu vernichten«. Zu אחז דחו in 4, 11, das ihm sehr gekünstelt scheint, vgl. Dan. 2, 9. In 4, 12 ist ויגיד im Singular zu lesen.

4, 16. Für אני ונעירי אצור genügt ein Hinweis auf Ewald § 339 c. Durch die virtuelle Herstellung des arabischen Akkusativs der Begleitung nach Vau wird nichts zur Erklärung beigetragen. Auch ואת החיה 1 Sam. 17, 34 ist kein Beispiel für das Vorkommen dieses Arabismus im Hebräischen; der Bär begleitet den Löwen nicht, in

untergeordneter Position, sondern steigert ihn eher. Durch dergleichen Reklame empfiehlt Jahn die arabische Grammatik den Hebraisten nicht, sondern diskreditiert sie eher. **אשר לא כרה** ist zwar kein altes Hebräisch; entsprechend aber sagen die Syrer **ܐܠܚܡܐ** (was nicht in Ordnung ist). **כאשר אברתי אברתי** wird dadurch bestätigt, daß es eine Reminiscenz an Gen. 43, 14 ist. Warum unserem Autor solche Reminiscenzen, deren es nicht wenige bei ihm gibt, nicht zugetraut werden sollen, ist schwer einzusehen.

5, 1. Während Jahn die übrigen großen Zusätze der LXX verwirft, recipiert er hier die Beschreibung der Scene, wie Esther zum Könige geht und von ihm empfangen wird. Aber nur sehr starke Gründe könnten eine solche Ausnahme rechtfertigen, und die sind nicht aufzutreiben. Dieses Stück hat ebenfalls die religiöse Färbung, welche die anderen »Stücke in Esther« gegenüber dem echten Bestand auszeichnet. Es unterscheidet sich auch sprachlich nicht von ihnen, die Retroversion wäre dort ebenso gut gelungen. Poetisch steht es allerdings über ihnen. In dieser Hinsicht steht es aber auch über dem echten Buch, durch die größere Kunst und bessere Motivierung. Die Figuren sind lebendiger, menschlicher und sympathischer als sonst; der König ist hier nicht ein bloßer Nußknacker ohne alle Eingeweide. Auf Jahns kleine Nörgeleien am hebräischen Text des Kap. 5 einzugehen thut nicht noth. Wie frei die LXX übersetzt, läßt sich wie in anderen Fällen am besten aus seiner Retroversion erkennen, z. B. 5, 4. 6, 2.

6, 8. Daß die königliche Krone 6, 8 (oder was **כתר** sonst ist) auf den Kopf des Pferdes gesetzt wird, mag geschmacklos sein, aber das ist im Buch Esther kein giltiger Einwand. Das Thier soll dadurch als das Pferd des Königs bezeichnet werden, das dem Mardochai dies eine mal zu reiten gegeben wird, um ihm symbolisch die Plenipotenz zu übertragen (1 Reg. 1, 33); er selber darf die Krone nicht tragen. In 6, 9 übersetzt Jahn: »er ließ ihn auf dem Markte aufsteigen«, um sich über den MT lustig zu machen. Er weiß recht wohl, daß **הרכיב** auch *reiten lassen* heißt, und übersetzt es 6, 11 selber so; ob sein Verfahren recht und billig ist, sei seinem eigenen Urtheil überlassen. An 6, 13 nimmt die LXX mit Recht Anstoß, weil gleich darauf folgt **לפני רמול רמול**. Um einen Unterschied herauszubringen, schwächt sie beim ersten Mal **רמול** zu **ταπεινωσθαι** ab. Das ist indessen unerlaubt und reicht auch nicht aus, um den an dieser Stelle unpassenden Relativsatz passend zu machen. Vgl. zu 9, 23.

7, 4. Die Worte »ich schweige, denn der Feind ist nicht würdig (oder: nicht im Stande) dem Könige zu schaden« lassen sich

zwar nicht verstehen, werden aber durch Jahn und die LXX in keiner Weise verbessert. Mit παρανομεν wird חזרירש auch 4, 14 übersetzt. Das ראלי muß nach dem Zusammenhange *oder* bedeuten, steht also hier nicht für לא, sondern für לא. Der Ausdruck מלאי לבר 7, 5 scheint neu geschöpft zu sein für נשאר לבר. Das ἐτολµησεν der LXX weiß Jahn zum Glück nicht zu retrovertieren. Bei חסר 7, 8 verhüllt er vor Grausen selber sein Haupt. Nach Ps. 34, 6 ist vermuthlich חסר zu lesen; es ist ein Perfekt erforderlich, und die Redensart lautet auch nicht חסר פנים, sondern חסר ראש (6, 12). In 7, 9 bedeutet רבר, wie es scheint, nicht *sprechen*, sondern *veranstalten*; vgl. zu 1, 22.

8, 1. Aus dem MT: »Esther sagte dem Könige, in welchem Verhältnis Mardochai zu ihr stehe« macht Jahn, wenngleich etwas verschämt: »sie sagte ihm, daß sie mit Mardochai verheirathet sei«, nach 2, 7 LXX und b. Megilla 13^b. In 8, 6 erklärt er *obdān* für inkorrekt. Die dunkle Aussprache des ersten Vokals statt der hellen (9, 5) findet sich auch sonst, und die Verkürzung des langen aramäischen *a* in der zweiten Sylbe ist jüdisch.

8, 7. 8. Die LXX hat durch die aus 9, 12 eingetragene Frage τί ἐτι ἐπαγγισίς am Schluß von v. 7 den logischen Nexus zwischen v. 7 und v. 8 vernichtet, und indem Jahn ihr dennoch folgt, sieht er sich genöthigt, v. 7 von v. 8 zu trennen und hinter v. 4 zu stellen. Höchst unschuldig drückt er sich über sein Verfahren folgendermaßen aus: »im MT ist die Anstößigkeit der Stellung von v. 7 dadurch gemildert, daß die Frage am Schluß ausgelassen ist.« Nur der MT gibt Sinn, und er ist auch immer richtig verstanden worden. Der König sagt: was Ich thun konnte, habe ich gethan, das Uebrige muß ich Euch (אתם v. 8 betont) überlassen; ich kann meinen früheren Befehl, die Juden zu massakrieren, nicht formell widerrufen, ihr dürft ihn aber mit meiner Bevollmächtigung thatsächlich contrecarrieren.

8, 9. Statt des Monats Sivân hat die LXX den Nisan, wodurch die Termine 3, 12 und 8, 9 sehr nahe an einander gerückt werden. Das ist gleichgiltig, aber total falsch ist es, daß nach der LXX in v. 9. 10 der König an Stelle von Mardochai tritt. Das kommt davon, daß die LXX die Aussage von v. 8 nicht verstanden hat. In 8, 10 sind רמכים, nach der Vokalisation, nicht Thiere, sondern *Besitzer* von Thieren. Also sollen auch durch אדשירנים *Personen* bezeichnet werden. Es ist wohl eine Composition mit *astar* (Maulthier) oder mit *uschtur* (Kamel) beabsichtigt: »Reitknechte, Söhne von Posthaltern«.

8, 15. Die Bedeutung *Mantel* für זכריר läßt sich schwerlich aus

כרד gewinnen; חֲמַל ist *fascia*. Wahrscheinlich richtig wird חֲרִיד von der LXX mit διαδήμα wiedergegeben. Daß schon vorher von einer goldenen Krone die Rede war, ist kein Einwand dagegen. Denn διαδήμα ist keine Krone, sondern eine feine Binde (um den Kopf), hier weiß mit Purpur durchwirkt. Vielleicht ist חֲרִיד, eine offenbare Neubildung, gradezu hebraisiertes διαδήμα. Ich meine natürlich nicht, daß der MT aus der LXX übersetzt, sondern nur, daß die späthebräische Sprache bei technischen Terminis vom Griechischen beeinflusst sei.

8, 17. Jahn hält die Angabe, daß viele Heiden aus Furcht das Judenthum annahmen, für albern und also für unecht. Freilich fehlt sie auch in der LXX nicht, erscheint dort vielmehr noch gesteigert durch einen Zusatz: περιστέμονται καὶ ἰουδαῖον. Relativ wäre also der MT noch reiner als die LXX. Aber nein: der MT hat den Zusatz auch gelesen und aus Genierlichkeit ausgelassen — denn er muß unter allen Umständen im Vergleich zu der LXX sekundär sein, wo bliebe sonst das Princip! Richtiger schließt Willrich, daß das Buch Esther erst in der hasmonäischen Zeit entstanden sein könne, wo nicht nur die Diaspora schon überaus stark verbreitet, sondern auch die Erscheinung nicht unbekannt mehr war, daß die Heiden wider Willen die Beschneidung annehmen mußten. — Am Schluß des Verses tilgt Jahn, angeblich nach der LXX, die Worte כִּי נָסַל vor פִּדְיוֹ, bloß zu dem Zweck, um einen echt arabischen Akkusativ des Motivs zu gewinnen; פִּדְיוֹ allein bedeute ἀπὸ φόβου. Auch hier erhellt, wie förderlich die Vergleichung der arabischen Grammatik für das Verständnis der hebräischen Syntax ist; dem MT war diese Syntax zu hoch, darum setzt er eine triviale Phrase dafür, welche im Verhältnis zur LXX zweifellos erklärend und sekundär ist. Er beruft sich auf Isa. 7, 25 יִרְאֹה שְׁמִיר וְשִׁיר, wo Gesenius die Uebersetzung *aus Furcht* aufgebracht und dadurch die Menge der Commentatoren verführt hat. Die Punktation hat da aber keinen Akkusativ beabsichtigt, sie folgt der alten Tradition (non veniet illuc terror spinarum) und faßt יִרְאֹה als Nominativ, als Subject zu חֲבָא. Wenn man diese Construction, welcher Ewald einen Sinn abzugewinnen versucht, aus logischen Gründen verwirft, so bleibt nur übrig, יִרְאֹה als 2. Person Perfecti zu sprechen: du wagst dich nicht hin, du fürchtest Dornen und Disteln. Denn den Akkusativ des Motivs kennt das Hebräische nicht, und durch eine so alberne Aenderung, wie Jahn sie vornimmt, darf er nicht introduciert werden. Daß sogar die arabische Grammatik einen Menschen zum Fanatiker machen kann, ist doch merkwürdig. Freilich die Schuld liegt nicht an der arabischen Grammatik, und abusus non tollit usum.

9, 1. 2. »Im 12. Monat am 13. Tage, an dem Termin zur Ausführung des Befehls des Königs (die Juden zu morden), wo die Feinde der Juden ihrer Herr zu werden hofften, es aber umgekehrt so kam, daß die Juden ihrerseits der Feinde Herr wurden, rotteten sich die Juden in ihren Städten in allen Provinzen des Königs zusammen, um Hand zu legen an die, welche sie bedrohten; und niemand hielt vor ihnen Stand, denn die Furcht vor ihnen war über alle Heiden gefallen.« Der Nachsatz wird angezeigt durch das Fehlen des Vau vor קרולי. Die Construction ist zwar nicht althebräisch, aber darum nicht unmöglich. Jahn hat sich keine Mühe um sie gegeben. Er stellt nach der LXX folgenden Text her: »im 12. Monat am 13. Tage kamen die vom Könige geschriebenen Schriften an; an diesem Tage gingen die Feinde der Juden zu Grunde, und keiner hielt ihnen gegenüber Stand, aus Furcht vor ihnen.« Damit glaubt er einen Haupttrumpf ausgespielt zu haben.

9, 4. 5 fehlt in der LXX; statt dessen giebt sie, im Anschluß an MT 9, 1, die Worte: προσέπεσον γὰρ τὸ πρόσταγμα τοῦ βασιλέως ὀνομασθῆναι ἐν πάσῃ τῇ βασιλείᾳ, die aber hier durchaus nicht passen. Denn es soll der letzte Satz von v. 3 (die Furcht vor Mardochai) begründet werden; das geschieht aber nicht durch das Edikt des Königs, welches ja die Vernichtung Mardochais und aller Juden anbefahl. Die LXX kann es gar nicht begreifen, daß der König bei allem guten Willen sein Edikt nicht förmlich aufheben kann, den Juden aber ermöglicht, sich zur Wehr zu setzen und den Spieß umzudrehen. An sich ist das ja auch unsinnig genug, aber die Fabel will es so und erreicht damit, daß die Juden mit eigenen Händen und Schwertern dreinhauen.

9, 6. »Und in der Stadt selbst töteten die Juden 500 Mann«, übersetzt Jahn. Das schließt sich nur an, wenn vorher vom Morden in einem weiteren Gebiete die Rede gewesen ist. Also ist der Vers 5 unentbehrlich auch für die LXX, die ihn ausläßt. Der Infinitivus abs. וַאֲבַד־ setzt das vorhergehende Finitum auf gleicher Linie fort; das kommt öfter vor, namentlich nach 3. pl. pf. In 9, 27 ist indessen וַקָּבַל (vgl. 9, 23) nach dem vorangehenden קִימוֹ vom Keri in וַקָּבַל corrigiert. Jahn benutzt die Gelegenheit, um eine Regel der arabischen Syntax vorzutragen.

9, 10. Während die Juden sonst immer bloß morden, aber nicht zugleich plündern, sollen sie nach der LXX das erste mal auch geplündert haben. Jahn approbiert das, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sich und uns begreiflich zu machen, was ein solcher Unterschied zwischen dem ersten und den folgenden Malen zu bedeuten habe.

9, 11. Die Differenz, die Jahn hier zwischen der LXX und dem MT statuiert, ist für einen Anderen unfindbar. Er betrachtet »am selben Tage« als einen Zusatz des MT und tadelt den übertriebenen und seltsamen Ausdruck. Aber auch die LXX hat ἐν αὐτῇ τῇ ἡμέρῃ und zwar an derselben Stelle, wo im MT בִּירוֹם הַיּוֹם steht.

9, 12 ss. Der zweite Mordtag ist zwar von künstlerischem Gesichtspunkte aus überflüssig und störend, praktisch aber ganz notwendig für die Motivierung der zweitägigen Festfeier (v. 18. 19). Die LXX kürzt, weicht jedoch inhaltlich vom MT nicht ab, wenn man nicht auf eigene Faust Unterschiede schafft. Das thut Jahn, indem er χρῆσθαι ὡς αὐτως τῇ αἰρίῳ in v. 13 und den ganzen v. 15 streicht. Folgerichtig müßte er dann auch v. 18 und v. 19 streichen, begnügt sich aber da mit kleinen Aenderungen. Daß er daran etwas zu verwundern und auszusetzen findet, daß die Söhne Hamans am 13. Tage getödtet und erst am 14. gehängt werden, verräth wenig Bekanntschaft mit orientalischer Sitte. Das Hängen ist auch bei den Arabern keine Hinrichtungsart, sondern eine Ausstellung der Leiche zum Schimpf.

9, 16—20. Diese Verse sind eine Rekapitulation zu praktischem Zwecke; man kann v. 16 im Deutschen mit einem *Also* einleiten. Die Vertheilung zwischen v. 16 und v. 17 ist an falscher Stelle angebracht, das Datum des 13. Tages gehört noch zu v. 16. Jahn bemängelt, daß der MT aus der *Freude* der LXX v. 17. 18 ein *Gelage* macht; er scheint weder Matth. 25, 21. 23 zu kennen, noch zu wissen, was die Freude vor Jahve im Deuteronomium bedeutet. Daß v. 18 und v. 19 im MT klar geschieden und in der LXX durch einander gewirrt sind, sollte man nicht leugnen.

9, 19. Als einziger Ritus des Festes erscheint hier das noch heute übliche *mischlach mones*. Dagegen wird geschwiegen von dem volkstümlichen Festspiel, von der dramatischen Wiederholung der Rache, dem Aufhängen und Verbrennen Hamans. Diese Sitte findet sich meines Wissens zuerst bezeugt in einem Edict des Kaisers Theodosius II. an Anthemius vom Jahre 408, worin den Juden verboten wird, den Haman an das Kreuz zu hängen und ihn dann mit dem Kreuze zu verbrennen, weil darin eine Verhöhnung des Kreuzes Christi liege.

9, 20. Mardochai wird zum Verfasser des Buches Esther gestempelt; er empfiehlt brieflich das Fest. Das Buch heiße auch selber ein Brief, אָגִידָה 9, 26. 29, ἐπιστολὴ τῶν Φρούραίων in der griechischen Unterschrift; vgl. 2. Macc. 1.

9, 22. »entsprechend den (beiden) Tagen, an denen . . . und dem Monate, der . . . , so daß sie feierten . . .«

9, 23. Die Worte אֲשֶׁר הֻחֲלִי לַעֲשׂוֹת durchbrechen die angelegte

Motivierung und machen ebenso wie die entsprechenden Worte in 6, 13 den Eindruck eines späteren Nachtrages. Jahn hat Recht, sie nach der LXX zu streichen. Ebenso hat er darin Recht, daß der Anfang von 9, 25 sich nicht construieren und nicht verstehen läßt. Aber man darf deshalb nicht die beiden ganzen Verse 24 und 25 streichen. Denn wenn ein Späterer sie zugesetzt hätte, so würde das Summarium nicht so frei sein, sondern sich ängstlicher an den Inhalt der vorangegangenen Erzählung anschließen.

9,26. Daß Purim wirklich Lose bedeutet, wird eben dadurch bewiesen, daß der Autor deswegen ganz rathlos ist und eine von langer Hand vorbereitete Erklärung bietet, welcher die Verzweiflung des Erfinders an der Stirne geschrieben steht. Man wird sich auch bei der Form Purim beruhigen müssen und nicht die der LXX vorziehen dürfen, da die LXX die fremden Namen durchweg entstellt. Φορδία des Lucian wird, wie sein Asuerus für Artaxerxes, eine Correctur von Φορπαία nach dem Hebräischen und aus Φορπαία entstellt sein. Die Etymologie von פורים im Persischen zu suchen, hat man keinen Anlaß, da das persische Colorit der Legende nur Firnis ist. Wegen des Hervortretens des *mischlach manôt* als Festritus könnte man sich versucht fühlen, פורים der Bedeutung nach dem מורר gleich zu setzen. Im Arabischen z. B. hat حط seine ursprüngliche Bedeutung *Los* (Pfeil) ganz verloren und nur die Bedeutung *Antheil* behalten. — Das zweite על כן in v. 26 gehört zu v. 27; es wird davon getrennt durch eine höchst überflüssige Parenthese, die wohl Interpretament ist. In v. 27 muß ולא יעבור Plural sein (LXX).

9, 29ss. Esther bestätigt ihrerseits den »Brief« Mardochois (d. i. das Festbuch) und das Fest selber. Nur das kann gemeint und muß gesagt sein. Also sind ומרדכי היהודי und השנייה in v. 29 und ואסתר המלכה in v. 31 störende Zuthaten; auch der letzte Satz von v. 31 würde besser fehlen, vgl. zu 6, 13. 9, 23. »Und Esther schrieb mit allem Nachdruck (?), um diesen Purimbrie (des Mardochai) zu bestätigen, und sandte (וירשלו) Briefe an alle Juden, um ihnen das Purimfest an den bestimmten Tagen zu bestätigen, so wie es Mardochai gethan hatte, und das was Esther sagte, bestätigte die Purimlegende und wurde aufgeschrieben«. — Die Absicht von 10, 1 ist von Bertheau richtig erkannt und dargelegt.

Auf die s. g. Einleitungsfragen geht Jahn nicht näher ein, obgleich sie auch für die Exegese nicht ohne Belang sind, z. B. für die Beurtheilung von Verrenkungen und Einschüben. Das Alter der griech. Uebersetzung ergibt sich aus der Unterschrift: »im 4. Jahre der Regierung von Ptolemäus und Kleopatra introducierte Dositheus, welcher Priester und Levit zu sein behauptete, und sein Sohn Ptolemäus den

vorliegenden angeblichen Purimbrief, den Lysimachus Ptolemaei in Jerusalem übersetzt haben sollte.« Zweifel an der Richtigkeit dieses Vermerks hat Willrich im ersten Kapitel seiner *Judaica* (Göttingen 1900) mit Recht für unerlaubt erklärt. Er hat ferner nach dem Vorgang Anderer überzeugend dargethan, daß mit Kleopatra hier nur die berühmte Königin dieses Namens gemeint sein könne, und daß das 4. Jahr des Ptolemäus und der Kleopatra das Jahr 48/7 vor Chr. sei. Bis dahin war in Aegypten nicht bloß die Purimlegende, sondern auch das Purimfest unbekannt (vgl. 2. Macc. 1). Es ist zu vermuthen, daß es damals auch in Palästina noch verhältnismäßig neu war. Diese Vermuthung wird bestätigt durch die Erwägung, daß der 13. Adar noch nicht als Tag des großen Triumphs der Juden über alle Heiden im ganzen Reich gelten konnte, als der an demselben Tage erfochtene Sieg des Judas Makkabäus über Nikanor seinerseits den Anlaß zu einer Erinnerungsfeier gab (1. Macc. 7, 49). Mit Recht zieht Willrich noch die weitere Folgerung, daß auch zur Zeit der A b f a s s u n g des 1. Macc.buches das Purimfest in Palästina noch unbekannt gewesen sei. Es müßte sonst in 1. Macc. 7, 49 des Zusammentreffens der beiden Feste irgendwie Erwähnung gethan sein, wie das in der entsprechenden Stelle des 2. Macc.buchs, das aus späterer Zeit stammt, wirklich geschieht (2. Macc. 15, 36).

Also nicht vor dem ersten Jahrhundert (vor Chr.) ist von Esther und Purim etwas zu merken, sondern erst in der Periode der hasmonäischen Könige. Es wäre kein Wunder, wenn die Verhältnisse der griechischen Zeit sich hier widerspiegeln, und das ist auch in Bezug auf gewisse allgemeine Voraussetzungen (makkab. Religions- und Freiheitskriege, ausgebreitete Diaspora) sicher der Fall. Willrich indessen geht weiter, er meint, es lägen der Purimlegende ganz specielle Motive aus der Geschichte der Ptolemäer zu Grunde. Er macht aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Situation und der Tendenz im Esther- und im 3. Macc.buch. Diese Aehnlichkeit besteht allerdings und es ist ein Verdienst W.s, darauf hingewiesen zu haben. Indessen das 3. Macc.buch kann Imitation sein, seine Priorität ist nicht probabel und wird von Willrich selber nicht behauptet. Ich finde nicht, daß aus den Verhältnissen und Begebenheiten am ptolemäischen Hofe viel Licht auf die Purimlegende fiele. Die Züge der Legende, die allenfalls von hier aus erklärt werden könnten, treten, wie B. Jacob in *Stades Ztschr.* 1890 p. 241 ss. nachgewiesen hat, nur in der LXX deutlich hervor, der unwillkürlich heimische Analoga vorschwebten. Es ist eine sehr bedenkliche Consequenz von Willrichs weit ausschauender und consequent durchgeführter Hypothese, daß er sich ge-

zwungen sieht, nicht bloß die Vorlage der LXX für besser zu erklären als den MT, sondern sogar die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Uebersetzung das Original und das Original die Uebersetzung sei. Und wenn er die Unterschrift der LXX für echt hält, so braucht er zwar nicht das zu glauben, was darin als bloß vorgeblich bezeichnet wird, darf aber schwerlich die Thatsache bezweifeln, daß die Legende bei den ägyptischen Juden erst importiert ist. Man kann sich auch das Umgekehrte nicht recht vorstellen, daß die palästinischen Juden eine bei den Hellenisten entstandene Legende und Feier sollten eingeführt und approbiert haben: das wäre wenigstens eine große Ausnahme, vgl. 2. Macc. 1.

Das Purim stammt aus derselben Zeitsphäre wie die Hanukka. Nun hat die Hanukka ein doppeltes Gesicht. Es ist einerseits ein historisches, d. h. spezifisch jüdisches Erinnerungsfest an die Wiedergewinnung und Wiedereinweihung des Tempels von Jerusalem durch Judas Makkabäus. Andererseits liegt ein zeitloses ethnisches Naturfest zu Grunde, das Fest der Lichter und grünen Zweige am 25. Dezember, unser Weihnachtsfest, das hier zuerst zum Vorschein kommt, wie ich in der isr. und jüd. Geschichte 1901 p. 260 s. auseinandergesetzt habe. Ebenso hat auch Purim ein doppeltes Gesicht. Als historisch-jüdisches Fest ist es identisch mit und entstanden aus dem Nikanortage. Die angebliche geschichtliche Veranlassung, die große Niederlage der Heiden, fällt auch beim Purim auf den 13. Adar, wie die Niederlage des Nikanor. Aber höchst bezeichnender Weise wird die Feier des Purim nicht zur Erinnerung an den Sieg selber begangen, sondern zur Erinnerung an den Ruhetag nach dem Siege; demgemäß nicht am 13., sondern erst am 14. Adar. Das bedeutet, daß Purim sich ursprünglich gar nicht auf das angeblich historische Ereignis bezog, wodurch ja auch der Name in keiner Weise erklärt wird, sondern daß es ein älteres Naturfest am Vollmond (14. oder 15.) des Adar war. Es ließ sich aber der Zeit wegen leicht mit dem Nikanortage combinieren, und da dies wegen der Judaisierung des eigentlich unjüdischen Festes und auch wegen der Verwischung des hasmonäischen Charakters des Nikanorstages wünschenswerth war, so geschah es mittels der etwas verlegenen Auskunft, daß der 14. Tag als Tag des Ausruhens von der blutigen Arbeit des 13. gewählt sei.

Der vom Nikanortag ausgehenden Judaisierung ist die alte Legende erst hinterdrein unterworfen. Esther unterscheidet sich innerlich gar nicht von ihrer Vorgängerin; der Verfasser empfindet darum das Bedürfnis es zu erklären, daß ihr die exclusive Religion in ihrer Situation als heidnischer Königin so wenig im Wege steht und so wenig Skrupeln macht, daß sie nichts davon merken

läßt. Von Mardochai heißt es, er hätte sich bei einer bestimmten Gelegenheit als Jude zu erkennen gegeben; ohne das würde es niemand geahnt haben. Die betreffenden Angaben 3, 4. 6 sind aber an ihrer Stelle lediglich angeleimt, sie haben für den Zusammenhang, in dem sie stehen, keine Bedeutung und sollen nur bei Zeiten das in Aussicht stehende Ende des Dramas vorbereiten, ähnlich wie das Loswerfen Hamans die Etymologie des Namens Purim rein mechanisch vorbereitet. Auch bei der Aeußerung der Freunde gegen Haman 6, 13: »wenn Mardochai Jude ist, wirst du ihm unterliegen« würde man aus den gegebenen Voraussetzungen gar nicht verstehen, warum Mardochai grade als Jude so furchtbar sein soll, wenn man nicht von hinten nach den Grund merkte. Nur durch ganz äußerliche, nicht durch den Zusammenhang, sondern durch den Endzweck motivierte Mittel gelingt es den Mardochai als Vertreter der jüdischen und den Haman als Vertreter der heidnischen gemeinen Sache darzustellen, die persönliche Feindschaft der beiden Rivalen zu einem Kampfe des Judenthums mit dem Heidenthum zu verallgemeinern, und auf die Hinrichtung des Haman, die nach der inneren Anlage der vorhergehenden Erzählung völlig genügt, ein großes Gemetzel der Heiden überhaupt folgen zu lassen. Der Ausgang der Legende, auf dem der jüdisch-historische Charakter des Festes beruht, ist in der Exposition, die doch ausführlich genug ist, pragmatisch gar nicht vorbereitet. Die Legende ist in Wahrheit ganz unjüdisch und völlig profan. Die Juden sind nichts weniger als exclusiv und gesetzes-eifrig, die Heiden können sie gar nicht ohne weiteres von sich unterscheiden. Von Religion und Religionshaß als Grund des Gegensatzes spürt man durchaus nichts, nicht einmal bei dem Massacre am Schluß. Auch dadurch wird die Gemüthlichkeit kaum gestört; »darum keine Feindschaft nicht«, denken beide Theile. Mit anderen Worten hat der Nikanorstag das Purimfest doch nicht untergeköriegt. Die Juden haben das Stück Heidenthum, das sie aufnahmen, nicht recht verdaut, sondern es so ziemlich mit Haut und Haaren verschlungen.

Das ursprüngliche Purim hat man für persisch halten wollen. Das persische Colorit der Legende ist aber nicht wesentlich, sondern nur Schein. Die Namen der Statisten, auf die nichts ankommt, und des Königs, der ebenso gut Senaherib heißen könnte, sind allerdings persisch oder wenigstens pseudopersisch. Aber die wesentlichen Figuren, die wirklich handelnden und mit einander kämpfenden Personen des Dramas tragen keine persischen Namen, weder Vasthi noch Esther, weder Haman noch Mardochai. Und auch der Name des Festes, Purim, läßt sich keine persische Etymologie gefallen, wie sehr man ihn auch, von irriger Voraussetzung ausgehend, foltert und quält.

Ob man an babylonisch-elymäischen Ursprung des Festes und der Legende zu denken hat, stehe dahin; die bisherigen Muthungen in dieser Richtung haben kein sonderlich ansprechendes und fruchtbares Resultat ergeben. Vgl. W. Erbt, die Purimsage, Berlin, 1900. Einiges Erwägenswerthe neben vielem Abenteuerlichem bringt ein Artikel über den Saturnalienkönig in der Beilage der Vossischen Zeitung vom 5. Januar 1902. Den Aufsatz von Isidor Scheftelowitz über »Arisches im Alten Testament« kenne ich nur aus einer Anzeige Bachers in der DLZ. vom 4. Januar 1901.

Göttingen, 14. Januar 1902.

Wellhausen.

Sibawaihi's Buch über die Grammatik, nach der Ausgabe von H. Derenbourg und dem Commentar des Sifrāfi, übersetzt und erklärt und mit Auszügen aus Sifrāfi und anderen Commentaren versehen von G. Jahn. Berlin, Reuther u. Reichard. 2 voll. XVI. 899 S. 120 M.

Das umfangreiche Werk, dessen Herstellung dem Verf. mehr als 15 Jahre gekostet, liegt fertig vor. Es muß abermals rückhaltslos anerkannt werden, daß durch Jahns nicht ermüdenden Fleiß jetzt erst der Zugang zu dem sonst »größenteils unverständlichen Inhalt« der arabischen Ausgabe des Sibawaihi eröffnet ist. Vor dieser unleugbaren Thatsache müssen die Ausstellungen zurücktreten, die ich namentlich an der allgemeinen Anlage von Jahns Uebersetzung einst gemacht habe und die ich heut noch für ebenso begründet halte, wie sie Jahn für unbegründet hält. Ich will auf sie jetzt nicht an dieser Stelle und überhaupt nicht in allgemeiner Debatte zurückkommen; hoffe aber, daß es mir noch vergönnt sein wird, im Einzelnen die Richtigkeit meiner Ausstellungen darzulegen: Nicht um zu zeigen, daß ich Recht gehabt habe, sondern um Beiträge zum Verständnis des Sibawaihi beizusteuern. Ich hoffe mich hierin mit Jahn zu begegnen, der laut S. XV, 2. Abs. des Vorwortes zum zweiten Bande gleichfalls Nachträge zu liefern hofft. Wenn ich trotz einer ziemlich umfangreichen Lektüre im Sibawaihi auf diesen Schriftsteller öffentlich bisher nicht wieder zurückgekommen bin, wenn ich im besonderen auf Jahns »Abwehr« nicht geantwortet habe, so geschah das nicht deshalb, weil ich Schweigen »für räthlich gehalten« habe, wie Jahn meint (Vorwort S. XII), sondern einfach deshalb, weil meine durch andere Studien in Anspruch genommene Zeit mir dies nicht gestattete. Denn ich bin so ziemlich der gleichen Ansicht mit dem ungenannten angesehenen Fachgenossen, der an Jahn geschrieben, das »Studium dieser Spekulationen« sei »unsympathisch

und unfruchtbar« (Vorw. S. VI oben). Das Studium des Sibawaihi hat für mich diejenige Anziehungskraft, die ein unverständlicher, dunkler Text überhaupt auf den Philologen auszuüben pflegt; sodann halte ich Sibawaihi einigermaßen für wertvoll für die Geschichte der Grammatik. Aber Sibawaihi's Wert für die Grammatik selbst möchte ich nicht sehr hoch anschlagen.

Ich fürchte, mich durch dieses Bekenntnis wiederum in Kriegszustand mit Jahn versetzt zu haben. Denn sein Vorwort zum 2. Bande enthält eine derartige Ueberschätzung Sibawaihi's und der arabischen Nationalgrammatiker überhaupt, daß man auf Schritt und Tritt zu lebhaftestem Widerspruch herausgefordert wird. Es liegt mir fern, Jahn deshalb tadeln zu wollen. Denn mag die Ueberschätzung eine Folge seiner Beschäftigung mit dem Gegenstande sein, oder die Beschäftigung eine Folge der Ueberschätzung: schwerlich würde Jahns mühevolltes Werk zu stande gekommen sein, wenn es nicht von dauernder Begeisterung und Liebe zu dem arabischen Autor begleitet worden wäre.

Ich glaube es Jahn gern und habe es bis zu einem gewissen Grade selbst erfahren, daß »diese Speculationen, welche bisweilen bei jeder Korrektur anders erscheinen und bei Tage und bei Nacht das Gehirn beschäftigen, die Gesundheit erschüttern«, obwohl man ja nicht immer weiß, in wie weit Sirāfi, nach dem Jahn ja übersetzen will, diese Speculationen bereits in einem bestimmten Sinne bewältigt hat. Ich kann aber nach wie vor einen Schriftsteller nicht besonders hoch schätzen, der sich fortgesetzt so unklar ausdrückt wie Sibawaihi, so daß man aus seinen Worten oft die verschiedensten Dinge herausconstruieren kann. Entweder hat Sibawaihi unklar gedacht, oder die arabische Sprache äußerst ungeschickt gehandhabt; vielleicht trifft beides zu. Und es ist keineswegs immer leicht, manchmal vielleicht nicht möglich, das unklar Gedachte oder ungeschickt Ausgedrückte im Sinne Sibawaihi's zu erfassen. Jahn selbst weist ja mit Recht zuweilen auf die fehlende Klarheit hin. Aber ich fürchte fast, Jahn verwechselt Unklarheit und Ungeschicklichkeit mit Gedankentiefe, wenn er meint, daß Sibawaihi »den Genius der Sprache am tiefsten ... erfaßt hat, so daß die Späteren ihn . . . eher verflacht als vertieft haben«. Es ist übrigens eine bemerkenswerte Erscheinung, daß auch andere angesehene Grammatiker anderer Völker sich durch einen schlechten Stil unvorteilhaft ausgezeichnet haben; vgl. Egger, Apollonius Dyscole S. 56 ff. »Une chose toutefois a lieu d'étonner les lecteurs de ses écrits, c'est la rudesse et l'obscurité de son style etc.« Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es Sibawaihi weit ärger treibt als Apollonius, und wohl auch als alle anderen, die Egger an

jener Stelle genannt hat. Wenn Rud. Geyer im Oesterreich. Litteraturblatt vom 1. Nov. 1896 Sp. 655 meint »Sib. spielt . . . nach Praetorius' Darstellung die Rolle des Schuljungen, der sein Pensum mit Ach und Krach zusammenstoppelt; aber eine derartige Ungehörigkeit einem Grammatiker wie Sibawaihi zu imputieren u. s. w.« so kann ich den wesentlichen Inhalt dieser Worte auch heut nur für richtig halten, wenn mir auch Geyers Formulierung nicht sehr geschmackvoll erscheint.

Ueber die Anfänge der arabischen Grammatik äußert Jahn eine eigenartige, wie mir scheint, etwas rückständige Meinung, die unbegreiflich sein dürfte, solange man nicht Jahns große Vorliebe für Sibawaihi und die arabischen Nationalgrammatiker im allgemeinen in Betracht zieht. Ruhe und Umsicht verlassen ihn hierbei, und fast scheint es, als wolle er nicht sehen, was längst gesehen worden ist. Die arabische Grammatik nämlich, welche bei dem ersten aller uns bekannten Grammatiker, bei Sibawaihi, bereits so ziemlich fertig und abgeschlossen erscheint, setzt sicher eine lange vorhergegangene Gedankenarbeit voraus, »welche nur unter den Beduinen, welchen El-Chalil seine grammatische Weisheit verdankte, zu diesem fertigen System ausgebildet worden sein kann«. »Ueber die so oft behauptete, aber von mir bezweifelte Abhängigkeit der ältesten Grammatiker von den Griechen gedenke ich mich an einer anderen Stelle auszusprechen. Nachdem Nöldeke dieselbe für einen einzigen Terminus vermuthungsweise (und unrichtig) behauptet hat, ist sie von der Schule sofort zum Dogma erhoben worden und wird ohne Nachprüfung als allgemein gültig vorausgesetzt«. Ist denn das aber richtig? Haben nicht auch andere als Nöldeke die Abhängigkeit der ältesten arabischen Grammatiker von den Griechen nicht etwa bloß behauptet, sondern auch unter Anführung von solchen Uebereinstimmungen, die jeden Zufall ausschließen, begründet? Jahn selbst redet ja in der Anmerkung zur Stelle von Merx, freilich auch hier auf das Entschiedenste leugnend, daß Merx die Abhängigkeit von den Griechen bewiesen habe. Und bei Brockelmann, gegen den Jahn in dieser Anmerkung polemisiert (wunderlicher Weise ohne seinen Namen, noch die Stelle seines Buches zu nennen: Brockelmann, Gesch. d. arab. Literatur I, S. 97), ist ja auch noch auf verschiedene andere hierher gehörige Meinungsäußerungen und Zusammenstellungen hingewiesen worden. Noch andere ließen sich anfügen. Man kann wirklich gespannt sein, wie Jahn die Unabhängigkeit der arabischen Grammatik von den Griechen »an anderer Stelle beweisen« wird. Ich fürchte, dieser Beweis wird mißglücken und möchte glauben, daß es vielmehr Jahn ist, der »ohne Nachprüfung« etwas eigensinnig an einem Dogma festhält.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einige Uebereinstimmungen der grammatischen Terminologie bei Arabern und Griechen zusammentragen, die m. W. bisher noch nicht beachtet worden sind. Ὑγιής ist Ausdruck für die ursprüngliche, richtige und unveränderte Grundform eines Wortes, im Gegensatz zur veränderten, τὸ πεπονηθός; unregelmäßige, namentlich verkürzte, contrahierte Formen sind ἐν πάθει. Sollten die Araber ganz unabhängig dieselbe Anschauung gewonnen haben, so daß صحيح, سالم bez. مَعْتَلٌ, عِلَّةٌ ohne entlehnt zu sein, jenen griechischen Ausdrücken entsprechen würden? Und hier möchte ich auch daran erinnern, daß صحيح in der Bedeutung ›logisch richtig‹ offenbar auf das in der gleichen Bedeutung so häufige ὀγιῶς, ὀγιῆς zurückgeht, z. B. Apollonius 133, 22; 244, 11; 266, 6 u. a. m. —

Wie نحو zu der Bedeutung ›Grammatik‹, speziell ›Syntax‹ gekommen, ist m. W. dunkel. (Vgl. ZDMG. 32, 6). Seitdem ich in des Apollonius περὶ συντάξεως die ungeheuer häufige Anwendung von συντείνει, seltener τεῖνω gelesen, ist es mir sehr wahrscheinlich, daß in diesem Worte das Vorbild von نحو zu suchen ist; z. B. ἐφ' ἧς τὰ τῆς συντάξεως τεῖνει 338, 17; κατὰ τοῦ τρίτου προσώπου τὰ τῆς συντάξεως συντείνει 152, 20; ἐπὶ πάσας τὰς λέξεις τὸ τοιοῦτον συντείνει 267, 16; ὅτι τῷ πατὴρ τὰ δύο ἄρθρα συντείνει 61, 18 u. a. m. Das wäre alles **يُنَحْوُ**! — Ein dem γενική πτωσίς entsprechender Ausdruck für den zweiten Casus findet sich im Arabischen zwar nicht; wohl aber dürfte نسبة an γενική anzuknüpfen sein. Die Vermittelung liegt ganz nah, vgl. Apollonius 117, 4 ff. παρופίσταται ἔν τισι μέρεσι λόγου δηλούμενα ἑτέρων μερῶν λόγου . . . ἐν τῷ Κρονίδης γενική ἐνική τοῦ πρωτοτύπου κτλ. ¹⁾ — لَفْظٌ sieht sehr wie eine Uebersetzung vor ἐκφορά und προφορά aus. Deshalb kann es natürlich immerhin auch für φωνή gebraucht werden, vgl. diese Anzeigen vom J. 1887 S. 904: κατὰ (τῇν) φωνήν Apollonius 138, 16; 158, 9; 278, 2 = لَفْظٌ. — Guidi hat zwar bereits im BOSJ 1877, S. 434 حركة mit κίνησις ›declinazione‹ verglichen, ich möchte aber doch auch noch auf den freien verbalen Gebrauch aufmerksam machen, wie τὸ τέλος δὲ κινεῖται Apollonius 180, 7 ὅτε τὰ ἠνωμένα κινεῖται 180, 17, welchen freien verbalen Gebrauch ja auch das Arabische kennt. — Ἐπαρτάω, συναρτάω ist das deutliche Vorbild von عُلِقَ, z. B. Apoll. 226, 15; 246, 16. — Wenn man so häufig wiederkehrende Wendungen liest, wie τὸ ὁπο-

1) Nachträglich sehe ich, daß wohl bereits Aug. Müller in diesen Anzeigen vom J. 1887 S. 904 ähnliches gemeint hat.

τακτικὸν ἄρθρον ἐπὶ ῥῆμα ἴδιον φέρεται Apoll. 86, 14, εἰ μὴ ἐπὶ ῥῆμα φέροιτο 90, 10, εἰ ἔστιν ἐπιῤῥήματα αὐτὸ μόνον φερόμενα ἐπὶ ἀπαρέμματα . . . τί δὴ ποτε οὐ συμφέρεται τοῖς κατ' εὐθείαν προσώποις; 236, 25 ff. u. a. m., so liegt es äußerst nah, hierin das Vorbild von *على* zu erkennen! — Das sind ja alles nur äußerliche Anzeichen eines inneren Zusammenhanges; aber vom inneren Zusammenhange selbst hat man doch auch schon genügende Spuren gefunden.

Jahns übermäßige Werthschätzung Sibawaihi's gipfelt in dem Schlußsatze seines Vorwortes: »Wer den Arabismus, ja den Semitismus von der formalen Seite in seinen tiefsten Tiefen erfassen will, der studiere den Sibawaihi!«

Noch über manche andere Urteile, die Jahn in seinem Vorworte mittheilt, wird mancher den Kopf schütteln. Nicht hierher rechne ich aber sein abfälliges Urtheil über meine Himjaritica und die Leistungen »anderer deutscher Himjaritiker« (S. XII Anm. 2), und ich zweifle nicht, daß es Jahn leicht werden wird, dieses Urtheil zu begründen.

Höchst erfreulich ist es, daß Jahn Register in Aussicht stellt, die Herr W. Witschel bearbeitet, und die vielleicht bald fertig gestellt sein werden. Auch ich hoffe, daß die gewünschten Mittel zur Drucklegung bereit sein werden. Und über der erfreulichen Botschaft selbst wollen wir übersehen, daß die Art und Weise ihrer Ankündigung (Vorwort S. XIII) wieder etwas befremdlich ist.

Halle.

F. Praetorius.

Des Syndicus der Stadt Danzig **Gottfried Lengnich** ius publicum civitatis Gedanensis oder der Stadt Danzig Verfassung und Rechte. Nach der Originalhandschrift des Danziger Stadtarchivs herausgegeben von O. Günther. Mit dem Porträt Lengnichts in autotypischem Druck. (a. u. d. T.): Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens herausgegeben vom westpreussischen Geschichtsverein 1. Danzig, Th. Bertling 1900. XX, 607 S. gr. 8°. Preis 8 Mk.

Der 1879 in Danzig gegründete westpreussische Geschichtsverein hat in den ersten Jahren seines Bestehens neben einer in zwanglosen Heften (bis jetzt, 1901, 42) erscheinenden Zeitschrift zwei Urkundenbücher, für Pommerellen (Westpreußen links von der Weichsel und die anstoßenden Kreise von Pommern) bis zur Eroberung durch den deutschen Orden 1310 und für das Bisthum Kulm bis zur ersten Theilung Polens 1772, herausgegeben, dann 1888 bis 1896 im Anschluß an die Sammlung der Ständeacten des Ordenslandes durch Max Töppen einen Band westpreussischer Ständetage von 1466 bis 1479 erscheinen lassen, dessen Fortsetzung aufgegeben ist, und tritt

jetzt mit einer neuen Reihe größerer Veröffentlichungen unter dem Titel *Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens* hervor. Dem hier vorliegenden ersten Bande ist schon 1899 ein in Lieferungen herausgegebener, der jetzt nachträglich als zweiter bezeichnet wird, vorangegangen, die Geschichte der ländlichen Ortschaften und der drei kleineren Städte des Kreises Thorn von Hans Maercker. So hat der Verein in 20 Jahren durch 5 umfangreiche Quellenwerke die historische Literatur bereichert, unter denen das zuletzt erschienene, der Stadt Danzig Verfassung und Rechte, unstreitig die erste Stelle verdient, da es nicht, wie die anderen vier, von heute lebenden Geschichtsforschern oder Geschichtsfreunden veranstaltete Sammlungen, sondern das Werk eines den regierenden Kreisen angehörigen Mannes enthält, der das, was er darstellt, nicht nur selbst genau kennt, sondern auf dessen Gestaltung auch häufig erheblichen Einfluß gehabt hat. Das achtzehnte Jahrhundert ist in vielen Theilen Deutschlands reich an hervorragenden Historikern, die meist im Besitz einer gründlichen juristischen und philologischen Bildung eine Reihe umfangreicher Quellenwerke hinterlassen haben, deren Methode und Sorgfalt der Ausführung uns zwar nicht mehr genügen, die wir aber noch immer wieder zur Hand nehmen müssen: zu diesen Männern, von denen nur Friedrich von Dreger in Stettin und Johann Christoph Dreyhaupt in Halle genannt seien, gehört auch der Danziger Syndicus Gottfried Lengnich. Sein Lebensgang, den er selbst beschrieben und der in zweckmäßiger Weise dem *ius publicum* S. VIII—XIII als Einleitung vorangeschickt ist, zeigt die Eigenthümlichkeit, daß er von rein gelehrter Thätigkeit als Geschichtsschreiber seines Vaterlandes, des polnischen Preußens, und Lehrer der Rechtswissenschaft am akademischen Gymnasium in Danzig, erst an der Schwelle des Greisenalters 1750 im 61. Jahre in das Stadtregiment eintrat, um in der stürmischsten Periode, die Danzig im achtzehnten Jahrhundert durchzumachen hatte, den schwierigen Posten des Rechtsbeistandes zu übernehmen. Wie ein etwas jüngerer Zeitgenosse, Daniel Gralath der Jüngere (1739—1809), behauptet (Versuch einer Geschichte Danzigs III 514 Anm. o), erfolgte die Ernennung Lengnichts zum Syndicus auf Verlangen des polnischen Königs, der damals die Bestrebungen der Danziger Opposition gegen den Rath unterstützte: Lengnich aber blieb auch in seiner neuen Stellung der einmal für Recht erkannten Sache des Rathes treu. Fünf Jahre nach Beendigung seiner großen neunbändigen Geschichte des polnischen Preußens, der Fortsetzung der *Historia rerum Prussicarum* von Caspar Schütz Zerbst 1592, die bis 1525 geht, bis auf die Gegenwart, im Jahre 1760 begann Lengnich, dessen zahlreiche weitere Schriften zur polnischen und preußischen Geschichte und

Verfassungsgeschichte in A. Bertlings Katalog der Danziger Stadtbibliothek Th. I S. 660—664 zusammengestellt sind, seine Bearbeitung der Danziger Verfassungsgeschichte, an der er das ganze Jahrzehnt bis 1769 thätig war: er beschreibt S. 5—6 im Vorwort die Entstehung des vorliegenden Werkes: es ist nicht von Lengnich allein ausgearbeitet, sondern wurde von ihm stückweise wöchentlich jeden Freitag in vierstündiger Sitzung mit zwei Rathsherren, Daniel Gralath (dem Aelteren, 1708—67), Heinrich Zernecke und dem Stadtsecretair Constantin Ludwig Wahl durchberathen, das vereinbarte Concept unter die vier Genossen vertheilt und von ihnen bis zur nächsten Zusammenkunft ins Reine geschrieben. Eine Abschrift sollte von dem Werke nicht genommen werden, auch verlangte der Rath, daß es niemanden mitgetheilt würde. Die Vollendung erforderte mehrere Jahre; dann fügte Lengnich allein inzwischen erfolgte Veränderungen am Rande oder im Anhang bei, die in der vorliegenden Ausgabe in Fußnoten gegeben sind und bis zum Jahre 1771 hinabreichen (S. 161. 572). Der Verfasser hat den Zusammenbruch des polnischen Staates 1772 und die Vereinigung Westpreußens mit dem Staate Friedrichs des Großen, von der Danzig zu seinem eigenen schweren Schaden vorerst ausgeschlossen blieb, noch erlebt, da er erst 1774 85jährig die Augen schloß. Es leuchtet von vornherein ein, daß kein anderer, wie Lengnich, der sich 50 Jahre lang theoretisch und praktisch mit dem Verfassungsrecht Westpreußens und Danzigs beschäftigt hatte, so geeignet war eine Darstellung der städtischen Verfassung und Verwaltung zu geben.

Die Danziger Verfassung beruhte bis zum Verlust der Selbstständigkeit durch die Einverleibung in den preußischen Staat 1793 auf den Urkunden des 15. Jahrhunderts, durch die sich die Stadt mit dem übrigen Preußen 1454 in den Schutz der Krone Polen begeben hatte: der Krone, nicht des Staates oder der Republik, wie der Sprachgebrauch des 17. und 18. Jahrhunderts lautet, Danzig hat von jeher und bei jeder Gelegenheit daran festgehalten, daß es kein Theil des polnischen Reiches sei, sondern nur der polnische König sein Oberherr. In den dreihundertvierzig Jahren, die dieses Verhältnis dauerte, von 1454—1793 hat nun zu wiederholten Malen eine Einmischung der Königlichen Gewalt in die inneren Verhältnisse der Stadt stattgefunden, die aber nicht dahin führte den Einfluß des Königs auf die städtischen Angelegenheiten zu erhöhen, sondern die jedes Mal 1526, 1678, 1748—52 nur die Befugnisse des Rathes durch die emporstrebenden demokratischen Tendenzen beschränkte ¹⁾. Das hatte schließlich die Folge, daß an allen Zweigen

1) In Band 7 Heft 2 der Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte

der städtischen Verwaltung die Vertretung der Bürgerschaft, die 1526 eingesetzten Hundertmänner, insgemein die dritte Ordnung genannt (die erste ist der Rath, die zweite das Schöffencollegium, das Gericht), einen thätigen Antheil nahm, fast alle Deputationen, nach Danziger Sprachgebrauch Functionen genannt, haben Mitglieder der dritten Ordnung aufgenommen. Dies und das Eindringen des Kaufmannstandes in alle drei Ordnungen war hauptsächlich eine Wirkung der Königlichen Ordination von 1750, durch die bis in die unbedeutendsten Einzelheiten hinein (z. B. wie viel Pferde und Wagen auf dem Stadthof gehalten werden sollten) der königliche Oberherr oder vielmehr sein allmächtiger Minister Graf Brühl dem Danziger Rath die Richtschnur für sein Verhalten gegeben hatte. Nur widerstrebend, Schritt vor Schritt zurückweichend gab der Rath schließlich die Durchführung der Königlichen Ordination¹⁾ zu. Zum Verständnis von Lengnichs *jus publicum civitatis Gedanensis* ist diese Aenderung der Danziger Verfassung und die sie lebhaft bedauernde Haltung des Syndicus stets gegenwärtig zu halten.

Dem Buche selbst hat sein Verfasser eine kurze Vorrede (S. 3—6) vorangeschickt, in welcher er die Vorarbeiten anderer anführt und würdigt, zwei bisher ungedruckte Darstellungen der Danziger Verfassung von Elias Constantin von Treuen-Schroeder (davon 5 Handschriften in der Danziger Stadtbibliothek n. 195—199) und Johann Ernst von der Linde (eb. n. 189—194) 1680 und 1721 gestorben, die beide den Ansprüchen Lengnichs nicht genügten. Er selbst theilt seinen Stoff in 54 sehr ungleiche Kapitel, die wieder je nach dem Umfang in Paragraphen zerfallen: das längste ist c. 7 »von des Königes Rechtsamen« in 27 §§ S. 49—88 des Abdrucks (die Seiten der Originalhandschrift sind ebenso wie die Vertheilung des Stoffes auf die vier Abschreiber übergangen), das kürzeste c. 30 »Function zum weißen Berge« S. 392—393 ohne weitere Gliederung. Die Uebersicht über den Inhalt wird dadurch erschwert, daß die 54 Kapitel nicht zu größeren Abschnitten vereinigt sind, sondern Allgemeines und Specielles coordiniert nebeneinander steht. Lengnich

hrsgb. von Buchholz, Lamprecht, Marcks, Seeliger hat soeben (Febr. 1901) eine Dame, Frl. Dr. Salka Goldmann aus Wien, eine sehr anziehend und lebendig geschriebene, auf den gründlichsten Quellenstudien beruhende Darstellung der »Danziger Verfassungskämpfe unter polnischer Herrschaft« veröffentlicht. Sie hat dabei auch Lengnichs *jus publicum* vielfach herangezogen, während ihre Schrift sehr oft als ein moderner treffender Kommentar zu der Arbeit des alten Syndicus zu benutzen ist.

1) Ihr lateinischer Text steht in der Preußischen Lieferung alter und neuer Urkunden Th. I Stück 1 Leipzig 1753 S. 48—89.

handelt in den ersten drei Kapiteln von Ursprung, Namen und Oberherren; Anwachs und Eintheilung; Danzig als Hanse-Stadt; c. 4 und 5 Verfassung, Vorrechte und Regierungsart. In c. 6—8 ist vom König, seiner Oberherrschaft, seinen Rechtsamen, seiner Hofhaltung und seinen Einkünften die Rede; c. 9 handelt von der Bürgerschaft, c. 10 vom Rath, c. 11 vom Königlichen Burggrafen, c. 12 von den Bürgermeistern, c. 13 von den Aemtern der Rathmänner, c. 14 vom Syndicus, c. 15 von den Sekretären, c. 16 von den Schöppen (dem Gericht oder der 2. Ordnung), c. 17 von der 3. Ordnung, c. 18 von den Berathschlagungen und Schlüssen aller drei Ordnungen, c. 19 von den Verwaltungen oder Functionen überhaupt, die in c. 20—38 einzeln durchgenommen werden (Collegium scholar-chale, Kämmerei und Hülfgelder, Wettgericht und Willkür [Polizeiordnung], Wallgebäude, Kriegs Rath und Artillerie, Vorrath, Ländereien und Stadthof, Seetief, Accise, Nachtwache und Straßenreinigung, Function zum Weißen Berge [Weichselregulierung], Feuer-Function, Commerci-Collegium, Halle [Aichamt für wollene Zeuge], Kopfgelder, Zuchthaus, Mündisches Land und Wälder, Münze, Scheffel und Maaße), großes und kleines, wichtiges und kleinliches bunt durcheinander. C. 39 handelt von Danzig als preußischer Landesstand, c. 40 von der städtischen Autonomie, c. 41—43 von Auflagen, Einkünften und Münzrecht, c. 44 vom Besatzungsrecht, c. 45 von Vergebung bürgerlicher Lehne (Aemter), c. 46 und 47 Patronat und Kirchenwesen, c. 48 Besitz königlicher und adelicher Güter, c. 49 von der Bürger Handlungsfreiheit, c. 50 von der Brauerzunft, c. 51 von den Gewerken, c. 52 von der Schädigung der Gewerke von den geistlichen Besitzungen der Nachbarschaft aus, c. 53 von den Residenten fremder Mächte in Danzig und c. 54 vom Königlichen (nicht städtischen) Oberpostamt in Danzig. Bei allen diesen Behörden und Einrichtungen geht der Verfasser auf den soweit als möglich verfolgbaren Ursprung zurück: soweit er in die Ordenszeit (vor 1454) zurückreicht, bedient er sich als Quelle ausschließlich der preußischen Geschichte von Caspar Schütz (Schütze wird er stets citiert) und für die polnische Zeit seiner eigenen Geschichte Westpreußens. Die Wandlungen aller Einrichtungen durch die verschiedenen organischen Verfassungsgesetze der polnischen Könige, die Statuta Sigismundi I. von 1526, die Responsa Sigismundi Augusti von 1552, den Tractatus portorii Stephani von 1585 (die constitutiones Karnkovicanae von 1570 haben keine dauernde Geltung erlangt), das Decretum Joannis III. von 1678, die Ordinatio regia Augusti III. von 1750, werden genau verfolgt, wir erhalten eine Uebersicht über die Geschichte und Entwicklung jeder einzelnen Institution aus der Feder des berufensten Fachmannes, aber kein Gesamtbild der Danziger

Verfassung. Treffend faßt die neueste Bearbeitung der Danziger Verfassungskämpfe (Frl. Salka Goldmann S. V) die Enttäuschung, die der Benutzer des Lengnickschen Werkes erfährt, dahin zusammen, daß »das ganze Gebiet der Verwaltung von Lengnich gewissermaßen in Längsschnitte getheilt sei, ohne an irgend einer Stelle in einem Querschnitt ein Gesamtbild der Verfassung zu entwerfen«. Das Buch ist eben nur als ein Nachschlagebuch für den Danziger Rath und seine Organe, aus dem er sich über jede einzelne auftauchende Frage seines verwickelten Staatsrechts Aufschluß holen konnte, angelegt. Trotz der oft ermüdenden Breite, in der Großes und Kleines gleichmäßig neben einander behandelt ist, können wir doch dem erfahrenen Sachwalter des Danziger Rathes nur dankbar sein, daß er mit liebevoller Sorgfalt alle einzelnen Zweige der städtischen Verwaltung so gründlich beleuchtet hat, denn nach ihm war wohl Niemand mehr in der Lage dazu: unmittelbar nach dem Abschluß von Lengnicks Manuscript, 1772, begann die langsame, aber unaufhaltsame Erdrösselung der Danziger Selbständigkeit durch Friedrich den Großen, der Todeskampf der Stadt, der durch die Besetzung des Hafens die Lebensader abgeschnitten wurde. Die Umgestaltung der Danziger Verfassung durch die Ordination von 1750 hatte zwar vermocht den einzelnen Organen des Stadtreiments neues Blut zuzuführen, aber gegen die veränderte wirthschaftliche Lage und den Bund der Theilungsmächte richtete sie nichts mehr aus.

Daß Lengnich die Reform von 1750 nicht billigte, haben wir schon berührt. Auch sonst übt er zu wiederholten Malen an den Einrichtungen der Stadt und des polnischen Reiches eine durchaus berechtigte Kritik. So tadelt er S. 20 (c. 3 § 2: Danzig eine Hansä-Stadt, Anm.), daß sich die Stadt von den übrigen Hansestädten getrennt habe »und wäre zu wünschen, daß man sich mit ihnen wieder vereinigen könnte, welches aber in der Stille geschehen müßte, weil es sonst bei dem Könige und den polnischen Ständen ein Aufsehen machen und zu allerlei Argwohn Anlaß geben könnte«. »Der deutsche Orden hat« heißt es im nächsten Kapitel 4 § 1 »gute Gesetze geben und verschiedene Freiheiten ertheilet, wodurch Danzig in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand gekommen: in Ansehung dieser Wohlthaten verfährt man zu hart, wenn die Kreuzherren überhaupt Tyrannen gescholten werden«. S. 21 (c. 4 § 2): »Die folgenden Könige haben . . . in (der Stadt) Verfassung verschiedenes geändert, doch wenn das letztere geschehen, sind sie durch die innerliche Mißhelligkeiten dazu veranlaßt worden: wobei derjenige Theil, der etwas für sich ausgewürket, das gemeine Beste befördert zu haben geglaubt hat«. Ziemlich wegwerfend heißt es S. 49 (c. 6 Von dem Könige und dessen Oberherrschaft § 12) von der polnischen Kron-

armée, für welche Danzig seit 1717 jährlich 39 000 Preußische Gulden (= 1 M.) beitragen mußte »welches gewiß nicht ein geringes ist, insonderheit da gedachtes Kriegsheer der Stadt noch niemals einigen Dienst gethan hat, vielmehr ihr Schaden zugefüget, und die auch wünschet, daß sie zu keiner Zeit seiner Hülfe benöthiget sein möge«. In § 17 c. 7 (Von des Königes Rechtsamen) S. 76 erwähnt er, daß »es das sicherste ist, des Königes Gemüth durch ein freiwilliges Geschenk zu lenken, indem die beständige Erfahrung lehret, daß dieses Mittel den Vorstellungen die größte Kraft ertheilet habe und daß es eine rühmliche Sparsamkeit sei, wenn man bei solchen Umständen nicht sparet«. S. 128 (c. 10 von denen, die in der Stadt das Regiment führen, und besonders vom Rath § 16): »Mehrere dergleichen Exempel zu geschweigen, die, da sie gegen die Regel sind, wenn man sie einigemal wiederholet, zur Regel werden, insonderheit wo man sich, so wie es zu Danzig geschiehet, nach Exempeln richtet und daraus gleichsam Gesetze machet«. Auf den Zustand des Stadtarchivs zu Lengnichts Zeit wirkt eine Bemerkung S. 225 (c. 14 der Syndicus § 4) kein günstiges Licht: »Sollte künftig dem Syndico eine neue Untersuchung der vorhandenen Urkunden aufgetragen werden, müßte nothwendig ein Rathsschluß vorhergehen, den Christopher¹⁾ von dem unmäßigen und über ein ganzes Jahrhundert sich gehäuften Staube zu säubern«. Damit ist S. 251 (c. 16 von den Schöppen § 4) zu vergleichen: »Man würde noch ein höheres Alterthum der Altstädtschen Schöppen durch unverwerfliche Zeugnisse darthun können, wenn jemand die auf dem Altstädtschen Rathhause dem Staube und Moder schon seit langer Zeit übergebene Schriften hervorbringen wollte«. S. 319 (c. 20 collegium scholarchale § 5) klagt er: »Der Verfall der Schulen wurde größer, ohne daß man dem Uebel abzuhelfen gesucht hätte, bis 1756 das collegium scholarchale gewisse Vorschläge aufsetzte, die an die Ordnungen gelangten, aber weil sie sich darüber nicht einigen konnten, zu keinem Schluß gebracht wurden«. Dem entspricht S. 328 (c. 21 Kämmererei und Hülfgelder-Function § 6): »Doch wird es vermuthlich dieser neuen Einrichtung der Kämmererei nicht anders ergehen, als es andern Einrichtungen zu ergehen pflaget, daß man einiges gar nicht, einiges eine Zeit lang beobachten wird . . .«. S. 375 (c. 26 Verwaltungen der Ländereien und des Stadthofes § 7): »Bei der Verhöhnung (der Zinsen der Landleute) hat man die rechte Maße weit überschritten, da man eine alte Mark zu 24 Gulden (statt 11) gerechnet hat«. S. 449 (c. 43 von dem Münzrecht der Stadt § 6) spricht er »von der polnischen Achtlosigkeit« und S. 450 von »der in Polen nicht unge-

1) Diesen noch heute in Danzig für das geheime Rathsarchiv gebräuchlichen Namen vermag auch Lengnich S. 225 nicht zu erklären.

wöhnlichen Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste«. S. 531 (c. 49 von der Bürger Handlungsfreiheit § 9) »sowie man von den polnischen Gesetzen weiß, daß sie vor sich die Stadt zu nichts verpflichten«.

Die mitgetheilten Stellen können als Stilproben Lengnichts dienen. Sein Wortschatz (er schreibt sein Buch in den Jahren, als Goethe in Leipzig studierte) zeigt noch mancherlei auffallendes und abweichendes: beniemt für benannt (S. 33. 98. 147. 196), ungeräumt (S. 112 unpassend), gesehen für angesehen (S. 168, 479), Verkantierungstag (der Tag der Aemtervertheilung S. 196), geschlossen für beschloßen (S. 447), eine obhandene Gefahr (S. 470), anbrüchig für anrüchig (S. 513), archaistische Ausdrücke wie Schorsteinfeger (S. 395) und Buchführer (508): die S. 216 erwähnten Stahlherren dienen dazu, die Ansicht Höhlbaums über die Bedeutung des Londoner Stahlhofes (Hansische Geschichtsblätter 1877 S. 133/35) zu stützen: stahlen heißt auf untersuchte Tücher ein Zeichen drucken (S. 217). »Krelling« (S. 554, in Frischbiers preußischem Wörterbuch fehlt das Wort) scheint ein gering geachtetes Dünnbier zu sein.

Die Ausgabe hat, wie der Herausgeber S. XIX bemerkt, von einer Beigabe erläuternder Anmerkungen, Quellennachweisungen u. dgl. abgesehen, weil es unmöglich war dabei eine Grenze zu ziehen: nur das Sachregister Lengnichts ist vervollständigt worden, aber, wie S. XX mit Recht bemerkt wird, noch nicht vollkommen. Daß von einem kritischen Kommentar Abstand genommen ist, kann nur gebilligt werden: aber ich wundere mich, daß der Herausgeber nicht die wichtigsten Quellen der Danziger Verfassung, auf die sich Lengnich fortwährend bezieht, die Privilegia Casimiri, die Statuta Sigismundi I., den Tractatus portorii, das Decretum Johannis III. und vor allem die Ordinatio Augusti III. dem Buche als Anhang beigegeben hat. Auch ein Druckfehlerverzeichnis vermißt man: mir sind folgende Versehen, die wohl nicht dem Verfasser zur Last fallen, aufgestoßen: S. 63 Z. 4 l. Pfarre st. Pfarrer, S. 235 Z. 17 Singchor st. Singuhr, S. 390 Z. 13 Wie viel st. Weil viel, S. 404 Z. 20 gesetzte Personen st. gesetzte Personen, S. 455 Z. 11 ein anderer st. eine anderer, S. 457 letzte Z. mit dem Ende des Münzens st. Märzens, S. 575 Z. 12 denn da st. dem da.

Dem Bande ist ein Bild Lengnichts in einem Stich des Augsburger Malers und Kupferstechers Mathias Deisch (1760—1789 in Danzig) beigegeben, nach einem Bilde von Joh. Jacob Fabricius, aus dem hervorragende Charaktereigenschaften nicht zu entnehmen sind, was wohl dem nur mittelmäßigen Kupferstecher zur Last fällt.

Halle a. S.

M. Perlbach.

Tolkiehn, J., Homer und die römische Poesie. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Th. Weicher 1900. IV und 219 S. 8°. Preis 6 Mk.

Der Verf. hat es in vorliegendem Buche zum ersten Male unternommen, den Einfluß der homerischen Epen auf die lateinische Poesie im Zusammenhang zu untersuchen. Freilich beschränkt er sich selbst im Vorwort seine Aufgabe: er will Ilias und Odyssee nur als sagen-geschichtliche Quellen innerhalb der römischen Poesie betrachten. Diese Begrenzung des Stoffes hat zur Folge, daß man über die Beziehungen Vergils zu Homer, deren Erörterung man nach dem Titel vor allen Dingen erwarten muß, nur gelegentlich zu hören bekommt; das ist um so mehr zu bedauern, als diese Frage, die bisher nur gelegentlich in einzelnen Programmabhandlungen erörtert ist, noch immer einer abschließenden Darstellung ermangelt. Doch halten wir uns an das vom Verf. Gebotene! Anerkennung verdient die Vollständigkeit der Materialsammlung, die von Livius Andronicus bis an die Grenze von Altertum und Mittelalter reicht, sowie die übersichtliche Gruppierung des Stoffes. In einem »allgemeinen Teil« werden prinzipielle Vorfragen erörtert sowie die Zeugnisse der lateinischen Scholiasten besonders zu Vergil (mit Einschluß des Macrobius) gesammelt und auf ihren (sehr geringen) Wert untersucht. In dem »besonderen Teil« werden zunächst die lateinischen Homerübersetzungen analysiert, darauf die »Verarbeitung des homerischen Stoffes zu selbständigen Gedichten« (Epos, Lyrik, Drama) und endlich die »Verarbeitung des homerischen Stoffes zu Episoden innerhalb größerer Gedichte« untersucht. Der Verf. hält sich überall innerhalb der Grenzen, die durch die Zufälligkeit der Ueberlieferung gesteckt sind, und geht Hypothesen sorgsam aus dem Wege. Immerhin hätte es sich gelohnt, Fragen allgemeinerer Art wenigstens zu stellen. Die Wertschätzung Homers ist bei den Römern nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen, sondern auch hierin waren sie nur zu gelehrige Schüler der Griechen: die souveräne Ablehnung der *μεγάλα βιβλία* seitens der Alexandriner hat doch auch in der neoterischen Poesie der caesarischen Epoche deutliche Spuren hinterlassen, und da war es die Imitation Vergils, über diese notwendig in Manier ausartende Kleinkunst jeder zu großen Stoffen vorzudringen und dadurch die Römer etwas vom Geiste homerischer Poesie spüren zu lassen, und das war doch etwas Größeres als die elenden Versuche vor und nach ihm, den Stoff der homerischen Poesie in lateinische Verse zu kleiden. Uebershaupt hätte der Verf. die alexandrinische Epoche der römischen Poesie in Beurteilung gewisser Einzelheiten stärker in Rechnung ziehen müssen. So werden die erotischen Umbiegungen homerischer Motive

in Ovids Heroiden litterarhistorisch nur so verständlich (vgl. z. B. für Briseis das vom Verf. übersehene Fragment einer varronischen Satire: 368 Bücheler, und dazu: Horaz ep. I 2, 11 f. *carm. Priap.* 68, 15 f. Petron 129; dem Verf. des Querolus p. 19 Peiper ist Briseis eine *psaltria et concubinula*). Die Nachwirkungen dieser Art von Poesie sind auch in der vom Verf. sonst sorgfältig analysierten sog. *Ilias latina* noch zu spüren. In ihr nimmt die Erotik einen breiteren Raum ein, an die Stelle der kräftigen, einfachen Farben ist weiche Sentimentalität getreten. Agamemnon ist in Chryseis, Achill in Briseis verliebt, wie nur irgend ein zärtlicher Junge in sein Mädchen, vgl. Vers 69 ff. 91; daher kann der Autor dieses Gedichts im Widerspruch mit Homer von Chryseis sagen, daß sie den Agamemnon *invita* verlassen habe (Vers 63), und es bedarf nicht der Annahme des Verf. (S. 116), das sei ein Gedächtnisfehler des Uebersetzers, der von Chryseis das sage, was bei Homer von Briseis gesagt werde: ἡ δ' ἀέκονσα ἄμα τοῖσι γυνὴ κίεν (A 348). Vielleicht hätte es sich ferner gelohnt, einmal zusammenfassend darzulegen, wie verwüstend die römische Rhetorik mit der schlichten Einfachheit homerischer Motive gewirtschaftet hat. Wenn z. B. Homer es nicht eigens sagt (weil es selbstverständlich ist), daß Chryses wegen der Entführung seiner Tochter durch Agamemnon grollt, so sagt der Uebersetzer (Vers 13 ff.): »Chryses weinte, daß seine Tochter, sein Trost, ihm geraubt sei; verhaßt war ihm Tag und Nacht, und die Lüfte erfüllte er mit beständigem Klagen«. Daß ferner Chryses unwillig ist, als seine Bitte, ihm die Tochter zurückzugeben, nicht erfüllt wird, sagt Homer mit ἀκέων (A 34); dafür lesen wir bei dem Uebersetzer Vers 28 f.: »er zerfleischt trauernd seine Wangen mit den Nägeln, rauft sich das Haar und schlägt seine alte Brust«. Natürlich zieht auch der Verf. solche Verunstaltungen gelegentlich in den Kreis seiner Betrachtung, aber hier hätte es sich, wie gesagt, wohl gelohnt, das Einzelne zu einem Gesamtbilde zu gestalten und dafür anderswo die zu breite Darlegung (vgl. z. B. das S. 53—77 über Macrobius Gesagte) zu kürzen. Eigentümlich sind die Worte (S. 138): »Wahrscheinlich steht mit Neros Gedicht die erhaltene Troiae halosis in Beziehung, welche sich unter den Bruchstücken von Petrons Satirae findet c. 89 und einem Dichter Eumolpus (!) in den Mund gelegt wird«.

Breslau, Dezember 1900.

E. Norden.

Für die Redaktion verantwortlich: in Vertretung Prof. Dr. Georg Wentzel
in Göttingen.

Göttsberger, J., Barhebräus und seine Scholien zur Heiligen Schrift. Freiburg i. Br. Herder. 1900. (Biblische Studien, hrsg. von O. Bardenhewer, Heft 4/5). XII u. 183 Seiten. Ladenpreis 4,40 Mk.

Das Buch, zu dessen Lektüre und Anzeige ich später, als mir lieb ist, komme, zerfällt in 2 Hauptabschnitte: I. Leben und Schriften des Barhebräus (S. 5—56); II. Des Bh Scholien zur H. Schrift. Der zweite Abschnitt besteht aus 7 Capiteln: 1) Name, Abfassung, Handschriften und Veröffentlichung der Scholien (S. 59—79). 2) Die Scholien des Bh im Allgemeinen (bis S. 82). 3) Die in den Scholien verwendeten Bibeltexte (bis S. 150). 4) Die Textkritik bei Bh (bis S. 155). 5) Grammatik und Lexikographie in den Scholien (bis S. 159). 6) Kurze Charakteristik der sachlichen Schrifterklärung bei Bh (bis S. 170). 7) Die in den Scholien citierten Autoren und Werke (bis S. 181). Den Beschluß bildet ein Rückblick auf Bh' schriftstellerische Leistungen, speciell die Scholien (S. 182 f.).

Aus Titel und Anlage des Buches ersieht man, daß sich des Verfassers Interesse auf das Verhältnis der Scholien zum Bibeltext concentrirt; eine sachliche Darstellung ihres Inhalts hat er nicht geben wollen, und alles Derartige ist sehr an die Peripherie der Untersuchung gedrängt.

Der erste Abschnitt enthält natürlich nicht wesentlich Neues; der Verf. hat für die Biographie reichliche Vorarbeiten gehabt, die er auch gewissenhaft berücksichtigte, vor Allem Nöldekes Aufsatz (in ›Oriental. Skizzen‹, S. 253—273) und die (mir nicht zugängliche) Monographie Cheikhos im ›Mašriq‹. Im Ganzen wird an seiner Darstellung nicht viel auszusetzen sein. Gern hätte man jedoch statt auf Assemanis Bibl. or., die für G. viel zu sehr als Hauptquelle figurirt, auf die uns vorliegenden Texte selbst verwiesen gesehen. Barhebräus' eigene Schriften, insbesondere die Kirchengeschichte, sind so nicht genügend ausgebeutet worden. Ich beschränke mich hier auf einige wenige Bemerkungen. Die Darstellung des Streites um die Nachfolgerschaft des Patriarchen Ignatius ist insofern nicht

correct, als die Wahl des Dionysius (Chr. eccl. 1, 708), in dessen Dienst sich Bh stellte, factisch ungiltig war, da sie ohne die erforderliche Anwesenheit des Maferjâns (Nomoc. ed. Bedjan p. 79, vgl. Chron. eccl. 2, 204 f.) erfolgt war. — Daß Johannes den Plan, Bh zum Maferjân zu creieren, nicht nur kundgegeben haben soll (S. 15), sondern daß er ihn wirklich für diesen Posten ausersehen hat, erzählt Bh selber Chr. eccl. 1, 749; 2, 433. — Den Brief, den Ignatius vom Totenbett aus an Bh. sendet, versteht G. nach Assem. 2, 381 so, als erbitte er sich darin seinen ärztlichen Beistand; aber der Wortlaut, im Chr. eccl. 1, 777 hat mit dieser Auffassung gar nichts gemein, sondern sagt unmißverständlich, Ignatius, der mit dem Leben ganz abgeschlossen, habe Bh gebeten zu kommen, um seine und des Patriarchenstuhls Sache zu besorgen, das will heißen, um ihm die Sorge um die Nachfolgerschaft abzunehmen. — Daß der Titel Mâr nicht bloß die Würde, sondern auch die Heiligkeit bezeichne (S. 26, A.), ist mindestens ungenau. Bekanntlich kann jeder Heilige so bezeichnet werden, aber außerdem auch schon der Bischof, ja sogar angesehene Laien, wofür Belege leicht anzuführen wären; wie denn auch für den Namenwechsel (d. h. die Annahme eines kirchlichen Namens) des neuerwählten Bischofs (S. 7, A. 1). Für die Aufzählung der Schriften des Bh hat sich der Verf. aus Assem. (dem er auch fast durchweg in der lateinischen Wiedergabe der Titel folgt) alles Einschlägige gesammelt und die Textausgaben, Uebersetzungen und Monographien sorgfältig verzeichnet. Auch auf die Reihenfolge der Abfassung der Werke hat er, wenigstens da, wo wir über das wo ¹⁾ und wann direkte Nachricht aus Bh' Biographie haben, öfters hingewiesen. Hier hätte allerdings etwas mehr geschehen können. Wir wissen z. B., daß die Mênârath qudsê und das Kêthâbhâ dhê zalgê zeitlich vor den Nomocanon fallen, woselbst sie citiert werden (bei Bedjan S. 106), ebenso vor die Scholien (also wahrscheinlich vor das J. 1277), in denen sie (wie mehrere andere Schriften, vgl. Gött. S. 169, A. 2) ebenfalls vorausgesetzt sind; ferner das Uebersetzungswerk Têgêrath têgêrâthâ vor das Sêwâd sophia (vgl. Sachau, Catalog 689^a). Die unvollendet gebliebene Taš'itha dhê řaljûthê dhê haunâ hat Bh in seinem Todesjahr, vor seiner letzten Reise nach Marâga, geschrieben, laut einer nur in der Berliner Hs. 208, fol. 96^b vorhandenen Notiz (Sachau, Catalog 687^a). Dagegen glaube ich nicht, daß man — woran Sachau, Catalog 683^a zu denken scheint — aus der Glosse im Nomocanon (ed. Bedjan 203)

1) Da G. für einen weitem Leserkreis schreibt (vgl. das Vorwort und die ganze Art der Darstellung), so hätte er den Abfassungsort der kleinen Grammatik statt »Babylon« besser »Bagdad« genannt, um einem Mißverständnis vorzubeugen.

den Schluß ziehen darf, dieses Werk stamme noch aus der Zeit des Aufenthaltes des Bh in Melatia, denn daß die Glosse von Bh selbst herrühre, ist durch ihr Vorkommen in mehreren Hss. durchaus nicht erwiesen; wahrscheinlicher gehn diese Hss. auf das Handexemplar des Dioscorus, B. von Gāzarthā (Chr. eccl. 2, 465), Bhs Biographen, zurück, das dieser selbst da und dort mit Randbemerkungen versehen hatte; (vgl. GGA. 1900, No. 3, S. 214, A. 2). Und jedenfalls macht das Werk nicht den Eindruck, daß es einen höchstens 26jährigen Jüngling zum Verfasser habe. Daß das Kêthābhā dhē bhābhāthā von Haus aus ein Teil der Mênārath qudšē ist, war ebenfalls aus Sachaus Catalog (620^b) zu ersehen (den G. nach S. 69, A. 4 noch rechtzeitig benutzen konnte). — Als Berichtigung zu S. 49, A. 2 sei bemerkt, daß auch das Gedicht »in rosam« sich in Scebabis Ausgabe findet (S. 68 ff.). — Göttsbergers Hochachtung für Bh hat ihn wol einmal zur Ueberschätzung seiner Wissenschaft verleitet, besonders hinsichtlich der Philosophie; denn daß Bh auf diesem Gebiete ganz und gar bloß das Sprachrohr der arabischen Gelehrten war, wird desto unzweifelhafter, je mehr man dieser syrisch-arabischen Literatur nachgeht (vgl. Baumstark, Aristoteles bei den Syrern 1, 163. 182). Ueberhaupt hätte er Bhs wirkliche wissenschaftliche Verdienste und zugleich seine Ohnmacht gegenüber seiner Zeit deutlicher zeichnen können, wenn er die Nachrichten, die wir über das Bildungsniveau des damaligen jakobitischen Ostens haben, genauer berücksichtigt hätte ¹⁾. Auch was er (S. 55) über das Verhältnis der syrischen Wissenschaft zur arabischen sagt, ist viel zu optimistisch und trifft für Bhs Zeit längst nicht mehr zu.

Im II. Teil gibt G. zunächst eine Beschreibung des ersten Bekanntwerdens des Scholienwerks in Europa, der verschiedenen Handschriftengruppen und der Geschichte der ruckweisen Editionen vom J. 1828—1899 ²⁾. Dann stellt er von Neuem fest, daß die Pêšithā der West- und die der Ostsyrrer vorwiegend in grammatischen Punkten differieren, die sachlichen Divergenzen dagegen ganz unerheblich sind, und daß ferner die »karkaphens. Ueberlieferung« nur eine bestimmte Gruppe von masorethischen Hss. bedeutet; alles Dinge, die angesichts ihrer längst anerkannten Gültigkeit zwar nicht übergangen, aber doch etwas kürzer hätten gefaßt werden können. Bei

1) Barhebräus selbst ist hiefür die beste Quelle. — Ruskas Notizen in der Zeitschr. f. Assyriologie 12 (1897). S. 34 ff. sind dem Verf., wie es scheint, unbekannt geblieben.

2) Die noch nicht edierten Stücke hat er handschriftlich für seine Monographie ausgebeutet, besonders nach der Berl. Hs. Sach. 326, die nach Alter und Qualität die erste Stelle unter den deutschen Hss. einnimmt.

der darauf folgenden Aufzählung der in den Scholien genannten Textzeugen scheint mir die Identifizierung des ›Mar Michael‹ mit dem berühmten Patriarchen dieses Namens (S. 91) nicht genügend gerechtfertigt. Ein Werk über das Alte Testament, sei es exegetischer, grammatischer oder masoretischer Natur, das die paar von G. angegebenen Stellen voraussetzen, ist von ihm weder direkt noch indirekt bekannt. Ferner kommt die Angabe, er sei Patriarch, nur in einer einzigen Randglosse der jungen Hs. *p* vor und hat wenig Autorität. Schwieriger ist es freilich, den richtigen Mann dieses Namens zu finden. Bh citiert in seiner Grammatik (1, 249) in einem § über die Accente einen Michael, Schüler des ›Rabban‹ Georgius, der, gleich dem dort erwähnten Basilius, Schüler des Qostanṭin, in Melatia lebte und Bhs Zeitgenosse war. Ob das die Beiden sind, die er im J. 1277 zu Bischöfen ernannte (Chr. eccl. 2, 447)? Sonst käme etwa noch der im 9. Jahrh. lebende bekannte Michael Bādōqā in Frage (vgl. über diesen und die mit ihm zusammenhängenden schwierigen Personalfragen G. Hoffmann, Opusc. Nestor. S. XXI, Baumstark, a. a. O. S. 213).

In dem Abschnitt über die ›Verwertbarkeit des Peschitthotextes bei Bh‹ gibt G. zu, daß Bh die Peš. manchmal ungenau citiert, namentlich dann, wenn er zur Erklärung einer Stelle Citate aus andern biblischen Büchern beibringt; doch sei diese Art von Citaten als ›freie Verwertung‹ von dem ›strengen Citate‹ zu unterscheiden und wol zu erkennen (S. 99). Die Bh-Citate seien also als wirkliche Textzeugen verwertbar. Daraus ergebe sich die weitere Frage, ›welche Stellung der Bh-Text unter den bisher bekannten Vertretern der Peschittho einnehme‹ (S. 102).

G. hält sich in der principiellen Beantwortung dieser Frage, die dann im 4. Abschnitt (S. 109 ff.) zur genaueren Erörterung gelangt, an Nestles gelegentliche Aeüßerungen und an Rahlfs' Aufsatz in Stades Zeitschrift 1889. Ich gestehe, daß mir bei der Lektüre der Scholien andere Gesichtspunkte maßgebend waren und ich ihren textkritischen Wert nur in einzelnen Fällen untersucht habe; aber die Resultate, die sich mir in solchen Fällen ergaben, reimen sich doch nicht ganz mit denen Göttbergers. Uebrigens muß er Behauptungen zu Hülfe nehmen, wie die: die Annahme, Bh citiere aus dem Gedächtnis, sei durch den Umfang der Texte, die er aus Peš. und andern Uebersetzungen beibringe, ausgeschlossen — das ist entweder eine leere Phrase oder beruht auf ungenügender Kenntnis der syrischen Literatur; man braucht nur die Citate des Aphraates oder des Philoxenus anzusehen, um über freie Citierungsweise ins Klare zu kommen. Allerdings stimmt der von Bh. erläuterte Peš.-Text

meist mit unserer Peš. (genauer mit ed. Urmia und Ambros.) überein, aber damit ist die Frage nach dem Wert der zahlreichen eigentlichen Citate noch gar nicht berührt. Dies läßt sich überhaupt an Hand der Scholien allein gar nicht genügend beurteilen; ehe man die Bh-Citate an der Peš. mißt, hat man sie erst vollständig zu sammeln, nämlich auch aus Bh' Grammatik. Das Resultat wird hier im Ganzen kein anderes sein als dort, aber es finden sich doch abweichende ›Lesarten‹ genug¹⁾. Und hier mag auch gleich mit bemerkt werden, daß die Berücksichtigung der ›Grammatik‹ auch sonst für das Studium der Scholien nötig ist, sofern wir in ihr sowol textkritische Notizen finden, die im Scholienwerk unter den Tisch gefallen sind (wie 1, 186, 3 v. u. die Angabe, der Jaunājā habe Prov. 12, 16 ܘܠܗܐ statt ܘܠܗܐ), als auch vereinzelte Lesarten, die sonst nirgends erwähnt sind²⁾. Uebrigens haben alle jene Untersuchungen über die Peš.-Citats des A. T. nur provisorischen und bedingten Wert, wenn anders die in Vorbereitung befindliche kritische Ausgabe der Peš. des A. T. eine größere Mannigfaltigkeit der Lesarten, als wie sie jetzt durch Gwilliam für das N. T. erwiesen ist, aufzuzeigen vermögen wird, was ja anzunehmen. Ich teile nun in Kürze G.s weitere Resultate mit:

Also Bhs Citats stimmen in der übergroßen Mehrzahl der Fälle mit der ed. Urmia und cod. Ambrosianus überein. Wo diese von einander abweichen, hält es Bh bald mit diesem, bald mit jener, meist aber mit Ambrosianus. Die ›Nestorianer‹-Citats stimmen zu drei Vierteln mit ed. Urmia (S. 109 ff.).

In den sehr zahlreichen, aber oft sehr freien Citaten aus der Syrohexapla (S. 120 ff.) läßt sich die Tendenz nachweisen, sie dem Peš.-Text zu accomodieren; da und dort fügt Bh eine hexaplarische Lesart geradezu in den Context der Peš. ein. Uebrigens haben manche dieser Lesarten selbständigen Wert und finden sich in griechischen Hss. vertreten.

1) Wenn er z. B. in der Gramm. 1, 100, 21 f. in Sir. 14, 1 ܘܠܗܐ hat, gegenüber ܘܠܗܐ in den Scholien (= Peš., LXX- und Urtext), so wird das auf gedächtnismäßigem Citieren beruhen, wie es ihm denn hier nicht sowol auf dieses Wort, als auf das Verbum ܘܠܗܐ ankommt. Aber anders liegt die Sache in Gramm. 1, 179, wo Sir. 41, 1 mit ܘܠܗܐ citiert wird, wie Peš. hat, während der Scholientext ܘܠܗܐ bietet.

2) Einzelnes mag auf Rechnung der Abschreiber oder gar der Herausgeber kommen. Ein Fall aber, wo die Lesart der Grammatik wenigstens zu erwähnen wäre, ist das Citat Prov. 25, 22, wo Gramm. 1, 105, 10 statt des rätselhaften ܘܠܗܐ in Peš. und den Scholl. ܘܠܗܐ ›wirft‹ hat, das, wenn es wirklich in allen Hss. der Gramm. steht, eine nicht zu verachtende Lesart wäre. (Der Vers wird wegen dieses Verbuns, als Verb. tert. M. citiert, — was freilich auch jenes ܘܠܗܐ wäre).

Die Citate aus der ›Heracleensis‹ (S. 139 ff.) stimmen in den allermeisten Fällen mit White und Bernstein überein; wo beide unter sich differieren, mit Bernstein. Im Jaunājā (was G. mit ›Ionier‹ statt mit ›Grieche‹ übersetzt) sieht G. eine vom Charqêlājā verschiedene Recension und betrachtet die so benannten Citate als zur unrevidierten Philoxeniana gehörig, wie schon G. Hoffmann (ZDMG. 32, 741) vermutet hatte, was aber durch die in Philoxenus' Schriften enthaltenen Citate, die ja freilich z. T. Gedächtniscitate sind, eher zu widerlegen als zu beweisen wäre, da sie im Ganzen zur Peš. stimmen.

Die zahlreichen, aber kargen Citate aus dem ›Armenier‹ und ›Aegyptier‹ (S. 147 f.), die G. in einem besondern Aufsatz in Stades Zeitschr. 1900, Heft 2, behandelt hat, stammen nicht aus einer vollständigen syrischen Uebersetzung der armenischen, bzw. koptischen Bibel, sondern sind ›gelegentlich herausgegriffene Stellen, die vielleicht am Rande syrischer Hss. dem Bh sich darboten‹.

Mit dem 4. Abschnitt (S. 150—155), der die Textkritik des Bh in mehr allgemeiner Weise nach Form und Inhalt behandelt, schließt der Verf. das Hauptthema seiner Monographie ab. Daß er das zugängliche Material aufs Sorgfältigste verwertet, geht aus seinen Ausführungen auf Schritt und Tritt hervor; daß aber die Resultate, soweit sie von den bisher angenommenen abweichen, sich eventuell spätere Correkturen gefallen lassen werden müssen, liegt an der oben berührten Sachlage, nicht an ihm.

In den drei letzten Capiteln (cap. 5—7; s. o.) faßt sich G. leider kürzer, als wünschenswert war. Im ersten gibt er einige Andeutungen über den grammatischen und lexicographischen Gehalt der Scholien und skizziert Bhs Verhältnis zur Masora und den Lexicographen. Im zweiten streift er, unter ausdrücklichem Verzicht auf eingehende Darstellung, ›die verschiedenen Gebiete, aus denen Bh sein Erklärungsmaterial zusammengeholt hat‹, Philosophisches, Dogmatisches, Medicinisches u. s. w., kurz was man ›allgemeine Bildung‹ nennt. Dabei schreibt er aber auf naturwissenschaftlichem und psychologischem Gebiet allerlei Bhs Gelehrsamkeit zu, was sicher alter Volksglaube war; z. B. daß die Leber der Sitz des Zornes sei (S. 165) — wie überhaupt der Affekte und Leidenschaften — lehrt nicht erst Bh, sondern bekanntlich das gesammte semitische Altertum vor ihm. Etwas ausführlicher werden dann allerlei Notizen zusammengestellt, die Bh aus der Zeitgeschichte schöpfte (S. 166 ff.), soweit ich die Stellen nachprüfte, in richtigem Verständnis; nur das Schol. zu Lev. 8, 13 (S. 167) ist gänzlich mißverstanden, denn da zieht Bh keineswegs ›die Kopfbedeckung bei den Römern und Kilikiern seiner Zeit zum Vergleiche herbei‹, sondern er vergleicht die مكة im Lev. 1. l. mit

der Kopfbedeckung der monophysitischen Geistlichen¹⁾. Im Schlußcapitel führt er die seiner Zeit von Rhode (1832) auf Grund seines geringen Materials aufgestellte Liste der in den Scholien citierten Autoren und Werke aus. Hier wären gelegentlich einige orientierende Bemerkungen wol angebracht gewesen, wie über die ›alten Schriften der Heiden‹, die Bh auch in der Grammatik einigemale citiert und die in der Hauptsache identisch gewesen sein werden mit der aus B. Bahlöl unter dem Namen ›Buch der Charranier‹ oder ›B. der Aramäer‹ oder ›Mathlē der Aramäer‹ bekannten Schriften-sammlung. — Philoxenus wird außer den S. 172 erwähnten Stellen wol auch noch zu Mc. 11, 10 citiert; die Scholien zu diesem Evangelium sind noch nicht publiciert und G. scheint das Citat im Berliner Cod. Sach. 326 nicht vorgefunden zu haben; aber vgl. Gwilliams Tetraevangel. (1901) S. 268.

Als erster Versuch, das Scholienwerk als Ganzes zu würdigen und auch den Nicht-Syrologen einen Ueberblick über dasselbe zu geben, ist G.s Arbeit sehr zu begrüßen. Schade, daß er es sich einstweilen versagt hat, sein mit großer Mühe und Geduld verarbeitetes Material für eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung des reichen Inhalts der Scholien zu verwenden, wodurch er sich sehr verdient gemacht haben würde. Das Buch, so wie es ist, kann man als Einleitung zu den Scholien, bzw. zu einer künftigen deutschen Bearbeitung derselben, bezeichnen: eine solche scheint mir nämlich weit dringender, als eine Gesamtausgabe im Urtexte, die G. (S. 76. 78) so sehr herbeiwünscht. Freilich sind die bisherigen Editionen der einzelnen Bücher so zerstreut als möglich und dazu auch an wissenschaftlicher Brauchbarkeit verschieden; aber die z. Z. geringe Aussicht auf das Zustandekommen einer editio princeps hindert die sachliche Bearbeitung und Ausbeutung des Werkes nicht. Die Scholien sind zum größten Teil masorethischen Inhalts: da handelt es sich m. E. vorab darum, die Arbeiten Martins und Diettrichs (Die Mas-sorah der östlichen und westlichen Syrer, 1900) fortzusetzen, wodurch das Verhältnis des Bh zur Tradition genauer beleuchtet würde. Die Untersuchung des Wertes der Scholien für die syrische Bibelkritik — d. h. namentlich für die Hexapla — ist ein Gebiet für sich, das von einer Neuausgabe des Werkes nichts zu erwarten, wol aber, wie bereits bemerkt, über das Scholienwerk hinauszugehn hat. Was übrig bleibt, wäre, mit Ausnahme des Lexikalischen, Sache einer systematischen Bearbeitung.

Zum Schluß kann ich mir nicht verwehren, dem Lobe, das das

1) Vgl. übrigens B. Bahlöl col. 896 oben (P. Sm. 1745).

Buch verdient, noch eine Ausstellung anzuhängen; sie betrifft den Stil. Die Weitschweifigkeit des Ausdrucks und ein Stich ins Populäre mag beabsichtigt und auf den vorausgesetzten weitem Leserkreis berechnet sein; aber Worte wie ›grundlegen‹ (S. 28. 61), ›anfallen‹ (vom Erbe) (S. 29) sollten nicht vorkommen. Nicht gehörig überdacht ist der Satz auf S. 125, Z. 6 ff.

Göttingen, Jan. 1902.

Friedrich Schulthess.

Hegler, Alfred, Sebastian Francks Lateinische Paraphrase der Deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen, G. Schnürlen 1901. 122 S. in 4°. Ladenpreis 3,20 Mk.

In vorliegendem Tübinger Universitätsprogramm setzt Hegler seine 1892 begonnenen Studien über Sebastian Franck fort. Aus Weinkauffs, jetzt in Bonn befindlichem Nachlasse hatte er für seine Untersuchung über ›Geist und Schrift bei Seb. Franck‹ bereits dessen lateinische Paraphrase der ›Theologia deutsch‹, sowie drei seiner holländisch erhaltenen Traktate benutzt (vgl. a. a. O. S. 57 ff.); daß es jedoch lohnend war, gerade diese wenig bekannten Franckschen Schriften einer Sonderuntersuchung zu unterziehen, lehrt die jetzt erschienene Veröffentlichung.

Die Paraphrase der ›deutschen Theologie‹ ist nur handschriftlich bekannt; die Handschrift gehört der Bibliothek der Vereinigten Doopsgezinten Gemeente zu Amsterdam an, eine Abschrift befindet sich in Bonn. Francks Autorschaft steht außer Zweifel. Verfaßt ist die Paraphrase, wie aus einer Anmerkung des Vfs. über sich selbst: *iam in senium vergens* hervorgeht, in Francks letzten Lebensjahren; sie war für den Druck bestimmt, der Tod wohl hat die Absicht durchkreuzt. Es ist nicht eine Uebersetzung wie die 1557 erschienene lateinische und französische Sebastian Castellios, sondern thatsächlich eine Paraphrase, bei der man, wenn man nicht die Mittel durch Vergleichung mit dem Urtexte zur Hand hätte, oft kaum Eigenes von Fremdem unterscheiden könnte. Hegler begnügt sich mit dem Abdruck des Vorwortes und des 20ten und 56ten Capitels der Paraphrase selbst; bei der ermüdenden Breite, mit der Franck vorgeht, und der nur in unendlichen Variationen sich erschöpfenden Einheitlichkeit des mystischen Themas sind diese Proben auch durchaus ausreichend für die Gewährung eines Einblicks und die Bildung eines eigenen Urteils. Ein elegantes Latein schreibt Franck nicht

trotz der zahlreichen eingestreuten Sentenzen und Bilder¹⁾; deutscher, nicht lateinischer Geist redet aus seinen Worten, »das Ganze ist nicht schön, sprachlich nicht richtig — aber es ist eigenartig« (S. 44); eine Persönlichkeit steckt hinter den Worten.

Inhaltlich führt die Paraphrase vielfach nur die deutsch-mittelalterliche Mystik weiter, jedoch ist diese allenthalben mit modernen Gedanken durchsetzt; das schafft ein eigenartiges, interessantes Gebilde. Hat der Humanismus überwiegend formellen Einfluß darauf gehabt, so hat die Reformation durch ihre ganze neue Stellungnahme zur mittelalterlichen Weltanschauung, die hie und da Stücke davor abbrach, alles aber nahezu in eine neue Beleuchtung rückte, inhaltlich die Probleme verschoben, und schließlich hat die Subjektivität und Individualität Francks allem Uebernommenen den Stempel des Persönlichen aufgedrückt. Franck liebt es, gegenüber der mild und erbaulich gehaltenen »Theologia deutsch«, ich möchte sagen, auf die Principien zurückzugehen und so die Erbaulichkeit in etwas durch die Spekulation zu ersetzen. H. macht z. B. auf eine Stelle aufmerksam, in der Franck sich mit sonst nicht zu findender Deutlichkeit über die Persönlichkeit Gottes ausspricht, diese *crux interpretum* für den mystisch-neuplatonischen Theologen, sofern er gleichzeitig kirchlicher Theologe sein wollte. Während die »Deutsche Theologie« kurzweg statuiert, daß die Persönlichkeit in Gott ihr Recht haben müsse, versucht Franck eine spekulative Erklärung: Gott ist affektlos — das bringt sein Wesen, die Liebe, mit sich, — unveränderlich, unbeweglich, *sed in assumpta persona, ubi deus homo est, quasi sui dissimillimus tristatur, flet, mutatur, et quasi sui studiosus, hominis salutem quaerit, ne sibi regnoque suo desit*. Aber nur für diesen einen Fall der Menschwerdung ist Gott mit Affekten begabte Person, einen Recurs etwa auf die Persönlichkeit in der Trinität »capiert« Fr. nicht (*non capio*) als, wie H. mit Recht gegen Harnack (D.G.³ III 696 Anm. 2) betont, verkappter Antitrinitarier. Auch da, wo er einen Ansatz zur metaphysischen Erörterung der Relation zwischen Gott und Kreatur alsbald abbricht, um mit der »Deutschen Theologie« zur Heilserfahrung zurückzukehren, manifestiert sich seine auf den Grund gehende Erkenntnisschärfe in präziser Fassung des Problems: »Wie kann man sagen: Gott bedarf zum Wirken der Kreatur, wenn es doch Gottes Art ist, aus nichts etwas zu schaffen?« (S. 57) Und die Lösung: *Sine creatura deus est spiritus in se manens, esse quoddam incognitum per se*

1) Hegler hat sie — worauf die Germanisten aufmerksam gemacht seien — S. 47 ff. zusammengestellt.

et in se existens, et ut emergat, ex se ipso effluat, exeat et aliquid operetur a se aliud, oportet ut habeat in quod effluat — ist doch schließlich wieder eine spekulativ-pantheistische. Es ist ein göttliches Wesen (*deus*), das in unendlichen Variationen und Relativitäten, »den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche« — so könnte man sagen vgl. die Stellen S. 57 f. — seine Einheit durch die Geschichte und in ihr hindurchwickelt. Christus wird bei dieser Anschauung folgerichtig nur als die höchste Variation gleichsam, das *summum exemplum* der Auswirkung Gottes in der Kreatur gefaßt, wobei allerdings Franck der kirchlichen Christologie in Ausdeutung der überkommenen schemata hie und da Opfer bringt. Befremden könnte vielleicht auf den ersten Blick, daß Fr. in seiner Christologie den Schweizern (Gott und Kreatur trennenden) näher steht als den Wittenbergern (Gott in der Kreatur wirksam sein lassenden); aber Fr.s Pantheismus ist kein Monismus, wie der der reformatorischen Schwarmgeister überhaupt nicht, sondern letztlich wiederum dualistisch im Sinne des neuplatonischen Gegensatzes: $\delta\upsilon$ und $\mu\eta\ \delta\upsilon$. Ganz deutlich kommt das in der Sündenlehre zum Durchbruch, wenn menschliche Kreatur = Sünde = nicht Substanz, *sed merum creaturae ultro accersitum accidens* gleichgesetzt werden. Allerdings ist Fr. geflissentlich bemüht, diesen »Dualismus« niemals einen realen Wesens dualismus, selbst nicht einmal im ethischen Sinne, werden zu lassen — das ist er nur pro homine vgl. S. 61 Z. 24 —, damit Gott »alles in allem« bleibe. Daß bei dieser Wertung der Sünde für die traditionelle Versöhnungslehre kein Raum ist, liegt auf der Hand; ebenso begreift sich von jenem philosophischen Hintergrunde aus jenes Nebeneinander von *liberum* und *servum arbitrium*, sofern der Wille des Menschen als Gottes Wille frei und selbständig zum Guten tendiert, als Gottes Wille aber für menschlichen Eigenwillen keinen Raum läßt — die Rolle des Menschen wird in beiden Fällen trotz oft sehr starker Betonung der Wahlfreiheit bei Fr. stark herabgedrückt. Dem correspondiert die Einführung des Begriffes *praedestinatio* (S. 65) und in praktisch-kirchlicher Hinsicht die völlige Geringschätzung menschlicher Ordnung: »Die Ordnungen der Kirche, eingeschlossen die Sakramente, sind Kinderspielzeug« (S. 68). So bedarf auch nur der Nicht-Gerechte der Gesetzeszucht, während der Gerechte in Selbstverleugnung, Selbsteinkehr in den Urgrund seines Wesens sein »ungebundenes« Leben führt. — Damit lenkt Franck in die Bahnen der Mystik wieder ein. Sind Renaissance, Reformation und Mystik die drei Faktoren der Fr.schen Theologie, so zeigt die »Paraphrase« am deutlichsten den Einfluß der Mystik.

Die holländisch erhaltenen Traktate stehen ihr darin nahe. Wir kennen sie nur in Drucken vom Jahre 1611 und 1617, bez. 1618; ihr deutsches Original scheint verloren. Ihr Druck gerade in jenen Jahren ist interessant. Der Herausgeber des Traktates »vom Reiche Christi« 1611 bez. 1617 ist der reformierte Prädikant Herbold Thomberg von Gouda. Hier in Gouda bestand damals eine lebhaft Agitation gegen die immer schroffer sich herausbildende calvinistische Kirchenzucht — man steht vor der Dortrechter Synode! —, sektiererische Schriften wurden übersetzt, darunter auch solche Francks. Thomberg ist — abgesehen von den unbekannten Uebersetzern der übrigen Traktate — nicht der einzige Uebersetzer gewesen; Hegler hat in David Kamerlynck Wilmsz — von dem einstweilen nur noch zu sagen ist, daß er eine kleine Schrift des Paracelsus übersetzte und eine Meteorologie aus dessen Schriften zusammenstellte — einen Uebersetzer von Francks »Kriegsbüchlein des Friedens« entdeckt (S. 121), der höchst wahrscheinlich auch, einer Notiz zufolge, das »verbüschirte Buch« Frs. in das Niederländische übertrug. Fr. war es hier beschieden, mit seinem Lebensringen, das, solange er lebte, ein einsames geblieben war, eine Auferstehung zu feiern und für ein freies Christentum noch einmal — und dieses Mal nicht ungehört — seine Stimme zu erheben. Wenn H. darauf hinweist, daß damals gleichfalls in Gouda, bei demselben Verleger sogar, auch eine neue Ausgabe von Castellios Dialogen über die Prädestination in niederländischer Uebersetzung erschien, so versteht man, wie der arminianische Prediger Uytenbogaert im Gespräche plötzlich auf Castellio exemplifizieren kann: *Ik verwacht geen andre uitkomst voor Arminius en sijne saeken dan die van Castelliö, dien men door 't al te grooten geweldt sijner partijen soo verheest gebragt, dat hij ... met houtraepen de kost moest soeken* (eine Notiz, die ich in Brandts: historie der reformatie etc. 2. A. Bd. 4, S. 84 finde). — Wann sind die Franckschen Schriften nach den Niederlanden gekommen? Auf zwei der Traktate steht — offenbar als Uebersetzungsjahr — 1565 bez. 1566, aber das Uebersetzungsjahr braucht nicht das Jahr des ersten Eindringens in die Niederlande zu sein. Hoffentlich bringt der bald zu erwartende fünfte Band von Fredericqs: Corpus docum. inqu. haer. prav. Neerland. Aufschluß — schon im vierten Bande tauchte unvermutet der Name Hätzers in den Niederlanden auf (a. a. O. S. 495 vgl. meine Bespr. in Th. Lz. 1900 Nr. 9). Ob die Drucke aus dem Anfang des 17ten Jahrhunderts die ersten sind, denen eine längere handschriftliche Verbreitung vorausging, muß dahingestellt bleiben. Die Frage aber wäre vielleicht der Beachtung wert — H. stellt sie

nicht —, ob nicht in den Drucken des 17ten Jahrhunderts, die tendenziöse Drucke sein sollten (s. o.), der Tendenz zu Liebe am ursprünglichen Texte Francks gemodelt geworden ist? Die Frage wird H. selbst am besten lösen können. Daß unter allen Umständen der Kern der Traktate von Fr. herrührt, ist zweifellos (s. den Nachweis S. 115 ff.).

Die Traktate bilden zusammen einen Cyklus; das Thema wird antithetisch behandelt: »Das Reich Christi« (mit kleineren Anhängen) bildet den Inhalt des ersten Druckes (1611 bez. 1617); ihm steht gegenüber: »des Teufels Reich«, »die Gemeinschaft des Pöbels«, welch letzterer dann wiederum durch »die Gemeinschaft der Heiligen« ausgelöst wird¹⁾ (diese 3 Traktate stehen in dem zweiten Drucke von 1618).

Inhaltlich sind die Traktate für Fr.s Christologie und Ethik insbesondere von Wert. Christus als der »inwohnende« Christus bildet das Gottesreich, und dieser Gedanke wird thetisch und antithetisch erläutert. Die Versöhnungslehre Fr.s bewegt sich in dem Schema der Ueberlistung oder Fandung des Teufels (vgl. S. 86 und 89); die Zuwendung seiner Erlösungsthat vollzieht sich im Menschen lediglich passiv durch »feiern, stillhalten«, oder »leiden«. Um eine innerliche Umgestaltung handelt es sich, bei der alle äußeren Mittel — und zu denen gehört auch die Schriftautorität — fern zu halten sind, weil sie »des Teufels Reich« zugehören. In zahllosen Variationen behandelt Fr. dieses Thema. —

Eingeleitet hat Hegler seine Specialuntersuchung durch eine allgemeine dogmengeschichtliche Wertung der Mystik in der Reformationszeit. Es sind wenige Seiten (kaum ein Bogen), aber das Beste und Klarste, was bisher zu diesem Thema gesagt ist, in dessen Bearbeitung H. bekanntlich bahnbrechend gewesen ist. Gerade die Knappheit der Studie, die Zeichnung in wenigen, aber markanten Strichen schafft ein vortreffliches Bild — möchte der Verf. das nun aufs Neue geweckte Verlangen des Lesers nach einer dogmenhistorischen Monographie über die Mystiker der Reformationszeit bald zu befriedigen in der Lage sein! An der Beurteilung, die jener — an sich kaum bedeutende, erst durch Luthers Lobpreis mit dem Stempel des »Evangelischen« versehene — kleine Traktat »ein deutsch Theologia« innerhalb der Reformationszeit in den verschiedenartigsten Kreisen gefunden hat, veranschaulicht H. die Geschichte der Mystik in dieser Epoche. Das »evangelische« Büchlein, einst

1) Die letzte Schrift ist vermutlich älter als die vom »Reiche Christi« (s. S. 96).

das Dokument für die Verbindung von Reformation und Mystik, wird anrühlich, weil die Täufer und Spiritualisten es als Waffe gegen die beginnende Verkirchlichung des Protestantismus benutzen, um schließlich von Calvin als »ketzerisch« verdammt zu werden. Zeigt die Anknüpfung der Spiritualisten des 16ten Jahrhunderts an die mittelalterliche Mystik die eine ihrer dogmengeschichtlichen Wurzeln, so weist die Thatsache, daß jene Mystik ihr von der Reformation her suppeditiert wurde, auf die zweite, die reformatorische Wurzel hin, zu der als dritte der Humanismus hinzutritt. Diese drei Größen, innerlich einander trotz aller Differenzen verwandt¹⁾, verschmelzen sich zu einer eigenartigen Einheit.

Die Abhängigkeit Fr.s von Luther schätzt H. jetzt noch »bedeutend höher« (S. 9 Anm. 1) ein als früher. In den mitgeteilten Proben aus den Fr.schen Schriften ließen sich die Berührungen mit Luther noch vermehren. So ist es wohl nicht unwichtig, daß das wiedertäuferische Princip vom ius sedentium, dem »Sitzerecht oder gemainen Auslegung der Schrift«, das seine biblische Grundlage 1 Cor. 14, 30 besitzt, sein theologisches Fundament bei Luther hat. Sehe ich recht, so hat Luther zum ersten Male in der bei der zweiten Zusammenkunft mit Cajetan in Augsburg abgegebenen schriftlichen Rechtfertigung auf diese Stelle sich berufen: nach 1 Cor. 14, 30 steht jeder beliebige Gläubige über dem Papst, wenn er bessere Gründe und Autoritäten beizubringen weiß. Dann beruft er sich in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation darauf (vgl. W. A. VI S. 411, dazu mein Buch: Luthers Schrift an den christlichen Adel etc. S. 42), dann wieder in Worms (vgl. Enders III S. 175) — man sieht, die Stelle ist ihm wesentlich für das gute Recht seiner Reformation. Allerdings hat Luther niemals die »Offenbarung des Besseren« anders als von der biblischen Offenbarung, so wie sie nach ihm

1) Für Reformation und Mystik wird man das ohne Weiteres zugeben (vgl. die vortreffliche Würdigung der Mystik Luthers bei H. S. 9 ff.); den Humanismus pflegt man gewöhnlich nur antithetisch jenen beiden anderen Größen gegenüberzustellen, weil man in der Regel den Humanismus, gehemmt durch eine zu enge Fassung des Begriffes Dogmengeschichte — für die Dogmen hat er allerdings nichts geleistet — dogmenhistorisch gering wertet. Aber schon in dem Princip des Individualismus, das der Humanismus, bald mehr, bald minder mit religiösem Beigeschmack, vertritt, liegt eine Verbindungslinie zur Reformation (die freilich sehr bald zur Trennungslinie wurde). Und was die Verwandtschaft zwischen Mystik und Humanismus angeht, so ließe sich ja auch wieder auf den Individualismus rekurreren. Doch ist nicht minder wichtig die in der Mystik in Folge des Pantheisierens gegebene Nivellierung und Relativierung alles Geschehens geworden, die der Zerbrechung des Supranaturalismus, wie sie der Humanismus vollzog, den Weg ebnete (s. oben).

lauter und reiner zu verstehen war, verstanden; in der Abstreifung dieser Schranke und der Ersetzung letztlich der biblischen Offenbarung durch die Geistesoffenbarung gehen die Mystiker der Reformationszeit über Luther hinaus. — Wiederum Lutherisch ist der Gedanke Fr.s: *quod passah verus transitus per omnes creaturas fieri oporteat in deum*; vgl. dazu Luther W. A. IV 659: phaseh (פסח) i. e. *transitus h. e. ut Deo confiderent*. Und der Gedanke: *[deus] ostendi et nominari non potest, unde facile est dicere quid non sit deus; at quid sit deus, affirmativam illam nemo adhuc satis discussit. Negativam facile est probare et argumentum cuivis obvium est* deckt sich mit der begeisterten Lobrede Luthers auf die theologia negativa unter Berufung auf den Areopagiten bei Auslegung von V. 12 des 18. Psalmes (W. III 124 vgl. 372)¹⁾. Daß Luther jene Christologie vom »Fangen« des Satans (s. oben) auch kennt, ist bekannt, ebenso wie der Gedanke *quod peccata*²⁾ *etiam apostoli post baptismum et acceptum spiritum sanctum habuere* reformatorisch ist, den Fr. dann alsbald zu einer unreformatorischen, neuplatonisierenden Folgerung verwendet: *habere peccatum infirmitas est carnis ex nihilo in nihilum se pendentis*. Den Ausdruck *Sinaxis*, als »von den Griechen« gebrauchter terminus für das Abendmahl, hat auch Luther mit Vorliebe angewendet, wenn es die Communion hervorzuheben galt³⁾.

Damit kommen wir zu dem wichtigen Begriff der *communio sanctorum*, nach der Fr. ja einen seiner Tractate betitelt hat. Daß Fr. zu ihm durch Luther hingeführt ist, leidet keinen Zweifel. Die Gleichsetzung: *communio sanctorum = ecclesia invisibilis = corpus Christi* (S. 108) ist ganz Lutherisch (vgl. die Belegstellen bei Seeberg: D. G. II § 70). Ja, auch die Gegenüberstellung: Reich Christi — Teufels Reich klingt Lutherisch (vgl. a. a. O. S. 282 Anm. 2); jedoch bricht hier sogleich Fr.s Sonderstandpunkt durch. Es geht m. E. direkt gegen Luther, wenn es heißt: »Der Papst muß nun in allen Spielen sein . . . und ist allein der Teufel . . . der Papst liegt jetzt allein auf dem evangelischen Volk« (S. 101 f.); nicht das Papsttum — so bei Luther — ist das Reich des Teufels, sondern der Hochmuth und die geistige Hoffärtigkeit, im eigenen Hause zuerst,

1) Allerdings eine direkte Bezugnahme Fr.s wird hier kaum vorliegen; es fragt sich, ob er jene ersten Psalmenvorlesungen Luthers überhaupt (handschriftlich) gekannt hat.

2) Bei H. (S. 63, 1) verdruckt: *peccati*. Von sonstigen Druckfehlern seien notiert: S. 40 Z. 16 v. o. lies: *nempe*, S. 59 Z. 9 v. u.: *neque*, S. 63 Z. 14 v. o.: *eius*, S. 64 Z. 4 v. o.: *descriptio*, S. 68 Z. 4 v. o. streiche in. S. 87 Z. 18 v. u. lies: *abenteuerliche*.

3) Vgl. Enders III 287 Loesche: *Analecta* S. 226 u. 5.

dann auch bei anderen. Dieser Antithese gegen Luther gegenüber ist Fr. merkwürdig conservativ in der Bestimmung des Begriffs der *communio sanctorum*. So radikal wie er sich sonst ausspricht in der Verwerfung jedweder äußeren, sichtbaren Gemeinschaft (vgl. Hegler: Geist und Schrift bei Seb. Fr. S. 253 ff.) redet er hier nicht. Er hat ein sichtliches Interesse daran, die Gemeinschaft als wirkliche Gemeinschaft auszumalen, darum die Berufung auf 1 Cor. 12, auf die synaxis, darum auch der Hinweis auf den ursprünglichen Bann. Gewiß sind ihm das Alles nur Bilder, und zu dem Lutherschen Gedanken der Notwendigkeit einer äußeren Kirchengemeinschaft um der Wort- und Sacramentsverwaltung willen schreitet er nie, aber wird man nicht angesichts der Stelle vom Banne (S. 111), die offenbar an die bekannten Gedanken Luthers in der formula missae und der ›Deutschen Messe‹ anknüpft, sagen dürfen, daß Fr. sich dem sonst von ihm verpönten Begriff einer ›kleineren Gemeinschaft von Auserwählten‹ (Hegler a. a. O. S. 253) sehr stark nähert?

Ist dem aber so, dann kann Fr. an seinem Teile zeigen, wie außerordentlich eng der religiöse Kirchenbegriff immer wieder mit dem empirischen sich verknüpft. Es ist das wichtig für Luthers Kirchenbegriff. Es wird nicht angehen, wie das namentlich von Rieker (die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands S. 77 ff.) im Anschluß an Ritschl mit Energie geschehen ist, jene Gedanken Luthers in der formula missae und ›Deutschen Messe‹ als wiedertäuferisch, letztlich mittelalterlich-franziskanisch vom ›echten‹ Luther abzuschieben. Es hat seinen guten Grund, daß Luther mit Vorliebe den Begriff *communio sanctorum* für den Kirchenbegriff anwendet. Indem er ihn gebraucht, schiebt sich ihm von vorneherein in den religiösen Begriff der ecclesia als einer geglaubten, für den Glauben aber sichtbaren Gemeinschaft ein konkretes, empirisches Moment hinein. Nicht als wenn die Kirche aus der religiösen Sphäre heraus aufginge in einer empirisch umreißbaren Größe, wohl aber hat dieser Begriff der *communio sanctorum* retardierend wirken müssen auf die Ausgestaltung einer Volkskirche, die man in der Regel als praktische organisatorische Konsequenz aus Luthers religiösem Kirchenbegriff abzuleiten pflegt. Jene geglaubte Kirche ist als *communio sanctorum* eine wirkliche *communio* für den Glauben, eine Gemeinschaft, die der Glaube mit dem Auge des Glaubens nach Analogie einer empirischen Gemeinschaft¹⁾ sieht. Steht die Sache so, was kann dann, wenn Luther aus der begrifflichen Sphäre niedersteigt zur praktischen Organisa-

1) Insofern also bringt, wie ich sagte, die *communio ss.* ein empirisches Moment in den Kirchenbegriff.

tion, anders die Folge sein als die im Glauben gesehene *communio* ss. gleichsam zum Modell zu nehmen für die Gemeindeorganisation d. h. eine Gemeinde gläubiger Christen zu bilden? Daß das Abbild mit seinem Modell sich deckt, jene *ecclesiola* die (ursprünglich geglaubte, jetzt konkret gewordene) *ecclesia* sei, hat Luther nie behauptet; er hat nur Ernst gemacht mit dem Begriff der *communio*. Es ist Luther, um ein Analogon zu geben, ähnlich ergangen wie Augustin in: de civitate dei mit dem Begriff civitas. Auch dieser steigt aus der religiösen Sphäre herab in die empirische, nur daß dann Augustin die — von Luther vermiedene — Deckung von Modell und Abbild vollzieht. Daß das so entstehende Kirchenideal mit dem in der Schrift an den christlichen Adel entwickelten kontrastiert, ist zweifellos; mir kommt es hier aber nur darauf an zu zeigen, wie jenes ohne den Recurs auf die Wiedertäufer aus Luthers Anschauungen erklärt werden kann¹⁾ und daß man mindestens ein eben so gutes Recht hat, dasselbe als »genuin Lutherisch« zu bezeichnen, wie jenes andere, — ja, — ich kann das hier nicht näher ausführen, verweise aber auf die sehr beachtenswerte Schrift von Er. Brandenburg: Mart. Luthers Anschauung vom Staate und der Gesellschaft 1901 — eher noch ein besseres. Gerade an Franck, der hier sehr stark lutheranisiert, läßt sich zeigen, wie leicht die im Glauben geschaute *communio* ss. konkrete Züge annimmt (s. oben). Als Spiritualist hat Fr. es vermieden, die *communio* als Modell für die Praxis zu nehmen, Luther hat den Schritt gethan — um ihn freilich alsbald wieder zurückzuziehen, weil er nicht populär genug war.

1) Worin die faktische Aehnlichkeit des Lutherschen und wiedertäuferischen Gemeindeideals ihren Grund hat, steht hier nicht zur Diskussion.

Gießen.

W. Köhler.

Mayer, M. E., Die schuldhaftige Handlung und ihre Arten im Strafrecht. Drei Begriffsbestimmungen. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld 1901. 201 S. 2 Tafeln. Ladenpreis 6,00 Mk.

Mayer hält, S. 5, »daran fest, daß das Strafrecht eine empirische Wissenschaft ist«, »gestattet ihm aber nicht, weiterhin naturwissenschaftlich zu sein in dem Sinne, daß es in seinem Gebiete möglichst weit zum Allgemeinen, ja gar bis zu Naturgesetzen vorzudringen suche«.

Mir ist dabei weder klar, wie jemand überhaupt hoffen könnte, in der Strafrechtswissenschaft zu Naturgesetzen vorzudringen, noch in welchem Sinne sie empirisch genannt wird. Wir müßten

spezieller sehen, was es eigentlich ist, was dabei ausschließlich durch Erfahrung festgestellt werden kann und welches der Gegensatz ist. Und dies würden wir nur sehen können, wenn gesagt wäre, was das Recht überhaupt und was das Strafrecht ist. Was ich über die naturwissenschaftliche Methode der Jurisprudenz¹⁾ und was über die Einteilung der Wissenschaften²⁾ gesagt habe, hätte Mayer brauchen können.

Mayer unterscheidet (S. 6) im Anschluß an Windelband nomothetische oder Gesetzeswissenschaften, welche lehren, »was immer ist« und idiographische oder Ereigniswissenschaften, welche lehren, »was einmal war«, um schließlich die Strafrechtswissenschaft zu dieser zweiten Kategorie zu rechnen. Ich erkenne das Zugeständnis an, daß »man Strafrechtswissenschaft treibt, S. 6, wenn man etwa den Satz aufstellt, das Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Täters im Augenblicke der Tat und aus den ihn umgebenden äußeren Verhältnissen«, obgleich dies keine spezifisch strafrechtliche, sondern eine psychologische Erkenntnis ist, welche von allen menschlichen Handlungen gilt. Aber ich kann nicht zugeben, daß »man auch dann Strafrechtswissenschaft treibt, wenn man die Geschichte eines Verbrechens oder die des Verbrechers schreibt«. Sie kann zum psychologischen Verständnis der Tat und des Täters beitragen und insofern von der Strafrechtswissenschaft benützt werden, aber doch nur diese Benützung gehört zur Strafrechtswissenschaft und wenn gar keine Nutzenanwendung auf Straffälligkeit oder Strafabmessung hinzugedacht wird, so ist diese Geschichte eben nur eine Geschichte, ein Stück Kulturgeschichte, zum Verständnis eines Volkes oder einer bestimmten Zeit wichtig, vielleicht auch von dem rein historischen Interesse, wie ich es in dem citierten Aufsätze dargestellt habe, aber nicht Strafrechtswissenschaft.

So lange das Wesen des Strafrechts unbekannt ist, hilft auch die Ortsbestimmung, daß die strafrechtswissenschaftliche Arbeit sich *in der Mitte* zwischen den als nomothetisch oder idiographisch bezeichneten polaren Richtungen bewege, gar nichts. Und es gibt auch kein Heil, so lange die Gegensätze so unklar bleiben, wie bei Mayer S. 7. Da ist das Strafrecht Naturwissenschaft, wenn sein Interesse

1) Begriff des subjektiven Rechts S. 150 f. »Die metaphysische naturwissenschaftliche Richtung in der Jurisprudenz«, in »Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts« 1890, 34. Jahrg. Heft 6 und »Die Methoden der Rechtsphilosophie« Ztschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft Bd. V. S. 209 ff. S. 216—227. 241 f. »Gewohnheitsrecht« S. 6—8.

2) »Das System der Wissenschaften und das des Seienden« in der »Zeitschr. für immanente Philosophie« Bd. III. S. 98 ff.

darin besteht, den Verbrecher als einen Typus zu begreifen, aber doch soll das entgegengesetzte Interesse den modernen kriminalistischen Disciplinen eigentümlich sein, das Interesse am Ereignis, nicht das am Gesetzmäßigen, das Interesse am Besonderen, nicht das am Allgemeinen. »Jeder einzelne Verbrecher als solcher ist interessant. Seine Persönlichkeit sucht man zu erforschen; nicht nur sein Delikt wird ergründet, sondern seine Abstammung, Erziehung, wirtschaftliche Lage, seine Ernährung und sein Körperbau, so gut wie seine Lektüre und Kameradschaft«. Ich meine: das naturwissenschaftliche Interesse geht nicht darin auf, den Verbrecher als einen Typus zu bezeichnen, sondern verlangt, das Verbrechen so wie jede menschliche Handlung aus letzten psychologischen Elementen zu verstehen, wobei die Möglichkeiten nicht principiell auf bestimmte Typen eingeschränkt, sondern uneingeschränkt sind. Und andererseits ist das Interesse an allen Einzelheiten der Person des Verbrechers gar kein Gegensatz zu dem vorhergenannten naturwissenschaftlichen Charakter der Strafrechtswissenschaft. Denn diese Einzelheiten der Persönlichkeit dienen alle dazu, die als Verbrechen qualifizierte Handlung verstehen zu lassen. Und wenn alle Bemühungen der Strafrechtswissenschaft dahin abzielen, daß klar erkannt werde, ob überhaupt und welche Strafe eintreten solle, so sind die bedingenden Umstände alle, welche in der Persönlichkeit des Täters liegen, auch wenn sie in diesem Vereine bis jetzt nur einmal vorgekommen sind und auch wenn sie, wie wir annehmen, nie wieder vorkommen werden, doch von der Bedeutung eines allgemeinen Gesetzes: »wo und wann gerade diese Umstände alle vorkommen, ist so und so zu strafen oder vielleicht gar nicht zu strafen«. Und wenn dieses Interesse nicht obwaltet, so mag das Interesse an dem Täter, seinen Seelenzuständen und den äußeren Anlässen, welche die Handlung zu ihrem notwendigen Produkt haben, ein psychologisches, vielleicht auch ein im engsten Sinne historisches sein, aber die hierauf verwendete Arbeit gehört nicht der Strafrechtswissenschaft an, sondern vermag ihr nur insofern zu dienen, als sie zur Beantwortung der generellen Frage, wann und wie gestraft werden solle, beiträgt. Es ist falsch, daß S. 9 »das Interesse am Einzelnen und Einmaligen der Lebensnerv« der Strafrechtswissenschaft wäre. Wenn die ganz individuellen Umstände und Eigentümlichkeiten der Tat und des Täters Strafflosigkeit, obgleich sonst die äußerlich gleiche Handlung bestraft wird, angezeigt erscheinen lassen, oder eine andere Strafe als sonst bei der äußerlich gleichen Handlung festsetzen lassen, so ist die richterliche Entscheidung doch an diese d. h. solche Umstände, wie sie in dem gedachten individuellen Fall vorliegen, geknüpft und die Ent-

scheidung erfolgt nach der allgemeinen Norm: wo und wann auch immer etc. Wogegen nur derjenige Bedenken haben wird, der in dem Wo und Wann schon solches mitdenkt, was die Qualität der Tat zu verändern vermag. Aber wenn man dieses mitdenkt, so ist eben nur ein anderes Gesetz, eine andere Norm gedacht und sie, so wie jede, gilt allgemein unter der Voraussetzung, daß das andere Wo und Wann für die Qualität der Tat gleichgültig ist.

Wenn es S. 9 »die principale Aufgabe des Kriminalisten ist, dem einzelnen Falle gerecht zu werden«, wie mag sich Mayer das Gerechwerden denken, wenn nicht als das durch die Fülle der individuellen Umstände wol begründete Urteil über Straffälligkeit? Und ein solches Urteil, »weil die und die Umstände im gegebenen Falle vorhanden waren, ist auf die und die Strafe oder auf Strafllosigkeit zu erkennen«, ist, obgleich von einem bestimmten Individuum und seiner Tat die Rede ist, immer allgemein. Dieser principalen Aufgabe gegenüber, heißt es ebenda, ist dem Kriminalisten das Wissen um die Naturgesetze des Verbrechens und des Verbrechers von geringer Bedeutung. Aber was mag sich Mayer da unter den Naturgesetzen des Verbrechens und des Verbrechers denken? Das mag ich wol nicht aus seinen Worten erkennen können, aber seine Begründung, »denn die Gegenstände des Strafrechts, Delikt und Delinquent, haben eine äußerst geringe Konstanz, so daß die Kenntnis dieser konstanten Momente das eigentlich Wissenswerte nicht umfaßt« läßt vermuten, daß was er da bei den konstanten Momenten denkt, nur nicht abstrakt genug ist, so daß er in der Fülle der konkreten Verschiedenheiten die ausschlaggebenden abstrakten Momente, in denen Schuld und die Angezeigtheit der und der Strafe gefunden werden kann, nicht herausfindet, also mit dem differenten Konkreten zugleich wegläßt. Was er in dem Individuellen, wenn es nicht bloß allgemein menschlich, psychologisch interessant ist, sondern in die Strafrechtswissenschaft gehört, herausfinden kann, ist doch immer von der Bedeutung einer Norm für die strafrichterliche Entscheidung, nur vielleicht viel feiner, zweckmäßiger, gerechter, als die bisher bekannten Normen. Aber deshalb darf man doch den Normcharakter oder den Charakter des allgemeinen Gesetzes darin nicht verkennen. Wenn er trotzallem das Strafrecht für eine historische Wissenschaft, seine wesentliche Methode für die idiographische erklärt, so muß er wol von dem Historischen nur den der äußersten Oberfläche entstammenden Eindruck haben, daß da doch immer nur von Individuen erzählt wird, dem Julius Caesar, dem Peter von Amiens, dem alten Fritz u. s. w. und daß in der Strafrechtspflege alles Interesse sich immer auf die zu bestrafenden oder freizusprechenden Individuen

konzentriert. Daß die Schuld ein Fundamentalbegriff des Strafrechts ist, versteht sich nach meinem Dafürhalten von selbst, aber nicht deshalb, wie Mayer meint, S. 16 unten, weil das Einmalige der Gegenstand des Strafrechts ist und weil das Wertgefühl von dem Einmaligen unabtrennbar ist. Denn es gibt viel gleichgültiges Einmaliges und der Wert, den Einmaliges haben kann und auch oft hat, kommt ihm immer aus Gründen zu, welche allgemein sind; die Tat hat denselben Wert, wo und wann auch immer sie unter ganz gleichen Umständen und Bedingungen vollbracht wird. Ein Mißverständnis ist es, daß der Gegensatz: »nur das zeitliche Gesetz ist über die Bewertung erhaben« S. 11, etwas beweisen könnte. Freilich die Gesetze des Falles hat noch niemand gelobt oder getadelt, und auch die Gesetze der Vorstellungsverknüpfung, das Gesetz, daß die Gefühle nicht grund- und objektlos entstehen, sondern dem Vorstellungsinhalte folgen, das Gesetz der Motivation dgl. pflegen wir weder zu loben noch zu tadeln, aber deshalb ist die Strafrechtswissenschaft noch lange keine historische Wissenschaft und dadurch ist noch lange nicht erwiesen, daß die Wertgefühle, welche Gegenstand des Strafrechts sind, deshalb sein Gegenstand wären, weil das Einmalige sein Gegenstand ist. Nicht aus dieser Einleitung, aber aus späteren Anwendungen des »idiographischen Momentes« S. 101 entnehme ich, daß Mayer dabei auch an die verschiedenen Gestaltungen des positiven Rechts in der Geschichte der Völker denkt. Diese war auch mir bekannt, ich habe nur andere Ausdrücke gebraucht; an vielen Stellen, namentlich in der Abhandlung »Die spezifische Differenz im Begriffe des Rechts« in Grünhuts Ztschr. XI S. 195. Da heißt es »Was dieser Wille, es ist »der objektive Rechtswille«, in jedem einzelnen Falle will, läßt sich nun nicht genauer angeben, als es dieses allgemeine Princip, die Wertschätzung, aus der er entspringt, mit den genannten Einschränkungen in vagen Umrissen andeutet. Denn die Bestimmtheit desselben in concreto erwächst ihm aus einer andern Quelle und ich erlaube mir dies zu den Vorteilen meines Standpunktes und meiner Definition zu rechnen, daß sie in ihren Konsequenzen auf diese Quelle hinweist. Wenn dieser Wille konkrete Existenz haben soll, so muß er in dem konkreten Wollen eines Individuums auftreten, d. h. also irgendwo und wann, und so wird, was von ihm gewollt erscheint, genau davon abhängen, einerseits wie weit überhaupt die Klarheit dieses Bewußtseins gediehen ist, und andererseits, welche Richtung seine Entwicklung genommen hat, und so wird, wie das sittliche Ideal, so auch die Gestaltung der Rechtsnormen sowol von dem Bildungsgrade überhaupt als auch von Nationalcharakter und Gemütsart und von allen äußeren Bedingungen

des Lebens und der Schicksale abhängen. Mein Begriff »des objektiven Rechtswillens« bezeichnet also die innere treibende Macht in allen Rechtsbildungen, gibt nicht eine starre Formulierung des Inhalts, sondern macht die inhaltliche Erfüllung von den genannten realen Faktoren abhängig.

Mayer will den Begriff der schuldhaften Handlung (S. 12. 13) »aus der Mannigfaltigkeit aller erfahrbaren konkreten schuldhaften Handlungen gewinnen«. Wenn das »aus« nur sagen will, daß es ohne die Erfahrung schuldhafter Handlungen nicht abgeht, so hätte er gewiß Recht, wenn er aber die gemeine Regel der Begriffsbildung: »durch Komparation, Abstraktion und Reflexion« meinen sollte, so hätte er Unrecht. Die Betonung »aller erfahrbaren schuldhaften Handlungen« scheint darauf hinzudeuten. Wenn wir darauf angewiesen wären, erst diese alle zusammen zu suchen, um daraus den Begriff zu gewinnen, so wäre ein Kriterium vorausgesetzt, an welchem die schuldhaften Handlungen von den nichtschuldhaften zu unterscheiden sind. Dies Beste wäre dabei vorausgesetzt. Vielleicht meint er alle mit Strafe bedrohten Handlungen, und diese wären ja leichter zusammen zu finden. Dann wäre das genannte Bedenken allerdings nicht mehr vorhanden, aber doch noch eines, welches nicht minder schwer wiegt. Denn nun käme es darauf an, in allen diesen mit Strafe bedrohten Handlungen, wie verschieden sie auch sein mögen, das eine Moment herauszufinden, an welches sich die Strafe knüpft, und dieses Moment liegt nicht auf der Oberfläche und ergibt sich nicht von selbst aus der schlichten Komparation und Abstraktion. Um es zu finden, dazu würde es der wolgelungenen Analyse nicht aller, aber einiger dieser Handlungen bedürfen, für welche (Analyse) kein äußerlich anwendbares Recept gegeben ist, und die Aufforderung zu analysieren würde auch nichts helfen, wenn nicht eine psychologische Erwägung das Motiv der Strafe zeigt, nämlich ein Mißfallen an der Handlung, ein Gefühl der Unlust an oder aus ihr, welches sich in der Zufügung des Strafübels ausdrücken will. Was solchen Unwillen erregt, ist nicht immer und überall dasselbe. Es ist aus den Volkscharakteren und allen jedesmaligen Umständen der Zeit und des Ortes zu erklären, warum es gerade dieses Moment ist oder war.

Mayer setzt voraus, daß natürlich nur für Handlungen gestraft werden kann, und bemüht sich zunächst um den Begriff der Handlung. Sie ist eine Willensbetätigung, welche sich in (positiven oder negativen) Körperbewegungen äußert und erschöpft, S. 18. Der Erfolg ist nicht in die Handlung einbezogen, S. 19.

Nach Mayer ist also nur die Arm- und Beinbewegung dgl. Be-

tätigung des Willens, nicht der Erfolg. Aber zu erwägen wäre doch, daß die Arm- und Beinbewegung niemals in unserem Bewußtsein Objekt oder Inhalt des Willens ist, sondern daß diese von selbst erfolgt in Gemäßheit des gewollten Erfolges. Nach Mayer kann nun der Erfolg gar nicht gewollt werden, weshalb, wenn die Willensbetätigung der Grund des strafzufügenden Unwillens sein sollte, zuweilen recht unschuldige Griffe bestraft werden könnten, überhaupt nicht ergründbar wäre, welche Arm- und Beinbewegungen straffällig sein sollen. Der Erfolg ist, S. 2, die als Ergebnis eines kausalen Processes aufgefaßte durch eine menschliche Tätigkeit herbeigeführte Veränderung in der Außenwelt. Ein unvorhersehbarer Zufall kann an eine Arm- oder Beinbewegung die unglücklichsten Veränderungen in der Außenwelt knüpfen; sie sind doch durch eine menschliche Tätigkeit herbeigeführt.

Nun wird aber nach Mayer durch das Wort Tat Handlung und Erfolg zu einer Einheit zusammengefaßt, und die den Erfolg mitumfassende Tat ist Gegenstand des Werturteils S. 25, und der Wert der Tat (subj. Zurechnung) wird auf Rechnung des Täters gestellt S. 24. Natürlich müssen sich nun die Fragen aufdrängen, wie der Wert der Tat zu bemessen ist und wie es kommt, daß wir ihn auf Rechnung des Täters setzen. »Mein Wille ist mein Wesen, meine Individualität, mein Ich« heißt es S. 34. Sehen wir von der Bestreitbarkeit dieses Satzes ab, so scheint er doch einen Weg zu zeigen, wie man den Willen oder das Subjekt des Willens verantwortlich machen kann. Nur freilich könnte man ihn nur für das, was er gewollt hat, also nicht für den Erfolg, sondern nur für die Körperbewegungen verantwortlich machen. Wenn nun S. 35 »die juristische Zurechnung den Wert des Erfolges in dem Maße auf seinen Urheber überträgt, in welchem der Wille des Täters es gerechtfertigt erscheinen läßt«, so hat doch der Wille des Täters den Erfolg nicht gewollt! Also?

»Die Vorstellung des Erfolges ist der Begriff, der die Brücke schlägt« S. 37. Sie wirkt auf den Willen ein und läßt ihn die zum Erfolg nötigen Körperbewegungen vornehmen; natürlich nicht ohne die dem vorgestellten Erfolg entsprechenden Gefühle.

Aber warum fragt Mayer sich nicht, wie eine Vorstellung auf den Willen einwirken kann? Mechanisch doch nicht. Wenn ein an eine Körperbewegung naturgesetzlich geknüpfter Erfolg mit solchem Gefallen vorgestellt wird, daß diese Vorstellung den Willen in Bewegung setzt, so heißt das nach gemeinem Sprachgebrauch, das Subjekt habe diesen Erfolg gewollt.

S. 45 sagt es Mayer selbst »nur wenn etwas nicht so bleiben

soll, wie es ist, liegt ein Grund vor, tätig zu werden«. Denn der Sinn des Wortes Sollen ist gewollt werden (cf. Grundzüge der Ethik S. 46), weshalb, auch nach ihm ein Grund tätig zu werden nur dann vorliegt, wenn das Subjekt will, daß etwas nicht so bleibe, wie es ist. Aber den Erfolg kann man ja nicht wollen. Vgl. auch S. 61 »dieselbe Vorstellung ist Zweck, wenn ich sie als psychische Anticipation dessen, was meine Handlung bewirken soll, ansehe«. Und ebenda »die in der Vorstellung vorweg genommene erwartete Wirkung einer Handlung« ist doch nicht gleichgültig erwartete, oder gar nicht gewollte, sondern die gewollte Wirkung. Auch bei der Erklärung der Absicht gelingt es Mayer nicht, das nach ihm unmögliche Wollen des Erfolges, fern zu halten. »Ist die Absicht, S. 66, der innere Willensakt, durch welchen die Vorstellung eines zu verwirklichenden Erfolges festgehalten und bejaht wird«, so ist das »zu verwirklichenden« und das »Bejahen« nur als Wollen verständlich. Wenn man einen Flintenhahn drückt (ein Mayersches Beispiel), so ist also gewollt nur die Fingerbewegung; daß der Hahn sich bewegt und erst recht, daß der Schuß losgeht, ist nicht gewollt. Wie kann da die Willensbetätigung pflichtwidrig sein? Höchstens die Vorstellung und die aus ihr geschöpfte Lust könnte es sein. Aber diesen Weg hat Mayer nicht beschreiten wollen. Die Worte aus meinem »Begriff des subjektiven Rechts« S. 16: »Daß es regne, »will« man nicht, sondern wünscht man. Objekt des Wollens sind zunächst nur eigne Handlungen oder Unterlassungen, und wenn man auch Veränderungen an Dingen zu wollen angibt, so hat es immer den Sinn, daß man irgend etwas zu tun im Stande und bereit sei, um die gedachten Wirkungen hervorzubringen. So kann auch eine Veränderung an Dingen, die man nur indirekt erreicht, zum Objekt des eignen Willens gemacht werden. Handlungen oder Unterlassungen anderer Menschen »will« man nur, wenn man, sei es durch schlaue Behandlung, sei es durch direkte Ueberredung, Bitten oder Drohungen sie zu bewegen willens ist. »Ich will, daß Sie dies tun« sage ich nur zu demjenigen, von dem ich weiß, daß mein Wille für ihn hinreichende Ursache zum Handeln ist, also nur weil ich ihn durch meine Willensäußerung zu dieser Handlung bewege oder zu bewegen gedenke (statt dieser Worte möchte ich setzen »bewegen zu können glaube«) hat er nicht für beachtenswert gehalten.

Auch Ueberlegung und Entschluß gehören zu den strafrechtlich relevanten Grundbegriffen, und Mayer entzieht sich ihrer Erklärung nicht. Aber mir will es nicht recht einleuchten, »daß Ueberlegung die Vielheit der inneren Willensakte ist, S. 53, und daß diese innere Tätigkeit aus der Fülle der Vorstellungen diejenigen auswählt, denen

sie motivierende Kraft zugestehen will«. Ich weiß nichts davon, daß diese innere Tätigkeit auch einen Willen hat und daß ihr Wille sich zuweilen auch darauf richtet, einer Vorstellung motivierende Kraft zuzugestehen. Ich dachte, Vorstellungen würden durch das Gefühl, welches sie erwecken und welches sie begleitet, zum Motiv und wenn Ueberlegung stattfindet, ob man etwas tun soll oder nicht, ob man dieses oder ob jenes tun soll, so ist immer der Wille sich Lust zu verschaffen und Unlust zu vermeiden, schon vorhanden und stellt die Vorstellungen von den möglichen Handlungen und deren etwaigen Folgen in den hellsten Punkt des Bewußtseins¹⁾.

Und daß wir »die Caesuren in dieser Reihe innerer Willensakte Entschluß nennen« ist mir bisher auch nicht bekannt gewesen. Ueber den Willen habe ich in den »Grundzügen der Ethik und Rechtsphilosophie« genug gehandelt, S. 15—19. 50—62. 84—90 u. a. a. St. (s. Register s. v. Wille).

Die Zurechnungsfähigkeit, S. 68 ff., setzt intellektuelle Freiheit voraus, und die intellektuelle Freiheit besteht in der Fähigkeit auf Motive in normaler Weise zu reagieren. Der Maßstab, nach dem die Normalität sich bestimmt, ist, S. 68, »das Durchschnittsverhalten der Menschen«. Ich will die Bezeichnung Durchschnittsverhalten nicht weiter bemängeln, da Mayer selbst, S. 71, auf diese Voraussetzung der subjektiven Zurechnung nicht weiter eingehen und sich mit dem Ergebnis, daß nur der Zurechnungsfähige schuldhaft handeln kann, begnügen zu wollen erklärt. Niemand wird es bezweifeln, wenn der Gegensatz zur Zurechnungsfähigkeit die Psychose ist, und Mayer selbst scheint, S. 70 oben und ibid. Anm. 1, wo er dem Psychiater eine Entscheidung überträgt, hieran zu denken. Die Frage, warum Psychose die Zurechnungsfähigkeit ausschließt, beantwortet er, S. 69, »da alle Schuld Willensschuld ist, kann von Schuld keine Rede sein, wo ein gestörter oder gänzlich unentwickelter Wille Thaten schafft«. Nun hören wir aber (ebenda, und auch früher schon), daß der Wert der Tat keinen Schluß auf den Wert des Willens zuläßt, weil der Intellekt, der aus Eindrücken Motive macht, in dieser Funktion gestört gewesen ist. Ich schließe daraus, daß der Wert des Willens doch immer der Wert des Intellektes ist, der aus Eindrücken Motive macht. Der bloße Wille, wenn wir von den bewegenden Vorstellungen und Gefühlen absehen, »kann niemals dafür«. Was heißt dann Willensschuld? Wofür wird gestraft? Und wenn die sog. Geistesgesundheit, von der alle Zurechnungsfähigkeit abhängt,

1) Vergl. »Was ist Verstand« in der »Ztschr. für immanente Philosophie« Bd. II S. 110 ff.

in der Fähigkeit in normaler Weise auf die Anlässe zu reagieren besteht, ist die verbrecherische Reaktion auch normal? Ja, wird Mayer sagen, denn, wenn nicht Psychose, nicht Hallucinationen, nicht vollständige Störung des Gedächtnisses, nicht Besinnungslosigkeit vorliegt, so kommt sie vom Charakter. Und der Charakter? Ich will an dieser Stelle keine Definition versuchen, sondern nur auf das Eire hinweisen, daß er doch auch nur eine beständige Art der Reaktion ist. Gewisse Grundzüge gelten für angeboren, zum Teil entsteht er allmählich aus den Schicksalen und der ganzen Umgebung, welche gewisse Vorstellungen und die zugehörigen Gefühle besonders gefestigt und gestärkt haben, so daß sie bei jeder Gelegenheit sogleich alles andere verdrängend in den hellsten Punkt des Bewußtseins treten und den Willen in Bewegung setzen. Wenn wir nicht meinen, daß das Menschenindividuum sich selbst seinen Charakter gegeben habe, was natürlich, da *operari sequitur esse* wieder einen Charakter voraussetzen würde, aus welchem diese Charaktergebung erfolgt sein müsse (der Böse war schon böse, noch ehe Gott ihm das Dasein verlieh), und wenn wir begreifen, daß die Strafrechtswissenschaft von jeder metaphysischen Spekulation, namentlich einer so abstrusen unabhängig sein muß, so haben wir es bloß mit dem Charakter zu tun, wie er, selbstverständlich unter Bedingungen des Leibeslebens, allmählich aus allen äußeren Einwirkungen entsteht. Das sind lauter schlichte Tatsachen, in denen von Willensschuld nichts zu entdecken ist. Ist der Mensch verantwortlich, wenn sein Charakter sich, ungestört von Psychose, in seinen Willensbetätigungen ausdrückt, so ist doch klar, daß der Verbrecher für seinen schlechten Charakter verantwortlich gemacht wird, obgleich er weder seine angeborene Charakteranlage, noch die mit Notwendigkeit wirkenden seinen Charakter bildenden äußeren Umstände und Erlebnisse durch eine Schuld seines Willens gemacht hat.

Mayer ist Determinist, aber er zieht die Folgerungen, welche aus dem Determinismus gezogen worden sind, nicht. Ich stimme ihm darin ganz bei, aber die Art, wie er sich diesen Folgerungen zu entziehen sucht, kann ich nicht gutheißen. Vor allem schon, weil der Begriff der Freiheit nicht genug geklärt worden ist. Das Können und Nichtkönnen wird immer zur Erklärung verwendet oder er wird darauf zurückgeführt, ohne daß dieser wichtigste Begriff die nötige Klärung erfahren hat. Auch Mayer behandelt ihn wie etwas Selbstverständliches, weshalb ich leider wiederum auf meine Darlegungen in der Logik und in der Ethik verweisen muß¹⁾.

1) »Erkenntnistheoretische Logik« S. 249—254. 615—617; »über die Möglich-

Es ist ganz richtig S. 81: »Ich halte mich für frei, weil ich weiß, was ich tue und zu welchem Zwecke ich gerade dies und nicht etwas anderes tue« und »unser Freiheitsbewußtsein läßt sich nicht anders erklären als daraus, daß wir uns bewußt betätigen«. Ich möchte nur lieber sagen: in dem Sichbewußtbetätigen besteht die Freiheit, dies ist der Sinn des Wortes, nicht aber ist die Freiheit selbst noch etwas anderes, was dadurch, daß wir uns bewußt betätigen, bewiesen wird. Ich bin frei, weil, oder in dem Sinne, daß ich etwas will, aus meinen eignen Ueberzeugungen und Wertschätzungen mich entschieße. Aber es wäre falsch, auch Freiheit in einem andern Sinne für erwiesen zu halten, in dem nämlich, welcher oft mit jenem verwechselt wird, daß mein Wollen selbst, unabhängig von den Motiven sich erhöhe oder in dem, daß ich diese motivierenden Ueberzeugungen und Lust—Unlustgefühle deshalb habe, weil ich es selbst so gewollt hätte. Diese sind nicht Schuld des Willens, welcher nur deshalb frei genannt wird, weil ein Ich selbst, von ihnen geleitet, etwas tun oder unterlassen will. Mayer läßt sich diese Verwechslung nicht zu Schulden kommen, indem er anerkennt, daß der Charakter sich gebildet hat aus Faktoren, welche von dem Willen des Subjektes unabhängig waren, aber er hält an der Freiheit des Willens in jenem ersten Sinne fest, als wenn sich für die Lösung der Frage daraus etwas Entscheidendes ergäbe. Er nennt jene Freiheit und diese Unfreiheit eine Antinomie, S. 92, und bemüht sich um deren Lösung, während, wenn die Verschiedenheit des Sinnes erkannt wird, auch keine Antinomie vorhanden ist. In der Lösung, S. 93 ff., wird Freiheit in letzterem Sinne genommen, als eine Vorstellung, der nichts Wirkliches entspricht. »Die Vorstellung von der Freiheit trügt, aber sie betrügt nicht« halte ich für keine glückliche Lösung. Wenn sie im praktischen Leben wirksam bleibt, obgleich die psychologische Besonnenheit einleuchtend macht, daß das Vorgestellte kein reales Dasein hat, so ist jene eben etwas anderes, nicht dieses Vorgestellte ohne reales Dasein. Jene ist das Können in seinen vielfachen Relationen, von welchen Mayer nicht Kenntnis genommen hat. Sagt Mayer, S. 95, »Es muß klar werden, warum der Schein der Willensfreiheit nicht verloren geht, auch wenn man ihn als Schein erkennt«, so muß ich entgegnen, daß dieser Schein der Willensfreiheit in demselben Sinne, in welchem sie als Schein erkannt wird, gewiß verloren geht, aber eine Willensfreiheit in einem andern Sinne bestehen bleibt, welche nicht als Schein, sondern als Wirklichkeit erkannt wird.

keiten im Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik« S. 68 ff. und »Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie« S. 67—98.

Die Lösung der schweren Frage, wie kann Zurechnung ohne Freiheit des Willens stattfinden? wird so versucht: Jede juristische Zurechnung ist ein Willensakt (über welcher Behauptung Bezweifelbarkeit ich hinweggehen will), oder eine Handlung. Jeder Handlung Ursache sind Motive und Charakter. Die Handlung, durch welche zugerechnet wird, ist genau so determiniert, wie die Handlung, welche zugerechnet wird (übrigens keine neue Ansicht); »sie ist das Produkt aus Motiven und dem Charakter der Menschheit« S. 97. Nebenbei gesagt: »Menschheit« ist zu unklar¹⁾. Wenn er gesagt hätte: dem aus dem gattungsmäßigen Wesen des Menschen fließenden oder zu ihm gehörigen Charakter, so wäre die nötige Bestimmtheit erreicht worden. Aber es wäre erst recht klar, daß nun erst die Aufgabe formuliert worden ist. Aber Mayer hält die Antinomie schon für gelöst durch die Forderung: »Die Vorstellung von der Willensfreiheit muß jedesmal Motiv des Aktes der Zurechnung sein«. Aber wie kann sie »Motiv« sein? Mayer weiß und sagt S. 97, daß sie *conditio sine qua non* ist, was noch durchaus nicht gleich Motiv ist. S. 98 faßt er diese Bedingung »genauer« in die Worte: »die Vorstellung von der Unfreiheit des Willens kann niemals Motiv des Aktes der Zurechnung sein«. Das ist gewiß richtig, woraus jedoch nicht folgt, daß die Vorstellung von der Freiheit des Willens »Motiv« wäre. Ich sehe nur wieder die Mehrdeutigkeit des Wortes Freiheit, und das Problem ist gewiß nicht gelöst, wenn eine notorisch falsche Vorstellung als Motiv des Zurechnungswillens genannt wird. Daß in der Menschennatur der unglückliche dämonische Zwang liege, sich dauernd durch eine ganz falsche Vorstellung zur Zurechnung bestimmen zu lassen, müßte doch bewiesen werden. Warum in unserem Sehfelde die parallelen Baumreihen konvergieren, obwol wir wissen, daß sie parallel bleiben, läßt sich erklären, aber jener Zwang nicht; wenigstens hat ihn Mayer nicht erklärt. Daß, S. 98, »der Charakter der Menschheit die Einwirkung jener Vorstellung von der Determiniertheit des Willens gesetzmäßig abweist«, ist eine bloße Behauptung, der man ebensogut die andere gegenüberstellen kann, daß bloß die meisten Menschen noch nicht so weit denken gelernt haben, um den Determinismus zu begreifen. Und ganz leicht ist es auch nicht, denn es gehört die Klarheit der Begriffe Können und Nichtkönnen dazu. Obwol ich Mayer durchaus nicht zu den genannten »meisten Menschen« gerechnet haben will, behaupte ich auch bei ihm eine Unklarheit in diesem Begriffe. Denn eine solche ist es, wenn er S. 98 von einem »dem Determinismus gemäßen Han-

1) »Grundsätze der Ethik und R.« S. 136 ff. und 209 ff.

deln« spricht. Was mag dieses sein? Meint er etwa, daß der Determinist konsequentermaßen jeden Kampf gegen eine ihm als unsittlich bekannt gewordene Neigung aufgeben und sich jedes Verbrechen erlauben müßte mit der Begründung »ich muß doch«! Das wäre ein Mißverständnis. Und mit diesem Mißverständnis fällt auch der Beweis S. 99 durch das oben schon besprochene Freiheitsbewußtsein, daß es den Mangel einer Anlage bezeuge, »aus welcher der Determinismus die ihm adäquaten Handlungen erzeugen könnte«. Daß nunmehr, ebenda, die Verantwortlichkeit mit dem Gattungscharakter der Menschheit stehe und falle, ist mit nichten bewiesen worden.

Die Beurteilung des Ergebnisses S. 106 »die schuldhafte Handlung ist eine pflichtwidrige Willensbetätigung, die einen rechtswidrigen Erfolg zur Wirkung hat«, müßte oben schon Gesagtes wiederholen. Die philosophischen Elemente in Mayers Lehre dürften hiermit erledigt sein, und ich überlasse das Uebrige den Juristen.

Greifswald.

Wilh. Schuppe.

Ecclesiae S. Mariae in Via lata tabularium. Partem secundam quae complectitur chartas inde ab anno 1051 usque ad a. 1116 conscriptas cum subsidiis Academiae imperialis Vindobonensis edidit Ludovicus M. Hartmann. Accedunt tabulae phototypae VII. Vindobonae MCM I, XIX 61 pg.

Die Erschließung der Quellen des mittelalterlichen Rom ist wie die Geschichte der ewigen Stadt selbst eine Aufgabe von eigentümlichem Reiz. Als ich noch jung war, war ich ganz erfüllt von der Romantik des Gedankens, einmal die in den Kirchen Roms verborgenen Documente zu sammeln und herauszugeben, und ich war glücklich, als ich durch den hübschen Fund eines stadt-römischen Papyrus im Staatsarchiv in Marburg die Geschichte der geliebten Stadt bereichern konnte. Damals habe ich versucht mich über die in Rom noch erhaltenen Bestände zu orientieren und bei der Besprechung des ersten Teiles des vorliegenden Urkundenbuches in diesen Anzeigen (1896 nr. I S. 14 ff.) zusammengestellt, was ich bei einem flüchtigen Osterbesuch in Rom selbst ermittelt hatte.

Unterdessen sind einige Jahre vergangen, in deren Verlaufe ich öfter nach Rom gekommen bin und eine genauere Kenntnis des dort noch vorhandenen älteren Urkundenbestandes erlangt habe. Ich benutze deshalb die Gelegenheit, einige meiner früheren Angaben zu berichtigen.

Daß das *Vaticanische Archiv* für die ältere Geschichte der Stadt

Rom nichts enthalte, wie ich S. 15 behauptet habe, ist unrichtig. Es besitzt, außer den abschriftlichen Sammlungen in den Miscellaneen (besonders in Arm. VI und XI), Reste oder Teile zweier wichtiger alter Fonds, nämlich Urkunden aus dem Archiv des Klosters SS. Vincentius et Anastasius ad Aquas Salvias (Tre fontane) in Arm. XV c. X n. 1 (bezw. Arm. XVI c. XVII A) und die älteren Urkunden für S. Trifone aus dem Archiv der PP. Agostiniani, dessen Hauptkörper sich im römischen Staatsarchiv befindet. Von höchster Bedeutung für die mittelalterliche Topographie von Rom sind ferner die zahlreichen Beleihungsurkunden und Emphyteusen des Engelsburgarchivs, von denen das österreichische Institut eine große Zahl in den Documenti per la storia ecclesiastica e civile di Roma herausgegeben hat, — andere harren noch der Publication. Und zu nennen wäre hier doch wohl auch das von P. Bruzza edierte Chartular von Tivoli (Arm. XIII c. V n. 1). Sicher steckt auch in den Registern noch manches ältere Document, das für die Geschichte des mittelalterlichen Rom von Werth sein könnte.

Von den zahlreichen Kirchenarchiven, von denen ich damals nur S. Paolo und S. Prassede selbst gesehen hatte, ist für die römische Localgeschichte eines der wichtigsten das Kapitelarchiv von *S. Pietro in Vaticano*. Dessen älteste Privaturkunde ist von 936 (in Copie saec. XII, das älteste Original ist von 966). Ziemlich hoch reicht auch das Kapitelarchiv von *S. Giovanni in Laterano* hinauf (die älteste Urkunde ist von 956). Aber für die ältere Geschichte von Rom selbst bietet es nicht viel; die ältesten Stücke stammen aus dem Archiv des calabresischen Klosters S. Maria di Bagnara. Auch *S. Paolo fuori le mura* ist wenigstens für die stadtrömische Geschichte nicht bedeutend. Dagegen hat *S. Pietro in Vincoli* noch ein schönes Archiv. Die hier erhaltenen Fonds von S. Agnese, S. Lorenzo und S. Maria della Pace bieten noch Stoff zu einer schönen Publication. Fast ebenso hoch hinauf (bis 981) reichen die allerdings nicht eben zahlreichen Privaturkunden in dem Archiv von *S. Maria Maggiore*. Eescheiden ist auch die Urkundensammlung in *S. Maria in Trastevere*. Eine prachtvolle und für die Topographie des Forums und des Palatins höchst wichtige Serie von römischen Privaturkunden von 983 ab besitzt noch die Kirche *S. Maria Nuova* (S. Francesca Romana). Auch die Urkunden von *S. Prassede* (von 987 ab) können sich sehn lassen. Endlich, wovon noch die Rede sein wird, *S. Maria in Via lata*.

Möglich daß noch andere Kirchenarchive Roms ältere Materialien besitzen. Von *S. Giovanni de' Fiorentini* ist es mir z. B. von sehr kundiger Seite bestimmt versichert worden. Auch *S. Maria Tras-*

pontina soll ein altes Archiv haben. Vielleicht ist auch in *S. Eustachio*, in *S. Lorenzo in Damaso* und in *S. Salvatore in Lauro* noch etwas vorhanden. Von anderen wie von *S. Marco*, *S. Maria in Araceli*, *S. Nicolò in Carcere*, *S. Angelo in Pescheria*, *S. Maria in Cosmedin*, *S. Giorgio in Velabro*, *S. Gregorio Magno*, *SS. Giovanni e Paolo*, *S. Anastasia* haben wir festgestellt, daß sie ältere Urkunden nicht mehr besitzen. Aber in Rom ist man vor Ueberraschungen niemals sicher.

Die eigentlichen Klosterfonds sind bekanntlich bei Aufhebung der Klöster durch den Staat in das römische *Staatsarchiv* gekommen, bis auf diejenigen, welche damals verschwanden. Was im Staatsarchiv erhalten ist, habe ich in den Nachrichten unsrer Gesellschaft 1901 Heft 3 S. 240 ff. verzeichnet. Die beiden wichtigsten, reichsten und ältesten Fonds sind bekanntlich das Archiv von *S. Silvestro in Capite* und von *S. Cosimato*. Außerdem wären als leidlich geschlossene Archivcomplexe zu nennen der Fonds der PP. Agostiniani, der Girolamini in *S. Alessio* auf dem Aventin und vorzüglich des Arcispedale di *S. Spirito*. Aber verloren ist vor allem das für die mittelalterliche Topographie von Rom sehr wichtige Archiv von *S. Maria in Campo Marzo*, das Archiv von *S. Lorenzo in Panisperna* und die Urkunden von *S. Sisto*. Für diese und andere Klosterarchive bleiben wir, wenn anders sie nicht wieder zum Vorschein kommen, auf des fleißigen Galletti Abschriftenbände in der Vaticanischen Bibliothek angewiesen.

Ein guter Teil dieser Ueberlieferungen ist nun jetzt nicht allein dem einheimischen wie dem fremden Forscher zugänglich, sondern bereits in guten Urkundenbüchern gedruckt. Es ist das vorzüglich das Verdienst der *R. Società Romana di storia patria*. Wir verdanken dieser Vereinigung der römischen Historiker bekanntlich die Edition des *Regesto di Farfa* durch Giorgi und Balzani und des *Regesto di Subiaco* durch Levi und Allodi. Gewiß würden wir heute wünschen, andere Grundsätze bei der Edition dieser kostbaren Urkundenbücher angewandt zu sehen, aber wie man auch darüber gesonnen sei, immer wird man den Herausgebern danken, daß sie so ein unschätzbares Material der Forschung zugänglich gemacht haben. Daneben ist in der Gesellschaft immer der große Gedanke eines *Codex diplomaticus Urbis* lebendig geblieben. Der um die römische Archäologie und Geschichte wohl verdiente Scriptor an der Vaticana, E. Stevenson, wurde nicht müde an diese hohe Pflicht zu erinnern. Aber das Project scheiterte an den politischen Gegensätzen in Rom. Mehrere der wichtigsten Kapitel verweigerten damals der Gesellschaft die Oeffnung ihrer Archive. So blieb nichts

anderes übrig als auf bessere Zeiten zu hoffen und unterdessen in gelegentlicher Forschung die gerade zugänglichen Archive zu erschließen ¹⁾.

Dies ist möglich geworden dadurch, daß die italienische Regierung der römischen Gesellschaft ein oder zwei Stipendien zur Verfügung stellte, mit denen sie junge Gelehrte anziehen und zu systematischer Forschung anleiten könnte. So fanden sich in der That jüngere Forscher von Eifer und Talent, die meist aus der soliden Schule von Ernesto Monaci hervorgegangen, unter der Leitung des Präsidenten der Gesellschaft, des Grafen Ugo Balzani, in den römischen Archiven und Bibliotheken sammelten und copierten. Man gab zugleich die Idee eines systematischen Codex diplomaticus Urbis als zur Zeit unausführbar auf und ersetzte ihn durch den Plan, ein Urkundenbuch nach dem andern, je nach den gerade zugänglichen Fonds, herauszugeben. Man begann naturgemäß mit den am leichtesten erreichbaren Fonds des römischen Staatsarchivs, dem von *S. Silvestro in Capite*, welchen Vincenzo Federici bearbeitete (Archivio della R. Società Romana di storia patria vol. XXII), und dem von *SS. Cosma e Damiano* (Mica aurea), den Pietro Fedele herausgab (ebenda vol. XXI. XXII). Im Druck ist bereits auch das von Fedele bearbeitete Regesto di *S. Maria Nuova*. Fedele hat ferner die Vorarbeiten beendet für die Ausgaben der Urkundenbücher von S. Prassede und S. Pietro in Vincoli. Federici dagegen hat die Urkunden von S. Maria Maggiore und S. Maria in Trastevere abgeschrieben. Und während ich dieses schreibe, freue ich mich bereits der Abzüge von L. Schiaparellis Cartario di S. Pietro in Vaticano. Da diese im Archiv der römischen Gesellschaft absatzweise gedruckten Urkundensammlungen auch in abgeschlossenen Separatheften ausgegeben werden, ist auch eine weitere und leichtere Verbreitung dieser Urkundenbücher möglich.

Daß die Römer, wenn sie mit berechtigter Genugthuung diese Serie von Publicationen überblicken, mit stillem Bedauern feststellen, daß in ihr eines der wichtigsten ältesten und reichsten Archive von

1) Glücklicher war damals der Abbate Pressutti, den älteren Romfahrern wohl bekannt als täglicher Gast im Vaticanischen Archiv und als unerbittlicher Hüter des Colonna-Archivs, übrigens als Herausgeber des Registrum Honorii III. von bestrittenem wissenschaftlichen Rufe. Ihm waren manche Archive zugänglich, die den Königl. verschlossen blieben. So konnte er daran denken auf eigene Faust die Materialien zu einem römischen Urkundenbuch zusammenzubringen. Aber zu einer Edition ist es nicht gekommen. Und seine handschriftliche Sammlung ist jetzt, nachdem die Archive selbst nicht mehr unsugänglich sind, natürlich nur noch von geringem Werth.

Rom fehlt, ist am Ende begreiflich. Das Archiv der Kollegiatkirche *S. Maria in Via lata* galt früher als eines der unzugänglichsten Kirchenarchive Roms. Dank der Intervention des großen Archäologen G. B. de Rossi fand Ludo Moritz Hartmann Zutritt dazu. Jetzt bietet er zu dem 1895 erschienenen ersten Teil ein zweites Faszikel, welches 66 Urkunden von 1051 bis 1116 umfaßt, mit einem Appendix von 4 Nummern aus den Jahren 1032—1038.

Die Einleitung ist und konnte diesmal kurz sein, da alles Nötige schon zum ersten Teil ausgeführt ist. Ueber einen Punkt waren wir damals verschiedener Meinung. Hartmann hatte aus der Identität der Namen gefolgert, daß die kirchlichen Notare (*scrinarii S. R. E.*) ebensowohl als Tabellionen wie als Scriptoren päpstlicher Bullen thätig gewesen seien: man begreift, wie wichtig diese These für die päpstliche Diplomatie sein muß —, während ich (a. a. O. S. 21) kurzab erklärte, es sei mir kein Fall bekannt, daß ein uns aus Privaturkunden bekannter *Scriniar* zugleich als päpstlicher Kanzleibeamter fungiert habe.

Wie Hartmann jetzt darüber denkt, ist nicht deutlich ersichtlich. Lediglich der Satz (p. XII): »*Ut de vulgaribus nominibus taceam, noto nomina Gerardi, Gregorii, Bonihominis, qui cum scriptoribus bullarum Urbani II. concordant*« und die dazu gehörende Anmerkung: »*Rainerius quidam scripsit bullam Gregorii VII a. 1078; Octavianus et Crescentius bullas Benedicti X et Nicolai II (1059—61)*« deutet auf seine frühere These hin.

Wie verhält sich die Sache? Wir sind wohl beide in den Fehler zu weit gehender Generalisierung verfallen. Weder Hartmann noch ich besaßen damals eine ausreichende Kenntnis der Geschichte der päpstlichen Kanzlei. Habe ich nun nach dieser Richtung Einiges nachgeholt, so halte ich zunächst daran fest, daß aus der Identität der Namen nichts gefolgert werden könne. Lediglich die Schriftvergleichung, der Nachweis der Identität der Schrift, kann ein sicheres Ergebnis bringen. Für die ältere Zeit habe ich eine solche nirgends feststellen können. Anders liegen die Verhältnisse seit der Mitte des 11. Jahrhunderts. Ich habe nachgewiesen (»*Scrinium und Palatium*« in Mitth. des österr. Instituts, Ergänzungsband VI), daß Leo IX. nur nichtrömische Urkundenschreiber für die Geschäfte der Kanzlei heranzog. Es ist eine Ausnahme, wenn unter ihm einmal stadtrömische Notare zum Dienst in der Kanzlei verwandt worden sind. Das geschah als er die Urkunden für die Peterskirche in Rom J-L. 4292. 4293 von Albinus *scriniarius sacri palatii mundieren* ließ; ganz sicher ist das derselbe römische *Scriniar*, von dem wir mehrere Privaturkunden für S. Peter besitzen (Schiaparelli n. 12. 13. 15. 24

aus den Jahren 1041—1066). Aber nach der ganzen Organisation der päpstlichen Kanzlei unter Leo IX. kann weder Albinus noch Petrus (J-L. 4154) noch Gregorius (J-L. 4296) als eigentlicher päpstlicher Kanzleibeamter gelten. Aehnlich wird es sich mit dem unter Victor II. gelegentlich thätigen Gregorius (J-L. 4365. 4366. 4367) verhalten haben. Die Scriniare Gregorius und Octavianus unter Stephan IX., Octavianus unter Benedict X., Octavianus, Crescentius und Johannes unter Nicolaus II., Rainerius, Guinizo, Stephanus, Octavianus und Johannes unter Alexander II., Rainerius und Petrus unter Gregor VII., von denen die Mehrzahl wirkliche Beamte der päpstlichen Kanzlei gewesen ist, habe ich bisher in keiner stadtrömischen Privaturkunde wiedergefunden; ihre Namen begegnen, aber nicht ihre Schrift. Reicher wird das Material in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts unter Urban II. und Paschal II. Da finden wir unter Urban II. von römischen Regionarnotaren in der päpstlichen Kanzlei thätig Gerardus, Gregorius, dann Petrus, unter Paschal II. Petrus, Johannes, Rainerius und Gervasius. Aber von allen diesen habe ich nur ein einziges Mal den einen Johannes in einer Privaturkunde für S. Maria Nuova wieder gefunden. Aber es ist sehr bezeichnend, daß dieser Notar, der die päpstlichen Urkunden als *Scriniarius regionarius et notarius sacri palatii* ausfertigte, in der Privaturkunde sich bloß *Scriniarius sanctae Romanae ecclesiae* nennt. Aus diesem Doppeltitel glaube ich schließen zu dürfen, daß man das Geschäft in der päpstlichen Kanzlei sorgfältig von der Tabellionenthätigkeit unterschied. Bonushomo in J-L. 5512 und 6067 a, höchst wahrscheinlich derselbe Notar, von dem wir mehrere Privaturkunden für S. Maria Nuova besitzen, tritt gleichfalls so vereinzelt in der päpstlichen Kanzlei auf, daß wir in ihm nur einen aushülfsweise herangezogenen Notar, nicht einen ständigen Kanzleibeamten erblicken können. Ebenso steht es mit dem letzten römischen Scriniar Alexius unter Calixt II. (J-L. 7075 a); auch der ist kein päpstlicher Kanzleibeamter, sondern nur ein ausnahmsweise zur Aushülfe herangezogener Stadtschreiber. Darin bestärkt mich auch eine Prüfung der Schrift. Was für kalligraphische Kunstwerke sind jene von Gregor oder Petrus geschriebenen Bullen Stephans IX. und Urbans II.! Wie sehr stehen die römischen Privaturkunden hinter ihnen zurück. Und auch in dem Detail der Curiale hier und dort zeigen sich so erhebliche Differenzen, daß ich an eine Identität der Hände nicht zu glauben vermag. Die übrigens nicht sehr zahlreichen Scriniare und Pfalznotare der päpstlichen Kanzlei bildeten nach meiner Meinung einen Stand für sich; der eine und andere mag wohl einmal auch eine Privaturkunde mündigt haben, wie man umgekehrt gelegentlich einmal einen Stadt-

notar eine Papsturkunde schreiben ließ: in der Hauptsache bleibe ich also bei meinem Widerspruch gegen Hartmanns These.

Die Ausgabe selbst ist, wie sich versteht, mit gewohnter Sorgfalt gemacht. Kleinigkeiten will ich nicht rügen. Einen groben Lesefehler kann ich indessen nicht passieren lassen. In Nr. 110 pag. 29 Z. 13 liest Hartmann Setuorectus. Der Name ist unmöglich. Es ist natürlich Seniorectus zu lesen.

Göttingen 1902 Februar 15.

P. Kehr.

Die Berner Chronik des Diebold Schilling 1468—1484. Im Auftrage des historischen Vereins des Kantons Bern herausgegeben von Gustav Tobler. Erster Band und zweiter Band (VIII u. 400 S., 481 S. 8°). Bern, K. J. Wyß, 1897 und 1901.

In seiner ›Vorrede‹ zum ersten Bande hob der Herausgeber, der einige Jahre zuvor in seinem Beitrage zur monumentalen ›Festschrift zur VII. Säkularfeier der Gründung Berns 1191—1891‹, betitelt ›Die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern‹, eine ganz vorzügliche Uebersicht der gesamten reich entwickelten Berner Historiographie gegeben hatte, mit Recht hervor, daß es auffallend erscheine, wie sehr Schilling, »dessen Chronik als eine Hauptquelle für die Zeit der stolzesten Machtentwicklung Berns gilt«, bisher noch vernachlässigt worden sei. Der ganze weitere ältere Chronikenbestand von Bern war in den letzten Jahrzehnten neu bearbeitet und aufgelegt worden, und bloß für Schilling war man immer noch auf die von einem Ungenannten — vielleicht Professor Altmann (gestorben 1758) — besorgte Ausgabe von 1743 angewiesen, die schon zur Zeit ihres Erscheinens wenig günstig beurtheilt worden war und ganz und gar nicht ausreichte.

Tobler setzte sich vor, die Ausgabe so einzurichten, daß von den zwei Redactionen, die beide von Schillings Hand geschrieben sind, die ältere reichhaltigere, bis 1484 reichende, der Zürcher Stadtbibliothek (Msc. A 5) — Z —, zu Grunde gelegt werde, mit Verzeichnung der Abweichungen der Handschrift B, der zweiten jüngeren Redaction, deren Text bis 1480 reicht und die den dritten Theil der ›Amtlichen Chronik‹ Schillings auf der Berner Stadtbibliothek (Msc. Hist. Helv. I, 3) ausmacht; diese Handschrift B war 1743 als Grundlage benutzt worden. Allein neben Schillings breit angelegtem Werk existiert noch eine wesentlich verkürzte, in

vielen verschiedenen Gruppen angehörenden Handschriften vorliegende Redaction. Diese kleinere Chronik der Burgunderkriege gedachte der Herausgeber als Anhang des zweiten Bandes zu bringen und da zugleich das Verhältniß beider Bearbeitungen zu einander zu untersuchen. Leider trat dazwischen eine die nie ermüdende Arbeitskraft des Forschers schwer treffende Augenkrankheit, und so mußte dieser auf die »augentötende Arbeit der Handschriftenvergleiche« Verzicht leisten, so daß jetzt die Ausgabe der kleineren Chronik auf spätere Zeit verschoben bleibt. Tobler erklärt demnach — Bd. II, S. 305 —, daß er die auf Schillings schriftstellerische Thätigkeit bezüglichen Ausführungen nur als vorläufig gesicherte hinstellen dürfe, die vielleicht bei einer in einem dritten Bande folgenden Ausgabe der kleineren Chronik gewisse Einschränkungen erfahren werden.

Das »Nachwort« — Band II, S. 307—362 —, das diese Resultate des Herausgebers enthält, beginnt mit einer Charakteristik der ältesten bernischen Geschichtsquellen, ganz besonders des ersten officiell beauftragten Berner Geschichtschreibers, des Konrad Justinger¹⁾, auf den eben Schilling als 1474 amtlich beauftragter Chronist der Stadt Bern folgte. Diebold Schilling — von dem gleichnamigen Luzerner Chronisten, Kaplan Diebold Schilling, dieses Berner Schillings Bruderssohn (vergl. S. 367 die Stammtafel), wohl zu unterscheiden — stammte aus Solothurn und stand — von 1456 an — zuerst im Dienste von Luzern, ehe er 1460 in die Berner Kanzlei übertrat; hernach sind alle Daten über seine öffentliche Thätigkeit — er starb 1486 — gesammelt. Ganz besonders aber wendet diese Untersuchung sich der schriftstellerischen Bethätigung Schillings zu.

Schillings historisches Erstlingswerk bestand in einer kurzen Fortsetzung Justingers vom Jahre 1423 an, die von 1448 bis 1468 zu einer umfassenderen eigenen Arbeit wurde; durch den Luzerner Staatsarchivar von Liebenau 1891 an das Licht gezogen, wurde diese Berner-Chronik 1892 durch den Entdecker im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, Band XIII, S. 465—539, herausgegeben. Aber 1470 erfuhr diese kleine Chronik in der auf der Zürcher Stadtbibliothek liegenden sogenannten Dittlinger-Tschachtlan-Chronik, der ältesten schweizerischen Bilderchronik, eine wesentliche Vergrößerung und Veränderung. Erst 1474 folgte dann jener schon

1) Vergl. Gött. gel. Anz. von 1870, Stück 52. Doch stellt sich nach Toblers Ausführung, S. 312 und 313, das Verhältniß Justingers zu der anonymen Stadtchronik — Königshofen-Justinger — jetzt umgekehrt heraus. Tobler faßt diese kleinere Stadtchronik als Justingers erste historische Arbeit privaten Charakters auf.

erwähnte amtliche Auftrag für Schilling, und jetzt entstand der Text B als drittes Stück jenes dreibändigen Monumentalwerkes, dem als erster und zweiter Band eine Copie Justingers und eine im Ganzen mit Dittlinger-Tschachtlan übereinstimmende Chronik bis 1466 vorangingen. Aber diesem vom Rathe »verhörten und korrigierten« Texte B hatte noch ein erster Entwurf Schillings zu Grunde gelegen, den er bis in den Herbst 1484 fortsetzte, nämlich eben Text Z, den er jetzt als sein Privateigenthum ansah. In Capitel V. »Verhältnis der beiden Originalhandschriften« (S. 342 ff.) ertheilt der Herausgeber eine wohl sichere Auskunft darüber, wie die Handschrift Z schon alsbald nach Schillings Tode nach Zürich kam. Hier war nämlich 1486 der Rathsbeschluß, eine eigene Chronik anzulegen, gefaßt, und deswegen wurde von Schillings Wittwe die Handschrift ihres verstorbenen Mannes von Zürich aus angekauft, was in Bern, nach einem Eintrag in das Rathsmanual, sehr ungern gesehen wurde; erst später ging das Buch aus dem Besitze des Zürcher Rathes in Privathände und 1693 als Geschenk an die Stadtbibliothek über. Capitel IV des »Nachworts« behandelt die handschriftliche Ueberlieferung, und da geht der Herausgeber — S. 337 ff. — auch auf jene Gruppe von Handschriften — es sind dreizehn — ein, die einen mit Schilling im Wesentlichen übereinstimmenden, in den meisten Codices auf Freiburg einen stärkeren Nachdruck legenden Text darbieten; es sind eben jene Handschriften, deren Edition noch übrig bleibt. Tobler neigt am meisten zu der Ansicht, daß Schilling selbst in dieser Redaction einen gleichzeitig mit dem großen Werke entstandenen Auszug daraus geschaffen hat, eine kleinere Ausgabe, die der Verfasser wohl zumal an seine Zunftgenossen vom Distelzwang verkaufte.

Noch sind, aus den Archiven von Solothurn und Straßburg, drei auf Schillings persönliche Verhältnisse sich beziehende Stücke abgedruckt, und weiter folgt das Verzeichnis der Illustrationen der beiden Texte Z und B.

Zu dem Texte der Chronik selbst — die Varianten von B stehen darunter —, dessen 429 Capitel 701 Druckseiten füllen, bringt Capitel VI »Inhalt und Form des Schillingschen Geschichtswerkes« im »Nachwort« (S. 350 ff.) eine ausgezeichnete orientierende Würdigung. Darnach wollte der Chronist in seinem die »Kriegsübungen« zwischen Karl von Burgund, dem Hause Oesterreich und den Eidgenossen und ihren Bundesverwandten behandelnden Werke, das selbstverständlich Bern ganz in die Mitte stellt, nicht nur erzählen, sondern nicht weniger sittliche Lehre geben. Diese seine Auffassung läßt Schilling auch, bei all seiner lebhaften eidgenössischen

schen Gesinnung, über Schäden im eigenen Lager, beim Beutemachen, in der Verrohung des Kriegslebens, keineswegs hinwegsehen. Bei allem Haß gegen »den Abgott und wahrhaften Messias« des Feindes, Herzog Karl, und bei aller Sympathie für den Bundesgenossen König Ludwig XI. — diese rein realpolitische Empfindung hält ihn nicht ab, »die Ehre des heiligen Reiches der löblichen deutschen Nation« hoch zu halten — verkennt er nicht die argen Wirkungen der von Frankreich kommenden und die Mächtigen und Gewaltigen verwöhnenden Pensionen. Schillings Hauptquelle war die eigene Anschauung des mitten in den Dingen stehenden, in der Benutzung einer großen amtlichen Correspondenz ungehinderten Betheiligten; ein Hauptverdienst des Chronisten liegt ferner in der Aufnahme und Bewahrung von zehn der schönsten Lieder, die über die Ereignisse des Burgunderkrieges aus dem Volke hervorgegangen waren, von Veit Weber, von Mathis Zollner. Der vollen Glaubwürdigkeit steht unleugbar mehrfach im Wege, daß Schilling im amtlichen Auftrag Geschichte schrieb, also Manches bewußt überging, auch — vgl. S. 357 — amtliche Schreiben etwa kürzte. Dennoch glaubt Tobler dem Chronisten im Wesentlichen Unbefangenheit und Unabhängigkeit nachrühmen zu dürfen. Die Sprache ist leicht verständlich und schmucklos; doch ist interessant, daß bei Schilling, was Justinger noch nicht hatte, jetzt die von Frankreich her fließenden Fremdwörter in die Litteratur Einzug halten. Eine demokratische Färbung liegt über der Erzählung, indem das Volk, nicht die einzelnen Führer, als Träger der Handlung hervortritt; wo noch einzelne Persönlichkeiten mehr genannt sind, weist der Herausgeber überall nach, daß es Zunftgenossen Schillings vom Distelzwang waren.

Die ganze Ausgabe ist, in wohlthuendem Gegensatze zu der parallel erscheinenden, nur höchst dürftig commentierten neuen Ausgabe der Berner Chronik Anshelms, durchweg von äußerst sorgfältigen, auf der Kunde der ganzen einschlägigen Quellennachrichten und der neueren Litteratur beruhenden Anmerkungen begleitet. Der dankbare Benutzer steht vor einer Ausgabe, die er mit vollstem Vertrauen und mit wahren Vergnügen liest. Einer der »wichtigsten Urkunden« zur Geschichte einer interessanten europäischen Hauptentscheidung ist endlich die würdigste Behandlung geschenkt worden.

— Allein es ist außerdem noch (S. 393—426) in Band II durch Albert Büchi, in Freiburg, die Chronik von Hans Fries zum Abdruck gebracht, die mit kurzen Notizen von 1339 an, etwas einläßlicher über 1406, sowie von 1442 an, einsetzt, aber erst mit 1474 in eingehender Erzählung beginnt und so dem Schillingschen

Chronikwerke parallel liegt, aber noch darüber hinaus, bis 1499, reicht.

Hans Fries ist nachweislich von 1479 an Theilnehmer an den von ihm geschilderten Ereignissen. Er stieg in Freiburg zum Mitglied des Rathes empor und starb da 1518. Von 1468 an sind seine Mittheilungen, während das Frühere Justinger oder älteren Freiburger Chronisten entnommen erscheint, selbständig; wohl bald nach Januar 1482 wurde die Niederschreibung durchgeführt, worauf zu den Jahren 1487 und 1499 noch Nachträge folgten. Der Werth der Chronik ist in den Ergänzungen enthalten, die ihre Mittheilungen zum Inhalte der Schillingschen Nachrichten über Bern bieten. Der Antheil der Freiburger an den Ereignissen der großen Jahre des Kampfes gegen Burgund kommt hier zu seinem Rechte. Der Ausgabe ist die Handschrift B (des bischöflichen Archivs zu Freiburg) als die dem verlorenen Original zunächst stehende älteste zu Grunde gelegt, woneben Abweichungen und Zusätze von D, Abschrift des Freiburger Rathsherrn und Sammlers Fruyo, dem man die Kenntnis der Friesschen Autorschaft verdankt (in der gräflich Diesbachschen Bibliothek), und diejenigen einer noch jüngeren Abschrift von D (Handschrift S) in Betracht kommen.

Eine Frage, die auch erst auf einen dritten Band aufgeschoben ist, betrifft das Verhältniß der Friesschen Chronik zu der sogenannten Sternerschen Chronik, einer Redaction des Berner Schilling, die sich in einem 1501 angelegten, nur abschriftlich vorliegenden Sammelbande des Freiburger Notars Sterner findet.

Ein von Dr. R. Ischer bearbeitetes Glossar und ein Namenregister zu beiden Chroniken sind beigegeben.

Zürich, 25. December 1901.

G. Meyer von Knonau.

Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges nebst einer Freiburger Chronik über die Ereignisse von 1499. Herausgegeben von Albert Büchi (LXVI u. 655 S. 8.). (Quellen zur Schweizer Geschichte. Herausgegeben von der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zwanzigster Band). Basel, Basler Buch- und Antiquariathandlung (vormals Adolf Geering), 1901.

Eine nachträgliche Gabe zu dem Erinnerungsjahr 1899 wird hier von dem Professor der Geschichte der Schweiz an der Universität

Freiburg, von dem frühere Arbeiten in den Gött. gel. Anz. des Jahres 1894 (Nr. 11) und 1898 (Nr. 7) besprochen wurden, dargeboten.

Diese Edition der auf das Jahr 1499 bezüglichen Aktenstücke nahm ihren Ausgang von der auf der Freiburger Kantonsbibliothek als Band VII der sogenannten »Collection Girard« liegenden Sammlung amtlicher Briefe des Jahres, die der Herausgeber durch ungedrucktes Material der Archive von Freiburg und Bern, sowie des Wiener Reichsarchivs vermehrte. Dazu kommen aber die in den Festschriften von 1899, die in den Gött. gel. Anz. von 1900, Nr. 10, beurtheilt worden sind (von Jecklin, Motta und Tagliabue, Tatarinoff), sowie in den Veröffentlichungen Roders — Heft XXIX der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung — und Wittes — Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Band XIV und XV — mitgetheilten Materialien, und so entschloß sich der Herausgeber, auch all dieses weitere gesammte urkundliche Material theilweise in Regestenform, zum Theil wenigstens in den Anmerkungen in seine Sammlung aufzunehmen und zu verwerthen, so daß jetzt »fast ein Urkundenbuch des Schwabenkrieges« hier vorliegt, und zwar eben für den ganzen Verlauf des Krieges, während jene Festschriften nur auf Graubünden und Solothurn sich bezogen. Allerdings mußte Manches, da der Druck der anderen Publicationen mehrfach der hier zu besprechenden Edition parallel lief, in den »Anhang«, der auf 98 Nummern anstieg, verwiesen werden, insbesondere jene Urkunden Mottas und Tagliabues aus dem Mailänder Archiv, die Büchi mit Fug wegen ihrer großen Wichtigkeit fast sämmtlich in ausführlichem Regest aufnahm. Die vier Seiten füllende Titelangabe der aufgeführten Werke ¹⁾ zeigt den großen Umfang der herangezogenen Litteratur. Von den 711 Nummern sind 234 Inedita, eben ganz besonders jene in dem genannten Bande der Sammlung Girard vereinigten Originalschreiben oder gleichzeitigen Copieen der amtlichen Correspondenz von 1499, die wahrscheinlich zur Zeit der helvetischen Republik dem Freiburger Staatsarchiv entfremdet wurde und erst durch die Vermittlung des um die historischen Studien trefflich verdienten, 1897 verstorbenen Bibliothekars Gremaud nach Freiburg zurückkam. Dabei ist bemerkenswerth, daß diese Freiburger Stücke, die Correspondenz des Rathes mit den Eidgenossen, mit seinen Hauptleuten im Felde, allerdings in den Schreiben dieser Männer oft etwas schwierig im Ausdrucke, in deut-

1) Daß Büchi die Brennwaldsche eidgenössische Chronik unter dem Namen »Felix Mays« citiert, den Ruppert in seiner total verfehlten Ausgabe des Constanzer Chroniken-Materials 1890 dem Werke anheftete, ist kaum zu billigen. So ist ein Irrthum eines unfähigen Editors verewigt.

scher Sprache geschah, dem Umstande entsprechend, daß seit 1481, dem Jahre des Eintritts in die Eidgenossenschaft, das offizielle Freiburg sich germanisiert hatte.

Auf eine ganze Reihe von Vorgängen, diplomatischer und kriegerischer Art, fällt aus diesen neu herangezogenen Materialien ein helles Licht. Gleich mit dem Februar (Nr. 25 des Freiburger Stadtschreibers Lombard, aus Genf) beginnen die Mittheilungen über die ganz besonders durch Freiburg betriebenen Unterhandlungen über ein Bündnis mit König Ludwig XII. Vom 12. Februar ist der erste Bericht eines mit seinen Leuten ausgerückten Freiburger Hauptmanns aus Bern, wo der Empfang mit großen Ehren geschah, datiert (Nr. 73), und am 20. des Monats senden die Hauptleute schon aus dem Hegau Meldung nach Hause (Nr. 93). Aber mehrfach begegnen da auch schon Spuren von Meinungsverschiedenheiten zwischen Bern und Zürich über die Art der Kriegsführung; Freiburg ist durchaus gegen solche ›sündrung‹ (Nr. 121, 122). Ebenso war Freiburg gegen eine Feindseligkeit nach der Richtung der Freigrafschaft Burgund, so daß Bern am 26. März einen dorthin ausgeführten Kriegszug, in Nr. 153, geradezu entschuldigt; daraus erwachsen dann Verhandlungen über die Neutralität Burgunds. Nr. 170 ist ein eingehender Bericht eines Freiburger Hauptmanns über die Kämpfe vor Constanx, vom 31. März, Nr. 208 derjenige eines Luzerner Hauptmanns über die Ereignisse bei Feldkirch, vom 20. April. Nr. 229, aus dem Wiener Archiv, ist eine Berichterstattung des obersten Feldhauptmanns Grafen Heinrich von Fürstenberg an König Maximilian. SpecieU treten auch Unternehmungen gegen den Sundgau in den Freiburger Acten stärker an das Licht, zuerst vom 7. Mai (Nr. 266) an, dann wieder mit Ende dieses Monates, beginnend mit Nr. 348, bis zu Nr. 417, in welchem Schreiben die Freiburger Hauptleute vom Rückzuge, aus Biel am 10. Juni, Meldung thun. Aus viel größerer Entfernung lief die Meldung des nach Graubünden mit seinen Leuten abgeschickten Hauptmanns, vom 28. Juni aus Davos, in Freiburg ein (Nr. 457). Weitere Stücke in größerer Zahl gruppieren sich um die Hauptentscheidung vom 22. Juli, bei Dornach (Nr. 527, 529, 539). Mit Nr. 556 (7. August) fangen die sehr interessanten Meldungen der Freiburger Boten zur Tagsatzung in Schaffhausen an, wo die ersten Verhandlungen über die Friedensbedingungen stattfanden. Nicht weniger aufschlußreich sind die Berichte vom Basler Friedenscongreß, deren erster gleich — Nr. 591 — auch von den Ereignissen im Mailändischen und von Ludovico Moros Flucht redet. Allen Stücken sind litterarische Nachweise

und kurze erklärende Anmerkungen, die einige Male — so zu Nr. 11, 325 — zu kritischen Ausführungen sich erweitern, beigelegt.

Nur auf einige ausgewählte Beispiele konnte hier hingewiesen werden. Die ganze Geschichte des ereignisreichen Jahres ist vor die Augen gelegt. —

Von S. 552 an folgt die Drucklegung der Freiburger Chronik des Schwabenkriegs, die durch die Abschrift des Freiburgers Peter Fruyo (gestorben 1577) der Kenntnis bewahrt ist. Auf die eingehende Beschreibung der drei Handschriften — die älteste, Manuskript T (Techtermannscher Besitz, in Freiburg), schon eine Copie der Fruyoschen Abschrift, ist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und ebenso ist in Manuskript D (Diesbach), in jenem Fruyo'schen Sammelbande, den die sogenannte Sternersche Bearbeitung der Schillingschen Chronik (vgl. oben S. 198) eröffnete, dieser Text auch nicht mehr von Fruyos Hand¹⁾ — folgt in der »Einleitung« (S. XXVII ff.) die Untersuchung über die Chronik. Büchi stellt fest, daß deren Inhalt nicht etwa als eine Compilation Fruyos, sondern als originell aufzufassen ist. Eine ganze Anzahl wichtiger und genauer Einzelangaben beweist, daß die Schilderung eines Mitlebenden und Augenzeugen hier vorliegt, der wohl sicher Freiburg angehörte, wenn er auch die Berner und ihre Thaten auf das nachdrücklichste hervorhob. Der Herausgeber neigt sich der Ansicht zu, Ludwig Sterner, eben jener Bearbeiter der Schillingschen Chronik des Burgunderkrieges, möge die Chronik verfaßt haben, und so bietet er am Schlusse seiner Einführung noch einen Abschnitt über diesen 1505 in das Bürgerrecht von Freiburg aufgenommenen Notar, der aber 1510 infolge einer Verurteilung Freiburg verlassen mußte und jetzt in Biel als Stadtschreiber angestellt wurde, wo er bis 1536 genannt ist. Daß Sterner die mit der hier in Rede stehenden Chronik sich vielfach berührende Reimchronik des Schwabenkrieges von Lenz abschrieb, ist sicher; daß er diese Prosa-Chronik verfaßt hat, macht Büchi wenigstens recht wahrscheinlich.

Die Edition dieser allerdings nicht vollendeten, vor der Schlacht bei Dornach abbrechenden Erzählung, die Vieles in einer vollständigeren und theilweise neuen Weise — gegenüber den bisher bekannten Quellen — vorbringt, ist eine sehr erwünschte Ergänzung. Die begleitenden Anmerkungen können auch als Wegweiser durch die voranstehende Sammlung der Aktenstücke dienen.

1) Die lächerliche Engherzigkeit, durch die dem Herausgeber eine vierte in Freiburg im Privatbesitz liegende Handschrift vorenthalten blieb, sei gehörig gekennzeichnet.

Jedenfalls darf der ganze Band als ein würdiger Abschluß der Litteratur des Erinnerungsjahres 1899 bezeichnet werden.

Ein Namenverzeichnis ist angehängt.

Zürich, 26. December 1901.

G. Meyer von Knonau.

Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven. Im Auftrage der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz und mit Unterstützung des Bundes herausgegeben von Rudolf Thommen. Erster Band: 765—1370 (XVI und 634 S. 4). Zweiter Band: 1371—1410 (IV und 551 S. 4). Basel, Ad. Geering, 1899, u. Basler Buch- und Antiquariatshandlung, 1900.

Im Jahre 1887 war, infolge der Anregung, die der damalige Gesellschaftspräsident, Georg von Wyß (gestorben 1893), und der Leiter der Veröffentlichung der »Quellen zur Schweizer Geschichte«, Hermann Wartmann, gegeben hatten, an den Herausgeber des in der Ueberschrift genannten Werkes der Auftrag erteilt worden, die Ergänzung und Ausführung der Regesten des Werkes des Fürsten Lichnowsky: »Geschichte des Hauses Habsburg«, soweit sie mit der Geschichte der Schweiz Berührung aufweisen, durchzuführen. Doch veränderte sich dem Herausgeber, der, ein Schweizer von Geburt, in Wien, wie das Dedicationsblatt — an Büdinger und Mühlbacher — lehrt, seine historische Schulung gewonnen hatte, in der Sammlung des Stoffes sein Plan, so daß jetzt alle in Oesterreich liegenden und die schweizerische Geschichte bis 1500 berührenden Urkunden zur Ausgabe gebracht werden sollen, wobei allerdings der Begriff der schweizerischen Geschichte in sehr weitem Umfange genommen wird. Die »Vorrede« zählt die benutzten Archive auf, neben den staatlichen Archiven in Wien, Graz, Innsbruck die klösterlichen von St. Paul in Kärnten und Marienberg in Tirol, das Schloßarchiv von Hohenembs in Vorarlberg, das Archiv des Kärntner Geschichtsvereins, einzelne Pfarr- und Gemeindearchive im westlichen Tirol.

Der Bearbeiter suchte bei seiner Durchforschung der Archive voran die Originale oder die besseren Formen der Ueberlieferung festzustellen, und in solchen Fällen begnügte er sich bei Urkunden, die schon in schweizerischen Urkundenwerken oder anderweitigen Veröffentlichungen abgedruckt worden sind, nicht, wie sonst, mit einem Regest und der Angabe der bei der Collation sich ergebenden Abweichungen, sondern gab einen nochmaligen Abdruck. Wo er auf

noch nicht edierte Stücke stieß, schritt er, auch wenn sie inhaltlich unbedeutender waren — Schuldscheine, Quittungen, Dienstbriefe — zum vollständigen Abdruck. Dagegen erscheinen Urkunden, die wegen einer beiläufigen Bemerkung im Texte oder wegen der Namen von Bürgen, Zeugen oder Siegeln schweizerischer Herkunft zur Aufnahme gelangten, nur auszugsweise oder in Regestenform.

Die ältesten Stücke, vom Testamente des Bischofs Tello von Curan, wo nur die Varianten der Abschrift des Wiener Codex gegenüber dem Abdruck Mohrs im Codex diplomaticus angegeben sind, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, beziehen sich — zwei Kaiserurkunden für die Kirche Cur von 836 und 972 abgedruckt nach den in St. Paul liegenden Originalen — fast durchaus auf rätische Kirchen, Cur, Kloster Disentis, Marienberg im Vintschgau. Erst mit Nr. 29 und vollends mit Nr. 158, wo die Sammlung in das 13. und darnach in das 14. Jahrhundert eintritt, werden die Stücke zahlreich.

In der »Vorrede« des ersten Bandes sprach sich der Herausgeber dahin aus, daß seine systematische Durchforschung der österreichischen Archive, speciell derjenigen von Wien und von Innsbruck, kein Document zu Tage gebracht habe, dessen Bekanntmachung die bisherige Auffassung irgend einer Partie der Geschichte der Schweiz nachhaltig beeinflussen würde, und Aloys Schulte charakterisierte in seiner Besprechung jenes Bandes in der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« den Inhalt der Sammlung sehr richtig dahin, daß sie helfe, eine Grundlage für die Darstellung der Geschichte der vorderösterreichischen Gebiete zu geben. Sehr viele Stücke gehen über die Grenzen der Schweiz hinaus und beziehen sich überwiegend auf die nördlich und östlich anstoßenden Landschaften, den Elsaß, das heutige Großherzogthum Baden, die an die Schweiz angrenzenden Teile von Tirol wegen ihrer engen Beziehungen zum Bisthum Cur.

Einen einheitlicheren Charakter zeigt der kürzlich erschienene zweite Band, schon aus dem Grunde, weil hier, in den 692 Stücken des nur auf vierzig Jahre sich erstreckenden Zeitraumes, ein helleres Licht auf eine in sich im Zusammenhange stehende Entwicklung fallen kann. Es sind die Jahrzehnte zuerst der bis 1379 ungetheilten Regierung der habsburgischen Territorien durch die Brüder Albrecht III. und Leopold III., dann der Leitung der vorderen Gebiete durch Leopold allein bis zu dessen Tode 1386, weiter der nunmehrigen Alleinherrschaft Albrechts bis zu dessen Tode 1395, worauf Leopolds III. zweiter Sohn, Leopold IV., der schon seit 1392 in die Verwaltung der vorderen Lande eingetreten war, diese definitiv übernahm, so aber, daß seit 1402 der jüngste Bruder Frie-

drich IV. sein Mitregent wurde. Neben dieser Hauptlinie des Hauses Habsburg steht noch das jüngere gräfliche Haus Habsburg-Laufenburg, das aber innerhalb der Epoche dieses zweiten Bandes, 1408, in Graf Hans IV. ausstirbt. Vollends das jüngere Haus Kiburg — Grafen von Kiburg-Burgdorf —, das sich 1273 mit Eberhard von Habsburg-Laufenburg abgezweigt hatte, stand schon in ganz kümmerlichen Verhältnissen, bis es — 1415 — erlosch.

Die auf die verschiedenen Zweige des habsburgischen Hauses sich beziehenden, hier vereinigten Urkunden sind vorzüglich für die ökonomischen Verhältnisse der Dynastie sehr aufschlußreich. Die Erschöpfung der finanziellen Kräfte der Landesfürsten wird auf das deutlichste durch eine Fülle von Zeugnissen dargethan. Verpfändungen von Hoheitsrechten, von Städten und Herrschaften, deren Einkünfte dann der Gläubiger bezieht — Eingänge, die in den ausnahmsweisen Fällen, wo das Kapital zurückgezahlt wurde, nur den Charakter von Zinsen an sich trugen —, oder geradezu Verkauf, dann Geldanleihen bei städtischen Bürgern, bei Juden, ähnliche Mittel, die in ihrer häufigen Anwendung zur wirthschaftlichen Schwächung führen mußten, treten überall entgegen, allerdings keineswegs nur für das Haus Habsburg und seine Verzweigungen, sondern auch für andere Vertreter des hohen Adels, die allmählich durch die in der Eidgenossenschaft vereinigten bürgerlichen Factoren erdrückt werden, so die Grafen von Nidau, von Thierstein. Einzig Graf Friedrich VII. von Toggenburg vermag sich zu behaupten, sich nicht zum wenigsten in Ausnutzung der Verlegenheiten seiner Standesgenossen weiter zu erheben. Ein besonders sprechendes Beispiel für die Zerrüttung der Stellung der Habsburg-Laufenburger ist die Reihe von Urkunden des Grafen Rudolf IV. für die Stadt Laufenburg, die übrigens schon im ersten Bande einen breiten Raum einnahm. Von 1377 an folgen Verpfändungen, des dortigen Zolles zu Wasser und zu Lande, des Geleites, des Fischereirechtes im Rhein, dann des neuen Geleites, von Steuern in benachbarten Dörfern; dann muß 1386 Rudolfs Sohn und Erbe, eben jener Graf Hans IV., Burg und Stadt selbst an Herzog Leopold III. verkaufen, freilich auch wieder 1388 Leopold IV. um die Zahlung des noch ausstehenden Betrages der Kaufsumme mahnen. Doch auch die herzoglichen Brüder Albrecht und Leopold führten 1371 die Wiederherstellung der Befestigungen und anderer nothwendigen Anlagen ihrer durch Feuersbrunst geschädigten Stadt Diessenhofen nicht selbst aus, sondern überließen hiefür den Bürgern den dortigen Zoll und die Einkünfte der Vogtei auf eine gewisse Zeit; ebenso verpfänden sie in diesen gleichen Jahren Theile von Steuern im Amte Andelfingen, Einkünfte

der Herrschaft Elgg, erhöhen die Pfandsumme für Tengen, und so ließen sich die Beispiele weiter häufen. In der wegen der Fülle von Einzelangaben interessanten Nr. 35 von 1373, dem Uebereinkommen der gleichen herzoglichen Brüder wegen der Tilgung ihrer Schulden, steht auch der Zürcher Hans Kunz genannt, der auch noch sonst als Gläubiger der Herzoge, aber auch Anderer, vorkommt; ein weiterer solcher bürgerlicher Capitalleiher war Hans Werner Freuler in Basel, der mit den Grafen von Neuenburg, von Nidau und anderen Herren verkehrte; später erscheint ein Jude Viflin.

Beziehungen der österreichischen Herrschaft zu ihren Ministerialen, den Geßler, den Landenberg, ihren Beamtenfamilien, den Schultheiss von Lenzburg, Hofmeister von Frauenfeld, die zum Theil auch von den Nöthen der Herrschaft Nutzen zogen, treten vielfach hervor. In Dienstverträgen erscheinen Verbindlichkeiten — so in Nr. 38 von fünf Männern ganz verschiedenen Standes auf ein Jahr, für Leopold III. — geregelt; dem Grafen Rudolf von Montfort übergeben in Nr. 88 Albrecht und Leopold auf Lebenszeit als Entgelt für geleistete Dienste die Veste Nidberg. Ernennungen von Landvögten, anderen hohen Amtspersonen sind im Einzelnen festgesetzt.

Wie schon im ersten Bande, stellt sich in den Urkunden dieses zweiten das Gebiet von Currätien und von da rheinabwärts zu beiden Seiten des Stromes bis an den Bodensee stets in den Vordergrund. Zugleich ist es aber auch ein Territorium, in dem, im Gegensatz zu westlich angrenzenden Landschaften, die Macht des Hauses Habsburg in diesen Jahrzehnten sich noch mehr ausdehnte und befestigte. Gerade diese Thatsachen erscheinen in zahlreichen Stücken repräsentiert. Die Verhältnisse im gräflich Montfortschen Hause benutzt Leopold III. zur Heranziehung von Feldkirch, des Bregenzer Waldes, anderer Theile von Vorarlberg; freilich greift dann gerade hier unter Friedrich IV. auch wieder der geldstarke und umsichtige Graf von Toggenburg für sich geschickt ein. Dagegen ist Oesterreich, seit 1392 Bischof Hartmann von Cur, Domcapitel, Stadt und Gotteshausleute in den Dienst der Herzoge einzutreten sich verpflichtet haben — von dieser Nr. 289 an bezieht sich eine ganze Reihe von Urkunden auf dieses Verhältnis —, auf dem besten Wege, dauernden Einfluß auf das rätische Bisthum zu gewinnen.

Die Erwartung, daß die großen kriegerischen Verwicklungen, die in diese Zeit fallen, gegenüber der Eidgenossenschaft, Sempacher Krieg und Folgeereignisse, einen stärkeren Nachhall in diesen Urkunden hinterlassen hätten, erfüllte sich nicht. Immerhin mag man etwa die Erwähnung der Ausbesserung der Veste Rotenburg bei Luzern in Nr. 98 und 114, oder die Verpflichtung der beiden Grafen

von Toggenburg, auf Verlangen dem Herzog Albrecht mit ihrer Macht beizustehen, und die von ihnen gegebene Erlaubnis, daß der Herzog in das ihnen verpfändete Schloß Rapperswil einen Hauptmann setze — in Nr. 224 —, hieher rechnen. Herzog Friedrichs IV. Betheiligung am Kriege des Abtes Kuno von St. Gallen gegen seine Leute von Appenzell erscheint von 1405 an mehrfach urkundlich erwähnt.

Dagegen ist in größerer Zahl der Abschluß von Bündnissen der Herrschaft Oesterreich mit Städten oder geistlichen Fürsten der Gegenstand von Urkunden. Das sehr umfangreiche Stück Nr. 684 ist ein undatierter und nicht besiegelter Entwurf eines ewigen Bundes Herzog Friedrichs IV. mit den acht Orten der Eidgenossenschaft, abgerechnet Bern und Schwyz, der offenbar nie zur Ausfertigung gelangte, den der Herausgeber von 1409 bis in die erste Hälfte von 1412 ansetzen möchte.

Andere Urkunden enthalten Schiedssprüche. Das längere lateinische Stück Nr. 217 ist ein Schiedsspruch des Herzogs Philipp von Burgund von 1387 zwischen Herzog Albrecht und Enguerrand von Coucy, in jenen Angelegenheiten, die 1375 den verderblichen Einbruch fremden Kriegsvolkes im sogenannten Guglerkrieg bedingt hatten.

Außerst zahlreiche Urkunden betreffen ferner die verschiedenartigsten Rechtsangelegenheiten von privaten Persönlichkeiten. Daneben mögen etwa noch einzelne besondere Stücke hervorgehoben werden. In Nr. 21 bestätigen die Herzoge Albrecht und Leopold III. die von ihrem Landvogt in den Vorlanden den italienischen Kaufleuten ertheilten Geleitsbriefe. In Nr. 117 wählen Abt und Convent des Klosters Rheinau, die unter einander im Streite liegen, den Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg als Schiedsrichter. Nr. 184 ist die vom Visitator Bruder Otto von Passau den Nonnen im Kloster Königsfelden gegebene Ordnung. Ueber Leistungen von Einlager, zuerst des Ritters Heinrich Geßler (Nr. 262), hat Peter von Domdidier, »ein offner wirt ze Friburg in Oechtland«, nach und nach neun Quittungen in fünf Jahren ausgestellt. Nr. 365 ist die durch die Stadt Sursee für den Salzmeier zu Hall in Tirol ausgestellte Quittung. In Nr. 425 ist in origineller Weise mitten in den lateinischen Text einer Rechtserklärung für den Hof des Klosters St. Blasien in Klein-Basel »der tachtrouff, der da gadt« in deutschen Worten hingestellt, da es sich um diesen und seine und eines Feners Richtung gegen den Garten des Bläsihofs handelt. Und so ließen sich noch manche einzelne Urkunden hier betonen.

Jeden Band begleiten eingehende alphabetische Register.

Zürich, 20. Mai 1901.

G. Meyer von Knonau.

Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen 13. Juli 1901. Im Auftrage der Regierung herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. (Gr. 4. XII u. 357 S., mit zahlreichen Vignetten und 67 großen Kupfertafeln). Basel 1901.

Festschrift des Kantons Schaffhausen zur Bundesfeier vom 10. August 1901: Geschichte des Kantons Schaffhausen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1848. Herausgegeben auf Veranlassung des Großen Rates des Kantons Schaffhausen. (Gr. 8. II u. VI u. 782 S., mit 29 Vollbildern, 105 Textabbildungen, 4 Beilagen). Schaffhausen, Buchdruckerei H. Meier u. Cie. 1901.

Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. Im Auftrage des Stadtrates der Stadt Schaffhausen herausgegeben vom historisch-antiquarischen Verein. (Gr. 8. XI und zusammen 674 S., mit 39 Vollbildern, 41 Textabbildungen, 3 Beilagen). Schaffhausen, Buchdruckerei Kühn u. Comp. 1901.

Die Folgeereignisse der Vorgänge des Jahres 1499, an die die Gött. gel. Anz. von 1900, Nr. 10, behandelten historischen Festschriften des Jahres 1899 erinnerten, die Bundesverträge der Eidgenossenschaft mit Basel und mit Schaffhausen vom 13. Juli und 10. August 1501, sind im Jahre 1901 Mittelpunkte ähnlicher monumentaler litterarischer Kundgebungen geworden.

In Basel erhielt die äußerst thätige, seit 1874 wieder zu einer einzigen Körperschaft verschmolzene historische und antiquarische Gesellschaft, von der insbesondere auch die Publication der ›Basler Chroniken‹, sowie diejenige des ›Urkundenbuchs der Stadt Basel‹ ausgeht, von der Kantonsregierung den Auftrag, die Festschrift auszuarbeiten, die in acht Abhandlungen verschiedener Verfasser theils das Thema ›Basel und die Eidgenossen‹, andererseits ›Basels Bedeutung für Wissenschaft und Kunst im XV. Jahrhundert‹ behandelt.

Die erste Abtheilung eröffnet Staatsarchivar Rudolf Wackernagel mit dem Capitel: ›Vorgeschichte — Abschluß des Bundes‹. An eine Erwägung der in der geographischen Lage Basels, seiner früheren Entwicklung enthaltenen Vorbedingungen, die durchaus auf eine Verbindung mit den staatlichen Bildungen am Rhein hindeuteten, schließt sich der Nachweis von der erstmaligen, 1291 eingetretenen Anknüpfung Basels über den Jura hinüber, mit Luzern, auf die dann durch die zwei weiteren Jahrhunderte hin immer stärkere Beziehungen, besonders zu Bern, zu Solothurn, folgten. Je schärfer nun, zugleich mit der Gestaltung und Erweiterung des städtischen Gebietes, der Gegensatz gegenüber den österreichischen Interessen und zu denjenigen des an das Erzhaus sich anlehnenden Adels in Basel em-

pfunden wurde, um so mehr wuchs die Ueberzeugung von der Gemeinsamkeit mit der Eidgenossenschaft, wenn auch Rückschläge, Lockerungen dazwischen nicht fehlten, so auch nochmals nach der gemeinsamen Waffenführung gegen Herzog Karl von Burgund. Aber auch der Culturgeschichte angehörende Aeüßerungen des Lebens, vorzüglich die Wichtigkeit Basels für den Verkehr nach dem Südosten waren ebenso vielen Fäden einer nothwendigen Annäherung gleich zu achten. Aus allen diesen Faktoren, aber zuletzt vor Allem aus den Vorgängen des Krieges von 1499 leitet der Verfasser in einleuchtender Weise die Beschwörung des Bundes von 1501 ab¹⁾. — Daran schließt sich, von Dr. Luginbühl, die Darstellung von »Reformation und Gegenreformation«. Während am Beginn des 16. Jahrhunderts Basel tapfer und hingebend an den italienischen Feldzügen der Eidgenossen sich betheiligte, sanken im Inneren der Stadt alle Vorrechte der »Hohen Stube« gegenüber den bürgerlichen Zünften dahin und erlosch, schon vor Annahme der Reformation, der letzte Rest der Herrschaft des Bischofs. Dagegen mußte die Bürgerschaft dem Rathe durch ein ganzes Jahrzehnt hin, bis 1529, den Anschluß an die von Zürich angeregte Umgestaltung des Glaubens und die Neuformung der Kirche abringen; doch verharrete nachher die Stadt in ihrer 1534 angenommenen Confession auf einer vermittelnden Stellung, wenn sie auch der reformierten Lehre durchaus treu blieb, gegenüber dem Lutherthum. Einen nochmaligen Versuch des thatkräftigen, durch die Zeitströmung der Gegenreformation gestärkten Bischofs Jakob Christoph Blarer von Wartensee, in weitgehender Weise in Stadt und Landschaft Basel die Rechte des Bisthums herzustellen, konnte die Stadt zwar durch das angerufene eidgenössische Schiedsgericht 1585 zurückweisen, mußte aber durch

1) Einen sehr werthvollen Beitrag zur Festfeier enthält die »Festgabe der Universität Basel«, der Vortrag Andreas Heuslers bei dem akademischen Festakte am 6. Juli, betitelt Basels Aufnahme in die Schweizer Eidgenossenschaft. In tief eindringlicher Weise stellt hier der Rechtshistoriker den wahren Charakter einiger schon viel besprochener Punkte des Bundesbriefes fest. Die scheinbare Herabwürdigung Basels in der Klausel, daß ein Separatbündnisrecht ausgeschlossen sei, hat ihren Grund darin, daß, im Gegensatz zu den älteren Bündnissen der acht alten Orte, in allen Bündnissen mit den fünf neuen Orten seit 1481 das eben erst 1481 weit fester ausgestaltete Bundesrecht, mit seinen neuen eine zusammenfassende Vereinigung betonenden Bundesgedanken, maßgebend war. Ebenso ist die für Basel, Schaffhausen, Appenzell gleichlautend festgestellte Neutralitätsklausel nicht als Beeinträchtigung anzusehen. Sie galt nur für Streitigkeiten zwischen den einzelnen Orten, nicht für gemeineidgenössische Sachen, und durch das Stanser Verkommenis von 1481 war ja das Parteiergreifen auch den alten Orten verwehrt.

den dabei abgeschlossenen Vertrag, nebst Erlegung einer Geldsumme, das Bürgerrecht der seit 1525 beigetretenen bischöflichen Aemter im Birsthale preisgeben, wodurch dieses ganze Gebiet für die Reformation wieder verloren ging. Während infolge der Reformation die Basler Hochschule ein Zurückgehen erfuhr, wuchs die Bedeutung der Stadt als Sitz reger buchdruckerischer Thätigkeit, und ebenso verstand es Basel, durch Heranziehung zahlreicher Glaubensflüchtlinge materiell und intellectuell sich zu heben. — Der Biograph des großen Basler Politikers Bürgermeister Wettstein, Dr. Franz Fäh, führt »das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und des Absolutismus« vor. Nach einer Würdigung der schon vor Beginn des Krieges von Basel aus bekannten, allerdings durch den Bundesbrief von 1501 ja ausdrücklich vorgeschriebenen, aber doch im allgemein eidgenössischen Interesse nachhaltig geltend gemachten Politik, des behutsamen Verzichtes auf Verbindungen nach außen hin — so 1613 bei der Einladung an die reformierten schweizerischen Städte zum Eintritt in die protestantische Union —, folgt der Ueberblick der Kriegsbegebenheiten, soweit sie an die Grenzen der Eidgenossenschaft heranreichten, stets unter Hervorhebung der gefährlichen ausgesetzten Lage Basels als Grenzstadt, der gerade hiedurch bedingten gesteigerten Bemühungen der Basler Staatsmänner für Vermeidung jeder die Neutralität in Frage stellenden politischen Maßnahmen. Wie nun im Namen Basels Oberstzunftmeister, später Bürgermeister Fäsch und eben Wettstein auch zur Beschwichtigung bei Streitigkeiten innerhalb der Eidgenossenschaft redlich mitwirkten, zur Vermeidung einer »unseligen Ruptur des eidgenössischen Wesens«, so nahm am Ende des Krieges Wettstein, zunächst allerdings wegen der vom Reichskammergericht Basel bereiteten Schwierigkeiten, dann aber als Abgeordneter der evangelischen Orte, auf dem Friedenscongresse die eidgenössischen Interessen wahr, und die Erlangung der Unabhängigkeitserklärung der Eidgenossenschaft von Kaiser und Reich war das Werk des Basler Bürgermeisters. Als dann gegen seine Warnung 1663 das gemeineidgenössische Bündnis mit Frankreich dennoch abgeschlossen worden war, erwies sich die Gefahr von Seite des französischen Absolutismus in der Folgezeit am größten gerade für Basel, in der die Stadt unmittelbar bedrohenden Befestigung des elsässischen Grenzortes Hüningen. — Der Abschnitt: »Aufklärung und Revolution«, von Professor Albert Burckhardt-Finsler¹⁾, führt in die

1) Von dem gleichen Verfasser wurden die Ereignisse von 1499 bis 1501 unter dem Titel: »Der ewige Bund der Eidgenossen mit Basel 1501« in der »Festschrift zur Bundesfeier 1901, herausgegeben vom Regierungsrath des Kantons Baselland« behandelt.

Geschichte der neuesten Zeit hinüber. Diese Periode ist durch den thätigen Antheil eingeleitet, den 1712 Bürgermeister Hans Balthasar Burckhardt, wieder in genauester Erfüllung der Basel 1501 gestellten Aufgabe, an der Herbeiführung des Aarauer Friedens, zum Abschlusse des letzten inneren Krieges in der alten Eidgenossenschaft, nahm. Dann aber hatte Basel im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrmals bei äußeren Anfechtungen, ganz besonders 1736 bei einer empfindlichen Beeinträchtigung, wegen des Lachsfanges im Rhein, von Seite Frankreichs, über ungenügenden Schutz durch die eidgenössischen Orte, der katholischen insbesondere, sich zu beklagen. Sehr erfreulich erwies sich im inneren Leben der Stadt der Aufschwung der humanitären Bestrebungen, in deren Mitte hauptsächlich der vielseitig anregende »Menschenfreund« Rathschreiber Isaak Iselin stand, dessen Einwirkung, in der Stiftung der helvetischen Gesellschaft 1761, auch weit über Basel hinaus reichte. Als dann die Umgestaltung der bisherigen Staatseinrichtungen infolge des übermächtigen Einflusses der französischen Directorialregierung sich als unabweisbar erwies, ging Basel unter der Führung des aufgeklärten Doctrinärs Peter Ochs, eines seiner höchsten Beamten, selbst im Anfang des Jahres 1798 in Anerkennung der Grundsätze von Freiheit und Gleichheit voran, und ferner bot Ochs zur Revolutionierung der Eidgenossenschaft im Allgemeinen die Hand. Dem durch Frankreich neugeschaffenen helvetischen Staatswesen gab Basel in den Personen Lukas Legrands und eben des Peter Ochs, den der Druck der französischen Gewalthaber aufnöthigte, zwei Directoren. Ebenso standen in der Epoche der Napoleonischen Mediation zwei Basler Bürgermeister, Andreas Merian und Peter Burckhardt, je ein Jahr als Landammänner an der Spitze der Schweiz. In den Jahren nach Napoleons Sturz vertrat Bürgermeister Johann Heinrich Wieland — bis 1832 — als erster Magistrat von Basel auch in eidgenössischen Fragen einsichtsvoll eine liberale Auffassung. — In dem letzten Capitel: »Der neue Bund« hat der Verfasser Dr. Traugott Geering — 1886 erschien von ihm »Handel und Industrie der Stadt Basel« —, da in dem Bundesstaate seit 1848 die individuelle Bedeutung der Kantone mehr zurücktritt, vorzüglich die wirthschafts- und verkehrspolitische Bedeutung der von Basel aus entwickelten Wirksamkeit in das Licht zu stellen gehabt. Denn aus der Schule des Nationalökonomien Professors der Technologie Christoph Bernoulli ging eine Reihe von Männern hervor, die auf dem Boden des Bundes neue Richtungen einschlugen. Als Generalpostdirector organisierte Benedict La Roche-Stehelin gleich im Beginn der neuen Ordnung das centralisierte schweizerische Postwesen, und mit noch mehr Erfolg

schuf dessen Freund Achilles Bischoff durch die Ablösung der Zölle von den Kantonen die finanzielle Grundlage des neuen Bundesstaates. Der Hauptförderer der Münzreform, die 1851 auf 1852 endgültig im Anschluß an den französischen Franken die einheitliche Münze an die Stelle der bisher im Gange befindlichen 297 einheimischen Sorten setzte, war Bankdirector Johann Jakob Speiser. Derselbe zwar schon 1856 verstorbene ausgezeichnete Sachverständige beteiligte sich jedoch auch, mit anderen Baslern — Karl Geigy, August Stähelin, Wilhelm Schmidlin —, an der Begründung des schweizerischen Eisenbahnwesens. Endlich steht noch als ehrenvoller Vertreter Basels im Wehrwesen der willenskräftige militärische Organisator und Soldatenbildner Hans Wieland da.

Alle fünf Abschnitte zeigen, entsprechend dem Zweck des Werkes, den Willen der Verfasser, sich an ein weiteres Publicum zu richten, entbehren also auch eines begleitenden kritischen Apparates. Die beigegebenen Kunstblätter zeigen die Bilder der geschilderten Persönlichkeiten, darunter den Holbeinschen Bürgermeister Jakob Meier nach einer Originalzeichnung im Basler Museum.

Die zweite Hälfte des Bandes ist einzig der cultur- und kunstgeschichtlichen Schilderung des letzten Jahrhunderts des Mittelalters, für Basel desjenigen des großen Concils und der Gründung der Universität, gewidmet.

Zuerst behandelt Oberbibliothekar Dr. Karl Christoph Bernoulli »Geistiges Leben — Buchdruck«, unter der gegebenen Anknüpfung an den Stiftungstag der Hochschule als einer Schöpfung des städtischen Rathes. An die Darstellung der Verfassung, der Lehrweise, der Lehrkräfte, an die eingehendere Charakterisierung Sebastian Brants schließt sich die Geschichte der Entwicklung jener Technik, durch deren Betrieb Basel ganz besonders hervorleuchtete, des Buchdrucks. Allerdings liegen die Anfänge noch im Dunkel, während bekanntlich schon zum Jahre 1471 ein Lohnstreit zwischen Meistern und Gesellen in einer Officin gerichtlich feststeht. Nach Aufzählung der ersten für Basel genannten Drucker — voran steht, seit 1473, Berthold Ruppel von Hanau, der bei Gutenberg Geselle in Mainz gewesen war — folgt die längere Reihe der späteren Meister, unter denen seit 1478 der 1484 in Basel verbürgerte Johannes Amerbach mit seinen allerdings erst im 16. Jahrhundert beigetretenen Genossen Petri und Johann Froben, als der gelehrteste und rührigste, hervorleuchtet. Bei der Musterung des Inhaltes dieser Wiegendrucke stehen anfangs selbstverständlich noch die scholastischen Hauptwerke voran, neben Vulgata und Kirchenvätern und theologischen Schriften überhaupt, dann Quellenwerke kanonischen und römischen Rechtes; da-

gegen konnte Basel noch für die specifisch humanistische Litteratur neben der Concurrenz der italienischen Drucke wenig aufkommen. Um so wichtiger war, daß die eigenen Vertreter geistigen Lebens in Basel jetzt hier ihre Schriften erscheinen ließen, wieder voran Brant, bei denen nun die neuere Richtung sich geltend machte, wie daneben auch, zwar im 15. Jahrhundert noch spärlich, die deutsch verfaßten Bücher in die Reihe treten. Allgemeine Bemerkungen, über die ausnahmsweise von der Fesselung an die Zünfte freiere Stellung der Buchdrucker, über die Heranziehung gelehrter Correctoren durch die Meister, über Ausstattung, über die Mitarbeit der mitunter auch selbst als Drucker thätigen Schreiber und Briefmaler, über Buchhandel, Verkaufspreise, über den Anfang größerer, auch schon privater Bibliotheken, machen, so weit darüber Angaben sich sammeln ließen, den Schluß. — Ueber »Malerei« berichtet der Conservator der Kunstsammlung Dr. Daniel Burckhardt. Er bringt in erster Linie den Namen eines im Anfang der 1430er Jahre in Basel thätigen schwäbischen Malers zu Ehren, des aus Rottweil stammenden Konrad Witz, der 1444 in Genf das Altarwerk in der Makkabäer-Kapelle schuf, aber wenige Jahre nachher in Basel starb, und charakterisiert ihn als kühnen und voraus auch coloristisch hoch angelegten Bahnbrecher des oberrheinischen Realismus. Nur noch ein Ungenannter, der Basler Meister von 1445 des Bildes der Eremiten Antonius und Paulus mit dem Spalenthor im Hintergrunde, der Donaueschinger Gallerie, der Maler des Tafelbildes vom Altar von Sierenz im Basler Museum, der unter dem Einfluß von Witz steht, ist daneben zu erwähnen. Von der außerordentlich reichen Ausstattung dieses Capitels fallen 15 Tafeln auf den Antheil des Malers Witz. Besonders bemerkenswerth sind darunter einige naturgetreue Scenerien der figürlichen Darstellungen, in der Genfer Tafel eine Ansicht des linken Seeufers zunächst der Stadt, zum Fischzug Petri, auf einem Gemälde des Nationalmuseums in Neapel das Innere des Basler Münsters, im Hintergrunde eines Tafelbildes des Basler Museums der Blick in eine Straße von Basel. — Dr. Karl Stehlin, der Kenner der Baugeschichte Basels, hat »Baukunst — Bildhauerei« zum Gegenstande genommen, die biographischen Ausführungen jedoch auf eine andere Stelle verschieben müssen. Als charakteristisches Beispiel eines Wohnhauses wird zuerst, mit 4 Tafeln, der Bischofshof hinter dem Münster, den Bischof Arnold von Rotberg, 1451 bis 1458, gebaut haben muß, vorgeführt. Der zierliche Fischmarktsbrunnen von 1468 ist mit dem Namen des ältesten Basler Baumeisters, von dem Kunde vorhanden ist, Jakob Sarbach, verbunden. Das in bevorzugter Weise ausgeschmückte Hauptthor nach

dem Elsaß, das Spalenthor, das auch bildhauerischen Schmuck zeigt, unter den Klöstern die Karthause in Kleinbasel, unter den Kirchen das Schiff der St. Leonhardskirche, des Hans Niesenberger, damaligen Werkmeisters des Freiburger Münsters, sind die weiteren eingehender besprochenen Denkmäler. Die letzten Seiten sind der kurzen Besprechung der Tafeln, die Werke der Bildhauerkunst darstellen, gewidmet ¹⁾. —

Für Schaffhausen ergänzen sich die beiden Werke, die für die Feier angeordnet worden sind.

Der Staat gab nach Beschluß des Großen Rathes einer engeren Commission den Auftrag, eine Kantonsgeschichte als »Festgabe an das Volk«, mit der Anleitung an die verschiedenen Bearbeiter, »sich in Ausdrucks- und Darstellungsweise volksthümlich zu fassen«, zu erstellen, immerhin so, daß Litteraturnachweise und Anmerkungen nicht ausgeschlossen, aber an den Schluß der einzelnen Abschnitte zu stellen seien.

Es entspricht dem Umstande, daß in den letzten Decennien gerade im Jura des Kantons Schaffhausen sehr wichtige prähistorische Fundstätten — Schweizersbild nördlich von Schaffhausen, Kelllerloch bei Thayngen — ausgebeutet worden sind, daß Professor J. Meister und Georg Wanner in den Abschnitten: »Die Eiszeit und ältere Steinzeit« und »Die jüngere Steinzeit und die vorrömische Metallperiode« diesen ältesten Zeiten eingehender ihre Aufmerksamkeit schenken. Ebenso tritt für »Die Römerherrschaft« der Platz Schleithelm an der Nordwestgrenze des Kantons sehr entschieden in den Vordergrund; nur nimmt der Bearbeiter dieses Capitels, wieder Georg Wanner, den Namen der römischen Station Juliomagus allzu sicher für Schleithelm in Anspruch. Eine sehr erwünschte Illustration dieser Capitel ist in Wanners archäologischer Karte des Kantons und seiner nächsten Umgebung dargeboten. — Dem Postulate volksthümlicher Darstellung kommt dann die längere Abhandlung ²⁾ Dr. Johannes Meyers, des Germanisten und Verfassers der »Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes«, nach: »Geschichte des Klettgaus und Hegaus von der Ansiedelung der Schwaben bis zur

1) Den Bundesbrief von 1501 nahm die Festschrift nicht auf. Dessen photographische Wiedergabe bietet die Schrift Professor Rudolf Thommens: »Der Basler Bundesbrief vom 9. Juni 1501 mit anderen zugehörigen Aufzeichnungen« (einem Chronikbericht, dem Liede Kaspar Jöppels, Auszügen aus Rathsberechnungen und Rathsberechnungen).

2) Nicht wörtlich gleich, aber im Wesentlichen übereinstimmend behandelt der Verfasser den gleichen Stoff in Heft XXX der »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung«, S. 33—118, 1901.

Gründung des Klosters Allerheiligen, cca. 280—1050«. In einer sehr freien, aber unleugbar höchst anschaulichen Weise, indem der Verfasser sich mitten in den Gang der Entwicklung hineinzustellen sucht, erzählt er insbesondere den Vorgang der Einwanderung, der Ansiedelung und Marknutzung und sucht den gesellschaftlichen und culturgeschichtlichen Verschiebungen der fränkischen Zeit, der Annahme des Christenthums neben dem unter der Decke des Aberglaubens fortwuchernden Heidenthum, den Wirkungen der karolingischen Staatsordnung, die sehr düster dargestellt werden, nachzugehen. Diese nothwendigerweise unter Heranziehung der Phantasie vielfach subjektiv schaffende Arbeitsweise zugegeben, wird der Leser, zwar nicht ohne Einwände im Einzelnen, der fesselnden Darstellung folgen. Auf S. 68 und 69 weist Meyer die Ableitung des Namens Schaffhausen von Schiff mit vollem Rechte zurück und plädiert für die Urform »scāfhūs«, »bei den Schafställen«. Eine von F. A. Bendel gezeichnete Gaukarte nennt alle bis 1100 urkundlich erwähnten Orte der beiden Gaue und ihrer Nachbargebiete. — Die eigentliche zusammenhängende Geschichte Schaffhausens setzt mit dem Abschnitte: »Das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen« von Dr. K. Henking, dem Lehrer der Geschichte an der Kantonsschule, ein, der dann durch »Die Stadt Schaffhausen im Mittelalter« und »Die Landschaft des Kantons Schaffhausen im späteren Mittelalter« den Faden weiter führt. In wohlgeordneter Gestaltung des reichen Stoffes wird da zuerst die große Bedeutung des durch den Nellenburger Grafen im schon bestehenden an der Rheinfähre liegenden Orte Schaffhausen in das Leben gerufenen Klosters in der wild bewegten Zeit des Investiturstreites gekennzeichnet, dann die schrittweise geschehende Entwicklung der auf der Grenze von Klettgau und Hegau liegenden Ortschaft innerhalb des ausgesonderten klösterlichen Immunitätsbezirkes zum städtischen Gemeinwesen, neben dem das geistliche allmählich zurücktritt, verfolgt. Im 13. Jahrhundert steht die Stadt schon als ein kräftiges politisches Gebilde da, und von 1253 ist das erste Siegel der Bürger bekannt; aber die Verpfändung Schaffhausens, der Verlust der Reichsunmittelbarkeit durch die von Kaiser Ludwig für Oesterreich errichtete Pfandschaft 1330 riß zunächst die Stadt aus ihrer freiheitlichen Entwicklung heraus. Erst 1415 wurde die schon vier Jahre früher in ihrem Innern auf Grund der Zunftverfassung geordnete Gemeinde infolge der Aechtung Herzog Friedrichs wieder reichsfrei und so in den Stand gesetzt, sich dem Verbande der Eidgenossen anzunähern. Der Weg von der ersten 1454 eingetretenen Verbindung — das Facsimile des Bundesbriefes ist in einer Beilage enthalten — durch die von Anfeindungen und Be-

drohungen von Seite des umwohnenden Adels erfüllten Jahrzehnte hin, bis zu dem in der zweiten Beilage gegebenen ewigen Bunde von 1501, nebst einer abermals ein großes Material übersichtlich zusammendrängenden Ausführung über die Ortschaften der Landschaft und deren ganz verschiedenartige rechtliche Stellung, macht den Abschluß dieser historischen Darstellung. — Hieran schließen sich, von Pfarrer Th. Enderis, »Die Reformation in Schaffhausen« und — vom dortigen Pfarrer J. Lang — »Die Reformation in Stein am Rhein«. Der erste Urheber der allerdings erst 1529 völlig durchgeführten Schaffhauser Reformation war der Barfüßermönch Hofmeister gewesen, und auch das Kloster Allerheiligen fügte sich ohne stärkeren Widerstand, während in der unter zürcherischer Hoheit stehenden Stadt Stein der letzte Abt des dortigen Klosters St. Georgen, David von Winkelshelm, thatkräftig sich der Neuerung widersetzte. — Im Capitel: »Die Landschaft im XVI. und XVII. Jahrhundert« erzählt Oberlehrer W. Wildberger — in Neunkirch — zuerst die Bildung des Landgebietes der Stadt, wie sie nach der Mitte des 15. Jahrhunderts allmählich vor sich ging und besonders durch den Einzug der Besitzungen Allerheiligens und der anderen geistlichen Stiftungen nach der Reformation gefördert, durch die endlich im 18. Jahrhundert vollendete Erwerbung auch der hohen Gerichtsbarkeit abgeschlossen wurde, und hebt dann einige bemerkenswerthe Züge aus der Art und Weise des von der Stadt ausgeübten Regimentes hervor. Ebenso verweilt derselbe im Weiteren bei einer Schilderung des Landbaues im 17. und 18. Jahrhundert und derjenigen zweier Unruhen im westlichen Kantonstheil 1717 bis 1729 und 1790. — Reallehrer J. H. Bäschlin hebt im Capitel: »Die Stadt Schaffhausen im XVII. und XVIII. Jahrhundert« in einer Reihe von Einzelabschnitten politische und culturgeschichtliche Vorgänge, z. B. den Umzug um den Bannkreis der hohen Gerichtsbarkeit 1640 oder das Bild Schaffhausens 1650, die Zeichnung einiger wichtiger Persönlichkeiten, ansehnlicher städtischer Familien und ihrer Berührungen unter einander, die gewerblichen Verhältnisse und Anderes hervor. — Weiter findet sich, durch Dr. Robert Lang, die »Schulgeschichte«, von ihren ersten Anfängen vor der Reformation, auf den verschiedenen Stufen, zu Stadt und Land, aus den Quellen dargestellt. — Der gleiche Verfasser bringt die politische Geschichte im Uebergang zur Neuzeit: »Schaffhausen in der Revolutions- und Mediationszeit 1798—1813«. Die Umgestaltung des Jahres 1798, die schweren Leiden, die der Coalitionskrieg von 1799 bis 1801 über dieses Grenzgebiet brachte, die Wiederaufrichtung erscheinen in sehr anschaulicher Weise, wofür die Berichte des selbst in der helvetischen Epoche in die politischen

Aufgaben hineingezogenen congenialen Bruders des Geschichtschreibers, Johann Georg Müller, eine Hauptquelle ausmachen, auseinander gesetzt. — Dr. Martin Wanner endlich, der schon früher einzelne Vorgänge, der Jahre 1819 und 1820, 1831, monographisch behandelt hatte, schließt noch mit »Schaffhausen in der Restaurations- und Regenerationszeit 1813—1848« ab, wobei neben dem Gange der politischen Ereignisse auch der culturgeschichtlichen Entwicklung Raum gelassen ist.

Der Hauptantheil an der reichen Illustration des Bandes fällt selbstverständlich auf den von Professor Ferdinand Vetter in Bern bearbeiteten Artikel: »Geschichte der Kunst im Kanton Schaffhausen«. Unter den kirchlichen Bauten romanischen Stils nimmt das Münster des Klosters Allerheiligen einen großen Platz ein; für die Spätgothik ist das Kloster St. Georgen zu Stein — die Kirche ist noch romanisch — eines der reichsten Stilmuster, zumal durch die Schöpfungen des schon früher genannten Abtes David — ein Plan und eine Reihe von Bildern zählen hieher —; daß in Schaffhausen und in Stein vorzügliche Leistungen privater Bauthätigkeit, mit gemalten Façaden der Renaissancezeit, erhalten sind, ist weit bekannt. An die berühmteste dieser Hauptfrontmalereien, diejenige des Hauses zum Ritter in Schaffhausen, heftet sich der Name des Tobias Stimmer; aber auch die Glasmalerei, die Goldschmiedekunst, die Bildhauerei — durch den Schöpfer der Goethebüste, Alexander Trippel — stehen unter den Leistungen der Kunst und des Kunsthandwerkes für Schaffhausen. —

Von der Stadt Schaffhausen ist durch den vom Stadtrathe an den historisch-antiquarischen Verein gegebenen Auftrag die zweite Festschrift ausgegangen, die in Inhalt und Ausstattung mit der staatlichen wetteifert. Auch hier wurde ein »Volksbuch« gewünscht; aber auch hier darf die einleitende Erklärung der Verfasser mit Fug betonen, daß »die schwere Aufgabe der Vereinigung wissenschaftlicher Genauigkeit mit volkstümlicher Darstellung zu lösen« das Streben der vereinigten Kräfte gewesen sei.

Zwiefach sind die wissenschaftlichen Kräfte, die am ersten Werke arbeiteten, hier wieder herangezogen worden. Henking verstand es, in der Abhandlung: »Schaffhausen und die Eidgenossenschaft bis zum ewigen Bunde von 1501« eine vielfach kürzere, andererseits einzelne Punkte weiter ausführende zweite Darstellung der im ersten Buche vorgeführten Entwicklung, von 1330 an, zu geben, die als selbständige Ausführung neben jener anderen angesehen werden muß. — Dr. Robert Lang behandelt in seinem mit zahlreichen Porträts ausgestatteten Capitel die Materie: »Schaffhauser

Gelehrte und Staatsmänner« in fünfzehn Abtheilungen in lebendiger Zeichnung, von dem spätmittelalterlichen Jerusalempilger Hans Stokar, dem gelehrten reformierten Theologen Ulmer und dem Chronisten Johann Jakob Rüeger bis auf das Bruderpaar Johannes und Johann Georg Müller.

Von dem verdienstvollen Herausgeber und Commentator der Rüegerschen Chronik, Pfarrer C. A. Bächtold, sind die Abschnitte: »Die Stadt Schaffhausen zur Zeit ihres Eintritts in den Schweizerbund« und »Wie die Stadt Schaffhausen ihre Landschaft erwarb«, wozu F. A. Bendels die Rechtsverhältnisse in farbiger Eintragung darstellende Karte gehört, beige-steuert. Die erste Abhandlung ist ein vollständiges Bild einer kräftig entwickelten Stadt im Uebergang vom späten Mittelalter in die Neuzeit, ihrer ganzen baulichen Anlage nach, in allen ihren Einrichtungen; der Verfasser führt, so weit es sein Material erlaubt, von Haus zu Haus, in das tägliche Leben und dessen materielle Bedingungen, und mehrfach, so in der Schilderung des kirchlichen Lebens, wo er nicht vor der Reformation stehen bleibt, greift er auch über die Zeitgrenze von 1501 hinaus. — Nicht weniger verdienstlich ist die zweite umfangreiche Arbeit, die in solcher Vollständigkeit wirklich nur der gründliche Erläuterer der Bücher Rüegers von der Landschaft Schaffhausen hat leisten können und die geradezu eine bisher noch nicht vorhandene Staats- und Rechtsgeschichte für Schaffhausen darstellt. Von den frühmittelalterlichen Grundlagen ausgehend, erörtert Bächtold auch nothwendigerweise nochmals die Bildung des städtischen Gemeinwesens; für die Rechtsverhältnisse in den einzelnen Ortschaften der Landschaft wird der Weg durch die Vogteiverfassung hindurch sorgfältig im Einzelnen festgestellt. Zur Erklärung der Anfänge der Stadtherrschaft zählt voran die Erwerbung der Mundat am Randen, des Immunitätsbezirkes der Abtei Allerheiligen, durch die Stadt, als Stammgebiet des späteren Kantons, dem dann allmählich die Hinzufügung der Dorfvogteien und endlich diejenige der hohen Obrigkeit die Vollendung gaben. Eine Fülle von bemerkenswerthen Einzelbeschreibungen, so ein Streit im 15. Jahrhundert zwischen der landgräflichen Gewalt im Klettgau und den bischöflich Constanzschen Immunitätsrechtsfolgerungen, oder die verwickelten Verhältnisse des Dorfes Ramsen, wo das zürcherische St. Georgen-Amt als Rechtsnachfolgerin des Klosters in Stein und Oesterreich als Inhaber der Landgrafschaft Nellenburg auf einander stießen, ist in diesen direct den Quellen entnommenen Untersuchungen enthalten. Photographien von Urkunden, so des für den Immunitätskreis maßgebenden Diploms

Heinrichs IV. von 1067, Ansichten historisch wichtiger Gebäulichkeiten begleiten beide Abhandlungen.

Endlich steht noch in Dr. C. H. Voglers: ›Schaffhauser Künstler‹ ein das Thema wesentlich in biographischer Hinsicht behandelnder Artikel dem schon erwähnten Vettterschen Aufsätze parallel und hat Hermann Pfister ein neuestes Capitel der Geschichte: ›Entwicklung der Industrie der Stadt Schaffhausen‹ behandelt. Auch diese beiden Abschnitte sind reich illustriert. An der Hand der wohl ausgeführten Tafeln läßt sich am besten der Inhalt beider Arbeiten erkennen. Tobias Stimmer, der wahrscheinlich 1583 verstorbene bedeutendste Vertreter einer bis in das 18. Jahrhundert dauernden Künstlerfamilie, ist vorzüglich durch die im Basler Museum befindlichen ausgezeichneten Bilder des Zürcher Pannerherrn Schwytzer und seiner Frau repräsentiert. Wie mehrere Stimmer, so war auch Johann Kaspar Lang Glasmaler. Die Läublin waren sehr geschätzte Goldschmiede. Eine andere Malerfamilie — des 17. Jahrhunderts — waren die Veith. Von J. J. Schärer ist eine treffliche Stukkaturarbeit, von dem in England thätigen Goldschmied und Siegelschneider Moser eine Medaille auf König Georg III. abgebildet. Des Elfenbeinschnitzers Spengler Porträt König Friedrichs V. von Dänemark, Trippels Relief für das Denkmal des Dichters Geßner in Zürich sind noch weitere Zeugnisse aus dem 18. Jahrhundert. Als Beilage zu Pfisters Abhandlung ist der energische Kopf des Mannes, der im 19. Jahrhundert bei der Anregung, die Wasserkräfte des Rheins nutzbar zu verwenden, voranstand, Heinrich Mosers, zu nennen, und die Wasserwerke, durch deren Anlage die Ansicht der Stadt von der Wasserseite her gegenüber dem historisch feststehenden Bilde allerdings wesentliche Veränderung erfuhr, finden sich gleichfalls bildlich vorgeführt. —

Die drei dergestalt neben einander stehenden Veröffentlichungen der beiden schweizerischen Hauptstädte am Rhein dürfen als sehr erfreuliche Bereicherungen der an weitere Kreise sich richtenden historischen litterarischen Thätigkeit bezeichnet werden.

Zürich, 1. October 1901.

G. Meyer von Knonau.

Acta tirolensia. Urkundliche Quellen zur Geschichte Tirols. Zweiter Band. I. Theil der Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des 13. Jahrhunderts. Mit Benützung der Abschriften Josef Durigs. Herausgegeben von Dr. Hans v. Voltelini. Mit Unterstützung des hohen Tiroler Landtages. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. 1899. CCXLIII, 608 S.

Umfassendes Wissen, gründliche Forschung, eiserner Fleiß und ungewöhnliche Arbeitskraft haben uns in diesem Werke eine Meisterleistung geschenkt, welche Hans von Voltelini mit einem Schlage einen hervorragenden Platz unter den deutschen Quellen-Herausgebern der Gegenwart sichert.

In Italien, wo die spätrömischen Formulare für Carta und Notitia bei Ausbildung gewisser örtlicher Verschiedenheiten im Mittelalter weitergelebt, ward seit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts im sachen- und obligationenrechtlichen Verkehre die Carta unter Zusammenwirken von germanischer Geschäftssymbolik, kanonischem Recht und romanistischer Jurisprudenz von der Notitia geschlagen. Infolge dessen wurde hier der Urkundenzweck auf den Beweis beschränkt, was wieder zur Ersetzung der subjektiven Fassung der Urkunde durch eine objektive führte. Indem der Unterschied von Carta und Notitia fiel, bildete sich ein »Instrument« heraus, welches zwar im Formular und oft auch noch in der Bezeichnung an die alte Carta erinnerte, jedoch seinem juristischen Wesen nach etwas anderes war. Es ist das Notariats-Instrument, das zum Beweise ausgefertigte rechtsförmliche Zeugnis des Beruf-Notars, dessen Urkunde bereits seit dem 9. Jahrhundert in einem weiten Gebiete von Italien zur allein beweiskräftigen Privaturkunde geworden war und durch die Glossatoren mittels einer eigenartigen Quellenauslegung die Rolle der öffentlichen Urkunde zugetheilt erhielt. Das Notariats-Instrument, als dessen klassische Zeit das 13. Jahrhundert zu bezeichnen ist, wurde vom Notar ausgestellt, bloß von ihm unterschrieben.

Seit dem 12. Jahrhundert bildete sich in ganz Italien der Brauch aus, daß der Notar — ältestes Beispiel Johannes Scriba in Genua von 1155 an — den wesentlichen Inhalt der auszustellenden Urkunden in Konzept oder Reinschrift pflichtgemäß in ein Register eintrug, welches unter anderem (*protocollum*, *notularium*, *cartularium*, *rogatio*) auch *imbreviatura* hieß. Die vielfachen »Kanzellierungen«, d. h. Durchstreichungen der Protokolle bezweckten entweder die Hinfälligkeit einer Eintragung oder die Kennzeichnung der Thatsache, daß der Notar das bezügliche Instrument »*in formam publicam redegit*«. Eine solche formbestimmte Ausfertigung des Instrumentes auf tadellosem Pergamente war zur Rechtswirksamkeit der

Urkunde nothwendig, weil die Imbreviatur für sich noch keinen Beweis machte. Für den Rahmen des Notariats-Instrumentes entschied das theilweise gewohnheitsrechtlich veränderte römische Recht.

Von Italien aus hat die Imbreviatur Eingang in das benachbarte Südtirol gefunden, in dessen romanischem Theile das Notariat bereits in der Langobarden-Epoche eingebürgert war, während in der bairischen Grafschaft Bozen — hier zuerst auf deutscher Erde — vom 12. Jahrhundert an regelrechte Notare wirkten und so populär wurden, daß ihr Instrument schon im 13. Jahrhundert als vollwerthige Beweisurkunde gegolten hat. Südtirol war mit Notaren geradezu übersät: weit über hundert sind im 13. Jahrhundert hier zu zählen.

Mit den Imbreviaturen zweier Südtiroler Notare dieses Jahrhunderts nun macht uns Voltelini im vorliegenden Bande bekannt. Der eine ist ein Italiener Namens Obert von Piacenza (de Placentia). Die beurkundende Thätigkeit dieses juristisch gut geschulten »Pfalznotars«, der einer fortschrittlicheren unter römischrechtlichem Einflusse stehenden Richtung huldigte, ohne jedoch die lokale Rechtsbildung unberücksichtigt zu lassen, umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert (1222—1267). Seine Imbreviaturen (Cod. A mit 631 Akten) bestehen aus zwei ungleichen Theilen, die einen von Voltelini (S. XXXVI f.) genau beschriebenen Pergamentcodex ausmachen: aus dem Bannbuche v. 1235—1236 (nr. 1—17 auf S. 1—8) und der eigentlichen Imbreviatur v. 1236 (nr. 18—577 auf S. 8—282). Der andere ist ein Deutscher aus Bozen, namens Jakob Haz¹⁾, der älteren Schule angehörig, thätig 1235 bis 1245. Der in diesem Bande gedruckte Theil seiner Imbreviaturen (Cod. B mit 439 Akten, beschrieben S. XXXVII f.; nr. 578—962 auf S. 283—493) fällt in das zweite Halbjahr 1237. Die verwendeten Stücke entstammen dem Wiener Staats- und dem Innsbrucker Statthaltereiarhive, welche sieben solcher Codices aus Trient und Bozen vollständig oder in Bruchstücken besitzen. Viele der regelmäßig in chronologischer Folge eingetragenen und oft sehr gekürzten Akte sind kanzelliert.

Es ist ein eigenartiges Material von nicht gewöhnlichem Interesse, welches uns Voltelini da erschlossen hat. Für Thatsachen der größeren politischen Geschichte ist zwar die Ausbeute gering zu nennen (s. z. B. nr. 315, 439). Um so bedeutsamer gestaltet sie sich aber für die Erkenntnis der Triebkräfte solcher Thatsachen: des

1) Ich möchte mit v. Ottenthal, Mitth. d. Inst. f. österr. Gesch.-Forschung XXII. S. 315, im Hinblick auf »Hanus« im Transumte einer Urk. v. 1241 (Voltelini S. XXXVI) dieser Form vor der modernisierten »Haas« den Vorzug geben,

kulturellen Lebens des Volkes. Wir gewinnen aus den Imbreviaturen einen schönen Einblick in die wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse Südtirols. Außer der Wirthschafts- und Rechtsgeschichte, welch' letztere zusammen mit der Urkundenwissenschaft naturgemäß den Löwenantheil einheimst, erhalten auch andere Wissenszweige wie Genealogie, Namensforschung und Sprachwissenschaft von diesem Materiale werthvolle Förderung. v. Ottenthal hat in seiner Besprechung des Werkes auf eine Reihe von zufällig an die Hand gegebenen Nummern hingewiesen, um den interessanten Stoff der Imbreviaturen zu beleuchten. Ich will weitere Stücke namhaft machen: nr. 43, 44, 221: Märkte von Tirol und Mais (Vorläufer der späteren Meraner Märkte); nr. 66 und die dort cit. Nummern: Positionalverfahren; nr. 96: Viehverstellungsvertrag (*contractus socidae*); nr. 122, 474: *antiqua iurisdictio Retia (lex Romana Curiensis)*; nr. 190: Beweis für das Bestreben des Grafen Albrecht von Tirol, seine Macht zu erweitern und den Landesadel von sich abhängig zu machen; nr. 230, 231: Fleimser Leihen; nr. 268: genaue Schilderung der Realisierung eines Grundstück-Pfandrechtes; nr. 315: Bestellung des Wibotus als Verwalter des Bistums Trient seitens K. Friedrichs II.; nr. 334, 340: Gewerke; nr. 357: Kunde von nicht erhaltenen Rechtshilfeverträgen zwischen Trient und Feltre; nr. 375, 437: ein einfacher Raubritter zum Schiedsrichter bestellt (!); nr. 448: mündliches Testament; nr. 529: Fuder Holz als Launegild (?); nr. 560, 681, 683, 869: Uebertretung des Zinsverbotes, $24\frac{1}{2}$, 30, $130\frac{1}{10}$!; nr. 576; eine Art Trödelvertrag; nr. 749: Schwur unter Anfassung zweier Schwerter bei deren Anefang; nr. 768: kulturhistorisch interessante Bestimmung, wonach der Mann während eines Jahres vor Abschluß der Ehe nicht spielen soll; — Abschichtungsrecht der Kinder; nr. 780: Heiratsgemächte mit interessanten Bestimmungen über die Folgen der Trennung mit und ohne Verschulden der Eheleute; — Vereinbarung einer Art Einkindschaft; nr. 843, 962: Wadiation; — älteste Erwähnung des Silberbergwerkes Schneeberg in Passeier.

Der Reiz, den der Inhalt der Imbreviaturen speziell für den Rechtshistoriker besitzt, beruht zum guten Theile darauf, daß sie aus einem Lande stammen, in dem als der Eingangspforte Deutschlands nach Italien deutsche und italienische Kultur sich berühren, und daß sie dem 13. Jahrhundert angehören. Denn so ersteht uns in diesen Quellen ein Bild, welches lebensvoll veranschaulicht, wie die italienische Rechtsentwicklung in deutsches Land herüberspielte, die Wogen der praktischen Rezeption es bereits erreichten (s. z. B. Jakob Haz nr. 582, 605—607, 609, 731, 768 b, 775 b, 788: *epistola divi Adriani*; nr. 605—607, 609, 745, 767 n., 768 b, 775 b, 788:

senatusconsultum Velleianum; nr. 887: römisches Testament; nr. 925, 937: Prozeß-Prokuratur).

Eine Anzeige der Publikation Voltelinis von juristischer Seite muß selbstverständlich ihre Hauptaufgabe darin erblicken, auf das juristisch Interessante aufmerksam zu machen. Würde uns der Verfasser ausschließlich eine Edition des Textes der Imbreviaturen geboten haben, so wäre jene Aufgabe eine ziemlich mühevollen und schwierige. Allein Voltelini hat sie leicht gemacht. Denn die volle 226 Seiten Lexikon-Oktav starke ›Einleitung‹ seines Werkes enthält außer den Erörterungen über Notare und Notariats-Instrumente, Imbreviatur, Publikation und Rahmen der Notariats-Instrumente, die Codices der beiden Notare und die Edition (I. Theil) — worauf die einführenden Sätze dieser Anzeige fußen — noch einen II. Theil, der sich mit den Geschäfts- und Rechtsgangsformeln beschäftigt. Er soll ›dem Benützer die rechtliche Bedeutung der Formeln der Notariats-Instrumente klarlegen und den Punkt der historischen Entwicklung andeuten, bei welchem unsere Instrumente angelangt sind.‹ Ich glaube, es wird keinen Benützer geben, der nicht die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß der Verfasser mit dieser ausgezeichneten Orientierung seinen Zweck vollständig erreicht hat. Nicht nur der Historiker, sondern auch der Fachjurist wird aus den auf vielseitigem Studium beruhenden Darlegungen, welche einen gediegenen Beitrag zur Kenntnis von Theorie und Praxis mittelalterlicher Jurisprudenz bilden, reiche Belehrung schöpfen und sie dankbar willkommen heißen.

Ich gehe nunmehr zur Besprechung der Formeln über. Der materiellrechtliche Theil erstreckt sich auf die verschiedenen Gebiete des Privatrechtssystems, aufs Sachenrecht, Recht der Schulden und Haftungen, Familienrecht und Erbrecht.

Für das **Sachenrecht** kommt die dingliche Rechtsbegebung (S. XLIV ff.) in Betracht. Während Fahrhabe, wenn bei der Ueber-eignung gegenwärtig, von Hand zu Hand übereignet wurde, finden sich in unseren Codices bei der Grundstückstradition folgende oft gleichzeitig verwendete Uebertragungsformen: das römische *Constitutum possessorium* (›et sic pro eo se possidere constituit‹); die römische *missio in vacuum possessionem* in der Form nicht des Befehles, sondern der Erlaubnis (›dando [oder dedit] eidem licentiam [sua auctoritate] intrandi tenutam‹), jedoch blos bei Obert, hier aber regelmäßig; endlich die körperliche Uebertragung, wobei nach Jakob die Apprehensions-Form verschieden gestaltet war (Verwendung des Thürpfostens, von Erde u. a.). Alfred Schultze hat in einer anregenden Be-

sprechung des Werkes Voltelinis¹⁾ Jakobs ›investire‹ dem ›tradere‹ der früheren Rechtssprache gleichgestellt und erblickt in ihm die das dingliche Recht des Erwerbers bestimmende Sale, Gabe (S. 324). Der Gedanke ist ansprechend, obschon ich auf die Nichterwähnung eines Investitur-Symboles in den Imbreviaturen nicht allzuviel Gewicht legen möchte, denn das *investire* ist zweifellos ein technischer Ausdruck, dessen Wesen bekanntlich darin besteht, daß manches mitgedacht ist, was nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Das *investire* könnte also trotzdem, wenn auch keine Realinvestitur — weil sich der Akt in einer Reihe von Stücken nicht an Ort und Stelle begibt —, so doch eine symbolische Investitur sein. Durch Eigenthumsübertragung wird am öftesten geschenkt (S. LXXXVI). Hier ist erwähnenswerth, einmal daß Grundschenkungen an die Kirche nur äußerst selten vorkommen (nr. 447, 727, 824), dann der Vorbehalt des Nießbrauches gegen Rekognitionszins an die Kirche bei Fehlen der *sessio triduana* in nr. 724. In den gleichen Formen wie zu Eigenthum erfolgt die Uebertragung des Lehenbesitzes am Lehenobjekt (Grundstücke, Eigenleute, Zehnte, andere Realrechte und -schulden). Eigenartig ist die Belehnung eines Hörigen mit dessen Hörigkeitsverhältnis und seinen Diensten (S. LXXXI). Was von der Uebertragung des Lehenbesitzes, gilt auch von den Leihen, welche in den Imbreviaturen vorzüglich als städtische Erbleihen mit dauernder freier Nutzung für den Beliehenen und seine Erben, sowie mit einem fast unbegrenzten Veräußerungsrecht auftreten und regelmäßig als Investitur aufgefaßt werden. Von besonderem Interesse sind die Fleimser Leihen (S. XCVIf), welche vermuthen lassen, daß die Thalgemeinde Fleims einst ein von fremden Kolonen besiedelter bischöflicher Immunitätsbezirk gewesen.

Bei Eigenthumsübertragung, Lehen, Leihe und auch bei der Grundstücksverpfändung gewahren wir eine merkwürdige Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit des Rechtshistorikers fesselt. Es ist die Bestellung eines den Zeugen entnommenen Mittelsmannes zur Gewere-Uebertragung (*dare N. N. in tenutam, ad dandum tenutam*). Voltolini kann in Ansehung der Eigenthumsübertragung konstatieren (S. XLVII f.), daß im liber Jacobi fast ausnahmslos ein solcher *missus* bestellt wird, während im liber Oberti dies nur in der kleineren Hälfte der hierher gehörigen Fälle vorkommt. Was soll nun hier der Mittelsmann? Unser Verfasser knüpft an das römische Recht und an den germanischen *investitor*, *inwiser* an. Doch beziehen sich, wie ich nebenbei bemerke, die Stellen l. 9 § 4 D. de acquir. rer.

1) Ztschr. f. Rechtsgeschichte XXI, german. Abt. S. 318ff.

dom. 41, 1 und l. 33 D. de acquir. vel amitt. poss. 41, 2 (S. XLVII N. 5) nach meiner Ansicht nicht auf den Boten, *nuncius* im technischen Sinne, sondern auf den Stellvertreter. Voltolini denkt an eine Beeinflussung der Entwicklung durch die Gerichtsurkunden, worin nach der Auffassung ein Gerichtsdiener angewiesen wurde, die siegreiche Prozeßpartei in den Besitz des eingeklagten Grundstückes zu setzen. Während er in dem Akte eine für die Eigenthumsübertragung belanglose körperliche Tradition erblickt, läßt ihn Schultze S. 324 »die die dingliche Rechtsänderung erst vollendende Gewere-Uebertragung« sein. Und den Mittelsmann möchte Schultze am liebsten mit dem deutschrechtlichen Erfordernisse der Publizität in Zusammenhang bringen (S. 325, 326 N. 1); er wirft dazu die Frage auf, ob wir es etwa mit dem Salmann des bairischen Rechtes, vielleicht in besonderer Umwandlung oder Entartung, zu thun haben. Mir scheint angesichts der zähen Lebenskraft des Aktes, wie sie sich in seiner fortwährenden Praktizierung zeigt, jede Erklärung auf Schwierigkeiten zu stoßen, die nicht mit einem intensiv praktischen Zwecke arbeitet. Die Frage läßt sich selbstverständlich hier nicht mit einigen Sätzen erledigen. Aber es mag zur Diskussion gestellt werden, daß von dem angegebenen Standpunkte aus vorzüglich folgender Zweck beachtenswerth sein dürfte. Der *missus ad dandam tenutam* soll, indem er sachenrechtlich als Veräußerer auftritt, gleich dem veräußernden Eigenthümer als defensionspflichtig erscheinen, er soll durch seine Gewährung die Sicherstellung des Rechtsgeschäftes mehrten und stärken¹⁾. Gleichwie im Obligationenrecht der »Treuhänder« als Bürge für eine Schuld fungiert, so verbürgt hier der Einweiser das sachenrechtliche Geschäft; nicht umsonst heißt auch der Salmann »Treuhänder«. Wie sehr dieser — zumal bei der vielfachen Rechtsunsicherheit im Mittelalter — eminent praktische Zweck im Vordergrund stand, thut trefflich z. B. n. 742 dar, wo der in den Besitz Einzuweisende sofort *peccit interrogare, quis ei dictam tenutam defendere deberet*. Das gleiche Stück enthält dann aber möglicherweise auch einen Fingerzeig, daß man sich wirklich von der angegebenen Auffassung leiten ließ. Denn die Entscheidung lautet, *quod ipse* (nämlich Reinhardus, welcher *faciens rationem per d^m G(oteschalcum) de Winecco iusticiarium a laudo dⁱ Ro(dulfi) precepit Jacobo viatori, ut det tenutam Cuncio etc.) et d. G(oteschalcus) iusticiarius ei dictam tenutam deberet de iure defendere,*

1) S. z. B. schon Albrecht, Die Gewere S. 248 f; Stobbe, in der Ztschr. f. Rechtsgeschichte VII. 1868 S. 417 f, und in Jherings Jahrb. f. Dogmatik XII. 1873 S. 156.

usque dum satisfecerit; der Richter soll also defensionspflichtig sein, von welchem z. B. nr. 312 ebenso ein *tenutam dare* aussagt, wie vom Amtsboten. Auf den ersten Blick möchte man sich angesichts des Sinnes von *data, datum* (= Uebergabe, s. Register s. v.) vielleicht versucht fühlen, *dator* in der speziellen Bedeutung ›Defensor, Gewähr‹ (nr. 69, 596, 933; s. auch Du Cange-Henschel s. v. v. *Datores*, *Deyta*) hier heranzuziehen. Allein diese Bezeichnung wurzelt wohl in der Symbolik der Wadiation.

Erwähnenswerth ist schließlich die Verwendung der Cession bei der Uebertragung dinglicher Rechte, zumal von Miteigentum oder eines Realrechtes (S. LXIII).

Außerordentlich ergiebig und lehrreich gestaltet sich die Ausbeute für unsere Erkenntnis des Schuld- und Haftungsrechtes in Südtirol. Die Haftung ist bei Personen und Sachen Sicherstellung einer Schuld durch Einstehen: nr. 276 *stare alicui pro aliquo* = für Einen Bürge sein; nr. 632 *stare* = zu Pfande stehen. Durch solche Belegstellen wird im Vereine mit Anderem — wie *dator* und *stipulatio* im Sinne von ›Gewähr‹ bzw. ›Verpfändung‹ — das wichtige Material noch weiter verstärkt, welches die germanischen Rechtsquellen zum Beweise für diesen Obligationsbegriff an die Hand geben, der sich damit immer deutlicher als allgermanisch herausstellt. Das geschichtlich älteste Stadium der Personenhaftung, die Geiselschaft¹⁾, lebte im Mittelalter in der Vertragsbestärkung des Einlagers fort, welches in den Imbreviaturen oft, gewöhnlich von Deutschen und bemerkenswerther Weise nicht nur verhältnismäßig selten auch vom Schuldner eingegangen wird (S. XCIX f.). An diesen Rest des alten Vergeiselungsgeschäftes schließt sich begrifflich die aus letzterem hervorgegangene ›Bürgschaft‹ i. e. S. (S. CIV ff.), nach germanischer Rechtsanschauung die Haftung κατ' ἐξοχήν. Die Imbreviaturen verzeichnen die Bürgschaftsübernahme oft nur kurz als schlichte Haftungszusage, woraus für sich allein aber noch nicht auf eine formfreie Bürgschaftseingehung geschlossen werden dürfte. Vom Fremdrecht drang hier vornehmlich das *Constitutum debiti* ein, welches im Notariats-Instrument überhaupt eine wichtige Rolle spielt

1) Der ursprünglich sinnliche Wortgehalt von Haftung, Gebundenheit äußert sich noch tief im Mittelalter in einer wirklichen Fesselung, Verstrickung des haftenden Menschen. Z. B. Ssp. III 89 § 1: — *Wil he ine spannen mit ener helden* —. Urk. v. 1212 in Mecklenburg. Urk.-B. I. S. 199. cit. bei Friedländer, Einlager S. 17 f: — *Sine vinculis tamen et captivali custodia manebunt*. Vgl. auch Biterolf und Dietleib v. 70 ff. (Deutsches Heldenbuch I, S. 27): *man phlac ir, sô man gisel tuot, der alten und der jungen mit guoter vestenunge unde das si giengen âne bant, des muoste dâ der besten hant mit gestabten eiden swern*.

(s. S. LVIII: außergerichtliches Geständnis); den Unterschied von *c. debiti alieni* und Bürgschaft hatten die Glossatoren ohnehin in mehr unwesentlichen Dingen gesehen. Dagegen konnten die *privilegia excussionis* und *divisionis* nicht durchdringen, auf welche denn auch gewöhnlich verzichtet werden mußte. Der Kampf gegen sie gründet sich, wie Voltelini treffend bemerkt, auf die Rechtsüberzeugung, wie sie in der Wadiation zum Ausdruck gelangte. Das erste Privileg verstieß gegen die bekannte Gestaltung der Einständerschaft bei der Wadiation. Hinsichtlich des zweiten Privilegs bemerke ich ergänzend zu Voltelini, daß es mit dem Zwecke der subjektiven Genugthuung nicht im Einklange stand, der die alte Haftung charakterisierte. Das *pr. divisionis* setzt nämlich schon die Bestimmung zum objektiven Ersatz als Haftungszweck voraus. In Bozen begann sich die Ersatzhaftung bereits einzubürgern, darum hier schon Theil- und öfter noch Schadloshaftung an der Tagesordnung sind — nebenbei gesagt, wieder ein Beweis, wie das deutsche Recht in selbständiger Entwicklung dem römischen Recht entgegenkam. Deshalb, nicht auf Grund einer vermeintlich sehr kümmerlichen Ausbildung des einheimischen Rechtes konnte das römische Obligationenrecht leicht in Deutschland Aufnahme finden. In Verbindung mit einem echten *wadium dare*, *wadiare* erscheint die Bürgschaft nur zweimal in den Imbreviaturen, nicht ohne deutlich ersehen zu lassen, wie sehr die *wadia* mit der Bürgschaft zusammenhieng (nr. 843: *dedit wadium*. — *Fideiussor inde fuit Cuncius de Glania*. nr. 962: — *wadiavit et promisit* —, *cuius wadiac fideiussor fuit Abrahe Valisius*).

Ist so die Wadiation in der alten Form nur mehr ganz vereinzelt anzutreffen, so gilt dies m. E. nicht auch von ihrem Grundgedanken und juristischen Zwecke, die in verändertem äußeren Kleide im weiten Umfange erhalten geblieben sind.

Das führt zur Erörterung der Stipulation in den Imbreviaturen (S. XLVIII ff.). Voltelini verbreitet sich in diesem mit ›Versprechen einer Leistung‹ überschriebenen Theile über das Eintreten der Theorie zu Gunsten des römischen Rechtes ›gegenüber einer grundverschiedenen nationalen Auffassung‹, über die mehr oder weniger künstlichen Mittel zur Durchsetzung des römischen Rechtes, über den Erfolg der Forderungen der Wissenschaft im praktischen Leben, über Form und Anwendungsgebiet der Stipulation. Das hergebrachte Vertragssystem sei gefallen, die Wadiation umgebildet und schließlich zu einem einfachen Leistungsversprechen geworden. Nicht die römische Stipulationsform, sondern eine neue Stipulation habe die Wadiation abgelöst, der nur das Wort *promittere*, welches die Stipulation vermuthen ließ, wesentlich war. Dieses *promittere* versteht

Voltelini modern als Schuldversprechen, während er Treuverpfändung und Handschlag der persönlichen Haftung dienen läßt. Nur eines habe sich als Ueberrest der alten Wadiation behauptet: die Verpfändung des gesamten Vermögens, die sich fort und fort mit dem Leistungsversprechen verknüpfe (S. LI, LIV, Cf.). Nach meinem Dafürhalten sind Voltelinis Anschauungen hier in einigen Punkten unrichtig. Das *promittere*, die Stipulation der Imbreviaturen ist kein Schuldversprechen, sondern ein Zusage der persönlichen Bürgschaft für die Schuld; mit »Zusicherung einer Schuld« wäre das Stipulations-Kapitel passend zu überschreiben. Dieser Stipulation wohnt nämlich die gleiche Grundidee inne, wie dem deutschen Treugelöbniß; das *promittere*, ohne oder mit der Klausel »*per stipulationem*« (nr. 221, 619, 670 u. s. w.), ist seinem Geist und Zweck nach nichts anderes als das *promittere in manibus* (nr. 649, 768a, 834a, 862b, 892, 893a b u. s. w.) oder *in fide* (nr. 599, 603, 612b, 615 u. s. w.). Der Haftungsgedanke liegt keineswegs nur im Symbol oder in den Worten *in fide* u. ä., sondern auch bereits in dem einfachen *promittere* oder *stipulari*). Nur von hier aus begreift sich die merkwürdige, auch sonst zu beobachtende Thatsache²⁾ — die Voltelini auf ein Mißverständnis zurückführt (S. LIV) —, daß das Wort *stipulatio* in der Formel *per stipulationem* (= *obligationem*) *omnium bonorum* völlig von dem Pfandgedanken beherrscht wird. Voltelini erblickt in den Klauseln: *super bonis*, *supra bona*, *sub hypotheca omnium bonorum*, *sub obligatione omnium bonorum*, *per stipulationem omnium bonorum* ein Generalpfandrecht. Hiefür könnten jedesfalls geltend gemacht werden die Ausdrucksweise, der Umstand, daß die Klausel in einer Reihe von Stücken trotz der Worte *in fide* nicht fehlt (z. B. nr. 599, 603, 615, 806a, 827), und schließlich Ort und Zeit der Imbreviaturen. Eine gewichtige Bestätigung würde die Meinung Voltelinis empfangen, wenn die Wadiation wirklich die Pfandsatzung des ganzen Vermögens enthalten hätte. Allein diese Ansicht ist irrig: die Pfandhaftung des Vermögens stand bei der Wadia nicht durch Rechtssatz fest, sondern es bedurfte eines besonderen Pfandgeschäftes neben der Wadia zur Begründung des Pfandrechtes am Vermögen. Die Wadiation verhaftet unmittelbar nur die Person, nicht auch ihr Vermögen; bloß mittelbar wird das Vermögen von der Verstrickung ergriffen, insofern die Person in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und folglich auch als Träger von Vermögen haftet; das Vermögen ist nicht schon im Sicherungsstadium gebunden. Trotzdem ließe sich ja die Frage

1) Vgl. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. s. v. v. *phlügen*, *versprechen*.

2) S. mein Buch »Schuldvertrag und Treugelöbniß« S. 445 ff.

aufwerfen, ob die Ausbildung eines Generalpfandrechts nicht irgendwie mit der Wadiation zusammenhängt. In der Obertschen Klausel *pignus sua bona* will wahrscheinlich ein Generalpfandrecht zum Ausdrucke gebracht sein. Aber im übrigen möchte ich, zumal in Ansehung der Jakob Hazschen Imbreviaturen, mit Schultze S. 322 f. die Sache lieber in der Weise erklären, daß das *promittere super bonis, supra bona* u. ä. nur die durch das Gelöbniß bewirkte Haftung der Person als Vermögenssubjekt ausdrückt. Speziell bei der Wahl der Wendung *per stipulationem omnium bonorum* scheint mir dieser Gedanke deutlich der leitende zu sein. Sonach würde die Klausel besagen, daß das Gelöbniß mittelbar das Vermögen der Person in Mitleidenschaft zieht. Dem möchte nun vielleicht entgegengehalten werden, daß die Klausel völlig überflüssig sei, wenn schon die Stipulation zum Ausdruck bringt, daß die Person in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung bürgen will. Der Einwand wäre stichhaltig, wenn sich kein praktischer Zweck für die Klausel finden ließe. Allein sie soll wohl die praktisch hochwichtige Beschränkung der persönlichen Haftung anzeigen: nicht unmittelbar mit ihrem Körper und ihrer Arbeitskraft, sondern nur mit ihrem Vermögen will die Person hier eintreten¹⁾.

In der Stipulation der Imbreviaturen lebt nicht der Geist des neuen Obligationenrechtes mit seiner Auffassung vom obligatorischen Schuldversprechen, sondern die Idee der alten germanischen Wadiation. Bloss ihre äußere Erscheinung hat eine Veränderung erfahren. Diese »Stipulation« ist germanisch gedacht; die mittelalterliche Welt hat das römische Recht eben vielfach in ihrer Weise erfaßt und darum so oft auch gründlich mißverstanden. Ob aber nicht schon die römische *stipulatio* vom gleichen Geiste erfüllt war, wie die germanische Wadiation? Gestützt auf eine Reihe von Anhaltspunkten, welche zu diesem Schlusse drängen, meine ich, daß man diese Frage noch einmal bejahen wird. Wenn die romanistische Wissenschaft bei der Forschung über *nexum* und *stipulatio* die Haftung und Wadiation der Germanen möglichst genau vergleichend berücksichtigen wollte, so würden der Berührungspunkte gewiß nicht wenige herauskommen, wie sich denn überhaupt im Obligationenrecht beide Rechte näher stehen als man heute gemeiniglich anzunehmen pflegt²⁾. Freilich müßte die Wadiation nicht mit der Brille des heutigen Pandektenrechtes, sondern im Lichte der germanischen Grundbegriffe betrachtet werden — eine Arbeit, die ich in einem

1) So bereits Schultze S. 324.

2) Vgl. neustens L. Mitteis, Ztschr. f. Rechtsgeschichte XXII. rom. Abt. S. 97.

größeren Werke über die Wadiation der südgermanischen Stammesrechte als historisch-dogmatische Grundlegungen zu einem altdeutschen Recht der Schulden und Haftungen zu leisten hoffe. Wenn Voltelini S. CV N. 1 die mündliche Erklärung neben der Wadia betont, was ein sehr guter Gedanke ist, so nähert auch er und zwar sogar im Bereiche der äußeren Form des Aktes die Wadiation der römischen *stipulatio* an. Entsprechend ihrem Zwecke: Begründung der persönlichen Haftung, ist das Anwendungsgebiet der Stipulation in den Imbreviaturen ein ungemein ausgedehntes (S. LIV ff.). Hervorgehoben sei ihre Stellung bei der Aufgabe von Rechten oder Rechtsansprüchen (Auflassung, Verzicht, Vergleich), wo sie ein *pactum de non petendo* durch Erzeugung der persönlichen Haftung für Schadenersatz oder Poena sicherstellt (S. LIX ff.). Von hier aus dürfte auch das Wesen des deutschrechtlichen ›Erbenlobs‹ eine Beleuchtung lempfangen, welches nach meiner Ansicht kein gewöhnliches Zustimmung, sondern ein Treugelöbniß war, dem Geschehenen nicht zuwiderzuhandeln ¹⁾).

Das Recht der Sachhaftung zeigt bei Obert italienisches, bei Jakob deutsches Gepräge. ›Dort ist das Pfand ein Sicherungsmittel für den Gläubiger, hier das Objekt der Haftung, durch deren Bestellung, es sei denn durch Treugelöbniß, Eid oder Bürgenstellung für ein anderes Haftungsobjekt gesorgt, erst der Vertrag klagbar gemacht wird‹ (S. C). Dieser Satz ist wohl eher nicht ganz glücklich formuliert. Sollte aber Voltelini wirklich meinen, daß die Haftung keine Sicherung bezwecke, sondern etwa die prozessuale Durchsetzbarkeit des gläubigerischen Anspruchs gegen die Person des Schuldners bedeute, so würde eine solche Anschauung allerdings an die herrschende civilistische Theorie und damit verwandte Ansichten anknüpfen, vom deutschrechtlichen Obligationsbegriffe jedoch im Kernpunkte abweichen und daher zu berichtigen sein. Gegenüber falschen und gefährlichen Gedanken, wie sie sich in der heutigen Litteratur vorfinden, ist immer wieder nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß sich nach den germanischen Rechtsquellen der Haftungsbegriff durch den Zweck der Sicherung der Schuld durch Entstehen einer Person oder Sache zur Genugthuung, beziehungsweise zum Ersatz für die ausgebliebene Leistung bestimmt. Die Haftung soll nicht die Schuld prozessual durchsetzen; noch weniger ist sie die rechtliche Bestimmung zur prozessualen Vollstreckung, ohne daß dabei nothwendig an eine Schuld gedacht zu werden brauchte. Zwar ist stets dort, wo rechtmäßig Zwang angewendet werden kann, Haf-

1) Vgl. auch die Zustimmung zu Veräußerungen in Verpflichtungsform (Eid): S. XCIX N. 2 nr. 152, 214, 281.

tung vorhanden, weil sie die materiellrechtliche Grundlage des Angriffes bildet. Keineswegs aber sind umgekehrt die Haftungsakte immer das Ergebnis von Zwangs- und Gewaltanwendung. Vielmehr spielt die freiwillige Handlung in der Geschichte der germanischen Haftung eine hervorragende Rolle. Der juristische Zweck, nicht die äußere Form seiner Realisierung ist das Entscheidende in der Dogmatik. Darum charakterisiert nicht der Zwang immer und überall die Haftung, am wenigsten, wenn wir in der Zeit zurückschauen, ein prozessualer Zwang, weil der Ausgangspunkt nicht prozessualer, sondern materiellrechtlicher Natur ist.

Das Immobiliarpfandgeschäft (S. CI ff.) weist in seiner Konstruktion bei Obert überwiegend römischrechtlichen, bei Jakob deutschrechtlichen Typus auf. Es fehlt da nicht an eigenartigen Bildungen: Verbindung von Nutzpand mit Verfall der Nutzung (nr. 790), Verfall nur der Nutzung, nicht des Eigenthums des Pfandes (z. B. nr. 538, 601), die Gefahr des Unterganges oder der Verschlechterung des Pfandgegenstandes Sache des Eigenthümers (nr. 870, 871). Das Nutzpand erscheint regelmäßig als mortgage, vereinzelt (nr. 835) als Totsatzung. Ein ›Forderungsrecht‹ hat der Gläubiger hier allerdings nicht, wohl aber besteht juristisch ein Leisten- und Bekommen-sollen. Darum sollte nicht gesagt werden, es bestehe ›lediglich ein Recht des Pfandschuldners, durch die Leistung das Pfand auszulösen‹. Bloss wirtschaftlich — deshalb in nr. 832 Verzicht auf die Einlösung durch 6 Jahre —, nicht aber juristisch steht die Pfandnutzung in erster und die Schuld Erfüllung in zweiter Linie. Die scharfe Auseinanderhaltung des wirtschaftlichen und juristischen Momentes zählt zu den wichtigsten Voraussetzungen für das Verständnis des deutschen Pfandrechts. Bemerkenswerth sind die Klauseln *teneat ex dono* und *quod non probabit solutionem huius debiti et quod non erit conquestus pape vel imperatori*, deren sich Jakob zur Umgehung des Wucherverbotes gegen das mortgage bedient. Von Interesse sind angesichts der bekannten Rechtsanschauung des Sachsenspiegels die Pfandlehen in nr. 726, 837 und 902 (S. LXXXIII). Dem Genugthuungsprinzip, wie es die älteste Haftung und ihre Geschäfte geformt, gewann allmählich das Ersatzprinzip Boden ab. Für Liegenschaften bietet nr. 364 in seiner Pfandklausel ein Beispiel dafür, daß das Recht das Werthverhältnis zwischen Schuld und Pfandsache bereits berücksichtigte. Zahlreicher sind die Fälle bei Verpfändung von Fahrhabe. Das Mobiliarpfand ist regelmäßig Faust- und Verkaufspfand. Im Gegensatz zu essenden Pfändern wird in nr. 335 ein *pignus de arca*, in nr. 662 ein *pignus de schrineo* angeführt.

Die Cession (S. LXI ff. Formel bei Obert: *fecit datam et cessio-*

nem de omni iure actione et ratione utili et directa; omnia iura et actiones tam reales quam personales dedit cessit; bei Jakob: *dedit cessit tradidit*) ist regelmäßig mit der Bestellung des Cessionars zum *procurator in rem suam* verbunden.

Die Vollmachtsformel (S. CIX f.) besteht aus der eigentlichen Bestellung zum Procurator und der Ratihabitionszusicherung. Würde nicht der *certus nuntius*, den Voltolini S. LXIII N. 4 einen Boten zur Einhebung der Schuld nennt, allem Anscheine nach mit der Schuldzahlung zusammenhängen, so könnte man erwägen, ob wir in ihm nicht den deutschen ›Treuhänder, Zufänger, Mithelfer‹, das Gegenstück zum Bürgen auf der aktiven Seite¹⁾ zu erblicken hätten.

Die Quittungsformulare (S. LXIII ff.) bestehen aus der eigentlichen ›Quittung‹ mit Nachahmungen der Wendungen der römischen Rechtsquellen, sowie aus dem Verzicht auf die *exceptio non numeratae pecuniae*, der indessen nur bei Obert gewöhnlich, bei Jakob hingegen blos in Empfangsbestätigungen über den Kaufpreis angewendet wird. Was das Kaufgeschäft (S. LXVII ff.) betrifft, so will das Notariats-Instrument nicht dieses, sondern dessen Erfüllung bezeugen. Die Praxis verwendete eine objektiv gefaßte, mit Formeln aus dem römischen Recht ausgestattete, nur für den Käufer berechnete und von seinem Standpunkte aus gestaltete Form. Obert bedient sich eines neueren, Jakob eines älteren Formulars. Das Kauf-Instrument besteht aus dem eigentlichen Kaufvertrage (Konsenserklärung, woraus aber nur die Thätigkeit des Verkäufers zum Ausdruck kommt, Angabe des Kaufgegenstandes und des Kaufpreises), aus der Erfüllung des Kaufes (Quittierung über den Kaufpreis, wozu bei beiden Notaren fast regelmäßig die Schenkung des Ueberwerthes tritt), sowie aus den Formeln über Schuld und Haftung des Verkäufers (*habere licere*, Haftung für die *dicta*, *promissa*, verborgene Mängel und Eviktion). Nebenbestimmungen des Kaufes betreffen die Verabredung des Wiederkaufes mit merkwürdigen Bestimmungen und den Weinkauf gleichfalls mit einer eigenthümlichen Klausel.

An die Kaufurkunde schließt sich in der Fassung das Instrument über den Tausch (S. LXXXIV f.) an, der bei unseren Notaren infolge der Ausbildung der Geldwirthschaft sehr zurücktritt.

Ferner wurde das Kaufformular mit kleinen Aenderungen auch bei der Uebereignung an Zahlungsstatt verwendet (S. LXXXV).

Das Schenkungs-Instrument (S. LXXXVI ff.) gliedert sich in die eigentliche ›Gabe‹-Formel (bei Obert: *nomine donationis inter vivos, que propter aliquam causam revocari non possit, fecit datam et dona-*

1) S. mein genanntes Buch S. 406 ff.

tionem; bei Jakob: *nomine donationis ad proprium investivit*, oder: *dedit et donavit inter vivos*), in die Gewährungsklauseln und Traditionsformeln. Die Gewährung ist hier eine Folge des Launegild, welches der Gabe den Charakter eines entgeltlichen Geschäftes verleiht.

Für das Darlehensrecht interessiert die direkte, bisweilen krasse Verletzung des Wucherverbotes durch das Versprechen hoher Zinsen (S. LVIII), das sich christlich-arische Gläubiger geben ließen. Der Zins von 130% reicht zwar an den Zins der Friedericianischen Judenordnung (173·33%) und des Statutes für die Juden der Provence von 1243 (300%) nicht heran, ist aber doch höher als der Zinsfuß in den meisten Judenordnungen des 13. Jahrhunderts — eine traurige Rechtfertigung des Ausspruches des hl. Bernhard von Clairvaux 1146, daß, wo die Juden nicht sind, die christlichen Wucherer es ärger treiben als die Juden¹⁾.

Hinsichtlich der Leiheverträge (S. XC ff.) mag erwähnt werden, daß die Instrumente der *locationes perpetuae* in die eigentliche Erbpachtverleihung, das Währungsversprechen durch den Eigentümer, den Vorbehalt des Vorkaufsrechtes für den Eigentümer und in die Uebertragung des Besitzes zerfallen. Bei entgeltlicher Erbpacht gesellt sich dazu noch die Quittung über den Kaufpreis durch den Eigentümer.

Auch wichtige Theile des Familienrechtes empfangen aus unseren Codices Beleuchtung. Das Verlöbniß (S. CXII f.) ist schlichtes Eheversprechen, in nr. 83 von den Eltern der Brautleute abgegeben. Bei Jakob wird es ganz nach Art rein vermögensrechtlicher Geschäfte in, feinerem Empfinden widerstrebender Weise durch einen umständlichen Haftungsapparat fest gemacht. Die Bezeichnung der Braut als *uxor* (nr. 66) scheint vereinzelt bereits römischer Sprachgebrauch gewesen zu sein (Ter. Phorm. V, 8, 32 f: *si vis mihi uxorem dare quam despondisti, ducam*). Ob darin wirklich eine ältere Rechtsanschauung nachklingt, wonach die Verlobte in Ansehung des Treuverhältnisses bereits als Ehegattin behandelt wurde, muß dahingestellt bleiben. Das gewöhnlich eingehaltene Trauungsritual (S. CXIV f.) hat die Form einer Konsenserklärung vor dem die Konsensfrage stellenden Notar mit nachfolgender Desponsation durch Ring und Kuß *maritali affectu*. Voltolini ist geneigt, den Ring als Launegild für das Jawort der Braut auszudeuten. Ich glaube eher, daß er im Sinne einer Fessel die Gebundenheit anzeigt und so das Wahrzeichen der Zugehörigkeit ist; vgl. Tac. Germ. c. 31: *velut vincu-*

1) Vgl. Scherer, Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern, Leipzig 1901 S. 189 ff.

lum. Dazu paßt angesichts des ursprünglich einseitigen Charakters des Verhältnisses, wenn früherhin oft bloß der Bräutigam der Braut einen Ring an den Finger gesteckt zu haben scheint (Grimm, Rechtsalterthümer I. 1899 S. 244).

Beachtung verdient die Nichtigerklärung einer Ehe wegen Verwandtschaft im 4. und 5. kanonischen Grade in nr. 296 — ein Beweis, daß P. Gregors IX. Dekretale damals in Südtirol noch unbekannt war. Das eheliche Güterrecht (S. CXff.), dem der Verfasser schon früher in den Festgaben für Büdinger näher getreten, beruht auf gemeinsamer romanischer Grundlage. Regel ist das Princip der sog. »Verwaltungsgemeinschaft«. Nebenbei gesagt: warum nimmt man unter Ignorierung unserer alten Rechtssprache bei Bezeichnung dieses Systems zu neuerklügelten Benennungen, die nicht recht glücklich sind, seine Zuflucht? Warum kehrt man nicht lieber zurück zur Terminologie des ehrwürdigen Sachsenspiegels, der I. 31 § 2 (*Svenne en man wif nimt, so nimt he in sine gewere al ir gut to rechter vormuntscap*) den treffenden Ausdruck an die Hand gibt: »Vermögensvormundschaft des Mannes« oder schlechthin: System der »Vermögensvormundschaft«. Die — übrigens beschränkten — Schenkungen unter Ehegatten in Bozen (nr. 610, 822) bezeugen bairisches Recht. Sonst steht das germanische Element im Ehegüterrecht dem der Schweiz und des Bündnerlandes nahe. Zu der dem Manne zugebrachten Dos gehört auch die Gerade. Durch die Dotierung gilt die Frau als abgefunden. Die Imbreviaturen berichten vom Verzicht auf Dotalprivilegien (S. CVIIIff.), der auch ein eidlicher ist (S. XCIX). Hiezu bemerke ich, daß die juristische Bedeutung des Eides für eine Leistung eine andere ist als die des Treugelöbnisses; denn der Eid ist ein Bestärkungsmittel und steht als solches unmittelbar zur Schuld in Beziehung (daher nr. 818 *debere per iuramentum*), während das Treugelöbniß ein rechtsförmlicher Akt zur Begründung der persönlichen Haftung für die Schuld ist. Infolge dessen wird bei ersterem mit Ehr- und Rechtlosigkeit die Nichterfüllung der Schuld, bei letzterem aber die Vereitelung der persönlichen Haftung geahndet. Die Gegenleistung des Mannes für die Dos ist die Widerlage (*contrados, donatio propter nuptias, contrafactum*). Die Lex Rom. Curiensis verbietet bei Vorhandensein gemeinsamer Kinder die Veräußerung von Dos und Donatio durch die Ehegatten. Auf diese *antiqua iurisdictio Retia* wird in Südtirol oft verzichtet (S. CIX). In Bozen treffen wir im Gegensatz zu Trient auch die Morgengabe, Voltolini schließt aus dem Namen *donatio ante lectum*, daß sie kein *pretium virginis* sei. Immerhin besagt das *ante lectum* jedesfalls, daß sie mit dem geschlechtlichen Verkehr der Gatten zusammenhängt. Die Be-

nennung erinnert an das langobardische Volksrecht, nach welchem die Morgengabe schon vor dem Beilager zugesagt und am Tage nach der Hochzeit übergeben wurde. Falls die Ehe kinderlos gelöst wird, wird im Gebiete von Trient ein sog. *pactum medietatis* abgeschlossen. Letztwillige Verfügungen eröffnen daselbst den Eheleuten die Möglichkeit, sich ausgedehnte Zuwendungen zu machen. Nr. 768 beweist, daß die Kinder in Bozen noch damals während der Lebenszeit der Eltern die Abschichtung begehren konnten.

Die Tutel über Unmündige und die Cura über Minderjährige (S. CXVff.) finden sich bei Obert völlig ausgebildet, dessen Formular für die Ertheilung des Dekretes an Tutoren und Kuratoren einen sehr einfachen einheitlichen Typus aufweist. Ihre Mitwirkung bei Rechtsgeschäften ist nach den römischen Bestimmungen geregelt. Aus nr. 185 zieht der Verfasser richtig den Schluß auf den nutznießenden Charakter der Vormundschaft in Trient. Deutschrechtlich ist das Versprechen des Vormundes, daß der Mündel nach erreichter Volljährigkeit zustimmen werde.

Für das Erbrecht schöpfen wir aus den Imbreviaturen hauptsächlich über das Testament Belehrung. Das Testament des Notariats-Instrumentes (S. CXIX ff.) wurzelt selbstverständlich im römischen Recht. Für dieses Instrument ist nur das mündliche vor 7 Zeugen aufgerichtete Testament brauchbar gewesen, und zwar war das notarielle Testament nichts anderes als Beweisurkunde für das mündliche Testament. Obert folgt den italienischen Formularen. In Bozen wurde das römische Institut zuerst auf deutscher Erde aufgenommen. Nr. 887 entspricht den römischen Vorschriften. Doch war das Testament damals noch keine volksthümliche Einrichtung. Die Willenserklärungen des Testators wurden durch den Notar formuliert und zwecks Sicherung der Giltigkeit des Testamentes mit Klauseln ausgestattet. Nr. 448 giebt ein Beispiel besonders vieler testamentarischer Anordnungen. Hinsichtlich der nr. 689, 306, 313 387, 729 (und 864) verweise ich auf Schultze S. 327.

Von hohem Werthe sind die Eintragungen für die Erkenntnis der Geschichte des Rechtsganges. Der liber Oberti bietet in Wahrheit wie kaum eine zweite Quelle Gelegenheit zu Studien über die Geschichte des gemeinen Prozesses, der in einer eigenartigen Phase hier auftritt (Vorrede S. VIII).

Eine kleine Skizze ¹⁾ möge dem Leser ein Bild des Rechtsganges geben.

Die alte Selbsthilfe hallt in den Imbreviaturen in Spuren der Fehde und der außergerichtlichen Pfändung nach. Davon hebe ich

1) Vgl. S. CXXII—CCIV.

zwei Punkte heraus: wenn sich der Uebelthäter im Sühnevertrag dem Verletzten auf Gnade und Ungnade ergab (zweiter Typus der Sühneverträge im Liber Oberti), so war schon der Grundsatz in Kraft, daß die Billigkeit dabei nicht überschritten werden dürfe, mithin in letzter Linie doch nicht mehr die Privatwillkür entschied (interessanter Prozeß des Bonhomo gegen Juan von Thun); und im Repressalienrechte bestand Gesamthaftung der Bürger des fremden Gemeinwesens infolge der Rechtsverweigerung durch den Richter. Sehr wahr gibt Voltelini S. CXXIX jedem aus formellem Haftungsvertrage (*obligatio per wadium*) Berechtigten das außergerichtliche Pfändungsrecht. Ich füge ergänzend hinzu, daß dies mit der Entstehung der Wadiation aus dem Geiselschaftsvertrage zusammenhängt.

Die Prozeßformulare Oberts zeigen die Grundlage des römisch-italienischen Rechtes, während das Verfahren in den Eintragungen Jakobs den Geist des bairischen Rechtes athmet. Im Liber Oberti herrscht das mündliche Verfahren. Protokolliert wird in Trient durch Gerichts-Notare, zu welchen natürlich Obert zählte. Und zwar sind die Akten eines Prozesses ganz zerstreut in der Imbreviatur eingetragen. Auch wird nicht Ein Prozeß von Einem Notar protokolliert; darum die Lückenhaftigkeit der Prozeßakten. Die Vollmacht des prozessualen Stellvertreters enthält wesentlich die Mandatertheilung und die Genehmigungsklausel. Von einem prozeßeröffnenden Klaglibell geben die Imbreviaturen keine Kunde, daher für gewöhnlich schlichter Vortrag des Klagbegehrens an den Richter vermuthet werden darf.

Wenn seit dem 14. Jahrhundert, erinnernd an die altgermanische ›Mahnung‹, die Vermittelung des Richters bei der Prozeßeinleitung wegfallen kann, so ist in Anbetracht der Zeit mit Voltelini (S. CXLV) wohl an eine Neuerung zwecks Abkürzung des Prozesses zu denken. Ebenso wenig hören wir von Prozeßkautionen bei Eröffnung des Prozesses. Die mündliche Ladung geschieht persönlich oder bei Abwesenheit durch Bekanntmachung der Vorladung an die Familie oder Hausgenossen. Die Ladung wird immer, ihre Intimation bloß selten beurkundet. Eine Reihe von Eintragungen thut dar, daß sich an die Confessio gewöhnlich ein Urtheil schloß, welches noviert. Zumeist sind die bezüglichen Streitfälle fingiert. Das Frage-recht wurde auch im wirklichen Prozeßgange geübt (nr. 549, 553, 307). Obert nennt öfter die *Laudatio auctoris*, jedoch ohne daß man Gewißheit erhält, ob eine solche oder *Litisdenuciatio* im technischen Sinne (nr. 130) gegeben ist. Unter *Litisdenuciatio* werden sehr verschiedenartige Fälle zusammengefaßt. Die *Litiscontestatio*, in der

Regel ein einheitlicher Akt mit unmittelbar auf einander folgender Klage und Antwort (Ausnahmen: nr. 66 und 83, 144 und 185), erscheint als mündliche Wiederholung von Klage und Antwort; das Klagabweisungs-Begehren ist damit nicht ausdrücklich verknüpft. Der Liber Oberti beurkundet keinen Gefährdeeid, sondern nur einen Wahrheitseid. In Artikeln werden nunmehr die Klagthatsachen aufgeführt. Der Liber Oberti bietet eines der frühesten Beispiele einer artikulierten Klage. Neben den drei gebräuchlichen, vom Richter gegebenen Terminen für prozessuale Handlungen kennt der Prozeß die römischen Dilationen. Davon abgesehen, bilden die »Positionen« den ersten prozessualen Vorgang nach der Litiscontestation, der bei Obert beurkundet ist. Hierbei werden indessen die herrschenden Lehrsätze nicht stets beobachtet. Spärlich ist die Ausbeute für das Beweisverfahren. Es finden sich nur Citationen zu Tagsatzungen für einzelne, beinahe ausschließlich dem Zeugenbeweise angehörige Beweishandlungen beurkundet. Die Zeugen werden vor ihrer Vernehmung in Eid genommen. Ein Zeugenverhör enthält der Liber Oberti nicht, sondern nur Termine zur Vornahme eines Verhöres. Nach dem Beweisverfahren wird plaidiert. Das Instruktions- und Beweisverfahren schließt mit der *Conclusio*. Nr. 116 erwähnt ein Rechtsgutachten. Die Formularbestandtheile des Urtheiles, welch letzteres in Beisein der Streittheile kundgemacht werden soll, sind: eine Invocation, die Namen von Richter und Parteien, die Klagbitte u. s. w., das eigentliche Urtheil (schematische Schilderung des Prozeßganges; Tenor des Urtheils, regelmäßig ohne Anführung der Urtheilsgründe), die Entscheidung über die Prozeßkosten und das Eschatokoll. Gegen richterliche Verfügungen stehen als Rechtsmittel zu: die Nichtigkeitsbeschwerde und eine mündliche, suspensiv wirkende Appellation gegen Endurtheile, welch' beide eventuell kummuliert zugelassen werden, sowie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Ein »summarisches« Verfahren ist noch kaum entwickelt: es bezweckt vorzüglich die Abkürzung der Fristen. Die Imbreviaturen beider Notare berichten von Schiedsrichtern, welche durch Kompromiß Streitsachen entschieden. Das betreffende Verfahren wird bei Obert von den Grundsätzen des italienischen Rechtes beherrscht. Das Kompromiß-Formular der Imbreviaturen gliedert sich in die Ernennung der Schiedsrichter, die Pönalstipulation, beide zu einem Satze vereint, und in die Instruktion für das schiedsrichterliche Verfahren, während die Formel über den Ausschluß der Appellation fehlt. Das — nicht mehr direkt mit dem Urtheil verbundene und eidlich geleistete — Urtheilerfüllungsgelöbniß steht bei Obert noch in voller Blüthe. Das Vollstreckungsverfahren in den Imbreviaturen Oberts zerfällt in die

Pfändung und Schätzung, in den Ausruf der Pfänder und in die Realisierung des Pfandrechtes. Ob Voltelinis Meinung richtig ist, daß der öffentliche Ausruf durch den Gerichtsboten nicht die Anregung der Kauflust, sondern lediglich die Verständigung der dinglich Berechtigten zur Geltendmachung ihrer Rechte bezweckte (S. CXc), scheint mir im Hinblick auf den von Schultze herangezogenen Satz in nr. 268: *cum nullus emptor alius inveniatur, qui velit emere*, zweifelhaft zu sein ¹⁾. Das Ungehorsamsverfahren in bürgerlichen Sachen (nur in persönlichen Klagen und, falls der Ungehorsam vor der Litiscontestation vorgekommen, blos bei Ungehorsam des Beklagten) schließt sich an die Frohnung der Karolingerzeit an. Das in den Imbreviaturen Jakobs enthaltene Ungehorsamsverfahren mit dem Abschlusse in nr. 936 ist nicht frei von Unregelmäßigkeiten. Es zeigt die Geltungslosigkeit des kanonischen Rechtes in der Praxis, welches auch den geistlichen Gerichten nicht bekannt gewesen sein kann.

Wenig ergiebig sind Oberts Imbreviaturen für den Strafprozeß. Es handelt sich nur um die Prozeßeinleitung, um Ladungen. Lehrreich sind nr. 27 und 380 über die Kautions des Angeklagten zur Vermeidung der Untersuchungshaft. Das Ungehorsamsverfahren in peinlichen Sachen ist Bannung in unfeierlicher Form mit der Wirkung der Friedlosigkeit der Person und der Frohnung des Vermögens. Die Lösung vom Banne knüpft sich an die Selbststellung und an die eidliche Unterwerfung unter den richterlichen Befehl.

Seine orientierenden Ausführungen beschließt der Verfasser mit den Bozner Gerichtsurkunden (S. CCIV ff.), ein Abschnitt, der eine Fülle des Interessanten in verschiedener Richtung bietet. So bestätigen beispielsweise die Urkunden Jakobs auch, daß die echte Dingstätte, an der das Ehehafttaiding abgehalten wurde, um den Baum vor der Bozner Pfarrkirche lag. Weil hier bereits die Imbreviaturen Jakobs von 1242, mit denen uns Volteliní im zweiten Theile seines Werkes bekannt machen will, in vollem Umfange verwerthet werden mußten, so halte ich mit Schultze S. 329 dafür, den Bericht hierüber mit dem über den zweiten Theil zu verbinden.

Die Ausgabe des Textes der Imbreviaturen — die erste derartiger Quellen — ist in jeder Hinsicht mustergiltig, wie das wohl nicht anders zu erwarten ist bei einem Autor, der eine so gediegene und vielseitige theoretische Bildung mit reicher Archivpraxis vereint. Ueberall waltet peinliche Sorgfalt. Unter Benutzung der Abschriften Josef Durigs ist der volle Wortlaut der Codices veröffentlicht. Dabei hielt sich der Verfasser an Oswald Redlichs Grundsätze für Band I der Acta tirolensia. Stets bildet die Imbreviatur

1) Vgl. Schultze S. 329.

die Grundlage des Textes, mögen wir auch noch über die Originalausfertigung verfügen. Die Eintragungen werden in streng chronologischer Reihenfolge vorgeführt. Die Lesung der Codices ist möglichst getreu wiedergegeben. Regesten in treffender und schöner Fassung machen uns mit dem Inhalte jeder Nummer bekannt. Dazu gesellen sich vielfach genealogische Notizen und Erklärungen der Ortsnamen, denen der Verfasser sein besonderes Augenmerk zugewendet hat. Nicht zum wenigsten verdienen hohes Lob die prächtigen Register der Personen und Orte, Worte und Sachen, wodurch die praktische Brauchbarkeit einer solchen Textausgabe erst gekrönt wird. Wer sich einmal genöthigt gesehen hat, mangels eines ausführlichen Registers Bände durchzublättern um relativ untergeordneter Dinge willen, etwa blos um den Gebrauch eines einzelnen Rechtswortes zu verfolgen: der wird den großen Werth eines erschöpfend gearbeiteten Registers, wie es uns Voltolini geschenkt hat, dankbar zu würdigen wissen. Wenn möglichst viele Textausgaben so gute Register besäßen, wie viel — oft nutzlos verschwendete — Zeit und Mühe wäre erspart! Naturgemäß ist das Register in verschiedener Richtung interessant, z. B. auch für die wörtliche Uebersetzung deutscher Rechtsworte ins Lateinische, die bei der Auslegung germanischer Rechtstexte in lateinischer Sprache sehr in Rücksicht gezogen werden muß (hübscher Fall: *antetenere* = vorenthalten).

Den Beschluß machen zwei Lichtdrucktafeln zur Veranschaulichung der Einrichtung und Schrift der Imbreviaturen.

Angesichts dieser glänzenden Publikation Voltelinis hat die wissenschaftliche Welt alle Ursache, dem zweiten Theile der Südtiroler Notariats-Imbreviaturen und den weiteren Arbeiten des gelehrten Verfassers ¹⁾ mit Spannung entgegen zu sehen.

1) Eine eingehende Forschung zur Geschichte des Notariates, der Notariats-Instrumente und Imbreviaturen wird im besprochenen Bande angekündigt.

Graz.

Paul Puntschart.

Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte, herausgegeben vom Zwingliverein in Zürich unter Leitung von Emil Egli. I. Die Chronik des Bernhard Wyß, herausgegeben von Georg Finsler. Basler Buch- und Antiquariatsbuchhandlung (vormals Adolf Geering), Basel 1901. XXV und 167 S. 8.

Die Vereinigung für das Zwinglimuseum in Zürich, deren Veröffentlichung ›Zwingliana‹ in den G.G.A., 1900, Nr. 9, besprochen wurde, legt nach einem in der ›Vorbemerkung‹ (S. IX u. X) ausgeführten Programme die erste Abtheilung einer neuen Serie vor, in

der Absicht, weitere wichtige Documente zur Geschichte der schweizerischen Reformation zugänglich zu machen. Die Edition ist dem Andenken des am 13. März 1900 verstorbenen Baslers Rudolf Stähelin gewidmet, des Professors der Kirchengeschichte, dessen letzte und hauptsächlichste Arbeit das Werk: Huldreich Zwingli, sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt, in zwei Bänden — 1895 und 1897 — gewesen ist.

Pfarrer Georg Finsler, der auch schon G.G.A., 1900, Nr. 9, genannte Herausgeber der »Zwingli-Bibliographie«, ein Zürcher von Geburt, der aber in Basel als Religionslehrer am Gymnasium thätig ist, legt hier die Reformationsschronik eines Zürcher Zeitgenossen Zwinglis vor. Zwar ist die Chronik von Wyß schon 1749 im Druck erschienen, in Theil IV der »Beiträge zur Erläuterung der Kirchen-Reformationsgeschichten des Schweizerlandes« des Zürcher gelehrten Theologen und gröblichen Klopffechters Johann Konrad Füßli ¹⁾. Allein Finsler macht mit vollem Rechte (S. XII u. XIII) darauf aufmerksam, wie ungenügend und unzuverlässig diese ältere Drucklegung sich darstelle, dadurch daß Füßli Vieles nicht lesen konnte und nicht verstand, durch Auslassungen, durch willkürliche sogenannte Verbesserungen.

Bernhard Wyß war nicht Zürcher von Geburt, sondern stammte aus der schwäbischen Reichsstadt Ravensburg, und erst 1513 war er, etwa fünfzig Jahre alt, wegen seiner Theilnahme am Zug nach Dijon im Zürcher Kontingente Bürger von Zürich geworden. Sein früheres Bäckerhandwerk hatte er aufgegeben und war Modist, Lehrer in der höheren Schreibekunst, im Rechnen, in der Musik, geworden, wobei nicht feststeht, ob er an einer öffentlichen Schulanstalt oder als Privatlehrer unterrichtete. Treu anhänglich der Reformation, fiel Wyß im Gefechte bei Cappel 1531. Sein lebhaftes geschichtliches Interesse hatte er durch seine Chronik bewiesen, die von 1519 an den Ereignissen der zürcherischen Reformation folgt, während ein einleitender »aus drei chroniken versammelter« Abschnitt eine kurze Uebersicht der wichtigsten Vorgänge von den Zeiten Rudolfs von Habsburg bis 1519 in sich schließt. Leider reicht die Erzählung des seit 1519 von Wyß selbst »Erfahrenen und Gesehenen« bloß bis zum 21. October 1530, wo der Text plötzlich abbricht. Der Rest ist wohl schon ziemlich früh verloren gegangen.

Das der Ausgabe zu Grunde gelegte Msc. B. 66 der Zürcher

1) Vgl. den Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. VIII, S. 256 —258. Hier sei bemerkt, daß leider diese Ausgabe in der Publication der »Geschichte der Historiographie in der Schweiz von Georg von Wyß« (1895) übersehen worden ist.

Stadtbibliothek wird vom Herausgeber mit gutem Beweise als das Originalmanuscript des Chronisten erklärt; denn ein Copist des Anfanges des 18. Jahrhunderts, der den im Original nicht mehr vorliegenden ersten einleitenden Theil, von Rudolf von Habsburg an, abschrieb, bezeichnete ausdrücklich die nachher folgende »Beschreibung der Glaubensreformation« als Original von Hand des Bernhard Wyß.

Die Reformationschronik beginnt mit dem Hinweis auf die *grosse verendrung des christenlichen gloubens* durch Martin Luther und geht dann gleich auf Zwingli über, dessen ganzes Auftreten in Zürich, Predigtweise, musikalische Begabung, Art des Umganges, Eigenschaften überhaupt, Glaubensansichten kurz charakterisiert werden. Daran schließt sich nach Erwähnung der ersten Disputation von 1523 die Aufzählung der schon 1522 geschehenen Maßregeln gegen die Mönche, aber ganz besonders die Aufführung einer langen Reihe von Priesterehen durch alle nächsten Jahre bis 1526. Die erste deutsche Taufe 1523, die Erlaubnis des Austrittes aus dem Dominicanerinnenkloster Oetenbach, die Entfernung der Bilder, dann die zweite Disputation und die daraus erfolgende weiter gehende Abschaffung katholischer Gebräuche nehmen im Weiteren die Aufmerksamkeit des Verfassers in Anspruch. Aber auch außer Zürich geschehenen Ereignissen, besonders dem Sturm auf die Karthause Ittingen im Thurgau 1524, dann dem Sturm auf Rom 1527 — wahrscheinlich wegen des dabei umgekommenen Zürchers Kaspar Röst, des päpstlichen Gardehauptmanns —, ferner der Berner Disputation von 1528, der allmählich geschehenden weiteren Ausbreitung der Reformation in Basel, Schaffhausen, anderen eidgenössischen Gebieten wird das Augenmerk geschenkt. Einzelne Persönlichkeiten, die neu in Zürich auftreten, Leo Jud, Myconius, werden charakterisiert. Aber vorzüglich folgt das Buch auf das getreueste immer wieder der Thätigkeit Zwinglis, auch nach auswärts, so 1529 zum Gespräch von Marburg, zur Synode in Frauenfeld, nach Constanz. Eine der eingehendsten Schilderungen ist dem ersten Conflict in der Eidgenossenschaft wegen der Reformation, dem sogenannten ersten Cappelkriege von 1529, gewidmet.

Die Erzählungsweise ist durchaus schlicht, vermag aber, wo der Erzähler besonderen Antheil zeigen will, lebhaft zu werden, bei der Vorführung der Thaten Zwinglis, der einzelnen Stadien der Zürcher Reformation. Ganz besonders folgte eben Wyß 1529 vom 5. Juni an fast Tag für Tag, bis zum Abschluß des ersten Landfriedens, vom 26. des Monats, den Ereignissen.

Der Herausgeber begleitet den Text mit einem äußerst eingehenden Commentar, der zum Verständnisse nicht nur des Textes, sondern auch der Zeitereignisse überhaupt allen Aufschluß darbietet, ganz vorzüglich die wünschenswerthen Daten zur Geschichte der von Wyß genannten Persönlichkeiten enthält. Die Reformationsgeschichte Zürichs bis zum Jahre 1530 ist damit in der instructivsten Weise, mit den reichlichsten Litteraturangaben, erhellt, und gerade auch nach dieser Seite ist die Ausgabe ein Stähelins würdiges Denkmal. Ebenso sind die beiden Register durchaus vollständig.

Zürich, 8. August 1901.

G. Meyer von Knonau.

Für die Redaktion verantwortlich: in Vertretung Prof. Dr. Georg Wentzel
in Göttingen.

Knopf, R., Der erste Clemensbrief. Untersucht und herausgegeben.
Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1899. IV und 194 S. 8°. Preis
6 Mk. [Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur
herausgegeben von O. von Gebhardt und A. Harnack, Neue Folge V, 1.]

Von den vielen neueren Entdeckungen auf dem Gebiete der altchristlichen Literatur sind nicht weniger als drei dem ersten Clemensbriefe zu Gute gekommen. Bis zum Jahre 1875 waren die Herausgeber auf eine einzige lückenhafte Handschrift angewiesen, den Cod. Alexandrinus (A). Damals trat mit der Edition des Bryennios eine — vollständige — Konstantinopolitanische Handschrift (C) ans Licht. Schon das folgende Jahr brachte einen dritten Zeugen, eine syrische Uebersetzung (S), sie wurde zum ersten Male in der 1877 erschienenen Appendix zu Lightfoots Ausgabe von 1869 verwertet¹⁾. Endlich veröffentlichte der Benedictiner Morin in Maredsous 1894 eine der Klosterbibliothek von Florennes entstammende altlateinische Uebersetzung des Briefes, die er zu allgemeiner Ueberraschung in der Bibliothek des Priesterseminars zu Namur entdeckt hatte. (Vgl. Anecdota Maredsolana II 1894).

Die obige Erstlingsschrift von Knopf stellt nun die erste Ausgabe des Briefes dar, in der dieser Lateiner (L) neben den andern Zeugen für die Herstellung des Textes verwertet ist. Dem Texte selbst gehen ausführliche kritische Prolegomena (S. 1—93) voran. Dies der Hauptinhalt des Buches. Indessen hat der Verfasser am Schlusse noch eine größere selbständige Abhandlung über »den literarischen Charakter« des Briefes (S. 156—194) geboten.

Knopf bemerkt im Vorwort, seine Arbeit verdanke in allen Teilen ihre Entstehung Harnacks Anregungen. Ich muß ganz offen sagen, daß ich über die Aufgabe selbst anders denke als Harnack und der Verfasser. Ich habe mich nicht davon überzeugen können, daß um des Lateiners willen eine neue Ausgabe wünschenswert oder

1) Herausgegeben ist sie erst 1899 aus Benslys Nachlaß, Knopf lag die Ausgabe noch nicht vor.

gar ein Bedürfnis war. Wir haben nach der Entdeckung von C, bzw. S neue Ausgaben von v. Gebhardt-Harnack (1876), Hilgenfeld (1876), Lightfoot (Appendix 1877, dann die posthume zweibändige Ausgabe von 1890) und Funk (1878) erhalten. Es ist nur eine Stimme darüber, daß in diesen Ausgaben mit den damals verfügbaren Mitteln treffliches für den Text des Briefes geleistet ist, diese Mittel aber waren nicht schlecht. Unter diesen Umständen wäre eine neue Textausgabe, die eben nur Ausgabe sein will, nicht etwa Kommentar, m. E. nur dann gerechtfertigt, wenn der neue Zeuge Aufschlüsse von ungeahnter Tragweite brächte. Das ist aber sicher nicht der Fall. Ich habe den Text von Knopf mit dem der letzten Ausgabe von Lightfoot verglichen. Das Ergebnis war, daß beide in dem 65 Kapitel umfassenden Schriftstück — von den bedingten, durch [] oder † † ausgedrückten Urteilen Lightfoots über einige Lesarten sehe ich dabei ab — in rund 130 Fällen differieren. Von diesen Fällen, in denen für die Lesarten Knopfs fast immer L mit in Frage steht, sind aber zwei Drittel für das Verständnis des Briefes so gut wie irrelevant, und zu dem letzten Drittel rechne ich schon so wenig erhebliche Varianten wie περιπτώσεις und περιστάσεις 11, κατέστρεψεν und κατέσκαψεν 64, πρὸς ἐν τῶν ὁρέων, ὧν und πρὸς τὸ ὄρος, ὃ 107, ἐπὶ τῆς βάρου und ἐκ τῆς βάρου 176 und viele ähnliche. Die Zahl der wirklich wichtigen Abweichungen ist also sehr gering. Uebrigens hat Harnack selbst sich in seiner ersten Studie über die altlateinische Uebersetzung (Sitzungsberichte der Berliner Akad. 1894 S. 264^b) dahin ausgesprochen, daß sich eine neue Ausgabe des Briefes von den früheren nicht wesentlich unterscheiden werde. Aber weshalb dann überhaupt eine neue Ausgabe? Mir scheint, ein Zuviel belastet hier doch den wissenschaftlichen Betrieb und nimmt vorhandene Arbeitskraft in Anspruch zu Ungunsten ergiebigerer Aufgaben.

Doch die Ausgabe ist nun da, und je weniger ich das geäußerte Bedenken verschweigen konnte, um so lieber hebe ich hervor, daß Knopf nicht nur ein reiches Maß von Fleiß und Sorgfalt aufgewandt, sondern auch eine solide, tüchtige, von guter Schulung zeugende und — in ihren Grenzen — gewiß auch nicht nutzlose Arbeit geliefert hat.

Die Mitteilungen über die Codices und die Ausgaben, die den Anfang der Prolegomena bilden, konnten kaum etwas Neues bringen. (Auffallend ist, daß Funks Ausgabe von 1878, die nach Lightfoot zuerst den Syrer berücksichtigt, ganz übergangen wird). Es folgen dann Untersuchungen über die Textbeschaffenheit jedes einzelnen Codex, unter denen die über L am meisten Interesse beanspruchen, sodann über die Genealogie und Verwandtschaft der Zeugen. Mit

Recht wird dabei die große Lücke von A (c. 57 fin.—64 in.) zunächst ausgeschieden, da hier nur drei Zeugen zur Verfügung stehen, und in einem Nachtrag besonders behandelt. Eine Würdigung des Clemens Alex. als Texteszeugen bildet den Schluß. Manche gute und schlechte Lesart findet in diesen Erörterungen eine umsichtige und scharfsinnige Erläuterung. Ich stimme nicht überall bei, z. B. bestreite ich, daß das falsche φιλοξενίαν 35s in A aus φιλοδοξίαν (L *in-humilitatem*) anstatt aus ἀφιλοξενίαν (CS) zu erklären ist (S. 69). Doch kann ich hier nur die Hauptergebnisse des Verfassers berücksichtigen.

A bietet, obwohl, in gewissem Sinne aber auch weil er von einem ungebildeten und sehr nachlässigen Schreiber geschrieben ist, einen trefflichen Text. Lightfoot freilich hat ihn überschätzt. In einigen Fällen hat er gegen die drei andern die richtige Lesart erhalten. Ihm steht am nächsten S, soweit seine griechische Vorlage zu erkennen ist. Diese ist freilich durch die Ungenauigkeit der Uebersetzung wie durch ihre spätere Verderbnis vielfach unkenntlich oder unsicher geworden. Einmal (15s) hat S gegen ACL das Richtige. C bietet einen späten, stark geglätteten und emendierten Text, der hinter A weit zurücksteht und sich gegen ASL niemals behaupten kann [wohl dagegen einige Male in der Lücke von A gegen SL]. Er steht zu A in einem näheren Verhältnis, hat jedoch Elemente, die aus A nicht erklärt werden können, bietet z. B. ein paar Mal mit L gegen AS das Ursprüngliche und ist deshalb doch (ebenso wie S) ein relativ selbständiger Zeuge. L zeigt wieder die Mängel einer Uebersetzung und zwar einer im Laufe der Zeit einigermaßen entstellten Uebersetzung. Aber so weit man zur Vorlage dringen kann, ist dieser Text der altertümlichste und wertvollste, und er hält den drei morgenländischen Zeugen das Gleichgewicht (S. 72). Elfmal ist ihm Knopf gefolgt, wo er gegen sie allein steht. Unzuverlässig ist er freilich (wie S) in den Bibelziten. — In der überwiegenden Zahl der Varianten steht ein Zeuge gegen drei oder gegen zwei von ihnen, wo der dritte versagt. Wo aber zwei gegen zwei stehen, ist die wertvollste Kombination natürlich AL. Dann folgt LS (besser als AC S. 72, etwas anders S. 68). Ungefähr gleichwertig sind AC und CL (so selten). — Der Urtypus der drei Orientalen ACS geht bis ins Ende des 2. Jahrhunderts zurück. L repräsentiert daneben eine occidentalische Textgestaltung, deren griechische Vorlage wahrscheinlich bis Mitte des 2. Jahrhunderts zurückreicht. In S und C scheinen Lesarten der occidentalischen Linie in die andere eingedrungen zu sein. (Vgl. den Stammbaum S. 73.) — Die Benutzung des 1. Clemensbriefes durch Clem.

Al. ist oft sehr frei, läßt aber doch mit Sicherheit einen guten, alten Text erkennen. Clem. Al. hat nicht selten mit einem oder zweien der Texteszeugen das Richtige bewahrt. Sein Zeugnis ist nur ein neuer Beleg für die Vorzüglichkeit von L, die Minderwertigkeit von C. Er bestätigt den Wert der Kombinationen A L und L S; wo ein Zeuge mit ihm das Originale bietet, ist es am häufigsten L.

Bedenken habe ich eigentlich nur gegen einen Punkt, freilich gerade gegen die Würdigung von L: Knopf überschätzt diesen Zeugen doch. Funk hat in seiner jüngst erschienenen neuen Ausgabe (1901) L einen wesentlich geringeren Wert zuerkannt. Ich kann ihm zwar keineswegs immer folgen, möchte z. B. Knopf Recht geben, wenn er mit L Clem. Al. < ACS das ohnehin verdächtige *διὰ τινος τῶν τοῦ ἀντικειμένου* 51₁ gegen *διὰ τινος* (Clem. Al. τὰς) *παρεμπιπώσας τοῦ ἀντικειμένου* vertauscht oder mit L < ACS statt des *τί πρῶτον* 47₁ (wie schon Harnack) *τίνα τρόπον* (L *quemadmodum*) liest, aber oft genug halte ich seine Entscheidung für die glücklichere.

Knopf hat 8₅ mit L < ACS ein *ἦν* vor dem *ἐστήριξεν* eingefügt. Schwerlich mit Recht. Denn 1) muß dann *βουλούμενος* als absolutes Participium genommen werden, und daß das einer syntaktischen Eigentümlichkeit des Clemens entspreche (S. 48), glaube ich nicht — 13₁ und 35₂ lassen sich kaum dafür verwerten; 2) paßt *ἦν*, auf *μετανοίας* bezogen, sachlich nicht gut; 3) konnte HN sehr leicht aus den Schlußbuchstaben des unmittelbar vorangehenden *METASXEIN* entstehen. Die Lesart *τὸ ὄρος, ὃ* (L *montem quem*) wird dem *ἐν τῶν ὁρέων, ὧν* von ACS vorgezogen, weil diese Lesart der Harmonisierung mit dem LXX-Texte (Gen. 22₂) verdächtig sei. Aber ebenso gut kann der Lateiner vereinfachen, um so mehr als ein eigentliches Zitat hier nicht in Frage steht. Die Doxologie 20_{1,2} lautet bei L in Uebereinstimmung mit der häufigeren Form der Doxologien bei Clemens: *per quem Deo et Patri sit honor*; bei ACS: *ὃ ἡ δόξα*. Knopf giebt im Texte: *δι' οὗ αὐτὸς ὃ ἡ δόξα*. Aber er weist selber mit Recht darauf hin (S. 54), daß L die Doxologie 45₇ durch ein *per dominum nostrum J. Chr.* erweitert hat; auch 20_{1,2} glossiert er *Deo et Patri*, und daß ein auf Christus bezogenes *ὃ ἡ δόξα* im Clemensbriefe nicht befremden kann, zeigt 50₇. Unter diesen Umständen erscheint die Aufnahme des *per quem* sehr gewagt. Warum soll *εἰδῶμεν* (*sciamus* L) 21₂ gegen *ἵδωμεν* ACS im Rechte sein, das Clemens sonst so gern gebraucht (7₂, 19₂, 24₂, 25₁, 31₁; 33₇ hat die Konjekture *εἵδωμεν* doch viel für sich) und das den zahlreichen Kohortativen im Aor. *ἀτενίσωμεν*, *λάβωμεν* u. s. w. am besten entspricht? "Οτι *ὅτι* (*quia cum* L < ACS om. *ὅτι*) 27₅ wäre zu billigen, wenn der Zusammenhang wirklich das *ὅτι* verlangte (S. 48). Mir scheint ein

Hauptsatz ebenso passend und nachdrücklicher als ein Kausalsatz. Vielleicht hat der Uebersetzer das *quia* überhaupt ex suis eingefügt, wie er *enim* und andere Partikeln nicht selten hinzusetzt (vgl. S. 51 f.). Hat er aber das *ὅτι* vorgefunden, so könnte es ebensowohl eingedrungen als ausgestoßen sein. Auch in einigen andern Fällen scheint mir die Bevorzugung des allein stehenden L bedenklich, z. B. 42₁ (ἡμῶν L < ACS ἡμῖν). Daß Knopf 37₄ an dem καὶ ἐν τοῖς χρήσις A CS Anstoß nimmt, ist sehr begreiflich, aber setzt L, der *et aliud alio opus est* bietet, die Lesart καὶ ἐν ἀλλήλοις χρήσις voraus?

Unter den Fällen, wo LS gegen AC vorgezogen wird (S. 67) oder LC gegen AS (S. 70 f.), kann man ebenfalls manche beanstanden. Καὶ ταῦτα ὁποκίπτοντα LS 35₂ ist wenig wahrscheinlich, und die Beibehaltung von οὕτως vor μεμαρτυρημένων 19₁ ist m. E. leichter zu begründen als die Streichung (nach LC). Βλαφθῆναι (τὸ ὄνομα) LS statt βλασφημηθῆναι 1₁ halte ich ebenfalls nicht für glücklich. Gehen LS wirklich auf ein βλαφθῆναι zurück, so kann die Abweichung leicht rein graphischen Charakters sein, und dann ist βλασφημηθῆναι das Bessere. Vgl. auch 1. Clem. 47₁: βλασφημίας ἐπιφέρεισθαι τῷ ὀνόματι κυρίου. — Nach L Clem. Al. schreibt Knopf 38₂ μὴ λόγοις μόνον, während AC ἐν vor λόγοις lesen und ACS das μόνον weglassen. Aber wenn der Gegensatz ἀλλ' ἐν ἔργοις ἀγαθοῖς lauten soll, nicht ἀλλ' ἔργοις ἀγ. (LC), so ist ἐν auch an erster Stelle wahrscheinlicher. L kann hier wenig beweisen, da er ἐν beide Male fortläßt, und Clem. Al., der allein das bloße λόγοις mit ἐν ἔργοις verbindet, kann kaum maßgebend sein, gleich nach diesen Worten läßt er z. B. das ἐν vor τῇ σαρκί fort, und hier folgt Knopf ihm nicht. Ich würde auch das μόνον nicht in den Text aufnehmen. Es kann von Clem. Al. und L sehr wohl unabhängig geboten werden; L liest *non tantum, sed et*.

Manchmal läßt sich in Wahrheit eine Entscheidung überhaupt nicht geben. Knopf hätte gut gethan, wenn er solche Lesarten bei der Untersuchung über den Wert der verschiedenen Kombinationen ganz ausgeschieden hätte. Zweckmäßig wäre es auch wohl gewesen, die Unsicherheit des Textes, die immerhin auch jetzt noch größer ist, als sie bei Knopf erscheint, etwa durch an den Rand gesetzte Lesarten in der Ausgabe selbst anzudeuten.

Daß L an Autorität A übertreffe, läßt sich nach alledem schwerlich sagen. Ein wertvoller Zeuge bleibt er jedoch, und AL ist jedenfalls die einzige Verbindung von Zeugen, die, wenn sie auch keine völlige Gewähr für das Ursprüngliche bietet — ob nicht CS 22₂ mit dem *sic* doch Recht haben, oder S mit der Erweiterung des

Zitats hinter 22⁷ durch Ps. 33²⁰? —, doch ein starkes Uebergewicht gegen das entgegengesetzte Zeugnis besitzt.

Am Schlusse der Prolegomena hat der Verfasser die viel besprochenen Lesarten τοῖς ἐποδίοις τοῦ Χριστοῦ und τοῖς ἐποδίοις τοῦ Θεοῦ 2₁ in einem längeren Exkurse erörtert. Es ist bekannt, daß auf diese Worte nach einem Zwischengliede der Satz folgt: καὶ τὰ παθήματα αὐτοῦ ἦν πρὸ ὀφθαλμῶν ἡμῶν, und daß man nach der Lesart τοῦ Θεοῦ vielfach geglaubt hat, Clemens spreche da bereits von den Leiden »Gottes«. Knopf bevorzugt τοῦ Χριστοῦ, wofür außer CS jetzt auch L eintritt, und zeigt, daß die Wendung τοῖς ἐποδίοις τοῦ Χριστοῦ einen guten Sinn giebt. Ich stimme ihm hier ganz bei, würde übrigens selbst bei der Lesart τοῦ Θεοῦ annehmen, daß das αὐτοῦ hinter παθήματα durch τοῦ Χριστοῦ, nicht durch τοῦ Θεοῦ zu verdeutlichen wäre, also auf einer Nachlässigkeit beruhte. Denn ein Schriftsteller, der wirklich eine patripassianische Wendung beabsichtigt hätte, hätte, zumal in dieser Zeit, die Pointe sicher hervorgekehrt, nicht aber sie halb erraten lassen. —

In der beigegebenen Abhandlung über den literarischen Charakter des Briefes zeigt Knopf zunächst, daß die Umständlichkeit und Allgemeinheit der Ausführungen, besonders in c. 4—39 in einem Mißverhältnis zum konkreten Anlaß des Briefes steht, daß eine genaue Bekanntschaft des Verfassers mit den Zuständen in Korinth sich nicht von selbst versteht und daß die Rückschlüsse, die manche Forscher aus den allgemeinen Ermahnungen des Briefes auf bestimmte Vorkommnisse und Mißstände in der korinthischen Gemeinde gemacht haben, thatsächlich nicht haltbar sind. Knopf schließt sich hier (ebenso in dem Urteil über das Verhältnis des Clemensbriefes zum 1. Korintherbriefe) in der Hauptsache an die Ausführungen an, die ich in meinen »Untersuchungen zum ersten Klemensbriefe« (1891) gegeben habe¹⁾. Doch bestreitet er auch die von mir vertretene oder beibehaltene Ansicht, daß sich nach c. 38 und 48 immerhin erschließen lasse, die Rädelsführer in der korinthischen Auflehnung gegen das Amt seien Pneumatiker gewesen und hätten auf den Besitz des πνεύμα besondere Ansprüche gegründet. Hierin gebe ich Knopf gegen mich Recht. Meine Zurechtlegung der betreffenden Stellen hat ohne Zweifel etwas Künstliches. Daß allerdings die »Führer« nicht sowohl die Vertreter der Gemeinde waren, als die eigentlichen Gegner der Presbyter, deren Partei die Gemeinde ergriff (S. 176), bleibt mir das Wahrscheinlichere.

1) Was A. Stahl seither in seinen »Patristischen Untersuchungen« (1901) im Gegensatz zu Knopf und mir vorgetragen hat, hat mich in keiner Weise überzeugt.

Im Gegensatz zu einer Auslegung, die überall konkrete Anspielungen in dem Schreiben der Römer wittert, betont Knopf positiv, der Brief sei in seinem allgemein gehaltenen Teile als eine homiletisch-paränetische Gemeindeansprache aufzufassen. Die Römer gehen nicht bloß auf die korinthischen Wirren ein, sondern geben darüber hinaus »eine weitgehende Anweisung über den gesamten christlichen Lebenswandel, illustriert durch die Beispiele der Väter, d. h. der alttestamentlichen Frommen« (S. 176 f.). Daß sie auch in diesem Bewußtsein schreiben, zeigt c. 62. An diesen Sätzen habe ich nichts auszusetzen, da ich sie selbst ausgesprochen habe; dagegen habe ich mich mit der Art, wie der Verfasser den homilienartigen Charakter des Briefes näher zu bestimmen sucht, nicht befremden können.

Nach dem Gange der Darlegung erwartet man eigentlich zum Schlusse den Satz, daß die c. 4—38 eine Zusammenstellung von einzelnen homiletischen Aufsätzen über Themata wie Demut, Gehorsam, Auferstehung u. s. w. seien, Aufsätzen, die nicht erst bei Gelegenheit dieses Schreibens geschaffen wären, sondern schon vorher existiert hätten. Indessen hat Knopf diesen Satz, nachdem er mit ihm mehrfach geliebäugelt, doch nicht ausgesprochen, ja zuletzt (S. 190 f.) ihn ausdrücklich abgelehnt. Sehr mit Recht; denn der Zusammenhang, in dem c. 4—38 immer noch mit den konkreten Fragen des Briefes stehen, wäre so nicht zu begreifen, und von der Art der (schriftlichen) Vorexistenz, die diese Stücke geführt haben sollten, könnte sich niemand eine Vorstellung machen. Aber ich muß auch bestreiten, daß jene Kapitel »im Großen und Ganzen den Charakter eines aus einer Anzahl von unabhängigen Abhandlungen zusammengesetzten Ganzen« (S. 179) zeigen. Der Verfasser sondert neun solcher »fest umgrenzter, gegenseitig und zur Hauptfrage in geringer Beziehung stehender« Stücke aus, mir ist seine Analyse (S. 178 ff.) aber nicht einleuchtend geworden.

Erstens finde ich nicht, daß die ausgesonderten Stücke so zusammenhangslos dastehen. »Ziemlich abrupt« soll 9₂ die dritte Abhandlung einsetzen. Allein was ist da Abruptes, wenn 9₁ zum Gehorsam gegen Gottes Willen mahnt, 9₂ f. dann auffordert, auf die wahren Diener Gottes zu blicken, und zunächst den Henoch nennt, $\delta\varsigma \epsilon\nu \acute{o}\pi\alpha\chi\omicron\tilde{\eta} \delta\acute{\iota}\kappa\alpha\iota\omicron\varsigma \epsilon\upsilon\pi\epsilon\theta\epsilon\iota\varsigma \mu\epsilon\tau\epsilon\tau\acute{\epsilon}\theta\eta$? Und warum ist der Beginn der weiteren Abhandlung über die Demut »abgerissen«? »Wir verstehen das $\omicron\upsilon\nu$ nicht« (131). Ich denke, Clemens hätte es sicher nicht gesetzt, wenn er es nicht verstanden, d. h. nicht einen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden empfunden hätte. Der läßt sich aber auch erkennen. Man darf nur nicht vergessen, daß der

Schriftsteller in den vorangehenden Beispielen Vorbilder des Gehorsams gegen Gottes Willen für die hat aufstellen wollen, die ihn seiner Meinung nach in Korinth haben vermissen lassen. Da er nun findet, daß seine Gegner sich gerade in Ueberhebung, Prahlerei u. dergl. gegen Gottes Willen verfehlen, kann er einen neuen Absatz recht wohl mit *ταπεινοφρονήσωμεν οὖν* beginnen. Auch 19₂ ist die Anknüpfung nicht ›hart und unmotiviert‹, sondern wohl verständlich. Mehr als seltsam wäre es freilich, wenn es hieße: *πολλῶν οὖν καὶ μεγάλων καὶ ἐνδόξων μετεληφότες πράξεων*, und solche *πράξεις* wären, wie Knopf meint, vorher gar nicht erwähnt. Aber sie stecken ja sichtlich in den vorhergehenden Beispielen (s. Lightfoot z. St.), und von diesen Beispielen führt der Autor nunmehr zu dem Urvorbilde, daß in der Schöpfungsordnung gegeben ist. Freilich verbaut man sich das Verständnis, wenn man c. 20 einfach eine ›Ausführung über Gottes Ordnung und Güte als Schöpfers und Erhalters‹ nennt, d. h. die eigentlichen Stichworte wie *τῆς εἰρήνης* (19₂), *ἀόργητος* (19₂), *ἐν εἰρήνῃ καὶ ὁμονοίᾳ* (20₁. s. 11) unbeachtet läßt.

Zweitens sind die Hauptabschnitte keineswegs so verschieden, wie es bei Knopf den Anschein hat, sie sind inhaltlich vielmehr in einander verschlungen. Von *ὁπακοή* ist c. 9, c. 10 und wieder c. 13, 14, 19 die Rede, von *εἰρήνῃ* und *ὁμόνοια* c. 9, 14, 15, 19 und 20 f., von Demut oder ihrem Gegenteil nicht bloß c. 13, 19, sondern auch c. 21, 30, 31, 32.

Drittens reißt der Verfasser wenigstens den größten Teil dieser Ausführungen doch allzusehr von der konkreten Polemik des Schreibens los. Die Einsicht, daß nicht jeder besondere Begriff (wie z. B. *φιλοξενία*) auf einen neuen Schaden der korinthischen Gemeinde hinweist, darf nicht so überspannt werden, daß der allgemeine Zusammenhang, in dem die meisten Mahnungen mit den namhaft gemachten Gebrechen der Stimmführer oder der Gemeinde in Korinth trotz allem stehen, überhaupt fast ignoriert wird. Stellen wie 9₁, 14₁, 21₅ können hier warnen. Eben wegen dieses Zusammenhanges aber liegen Hauptbegriffe der Erörterung wie *ζῆλος*, *μετάνοια*, *ὁπακοή*, *εἰρήνῃ*, *ταπεινοφροσύνη* für den Verfasser viel näher bei einander, als es nach dem bloßen begrifflichen Gehalt der Wörter scheinen könnte. Sie sind alle bedingt durch das Verhalten der korinthischen Aufrührer, wie es von Clemens angesehen wird.

Daß der Brief etwas Predigtartiges in seinem ersten Teile behält, wird durch das alles nicht aufgehoben. Man darf auch sagen, daß er eine Uebung des Verfassers in derartiger Paränese, ebenso und namentlich auch eine Uebung im Gebrauche biblischer Stellen und Beispiele (m. Schrift S. 68 ff.) erkennen läßt. Bei beiden Punk-

ten und am meisten beim zweiten wird man auch mit Knopf im Allgemeinen die Abhängigkeit von einer Tradition behaupten können. Bestimmteres aber läßt sich kaum sagen.

Im Einzelnen ist z. B. die Bemerkung über die Stelle 34₇ (S. 187) anfechtbar. Ich sehe da zwar das Bild einer zum Gottesdienste versammelten Gemeinde, aber nicht gerade das eines mahnenden Homilisten. — Die S. 184 f. erwähnte Annahme von Hatch finde ich weniger wahrscheinlich als Knopf. — Die Einfügung des großen Kirchengebets am Schlusse des Schreibens ist schwer zu begreifen, aber ein Anzeichen dafür, daß die Römer ihr Schreiben von vornherein auf häufigere kirchliche Anagnose berechneten (S. 188), kann ich darin nicht sehen. Die Mitteilung des Dionysius von Korinth, daß der Brief später (um 170) im korinthischen Gemeindegottesdienste verlesen wurde, kann hier ebenso wenig beweisen, wie die Uebersendung der Homilie, die unter dem Namen des 2. Clemensbriefes geht, Schlüsse über den Charakter des ersten Briefes erlaubt.

Druckfehler habe ich wenig gefunden. S. 85 Z. 11 v. u. st. 1874 lies 1876, S. 112 Z. 17 v. u. st. ALS lies ACS, S. 128, Z. 5 v. o. st. ἀπεσχησεν lies ἀπεσχησεν. — Stilistisch ist zu bemängeln der Provinzialismus »erstlich einmal« (S. 26, 47, 87), das jetzt nicht selten begegnende »nicht unschwer« im Sinne von »leicht« (S. 21), das doppelte »doch« S. 25 Z. 3 u. 5 v. o., »demgemäßer Richtlinien« (S. 31), »den ad sensum Plural« (S. 38).

Breslau, 8. März 1902.

William Wrede.

Die Kirchengeschichte des Eusebius aus dem Syrischen übersetzt von Eberhard Nestle. (Texte und Untersuchungen herausgegeben von O. v. Gebhardt und A. Harnack N. F. VI, 2). Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1901. X u. 296 S. 8°. Preis 7,50 Mk.

Auf das Erscheinen der syrischen Uebersetzung von Eusebs Kirchengeschichte hat die Welt lange warten müssen. W. Wright, der eine Ausgabe und Uebersetzung plante und der als Probe in Dindorfs Ausgabe (Lipsiae 1871) einige Kapitel veröffentlicht¹⁾, ist darüber hinweggestorben. Dann ist das Bedürfnis und mehr als es befriedigt worden, als kurz hintereinander die Ausgabe von Bedjan,

1) Vorher war I, 13 von W. Cureton, Ancient Syriac Documents p. 1 bis 6 herausgegeben worden. VI, 16. 17. 25 hatte aus einer andern Handschrift de Lagarde in Praetermissorum libri duo (Gott. 1879) drucken lassen. Vgl. Nestle S. VIII.

Paris (Leipzig) 1897 und Wright, McLean und Merx, Cambridge 1898 erschienen. Bedjan druckte seiner Gewohnheit gemäß nur die Texte mit einzelnen Varianten ab und fügte die Vokalisation hinzu; die englische Ausgabe bot Text nebst Varianten und eine Verwertung der aus der Syrischen geflossenen Armenischen Uebersetzung. Eine Uebersetzung fehlte beiden, und kritisch abschließend ist ebenfalls keine von beiden. Bei einem Schriftsteller des lateinischen oder griechischen Sprachgebietes würde Niemand ein so rohes Verfahren einzuschlagen gewagt haben, daß er einfach die Texte aus zwei Handschriften abdruckte, ohne, wo die Emendation gegeben war, diese vorzunehmen. Auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen gilt aber, wie es den Anschein hat, bei Editionen manches noch für erlaubt, was anderwärts als rückständig perhorresciert wird. Abgesehen von diesem Mangel war das Fehlen einer Uebersetzung unerwünscht. Die Zahl derjenigen Kirchenhistoriker, die im Stande sind, syrische Texte einigermaßen geläufig zu lesen oder auch nur überhaupt zu verstehen, ist heutzutage außerordentlich gering. So schießen denn die zwei Editionen in erster Linie nur für Orientalisten vorhanden zu sein, da auch ein von Lohmann in einer Dissertation unternommener Versuch¹⁾, die syrische Uebersetzung für die Textkritik zu verwerten, in seinen Anfängen stecken geblieben zu sein scheint, abgesehen davon, daß er nicht mit zureichenden Mitteln unternommen war. Die hier zu besprechende Arbeit von Nestle ist nun in diese Lücke getreten.

Wer eine so mühsame, eine stete Selbstverleugnung heischende Arbeit überhaupt unternimmt, trägt seinen Lohn im Grunde schon in der Arbeit selbst davon. Aber es wäre doch unbillig, den Anspruch auf Dank, den sich Nestle mit seiner Arbeit erworben hat, darum zu schmälern, weil er das nicht geleistet hat, was man bei einer derartigen Arbeit erwarten zu sollen meinte. Nestle hat seine Absicht so beschrieben: »Meine Aufgabe war, den syrischen Text möglichst 'wortgetreu' zu übersetzen; das habe ich in dem Grade befolgt, daß ich auch Konstruktion und Wortstellung möglichst bewahrte, ebenso für ein und dasselbe syrische Wort wo möglich denselben deutschen Ausdruck beibehielt« (S. IV). Man wird mit dem Verfasser einig sein können, was die Richtigkeit des Zieles im Allgemeinen angeht. Eine Uebersetzung, die ausschließlich für die Textkritik Verwendung finden soll, kann für den der Sprache Unkundigen allerdings nur dann Wert haben, wenn sie sich mit unbe-

1) E. Lohmann, Der textkritische Wert der syrischen Uebersetzung der KG. des Eusebius. Halle 1899.

dingter Treue an das Original anschließt. Aber auch hierbei bleibt dem Uebersetzer ein weiterer Spielraum, sofern er entweder seine Uebersetzung wie eine Interlinearversion der Vorlage Schritt für Schritt folgen läßt, oder sie dem Idiom anpaßt, in das er überträgt, ohne doch einen Ausdruck oder auch nur die Nüance eines Ausdruckes verloren gehen zu lassen. Beispiele für beide Arten sind in der alten Uebersetzungslitteratur vorhanden. Für jene abgesehen von den altlateinischen Bibeln z. B. die in Südgallien entstandene Uebersetzung der Ketzerschrift des Irenäus, die vielleicht einmal geradezu Interlinearversion gewesen ist, für diese etwa die Uebersetzung der Perpetua-acten oder Rufins Uebersetzung der ἀναγνωρισμοὶ Κλήμεντος. Nestle hat sich für ersteres entschieden. Die Frage, ob die Entscheidung in diesem Sinne zu treffen gewesen ist, mag hier zunächst auf sich beruhen. Da Nestle streng wörtlich hat übersetzen wollen und zwar in dem Sinne einer Interlinearversion, so hat sich die Kritik zunächst hiermit abzufinden und zu fragen, ob er dieses Ziel erreicht hat. Die z. T. ablehnenden Besprechungen, die über die Arbeit erschienen sind¹⁾, scheinen mir diesen Gesichtspunkt zu sehr außer Acht gelassen zu haben. Denn wenn sich Nestle zuweilen bei der Uebersetzung eines mehrdeutigen Ausdruckes vergriffen und eine Uebersetzung gewählt hat, die durch die griechische Vorlage als verfehlt erwiesen wird, so ist das an sich kein Fehler, der dem Autor als Schuld zuzurechnen wäre. Wohl aber darf man angesichts einer Anzahl solcher Fälle fragen, ob der Verfasser gut gethan hat, den griechischen Text erst nachträglich heranzuziehen (S. VIII). Einige Stellen werden zum Beweise genügen. S. 4, 13 ܡܠܝܚܐ »mit Ehren« statt »würdig, anständig« (καθαρώς ἐννοσὶν; der Armenier hat den Ausdruck doppelt wiedergegeben durch ܡܠܝܚܐ ܡܠܝܚܐ »mit Heiligkeit und Anstand«). S. 17, 3 ܡܠܝܚܐ ܡܠܝܚܐ »welche aufsprang in jenen Zeiten« statt »die heranwuchs (ἐπιφύεσις) in jenen Zeiten«. Ebenda Z. 5. 10 war ܡܠܝܚܐ überhaupt nicht zu übersetzen, weil es nur die direkte Rede kenntlich machen soll. Ebenda Z. 6 f. werden die Worte »und es ging hinter ihm von dem Volk« ebenfalls ohne das Griechische καὶ ἀπέστησε λαὸν (ἀπέστη ὁ λαός entspricht dem Syrer) ὀπίσω αὐτοῦ kaum verständlich sein. S. 18, 18 ܡܠܝܚܐ giebt διαλελοιπότων wörtlich wieder, war also nicht »es wurden weggethan« zu übersetzen, sondern »es hörten auf« wie S. 19, 11 richtig steht. Z. 20 ܡܠܝܚܐ »in der Herleitung«

1) Vgl. Victor Ryssel in der Deutschen Litteraturzeitung 1901, Nr. 29, Sp. 1809—1815. Hugo Gressmann in der Theolog. Literaturzeitung 1901, Nr. 24, Sp. 641—645.

wird schwerlich jemand als Uebersetzung von *κατὰ διαδοχὴν* erkennen, wofür in der Uebersetzung sonst, wo der Ausdruck nicht umschrieben wird, meist *محمدا* gebraucht wird (I, 6, 3. 7. III, 10, 4. 37, 1. 4. IV, 1, 1. 5, 2. V, 5, 9. 12, 2. 20, 1). Doch findet sich gerade im ersten Buch mehrfach daneben auch *حالا* gebraucht (I, 6, 6. 7, 2. 10, 3). S. 19, 7 ist *هماء* >die Häupter ließen nach< wörtlich richtig, aber mit Hinblick auf das Griechische *ἐξέλιπον ἄρχοντας* unzutreffend übersetzt. Denn es giebt genau diese Worte wieder. S. 19, 31 kann die Uebersetzung *على احدى* >auf einer andern Seite< statt >anderwärts< leicht mißverstanden werden. Es ist doch nichts anderes als *ἐν ἑτέροις*. S. 120, 14 f. übersetzt Nestle: >Als sie aber beraubt waren der Hälfte [Druckfehler; lies: >Hülfe<] derer, die in dem Lande Kyrene waren, verfolgten sie die Völker aus Aegypten<. Dazu macht er die Anmerkung: >Der Relativsatz >welche im Lande Kyrene waren< könnte auch Subjekt von >verfolgen< sein<. Daß er es sein muß, lehrt ein Blick auf den Griechen, bei dem es heißt: *τῆς τε παρὰ τούτων συμμαχίας ἀποτυχόντες οἱ κατὰ Κυρήνην, τὴν χώραν τῆς Αἰγύπτου λεηλατοῦντες*. Aber auch der syrische Text kann nicht anders übersetzt werden als: >da sie aber beraubt waren der Hülfe dieser (Leute), so verfolgten die, die in dem Lande Kyrene waren, die Völker von Aegypten<. S. 120, 17 hatte der Grieche lehren können, daß nicht von einem Tribunen Marcius die Rede ist, sondern von Marcius Turbo (vgl. Dio Cassius LXVIII, 32), daß also *ماركيوس* in *ماركيوس* oder *ماركيوس* zu ändern ist. Der Armenier beweist übrigens, daß der Fehler bis in die erste Zeit der syrischen Ueberlieferung der Kirchengeschichte zurückreicht; denn auch er liest *ϩ]ⲙⲣⲕⲏⲛⲟⲩ ⲙⲣⲏⲣⲏⲛⲏⲛⲟⲩ* >den Tribun Marcius<. S. 123, 8 >dieses Wort< wird einer, der des Syrischen nicht kundig ist, als Uebersetzung von *λόγος* ansehen müssen. *كلام* aber heißt nicht nur >Wort<, sondern auch >Abhandlung<, kann überhaupt von jeder schriftlichen Aeußerung gebraucht werden. Es entspricht daher dem im Griechischen Text stehenden *σύγγραμμα* vollkommen und war danach zu übersetzen. Es scheint zwecklos, diese Liste fortzusetzen. In dem durchaus berechtigten Bestreben, sich durch den griechischen Text nicht zu irgend welcher Voreingenommenheit in der Auffassung des Syrer verleiten zu lassen, ist Nestle zu weit gegangen und hat dadurch verschuldet, daß seine Uebersetzung zu Mißverständnissen Anlaß geben kann.

Von noch größerer Wichtigkeit ist die prinzipielle Frage nach den Grundsätzen der Uebertragung: ob Interlinearversion oder eine freiere Uebersetzung am Platze war. Nestle hat geglaubt, sich gerade für die erstere entscheiden zu sollen, weil die Uebersetzung be-

stimmt war, für die Textkritik der griechischen Ueberlieferung Verwendung zu finden. Er hat ohne Zweifel eben darum die Arbeit, die er selbst mit Grund als ein ›unerquickliches Geschäft‹ bezeichnet (S. V), gerade so eingerichtet, damit der Textkritiker auf Schritt und Tritt ein genaues Bild von dem Syrer habe, auch wenn er kein Syrisch versteht. Daß er dem Textkritiker nicht in seine Arbeit eingreifen wollte, ist verständlich und durchaus anzuerkennen. Aber es ist doch nicht zweifelhaft, daß er, indem er einen guten Dienst zu leisten hoffte, in der That einen schlechten Dienst geleistet hat. Eine Uebertragung, die in dem Maße treu ist, daß sie einer Sprache einfach ein anderes Gewand überwirft, unter dem der Bau des darunter verborgenen Organismus noch vollkommen deutlich erkenntlich bleibt, ist doch nur dann berechtigt, wenn es sich um Sprachen verwandten Charakters handelt. Wird das Experiment bei Sprachen angestellt, die ihrer ganzen Natur nach von Grund aus verschieden sind, so geht es nicht ohne Gewaltsamkeiten und Härten ab — das würde in diesem Falle ein leicht zu ertragendes Uebel sein —; es wird aber auch nicht selten der Anschein erweckt werden, als läge eine Abweichung vor, wo doch nichts anderes vorliegt, als eine durch die Natur der Sprache gebotene Umschreibung oder eine durch das zu Gebote stehende Ausdrucksmaterial geforderte Verschiebung der Darstellungsmittel. Die richtige Schätzung dafür aber hat nur derjenige, dem die der Uebertragung zu Grunde liegende Textform selbst verständlich ist, nicht aber der, der sich mit der Hülfe jener von dieser ein Bild zu machen sucht. So wird die Uebersetzung Nestles also auch allen denen gute Dienste thun können, die zwar ein wenig Syrisch verstehen, die aber doch nicht im Stande sind, das nicht immer leicht zu übersetzende Syrisch dieser Schrift zu erfassen. Wer sich ohne den Compaß solcher Sprachkenntnis auf das Gebiet dieses deutschen Eusebius hinauswagen will, wird gut thun, im einzelnen Fall, wo ihm eine Besonderheit auffällt, immer einen Sprachverständigen zu Rate zu ziehen und von ihm sich Weisung zu erbitten. Andernfalls wird er in Gefahr kommen, zuweilen etwas für Kern zu halten, was nur Schale ist. Es würde jedoch ein Unrecht sein, zu verkennen, daß auf weite Strecken trotz dieser eben beschriebenen Grenzen die Uebersetzung Nestles auch so ohne weiteres verwertet werden kann. Und gerade, weil Nestle mit soviel Selbstüberwindung diese peinliche Arbeit durchgeführt hat, darf er Anspruch auf den Dank aller derer erheben, denen der Zugang zu dem Originale selbst verschlossen bleibt.

Der Tadel, der gegen das Prinzip der Uebersetzung im Ganzen ausgesprochen ist, würde aber dann überhaupt hinfällig sein, wenn

die Art der syrischen Uebersetzung die Methode, nach der zu verfahren ist, selbst an die Hand gäbe. Läge in dem Syrer eine jener treuen Umbildungen vor, wie sie Nestle seinerseits von dem Syrer zu geben versucht hat, so ist einleuchtend, daß in dem Maße, als der Syrer seine griechische Vorlage durchscheinen ließe, dies auch bei der Deutschen Uebertragung der Fall sein würde: mit andern Worten, daß die wörtlich genaue Afterversion ohne weiteres die Handhabe böte, ohne das Zwischenglied der Version die Vorlage zu rekonstruieren. Daß der syrische Eusebius zu dieser Gruppe von Uebersetzungen nicht gehört, lehrt nun schon die Vergleichung weniger Seiten. Ehe man aber entscheidet, in welcher Art der syrische Uebersetzer seine Aufgabe aufgefaßt hat, ist die Vorfrage zu beantworten, wie weit die Ueberlieferung des Syrrers Vertrauen verdient.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß weder Bedjan noch Wright-McLean eine kritische Ausgabe im strengen Sinne geliefert haben. Bedjan druckte den Text, den er für den richtigen hielt, und setzte darunter die Varianten, soweit sie ihm der Mitteilung wert erschienen. Er hat, da er kein Griechisch versteht, auch die lateinische Uebersetzung des Valesius eingesehen und daraus einige Bemerkungen entnommen, ohne dabei irgendwie methodisch zu verfahren. Wright-McLean geben den Text der Londoner Handschrift, den sie als den bessern zu Grunde legen, und setzen darunter die Varianten der älteren Petersburger, die den minderwertigen Text zu repräsentieren schien, sowie die Varianten des Armeniers, den Merx für diesen Zweck durchgearbeitet hat. Das letztere Verfahren ist zwar das Einfachste, in gewisser Hinsicht auch das Zuverlässigste; aber bei ihm konnte eine kritische Ausgabe natürlich nicht erreicht werden, sondern nur eine vollkommen ungesichtete Materialsammlung, aus der der Text erst herzustellen ist. Daß die Herausgeber sich dieser Pflicht ent schlagen haben, war eine schwer verzeihliche Unterlassung. Daß aber auch der Uebersetzer weder in der Einleitung auf diese Frage überhaupt eingegangen ist, noch auch in der Uebersetzung darauf irgendwie Bedacht genommen hat, ist nicht zu billigen. Nestle hat den Grundsatz befolgt, den Text der englischen Ausgabe zu übersetzen und die unter diesem stehenden Varianten in Auswahl zu berücksichtigen. Aber wie viele seiner Leser, bei denen eine Kenntnis des Syrischen doch nicht vorauszusetzen ist, werden im Stande sein, sich danach ein Urteil über den Wert der verschiedenen Zeugen zu bilden? Weder erfahren sie etwas genaueres über die beiden zu Grunde liegenden syrischen Handschriften, die S. VI nur ganz gelegentlich genannt werden, noch wird etwas genaueres

ber die armenische Uebersetzung, deren Sigle \mathfrak{A} nicht einmal erklärt wird, mitgeteilt, obgleich Merx in dem Vorwort zu Wright-Lean ausreichend über sie gehandelt hatte. Sowenig eine Auseinandersetzung über den Wert des Syrsers für die Kritik des griechischen Textes hier erwartet werden konnte, so unumgänglich war es dem, der auf Grund der Uebersetzung Nestles diese Frage für sich zu lösen suchte, ein Bericht über die Art und den Wert der syrischen Ueberlieferung. So sieht sich der Benutzer auf die Vorrede der Ausgabe von Wright angewiesen, deren Auseinandersetzung jedoch auch nicht zu tief unter die Oberfläche hinabtauchen.

Es ist daher vielleicht nicht unerwünscht, hierauf ein wenig genauer einzugehen. Die beiden Handschriften sind 1) ein Codex vetropolitanius datiert vom April des Jahres 773 der Griechischen Ära = 462 p. Chr. (als A bezeichnet); 2) Lond. Mus. Brit. Syriac. 14639 aus dem 6. Jahrh. (B). Die Differenzen betreffen z. T. lediglich orthographische Dinge, die zur Bestimmung des Wertes nichts ausmachen. Teilweise sind es jedoch auch sachliche Abweichungen, bei denen von Fall zu Fall zu entscheiden ist. Den Ausschlag bei der Beurteilung hat hier der griechische Text zu geben.

I, 1, 1. A: ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ B \mathfrak{A} : ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ G(riechen): κατὰ τὴν ἐκκλησιαστικὴν ἱστορίαν. Trotz des Zusammengehens von B und \mathfrak{A} hat hier A mit seinem »in den Geschichten der Kirche« (vgl. zu den Gesamttitel und die Ueberschriften der einzelnen Bücher) keinen Zweifel das richtige bewahrt.

I, 1, 2. A: $\text{ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ܕܡܪܝܢܐ}$ B \mathfrak{A} : ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ . G: ἔσχατον ἐλάσαντες .. εἰσηγητάς. Hier haben B \mathfrak{A} recht, wenn sie das ܐܠܗܐ auslassen, das Nestle nicht mechanisch mit »auch«, sondern mit »sogar« hätte übersetzen sollen.

I, 1, 2. A: $\text{ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ܕܡܪܝܢܐ}$ B: ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ G: οἷα λόγοι βασιλέως. \mathfrak{A} liest $\text{ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ܕܡܪܝܢܐ}$. Das bestätigt die LA. von

Denn auch II, 14, 6 wird das ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ von \mathfrak{A} mit ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ vertragen.

I, 1, 3. A: $\text{ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ܕܡܪܝܢܐ}$; B \mathfrak{A} : ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ; G: ὁ θεὸς λόγος. \mathfrak{A} mit ihrem εὐαγγέλιον τοῦ θεοῦ stehen G ebenso fern oder nahe, wie A mit εὐαγγέλιον τοῦ σωτῆρος ἡμῶν. Die Uebereinstimmung mit G macht mir noch nicht sicher, daß B \mathfrak{A} im Rechte sind. Nestle stellt die Variante aber nicht einmal für mitteilenswert.

I, 1, 3. A: $\text{ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ ܕܡܪܝܢܐ}$ B \mathfrak{A} : ܐܠܗܐ ܕܡܪܝܢܐ G: κατὰ τὸν σωτῆρα καὶ κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν τὸν Χριστόν. Hier geht A mit G und ich sehe keinen Grund, warum man die syrische LA. ohne καὶ bei dem Syrer bevorzugen sollte.

Inkonsequent ist es I, 1, 3 mit B **ج** zu drucken, wo A **ج** bietet und I, 1, 4 mit B **ع**, wo A **ع** hat. Die Differenz beweist, daß in solchen Dingen keine von den Handschriften ein entscheidendes Gewicht hat. Hier hätte eben der Herausgeber nach festen Prinzipien verfahren müssen.

I, 1, 4. A: **על כן** **אני** **אומר** **לכם**. B א: **אני** **אומר** **לכם**. G: **ἀλλὰ μοι συγγνώμην ἔδω εὐγνωμόνων ἐν- τεῦθεν ὁ λόγος αἰτεῖ**. Auch hier ist die Lage so, daß G keine Ent- scheidung über die Richtigkeit der einen oder andern LA. er- möglicht. Doch ist die directe Anrede an die Einsichtigen immer- hin etwas merkwürdig. Die Uebersetzung Nestles, »daß Einsicht mit mir haben die Verständigen« läßt nicht ahnen, daß das heißen soll: »daß Verständnis für mich haben die Einsichtigen«, wie hätte über- setzt werden sollen.

I, 1, 4. A: ῥηματα; B: λογους; U: ῥηματα; Δαυὶδ ἡ ἐκ τῆς ἐκκλησίας; G: ὡς περὶ τοὺς λόγους τῶν ἁγίων . . φωνάς. Von diesen Varianten entspricht nur B genau G. U hat dasselbe Wort im Singular, A hat statt φωναί eingesetzt λόγοι oder ῥήματα. In diesem Falle ist also der gedruckte Text im Rechte.

I, 1, 4. A: \aleph \aleph ; B \aleph : \aleph \aleph ; G: η $\chi\pi\eta$ $\beta\alpha$ - $\delta\zeta\epsilon\upsilon$. Die Zufügung von \aleph ist ebensowenig notwendig, als etwa im Griechischen die Ergänzung $\delta\delta\phi$ zu η erforderlich wäre. Sie liegt nahe, so nahe, daß der erste beste Schreiber auf die Idee kommen konnte. Eine Verbesserung des Textes ist also in der LA. von B \aleph nicht zu erblicken.

I, 2, 16. A: {الْحِكْمَةُ وَالْكَلِمَةُ}; B \mathfrak{X} : {الْكَلِمَةُ وَالْحِكْمَةُ}. G weicht stark ab, da Syr. das Citat Prov. 8, 12 f. 22 weggelassen und nur kurz den Hauptgedanken angegeben hat. Doch ist auch ohne die Hülfe des Griechen die LA. von B \mathfrak{X} als die ursprüngliche sicher. Die LA. von A stellt eine dogmatische Correctur vor. Christus als »Logos« und als »Weisheit Gottes« entspricht allein der Theologie des Eusebius, die auf Origenes zurückgeht, ebenso wie es im fünften Jahrh. nahe lag, Christus als »Gott« zu bezeichnen.

I, 2, 19. A: {ܐܝܢܐ ܕܡܪܝܥܐ (= ܕܡܪܝܥܐ); B: {ܐܝܢܐ ܕܡܪܝܥܐ ||; X: ῥῆθρον ἐκ τῶν πόλεων καὶ ἀποικισίων; G: οὗτε πόλιν οὗτε πολιτείαν. G entspricht genau der Uebersetzung von B. X hat die Ausdrücke des Syrischen etwas erweitert, setzt aber keinen andern Text voraus, als A. Daß AX hier das ursprüngliche bewahrt haben, ist wahrscheinlich, einerlei ob der Plural »Institutionen« durch die folgenden Plurale im Griechischen (τέχναις, ἐπιστήμας) veranlaßt ist, oder ob der Uebersetzer wirklich πολιτείας las. Nestle hat die Differenz der Lesarten überhaupt nicht notiert und {ܐܝܢܐ mit »Lebens-

weise« zwar wörtlich richtig, aber im Zusammenhange unzutreffend wiedergegeben. Es heißt hier »Einrichtung«, »Staatsverfassung«.

I, 2, 19. A: **ܡܥܬܒܐ**; B \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ**; G: διαφείροντες. B \mathfrak{A} und G gehen zusammen. Die LA. von A ist nur Schreibfehler, veranlaßt durch das vorausgehende **ܡܥܬܒܐ** (A **ܡܥܬܒܐ**).

I, 2, 19. A: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; B: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; G: παρὰ τοῖς πᾶσι (παρὰ πᾶσι BC, παρ' αὐτοῖς F*) βοωμένας. Abgesehen von dem vor **ܡܥܬܒܐ** fehlenden **ܡܥܬܒܐ** ist die LA. von A, die von \mathfrak{A} am correctesten wiedergegeben ist, nicht zu beanstanden.

I, 2, 20. A: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; B \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; G: ἀνωθεν. B \mathfrak{A} G stimmen zusammen und wenn auch A einen passenden Sinn giebt, so ist doch seine Lesart wohl eine nachträgliche Aenderung.

I, 2, 20. A: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; B: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; G: δεινὴν καὶ χαλεπωτάτην νόσον. \mathfrak{A} nimmt eine eigentümliche Zwitterstellung ein. Der Ausdruck νόσον ist doppelt übersetzt und beide Ausdrücke entsprechen sonst dem syrischen Wort **ܡܥܬܒܐ**. Nun steht aber das erste Wort im Plural, das zweite im Singular. Daß ein Fehler vorliegt, ist offenbar. Zu lesen ist entweder **ܡܥܬܒܐ** oder **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**. Da der Ausfall von **ܡܥܬܒܐ** vor **ܡܥܬܒܐ** sich am ehesten mechanisch erklären läßt, wird man hier den Fehler zu suchen haben. \mathfrak{A} ist also = A. B stimmt mit dem Griechischen überein.

I, 2, 20. A: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; B: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; G: πικροτέροις τοῖς κολαστηρίοις. \mathfrak{A} hat den Satz verdorben, liest aber wie B den Singular. A G stehen zusammen und ihre LA. ergiebt einen besseren Sinn: »durch die bitteren Folterqualen der Vergeltung«.

I, 2, 21. A: **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; B \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ ܡܥܬܒܐ**; G: φιλανθρωπία. Die Entscheidung über die Richtigkeit der einen oder andern LA. ist durch G nicht ohne weiteres ermöglicht, da der Syrer für φιλανθρωπία kein einzelnes Wort hat, das den Begriff erschöpft. Doch steht B \mathfrak{A} am nächsten.

I, 3, 15. A: **ܡܥܬܒܐ**; B \mathfrak{A} : **ܡܥܬܒܐ**; G hat nur αὐτοῦ. Das einfache Pronomen ist vom Syrer, wie auch sonst, durch das entsprechende Substantiv ersetzt worden. Dann aber sieht B \mathfrak{A} eher wie eine nähere Erklärung und Verdeutlichung aus.

I, 3, 16. A: **ܡܥܬܒܐ**; B: **ܡܥܬܒܐ**. \mathfrak{A} hat mit **ܡܥܬܒܐ** vielleicht auch **ܡܥܬܒܐ** ausgedrückt. Eine strenge Regel über die Art, direkte Citate einzuführen, scheint der Uebersetzer nicht beobachtet zu haben. In den vorhergehenden Citaten steht **ܡܥܬܒܐ** nicht; an andern Stellen steht es. Daher läßt sich auch hier keine sichere Entscheidung treffen.

mand über den Befund irre geführt wird, bei der Uebersetzung am Platze gewesen. I, 4, 7. A 𐤀: ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ; B: ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ; G: κατὰ τὴν βίαν. B entspricht genauer dem Grundtext. Nur ist ܠܗܝܠܝܢ zu lesen. Die Ersetzung dieses Wortes durch das synonyme ܠܗܝܠܝܢ, das die Activität noch deutlicher zum Ausdruck bringt, ist wohl nicht in einem besonderen Interesse erfolgt. I, 6, 11 fehlen in A die Worte ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ, von denen das zweite von Nestle unübersetzt gelassen worden ist, ebenso zu Unrecht, wie etwas weiter unten ܠܗܝܠܝܢ. Im ersten Falle liegt nur eine Nachlässigkeit des Schreibers vor, im zweiten das Streben, die Construction etwas mehr zu vereinfachen. I, 7, 1 ist in B ܠܗܝܠܝܢ sicherlich nur Verderbnis aus ܠܗܝܠܝܢ. G hat nichts entsprechendes; aber da τ' ἀληθοῦς im Syrischen ohne Mißverständnis zu erwecken nicht wohl wörtlich übersetzt werden konnte, übertrug man den Ausdruck ἀγνοία τ' ἀληθοῦς »der nicht überzeugt ist von der Wahrheit dieser Sache«. 𐤀 hat ܠܗܝܠܝܢ »dieser Dinge« gelesen; ohne Grund. I, 7, 13 B 𐤀 ܠܗܝܠܝܢ, A ܠܗܝܠܝܢ. Ersteres entspricht G, τῶ συνειδότε. In A liegt wiederum nur eine Nachlässigkeit des Abschreibers vor. I, 9, 3 A ܠܗܝܠܝܢ; B läßt ܠܗܝܠܝܢ aus. Aber der Uebersetzer wollte damit εἴς möglichst genau wiedergeben. Daher ist B als die geglättete und A als die ursprüngliche LA. anzusehen. I, 11, 6 A: ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ; B 𐤀: ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ. Letzteres entspricht G πάντα γὰρ ἐπέκασαν συμβουλῇ τῇ ἐκείνου πράξοντες. A hat den Gedanken so umgebogen, daß ein allgemeinerer Sinn herauskommt: »daß alle Leute auf sein Gebot alles ausführten«. Eigenmächtigkeiten oder Nachlässigkeiten des Schreibers von A sind es, wenn II, 1, 1 bei Judas das Epitheton ܠܗܝܠܝܢ ausgelassen und gleich darauf das unentbehrliche ܠܗܝܠܝܢ vergessen wird, die beide durch G geschützt sind. Wenn diese Varianten zwar für die Textkritik nichts ausmachen, so hätten sie doch immerhin bei Nestle eine Erwähnung verdient. In dem Citate aus Gal. 1, 19 läßt A nach ܠܗܝܠܝܢ das ܠܗܝܠܝܢ aus, das sich in Pešitta findet. Da der Zusatz eher zu begreifen ist, als die Streichung, hat A hier wohl den Vorzug zu erhalten. Auf 𐤀 ist kein Verlaß; sein ܠܗܝܠܝܢ ܕܗܝܠܝܢ stammt, wie die meisten Citate in 𐤀, aus der armenischen Vulgata. Auch an recht bösen Irrtümern fehlt es bei A nicht, wie z. B., wenn II, 3, 1 ܠܗܝܠܝܢ »Ermunterung« mit ܠܗܝܠܝܢ »Vermischung« vertauscht wird. So wenig sich also leugnen läßt, daß A durch zahlreiche Fehler entstellt ist an Stellen, wo B einen besseren Text bietet, so wenig ist andererseits zu behaupten, daß darum alle Varianten von A oder doch wenigstens ihre weitaus größere Zahl völlig belanglos seien. An nicht wenigen Stellen hat die in erster Linie auf A basierte Ausgabe von Bedjan

ohne Zweifel einen besseren Text als Wright-McLean. Immerhin aber sind die beiden Handschriften noch so nahe mit einander verwandt, daß der Ertrag für die Textkritik bei ihrer Vergleichung verhältnismäßig dürftig ausfällt. Zum Glück fehlt es jedoch nicht an Mitteln, die Ueberlieferung in eine Zeit zurückzuverfolgen, die vor unsern Handschriften liegt. Die wenigen Excerpte, die sich in verschiedenen Sammelhandschriften des British Museum finden, und die I, 11. II, 22. 23. III, 23. 31. IV, 15 umfassen, sind für diesen Zweck allerdings von relativ geringem Nutzen. Denn so zahlreich an einzelnen Stellen die Sonderlesarten auch sein mögen, so sind sie doch größtenteils so wenig durch inneren Wert empfohlen, daß man in ihnen kaum ein wertvolles Hilfsmittel zur Aufhellung der Geschichte der syrischen Ueberlieferung erblicken kann. Immerhin hätten diese Auszüge insofern den Herausgebern doch von einigem Wert sein können, als sie den Glauben an die Richtigkeit ihrer textkritischen Grundsätze etwas zu erschüttern vermocht hätten. I, 11, 7 läßt der Excerptencodex C in der Josephusstelle über Jesus (Antiqq. XVIII 3, 3) **ܡܚܡ** hinter **ܚܚܝܬܐ** weg, wie A. In **℣** ist es hinter **ܡܡܠܐ** gesetzt. Da ihm im Griechischen durchaus nichts entspricht, man zudem das Wort hier gar nicht erwartet, werden A C im Rechte sein, wenn sie es auslassen. Auch darin scheint mir C das Richtige bewahrt zu haben, wenn er gegen die beiden Handschriften und auch gegen **℣** liest: **ܚܚܝܬܐ ܕܡܚܡ ܡܚܡܐ**. Denn das entspricht genau dem Wortlaute von G: πολλοὺς δὲ καὶ ἀπὸ τοῦ Ἑλληνικοῦ. I, 11, 8 ist **ܡܚܡܐ ܕܡܚܡܐ**, das **℣** B bieten, wohl besser syrisch, als **ܡܚܡܐ ܕܡܚܡܐ** bei C; da aber **℣** mit seinem *h₂h₂h₂h₂h₂* die L.A. von C zu stützen scheint, so ist mit C zu corrigieren. Der Text entspricht dann G. Dagegen ist im Folgenden der Zusatz von **ܡܚܡܐ** hinter **ܚܚܝܬܐ ܕܡܚܡܐ** in C müßig, wie auch **ܡܚܡܐ** durch **πάλιν** bei G gehalten ist. Im Ganzen ist gerade bei dieser Excerptenhandschrift die Zurückhaltung begreiflich, weil sie durch mehrere offenkundige Fehler ihren Kredit verscherzt hat. Anders liegt die Sache bei den andern Handschriften, die einzelne Stücke erhalten haben. Sie scheinen mir größere Beachtung zu verdienen. II, 22, 1 konnte mit D nach **ܡܚܡܐ** wohl **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ** eingesetzt werden, da es dem **καθ' ὃν** bei G entspricht, das bei A B **℣** unübersetzt bleibt. Auch die Schreibung **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ** statt **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ** ist correcter, wie § 3 **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ** ruhig statt **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ**, das B bietet, aufgenommen werden konnte. § 5 ist mit **℣**, dem A D wenigstens teilweise beistimmen **ܡܚܡܐ** zu lesen; denn auch im Griechischen fehlt das von B ausgedrückte ›und‹ am Anfange des Citates 2 Tim. 4, 18. Ferner ist mit D **℣** zu lesen **ܡܚܡܐ ܡܚܡܐ**, da im Griechischen *τὴν βασιλείαν αὐτοῦ τὴν ἐπουράνιον* steht. Mit D

(vgl. \mathfrak{A}) ist endlich § 8 ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ umzustellen (A B ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ) und mit AD ܐܝܢܐ statt ܐܝܢܐ zu lesen. II, 23, 2 (p. 101, 1) gehört recht viel Befangenheit dazu, gegen das übereinstimmende Zeugnis von A E \mathfrak{X} ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ statt des Singulars zu lesen. Denn das $\text{ἀναρχα καὶ ἀνεπιτρόπιστα}$ wird doch den Plural nicht rechtfertigen sollen. Daß aber Nestle diese LA. nicht einmal erwähnt, ist mir unbegreiflich. Mit denselben drei Zeugen war § 3 ܡܡܠܐ statt des Plurals zu schreiben. Denn »die Erzählung von den Worten des Clemens« entspricht dem $\alpha\iota\ \tau\omicron\upsilon\ \text{Κλήμεντος φωναι} \dots \text{ἱστορηκότος}$. Der Plural »Erzählungen« verdirbt aber den Sinn, namentlich wenn das Wort, wie von Nestle mit »Geschichten« übersetzt wird. II, 23, 10 war wie I, 11, 8 (s. o.) mit A E \mathfrak{X} ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ zu lesen, nicht ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ . Zweifelhaft kann man sein, ob ebenda mit B \mathfrak{X} ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ oder mit A E ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ zu lesen ist. Denn λεγόντων bei G konnte auf die eine, wie auf die andere Weise aufgelöst werden. III, 23, 6 haben EF mit ܡܡܠܐ wohl gegen die übrigen Zeugen recht. Denn G hat $\text{ἀπὸ παρὰ καλούμενος}$. Nur in ihrer LA. ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ ist eine wirklich ausreichende Uebersetzung von G $\text{ἐπὶ τὰ πλησιόχωρα τῶν ἐθνῶν}$ gegeben. AB \mathfrak{X} lassen πλησίον ganz weg und übersetzen, als ob etwa τὰ χωρία dastünde. III, 23, 11 dagegen hat B gegen A E F \mathfrak{X} den Plural entsprechend G überliefert und mit Recht ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ punktiert. III, 23, 12 ist der Zusatz von EF ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ (\mathfrak{X} ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ , las also den Plural) unentbehrlich. Denn nur so entspricht es G: $\text{καὶ τινος ἐμπροσθοῦς χρείας}$. Danach ist freilich der Zusatz in F (nicht E, wie Nestle S. 96, Anm. 3 druckt) ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ eine überflüssige Bereicherung des Textes. Denn auch in G ist das Subject nicht genauer bezeichnet, auch in § 13 hat ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ keinen andern Wert, als den einer verdeutlichenden Zugabe zu dem ursprünglichen Texte. Dagegen hat im Folgenden Nestle selbst die LA. ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ , die EF bieten, in den Text aufgenommen. G bietet κατεληψε . Ob \mathfrak{X} las, wie EF, ist nicht sicher. Denn er bietet nicht, wie es nach der Bemerkung Nestles S. 97, A. 1 scheint, »wohnen«, sondern ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ »er trieb sich umher«. § 16 ist a. E. ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ zu lesen mit A F \mathfrak{X} gegen ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ , das BE bieten. § 18 ist mit EF \mathfrak{X} resp. A E F \mathfrak{X} sowohl vor ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ und vor ܡܡܠܐ ܕܥܡܠܐ zu streichen. In G steht ἐξαιτούμενος und συναγωνιζόμενος . Die Zahl der brauchbaren Lesarten, die von den Excerptenhandschriften in diesem Capitel geboten werden, ist so auffallend groß, daß man auf den Gedanken kommen könnte, als sei hier der Text noch einmal an der Hand von G durchcorrigiert worden. Da aber einzelne von A, andere von \mathfrak{X} bestätigt werden, so ist diese Erklärung abzuweisen. In diesem Falle aber lassen uns diese Fragmente einen Blick in die syrische Ueberlieferung thun, der

für die Beurteilung des Wertes der beiden Handschriften, die uns die größere Masse des Textes erhalten haben, nicht ohne Belang ist. Denn sie beweisen dann unwiderleglich, daß der Text Verderbnissen ausgesetzt gewesen ist, durch die an vielen Stellen der engere Anschluß an G verloren gegangen ist. Eine Bestätigung hierfür bietet IV, 15, wo sich vielfach Lesarten finden, die von Wright an den Rand verwiesen sind, obwohl sie ohne Zweifel den ursprünglichen Text repräsentieren.

Ist damit das Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit der von AB gebotenen Textform erschüttert, so ist auch für die Beurteilung von A der richtige Ausgangspunkt gegeben. Die armenische Uebersetzung ist, wie eine als glaubwürdig zu betrachtende Ueberlieferung bei Moses von Chorene (hist. Arm. II, 10) berichtet, durch Mesrop selbst veranlaßt worden. Sie fällt demnach in die erste Hälfte des 5. Jahrh. Dann muß aber die Handschrift, aus der die armenischen Gelehrten übersetzten, mindestens c. 400 geschrieben gewesen sein. Es steht aber nichts im Wege, sie auch noch für älter anzusehen. Man wird auch annehmen dürfen, daß die Armenier in Edessa — dort ist der Ursprung der Uebersetzung wohl nach Moses l. c. III, 60 zu suchen¹⁾ — nicht die erste beste Handschrift benutzt haben werden, die ihnen zu Gesicht kam, ebensowenig, wie daß die syrischen Gelehrten, die ihnen dort mit Rat und That zur Seite standen, nicht auch bemüht gewesen sein sollten, jenen für einen correcten Text zu sorgen. Nun ist freilich, wie ich an einer andern Stelle²⁾ gezeigt habe, die Ueberlieferung des armenischen Textes durchaus nicht einwandfrei. Es läßt sich noch an einigen Paralleltexten zeigen, daß die zahlreichen Syriasmen mancherlei Verderbnisse herbeigeführt haben. Aber auch sonst hat es nicht an vielfachen Entstellungen gefehlt. Dennoch ist der Armenier, der ganz außerordentlich treu übersetzt hat, von größtem Werte für die Kritik des Syrsers. Denn er repräsentiert eine Handschrift aus einer Zeit, in der die Veränderungen, die der Syrer im Verlaufe seiner Ueberlieferung erfahren hat, noch nicht allzu zahlreich waren. Daß Wright-McLean von diesem, durch Merx so vorzüglich und so bequem erschlossenen Hilfsmittel keinen andern Gebrauch zu machen wußten, als den, die Varianten am Rande mitzuteilen, beruht auf der Verkenntung ihrer Herausgeberpflichten. Daß aber auch Nestle nicht mehr Nutzen von diesem Materiale gezogen und vor allem, daß er

1) Vgl. Merx bei Wright-McLean p. XVI.

2) S. Texte und Untersuchungen hrsg. von v. Gebhardt und Harnack, N. F. VII, 3, S. XI ff.

die Varianten des Armeniers nicht regelmäßig und vollständig mitgeteilt hat, ist nur daraus zu erklären, daß er der englischen Ausgabe und dem in ihr befolgten Prinzip ein viel zu großes Vertrauen entgegengebracht hat. Mit welchem Recht, ergibt sich aus den vorstehenden Auseinandersetzungen.

Ehe der Syrer also für die Kritik des griechischen Textes nutzbar gemacht werden darf, hat noch ein gutes Stück kritischer Arbeit an ihm selbst zu geschehen. Ein Anfang ist dafür gemacht; auch Nestle hat eine Anzahl von Emendationen an dem Texte angebracht. Wichtiger aber, als dem Texte durch Conjecturalkritik zu helfen, erscheint die Aufgabe, durch eine planmäßige Benutzung des bereits vorhandenen Materiales die Erkenntnis zu fördern. Es ist zu beklagen, daß Nestle hier nicht mehr gethan hat. Er hat sein Verdienst dadurch geschmälert, daß er denen, für die seine Uebersetzung berechnet ist, nicht zugleich auch die Mittel zur kritischen Benutzung in vollem Umfang in die Hand gab.

Trotzdem ließe sich das Verfahren von Nestle begreifen und auch bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen, wenn der Syrer mit seiner Vorlage so frei umgegangen wäre, daß es auf die Einzelheiten nicht ankäme. In diesem Falle könnte man allerdings — vorausgesetzt, daß das Editionsprinzip richtig ist — auf eine Menge Varianten des Syrischen Textes verzichten. Allerdings würde mit einer solchen Auffassung die von Nestle gewählte Art der Uebersetzung, die bis in die Einzelheiten der Wortstellung hinein das syrische Original nachzubilden strebt, in einem deutlichen Gegensatz stehen. Aber es ist vielleicht doch nicht überflüssig, auch diese Frage hier noch kurz zu erörtern, soweit das bei dem gegenwärtigen Stande der Textkritik des griechischen Euseb überhaupt möglich ist.

So sehr die Annahme einer mehrfachen Auflage bei einer Schrift des Altertumes discreditiert ist durch mancherlei Unfug, der damit getrieben ist, so wird man doch bei Euseb die Rätsel der Textüberlieferung auf keinem andern Wege lösen können. In der Mehrzahl der Handschriften findet sich, an verschiedenen Stellen von den verschiedenen Zeugen eingefügt, die griechische Form der Geschichte der palästinischen Märtyrer. Sechs Handschriften bringen dieses Stück hinter dem VIII. Buche, wo es, wie eine Handschrift bemerkt, in einem alten Exemplare stand (*καὶ ταῦτα ἐν τινὶ ἀντιγράφῳ ἐν τῷ ὀγδόῳ τόμῳ εὑρομεν*); eine Handschrift bietet es aus leicht erkennbaren Gründen VIII, 13 am Schluß von § 7; zwei Handschriften haben es an das Ende der KG verwiesen, hinter B. X und drei

Handschriften bringen es überhaupt nicht¹⁾. Da nun dieselbe Schrift in anderer Bearbeitung vollständig syrisch erhalten ist, eine Reihe von Fragmenten aber das Vorhandensein eines auch durch Nachrichten bezeugten griechischen Originals verbürgt, aus dem die syrische Uebersetzung geflossen ist, so kann das in die KG eingesprenzte Stück unmöglich von Euseb selbst in diese hineingestellt worden sein. Da nun dies letztere alle Spuren eines früheren Entwurfes an sich trägt, so ergibt sich daraus, daß die KG von einer andern Hand als von Eusebius eine Bearbeitung erfahren hat, durch die zum mindesten jener Entwurf eingefügt worden ist. Damit würde das Präjudiz bestehen, daß die drei Handschriften, die jenen Entwurf nicht bieten, die einzigen Repräsentanten der ursprünglichen Ausgabe der KG sind, nämlich der Cod. Paris. gr. 1431 (B) s. X, Cod. Venet. Marc. 338 s. X (M) dazu Paris. 1433 (D). Hierzu kommen die beiden alten Uebersetzungen; denn weder Rufin noch der Syrer bieten das Stück. Allerdings muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß diese originale Form von keiner Handschrift treu repräsentiert wird, da nicht ausgeschlossen ist, daß schon frühe eine Contamination der beiden Formen eingetreten ist. Immerhin wird man sagen dürfen, daß da, wo BM bestätigt werden von Syr. und Rufin, echtes Gut zu vermuten ist. I, 13, 19 bieten alle griechischen Zeugen außer BM und einer dritten Handschrift $\kappa\eta\rho\acute{o}\xi\omega$ τὸν λόγον τοῦ θεοῦ. BM G Syr. Ruf. lassen τὸν λόγον τοῦ θεοῦ weg. Folglich haben wir darin einen Zusatz zu erblicken, dessen dogmatische Tendenz klar zu Tage liegt. II, 13, 2 $\delta\varsigma\ \delta\eta\ \epsilon\acute{\nu}\ \tau\eta\ \pi\rho\omicron\tau\epsilon\rho\alpha$ BM und Syr. Ruf., $\eta\acute{\nu}$ die übrigen Zeugen. § 8: $\delta\ \tau\acute{\iota}\ \pi\omicron\tau\epsilon\ \gamma\acute{\alpha\rho}\ \acute{\alpha}\nu\ \epsilon\pi\iota\nu\eta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta\ \pi\alpha\nu\tau\acute{o}\varsigma\ \alpha\iota\sigma\chi\rho\acute{o}\varsigma\ \mu\iota\alpha\rho\acute{o}\tau\epsilon\rho\omicron\nu$ BM, $\delta\ \tau\acute{\iota}\ \pi\omicron\tau\epsilon\ \gamma\acute{\alpha\rho}\ \acute{\alpha}\nu\ \epsilon\acute{\iota}\eta\ \eta\ \epsilon\pi\iota\nu\eta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta\ \pi.$ α. μ. die übrigen Zeugen. Syr.: »Denn über alles, was jemand denkt an Gemeinem und Unreinem«. Ruf. quod excogitari a quoquam potest. II, 15, 1 drückt Syr. das wichtige λεγομένου überhaupt nicht aus. Er übersetzt: »Sie wurden der Anlaß für diese Schrift des Evangeliums des Markus«. BM und zwei andere Zeugen haben αἰτίος γενέσθαι τῆς τοῦ λεγομένου κατὰ Μάρκον εὐαγγελίου; die andern Handschriften haben teils τῆς λεγομένου τοῦ M. ε. (so A)

1) Ich benutze im folgenden die Bezeichnungen von E. Schwartz, über die von Dobschütz, D. Briefwechsel zwischen Jesus und Abgar Zeitschr. f. wiss. Theol. 43 (1900), S. 428 f. Nachricht gegeben hat. Also: A = Paris. 1430; F = Laur. LXX, 7; E = Laur. LXX, 20; R = Mosqu. S. Syn. 50. Diese bilden eine Klasse, die einen vielfach interpolierten Text enthält. Eine zweite Klasse wird gebildet durch B = Paris. 1431; D = Paris. 1433; M = Venet. Marc. 338. Die LAA. der beiden Klassen sind vielfach vermischt worden, so daß jetzt fast nur M eine ziemlich selbständige Stellung einnimmt.

oder τῆς λεγομένης τοῦ Μ. ε. (so FER). Doch ist es durchaus nicht so, daß Syr. eine der beiden Gruppen der griechischen Handschriften stützte. Vielmehr bestätigt er bald die eine, bald die andere Gruppe, wie diese selbst durchaus nicht so scharf auseinanderzuhalten sind, sondern offenbar schon sehr frühe eine starke Contamination der verschiedenen Texte eingetreten ist. Infolgedessen ist die Textkritik des Euseb vielfach in einer verzweifelten Lage, sofern die Gestalt der beiden Gruppen, der interpolierten und der nicht interpolierten, nur in allgemeinen Umrissen festzustellen ist. Da der Syrer und Rufin je eine Handschrift repräsentieren, die von dem Originalen nur 50—70 Jahre, vielleicht nicht einmal so viel absteht, so ergibt sich, welche Bedeutung ihnen zukommt. Es fragt sich also, da Rufin hier aus dem Spiele zu bleiben hat, ob der Syrer so treu übersetzt hat, daß man ihn überhaupt für die Textkritik benutzen kann. Auszuschließen sind vor allem die meisten Varianten, die auf Verschiedenheit der Wortstellung, sofern damit keine Aenderung des Sinnes verbunden ist, Zusetzung oder Weglassung des Artikels, Partikeln und ihre Stellung u. ä. beruhen. Hier ist das semitische Idiom gegenüber dem griechischen so außerordentlich ungelenk, daß man von dem Uebersetzer nicht mehr erwarten darf, als er zu leisten im Stande war. Ferner bot das Griechisch, das Eusebius schreibt, mit seinen langen und oft schwerfälligen Perioden dem Uebersetzer noch ganz besondere Schwierigkeiten, und zwang ihn, da er die Perioden nicht nachahmen konnte, zu Auflösungen und Umstellungen, durch die er eine syrische Form überhaupt erst ermöglichte. Daß im Laufe der syrischen Ueberlieferung hier vielleicht noch manches verändert und geglättet worden ist, wurde bereits oben bemerkt. Trotz aller dieser Vorbehalte ist die Uebersetzung doch nicht wertlos. Sie wäre es, wenn sie nur in der Hauptsache die Gedanken wiedergäbe. Aber sie entfernt sich von dem Originalen nicht mehr als nötig und wer in der syrischen Uebersetzungsliteratur einigermaßen bewandert ist, wird in den meisten Fällen die Eigentümlichkeiten des Syrers richtig zu deuten wissen.

An einigen Beispielen mag die Art des Uebersetzers, sowie seine Bedeutung für die Textkritik noch erläutert werden. III, 31, 3 (p. 137, 4 Heinichen) Φίλιππον τῶν ἐξ ἀποστόλων die meisten Zeugen, Φ. τὸν ἐξ ἀποστόλων A, Φ. ὄντα τῶν ἐξ ἀποστόλων Vat. Vind. Syr. Statt πολιτусаμένη haben die Excerptenhandschriften des Syrers προφητευσασμένη wiedergegeben (ܡܠܟܐ statt ܡܠܟܐ). ἡ fehlt im Syr., wie bei AFE. Statt τὸ πέταλον πεφορεκώς hat Syr. ܡܠܟܐ ܡܠܟܐ ܡܠܟܐ und er war bekleidet mit der heiligen Krone (oder: dem heil. Kopfschmuck). Dabei ist »heilig« nur zugesetzt,

um das **كرونة** verständlich zu machen. Die Uebersetzung Nestles »Krone der Heiligkeit«, die dem Wortlaut entspricht, kann leicht von denen mißverstanden werden, die nicht wissen, daß der Genitiv das Adjectiv ersetzt. § 4 **μετὰ τοῦτον** A F E Syr., **μετὰ τοῦτο** B M Ruf. Danach fügen **δέ** zu A Ruf., es lassen es aus B M Syr. § 6 **περί τε τῶν ἀποστόλων** B Syr., **περί τε τῶν ἀποστόλων αὐτῶν** rell. Ruf. III, 32, 4 **ἐξ αὐτῶν** M Ruf. Syr. (»als Leute von ihnen«); **ἐξ αὐτῆς** rell. **οὐ καὶ γεγονέναι αὐτὸν** A, om. **καὶ** rell. Syr.: »dessen Sohn aber er auch war« **οὐ καὶ γεγονέναι αὐτὸν οὐδὲν**? Doch kann auch der Genitiv **οὐ** so übersetzt worden sein. III, 32, 8 haben B E am Schlusse den Zusatz: **καὶ ταῦτα μὲν οὗτος περὶ τούτων διαλαβὼν ὥδε πως ἔλεξεν· ἡμεῖς δ' ἐπὶ τὰ ἐξῆς τῆς ἱστορίας ὁδῶ προβαίνοντες ἴωμεν.** Die andern Handschriften, Ruf. und Syr. lassen diese Worte weg, die wie schon Valesius sah, aus der verkehrten Meinung heraus zugesetzt worden sind, daß bis dahin von Eusebius Hegesipp citiert werde. III, 33 2, **κατ' ἐπαρχίας** F E, **κατ' ἐπαρχίαν** rell. »an verschiedenen Orten« Syr., also = F E. § 3 **δὲ δ' ἠγνόει** FM, **διὸ ἠγνόει** EB, **διηγνόει** A; »und darum, weil er nicht wußte, was er thun solle« Syr. also = FM. Denn das überschüssige »und« war nötig, weil Syr. das vorausgehende Partizip auflöste. III, 36, 2 wird von B F E zu Papias der Zusatz gemacht **ἀνὴρ τὰ πάντα ὅτι μάλιστα λογιώτατος καὶ τῆς γραφῆς εἰδήμων.** M A rell. mit Syr. Ruf. lassen das Elogium weg. In der That stimmt es auch schlecht zu dem wegwerfenden Urteil, das Euseb. 39, 3 über ihn gefällt hat. Da Papias in einzelnen Kreisen, denen sein Chiliasmus weniger mißfällig war, auch späterhin noch großes Ansehen genoß, läßt sich der Zusatz leicht erklären. Euseb selbst kann sich so nicht ausgedrückt haben. III, 37, 1 **ἅτε τηλικῶνδε ὄντες διαπρεπεῖς μαθηταί** A, **ἅτε τηλικῶνδε ὄντες μαθηταί θεοπρεπεῖς** B, **ἅτε τηλικούτων ὄντες μαθηταί διαπρεπεῖς** M. »Solcherart aber waren diese Jünger, die Gott entsprachen« Syr. **θεοπρεπεῖς** ist also auch L A. des Syrrers. IV, 15, 1 **ἡγοῦμαι δεῖν μνήμην τῆςδε τῆς ἱστορίας** lesen die meisten Handschriften; **τῆς ἱστορίας** M. Erstere L A. bestätigt außer Ruf. auch Syr. »in dem Gedächtnis dieser Erzählung«. § 3 ist die Ueberschrift des Briefes der Smyrner im Syr. stark verkürzt. Sie lautet hier: »Die Kirche Gottes denen, die in Philomela (sind) und allen Gemeinden, die in der heiligen Kirche (Plur. lesen A E F M) sind an jedem Orte«. Doch scheint der Syr. hier selbst noch in Unordnung zu sein, da **ἅ** »denen« ausläßt und damit den ganzen Sinn verkehrt. Reconstructiert man die Vorlage von **ἅ** so ergibt sich **ἡ ἐκκλησία τοῦ θεοῦ ἢ παροικοῦσα ἐν Φιλομελίῳ**, d. h. der syrische Uebersetzer oder der Schreiber seiner Vorlage war von **παροικοῦσα** auf **παροικοῦσιν** übergesprungen. Durch das aus dem Zusammenhange er-

gänzte **ܠܚܝܩ** ist dann der syrische Text erst lesbar gemacht worden. Nestle hat diesen Zusammenhang offenbar nicht erkannt und darum die Bemerkung über **Α** nicht der Mitteilung für wert gehalten. § 4 **περιστῶτας καὶ θεωμένους** A, **περιστῶτας θεωμένους** B M; Syr.: »die ringsum waren und dastanden und auf sie blickten«, also = A. § 5 **ὡς ἂν τάχιον τοῦ ἀδίκου καὶ ἀνόμου βίου ἀπαλλαγείη** B; die andern Zeugen setzen zu **βίου** noch **αὐτῶν**. Wie B liest Syr.: »wie daß er schnell befreit wurde von dieser Welt des Frevels und der Gottlosigkeit«. § 10 **τὸ ὑπὸ κεφαλῆς αὐτοῦ στῶμα** B, **τὸ ὑπὸ κεφαλῆς αὐτῷ στῶμα** rell. »die Decke, die unter seinem Kopfe war« Syr. **μονονουχί** fehlt bei B, ebenso im Syr., der **τὸ μέλλον προθεσπίσαντα σαφῶς τε ἀνειπόντα** zusammenzieht: »er sagte deutlich voraus was geschehen werde«. § 13 **τῷ σ. κ. ε. τρόπου** B M E; Syr. »auf die Reinheit und Festigkeit seiner Person« (**πρόσωπον** ist beibehalten als **ܡܝܬܬܐ**). § 24 **φέρε δὲ βούλει** A, **δ** B M Ruf. Syr. § 25 **ὥστε μὴ μόνον συμπεσεῖν** B M, **ὥστε μὴ μόνον μὴ συμπεσεῖν** rell. Ebenso Ruf. Syr. V, 6, 5 wird von Heinichen das aus dem lat. Irenäus aufgenommene **διαδοχῇ** (successione) in den Text gesetzt, obgleich alle Zeugen **διδαχῇ** lesen. Auch der Syr. hat nichts anderes, sodaß hier an einen Fehler des Eusebius selbst zu denken ist, sei es, daß er selbst sich verlas oder verschrieb, sei es, daß seine Vorlage schon diesen Fehler bot. V, 10, 2 **ἐπ' ἀξίῃ καὶ οἰκοδομῇ τοῦ θείου λόγου προθυμούμενοι** B, **προμηθούμενοι** A F E M **ܡܫܥܝܬܐ** **ܡܫܥܝܬܐ** »sie beeiferten sich«, also = B. § 3 **καταλείψαι γραφὴν ὡς καὶ σώζεσθαι** B; die übrigen haben **ἦν** statt **ὡς**. Syr. beginnt einen neuen Satz: »und es (das Evangelium des Matthäus) ist erhalten bei ihnen«. Der Uebersetzer las also weder **ἦν** noch **ὡς**. Aus der fehlenden Verbindung nahm B den Anlaß, eine Ergänzung nach eigenem Ermessen anzubringen, die dann freilich verkehrt ausfiel. Das Richtige haben A E F M bewahrt. Das beweist, wie auch aus dem Vorhergehenden mit ausreichender Deutlichkeit hervorgeht, daß die Vorlage des Syrrers mit dem Archetypus von B am nächsten verwandt ist. Nun liegt die Sache nicht so einfach, daß es ohne weiteres möglich wäre, den letzteren sofort aus den Lesarten von B zu rekonstruieren. Vielmehr haben, wie schon das noch immer recht ungenügende textkritische Material zeigt, Beeinflussungen der Handschriftenklassen in sehr umfangreicher Weise stattgefunden. Einen sicheren Führer aus diesem Labyrinth giebt es überhaupt nicht. Aber auf einem von soviel Irrwegen durchzogenem Gebiete ist jeder Führer wertvoll. Daher ist auch die Hülfe des Syrrers nicht zu verschmähen, selbst wenn sie nicht immer ausreicht, das rechte finden zu lassen.

In dem Vorstehenden sind die Punkte, an denen die Arbeit von Nestle der Verbesserung bedürftig erscheint, ausführlicher zur Sprache gekommen, als das Lob, das ihr gebührt. Es mag aber zum Schlusse noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Arbeit dennoch des Dankes sicher sein darf, weil sie den meisten Benutzern des Eusebius diesen wichtigen Textzeugen überhaupt erst zugänglich gemacht hat. Daß diese Quelle überhaupt erschlossen wurde ist aber mehr wert, als die unsichere Hoffnung auf Jemand, der diese Aufgabe in idealer Vollkommenheit löste. Darum mag sich auch Nestle damit trösten, daß die Mühsal seines Werkes nicht vergeblich gewesen ist.

Darmstadt.

Erwin Preuschen.

R. Dussaud et F. Macler, voyage archéologique au Safâ et dans le Djebel ed-Drûz. Avec l'itinéraire, 17 planches et 12 figures. Paris, Ernest Leroux 1901. 227 S.

Die Herren Dussaud und Macler, Schüler von H. Derenbourg, haben im Frühling 1899 eine Reise in das Haurân unternommen, um schon bekannte Inschriften noch einmal zu vergleichen und neue hinzuzufügen; sie erstatten darüber in diesem Buche Bericht. Der erste Theil ist den Inschriften des Safâ gewidmet. Die ersten glücklichen Schritte, sie zu entziffern, hat bekanntlich Halévy gethan, nach vergeblichen Versuchen Anderer. Er hat das zwischen den Eigennamen stets wiederkehrende Wort בן (Sohn) und den Artikel נ erkannt, und die Mehrzahl der Buchstaben sicher identifiziert. Mit der Meinung aber, es liege das phöniciſche Alphabet (nur ergänzt durch ع) zu Grunde, hat er nicht Recht gehabt. Schon Praetorius hat dagegen, vor bald zwanzig Jahren, Einspruch erhoben. Man kann in der That nicht begreifen, wie Araber der Haurângegend in nachchristlicher Zeit darauf gekommen sein sollten, nicht das aramäische Alphabet für ihre Sprache zu wählen, wenn sie sich mit zweiundzwanzig Buchstaben begnügen wollten; ein davon abweichendes Alphabet können sie nur als ein für ihre Sprache alt überliefertes von Hause, d. h. von Arabien, mitgebracht haben. Jetzt hat Dr. Enno Littmann, der mit einer amerikanischen Expedition 1899 und 1900 in Syrien gewesen ist, die Meinung von Praetorius mit einigen Modifikationen wieder aufgenommen und ausprobiert, daß das arabische Alphabet von 28 Buchstaben der einzige Schlüssel

ist, der auf die Safâ-Inschriften wirklich paßt ¹⁾. Nicht wenige Eigennamen, die nach Halévys Lesung ein fremdartiges und unglaubliches Aussehen hatten, bekommen dadurch ohne Weiteres ein echt arabisches Gepräge und entsprechen den sonst überlieferten und namentlich auf den griechischen und aramäischen Inschriften vorkommenden Beispielen; auch einige Appellativa lassen sich nun nachweisen, u. a. Namen von Thieren, die durch Bilder bestätigt werden. Sechzehn Buchstaben Halévys behält Littmann bei, zwölf jedoch bestimmt er anders. Dussaud und Macler verlassen sich nun aber noch ganz auf Halévys Alphabet und folgen ihm unbedingt; man vermißt bei ihnen eine genaue Bekanntschaft mit den arabischen Eigennamen. Auf diese Weise sind ihre Lesungen und Erklärungen von vornherein halbwegs antiquiert. Natürlich wird dadurch der Werth der eigentlichen Ausbeute ihrer Reise, der gesammelten und sorgfältig reproducirten Copien, in keiner Weise beeinträchtigt. Littmann selber erkennt dankbar an, daß diese Copien, die ihm bereits vor der Publicirung des ganzen Werkes neidlos zur Verfügung gestellt waren, ihm eine unvergleichliche Hilfe gewesen seien.

Im zweiten Theil werden griechische und nabatäische Inschriften aus dem Drusengebirge behandelt, theils schon bekannte und revidierte, theils neue. Besonderes Interesse bietet der Gottesname שרע אלקר in No. 62* (p. 187). Er ist von Dussaud und Macler nicht vollständig erkannt, sondern erst von ihrem glücklicheren Concurrenten Littmann, der ihn auf einer längeren Altarwidmung zu Palmyra gefunden hat und als שרע רקם auch in safaitischer Schrift, die weder lange Vokale noch Diphthonge bezeichnet. Nach Σεος und Schai' alLât hätte man nicht erwarten sollen, daß شيع als Status constr. auch in Gottesnamen vorkommen könne. Es wird hervorgehoben, daß Schai' alQaum*) keinen Wein trinke. Eigentlich trinken arabische Götter überhaupt keinen Wein; aber Dusares war auf syrischem Boden zum Dionysus geworden und im Gegensatz dazu hatte Schai' alQaum, der wohl noch nicht so lange akklimatisiert war, seine alt arabische Art gewahrt. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß das auf einer zweiten von Littmann entdeckten palmyrenischen Inschrift vorkommende Wort מרחה, über dessen Bedeutung θιασος Clermont-Ganneau Licht verbreitet hat, ohne Zweifel in dieser Bedeutung auch bei Amos 6, 7 aufzufassen ist. — Einen wichtigen Fund haben Dussaud und Macler gemacht mit der nabatäischen

1) Zur Entzifferung der Safâ-Inschriften. Leipzig 1901.

2) Gegen Littmanns Vorschlag, schai' zu sprechen, läßt sich die safaitische Schreibweise ohne Jod einwenden.

Inscription No. 36, aus dem 23. Jahre des Königs Rabel II. Durch Vergleichung mit der Inschrift C. I. S. Aram. 218 bringen sie heraus, daß Rabel II nicht der letzte nabatäische König gewesen sei, wie denn auch die Spuren von ihm nur bis A. D. 96 gehen, sondern daß er noch einen Nachfolger gehabt habe, Malik IV. Auf das Ende des nabatäischen Reichs A. D. 106 bezieht Littmann die Worte סנה חרב נבט, die er in einer safaitischen Inschrift gefunden hat, und gewinnt dadurch einen Anhaltspunkt für das Alter der safaitischen Inschriften überhaupt.

Göttingen, 14. März 1902.

Wellhausen.

Gustaf H. Dalman, Palästinischer Diwan. Als Beitrag zur Volkskunde Palästinas gesammelt und mit Uebersetzung und Melodien herausgegeben. Leipzig, Hinrichs 1901. XXXV, 369 S. Preis 9 M.

Das klassische Arabisch erscheint nicht erst in der Litteratur, sondern schon vorher in der zunächst nur mündlich überlieferten Poesie als eine fest geregelte und einheitliche Sprache. Wir müssen aber vermuthen, daß es Dialekte gegeben hat, und wir wissen es auch, freilich nur aus sehr dürftigen Nachrichten. In einer Agh. 7, 54 mitgetheilten Ueberlieferung von dem alten Historiker Madāini thut sich ein Mann von den Udhra (»welche sterben, wenn sie lieben«) auf sein reines Arabisch etwas zu gut und tadelt die عننة der Tamīm und der Asad, die كسكسة der Rabia und die حوشية der Jaman. Anderswo ist noch die Rede von dem تصابع der Quraisch, der عجرة der Dabba und der تلتلة der Bahrā, welche letztere in der Aussprache des Imperfektpräfixes mit i statt mit a bestehe. Vor und neben der einheitlichen klassischen Sprache hat es also auch in alter Zeit eine lokal verschiedene Sprache des gewöhnlichen Lebens gegeben. Und diese, nicht jene, ist die Mutter der jetzt noch lebenden Dialekte, wenngleich es nicht wahrscheinlich ist, daß die heutigen Dialekte der Provinzen in geradem Zusammenhange stehn mit den alten Dialekten der Stämme.

Während die Dialekte des modernen Arabisch früher kaum von der Wissenschaft beachtet und ihre Unterschiede verkannt wurden, ist das jetzt anders geworden. Allen Anderen voran haben Lane und Wallin die jetzige Aussprache der Laute in zwei verschiedenen Gegenden genau untersucht und beschrieben. Eine vollständige

wissenschaftliche Grammatik eines bestimmten Dialektes, desjenigen von Kairo, ist zuerst von dem leider so früh verstorbenen Wilhelm Spitta verfaßt worden, auf grund mehrjähriger sorgfältiger Beobachtungen. Ein großer Uebelstand ist es, daß die Vulgärsprache nicht im literarischen Gebrauch und darum nicht fixiert ist. Um dem abzuhelpen, um Texte zu gewinnen, ist man bestrebt, *ex viva voce* allerhand Erzählungen und Lieder zu sammeln und auf Schrift zu bringen — was aus verschiedenen Ursachen keine leichte Aufgabe ist. Nach dem Vorgange von Wetzstein u. a. hat sich namentlich Socin darum bemüht. Von ihm ist Gustaf Dalman sprachlich vorbereitet, er hat noch beinahe sterbend dazu Zeit gefunden. Dalmans Interesse geht jedoch mehr auf die Sachen. Er hat sich von März 1899 bis Juni 1900 in West- und Ostpalästina und im nördlicheren Syrien aufgehalten. Der Wunsch, für die Auslegung des Hohen Liedes vergleichbaren Stoff zu gewinnen, war für ihn die nächste Veranlassung, volkstümliche arabische Lieder zu sammeln. Die Aufgabe erweiterte sich ihm aber zur Vorarbeit für eine biblische Archäologie¹⁾. Er entdeckte in dem Gesangsleben des palästinischen Volkes eine reiche Quelle für die Kenntnis seiner Empfindungen, Sitten, Gebräuche, Spiele, Gewerbe, Geräthe, Einrichtungen. Er wollte wissen, was die Bauern und die Beduinen singen, bei der Arbeit sowohl wie bei geselliger Zusammenkunft, auf Hochzeiten wie am Todtenbett, im Kriege wie im Frieden. Was er gefunden hat, legt er vor, ohne eine Auswahl zu treffen.

Ohne Frage hat er der biblischen Archäologie damit wichtigen und reichen Stoff zugeführt. Denn das Leben und Treiben der kanaanitischen Bauern, die bei allen Veränderungen auf ihrer Scholle blieben, hat sich vermuthlich in vier Jahrtausenden wenig verändert; der Wechsel der Herrschaften, der Religionen und der Sprachen scheint keinen tiefgehenden Einfluß ausgeübt zu haben. In einem Punkte täuschen die Lieder allerdings die Erwartung. Mögen sie bei noch so verschiedenen Gelegenheiten gesungen werden, sie kommen immer wieder auf die Liebe zurück. Da wo dies Thema wirklich am Platze ist, bei der Hochzeit, sind sie vielleicht am interessantesten. Im Uebrigen gewinnt die Archäologie öfters mehr aus Dalmans Einleitungen und Scholien als aus den Versen; möchten die ausführlicheren Mittheilungen, die er einer späteren Publikation vorbehält, bald erscheinen!

Ein kitzliches Experiment ist die Transkription der arabischen

1) Unter diesem Namen pflegen die Theologen zusammenzufassen, was die Philologen als Archäologie und Antiquitäten scheiden.

Texte. Die Aussprache mehrerer Laute schwankt stark. Dalman gibt das ق durch g k (mit unterem Punkt) und dsch wieder, das د durch k und tsch. Neben *rêt* steht *lêt* für das alte لیت (utinam), neben *ahâli hâli* (parentes) auch *ahêli hêli*; das Vau oder Hamza verwandelt sich in gewissen Fällen in ein Beth, z. B. *havâba*, *falâba*, *samâba*, *sauâba*. Eine allzugroße Finesse der Transkription wirkt leicht verwirrend, eine ganz entsprechende Wiedergabe aller vorkommenden Nuanzen der Laute durch graphische Zeichen ist so wie so ausgeschlossen. Dalman verdient also meines Erachtens keinen Tadel, wenn er sich bei der phonetischen Schreibweise in bescheidenen Grenzen hält. Allerdings wäre es wünschenswerth gewesen, wenn er seine Texte auch in der etymologischen Schriftsprache mit arabischen Lettern mitgetheilt hätte. Ferner vermißt man zu metrischen Zwecken eine Accentuierung der Hebungen. Die Noten der Melodie, die beigegeben sind, ersetzen den Mangel nicht.

Das sprachliche Interesse kommt über dem vorwiegenden sachlichen nicht zu kurz. Die Deminutivbildung wird ungemein häufig gebraucht, auch bei Wörtern für unlebendige Sachen. Die alte Flexionsendung der Nomina kommt hie und da vor, jedoch ohne Unterscheidung des Casus, z. B. *hârisin* (Wächter), *ghazâlin* (Gazelle) als Nominative; aber vielleicht ist das nur Ziererei in der Poesie, die kein so getreues Bild der wirklichen Sprache gibt wie die Prosa. Die Passivbildung scheint sich auf das Participium zu beschränken; in *gate'at jaminu* (seine Hand wurde abgehauen) p. 35 findet sich die intransitive statt der passiven Aussprache angewendet, wenn auf den Vokal a Verlaß ist. In syntaktischer Beziehung bemerkenswert ist der Gebrauch des Partic. act. für das Präsens, wie im Aramäischen: *râihan* (ich gehe), und mit Auslassung des pronominalen Subjects *châjif* (ich fürchte). Ferner der Gebrauch des Artikels für das Relativpronomen vor Verbum finitum, z. B. *jel-kuntum varâna* (o ihr die ihr hinter uns wart), *jom ilvadda'ûni* (am Tage, da sie mir Valet sagten), *jâ haltimschi* (o du da, der du gehst). In *arvuhak* (= אר״ו חק) p. 6 steht das Suffix im Dativ; dagegen scheint *kannak* p. 33. 68 nicht den Sinn von كان لك (syr. ܟܢ ܠܟ) zu haben, sondern den von كُنْتَ. Eigenthümlich ist auch *kin qabbalu*, *kin 'addhabuni*, *kin schammalu* p. 27. Lexikalisch verdient *limm* p. 8 Beachtung; es entspricht dem hebräischen אָלַם (Garben binden Gen. 37), welches also mit למ̄ zusammenzuhängen scheint. Auf p. 14 kommt *schirsch* = שִׁירָשׁ vor; p. 26 *scharrasch* (Wurzeln schlagen). Durch *har'i* oder *ar'i* p. 32 wird Dalman an *harê* oder *arê* in der Mischna und den Targumen erinnert. Sind *jintûnu* (sie geben mir

ihn), *māntunu* (sie geben mir ihn nicht), *almantinak* (der mir dich nicht gibt) von einer Wurzel primae Nun abzuleiten? oder von اعطى?

Ohne die beigegebene Uebersetzung hätte ich mit den arabischen Liedern wenig anzufangen gewußt. Dalman hat sich dabei der Hilfe authentischer Interpreten zu erfreuen gehabt. Trotzdem wage ich sie an einigen Stellen zu korrigieren. Ein unbedeutendes Versehen ist wohl *akfûf* ›Schultern‹ p. 7, es muß entweder *aktâf* oder ›Hände‹ heißen. Unbegreiflich aber ist, daß *ghuzlân ilmasâgid* p. 70 wiedergegeben wird mit ›verehrwürdige Gazellen‹ statt mit ›Gazellen der Moscheen‹. Auf p. 23 fehlt der arabische Text des Verses, der verdeutscht wird: ›nehmt das Fett meines Herzens geröstet‹. Umgekehrt werden p. 19. 58 arabische Verse unübersetzt gelassen, worin vom Hintern und vom Furzen die Rede ist; und wenn es p. 60 in echt arabischem Spott der Lehrjungen auf den (ehrwürdigen und heilig gehaltenen) Bart ihres Meisters heißt: ›ist sein Mauthier hungrig, frißt es den Bart des Meisters (den es für Heu ansieht), und hat es sich satt gefressen, schießt es ihm in den (langen) Bart‹, so wird auch hier die Pointe durch Milderung des Ausdrucks unkenntlich gemacht. Auf p. 16 in der Mitte wäre zu übersetzen gewesen: ›die stechende Schlange möge sie mit ihrer Zunge stechen und ihre Nachbarn verscheuchen‹. Auf p. 20 oben: ›zu den Frauen hin, die in der Nacht (von weit her) gewandert (und uns im Traum erschienen) sind, wollen wir uns aufmachen, um sie zu erreichen auf dem Rücken der Pferde‹. Auf p. 29 unten: ›sein Dach (nicht Decke)‹. Auf p. 39 bedeutet *tulab* Rachezug, Verfolgung. Die Erklärung in Note 1 auf p. 54 trifft nicht zu; das Mädchen will nicht ihr eines Auge hingeben, um den einäugigen Geliebten zu erlösen, sondern nur sagen, der einäugige Geliebte sei ihr mehr werth als ein anderer Mann mit zwei gesunden Augen. Auf p. 57 scheint *ughithna* Prädikat zu *elghéth* zu sein = يُغِيثُنَا. Zweifel an der Genauigkeit der Uebersetzung sind mir noch an anderen Stellen aufgestoßen. Meiner Anerkennung des Werths von Dalmans Buch thut das jedoch keinen Eintrag. Nach allen Seiten richtig würdigen kann man es freilich erst bei längerer Benutzung.

Göttingen, 12. März 1902.

Wellhausen.

Zimmer, Heinrich, Pelagius in Irland. Texte und Untersuchungen zur patristischen Litteratur. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VIII u. 450 S. gr. 8°. Preis 12 Mk.

Das Buch enthält weniger, vor Allem aber viel mehr und wesentlich Anderes als der Titel errathen läßt. Daß Pelagius, der den folgenreichsten Lehrstreit innerhalb der lateinischen Kirche, den um das Verhältniß von Freiheit und Gnade, veranlaßt hat, ein Ire war, obwohl wir ihm zuerst auf römischem Boden um 400 begegnen und er in die Heimat nie zurückgekehrt ist, machen die Schimpfworte des Hieronymus wahrscheinlich; daß pelagianische Anschauungen in der britisch-irischen Kirche auch später Vertretung gefunden haben, wußten wir schon aus Prosper's Chronik und aus Bedas Kirchengeschichte. In dieser Richtung vermag Zimmer unsre Kenntnisse nicht erheblich zu erweitern.

Dagegen hat er durch Auffindung und scharfsinnige Ausnutzung neuer Materialien die Geschichte eines der Hauptwerke des Pelagius in ein neues Licht gerückt und für dessen Reconstruction den festen Boden geschaffen, natürlich bei seiner ausgezeichneten Vertrautheit mit der irischen Litteratur und Geschichte nicht, ohne interessante Streiflichter auf die Entwicklung der christlichen Wissenschaft und Cultur in Irland bis zum 9ten Jahrhundert herab fallen zu lassen.

Nach Augustin und seinem Gesinnungsgenossen Marius Mercator hatte Pelagius noch vor 410 Anmerkungen zu den paulinischen Briefen, *breuissimae expositiones*, geschrieben, die viel Beifall fanden, aber das Gift seiner Irrlehre bereits enthielten. Dieser Commentar schien verloren, doch war man seit einigen Jahrhunderten ziemlich einig darüber, daß er in der Hauptsache identisch sei mit dem pseudohieronymianischen Commentar zu 13 Paulusbriefen (bei Migne, Patrol. lat. XXX, 645—902), nur sei er dort, wahrscheinlich durch Cassiodor und seine Schüler und besonders reichlich beim Römerbrief, im Interesse der Rechtgläubigkeit beschnitten worden; außerdem enthalte auch der Commentar des (Pseudo-)Primasius zu den 14 Paulusbriefen viele wörtlich aus Pelagius übernommene Stücke. Allein das waren Hypothesen, die z. B. Klasen 1885 nachdrücklich anfocht; erst Zimmer hat die Vermuthungen durch eine Reihe unangreifbarer Ueberlieferungsthatfachen ersetzt. Die von Wasserschleben 1874 und in 2. Aufl. 1885 — leider philologisch ganz ungenügend! — herausgegebene irische Kanonensammlung, die um 700 auf dem Boden Irlands entstanden sein soll, citiert an zwei ganz verschiedenen Stellen, S. 90 und S. 162, Worte des Pelagius, die

buchstäblich in dem genannten Pseudohieronymus zu Röm. 2, 4 und I Cor. 6, 7 f. sich finden und nicht etwa aus Augustin, Mercator, dem Praedestinatus oder sonst einem professionellen Pelagiusbestreiter bezogen sind; der Sammler hat also noch ein den Namen seines Verfassers tragendes Exemplar jener Expositiones brevissimae vor Augen gehabt. Aus Katalogen der vielfach von Iren besuchten oder doch ihrem Einfluß geöffneten Klöster St. Gallen, St. Riquier in der Picardie und Lorsch ergibt sich, daß man in den dortigen Bibliotheken um 870, 840 und 950 eine *Expositio Pelagii super omnes epistolas Pauli* besaß, auch der Ire Sedulius (Scotus) um 850 verrät wenigstens einmal (zu Röm. 1, 17 durch ein *aliter secundum Pil.* — dies die echt irische Schreibung des Namens Pelagius), daß er wesentlich dessen exegetische Arbeiten benutzt. Die Hauptsache aber, der Liber Ardmachanus, ein im J. 807 im irischen Kloster Armagh geschriebener Codex des lateinischen Neuen Testaments, dessen Text, wie Z. im Vorwort mitteilt, bald von Gwynn veröffentlicht werden wird, bietet einen Prolog zu allen 14 Paulusbriefen, einen besonderen zum Römerbrief und Argumenta zu den anderen Briefen, die er — mit ein paar zufälligen Ausnahmen — mit dem Namen des Pilagius versieht; eine Berner Bibelhandschrift (Vulgata) A 73 aus dem 13. Jahrh. bringt wenigstens in einem Nachtrag auf f. 473. 474 den Prolog zu allen Briefen als *prologus pelagii in omnes epistolas*, und 2 andere Bibelhandschriften bringen eine Menge von Glossen zu dem Text der Paulusbriefe als Citate aus Pelagius. Es sind das der Würzburger Codex M. th. f. 12 von c. 800, der in bunter Reihe irische mit lateinischen Glossen wechseln läßt, und 949 Male ausdrücklich sich auf Pelagius beruft, hinter dem seine anderen Autoritäten wie Origenes, Hieronymus, Gregor sehr zurücktreten, und weiter ein Vindobonensis 1247, im J. 1079 von einem Iren Marianus zu Regensburg geschrieben, wo neben Origenes und Gregor schon Alcuin und Haimo ihre Rolle spielen, aber doch auch über 200 Male Pelagius angerufen wird.

Dies Material hat nun Z. besonnen durchgeprüft, vollständig mitgeteilt und mit dessen Hülfe nicht bloß die Geschichte der Ueberlieferung des Pelagiuscommentars in großen Zügen nachgezeichnet, sondern auch die Reconstruction des ursprünglichen Werks eingeleitet. Als er mit dieser Arbeit fertig war, die 216 Seiten seines Buches füllt, kam er auf den Gedanken, in St. Gallen nach jener Handschrift von c. 870 nochmals nachzuforschen. und siehe, der Cod. Sangallensis 73 ist, nur am Anfang und Ende um ein Blatt verstümmelt, der in dem alten Katalog genannte Pelagiuscommentar, offenbar von continentaler Hand abgeschrieben aus einem von Irland

herübergebrachten Exemplar; Z. zweifelt nicht, daß der 871 in St. Gallen gestorbene Ire Moengal der Ueberbringer gewesen ist. S. 219 bis 279 untersucht Z. den neuen Fund gründlichst und erwägt, welche Erweiterung die vorher gewonnenen Resultate etwa durch ihn erfahren können, S. 280—448 liefern einen möglichst sparsamen Abdruck der interessanten Teile des Sangallensis, S. 449 f. noch ein paar Nachträge.

Die Hoffnung, daß der Sangallensis den ursprünglichen, unverfälschten Text der Expositiones des Pelagius enthalte, erfüllt sich da leider nicht; auch in ihm liegt nur eine Recension des Pelagius-textes vor, wie Pseudo-Hieron. eine ist, aber, wie Z. meines Erachtens mit Recht behauptet, in ihm wie in jenem eine von allen dogmatischen Bedenklichkeiten freie. Auf das Abkürzen haben es Beide abgesehen; das zeigt der Vergleich mit den Glossen im Wirc. und Vind., auch wenn man bei diesen mißtrauisch genug eine Anzahl von Pelagius-Citaten als durch Namenverwechslung ihm zugeschoben preisgibt — andererseits sind natürlich auch nicht wenige echte Pelagiusworte namenlos geblieben oder falsch etikettiert worden. Sang. kürzt aber zumal in I Cor. besonders eifrig, füllt dafür in Eph., Titus, Philemon aus den Hieronymus-Commentaren nach; vollends beim Hebräerbrief wird der Ton ein ganz anderer, b. Gregorius in *moralia*, b. Augustinus, Cyprianus, einmal sogar Gregorius Nazanzenus stellen sich gelegentlich ein, während vorher nie ein außerbiblischer Name begegnete. Zimmer ist sicher im Recht, wenn er diesen Hebräerbriefcommentar, zu dem ja auch Pseudo-Hier. keine Parallele bietet, von jeder Beziehung zu Pelagius loslöst, ebenso wie er es vorher mit dem entsprechenden Stück bei Pseudo-Primasius gethan hat.

Die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschung lassen sich etwa so formulieren. Der Commentar des Pelagius, vorzüglich die Weisheit griechischer Väter ausschöpfend, hat im Prolog zwar alle 14 Briefe als paulinisch behandelt, aber, wahrscheinlich aus Mangel an Stoff, es beim Hebräerbrief nur noch zu einem knappen Argumentum, nicht mehr zu einer Expositio gebracht. Ein Exemplar davon hat Pelagius in seine Heimat gesandt und dort, wo die Verbindung mit der übrigen lateinischen Kirche von c. 440 bis gegen 600 nahezu abgebrochen war, hat man unbekümmert um die pelagianischen Kämpfe sich an dem Buche erbaut und auch, als gegen Ende des 7. Jahrh. selbst die nordirische Kirche nachgab und sich an Rom anschloß, diesen Schatz nicht etwa weggeworfen, sondern dankbar verworthe und den Freunden auf dem Festlande mitgeteilt. Dort war inzwischen zwar der Name des Pelagius so verfehmt wor-

den, daß man das Geschenk in die Ecke stellte; bereits c. 850 wagt Sedulius Scotus. so reichlich er auch seine Pauluscollectaneen mit Pelagius-Brocken spickt, den Mann nur einmal abweisend zu nennen. Aber ohne Namen wirkte Pelagius auch dort längst weiter; seine Prologe und »Argumente« hatten in vielen Bibeln Aufnahme gefunden; unter dem Schutznamen des Hieronymus lief eine Recension der expositiones um, die um 500 von einem theologisch wenig orientierten »Gelehrten« aus einer allerlei kürzenden, besonders die durch Augustins Zorn gar zu anstößig gewordene Stelle über die Erbsünde bei Röm. 5, 15 fortlassenden Pelagiushandschrift zu einem regelrechten Commentar umgeschrieben worden war, und wohl nicht sofort die allerdings auf Täuschung berechnete Vorrede des Hieronymus an Heliodor bekommen hatte. Aber auch eine antipelagianische Bearbeitung hat der Pelagius-Commentar erfahren: der sog. »Primasius« zu den Paulusbriefen ist zu drei Vierteln aus Pelagius übernommen, natürlich werden an den Stellen, wo der Verf. Häretisches wittert, an die Stelle der pelagianischen Gedanken womöglich mit kräftiger Polemik zweifellos correcte gesetzt; den Autor, der keinesfalls Primasius von Hadrumet sein könne, sucht Z. S. 134 ff. in Südgallien oder Oberitalien zwischen 451 und 529; eine Wendung S. 136 verräth, daß er nicht ganz abgeneigt ist, diesen Commentar dem Papste Gelasius 492—6 zuzuweisen, dem eine von Cassiodor verworfene Vermuthung ihn zugeschrieben habe. Als eine südирische Gesandtschaft 641 mit einem Vermahnungsschreiben des Papstes Johannes IV. an die Nordiren heimkehrte, werde sie mit anderen Bücherschätzen auch den Pseudo-Primasius nach Irland gebracht haben, und so erkläre sich, daß im Wirc. sowohl wie bei Sedulius neben dem ursprünglichen Pelagius auch sein Doppelgänger Pseudo-Primasius benutzt worden ist. Der jetzt — und nach der entsprechenden Verwertung in den irischen Quellen zu schließen, auch schon 641 — mit Pseudo-Primasius verbundene Hebräerbriefcommentar geht, wie Z. meisterhaft nachweist, weder auf einen Pelagius zurück, noch hat er den gleichen Verfasser wie die übrigen 13 Stücke; er kann erst nach 550 verfaßt sein, weil in ihm die von Cassiodor veranstaltete Uebersetzung der Chrysostomushomilien ins Lateinische (Mutianus) bereits benutzt wird. Da in Umfang und Haltung der Hebräerbriefcommentar des Ps.-Primasius aber gar zu sehr von dem Uebrigen abstach und man in Irland das Bedürfnis fühlte, die alten Pelagius-Expositionen durch eine halbwegs gleichartige Auslegung des Hebräerbriefs zu ergänzen, hat man um 700 in Irland durch Auszüge aus Ps.-Primas. mit Zuthaten aus anderer Quelle einen neuen Hebräerbriefcommentar geschaffen, dessen Verwendung wir bei Sedul.

wie in den codd. Wirc. und Vind. wahrnehmen. Aber den Namen des Pelagius empfing diese junge Compilation nicht.

Von höchstem Interesse für die zuletzt berührte Frage mußte die Entdeckung des Sang. sein, der ja ebenfalls einen Hebräerbriefcommentar bietet. Aber dieser hat mit dem sog. Ps.-Primas. gar nichts gemein, kann sonach auch nicht als ein mit sonstigen Zuthaten bereichertes Excerpt aus ihm darstellen, sondern ist eine wegen der Citate aus Gregor I nicht vor 625 und wohl in Irland entstandene Auslegung des Hebräerbriefs, die der Verfasser seinem Exemplar der Pelagius-Adnotationen beigefügt wissen wollte und die anscheinend vor 800 auch wieder in eine kürzende Gestalt des Ps.-Primas. zum Hebräerbrief hineingearbeitet worden ist.

Außer der Begründung dieser Thesen, die Z. trotz einer äußerst anspruchslosen und bisweilen sogar mangelhaften Darstellungsweise (›veririschen‹, ›nicht abwegig‹, ›Entsprechung‹, ›Glaube in die Taufe‹) geradezu spannend zu geben weiß, hat er durch seine Arbeit sich um die litterarische Nachlassenschaft des Pelagius unmittelbar verdient gemacht; die von ihm neu erschlossenen Quellen, schon Wircb. und Vindob., vollends der Sang. bringen eine Menge sicherer Ergänzungen und Verbesserungen des Pelagiustextes, den wir bisher aus Pseudo-Hieron. kannten. Eine kleine Auslese von solchen führt Z. selber S. 169 ff. vor, übrigens mit der für seine wahrhaft wissenschaftliche Objectivität charakteristischen Erklärung (S. 175), daß unter den Quellen Pseudo-Hieron. Pseudo-Primas. Wircb. Sedul. Vindob. im Großen und Ganzen der beste Repräsentant des Pelagiuscommentars auch sprachlich wie sicherlich nach Seiten des Inhalts der von Z. keiner eigenen Untersuchung unterzogene Ps.-Hieron. sei. Und auch nach Entdeckung des Sang. widersteht er der Versuchung, die Lücken und Verstümmelungen der dort vorliegenden irischen Recension des Pelagiuscommentars zu verheimlichen. Er ist damit zufrieden, daß sich Sang. und Ps.-Hier. vielfach glücklich ergänzen und daß uns Sang. durch seine von jeder dogmatischen Tendenz freie Behandlung der Pelagius-Texte in Stand setzt, ein Problem zu lösen, das bisher die Mercatorcite im Vergleich mit Augustin und Ps.-Hieron. boten. S. 253—5 wird diese Lösung ebenso einfach wie ingeniös vorgenommen; Mercators Pelagius-Citate weichen darum im Wortlaut so vielfach von den bei Ps.-Hier. wie im Sang. überlieferten Texten ab, weil sie nur in einer Rückübersetzung aus der griechisch abgefaßten Eingabe Mercators vorliegen und bei deren Anfertigung der Pelagiuscommentar selber, gleichviel aus welchem Grunde, nicht wieder herangezogen wurde.

In Wirklichkeit sind die Correcturen, die der Text von Ps.-Hier.

durch Sang. trotz dessen offenkundiger Fehler empfängt, nicht weniger erheblich als die Ergänzungen; z. B. zu I Cor. 7, 14^b ist der sinnlose Satz des Ps.-Hieron.: *sapienter enim contingeret, ut filii illos parentes, qui crediderant, sequerentur* durch Sang. restituirt: *s. e. sic contigerat, ut filii illum parentem, qui crediderat, sequ.* Zu Röm. 1, 18 hat Sang.: *detinent idolorum* statt des unverständlichen *detinente dolorem* bei Ps.-Hieron., zu Röm. 1, 17 (*ex fide in fidem*) Sang. *et ideo ex et in posuerit, ut tautologiae vitium declinaret* statt *et ideo exposuerit, ut cacologiae vit. decl.* bei Ps.-Hieron. Und wenn Ps.-Hieron. für Röm. 5, 16^a bietet: *et non sicut per unum peccatum, ita et donum, sed amplius*, Sang. aber: *et non sicut per unum peccantem, ita et donum, sed amplius; cui multum dimittitur, multum debet diligere*, so wird Niemand, zumal bei einem Blick auf die Vulgata, zweifeln, wo der ursprüngliche Pelagius steckt. Daß der von Pelagius seinem Commentar zu Grunde gelegte lateinische Paulustext überhaupt stärker von dem der Vulgata abwich, als es jetzt nach der gesamten Ueberlieferung den Anschein hat, belegt Z. S. 277 f. n. und 450 mit einigen schlagenden Beispielen, wo die Exposition zu dem davorstehenden Texte absolut nicht stimmt. Der Meinung aber, als ob Pelagius einen griechischen Text vor Augen gehabt habe, steht noch mehr entgegen, z. B. Röm. 5, 10, wo er den Finger so kräftig auf das *re* in *reconciliati* legt, während der Griechen doch nur *κατηλλάγημεν* las.

Man mag bedauern, daß Z. nicht auch den letzten Schritt gethan und mit den von ihm neu erschlossenen Hilfsquellen nebst den bisher bekannten eine abschließende Ausgabe der *expositiones* des Pelagius unternommen hat. Aber er hat Recht, wenn er solches Unternehmen nicht rathsam findet, bevor nicht die Handschriften des Ps.-Hieron. und die des Ps.-Primasius genau collationirt worden sind, auch das Collectaneum des Sedulius in absolut zuverlässigem Text vorliegt. Falls die Handschriften aus Lorsch und St. Riquier noch existieren, müssen auch sie unbedingt ans Licht gezogen werden; vielleicht haben sie wieder eine andere Recension als Sang. enthalten. Welche Fülle lohnender Aufgaben für junge Philologen bietet sich da, und wie leicht ließe sie sich verdoppeln durch Hereinziehung der irischen Kanonensammlung, bei der es gälte, den Umfang der Bibliothek ihres Verfassers herauszudemonstrieren, die Zuverlässigkeit seiner Quellenangaben, die Beschaffenheit der von ihm benutzten Handschriften und die Entwicklungsgeschichte dieser Collection zu beschreiben.

Aber in einer Beziehung hat Z. doch Anderen überlassen, was er bei dieser Gelegenheit gleich selber hätte erledigen können. Daß

er von Sang. nicht einen vollständigen Abdruck liefert, sondern im Ganzen nur eine Collation zu Ps.-Hieron., ist gerechtfertigt, da diese Collation durchaus zuverlässig erscheint; einzelne Lese- oder Druckfehler, wie doch wohl S. 430 zu Hebr. 6, 8 *exteriorus* oder S. 423 zu Hebr. 1, 14 *more* st. in *ore*, S. 376 zu Phil. 1, 26—30 *praesenti* wären auch bei einem Gesamtabdruck nicht zu vermeiden. Und dadurch, daß Z. wichtige Abschnitte wie Röm. c. 1 und c. 5, 12—21 vollständig aus der Handschrift abdruckt, verschafft er dem Leser immerhin eine unmittelbare Vorstellung von dem Sangallensis. Allein warum werden beim Hebräerbrief die Bibeltexte des Sang. nicht mitgegeben? Stimmen sie etwa überall mit der Vulgata von heute überein? Weit empfindlicher indes ist das zu wenig bei den Mitteilungen aus Wirc. und Vind. Ich verstehe die Motive, die Z. zur Zurückhaltung veranlaßten, aber hier hätte er die lateinischen Glossen sämtlich veröffentlichen sollen und nicht bloß die, die nach dem Zeugnis der Codices oder nach der Meinung Zimmers etwas mit Pelagius zu thun haben. Wir müssen die Glossatoren zu beobachten vermögen bei uns besser bekanntem Material, um von da auf ihr Verfahren mit Pelagius Schlüsse zu ziehen; daß ich überhaupt nicht wage, den Hypothesen Z.s über das Verhältnis zwischen dem Hebräerbriefcommentare in Ps.-Primasius, dem der Iren, dem des Sangallensis zuzustimmen, rührt daher, daß ich von den Glossen in Wirc. und Vind. zu Hebr. so wenig weiß. Jetzt muß ein Anderer die beiden Codices nochmals vornehmen und entweder ihre Glossen ohne Abzug publicieren oder mit vollem Verständnis für die vielen damit verbundenen Probleme durcharbeiten; m. E. verdient der Wirceburgensis eine Herausgabe mehr als der Ardmachanus, dessen Prologe und Argumente in mancher Hinsicht zu Bedenken Anlaß geben; wer weiß, ob nicht auch der Bibeltext des Wirc. stellenweise ebenso interessant ist wie der seiner Glossen?

Nicht überzeugt hat mich Z. mit seiner Identifizierung der 3 von Cassiodor für seine Mönche in Vivarium beschafften Pauluscommentare S. 201 ff.; hinter dem vermeintlichen »Gelasius« würde ich immer lieber den Pelagius als Pseudo-Primasius suchen; die *venena Pelagiani erroris* enthielt Ps.-Primas. sicher nicht nach dem Geschmack eines Cassiodor, den Z. etwas seltsam als »strengen« Anhänger Augustins charakterisiert. Uebrigens passiert es Zimmer auch, daß er S. 215 Cassiodor um 580 sein Buch de orthographia abfassen läßt, während er S. 195 Cassiodors Tod »c. 570« ansetzt. Einzelne dogmengeschichtliche Raisonsnements sind verunglückt, z. B. die auf S. 204 f.; nach S. 260 soll gar der Arianismus mit dem Sabellianismus verwandt sein! Die Abhängigkeit des Pelagius von Rufinus und von

den Griechen wird m. E. stark übertrieben. Dasselbe gilt von der allgemeinen Bemerkung über die Inferiorität der lateinischen Litteratur im Vergleich mit der griechischen S. 200 Anm.; allerdings hat die griechische Welt keine Ideen aus der lateinischen bezogen, aber die lateinische hat — man braucht nur auf Männer wie Tertullian und Augustin zu verweisen — selbständigere und religiös wertvollere gehabt als alle Griechen mit ihrer armseligen Versimpelung in Trinitäts- und christologischen Formelkram.

Ein Frage von erheblichem Interesse, nämlich die nach dem Verfasser des sog. Ambrosiaster, jenes um 370 in Italien geschriebenen ausgezeichneten Commentars zu den 13 Paulusbriefen, glaubt Z. nebenher in seinem Buche (s. S. 44 n. 117—120. 128—134. 154 n. 198) beantwortet zu haben: es ist nach Liber Ardmach. und Wirc. Hilarius. Die Ablehnung von Morins Isaac-Hypothese scheint mir gerechtfertigt, aber wenn wir dem Augustin allein nicht glauben, daß jener Commentar von einem Hilarius verfaßt worden ist, so wird irische Ueberlieferung von c. 800 die Sache schwerlich entscheiden, falls innere Gründe dagegen sprechen. Mindestens müßte die Zuverlässigkeit der Litteraturkenntnisse in jenen Kreisen stärker als bloß durch das Wissen um Pelagius als Verfasser der Expositiones erwiesen sein, ehe wir uns ihnen unbedingt anschließen: wiederum ist das aber nicht erreichbar ohne die Bekanntschaft mit dem gesamten im Liber Ardmach. und in Wirc. wie Vind. — der letztgenannte ersetzt übrigens »Hilarius« schon durch »Ambrosius« — aufgesammelten Quellenmaterial.

Doch auch diese Desiderien gestalten sich zu einem Ruhmes-titel für den Autor; die Fülle der von ihm gegebenen Anregungen reizt zu immer weiterem Forschen nach allen Seiten. Die Kirchengeschichte, die neutestamentliche Wissenschaft, die Geschichte der Cultur im Ausgange des Altertums haben wahrlich Grund zu freudiger Dankbarkeit für diese inhaltreiche Studie, und bewunderungswürdig erscheint der Sprachforscher, den die Menge und Schwierigkeit der Arbeiten in seinen Spezialfächern nicht abhält, die Patri-stiker beinahe zu beschämen durch eine Monographie, die ebenso durch die Masse neuen Stoffs wie durch die Exactheit der Methode und durch die Vertrautheit mit allem Handwerkszeug imponiert.

Marburg.

Ad. Jülicher.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen (herausgegeben von Baumeister und Freiherr von Hertling). Dritter Band, fünftes Heft. **Espenberger, J. V.**, Die Philosophie des Petrus Lombardus und ihre Stellung im zwölften Jahrhundert. Münster (Aschendorffsche Buchhandlung) 1901. XI, 139 S. 8°. Ladenpreis 4,75 Mk.

Bei der einzigartigen Stellung, welche die Sentenzen des Petrus Lombardus im späteren Mittelalter einnahmen, hat es einen eigentümlichen Reiz, seinen philosophischen Anschauungen nachzugehen; wir müssen dem Verfasser für die Lösung dieser Aufgabe um so dankbarer sein, als sie bis dahin in erschöpfender Weise noch nie in Angriff genommen war. Daß das Ergebnis ein recht mageres ist, kann diese Schätzung nicht mindern; selbst die Feststellung dessen ist für die geistige Art des Mittelalters nicht unwichtig, mit wie wenig philosophischem Vermögen unmittelbar vor dem Aufsteigen des Aristotelismus ein hervorragender Platz in der Theologie erreichbar war. Petrus war nicht nur kein origineller Denker, auch der Umfang der von ihm benutzten philosophischen Quellen ist bescheiden genug. Nur einmal kommt er auf Plato und Aristoteles zu sprechen und dies nur, um ihre Lehre von den Urgründen der Welt abzuweisen. Mit der Schulwissenschaft seiner eignen Zeit war er dagegen vertraut und bringt hier manche wertvolle Gedanken im Sinne eines bald flacheren, bald tieferen Eklekticismus. Im Ganzen seiner Denkweise steht er namentlich unter dem Einfluß des Augustin; diesen Einfluß an den einzelnen Problemen deutlich aufgewiesen zu haben, ist ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches. Daneben sind Abälard und Hugo v. S. Victor die wichtigsten Autoritäten. Charakteristisch für Petrus ist auch, daß er besonders schwierige Probleme gern in der Schwebe läßt, statt ein eignes Urteil zu wagen. Eben dieses dürfte zu seiner allgemeinen Anerkennung nicht wenig beigetragen haben, indem es allen Richtungen gestattete bei ihm Anknüpfungen zu suchen. — Die Anordnung der Darstellung ist so, daß der Stoff in die Hauptkapitel der Logik und Erkenntnistheorie, Ontologie, Psychologie, Theologie, Ethik zerlegt, innerhalb dieser Gebiete aber nach den Hauptproblemen geordnet wird. Wir erwähnen in raschem Ueberblick nur einige Punkte, die vor anderen Beachtung verdienen möchten.

In der Schätzung der Logik folgt der Lombarde nicht seinem Lehrer Abälard, sondern vornehmlich Hugo von S. Victor. Mit diesem sieht er in ihr wohl ein treffliches Mittel zur leichteren Entdeckung der Wahrheit, behandelt sie aber in Sachen des Glaubens

mit Abneigung. Wie in der Logik, so fehlt es auch in der Erkenntnislehre an einer ausgebildeten Theorie. Bei der für jene Zeit so überaus wichtigen Frage von den Universalien ›windet Petrus sich mit einem merkwürdigen Geschick durch die meisten Parteien hindurch, jeder gleich nahe und gleich ferne, jeder freundlich winkend und doch im Grunde keiner zugethan«. Dagegen ist er mit seinem Verfahren, zuerst die Glaubenssätze anzugeben, sie dann durch Stellen aus der heiligen Schrift zu beweisen und gegen hochmütige Vernünftler (*ratiocinatores*) auch mit ›katholischen« Gründen und Analogien zu verteidigen, der Begründer der streng scholastischen Methode geworden, die im 13. Jahrhundert zu vollem Siege gelangte. An dieser Stelle wäre wohl eine noch genauere Darlegung seines Verhältnisses zu seinem Lehrer Abälard in Uebereinstimmung und Abweichung wünschenswert gewesen.

In dem Kapitel zur Ontologie wird die Verwendung der Begriffe Substanz, Natur, Person, Materie, Form, Werden und Vergehen, Ursächlichkeit, Raum, Zeit und Ewigkeit dargelegt und erörtert; zur Geschichte der Begriffe läßt sich hier manches Material gewinnen, wenn schon Petrus das Niveau seiner Umgebung kaum irgend überragt. In der Kosmologie bildet natürlich ein Hauptproblem das Dogma der Weltschöpfung; Petrus entscheidet sich hier gegen die Lehre Augustins von einer simultanen Schöpfung, d. h. einer ursprünglichen potentiellen Einsenkung der Formen in die Materie, und vertritt mit der großen Mehrzahl der Theologen die successive Weiterbildung in den sechs Schöpfungstagen. Natürlich hat auch bei ihm der Mensch eine centrale Stellung im Weltall; fehlt auch der Ausdruck ›Mikrokosmos«, so wird doch der Mensch als die Zusammenfassung aller Weltkräfte behandelt, als das Weltgeschöpf schlechthin bezeichnet: *Per ›creaturam mundi« intelligitur homo propter excellentiam, qua excellit inter alias creaturas.*

Die Psychologie bringt gemäß der Art jener Zeit keine selbständigen Beobachtungen, sondern sie steht durchaus unter dem Einfluß metaphysischer Spekulation und religiöser Interessen; Petrus eigentümlich ist hier etwa nur der besonders enge Anschluß an Augustin. Hinsichtlich der Entstehung der Seele fällt die Entscheidung für den Kreatianismus, die Abweisung der Präexistenzlehre ist in dieser Zeit fast selbstverständlich. Bei der Frage des Verhältnisses von Seele und Leib findet sich ein Schwanken zwischen einer engeren Zusammengehörigkeit und einer mehr äußeren, zufälligen Verbindung. Der Körper ist nicht von Haus aus der Seele feindlich und diese in ihn wie in einen Kerker eingeschlossen. Aber das ursprünglich freundliche Verhältnis ist durch den Sündenfall

gestört, wie die Schlange die Eva und Eva den Mann, so sucht jetzt die Sinnlichkeit die Vernunft fortzureißen. In Folge solcher Verderbnis ist nun allerdings der Körper zu einem Kerker geworden.

In der Theologie ist, was Petrus an Gottesbeweisen bringt, recht dürftig; in der Lehre von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes folgt er namentlich Augustin. Nur eine Schranke giebt es für Gottes Walten: die unendliche Vollkommenheit seines eignen Wesens. Er kann nur das thun, was ihm geziemt und für ihn schicklich ist. Entschieden abgelehnt wird die Lehre von der besten Welt samt der Behauptung, Gott habe nichts anders schaffen können als er schafft, und es nicht besser machen können als er es macht, und nichts unterlassen können von dem, was er macht. Denn wäre die Welt vollkommen, so wäre sie dem Schöpfer gleich; ist sie aber unvollkommen, so hätte sie noch besser gemacht werden können. Offenbar vermag dieser Denker nicht zwischen der höchsten Vollkommenheit an sich und einer vollkommensten Welt zu unterscheiden, wie es ein Leibniz versuchte.

In der Ethik tritt der Anschluß an Abälard stark hervor, noch mehr der an Hugo von S. Victor, wobei Augustin den gemeinsamen Hintergrund bildet. Die beiden streitenden Fassungen der Freiheit (Wahlfreiheit und Abwesenheit von Zwang) sucht Petrus hier mit einander auszugleichen. Auch in der Lehre von der Glückseligkeit möchte er zwischen den Gegensätzen vermitteln. Das höchste Gut bildet der Besitz Gottes, das *frui deo*, wobei *frui* im engen Anschluß an Augustin verstanden wird als *amore alicui rei inhaerere propter se ipsam*. Alle übrigen Dinge sind nur als Mittel zu jenem Zwecke wertvoll und bilden für das Streben bloße Durchgangspunkte. Das droht auch die Tugenden zu bloßen Mitteln herabzusetzen, und dagegen sträubt sich Petrus. So heißt es, daß sie wegen ihrer selbst zu erstreben und zu lieben sind, da sie ihre Besitzer mit heiliger und reiner Lust erfreuen und in ihnen eine geistige Freude (*gaudium spirituale*) erzeugen. Aber dennoch darf man bei ihnen nicht stehen bleiben und hier das Endziel der Liebe finden, sondern es gilt zu jenem höchsten Gut fortzuschreiten, über das hinaus sich nichts erstreben läßt. So zeigt sich wiederum, wie sehr es diesem Manne an der Kraft disjunktiven Denkens fehlt. — Bei der Frage der Moralität der menschlichen Handlungen hat Petrus einen großen Einfluß von der Intentionslehre seines Lehrers Abälard erfahren. Aber wenn er das subjektive Moment im Handeln stark betont, so ist er zugleich darauf bedacht, durch eine Einschränkung seine Gefahren zu vermeiden. Gewisse Handlungen können auch durch die beste Willensrichtung keinen ethischen Wert erhalten. Auch meint er,

wer unwissend sündige, wolle nicht die Sünde, aber er vollführe eine That, die in sich selber böse sei. So sucht er einen Mittelweg, den aber erst die späteren Moralisten mit Hülfe der Aristotelischen Schulung erfolgreich weiter gehen konnten. — Seine Norm findet unser Handeln in dem göttlichen Gesetz, das in erster Linie als positives Gebot der christlichen Offenbarung, dann aber auch als Naturgesetz im Gewissen gegeben ist. Das Uebel wird in engstem Anschluß an Augustin als eine Privation, näher als ein Streben nach dem Nichtsein oder ein Abfall vom Sein verstanden. Im Gesamturteil über die ethischen Leistungen des Petrus meint der Verfasser, wir müßten ihm trotz seiner Mängel »die Ehre lassen, nicht tiefer als seine Zeitgenossen zu stehen«. Fürwahr eine bescheidene Ehre!

Der Verfasser schließt seine Darlegung kurz und knapp ab, ein zusammenfassendes Bild hätten wir auch nach der orientierenden Einleitung nicht für überflüssig gehalten. Bei der Beurteilung des Petrus sei nicht vergessen, daß er ein Philosoph weder war noch sein wollte. Aber seine Aeußerungen philosophischer Art sind zugleich Zeugnisse seines Denkens überhaupt, und sie zeigen dieses mit seinem Mangel an Präcision und disjunktiver Schärfe als von recht geringem wissenschaftlichen Werte. Wir finden ein bloßes Zusammenfügen der verschiedensten Autoritäten, eine Unempfindlichkeit für den Gegensatz von Grundrichtungen, eine klägliche Abstumpfung der großen Probleme. Und ein solcher Denker ist Jahrhunderten ein gefeierter Lehrer gewesen! So können wir denen, die in Gefahr sind, die geistige Leistung des Mittelalters zu überschätzen, das Studium dieser Schrift nur aufs Dringendste empfehlen. — Die philosophische Minderwertigkeit des Lombarden darf aber nicht der Leistung des Verfassers dieses Buches zu Schaden und Vorwurf reichen. Sie hat aus historischen Gründen ohne Zweifel ein wissenschaftliches Interesse, und wir müssen gerade bei der Sprödigkeit des Stoffes die Sorgfalt und die Geduld anerkennen, die ihm hier zugewandt ist; wir haben nicht minder anzuerkennen, daß die Darstellung bei aller Hochhaltung der historischen Bedeutung des Mannes nicht die Mängel der philosophischen Leistung zu vertuschen sucht, daß hier keine Tendenz die Objektivität der Forschung stört. Willkommen ist auch das Namenregister, das die Beziehungen des Lombarden zu seinen Autoritäten mit besonderer Deutlichkeit zur Anschauung bringt.

Jena.

Rudolf Eucken.

1. **Urkundenbuch der Stadt Budweis in Böhmen** bearbeitet von Karl Köpl. 1. Band. 1. Hälfte (1251—1391). Mit zwei Lichtdrucktafeln. (Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Bd. IV.) Prag 1901. Im Selbstverlag des Vereins. 296 S. 4°.
2. **Urkunden-Regesten aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Klöster Böhmens.** Von Anton Schubert. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Innsbruck 1901. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. XXX u. 300 S. 4°.

Der Mangel eines den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Urkundenbuches des Königreiches Böhmen ist oft genug, und sofern wir uns gut erinnern, von keinem Geringeren, als dem Begründer der neueren böhmischen Geschichtsschreibung beklagt worden. Er hatte darunter eben am meisten zu leiden. Fehlte es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an diplomatisch geschulten Kräften, die sich einer derartigen Arbeit unterziehen konnten, so ist heute, da sich, dank der Wirksamkeit des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, sowol auf deutscher als auf tschechischer Seite genügende Arbeitskräfte guter Schulung und bewährter Leistungsfähigkeit vorfinden, hievon keine Rede mehr. Der Grund, daß es trotzdem noch an einem solchen grundlegenden Werke fehlt, liegt auch nicht etwa in dem Mangel an Opferwilligkeit der Landesbewohner von Böhmen, denn gerade dieses Land bringt für historische Arbeiten erhebliche Opfer, sondern in dem Mangel eines Einverständnisses der nationalen Parteien, der es zu einem derartigen gemeinsamen Unternehmen nicht kommen läßt. Wie die Dinge im Augenblick liegen, ist das so viel größere und reichere Böhmen weitaus schlechter daran als sein mährisches Nachbarland mit seinem bereits in das 15. Jahrhundert herabreichenden bändereichen Urkundenbuch, das, wenn auch der wissenschaftliche Werth seiner älteren Partien durch die Aufnahme der Fälschungen eines Antonín Boczek ein geringerer ist, und auch sonst viele Bedenken gegen die Verlässlichkeit des Codex diplomaticus Moraviae vorliegen¹⁾, doch immerhin eine gute Uebersicht über das urkundliche Quellenmaterial zur mährischen Geschichte im Mittelalter gewährt. Für Böhmen wurde freilich schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Ersatz hiefür in einem groß angelegten

1) Siehe hierüber den lehrreichen Aufsatz von Lechner, Beiträge zur Verlässlichkeit des Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens II. u. III. Brünn 1898/9.

Regestenwerk geschaffen, das, von Erben begonnen, nach dessen Tode von Emler fortgesetzt wurde. Die großen Schwächen dieses Werkes sind jedem, der jemals in die Lage kam, sich seiner bedienen zu müssen, in unangenehmer Erinnerung. Von einer auch nur theilweisen Vollständigkeit des Stoffes war hier keine Rede, noch mehr ließ die kritische Sichtung und Bearbeitung des Werkes zu wünschen übrig, das, um nur einen Fall zu erwähnen, all die Fälschungen Boczek's mit herübergenommen hat. Ein gewisser Ersatz für das Fehlen eines böhmischen Urkundenbuches wurde von deutscher sowohl als tschechischer Seite durch eine Anzahl von Sonderunternehmungen geschaffen. Für die Zeiten des Hussitenkrieges und darüber hinaus enthält das Archiv české eine reiche Fülle urkundlichen Materials und zahlreiche Correspondenzen; auf deutscher Seite dankt man dem leider viel zu früh verstorbenen Professor Matthias Pangerl die treffliche Ausgabe der Urkundenbücher der böhmischen Cistercienserklöster Hohenfurth und Goldenkron (*Fontes rer. Austriac.* 2 Abth. Bd. 23 u. 37). Später hat der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen reichliche Mittel zur Verfügung gestellt, um zunächst das urkundliche Material für das deutsche Städtewesen in Böhmen zu publicieren. Leider ist nicht mit jenem begonnen worden, das für die Geschichte deutschen Bürgerthums in Böhmen die größte Bedeutung besitzt: mit dem Urkundenbuch der ehemals nahezu ganz deutschen Stadt Prag bis in die Zeit der hussitischen Bewegung. Von den mit Unterstützung des deutsch-historischen Vereins veröffentlichten Urkundenbüchern sind bisher erschienen: 1876 das von Brück, 1892 das von Saaz, beide in der sachkundigen Bearbeitung Ludwig Schlesingers, ein Jahr später jenes von Aussig, begonnen von W. Hiecke, vollendet durch A. Horčíčka. Ihnen schließt sich nun als viertes das Urkundenbuch — wir hätten auch hier den Ausdruck Stadtbuch deswegen vorgezogen, weil auch andere Materien als bloße Urkunden in dem Buche abgedruckt werden — von Budweis an: hervorragender als irgend eines der vorgenannten, da die Urkunden der Stadt Budweis als des Knotenpunktes des ganzen südböhmischen Straßennetzes und Mittelpunktes des südböhmischen Handels eine in vielen Fällen über das rein lokale Moment hinausreichende Wichtigkeit besitzen. Gerade deswegen können wir es nur billigen, daß der Herausgeber sich nicht damit beruhigt hat, uns allein das urkundliche Material für Budweis vorzulegen, sondern daß er, dem Vorgange Schlesingers folgend, überhaupt alle Daten, die er über die Stadt und ihre Einwohner gesammelt, uns vorgelegt hat: so finden wir hier vereinzelte Notizen aus böhmischen Chroniken wie dem sogenannten Dalimil, Neplach von Opatowitz,

dem Gedicht »König Ottokar und Zawisch«, der deutschen Reimchronik des Zwettler Stiftungsbuches, aus Heinrich von Heimburg, den Königsaller Geschichtsquellen mit ihrer Weiterbildung durch den Domherrn Franz von Prag und Benesch von Weitmühl: nur daß die Stellen hier, wie es auch zutreffend ist, im Wortlaut wiedergegeben werden. Den hauptsächlichsten Raum nehmen freilich die Urkunden selbst ein. Ein günstiger Stern hat über dem Urkundenmaterial der Stadt gewaltet: der größte Theil davon hat sich in der Stadt selbst erhalten, einzelnes, das in einer noch unaufgeklärten Weise abhanden gekommen, liegt jetzt im Archiv des Nationalmuseums zu Pest, manches in den Libri Electionum und Confirmationum des Prager Erzbisthums, in alten Briefsammlungen und Formularen wie in der Wiener Briefsammlung der vatikanischen Bibliothek, im St. Pauler Formular u. a. Was sonst etwa noch an urkundlichem Material im Laufe der Zeit verloren gieng, hat sich seinem wesentlichen Inhalt nach in den Eintragungen der Budweiser Stadtbücher nachweisen lassen, die nun gleichfalls zu Worte kommen. All das weitschichtige, zerstreute Material gesammelt, gesichtet und kritisch verarbeitet zu haben, ist ein Verdienst des Herausgebers, das hier willig anerkannt sein soll. Einstweilen erhalten wir von dem ersten Bande, der das urkundliche Material von 1251—1419 führen soll, nur die Stücke bis zum Jahre 1391, im Ganzen 543 Nummern und sonach immerhin sehr viel. Freilich mag es von Einzellnem, das hier vorgelegt wird, zweifelhaft sein, ob es überhaupt oder ob es nur auszugsweise aufzunehmen war. Unbedingt wird man die Aufnahme bei Stücken billigen wie S. 77. Nr. 116 enthaltend eine Urkunde für das Städtchen Wesself: Karl IV. verleiht dieser Stadt die Rechte der Stadt Budweis, oder S. 129. Nr. 197, wo die Stadt Wittingau von den Rosenbergern das Recht erhält, daß ihre Bürger gegen das Urtheil des Wittingauer Rathes an den von Budweis appellieren dürfen. Dagegen wird es bei Verordnungen, die entweder an alle königlichen Städte Böhmens oder an eine größere Zahl gerichtet sind, weniger gerathen sein, sie ihrem vollen Inhalt nach aufzunehmen, da dieselben Stücke sonst in allen Urkundenbüchern der bezeichneten Städte erscheinen müßten. Die Verordnung König Wenzels IV. vom 2. Juni 1385, daß sich alle bewaffneten Einigungen im Lande binnen 14 Tagen aufzulösen haben, ist nun thatsächlich schon das viertemal gedruckt und doch wird in ihr die Stadt Budweis nicht einmal namentlich aufgeführt. Das gleiche gilt für die folgende und eine Anzahl anderer Nummern, bei denen sicherlich an Stelle des vollen Wortlautes ein kurzes Regest genügt hätte. Desgleichen durften Urkunden, die in neueren allgemein zugänglichen Werken vollinhalt-

lich und durchaus correct gedruckt sind, auch nur kurz nach ihrem Inhalt vermerkt werden. Das gilt z. B. von Nr. 20, die jetzt auch schon mehrfach, zuletzt noch in Pangerls trefflicher Ausgabe des Hohenfurter Urkundenbuches abgedruckt ist. Wenn sie aber überhaupt neu gedruckt wurde, dann hätte es nicht geschadet, wären auch noch Pangerls Worte ›Beschädigtes Siegel‹ mit aufgenommen worden. Die Beschreibung der Siegel ist im Uebrigen eine außerordentlich genaue, ganz abgesehen davon, daß eine ganze Anzahl von Siegeln wie z. B. die ältesten Budweiser in Lichtdruck vortrefflich reproducirt werden. Die Bemerkung zu Nr. 20 kann auch bei solchen Nummern wiederholt werden, wo aus darstellenden Geschichtsquellen einzelne Citate beigebracht werden. So ist in Nr. 50 eine entschieden viel zu ausführliche Stelle aus Peter von Zittau übernommen worden, indem für die einfache Thatsache, daß König Johann von Böhmen mit seinem Heere über Budweis nach Straubing und wieder zurückzog, der größte Theil des 13. Capitels aus dem dritten Buche Peters von Zittau abgedruckt wurde. Liegt der Hauptwerth der Regesten darin, daß sie, ohne daß etwas Wesentliches fehlt, so knapp als möglich gefaßt sind und genügt es, wenn eine Urkunde vollinhaltlich wiedergegeben wird, im Regest den Inhalt im Allgemeinen anzuführen, ohne in die Einzelheiten einzugehen, so findet man hier, daß manches Regest nicht selten so ausführlich ist, daß es fast als eine Paraphrase des folgenden Urkundentextes anzusehen ist. So faßt das Regest von Nr. 101 anderthalb Quartseiten. Doch alle diese Ausstellungen betreffen nur Dinge, über die sich allenfalls noch rechten läßt. Vielleicht wäre auch bei Nr. 23 ein ausführlicherer Commentar nothwendig gewesen. Wir vermuthen, daß uns die noch fehlende Einleitung, die erst dem vollendeten ersten Bande beigegeben wird, noch manche Aufklärung bringen wird; darum unterlassen wir es, hier noch die eine oder die andere Frage in förmlicher Weise aufzurollen. Mit einem Wort möchte ich aber noch auf die Wichtigkeit mancher hier mitgetheilten Materialien hinweisen. Ich will jene Stücke herausheben, die von der Familie Faulfisch handeln. Ein Faulfisch — Nicolaus F. — war bekanntlich der Hauptcolporteur der Wiclifschen Schriften in Böhmen. Wir finden ihn mit einem Landsmann Georg von Knyehnicz am Tage vor Mariä Reinigung 1407 in England an der Arbeit, Wiclifsche Traktate, wie den *De Ecclesia* [auf Grundlage dessen Huß später verbrannt wurde], *De Dominio Divino* und *De Veritate sacrae Scripturae*, die eben copiert waren, zu corrigieren. Gehört dieser Faulfisch demselben Geschlechte an, das uns in einer ganzen Anzahl von Urkunden

in dem vorliegenden Bande begegnet? Hier wird der Name zum erstenmal zum 8. April 1373 genannt. Dieser Faulfisch — er heißt auch Nikolaus — könnte der Vater unseres Nikolaus Faulfisch sein. Er ist Rathsherr in Budweis und, wie wir einer späteren Urkunde entnehmen, 1384 schon todt. In Nr. 403 erscheint dann der jüngere Nikolaus noch als Unmündiger unter der Vormundschaft des Pfarrers von Lomnitz. Und wie verhält es sich mit dem in Nr. 404 in Prag am 9. Dezember 1385 zum Baccalaureat zugelassenen Nicolaus de Budewicz. Ist das unser Faulfisch, wie es ziemlich wahrscheinlich ist? Er wird 1386 Magister und mochte wol die nächsten Jahre darauf verwenden, seine Kenntnisse an auswärtigen Universitäten zu erweitern. Das sind Fragen, die Köpl vielleicht eher als ein anderer beantworten wird. Wenn die Sache begründet wäre, wäre der Urheber des Wiclifismus in Böhmen oder mindestens dessen hauptsächlichster Förderer ein Budweiser, was in zweiter Linie auch wieder einen Beweis dafür böte, daß dem böhmischen Wiclifismus bis zum Stimmenstreit nicht bloß Tschechen, sondern auch Deutsche befreundet waren.

Mit dem vorliegenden ersten Buche läßt sich das zweite — nach Anordnung des Stoffes und der Form der Darstellung offenbar das Werk eines noch stark unbeholfenen schwerfälligen Anfängers — in keiner Weise vergleichen. In diesem zweiten Buche liegen uns 1864 Regestennummern über Urkunden der in Böhmen unter Joseph II. aufgehobenen Klöster vor. Diese Urkunden reichen bis in das 17. und 18. Jahrh., viele gehören noch der Zeit der Klosteraufhebung selbst an. Da taucht die Frage auf: Sind alle diese Urkunden, die hier in Regestenform vorgeführt werden, auch wirklich so wichtig, daß sie es verdienen, mitgetheilt zu werden? Ich darf nicht fürchten, von irgend einer Seite einen Widerspruch zu erfahren, wenn ich diese Frage mit Nein beantworte. Doch sehen wir zunächst, ~~woher~~ die Urkunden stammen. Sie sind folgenden unter Joseph II. aufgehobenen böhmischen Klöstern entnommen: 1. Augustinern und Augustinerinnen, 2. Benediktinern und Benediktinerinnen, 3. Karmelitern und Karmeliterinnen, 4. Cisterciensern und Cistercienserinnen, 5. Klarissinen, 6. Coelestinern, 7. Dominikanern und Dominikanerinnen, 8. Klöstern des hl. Franziskus (Franziskanern, Minoriten, Kapuzinern, Karthäusern und Minoriten), 9. Paulanern, 10. Paulinern, 11. Prämonstratenserinnen, 12. Serviten, 13. Theatinern und Trinitariern. Die einzelnen Klostergruppen werden sonach nicht etwa nach ihrem Alter oder ihrem Ansehen, sondern in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt. Begonnen wird mit

Augustinerklöstern, die erst im 13. Jahrhundert gegründet wurden, im vierzehnten zu großer Beliebtheit kommen. Auch innerhalb der einzelnen Gruppen werden die Klöster nicht nach ihrem Alter vorgeführt. Sehen wir die Gruppe der Augustiner und Cistercienser durch. In jener sind 9 Klöster: 1. Borowan oder Forbes, gegründet erst 1455. Die Urkunden laufen merkwürdiger Weise schon seit 1400 den ersten Sonntag im Advent (das ist doch eine ganz genaue Datierung; warum sie nicht aufgelöst ist, wird nicht gesagt) und reichen bis 1769; es sind im Ganzen 30 Nummern, die über drei Jahrhunderte vertheilt sind. 2. Die Regularkanoniker am Karlshofe in Prag-Neustadt. Hier beginnen die Urkunden mit 1347 und reichen bis 1760, im Ganzen 45 Stück. 3. Das Kloster St. Egid in Wittingau mit Urkunden von 1367—1784. 4. Die beschuhten Augustiner-Eremiten in Prag-Neustadt. Die Urkunden reichen von 1362—1617. 5. Jene in Stockau. Hier beginnen die Urkunden erst wieder mit 1542 und reichen bis 1774. 6. Die unbeschuhten Augustiner zu St. Wenzel in Prag-Neustadt 1404—1739. 7. Die weißen Kreuzherren mit dem rothen Herzen. Wiewol schon 1258 von Otto kar II. gegründet, beginnen die Urkunden erst mit 1507 und gehen bis 1771. 8. Die Kreuzherren mit dem rothen Kreuz am Zderas in Prag-Neustadt 1262—1772. 9. Augustinerinnen in Brüx 1326—1703. Von Cisterciensern: 1. Goldenkron 1562—1780. 2. Königsaal 1304—1783. 3. Plass 1350—1757. 4. Frauenthal 1274—1751. Es werden demnach in diesen 2 Reihen Regesten geboten von 1400—1769, 1347—1760, 1362—1617, 1367—1784, 1542—1774, 1404—1739 u. s. w. Will ich also wissen, welche Urkunden diesen Klöstern beispielshalber von König Wenzel IV. oder Sigismund ausgestellt wurden, so muß ich in dem ganzen Regestenwerke hin- und herblättern, um mir die Materialien zusammenzusuchen; noch mehr vom Uebel ist es, wenn ich z. B. über das Verhalten Sigismunds zu den Klöstern ins Reine kommen will. Es sind sonach nicht bloß verschiedenartige Klöster, sondern auch verschiedenartige Zeiten durch- und nebeneinander gestellt. Dabei finden sich in der Art der Anlage noch verwirrende Anordnungen. Ich will nur eine anführen: S. 1. Ungedruckte Urkunden: Propstei der Canonici regulares St. Augustini in Forbes 1400—1483. Das heißt doch wol, die folgenden bisher ungedruckten Urkunden reichen von 1400 bis 1483. Nun findet sich nach dem Datum von 1483 noch eine ganze Reihe von Urkunden. Ganz dasselbe S. 4: Ungedruckt. Augustinerabtei St. Mariae Himmelfahrt und Karl der Große zu Prag-Neustadt 1347—1387. Auch hier wird der Leser vergebens nachsinnen, was die Ziffer 1387 für eine Bedeutung hat, denn die Urkunden reichen bis

1760. Erst allmählich wird er gewahr, daß damit sogenannte fliegende Columnen gemeint sind, die doch sicher, um jedes Misverständnis auszuschließen, an die Spitze der Seite gesetzt werden mußten. Das Richtige wäre zweifellos gewesen, alle die 1864 Regestenzettel in einen Topf zu werfen und die Regesten insgesamt, ohne in dem Regestenwerke 49 Gruppen zu machen und die chronologische Reihe immer wieder vom Neuen herzustellen, in chronologischer Aufeinanderfolge abzudrucken. Was dann an Literaturvermerken bei jedem einzelnen Stück beizugeben ist, wird an den Schluß je eines Regestes so kurz als möglich, unter Umständen des Raumersparnisses wegen mittelst Siglen, angeschoben, die allgemeinen Bemerkungen über die einzelnen angeführten Klöster, über die Zeit ihrer Gründung und Aufhebung aber in der Einleitung gegeben. Jetzt wird bei jedem einzelnen Kloster ein Literaturvermerk darüber gegeben, wo Urkunden des betreffenden Klosters bereits gedruckt sind. Diese Angabe wäre ja sehr dankenswerth, wenn sie vollständig wäre; das ist aber nicht der Fall. Ich will hiefür nur einige Beispiele anführen, die mir zur Hand sind. Zu S. 67 Augustinerinnen in Brügge ist doch gewiß auch das Stadtbuch von Brügge zu citieren, das Regesten und die Urkunden dieses Klosters enthält (S. 12 ff.). Zum Cistercienserkloster Königsaal sind zwei Citate übersehen worden: Mein Aufsatz: Fragmente des ältesten Königsaaier Diplomatars, und das St. Pauler Formular, das in der Nummer 87 eine der interessantesten Stücke zur Gründungsgeschichte von Königsaal enthält. Bevor wir auf den Werth der mitgetheilten Urkunden eingehen, will ich einige Mittheilungen über ihren Fundort machen. Ich entnehme sie der Darstellung Schuberts in seiner Einleitung, die überhaupt den werthvollsten Theil des vorliegenden Buches bildet. Mit der Aufhebung der Klöster wurden auch deren Archive vom Staat in Besitz genommen. Es ist das, wie man weiß, nicht in vollem Umfang geschehen, da die Jesuiten Zeit genug hatten, die werthvollsten Sachen in Sicherheit zu bringen. Doch geht man, glaube ich, zu weit, wenn man meint, daß da besonders wichtige Archivalien verschwinden konnten. Von diesen gehörten ja die meisten Stücke in den wirtschaftlichen Theil des Jesuitenbesitzes und mußten sonach schon aus Gründen der Verwaltung zugleich mit dem Güterbesitz übergeben werden. Als dann die Auflösung der übrigen Klöster erfolgte, war die Staatsregierung doch vorsichtiger geworden. Zur Untersuchung der Klosterarchive wurde nicht mehr ein Geistlicher, sondern ein anderer »dem Werk gewachsener« Mann verwendet (Wolf, Aufhebung der Klöster in Innerösterreich S. 42). Das kaiserliche Hofdekret vom 23. Dezember 1782 enthält die Maßregeln,

wie es mit den Bibliotheken und Archiven der aufgehobenen Klöster zu halten sei. Die böhmischen Aufhebungscommissäre ließen das in jedem einzelnen Kloster vorgefundene Archiv dem »Archivarius« Scriptor Karmaschek zur entsprechenden Sichtung zukommen, einem Manne, der (S. XIII) dem Unternehmen durchaus gewachsen war und die von dem betreffenden Hofdekret geforderten Eigenschaften wirklich besaß. Die Diplome wurden — bis auf eine Anzahl, die an die k. k. Hofbibliothek in Wien abgegeben werden mußten — an die k. k. Universitätsbibliothek in Prag abgeliefert. Die »diplomatische Ausbeute«, wie sich Sch. unrichtig und unschön ausdrückt, aus den einzelnen Klosterarchiven war eine ungleiche. Einzelne Klöster besaßen ein eigentliches Klosterarchiv nicht. Im ganzen kamen an 2000 Diplome nach Prag, von denen sodann einzelne außer an die Hofbibliothek auch an die Landesämter gelangten. Die ältesten gehörten dem 12. Jahrhundert, die jüngsten der Zeit unmittelbar vor der Aufhebung an. Zu dieser schon an sich bedeutenden Masse kam jenes Material, welches, als zur Oekonomie der einzelnen Klöster gehörig, je nach seinem Inhalt an die Landesgubernialregistratur, Staatsbuchhaltung, Staatsgüteradministration und das Fiskalamt zu Prag gelangte: im Ganzen 19366 Archivsschriften. Daß da nicht willkürlich gewüstet wurde, dafür dürfte der Name Rieggers einigermaßen bürgen; außerdem wird hier eine Notiz mitgetheilt, nach welcher das Gubernium zwar eine Anzahl von Fascikeln mit dem Bedeuten zurücksandte, die meisten seien zu vernichten, aber doch zugleich eine nochmalige Durchsicht »mit Rücksicht auf Historie, Genealogie« u. s. w. befahl. Von den an die Universitätsbibliothek gelangten Diplomen kam im Jahr 1811 ein bedeutender Theil — gegen 862 Stück — auf Anregung Hormayrs durch den Fürsten Metternich in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv nach Wien und zwar die ältesten und wichtigsten Stücke. Versuche, sie nach Böhmen zurückzuführen, wurden zwar gemacht, hatten aber keinen Erfolg. Die in der Verwaltung der k. k. Universitätsbibliothek gebliebenen Reste sind es nun, die in dem vorliegenden Werke auszugsweise zum Abdrucke gelangen. Auch die in Wien befindlichen Stücke werden hier nach der Consignation vom 30. Dezember 1811 vermerkt. Leider findet sich keine Andeutung darüber, ob Sch. auch die in Wien liegenden Nummern einer Durchsicht unterzogen hat. Wie schon einmal angedeutet wurde, kommt dem gesammten in den Urkunden-regesten mitgetheilten Material ein sehr geringer historischer Werth zu. Unter den ganzen 1864 Regesten wird man mit vieler Mühe etliche Dutzend finden, deren Bedeutung über die allerengste Local-

geschichte hinausreicht. Eine solche Arbeit hätte in recht verdienstlicher Weise nach den einzelnen Klostergruppen also stückweise in eine unserer Provinzialzeitschriften, die sich mit Localgeschichte befassen, eingerückt werden können: in die Reihe der übrigen in dem gleichen Verlage erschienenen trefflichen Regestenbände paßt sie nicht. Sehen wir beispielshalber die letzten acht Urkunden des Clarissenstiftes in Eger durch: da bestätigt Karl VI. dem Kloster die alten Privilegien und seinen Güterbesitz. Dasselbe thut die Kaiserin Maria Theresia, ein Privater bekennt, einen halben Hof an das Kloster verkauft zu haben, eine Frau veräußert an dasselbe eine Wiese, da bestätigt Papst Klemens XI. (1719 März 24) die Privilegien des Hochaltars von St. Klara, da findet sich eine »Authentik« (!) Valerii Bellati über eine Partikel vom hl. Kreuz, da ist ein Attest des Olmützer Domherrn Kaspar Florentinus von Gandorf über eine Partikel eines Kleides vom hl. Aloysius, ein Attest über die am 12. April 1751 erfolgte Weihe der Klein-Waldsassner Glocken. Wie man sieht, ist unter acht Nummern nicht eine, die etwa ein Verfasser einer böhmischen Geschichte seiner Aufmerksamkeit würdigen könnte, ja selbst der Autor einer Geschichte des Egerlandes wird kaum davon Notiz nehmen, und so besitzen alle diese Stücke allenfalls einen Werth für die Geschichte der Klarissinenabtei in Eger. Für derlei Zwecke sind unsere Regestenwerke nicht geschaffen und für so wenig Brauchbares, das hier geboten wird, ist der Preis von 16 Mark und 16 Pf. geradezu ein erstaunlicher. Wollen wir denn alle Archive abdrucken? Thut man nicht besser, aus der großen Masse des Stoffes allein das Bedeutendere auszuscheiden? Gesetzt den Fall, diese Archive wären geblieben, wo sie ursprünglich waren, es wäre Niemandem im Traum eingefallen, diese Urkunden-Regesten auszuarbeiten. Sollte aber ein Bild der Methode gegeben werden, wie die Josephinische Regierung bei ihren Arbeiten vorging, so hätte etwas anderes gemacht werden müssen. Es wäre auch nach Adam Wolf noch ein dankenswerthes Unternehmen, zu zeigen, wie die Klostersaufhebung vor sich gegangen, wie die Kloster-gesetze des Kaisers aufgenommen wurden und gewirkt haben, welche Klöster von der Aufhebung verschont wurden, und warum, und welches das wirthschaftliche, finanzielle und culturelle Ergebnis der ganzen Reform gewesen ist. Wenn dann am Schluß des Ganzen eine gute Uebersicht über die eingezogenen Materialien gegeben und anhangsweise das wirklich wichtige mitgetheilt worden wäre, würde der Verf., dem es ja an Fleiß nicht fehlt, eine dankenswerthe Arbeit geliefert haben. Freilich müßte er sich erst längere Zeit in

der deutschen Stilistik üben. Was man hier lesen kann ist geradezu unerhört und die ›Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen‹ mag in Zukunft genauer zusehen, an wen ihre Mittel gegeben werden. Ich will zum Beweise meiner Behauptung die ersten besten Stellen ausheben; man wird aus ihnen entnehmen, was da an Wort- und Satzungeheuern und völlig undeutschen Neubildungen geleistet wird. Da liest man gleich im ersten Satz des Vorwortes: ›Der vorliegende Arbeitsversuch will in knapper Regestenform einiges noch unveröffentlichte Quellenmaterial aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Klöster Böhmens dem bezüglichen Fachinteressentenkreise aufrollen, ohne hiebei naturgemäß den in seiner ursprünglichen, ungeschmälernten Fülle wol überhaupt nicht mehr zusammenzutragenden alten Gesamthalt dieser einstigen ehrwürdigen Speicher von in schriftlicher Fixierung niedergelegten Denkmälern lokalen klösterlichen Culturschaffens und alltäglichen Rechtslebens nur irgendwie zu erschöpfen‹. In der Einleitung, wo von der ›Klösteraufhebung‹, dem ›Bringer‹ des Handbilletts und ähnlichem gesprochen wird, liest man im dritten Absatz folgendes: ›Denn leider ist die wol bestens angeordnete Umwandlung der Jesuitenarchive zu österreichischem Staatsgut in der Praxis nicht so umfassend und vollständig durchgeführt worden, als dies im Interesse der heutigen Wissenschaft und Forschung entschiedenst hätte geschehen (sic) sollen; denn das bezügliche Entziehungsbestreben der Jesuiten war dem schwerfälligen Gange des den großen Aufhebungsgedanken in die fruchtbringende That umsetzen sollenden unterbehördlichen Mechanismus entschieden überlegen gewesen und hatte die lange Spanne Frist zwischen Befehl und Ausführung der Jesuitengüterreduktion (noch 1777 fanden z. B. in Böhmen Funktionen der Aufhebungscommission in Prag statt) nicht unbenutzt gelassen‹. Man wird zugeben, daß dieser Satz sich eher für ein modernes Witzblatt als für die Aufnahme in die ›Regesten‹ eignet. Man staunt, einer Masse von Fremdwörtern und nicht selten in falscher Bedeutung zu finden. Reducieren heißt doch nicht aufheben, Reduction ist keine ›Aufhebung‹, wie z. B. ›72 Ordenshäuser wurden demnach im Ganzen während des Zeitraumes (ergänze: von) 1782—1790 in Böhmen reducirt‹. Der Verf. fährt dann fort: ›Von den hiebei stattgehabten Modalitäten darf uns hier nur das das (erinnert an den Satz mit den fünf aufeinanderfolgenden ›die‹) Archivwesen dieser Klöster direct betreffende Detail interessieren. Im weiteren ›Verfolge‹ (auch ein guter Austriacismus!) . . . doch wir halten ein, trotzdem wir noch eine Reihe anderer Verstöße und Unebenheiten anzumerken

hätten. Man sieht: der nicht eben bedeutsame Stoff hätte in anderer Weise verwerthet und wol auch von kundigerer Hand bearbeitet werden müssen.

Graz, Weihnachten 1901.

J. Loserth.

Fadrique de Basilea, imprimeur du quinzième siècle. Typographie ibérique du quinzième siècle. Reproduction en fac-similé de tous les caractères typographiques employés en Espagne et en Portugal jusqu'à l'année 1500, avec notices critiques et biographiques par Conrad Haebler. La Haye, Martinus Nijhoff, et Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1901. En 5 fascicules de 15 feuilles (de texte et de planches) chacun. 4to.

On remarque parmi les incunables espagnols un nombre relativement élevé d'impressions faites à Burgos, de 1485 à 1517, et signées respectivement *Fadrique Aleman de basilea*, *Fredericus alemanus*, et *f. b.* dans un écusson surmonté de l'étendard aux armes de Bâle.

D'autre part, un des plus anciens livres imprimés dans cette ville, *Gasparini pergamensis clarissimi oratoris epistolarum liber*, porte en tête les vers suivants:

*Artem pressurae quanquam moguncia finxit
E limo traxit hanc basilea tamen*

.
*Nomina si cupias Mihahel cognomine wensler
Huic operis sotius Biel fridericus erat
Mittimur in totum decus insignis basilee
Orbem qui parvus non sumus vrbis honor.*

On en a conclu que ce Fridericus Biel est le Fadrique Aleman de Basilea précité.

Cette attribution paraît fort probable, car dans les *Regesten zur Geschichte des Buchdrucks, aus den Büchern des Basler Gerichtsarchivs*¹, nous n'avons relevé qu'un seul imprimeur du XV^e siècle prénommé Friedrich, et c'est Frédéric Biel, plus fréquemment appelé Friderich von Biel, exerçant sa profession à Bâle. Qu'il s'agisse de Nider-Biel ou de Ober-Biel sur la Lahn, près de Braunfels, ou bien de Biel, dans le canton de Berne, comme lieu d'origine de la famille, le fait que lui et son père étaient établis à Bâle et qu'il paraît même y être né, l'autorisait à se qualifier d'*alemanus*, puisque

1. Extraits par le Dr. Wackernagel, archiviste de l'Etat, et publiés par le Dr. Karl Stehlin dans l'*Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels*. Leipzig, t. XI, XII, XIV, (années 1888, 1889 et 1891).

c'était une ville de l'Empire. Wenzler le rappelle dans un colophon daté de 1479: *in urbe Basiliensi partium alemanie*¹, tandis qu'un *Turrecremata* imprimé en 1471, probablement hors de Suisse, est signé: *Per Eberhardum Fromolt alemanum Basiliensem*².

Le Dr. Conrad Haebler, dans le second fascicule de sa *Typographie ibérique*, récemment paru, a consacré un chapitre à Fadrique de Basilea. Cet intéressant travail appelle quelques observations.

Le zélé bibliothécaire saxon — inutile de le dire à des bibliographes et à des archivistes — n'est pas un de ces faux savants qui remplacent le savoir et le talent par la camaraderie, l'intrigue et la réclame. C'est au contraire un véritable érudit, épris des recherches de première main et dont les efforts amènent d'utiles résultats. La tâche qu'il s'impose aujourd'hui consiste à donner la description bibliographique et historique, accompagnée de nombreux fac-similés, des principaux incunables espagnols et portugais connus. A cet effet, «rien n'a été épargné, ni la peine, ni les frais, pour chercher dans la Péninsule et ailleurs les originaux les plus rares et en même temps les plus utiles au but que l'auteur s'est proposé», disent avec raison les éditeurs de ce livre destiné à rendre d'incontestables services.

Cependant, une œuvre de ce caractère exige avant tout et partout l'exactitude et la précision. Aussi le Dr. Haebler nous pardonnera sans doute de lui signaler quelques inadvertances.

* *

Nous notons d'abord le passage suivant: «Frédéric Biel en compagnie de Michel Wenzler achevèrent en 1470 le Liber epistolarum par Gasparinus Pergomensis [*sic*], le premier livre imprimé à Bâle selon toutes les apparences» (page 30).

Cette date n'est rien moins que prouvée. Nous ne la croyons pas même probable. L'édition princeps des lettres de Gasparin de Bergame est le premier livre qui fut imprimé à Paris, au plus tôt fin juillet ou en août 1470³, et il ne tarda pas à être réimprimé ailleurs. On pourra nous répondre que, d'août à décembre, le temps est suffisant pour recevoir à Bâle un livre de 60 feuillets envoyé de Paris et le réimprimer. Il est aussi permis de croire que l'ex-

1. *Les premiers incunables bâlois et leurs dérivés*, dans les *Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen*. Philolog. - histor. Klasse, 1901, Heft 4, p. 380.

2. *Idem*, p. 399, et Voynich, *Fourth list of books*, London, Aug. 1901, p. 477; fac-similé LIII.

3. A. Claudin, *Histoire de l'imprimerie en France au XV^e et au XVI^e siècle*. Paris, 1900. Imprimerie nationale, in-folio, t. I, p. 22.

péditeur a probablement été Jean de La Pierre (Heylin), qui introduisit l'imprimerie à Paris et, très attaché à Bâle où il vécut de 1463 à 1467 et reçut le grade de maître ès arts, se sera empressé d'envoyer un exemplaire du *Barzizius* imprimé sous ses auspices. Mais, dans ce cas, des typographes ou éditeurs bâlois n'eussent sans doute pas omis dans leur réimpression la lettre adressée par Guillaume Fichet à La Pierre, toute à l'honneur de ce dernier, et imprimée en tête de l'édition parisienne. Nous sommes donc porté à supposer que le prototype du *Barzizius* de Wenzler et Biel est plutôt une des publications postérieures qui omettent cette épître¹. Ce fait militerait encore contre la date de 1470 attribuée au livre bâlois par le Dr. Haebler.

Il y a plus et mieux. On ne trouve nulle mention d'imprimeurs ou d'imprimerie dans les archives de Bâle avant le 24 décembre 1471. C'est à propos d'un conflit entre les maîtres imprimeurs et leurs ouvriers², impliquant — cela va de soi — l'existence de la typographie à Bâle antérieurement à cette date; toutefois sans qu'on puisse la faire remonter jusqu'à l'année 1470. Voici pourquoi:

Au quinzième siècle à Bâle (comme à peu près partout en Europe), maints actes de la vie privée, de peu d'importance, tels que reconnaissances de dettes et promesses de paiement pour des sommes infimes³, devaient être enregistrés. De là une masse d'indications

1. Hain, 2669, 2670, 2671, 2673.

2. *Item do sint.*

Die meistere, so die büchere trucken, an einem, sodenn iren knechten am andern teilen, durch mine herrn die urteilsprecher früntlich vereinbart und betragen in wysz und masz harnach stat; ist also das die knecht uff hüt wider an ir werck gon, daz volführen, in masz das iren meistern nutzlich und inen erlich sye, sich och sust in irem dienst gebürlichen halten, sich och hüten und dhein bündnissz under inen selbs machen. Deszglich sollent och die meister die knecht halten, und inen beschinen lassen, daz billich sye, es were mit essen, trincken oder anderm. Ob sich och fügen, daz einer zwen oder mer under den knechten ettwas strussen und im selbs ettwas unwillesz fürnemen, dem mochten die meister noch markzal sins jarlonsz usrichten und im urlob geben. Deszglich ob einem knecht ettwas von den meistern zügeleit, daz er nit erlyden, möcht er och urloub nemmen und sy im sin lidlon noch markzal us richten und damit entscheiden sin und blyben, alles erberlich und ungeverlich.

1471. Dienstag, Vigilia Nativitatis.

(Archives de l'État, à Bâle; *Urtheilsbuch* I, p. 7. Texte complet, collationné sur l'original).

3. A chaque instant on relève dans les registres des entrées du genre de celles-ci: 5 avril 1475. «Hanns Frank der Schuhmacher legt Beschlag auf den Nachlaß Johannsen von Ysbruk des Trukers, für 13 β». 25 sept. 1475. «Die Trugkerin in Utengassen bekennt, Berchtold Brotbecken 2 β schuldig zu sein». Stehlin, 32, 42, etc.

qui nous révèlent l'existence d'individus, leur origine, leur métier, leur famille, leurs procès et leurs séjours à des dates authentiques. Or, le premier nom qu'on relève dans les registres bâlois c'est celui de Bernhart Richel, au 12 mars 1472, suivi immédiatement du nom de «Friderich der Trucker», tandis que la troisième mention se rapporte à «Michel Wensel [sic] und Friderich von Biel die truckere» conjointement au 7 décembre suivant. Si l'on considère la pénurie constante de Michel Wenzler, ainsi qu'elle résulte de nombreux actes judiciaires, et que de fin décembre 1472 à l'an 1500, nous le voyons figurer dans les archives bâloises individuellement *deux cent onze fois*, on est fondé à croire que s'il avait été établi imprimeur à Bâle déjà en 1470, son nom se lirait dans ces documents avant la fin de 1472.

* *

Selon le Dr. Haebler, «Frédéric Biel n'est plus mentionné à partir de 1470» (page 30). Cette assertion, si elle était exacte, suffirait, naturellement, pour démontrer que l'art de l'imprimerie en général et l'impression du premier *Barzizius* bâlois¹ en particulier, datent au moins de 1470. Mais c'est une erreur. Le lecteur vient de voir Frédéric Biel établi à Bâle au 12 mars 1472. Nous le montrerons encore dans cette ville l'année suivante, et même y exécutant un acte qui comporte une prolongation de résidence.

* *

Après avoir décrit, pour prouver l'identité des deux homonymes, la marque de certains livres imprimés par Fadrique à Burgos, laquelle représente un lion rampant qui s'appuie sur un écusson aux initiales *f. b.* et tient dans sa patte gauche un drapeau aux armes de Bâle, le Dr. Haebler avance l'opinion suivante: «Il y a une autre particularité dans les premiers livres imprimés par Fadrique à Burgos qui vient corroborer l'hypothèse qu'il est bien Frédéric Biel. Dans les livres exécutés par Biel et Wenzler, ces deux associés ont fait usage d'un corps de lettres dont les majuscules sont de caractère romain pour la plupart, tandis que les minuscules sont gothiques. C'est exactement le même que l'on retrouve dans la fonte la plus ancienne que Fadrique ait employée à Burgos. Ce n'est pas la même qui lui a servi à Bâle en compagnie de Wenzler, mais elle lui ressemble fort, surtout par les majuscules romaines» (pages 30—31).

Ce passage renferme plusieurs inexactitudes.

1. Martin Flach, de Bâle (et non Martin Flach, de Strasbourg, comme le suppose Hain, 2672) publia aussi, un an ou deux après, un *Barzizius*. Voir, nos *Incunables bâlois*, p. 867.

On ne connaît qu'un seul livre imprimé certainement par Biel et Wenzler associés, c'est le *Barzizius*, et il ne contient qu'une seule majuscule romaine. C'est un A, qui en outre diffère complètement de l'A de la *Gramatica* de Gutierrez de Cerezo (Burgos, 1485) et de celui de la *Cronica* de Valera (*id.* 1487), ainsi que des autres imprimés de Fadrique donnés par le Dr. Haebler comme termes de comparaison¹. Il en est de même de tous les livres qu'à la rigueur on peut attribuer à Wenzler et Biel travaillant ensemble à Bâle, quoique non signés, mais imprimés avec la fonte du *Barzizius*². On ne commence à voir une impression wenszlérienne où «la plupart des majuscules [cinq sur vingt trois] sont romaines», qu'avec la *Catena aurea* de St. Thomas d'Aquin, sans nom d'imprimeur³, provenant néanmoins des presses de Wenzler à Bâle et datée de 1476, alors qu'il n'était plus depuis trois ans l'associé de Frédéric Biel, et que d'ailleurs (en 1475) il avait formé une association avec Bernhart Richel⁴.

* * *

C'est encore une erreur d'affirmer que «le corps de lettres dont Biel et Wenzler ont fait usage est exactement le même qu'on retrouve dans la fonte la plus ancienne que Fadrique ait employée à Burgos» (page 30).

Si par «corps de lettres» le Dr. Haebler comprend (comme c'est le sens en français) la dimension de la pièce fondue qui supporte l'œil de la lettre, le corps de la *Gramatica* de Burgos est au moins de 2 points typographiques plus fort que celui du *Barzizius* de Bâle. Si au contraire par ce mot il entend (ainsi que nous le croyons) le jeu de caractères considérés au point de vue de la *forme*, l'alphabet est tout à fait différent dans les deux imprimés. Le lecteur en jugera:

1. *Tipografia Iberica*, fac-similés 44—51 incl.

2. *Boecius, Falconia*, deux *Hassia*, *S. Augustinus super Symbolum*, *Albertus Magnus*, *S. Thomas de Aquino Summa pars tertia* nos 2—8 de nos *Incunables bâlois*. Les nos 9, 10 et 11 sont, selon nous, postérieurs, bien qu'imprimés avec la fonte du *Barzizius*, mais sur papier différent et contenant certaines majuscules modifiées.

3. *Incunables bâlois*, n° 31.

4. Le colophon des *Sermones quadragesimales* de Caracciolus de Licio porte: *in Basilea Bernardus richel. Cum michael wensel M. cccc. lxxv° fluente.*

CARACTÈRES EMPLOYÉS À BÂLE PAR WENZSLER ET BIEL VERS 1472¹.

A A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S
 T V X. a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v x y z
 ā b ? a d r ē g h i j k l m n o p q r s t u v x y z
 z b ē ē ē ū v. t e b o a d e d o f f h e b o p e p o p p f f t e v o

CARACTÈRES EMPLOYÉS PAR FADRIQUE DE BASILEA A BURGOS EN 1485².

A fero composita ferui: fectumqz dedere.

So fui situmqz facit: sed deme capello.

Quod si sumqz tenet: sic uiso sicqz facello

Pinfo preteritum per ui formando: dat istum

Que mutāt simplicis signi
 ficationem: mittunt preterit
 um in ui syllabas: et supina
 in ertum: ut assero asserui as
 sertum disero diserui disertū

Quant au petit caractère dont Wenzsler s'est servi à Bâle, d'abord avec Richel, dans l'année 1475 (car avant, Wenzsler, n'a pas possédé de caractères d'un corps de dimension aussi exigue), puis seul jusqu'en juin 1479, il est copié, pour la forme, sur celui de son *Barzizius*, et diffère absolument du petit caractère employé par Fadrique à Burgos en 1485 ou en 1493, lequel est bien plutôt lyonnais que bâlois. Après 1479, Wenzsler ne se sert plus que d'une espèce de gothique bâtarde, qui est l'opposé de l'alphabet du *Barzizius*.

PETIT CARACTÈRE EMPLOYÉ PAR FADRIQUE DE BASILEA A BURGOS EN 1475.

A A B C C D E F F G H I J K L L M M N O P P Q Q

R S S T T U V Z

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v x y z

1. Epîtres de Gasparino Barzizza, *Incunables bâlois*, n° 1.

2. *Gramatica* de Gutierrez de Cerezo. Haebler, fac-similé 44.

**

Les archives bâloises renferment cinq documents qui concernent Frédéric Biel. En les examinant de près, peut-être pourrait-on y trouver quelques données utiles pour la biographie de cet imprimeur. Nous allons les rechercher et les étudier, à l'aide d'hypothèses, malheureusement indispensables dans l'état actuel de la question.

**

«Friderich der Trucker» fait ses débuts dans les registres bâlois le 12 mars 1472. Son nom de famille n'est pas donné à cette date; mais outre qu'on ne connaît à Bâle au XV^e siècle, comme nous l'avons déjà dit, qu'un seul imprimeur portant ce prénom, il faut se souvenir qu'alors les gens de métier étaient fréquemment désignés par leur seul nom de baptême. Ainsi, nous avons compté plus de trente actes authentiques bâlois où Wenzler n'est désigné que sous celui de Michel. Tout porte donc à croire qu'il s'agit de Frédéric Biel, qui d'ailleurs vivait à Bâle en cette année.

Ce document nous le montre donc, au 12 mars 1472, mettant opposition sur la succession de Josten Burnhart, graveur de sceaux.

En même temps, mais indépendamment de Biel, Bernhart Richel, imprimeur bâlois dont nous avons déjà parlé, fait aussi saisir cette succession, en vertu d'une créance de 2 florins, «dont il faudra toutefois déduire ce qui est dû pour certains caractères d'imprimerie (*etlich bûchstabén*) faits par ledit graveur de sceaux pour Bernhart»¹. La créance de Frédéric Biel dut avoir certainement une cause analogue, et il est à regretter que le montant n'ait pas été spécifié, car le chiffre nous eût peut-être permis de voir si ce n'est pas un alphabet complet que Biel avait commandé à Burnhart.

Depuis longtemps, les graveurs sur métaux gravaient en relief comme en creux², et c'est surtout aux graveurs de sceaux, accou-

1. 1472, 12 mars. «Her Bernhart Rigel [sic] der Buchtrucker legt Beschlag auf den Nachlasz Josten Burnhart des Sigelgrabers, für eine Forderung von 2 Gulden; an dieser Forderung sind abzuziehen *etlich Buchstaben*», welche der Sigelgraber für Bernhart gemacht hat». — «Auf denselben Nachlaß legt Beschlag Friderich der Truckers». Stehlin, 5. Littéralement: «Item; her Bernhart Rygel der bûchtrucker für 2 gulden, daran hatt er im gemacht *etlich bûchstabén*, ligent noch hinder hier. Item; friderich der trucker hatt verbotten». (Obligante recherche de MM. les Drs. Wackernagel et Huber.)

Stehlin ajoute «Letzterer Eintrag ist durchstrichen, der Betrag der Forderung nicht angegeben».

2. «La gravure, en creux et en relief, est vieille comme le monde; et dès une antiquité assez reculée, des caractères en relief étaient gravés. . . . Les fondeurs avaient le droit de fondre des lettres isolées [ce qui implique l'existence

tumés à travailler délicatement le fer et l'acier, que les premiers imprimeurs durent demander les poinçons servant à faire les matrices pour fondre les caractères d'imprimerie. Il s'agirait donc dans cet acte d'une commande de poinçons payée d'avance et non exécutée entièrement, par suite de la mort du graveur. Si à ce moment, Frédéric Biel avait eu un associé, ce dernier figurerait avec lui dans cette pièce judiciaire, car l'objet présumé de la créance (du matériel d'imprimerie) intéressait l'association. Biel paraît donc avoir possédé de son chef un atelier de typographe à Bâle dès le printemps de 1472.

* *

Le 7 décembre 1472, Michel Wenzler et Frédéric von Biel s'engagent à payer à maître Michel Schmid, menuisier, 20 fl. ¹.

Le lendemain, ils renouvellent l'engagement, majoré de 5 fl. ².

C'est la première fois que Wenzler apparaît dans les documents en qualité d'imprimeur³. Cette dette se rapporte évidemment, non à des meubles fournis à Wenzler et à Biel pour leur usage individuel, mais plutôt à un travail de menuiserie concernant l'atelier commun. La somme relativement élevée (pour l'époque) porte à croire qu'il s'agit d'une presse et de casses, commandées à l'occasion de l'établissement d'une imprimerie. Dans cette hypothèse, l'association de Biel avec Wenzler daterait au plus tard d'octobre ou novembre 1472. Mais il faut alors admettre que le règlement de comptes avec le menuisier est postérieur de plusieurs semaines à la livraison des objets et que le *Barzizius* est le premier livre sorti de leur presse. En effet, un des deux exemplaires de cette édition conservés à la bibliothèque de l'Université de Bâle, porte une note manuscrite ainsi conçue: *Magister Jacobus Louber de Lindo, hunc*

de poinçons], et cela en 1260». Léon de Laborde, *Glossaire français du moyen âge*, Paris, 1872, p. 345 et 395.

Nous avons peine à accepter la légende qui représente les premiers imprimeurs comme gravant eux-mêmes leurs poinçons. Plusieurs, par exemple Schœffer et Janson, en dessinèrent, mais le burin dut être manié par un graveur de profession.

1. 1472, 7 décembre. «Michel Wensel und Fridrich von Biel die Trukere versprechen Meister Michel Schmid dem Tischmacher 20 fl. weniger 1 Blaphart zu bezahlen». Stehlin, 7.

2. 1472, 9 décembre. «Dieselben versprechen eben demselben 2 fl. 5 $\frac{1}{2}$ fl. zu zahlen». *Ibidem*, 8.

3. «Michahel Wensenler de Argentina», qui est notre Wenzler, est porté sur les registres matricules de l'Université de Bâle en mai 1462 (Stehlin, 1316) ou en mai 1463 (Claudin, *Origines de l'imprimerie à Albi*, p. 61). On ne le revoit dans les documents bâlois que neuf ou dix ans après, dans la pièce précitée.

emit librum Kalendis Decembris anno Domini 1472. Le *Barzizius* ne serait cependant pas le premier livre imprimé à Bâle, puisque nous avons montré que l'imprimerie existait déjà dans cette ville au 24 décembre 1471, et même avant¹; mais sans qu'on connaisse les noms des imprimeurs qui y exerçaient à cette époque.

* *

Le 20 janvier 1473, Wenzler et Biel s'engagent à payer à Hans Franken 5 florins²; Ils étaient donc encore associés au commencement de l'année 1473; fait portant à croire que les cinq premiers livres imprimés avec la fonte du *Barzizius*³ sortent de leur atelier.

* *

Le 4 mars 1473, Biel se fait recevoir à la *Hausgenossenzunft*, corporation bâloise composée de changeurs, d'orfèvres, de potiers d'étain, d'armuriers et de fondeurs de cloches⁴.

C'est comme fils de membre de cette corporation qu'il y entre⁵. Etant donné qu'on ne le revoit plus parmi les imprimeurs à Bâle, qu'il réapparaît seulement douze ans après, et en Espagne, on est en droit de présumer qu'il abandonna sa profession première vers mars 1473. Dans ce cas, ce dut être pour embrasser une de celles afférentes à cette *Zunft*, et qui peut même avoir été la profession de son père, récemment retiré des affaires ou décédé, à ce que nous supposons. Dans cet ordre d'idées, il est probable que Frédéric Biel continua la maison paternelle, ou exerça son nouvel état, pendant plusieurs années⁶, puis revint à son premier métier. S'il en est ainsi, ce fut pour l'exercer hors de Bâle, notamment à Burgos, où le Dr. Haebler nous le montre sans interruption de 1485 à 1517.

A ce propos, le Dr. Haebler dit même que «les premiers livres exécutés par Fadrique de Burgos et portant une date sont de 1485;

1. *Supra*, page 298, note 2.

2. 1473, 20 janvier. «Friderich von Biel und Michel Wetszlers versprechen Hans Franken 5 gulden zu bezahlen». Stehlin, 11.

3. *Supra*, page 300, note 2.

4. «Die Hausgenossenzunft ist die Zunft der Wechsler, Goldschmiede, Kannengiesser, Hafengiesser, Büchsenengiesser und Glockengiesser». Stehlin, *Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels*, t. XII, p. 8.

5. 1473, 14 mars. «Friderich von Biel erneuert das Zunftrecht zu Hausgenossen (d. h. er tritt als Sohn eines Zunftgenossen in die Zunft ein)». Stehlin, 1124.

6. Les documents publiés par le Dr. Stehlin se rapportent exclusivement à l'imprimerie et aux imprimeurs bâlois. Des recherches dans les archives qui concernent les autres professions permettraient peut-être de retrouver les traces de Friderich von Biel après 1473; voire celles de son père avant cette date.

mais il y a tant de livres composés avec ses plus anciens corps de lettres, qu'on est presque sûr qu'il y séjourna et y pratiqua quelques années auparavant» (p. 30). Nous espérons que dans la suite de son travail le Dr. Haebler nous fera connaître ces livres, en appuyant sa description de fac-similés, afin que le lecteur puisse juger de la similitude présumée. Dans les questions de ce genre, où l'on veut établir la *filiation directe*, l'à peu près ne saurait suffire. Le véritable facteur, c'est l'*identité d'origine des fontes mêmes*.

De toute façon, on ne revoit Wenzler à Bâle que seul, du printemps de 1473 au commencement de 1475, époque à laquelle, comme nous l'avons vu, il s'associe avec Bernhart Richel. Parmi les documents précédant cette dernière période, on peut en citer où, si Wenzler après l'entrée de Biel dans la *Hausgenossenzunft* avait eu un associé, cet associé aurait comparu à ses côtés. Nous notons, par exemple, le jugement rendu dans le procès que lui intenta un de ses ouvriers, le 27 septembre 1473, pour non-paiement de salaire, et dans lequel Wenzler seul est mis en cause¹.

*
* *

Les dates et les faits que nous avons cités s'enchaînent et concordent, sans que les hypothèses auxquelles il a fallu avoir recours soient excessives. Elles rendent fort plausibles les déductions suivantes:

Friderich der Trucken, Fridrich Biel et Friderich von Biel ne sont qu'un même personnage, qu'il est permis d'identifier avec Fadrique de Basilea.

Ce Biel fut établi pour son compte typographe à Bâle, seul d'abord, au moins dès le printemps de 1472. Il peut donc disputer à Bernhart Richel l'honneur d'être le plus ancien imprimeur dont les archives bâloises aient conservé le souvenir et le nom.

Biel continua d'exercer cette profession à Bâle, associé avec Wenzler, jusqu'en janvier 1473. Il y vécut, ce semble, plusieurs années encore, mais en travaillant à un autre métier. C'est pourquoi, sans doute, son nom disparaît des archives qui concernent exclusivement l'histoire de l'imprimerie dans cette ville.

1. 1473, 27 sept. «In der Streitsache zwischen Michel Wenzler, dem Buchdrucker von Strasburg, und Johannes von Nüwenburg seinem Knecht, behauptet der letztere, Wenzler habe ihn seinen Lohn nicht bezahlt. Wenzler beweist mit Zeugen daß er den Kläger sammt andern Knechten zwar angestellt habe, daß ihm derselbe aber vor Vollendung seines angefangenen Werks aus seinem Dienst gegangen sei. Das Gericht erkennt, Wenzler sei dem Knecht nichts schuldig». Stehlin, 16.

**

Nous ne voudrions pas que le lecteur se méprenne sur le véritable caractère du présent travail. Notre but a été seulement de présenter une des interprétations, plus ou moins hypothétiques, que suggère l'analyse des documents bâlois aujourd'hui connus. Et si nous nous sommes attardé dans cette étude, c'est qu'en creusant le sujet, on voit qu'il ne s'agit plus tant de l'Imprimerie de Basilea que de l'introduction même de l'imprimerie à Bâle. Or, ce fait n'est pas sans importance, car nous avons montré ailleurs¹ que cet art s'est propagé à Toulouse, à Vienne-en-Dauphiné et dans mainte autre ville par l'action directe de typographes bâlois.

Et alors, en résumant nos données, de nouvelles questions se posent :

L'imprimerie existait à Bâle dès avant le mois de décembre 1471. Si, d'autre part, Wenzler n'a commencé à imprimer dans cette ville qu'à la fin de l'année suivante, son *Barzizius* n'est pas la première œuvre de la typographie bâloise, et Richel ainsi que Biel l'ont précédé à Bâle dans la carrière.

Les ateliers de ces deux derniers imprimeurs sont-ils les seuls de cette période initiale ? Si non, comment se nommaient leurs concurrents ; de quels caractères typographiques se sont-ils servis ; quels furent les livres imprimés à Bâle de l'automne de 1471 à l'hiver de 1472, et que sont-ils devenus ? En l'absence de preuves documentaires pour élucider ces questions, devons-nous donc revenir à Berthold Ruppel, le *knecht* présumé de Gutenberg, et qui n'apparaît dans les documents bâlois qu'après Richel, Biel et même Wenzler ? Autant de problèmes que le critique consciencieux ne sera pas de sitôt en mesure de résoudre !

Paris, mars 1902.

Henry Harrisse.

1. *Incunables bâlois*, dans les *Nachrichten*, p. 380—398.

2. *Op. cit.* p. 357—359.

Von Hassell, W., Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher ungedruckter Aktenstücke. Zweiter Theil. Erste Abtheilung, von 1849—1862. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung, von 1862—1866. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1899 und 1901. XVIII, 499 + 13, XXVII, 674 + 5 S. 8°. Ladenpreis 12 M.

Wenn die Fortsetzung des obigen Werkes erst jetzt in diesen Blättern besprochen wird, obgleich ihre erste Abtheilung bereits i. J. 1899 erschienen ist, so beruht dies auf dem Umstande, daß es sich

empfahl, diese Besprechung so lange zurückzuhalten, bis der ganze das Werk abschließende Band vollendet vorlag. Der Verfasser hat nämlich, wesentlich wohl durch äußere Gründe bestimmt, den zweiten Theil seines Buches in zwei Abtheilungen zerlegt, von denen die erste die Zeit von 1849 bis 1862, die zweite dagegen diejenige von 1863 bis zum Untergang des Königreichs Hannover i. J. 1866 behandelt: jene ist, wie gesagt, schon vor zwei Jahren, diese erst vor kurzer Zeit erschienen. Beide sollen hier im Zusammenhange besprochen werden. Sie sind auch beide wiederum, wie schon der erste Band, mit einer Anzahl Porträts von hervorragenden, in diese letzten Schicksale des selbständigen Hannövrischen Landes bestimmend eingreifenden Männern geziert: des Königs Georg V., des Freiherrn Eduard von Schele, des Staatsministers Grafen von Borries, des Reichsgrafen von Platen-Hallermund, des Gesandten Bodo Ernst von Stockhausen, des Generaladjutanten Oberst Dammers sowie endlich des Generals Alexander von Arentsschild, der die hannövrische Armee in ihrem letzten Verzweiflungskampfe bei Langensalza geführt hat. Zwei der letzten Abtheilung beigegebene Kärtchen, eine Kartenskizze der Operationen dieser Armee vor der Schlacht und ein Plan des Gefechtsfeldes von Langensalza, erleichtern dem Leser das Verständnis der Katastrophe, die den Untergang des Königreichs besiegelt hat. Ueberhaupt ist die Ausstattung des Buches zu loben. Sie ist elegant und ansprechend, ohne in das jetzt beliebte Bilderprotzenthum zu verfallen.

Bei der Herstellung dieses Schlußbandes hat der Verf. wiederum eine nicht unbeträchtliche Anzahl ungedruckter, bisher so gut wie vollkommen unzugänglicher Quellen benutzen dürfen, namentlich die Originalakten und die politische Korrespondenz der Minister von Schele, von Lütcken und des Grafen Borries, ferner die Aufzeichnungen und Denkschriften des Staatsraths Zimmermann so wie des Grafen Kielmannsegge, die diplomatischen Berichte der Gesandten von Stockhausen und von Reitzenstein, des Bundestagsgesandten von Heimbruch und des Bevollmächtigten am Wiener Hofe von dem Knesebeck, endlich die schriftlichen Ueberlieferungen des Freiherrn von Hammerstein und des Generaladjutanten Dammers. Es ist einleuchtend, daß diese Fülle von neuem, authentischem, zum Theil intimem Quellenmaterial der Darstellung des Verfassers in hohem Maße hat zu Gute kommen müssen, daß sie ihr an vielen Stellen nicht nur Rückgrat und Farbe verliehen, sondern es auch ermöglicht hat, manche bisher nur wenig aufgeklärte oder durch Parteileidenschaft verdunkelte Vorgänge zu berichtigen und in die zutreffende Beleuchtung zu stellen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch die reichhaltige

Litteratur, welche die neueste Zeit gerade über die hier abgehandelten Ereignisse und Verhältnisse zu Tage gefördert hat, von dem Verfasser in ausgiebigster Weise benutzt und ausgebeutet worden ist, so daß diese letzte Hälfte des Werkes dem ersten Bande in dessen Vorzügen nicht nur ebenbürtig zur Seite steht, sondern sie darin noch übertrifft.

Ihr erster Abschnitt — der siebente des ganzen Werkes — behandelt die letzten Regierungsjahre des Königs Ernst August (1849—1851). Diese Zeit trägt die Signatur eines scheinbar als unentwirrbar sich darstellenden Kampfes um die politische Neugestaltung Deutschlands, der schließlich zu einer Krisis führte, die, wenn man von derjenigen des Jahres 1866 absieht, ohne Gleichen in unserer neueren Geschichte dasteht. Die jetzige Generation kann sich von den Zuständen, die damals in unserem Vaterlande überall, nicht nur in den beiden deutschen Großstaaten, sondern auch in den Mittel- und Kleinstaaten herrschten, kaum noch eine richtige und zutreffende Vorstellung machen. Die Bestrebungen der fortschrittlichen und demokratischen Partei, der von der Frankfurter Versammlung unter unsäglichen Kämpfen endlich zu Stande gebrachten Reichsverfassung nun auch in allen deutschen Staaten Geltung zu verschaffen, die dagegen sich richtenden Anstrengungen der Regierungen und der inzwischen erwachten, überall sich regenden und bald von Tage zu Tage an Tiefe und Stärke wachsenden Reaktion, die gegenseitige Eifersucht der beiden deutschen Großstaaten, die Ohnmacht und Rathlosigkeit der Mittel- und Kleinstaaten, die allgemein herrschende Verwirrung der Geister in Bezug auf die Grundlagen des Staats- und Völkerrechts, die daraus sich ergebende, in zahllosen Volksversammlungen, Protesten, Beschlüssen und politischen Deklamationen sich äußernde Wühlerei, im Hintergrunde endlich die drohende Einmischung des Auslandes — das alles sammelt sich zu einem Bilde widerstreitender, kämpfender, hadernder, sich gegenseitig ausschließender politischer Faktoren, an dessen lichtvoller Darstellung jede Geschichtsschreibung scheitern zu müssen scheint. Dennoch ist es Herrn v. Hassell bis zu einem gewissen Grade ganz wohl gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden und seine Leser mit sicherer Hand durch das Wirrsal dieser politischen Bestrebungen und historischen Vorgänge hindurchzuführen. Den Mittelpunkt seiner Darstellung bildet selbstverständlich das Königreich Hannover, dessen Geschick aber gerade damals so enge mit demjenigen des gesamten deutschen Volkes verknüpft erscheint, daß sich seine Geschichte zu dieser Zeit ungezwungen und wie von selbst fast zu einer Darstellung der ganzen politischen Bewegung erweitert, die damals Deutschland

durchwühlte und zerrüttete. Für Hannover brachten diese bewegten Jahre neben den Schwierigkeiten, die sie der Regierung im Inneren bereiteten, auch in ihren Beziehungen zu den übrigen deutschen Staaten und zu dem Auslande mancherlei Situationen, die schon damals die staatliche Selbständigkeit des Königreichs mehr oder minder zu bedrohen schienen. In diesen schwierigen und gefährlichen Zeitläuften bewährten sich die Charakterfestigkeit, die politische Einsicht und der praktische, gesunde Sinn des Königs Ernst August auf das glänzendste. Anfangs noch unter energischer Mitwirkung des Ministeriums Stüve-Bennigsen, dann unter derjenigen des Ministeriums v. Münchhausen, das sich in seinen Regierungsgrundsätzen im Innern wie nach Außen jenem wesentlich anschloß, gelang es ihm, den durch die letzten Jahre zwar gleichfalls tief erschütterten, aber doch in keinem Momente von der Revolution völlig überwältigten hannövrishen Staat neu gefestigt und — abgesehen von der mit den Provinzialständen und der Ritterschaft bestehenden Differenz — neu geordnet seinem Nachfolger am Regiment zu hinterlassen. Der am 7. September 1851 erfolgte Anschluß Hannovers an den preußischen Zollverein war die letzte bedeutsame Regierungshandlung des hochbetagten Königs, gewissermaßen sein politisches Vermächtnis für seinen Sohn und Nachfolger. Wenige Wochen später, am 18. November desselben Jahres, schied er aus diesem Leben. Herr v. Hassell hat ihm am Ende dieses Abschnitts seines Buches einen kurzen Epilog gewidmet, worin es heißt: »Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, im besten und schönsten Sinne des Wortes, war mit Ernst August aus dem Leben geschieden, und der Schmerz der Hannoveraner bei seinem Heimgange war tief und gerecht. Sie hatten einen König verloren, wie es wenige giebt«. Und an einer anderen Stelle sagt er im Hinblick auf den bekannten Verfassungsumsturz zu Anfang seiner Regierung: »Die Irrungen seiner ersten Regierungsjahre entsprangen zumeist seiner Unbekanntschaft mit den einschlägigen Verhältnissen. Nachdem er einen tieferen Einblick in die Dinge gethan hatte, beugten sich selbst seine klügsten Minister vor der Ueberlegenheit seines Geistes«.

»Den Anfängen des Königs Georg V.« ist das nächstfolgende Kapitel gewidmet. An seiner Spitze giebt der Verfasser eine Schilderung von der Persönlichkeit dieses letzten und unglücklichsten Königs von Hannover, die man wohl als das Muster einer historischen Charakteristik bezeichnen darf, da sie ihn nicht vom einseitigen Parteistandpunkte, nicht nach der Schablone einer seichten politischen Richtung beurtheilt, sondern die Eigenthümlichkeit seines Wesens, seine hervorragenden, wie seine bedenklichen Eigenschaften, welche

letzteren keineswegs bemäntelt oder verschwiegen werden, aus seinem Werdegange und aus den besonderen Verhältnissen, in die er gestellt war, zu begreifen und zu erklären sucht. Seine ersten Regierungsjahre machten auf die Bevölkerung, soweit diese nicht in dem glücklich verlassenen Fahrwasser der ›Deutschen Grundrechte‹ gedankenlos weiter schwamm, den besten Eindruck. Er entließ zwar das ziemlich farblose Ministerium v. Münchhausen, mit dem sein Vater in den letztverflossenen Jahren regiert hatte, aber indem er den jüngeren Freiherrn v. Schele, den bisherigen Gesandten beim Bundestage, an die Spitze des neugebildeten Kabinetts berief, zeigte er, daß er wohl im Stande war, den richtigen Mann für die schwierige und bedeutsame Aufgabe zu finden, die diesen erwartete. ›Schele‹ — sagt der Verf. — ›war ein Mann von erprobter Königstreue und von konservativer Gesinnung. Ursprünglich ein überzeugter Anhänger der extremen Adelspartei, hatten sich durch seine Theilnahme an den Dresdener Konferenzen und seine Thätigkeit als Bundestags-Gesandter seine politischen Ansichten geklärt und sein Gesichtskreis erweitert. Das Beispiel des von seinem Vater inaugurierten Verfassungs-Umsturzes stand ihm warnend vor Augen, und er hat sich redlich bemüht, diese verhängnisvolle That, die noch frisch in dem Gedächtnis der Bevölkerung lebte, durch seine staatsmännische Wirksamkeit zu sühnen und die Erinnerung daran auszulöschen‹.

So ließ sich denn der Beginn von Georgs V. Regierung ganz leidlich an. Namentlich wurde der Vertrag über den Eintritt Hannovers in den preußischen Zollverein trotz einer starken Gegenströmung im Lande am 23. Januar 1852 dank dem energischen Auftreten Scheles von den Ständen angenommen und am 22. März 1853 ratifiziert. Auch eine Anzahl Reformen auf dem Gebiete des inneren Staatslebens wurde damals zu großer Befriedigung der Bevölkerung durchgeführt. Die Hauptschwierigkeit aber erwuchs der Regierung aus den Ansprüchen des Adels, der seine frühere bevorzugte, ja fast ausschließliche Stellung in der ersten Kammer durch die Verfassung von 1848 eingebüßt und schon in der letzten Zeit der Regierung von Ernst August seine Beschwerden darüber bei dem wiederhergestellten Bundestage geltend gemacht hatte. Die Phasen, die diese verwickelte Angelegenheit durchlaufen hat, sind von dem Verf. eingehend und in dankenswerther Weise dargelegt worden. Sie führten schließlich zu einem völligen Umschlag des Königs in Bezug auf diese ›Hannövrische Frage‹. Statt nach Scheles Rathe eine vielleicht immerhin noch mögliche Verständigung mit den Ständen und der oppositionellen Ritterschaft zu versuchen, zog er es vor, die Einmischung des deutschen Bundes in diese Angelegenheit,

wenn nicht herbeizuführen, so doch sich gefallen zu lassen, eine Wendung, die konsequenter Weise den Rücktritt des Ministeriums Schele zur Folge haben mußte. Der Antheil, den Bismarck, damals noch preußischer Bundestagsgesandter, an dieser verhängnisvollen Wendung gehabt hat, ist von dem Verf., zum Theil nach dessen eigenen Aeußerungen ›unwiderleglich nachgewiesen‹ worden. Herr v. Hassell erklärt ihn geradezu für ›den intellektuellen Urheber der unseligen Verfassungswirren, die während der nächsten zehn Jahre das Land in fortwährender Aufregung hielten‹.

Die auf diese Weise geschaffene innere Lage Hannovers gestaltete sich gerade damals in Folge der nationalen Beklemmungen und Befürchtungen, die der Ausbruch des orientalischen Krieges und dessen Rückwirkung auf die deutschen Großmächte erregten, doppelt schwierig und gefährlich. Das Ministerium des Landdrosten v. Lütcken, eines tüchtigen Verwaltungsbeamten, der aber zur Leitung eines Staatswesens wenig geeignet war, erwies sich diesen schwierigen Verhältnissen gegenüber als ohnmächtig und nahm nach kaum zweijähriger Amtsführung, als es galt, den inzwischen von der Bundesversammlung gefaßten, den Ansprüchen der hannövrischen Ritterschaft durchaus günstigen Beschlüssen entgegenzutreten, seinen Abschied. Und nun berief der König, um diese von ihm selbst im Geheimen begünstigten, ja betriebenen Beschlüsse im Lande durchzuführen, ein neues, durch und durch reaktionär gesinntes Kabinet, dessen Leitung der Graf Kielmannsegge übernahm, dessen Seele aber der Minister des Inneren Wilhelm Friedrich Otto v. Borries war, ein Mann von unbestreitbar hoher Begabung, rücksichtsloser Energie und keine Hindernisse kennender Thatkraft, dem man wohl mit dem Grafen Strafford, dem unglücklichen Günstling des Königs Karl I. von England, verglichen hat. Von seiner Walthung, die nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, den Untergang Hannovers vorzubereiten, handelt das folgende neunte Kapitel des Buches.

Dies Regiment Borries lebt als abschreckendes Beispiel einer modernen Mißregierung wohl noch in der Erinnerung vieler älterer Personen. In der ganzen neueren Geschichte Deutschlands hat es kaum irgendwo — selbst nicht in dem Kurfürstenthum Hessen — eine Regierung gegeben, gegen die sich in gleichem Maße, in gleicher Heftigkeit und in gleichem Umfange der erbitterte Haß jenes unbestimmbaren, stets wechselnden und daher unberechenbaren politischen Faktors gerichtet hat, den man ›die öffentliche Meinung‹ nennt. ›Der Goliath von Hannover‹, welchen weder geschmackvollen noch zutreffenden Spottnamen die Männer des Nationalvereins dem in Hannover allmächtigen Staatsmanne angehängt hatten, war

während der sieben Jahre seiner Amtsführung — wenn man von Bismarck absieht — wohl der am meisten gehaßte, am schnödesten verhöhnte, am lautesten verschrieene öffentliche Charakter in Deutschland. In der Hitze eines mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten politischen Kampfes mag das erklärlich sein: jetzt, wo diese Zeiten des Kampfes längst hinter uns liegen, erfordert die Würde und die unerbittliche Gerechtigkeit der Geschichte, solche übertriebenen Angriffe, Anklagen und Verdächtigungen auf das ihnen gebührende Maß zurückzuführen. Demgemäß ist der Verf. zwar weit davon entfernt, das Regierungssystem des vielgeschmäheten Mannes in Schutz zu nehmen, aber er weist mit Nachdruck darauf hin, daß es in der pflichtmäßigen Abwehr der fortgesetzten Wühlereien des Nationalvereins und in den ehrgeizigen Bestrebungen seines Begründers, des Herrn v. Bennigsen, wenigstens seine relative Berechtigung gehabt habe. Borries' mannigfache Uebergriffe, seine Maßregelung der Justizbehörden, sein disciplinarisches Vorgehen gegen die widerspänstigen Beamten, die willkürliche Polizeiwirtschaft Wermuths, die Berufung des berüchtigten Meding aus preußischem in hannövrischen Dienst, alle diese Maßregeln erklärt er für ebenso viele politische Mißgriffe, aber er nimmt den verhaßten Minister entschieden gegen den Vorwurf einer undeutschen Gesinnung in Schutz, den er sich namentlich durch seine bekannte Aeußerung in der zweiten Kammer während der Sitzung vom 2. Mai 1860 zugezogen hat, indem er darauf hinwies, daß die deutschen Mittelstaaten und die kleineren deutschen Fürsten, um ihre Souveränitätsrechte zu wahren, sich gegen eine solche Beraubung, wie man ihnen in Aussicht stellte, mit einander verbünden würden und sogar durch die Noth dazu gedrängt werden könnten, die Allianz auswärtiger Mächte zu suchen. Als Bismarck einige Jahre später seine große Aktion gegen Oesterreich und die zu ihm haltenden deutschen Staaten einleitete, da hat er nicht einen Augenblick gezaudert, sich mit Italien, ja mit der ungarischen Revolutionspartei zu verbünden, aber nicht eine Stimme hat sich in der nationalen oder in der freisinnigen Partei erhoben, um ihm dies zum Vorwurf zu machen. Und doch hat er das wirklich zur Ausführung gebracht, was der hannövrische Minister nur als eine akademische Betrachtung hinstellte, deren Richtigkeit die deutsche Geschichte hundertfach bestätigt.

Zu Ende dieses Kapitels bespricht der Verf. den bekannten Katechismustreit, der den Rücktritt des Kabinetts Borries, wenn nicht veranlaßt, so doch jedenfalls beschleunigt hat. In der Beurtheilung dieser Vorgänge, die eine Zeit lang die Bevölkerung des Königreiches in eine so hochgradige Erregung versetzten, wie es

selbst die staatliche Mißregierung der vorhergegangenen Jahre nicht vermocht hatte, kann Referent den Standpunkt des Verfassers nicht heilen. Dieser hat bei dem ihn beherrschenden religiösen Rationalismus für eine tiefere und unparteiische Auffassung der kirchlichen Gegensätze, die hier in Betracht kamen, offenbar nicht das richtige Verständnis. Die ganze neuere, nicht bloß in Hannover in Fluß gekommene Bewegung gegen die Verflachung durch Rationalismus und Materialismus ist ihm nur ein Ausfluß pfäffischer Herrschsucht und Heberhebung. »In der Hoffnung«, sagt er S. 187, »durch den mächtigen Vorschub des Königs die kirchliche Herrschaft im Lande zu gewinnen, beschwor diese Partei (der Orthodoxen) die ganze alte Kirchenlehre des 16. Jahrhunderts mit ihren Konsequenzen wieder herauf und machte die Seligkeit des Menschen von dem Glauben an den leibhaftigen Teufel, an die Lehre vom Amte der Schlüssel und dergleichen Dingen abhängig«. Aus diesem Schwinkel heraus berichtet er dann, wesentlich auf Grund der handschriftlichen Aufzeichnungen eines sonst völlig unbekannten Pastors, dem er indes das Zeugnis »eines würdigen, toleranten und allgemein geachteten Mannes« giebt, den Versuch des Kirchenregiments, den alten Lutherischen Katechismus in einer seiner früheren Bearbeitungen als Lehrbuch für die heranwachsende Jugend wieder einzuführen. Während sie gegen die Maßregeln der Regierung so häufig angewandten ärmenden Agitationsmittel sonst in dem Buche einer ausgesprochenen geringschätzigen Ablehnung begegnen, erfreuen sich die unverständigen, tumultuarischen, theilweise selbst wüsten Auftritte, mit denen man damals gegen die Absicht des Kirchenregimentes Stimmung zu machen suchte, der leicht zwischen den Zeilen erkennbaren Zustimmung des Verfassers. Selbst ein so kindischer Vorgang wie derjenige, der im Juli 1860 in Celle sich abspielte, wo eine Schaar von hundert Schulkindern hinaus vors Thor zog und in lächerlicher und zugleich frevelhafter Travestie der berühmten That des großen Reformators vor den Mauern von Wittenberg die zu einem Scheitern zusammengethürmten neuen Katechismen unter dem Gesange »Eine feste Burg ist unser Gott« verbrannte, wird als Beweis für die tiefgehende Erbitterung herangezogen, die das Hannövrise Volk ergriffen hatte.

Die beiden folgenden Abschnitte des Buches führen die Darstellung des Verfassers bis an die Schwelle der Ereignisse, die der Selbständigkeit Hannovers ein Ende gemacht haben. Der erste von ihnen behandelt »das Ministerium Platen-Windthorst und die Bundes-Exekution«, der andere den letzten Hannövrise Ministerwechsel und die deutsche Krisis. Man könnte diese Vorgänge zusammenfassend

auch als den Todeskampf des Hannövrischen Staatswesens bezeichnen. Auch hier wird den inneren Zuständen und Verhältnissen des Landes ein breiter Raum gegönnt und ihrer Entwicklung eine sehr ausführliche Darstellung gewidmet, die sich zuweilen freilich auch in die Berücksichtigung ganz kleiner, unbedeutender Vorfälle verirrt, wie beispielsweise S. 225, wo die Bewillkommnung des Königs durch einen poetischen Festgruß seitens einer jungen Dame und der an ihn gerichtete Brief eines »kleinen Mädchens« herangezogen werden, um die Popularität Georgs V. ins Licht zu setzen. Aber das Hauptgewicht der Darstellung fällt in diesen beiden Kapiteln nicht auf die inneren Verhältnisse des Landes Hannover, sondern auf seine Beziehungen zum deutschen Bunde und namentlich zu seinem mächtigen Nachbarstaat Preußen. Diese Beziehungen aber und ihre für Hannover so schicksalsschweren Folgen werden in einer so eingehenden Weise dargelegt und geschildert, daß sie, über den Rahmen einer Provinzialgeschichte weit hinaus gehend, sich zu einer umfassenden Darstellung der ganzen bedeutungsvollen politischen Bewegung auswachsen, die den jetzigen Zustand Deutschlands geschaffen hat. Und diese Darstellung verdient die höchste Anerkennung. So viel auch über diese Dinge, namentlich in der letzten Zeit, geschrieben worden ist und so viele Enthüllungen, zum Theil von berufenster Seite, darüber zu Tage getreten sind, so hat den Verfasser doch das reiche ihm zur Verfügung gestellte handschriftliche Material, dessen wir schon oben gedachten, in den Stand gesetzt, seinen Bericht darüber zu vertiefen, manche Einzelheiten zu berichtigen und den inneren Zusammenhang der äußeren Ereignisse klar zu legen. Eine besonders werthvolle Quelle bilden da die Berichte Stockhausens, der als Gesandter Hannovers am Berliner Hofe wohl in der Lage war, allerlei, das sich hinter den Coulissen abspielte, zu erfahren, und der von den Hannövrischen Staatsmännern einer der wenigen war, der vorausschauend das immer drohender gegen sein Heimathland sich zusammenziehende Unwetter erkannte, vergeblich aber seine Kassandrastimme erhob. Bezeichnend ist es, daß er schon im Mai 1865 berichtete, es seien preußischerseits alle Maßregeln getroffen, um sofort nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig dessen Land in Besitz zu nehmen. Daß der Verf. der gewaltsamen, rücksichtslosen, oft auch widerspruchsvollen Politik Bismarcks durchaus nicht sympathisch gegenübersteht, kann bei dem Standpunkte, den er einnimmt, nicht auffallen. An einer Stelle seines Buches sagt er im Hinblick auf die von ihm behaupteten und auch wohl erwiesenen, von langer Hand vorbereiteten Absichten des preußischen Staatsmannes, unter allen Umständen sich Hannovers zu bemächtigen

und es dem preußischen Staatsverbande einzuverleiben, geradezu: »So gerieth man in Hannover allmählich in einen Zustand hinein, der sich mit dem eines Kolibri vergleichen läßt, welcher, gebannt durch den starren Blick einer Klapperschlange, nicht davonzufiegen wagt«. Daß der Verf. trotzdem nicht ohne Verständnis der gewaltigen Größe und der unvergleichlichen Geschicklichkeit Bismarcks ist, erhellt aus vielen Bemerkungen seines Buches, von denen hier nur diejenige hervorgehoben werden mag, zu der ihm der Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark Veranlassung giebt: »Und doch war Bismarck der einzige, der die volle Bedeutung des dänischen Thronwechsels erkannt hatte und sofort begriff, daß er sich zur Vergrößerung Preußens verwerthen ließ. Die Beharrlichkeit und Verschlagenheit aber, mit der er, gegenüber der öffentlichen Meinung Deutschlands, gegenüber dem Widerstande des Bundes und Oesterreichs, gegenüber der ausgesprochenen Absicht seines königlichen Herrn, dies Ziel zu erreichen wußte, stempelt ihn zu einem der größten Staatsmänner aller Zeiten. Mit Recht ist er in späteren Jahren auf diesen diplomatischen Erfolg am meisten stolz gewesen«.

Diese Anzeige kann selbstverständlich hier den ebenso eingehenden wie fesselnden Ausführungen des Verfassers in ihren Einzelheiten nicht folgen. Ihren Kern- und Mittelpunkt bildet die Schleswig-Holsteinische Frage mit ihren weiteren für Hannover so verhängnisvollen Konsequenzen. Man wird sich dabei eines peinlichen Gefühls kaum zu erwehren vermögen und die Ueberzeugung gewinnen, daß auch eine sichere Leitung und eine geschicktere Politik auf Hannövrischer Seite schwerlich den Untergang des Königreiches und dessen Einverleibung in Preußen würde abgewandt haben. Auch hier erwies sich der für den Krieg geltende Grundsatz als richtig, daß der entschlossene Angriff stärker ist als eine noch so geschickte Vertheidigung. Jedenfalls geht aus des Verfassers Darstellung hervor, daß die von Preußen für sein Vorgehen geltend gemachten Gründe zum größten Theil hinfällig waren. Hannover hat während des Konfliktes der beiden deutschen Großmächte mit dem Bunde und dann unter einander, im Gegensatz zu den übrigen Mittelstaaten, namentlich zu Sachsen, wiederholte, auch von Bismarck als solche anerkannte Beweise davon gegeben, daß es auf ein gutes, freundschaftliches Verhältniß zu Preußen den allergrößten Werth lege. Das hat aber nicht vermocht, es vor der Vergewaltigung durch den größeren Nachbarstaat und vor einer Kriegserklärung mitten im Frieden zu schützen.

Und nun kam der Krieg selbst, ein Krieg, der eher den Namen eines plötzlichen, unvorhergesehenen, nach europäischem Staats- und

deutschem Bundesrechte in gleicher Weise ausgeschlossen erscheinenden Ueberfalls verdient, und schon aus diesem Grunde zum Verderben Hannovers ausschlagen mußte. Von allen Seiten drangen die wohlgerüsteten preußischen Heersäulen in das Land, das sich binnen wenigen Tagen fast vollständig in der Gewalt des übermächtigen Feindes befand. Aber wie das hannövrische Volk in seiner Gesamtheit bei dieser unversehens hereinbrechenden Katastrophe die alte Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus bewahrte und bethätigte, so zeigte sich auch die Armee ihres früher erworbenen Rufes würdig. Trotz unsäglicher Schwierigkeiten gelang es, sie fast vollzählig bei Göttingen zu versammeln und sie im Laufe weniger Tage mobil und operationsfähig zu machen. Diese Thatsache legt von der Disziplin und Opferwilligkeit der Mannschaft sowie von dem Eifer und der Hingabe der Mannschaften ein glänzendes Zeugnis ab. Der Verfasser hat in den lebhaftesten Farben diese Tage der Verwirrung, Angst und Sorge aber auch der patriotischen Erhebung in der ersten Hälfte des zwölften Kapitels, das die Ueberschrift »Der Krieg« trägt, geschildert, und wendet sich dann in der zweiten Hälfte den eigentlichen Kriegsereignissen, dem Marsche der Hannövrischen Armee über das Eichsfeld und der letzten tragischen Aktion, der Schlacht von Langensalza, zu, die die Waffenstreckung dieser Armee und den Untergang des Hannövrischen Staates zur Folge hatte. Ueber diese Ereignisse, namentlich über diejenigen vor, während und unmittelbar nach der Schlacht, der einzigen Niederlage, welche — abgesehen von dem unbedeutenden Gefechte bei Trautenau — die preußischen Waffen während des Krieges von 1866 erlitten, hat sich bekanntlich später eine lebhafte, zum Theil mit Leidenschaft geführte Kontroverse zwischen den Betheiligten erhoben. Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers, diese Vorgänge, die zum Theil durch die Geschichtsschreibung unserer Zeit, noch mehr durch die Tageslitteratur der Zeitungen und politischen Brochüren vielfach entstellt worden sind, noch einmal einer gründlichen Untersuchung unter Heranziehung aller hier in Betracht kommenden Berichte unterzogen und den wirklichen Verlauf derselben festgestellt zu haben. Es geht daraus hervor, daß die Verwirrung und Unentschlossenheit der preußischen Heerführer kaum geringer war als diejenige, die in dem Hannövrischen Hauptquartiere herrschte, und daß es jene hauptsächlich dem Zusammentreffen einer Reihe für sie günstiger Zufälle zu danken hatten, wenn die Absicht der Hannoveraner, nach dem Süden durchzubrechen, nicht gelang, sondern ihre Kapitulation zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit wurde.

Damit war die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hatte, er-

füllt. Er hat aber seinem Buche noch ein Schlußkapitel hinzugefügt, das die Ueberschrift ›Das Ende‹ trägt. Es ist ein mit Wärme geschriebener Epilog zu dem Werke, in welchem die letzten Lebensjahre des blinden, entthronten, fern von seinem angestammten Erbe im Auslande lebenden Königs von Hannover in einer kurzen, übersichtlichen Skizze dem Leser vor Augen geführt werden, ein Kapitel, das wohl kaum Jemand ohne Theilnahme und Mitgefühl lesen wird. Mögen es auch öfters wunderliche und absonderliche Wege gewesen sein, die er in der praktischen Politik einschlug, mag sich seine leicht erregbare Phantasie auch bisweilen in seltsamen und abenteuerlichen Träumen gewiegt haben: der Adel der Gesinnung, der ihn vor vielen Fürsten seiner Zeit auszeichnete, die Innerlichkeit der Ueberzeugung, wonach er handelte, die Reinheit der Absichten endlich, von denen er sich leiten ließ, sind über jeden Zweifel und über alle Verleumdung erhaben. »Selbst die lautesten Gegner des Heimgegangenen« — mit diesen Worten schließt Herr v. Hassell den Bericht über des Königs Tod —, »sie, die nicht verstummt waren vor der Majestät des Unglücks, sie verstummten jetzt vor der Majestät des Todes. Ueberall erweckte die Trauerkunde aufs Neue das Gefühl der Liebe zu der Dynastie, welche seit fast tausend Jahren in guten und bösen Tagen mit dem Lande Hannover verwachsen gewesen war, zu dem Könige, der auf fremder Erde, fern von der Heimath, an der bis zum letzten Athemzuge sein ganzes Herz gehangen, dahingeschieden war«. Der Verfasser des Werkes, dem diese Anzeige gilt, gehört, wie er selbst sagt, zu ›den Tausenden und aber Tausenden seiner Hannövrischen Landsleute, welche die Hoffnung auf die einstige Wiederherstellung der Selbständigkeit ihres Vaterlandes festhalten«.

Wolfenbüttel.

O. v. Heinemann.

von Oettingen, A., Lutherische Dogmatik. Zweiter Band: System der christlichen Heilswahrheit. Erster Theil: Die Heilsbedingungen. München (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck) 1900. XVI und 688 S. Ladenpreis 11,50 M., geb. 13,50 M.

Alexander von Oettingen setzt mit diesem Band sein großes dogmatisches Hauptwerk fort, indem er mit ihm von der Prinzipienlehre (vgl. Gött. gel. Anz. 1898 S. 827—832) zu der Darlegung der christlichen religiösen Ideen selbst fortschreitet und von diesen in einem starken Bande den Gottesbegriff, den Weltbegriff, die Anthro-

pologie, den Sündenbegriff, die Engellehre und die aus all dem hervorgehende Prädestinationslehre sammt der diese Prädestination in ihrer wunderbaren Ausführung zeigenden Geschichtsphilosophie oder dogmatischen Geschichtsbetrachtung darstellt. Daß diese Begriffe nebeneinander als Complementary eines gegenwärtigen begrifflichen Ganzen entwickelt werden und ihre Quelle in dem lebendigen Ganzen der verwirklichten und herrschenden christlichen Denk- und Gefühlsweise haben, das ist neben der reichlichen und wahllosen Zitierung von allerhand moderner Litteratur und neben der stellenweise etwas feuilletonistisch angehauchten Darstellungsweise das einzige Moderne an dem Buche. Es kommt darin sowohl der Schleiermachersche als der Ritschlsche Einfluß zur Wirkung, und, wie die These Schleiermachers auf der Erschütterung der Inspirationslehre, dem Rückgang auf das in innerer Wirklichkeit Gegebene und der Anschauung von der erst in der geschichtlichen Entwicklung hervorgetretenen Vollendung der Religion im Christentum beruht, wie ferner die Ritschlsche These diese Position nur fortsetzt und in der Bindung der inneren Erfahrungswirklichkeit an die Person und Lehre Jesu nur den dann übrig bleibenden objektiven Punkt wieder stärker in seiner Objektivität betont, so sind durch diese Vermittelung diese modernen Motive auch bei v. Oettingen wirksam geworden. Freilich werden sie von ihm in ihrer Konsequenz sofort gebrochen, indem die innere Wirklichkeit nichts anderes ist als die Zustimmung zu der Lehre von der Gottheit und stellvertretenden Sündenüberwindung Christi und diese Anerkennung Christi zugleich die Anerkennung der freilich etwas gemäßigten Inspiration der Bibel als der Erkenntnisquelle garantiert. So bleibt von der ›christocentrischen‹, aus dem Ganzen christlichen Glaubens die durch Christus gegebenen und wirksam gemachten Hauptmomente herauslösenden Dogmatik nur die Form übrig, werden die biblischen Aussagen über Urstand, Sündenfall, Heilsratschluß doch selbständige Erkenntnisquellen und tritt an Stelle der den Inhalt des christlichen Bewußtseins begrifflich darstellenden Glaubenslehre doch die die *divina comedia* der Weltplanung, Weltschöpfung, Welterlösung und Weltvollendung erzählende Dogmatik. Die Beweismethode ist hierbei sehr einfach die, daß ohne die Anerkennung dieser biblischen und kirchlichen Lehrsätze die Heilserfahrung selbst nur Schein und Täuschung sein könne, daß aus dem Glauben an Erlösung, Sündenvergebung und Heiligung die kirchlich-biblischen Dogmen notwendig folgen und daß deren Leugnung die praktische Anteilnahme am Heil aufhebt. Die Kunst, auf diesem Wege, alle Dogmen als praktisch von der Heilserfahrung gefordert zu konstruieren, ist in der modern-orthodoxen Theologie ebenso entwickelt wie in der altortho-

nen die Kunst, aus der Bibel die kirchlichen Dogmen überall unmittelbar abzuleiten. Diese Verschiebung in der Methode macht daher für das Ergebnis gar keinen Unterschied. Auch mit dieser Methode kann alles das bewiesen werden, was als zu beweisend vom kirchlichen Dogma gefordert wird. Das Verfahren läuft hier wie nicht auf den einfachen Satz hinaus, daß man am Praktischen und Wesentlichen des Christentums nur Teil haben kann bei Anerkennung des kirchlichen, in diesem Falle des spezifisch lutherischen Dogmas, sondern daß, wer dieses ganz oder partiell nicht anerkennen will, damit sein Recht auf alle Christlichkeit verliert. So werden alle diejenigen, die mit dem Christentum nicht radical brechen wollen, zur Annahme des gesamten Dogmas genötigt, und alle, die sich gegenüber der kirchlichen Ideenwelt und dem kirchlichen Dogma kritisch verhalten, erscheinen inkonsequent und oberflächlich dargestellt, wenn sie trotzdem am Christentum festhalten wollen. Es ist die nun zum Ueberdruß oft gehandhabte Methode, die in den Händen feinsinniger und gedankenreicher Theologen bisweilen Motive und Zusammenhang der christlichen Ideenbildung allerdings lehrreich beleuchtet, aber noch öfter nichts anderes als ein überaus bequemes Mittel ist, alles zu beweisen, was nötig ist. Ich will nicht leugnen, daß derartige Behauptung mehrfach aus dem Buche v. Oettingens zu schöpfen ist. Aber die gewalttätige, von lebhafter Phantasie unterstützte Konstruktion aller lutherischen Dogmen als von der Heilserfahrung gebildet überwiegt doch bei weitem.

Eine eigentümliche Behandlung setzt diese Methode für die Auffassung der Bibel und der Dogmengeschichte voraus, worin sich aber nur die dieser modernisierten Methode orthodoxer Beweisführung entsprechende Modernisierung der alten Bibel- und Dogmen- oder Traditionsbehandlung darstellt. Die primäre Quelle der dogmatischen Aussagen ist die in der lutherschen Kirche herrschende Schätzung Christi und seines Werkes, und diese Schätzung wird aus Bibel und Tradition dann nur bestätigt und kontrolliert. Bibel und Dogmen sind daher erst zweite und dritte Instanz und können insofern den strengsten Anforderungen einer modern historischen Betrachtung zugeführt werden. Der primäre Beweis ruht auf der »inneren Erfahrung« von Gottheit und Sühnwerk Christi. Die davon zeugende Bibel und Dogmengeschichte kann als sekundärer Beweis einer »zeitgeschichtliche Schranken und Bedingtheiten« zugebenden Auffassung zugeführt werden. Nur verbürgt die »Erfahrungsgewißheit« von der Menschwerdung Gottes und dem Sühnwerk der davon zeugenden Bibel und dem das ausführenden Dogma eine besondere wunder-

bare Dignität, die bei feststehender Ueberzeugung von jener Grundlehre selbstverständlich ist. So kann Bibel und Dogmengeschichte einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung überlassen werden, die sich dann aber darauf beschränkt, das successive Hervortreten und Wachstum der wunderbaren Heilsgeschichte und die ebenso successive Ausgestaltung der vollen Heilsoffenbarung in der Dogmengeschichte zu schildern. Das Wunder und die Wahrheit ist nicht, wie in der alten Orthodoxie, von Anfang an auf dem Gipfel, sondern steigt in göttlicher Leitung langsam auf den Gipfel, und der Wahrheitsbesitz, der hier erreicht ist, ist dann ebenso nicht von Anfang an fertig durchschaut, sondern bedarf einer successiven Herausarbeitung zu einer seinen gesamten Zusammenhang durchschauenden und formulierenden Einsicht. Der Entwicklungsgedanke ist derart anerkannt, aber es ist eine göttliche und keine menschliche Entwicklung, ein Werden des absolut einzigartigen Wunders, aber nicht ein Werden im Sinne der sonstigen Geschichte. Insofern setzt diese Dogmatik die »heilsgeschichtliche« Bibelforschung v. Hofmanns und die »entwicklungsgeschichtliche« Dogmenforschung Thomasius' voraus. Gegen die Gefahr, daß die derart einmal zugelassene entwicklungsgeschichtliche, d. h. der profangeschichtlichen analoge Betrachtung weiter um sich greifen und das Ganze in ihre Methoden hineinziehen könne, sichert dann immer wieder die Gewißheit, daß ja gerade der von innerer Sünden- und Erlösungserfahrung bezeugte absolute Wundercharakter dieser Geschichte und ihrer Urkunde jede Analogie mit dem profanen Geschehen und der profanen Ueberlieferungsweise ausschließt. Daß das Maß der Zulassung und das Maß der Ausschließung dieser Analogieen festzusetzen die eigentlich tödtliche Schwierigkeit für eine solche Behandlung bleibt, das drückt den überzeugten Lutheraner nicht im mindesten. Er hat für diesen wichtigsten Punkt aller theologischen Compromisse zwischen Wundermethode und profaner Methode gar kein Gefühl, und meint, daß lebhaftere Deklamation über die Unmöglichkeit voller Voraussetzungslosigkeit hier alle Noth beseitige, ja dem lutherischen Theologen eine großartige Ueberlegenheit über die beschränkten, den Wald vor lauter Bäumen nicht sehenden »Voraussetzungslosen« verleihe. Daß diese »Unmöglichkeit der Voraussetzungslosigkeit« einer der schwierigsten und verwickeltsten, genaueste Bestimmung erst noch fordernden Begriffe ist, empfindet der Verfasser so wenig wie die katholischen Theologen, die sich in letzter Zeit nicht minder triumphierend zu diesem Thema geäußert haben.

Anerkennenswert ist der Muth, mit dem sich die auf diesen

Grundsätzen aufgebaute Dogmatik zu allen Konsequenzen und Voraussetzungen des Dogmas bekennt. Der Verfasser gesteht rundweg zu, daß das Wunder der Menschwerdung Gottes durchaus, wenigstens in religiöser und metaphysischer Hinsicht, eine schlechthin geozentrische und anthropozentrische Weltanschauung fordert. Die entgegengesetzten modernen Meinungen beruhen auf dem bloßen Sinnenschein und sind dadurch gerichtet, daß die Menschen, um deren willen Gott Fleisch angenommen hat, notwendig Zweck und Mittelpunkt der Schöpfung sein müssen. Auch die Engellehre, die von älteren Theologen dazu benutzt wurde, die Größe und die den Menschen nur neben anderen umfassende Fülle der Schöpfung zu lehren, darf dazu nicht benutzt werden; denn die Engel sind ausschließlich Werkzeuge Gottes zum Dienst an den Menschen und ihrer Geschichte, sind aber selbst keiner Geschichte und keines Werdens fähig, da sie reine Geistwesen sind und eben deshalb den allein geschichtsfähigen, weil Leib und Geist verbindenden, Menschen zum Dienst geordnet sind. In dieser Hinsicht aber ist ihm dann die Engellehre von höchster Wichtigkeit. Sie erst giebt wirklichen Trost und Zuversicht zur Leitung der Geschichte durch Gott, und sie erst erklärt die Sünde und die bei ihr übrig bleibende Erlösungsmöglichkeit, die nur dann bleiben kann, wenn das Böse nicht aus dem Kern und Ziel der Schöpfung, aus dem Menschen selbst, sondern bloß aus der Engelwelt stammt! Nicht minder muthig wird der strenge Augustinismus vertreten; und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß die Sünden- und Verdammtheitsempfindung die Folie ist für alle Anerkennung der göttlichen Wunder und für die ausschließliche Göttlichkeit des Christentums, sondern auch insofern, als geradezu alle Uebel, Krankheit, Leiden, Tod, Unglücksfälle, Störungen der Natur erst Folgen der Sünde sind und bei gleicher Verdammungswürdigkeit der erbsündigen Menschen sie stets mit gleichem Rechte treffen, wenn auch in Wirklichkeit die Leiden die Einzelnen in sehr verschiedenem Maße heimsuchen. Die Erkenntnis der Sünde sowie das in dieser Erkenntnis liegende Postulat der Menschwerdung Gottes und des stellvertretenden Sühnewerks ist daher der eigentliche Hebel dieser Dogmatik, die insoferne augustinischer ist als der Katholicismus, der die Postulate aus dem subjektiven Sündengefühl doch immer verbindet mit massiven rationalen Beweisen für die Dogmen und mit dem Nachweis der wunderbaren Autorität der Kirche. Die moderne protestantische Orthodoxie verzichtet auf die beiden letzteren und zaubert alles aus dem Sündengefühl hervor. Schließlich wird auch die altkirchliche Eschatologie mit vollem Ernste festgehalten, indem für die

menschliche Geschichte ein Abschluß gefordert wird, wo sie im vollen Besitz der Erlösung auch die Sündenstrafen der Uebel und des Todes abgestreift hat, ein geist-leibliches Vollendungsstadium der Menschheitsgeschichte, ein tausendjähriges Reich, das den Uebergang zu der himmlischen Herrlichkeit bildet.

In alledem ist der Geist des kirchlichen Dogmas trotz mancher Modernisierungen entschlossen behauptet. Der Verfasser weiß, daß er damit den Glauben einer Minderheit bekennt, und daß dieses Dogma der Religion des modernen Europa vielfach direkt entgegensteht. Ähnlich wie in katholischen Dogmatiken so hat man auch bei dieser Dogmatik die Empfindung einer mit der Gegenwart prinzipiell im Streit stehenden geistigen Macht, die sich über diesen Gegensatz durch breite Entfaltung der historischen Kontinuität beruhigt, vermöge deren sie sich an die Urchristenheit und die Tage der Bildungsgeschichte des Dogmas angeschlossen fühlt. Die Folge davon ist, daß die Macht und Wucht des Kirchenglaubens im Ganzen doch imponierend wirkt, und daß von der Tiefe und Energie des hierin verkörperten religiösen Grundgedankens aus viele moderne Vorurteile in ihrer Oberflächlichkeit deutlich werden. Das soll auch von der Oettingenschen Dogmatik trotz ihrer zum Teil grotesken Vorstellungen nicht geleugnet werden. Aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß gerade die Auseinandersetzung Oettingens mit der modernen Welt trotz seiner großen Belesenheit recht schwach und verschwommen ist. Jedes Dogma wird von v. Oettingen ausdrücklich nicht bloß mit biblischem und traditionsgeschichtlichem Beleg, sondern auch mit einer Auseinandersetzung gegen den »modernen Gegensatz« ausgestattet, worin gewissermaßen die offizielle Anerkennung der defensiven Stellung der Dogmatik gegeben ist. Aber diese Defensive beruht doch nirgends auf wirklichem Studium und Verständnis der modernen Welt. Der Unterschied der in ihr wirkenden und das Dogma zersetzenden Motive von den Motiven altkirchlicher Häresieen ist dem Verfasser niemals ein Problem geworden. Er sieht in der modernen Welt nur ein Wiedererwachen der pelagianisch-deistischen und der manichäisch-mystischen Häresie, die beide heute nicht schwerer abzuschlagen sind als seiner Zeit, und die zudem wie alle Extreme beständig in einander übergehen, so daß das lutherische Dogma von selbst als die goldene Mitte erscheint! Daß die moderne Welt überhaupt neue Denk- und Gefühlsmotive bringt, und daß die Situation eine ganz andere ist als für Augustin und Athanasius, will dem Verfasser wie den meisten Apologeten ebensowenig zu Sinn wie die Erwägung, daß das in den Tagen völliger Kritiklosigkeit der Historie und krausester Phantastik der Naturwissenschaft geformte

Dogma sich schwerlich von diesem Hintergrunde einfach ablösen und in die Welt moderner Naturwissenschaft und Geschichtskritik schwerlich einfach versetzen läßt.

Heidelberg, 20. März 1902.

Ernst Troeltsch.

Die Berner Chronik des **Valerius Anshelm**. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Bern. Erster bis sechster Band. 8. (VIII, 441 S., 429 S., 498 S., 532 S., 400 S., XXXI, 374 S.). Bern, K. J. Wyß (1884, 1886, 1888, 1893, 1896, 1901).

Als Leopold Ranke 1824 im Schlußworte seines Buches ›Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber‹ davon handelte, ›was noch zu thun sei‹, hob er unter den ›wahre Belehrung versprechenden Chroniken‹ vor allen die schweizerischen hervor und sagte da: ›Anshelm Valerius Ryds Chronik gehört vielleicht zu den besten unserer älteren Litteratur; warum liegt sie verborgen?‹

Indessen dauerte es danach nur ganz kurze Zeit, bis — 1825 bis 1833 — in Bern die Ausgabe Anshelms erschien, die unter den Auspicien der 1811 durch Niklaus Friedrich von Mulinen gestifteten Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft erwachsen und durch Decan Stierlin und Professor Joh. Rudolf Wyß besorgt worden war. Allein die Herausgeber hatten sich an eine Abschrift des Textes gehalten, während das eigenhändige Original — in vier Bänden — vorhanden ist, ferner Sprache und Schreibart ungeschickterweise wesentlich modernisiert, endlich, weil die von ihnen benutzte Abschrift nur bis 1526 reicht, dort ihre Edition abgebrochen, statt sie mit der allerdings theilweise fragmentarischen Fortsetzung des Originalen bis zum Jahre 1536 zu führen. Für diesen letzteren Mangel reichten die von Em. von Rodt in Band X des ›Schweizerischen Geschichtsforschers‹ 1838 abgedruckten Auszüge nicht aus.

Erst 1878 stellte Professor Stern, der seither an die eidgenössische polytechnische Schule nach Zürich berufene Historiker, den Antrag, daß der Historische Verein des Kantons Bern die Ehrenpflicht einer den wissenschaftlichen Ansprüchen gleichkommenden Veröffentlichung Anshelms übernehmen möge, und der um die Geschichtsforschung für Bern viel verdiente Oberbibliothekar und Professor der Kirchengeschichte E. Blösch verstand es, in einem öffentlichen Vortrage — ›Anshelm und seine Chronik‹ (Öeffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz), 1881 — weitere Kreise für die Sache zu interessieren.

Später war Blösch in der Redactions-Commission hauptsächlich betätigt, und von ihm ist noch die »Einleitung« zu Band VI, 1899, verfaßt; aber er erlebte die Vollendung des Ganzen 1901 — 1900 fiel sein Tod — nicht mehr.

Durch G. Tobler wurde 1891 in dem Abschnitte »Die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern« des großen historischen Festbuches jenes Jahres, S. 40—52, die Bedeutung Anshelms in der nachdrücklichsten Weise gewürdigt und dabei insbesondere betont, wie weitgehend Anshelms Werk sich über den Charakter einer localen Chronik zu dem Range einer Geschichte der Schweiz, von Deutschland, Frankreich, Italien emporhebe, wie aber auch das Einzelne, kleine Dinge in charakteristischer Weise zu ihrem Rechte kommen, wie markig, mit sprechenden Bildern, mit ironisch-satirischen Anspielungen ausgestattet die oft zu schonungsloser Schärfe epigrammatischer Sentenzen sich zuspitzende Sprache des Werkes sei.

Das ist nicht wenig durch den Lebensgang des Autors bedingt. Geboren in der den Eidgenossen verbündeten schwäbischen Reichsstadt Rottweil, kam Anshelm 1505 als Schulmeister nach Bern, worauf er 1509 zum Stadtarzte ernannt wurde. 1525 zwang ihn eine unvorsichtige Aeußerung seiner Frau über die Jungfrau Maria die in der noch zum alten Glauben haltenden Stadt bekannt wurde, Bern zu verlassen. Erst 1528 wurde Anshelm unter Zwinglis Einwirkung nach Bern zurückgerufen, und 1529 ertheilte ihm der Rath, in besonderer Anstellung mit bestimmtem Jahrlohn, den Auftrag, »die Cronik ze machen«. Dieser Aufgabe lebte er bis zu seinem Tode, der nicht schon, wie angenommen wurde, im Jahr 1540, sondern wahrscheinlich erst im Beginne von 1547 eingetreten ist, wie es in der »Einleitung«, S. XII, dargethan wird. Der Arzt in Nikolaus Manuels Todtentanz zeigt wahrscheinlich Anshelms Bildnis.

Nach einer ersten, schon 1520 gegebenen, nachher wieder dahingefallenen Aufforderung des Rathes hatte Anshelm schon eine erste kürzere Darstellung der Jahre 1474 bis 1477, im Anschluß an das Werk Schillings (vgl. über diese Chronik in diesem Jahrgange der Gött. gel. Anz., S. 194 ff.), verfaßt, wie Tobler aus den zwei von einander abweichenden Redactionen dieses Theiles schloß. Jedenfalls hat Anshelm 1529, als er die Arbeit neu aufnahm, weiter ausgegriffen, und auf ein Vorwort mit sehr bemerkenswerthen geschichtsphilosophischen Ausführungen über Zweck und Nutzen der Geschichtsschreibung ließ er jetzt zuerst eine gedrängte an Otto von Freising und Burchard von Ursperg, dann an die ältere Berner Historiographie sich anschließende Uebersicht der Geschichte von Burgund von 1032 an bis auf das 13. Jahrhundert, dann die Jahre 1474 bis 1477 folgen.

Von 1474 an beginnt die streng chronologisch nach Jahren, denen stets die Namen von Papst, Kaiser, französischem König, Schultheiß von Bern vorangestellt sind, geordnete Erzählung, die mit dem Jahre 1478 erst recht eingehend wird. Als Hauptquelle diente nun hier Anshelm das Berner Archiv, theils in den Rathspokollen und Misivenbüchern, theils und ganz besonders in den da niedergelegten, nach Bern gekommenen Tagsatzungsbeschlüssen. Dann benutzte er »Zeitungen« über wichtige Vorgänge und mündliche Berichte, namentlich heimkehrender Söldner. Von gedruckten Werken zog er die Welthistorien des Deutschen Naclerus und des Franzosen Gaguinus heran. Fortwährend war Anshelm mit seinem Werk beschäftigt, und so schrieb er 1536 die Ereignisse von 1524 nieder, 1542 bis 1543 die von 1534. Doch eben 1536, als er vom Jahre 1525 schrieb, wurde seine Handschrift, was auf Störung — durch Krankheit — schließen läßt (vgl. Band V der Ausgabe, S. 121, und die Schriftproben zu S. XXII von Band VI), auf einmal weit kraftloser. Vorzüglich aber sind die letzten Theile des Werkes in einem unfertigen Zustande, und so hat der vierte Band der Originalhandschrift (in der Ausgabe von Band V, S. 158, an: im Jahre 1526) seine eigene Geschichte. Die nicht in Vollendung von Anshelm hinterlassenen Blätter sind nachher vernachlässigt, theilweise verloren worden, und erst im 17. Jahrhundert wurde der als Dichter und Geschichtsforscher thätige Michael Stettler auf sie aufmerksam; er begann sie sorgfältig zu sammeln, die schon halb zerstörten abzuschreiben, und that Alles für die Herstellung; aber durch die Schuld des Buchbinders gerieth dieses ganze Material in die ärgste Verwirrung, was bei der nunmehrigen Edition die größten Schwierigkeiten verursachte. Daneben war allerdings schon seit 1542 für eine amtliche Abschrift des Originals Fürsorge getroffen; doch ist eben nur bis zum Jahre 1526 durch diese Copisten vorgeschritten worden, und so brach, wie schon erwähnt, hier die dem Original ferne stehende frühere Druckausgabe ab. Freilich ist aus den angegebenen Ursachen der von Band V, S. 158 an folgende Text nicht auf der Höhe der Ausarbeitung des früheren Theiles.

Die große Zeit eidgenössischer Geschichte, aber ganz besonders auch für Bern, von der Niederwerfung Karls des Kühnen über den Schwabenkrieg bis zu der hervorragenden Theilnahme an den italienischen Kriegen, der Anschluß an die Reformation, der auch der politischen Stellung des Staates eine neue Stärkung verlieh, findet sich in Anshelms Geschichtserzählung vorgeführt; der letzte Theil, in der vielfach mehr fragmentarischen Gestalt, leitet noch in das Jahr der Bekämpfung Savoyens, der Umgestaltung des Waadtlandes zum Berner

Unterthanengebiet hinein und bricht mitten in diesen Ereignissen von 1536 ab. Dabei hat der Geschichtschreiber, wo er die Dinge selbst mit erlebt hatte, seine persönliche Auffassung tapfer und wahrhaft bekannt. Leidenschaftlich haßte er die moralische Verkommenheit, die formale Aeußerlichkeit und Werkheiligkeit der päpstlichen Kirche, unter deren Verfolgung er in Bern und in Rottweil selbst leiden mußte. Die schlimmen Seiten des großen politischen Aufschwunges, das Reislaufen, das verderbliche Pensionenwesen, verhehlte er sich keineswegs und rügte sie in strengen Worten. Ueberhaupt verkannte er die bösen Wirkungen der Beziehungen zu Frankreich durchaus nicht, und so gut er als Eidgenosse und als Berner sich fühlte, wog in ihm die deutsche Gesinnung vor, wo es sich um die allgemeinen politischen Fragen handelte.

Die Ausgabe unterscheidet sich, wie hier schon bei der Besprechung der neuen Veröffentlichung der Schillingschen Chronik gesagt wurde (vgl. S. 197), von jener wesentlich, indem die geschichtlichen und sachlichen Anmerkungen, die dort einen ausgezeichnet erläuternden fortwährenden Commentar darstellen, hier auf das Nothwendigste beschränkt erscheinen. Allerdings liegt eine Erklärung für diese Einschränkung darin, daß bei dem großen Umfange des Werkes die Zahl der Bände durch die Hinzufügung so einläßlicher Noten noch erheblich vermehrt worden wäre.

Gewisse Inconsequenzen in der Wiedergabe der Schreibung Anshelms — erst während des Abdrucks wurde deutlicher der interessante Umstand erkannt, daß der geborene Schwabe allmählich, während der Arbeit, seine ursprüngliche Sprache und Schreibweise mit derjenigen der neuen Umgebung vertauscht hat — entschuldigt die »Einleitung« (S. XXIX u. XXX) zum Theil auch mit dem in den längeren Jahren der Publication nicht zu vermeidenden Wechsel in den Personen der Hersteller des Textes für den Druck.

Ein 68 Seiten füllendes Register der Orts- und Personennamen und ein von Andreas Fischer und Ferdinand Vetter bearbeitetes Glossar, mit einem Excurse Veters über Anshelms Sprache und Schreibung, sind Band VI beigegeben.

Zürich, 28. März 1902.

G. Meyer von Knonau.

(Nachtrag zu S. 168 ff.)

Hegler, A., Sebastian Francks lateinische Paraphrase der deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen 1901. G. Schnürlein. 122 S. 4°. Ladenpreis 3,20 M.

Ein glücklicher Zufall läßt mich nach Abschluß der Besprechung noch etwas Licht in eine zunächst rätselhafte Stelle des Traktates »von der Gemeinschaft der Heiligen« bringen. Für die Datierung dieser Schrift ist wichtig die von Hegler S. 111 herausgehobene Stelle: »Wie wohl Clemens der Fünfte diese Nicolaitische Irrung auch mit einmengt in seine Epistel in operibus und actorum conciliorum. Es sei denn, daß ihm von den Ketzern zugesetzt sei; denn in dem neuen Baselschen Druck ist dieser Punkt ausgelassen, ich weiß nicht, ob er vielleicht in den alten Exemplaren nicht gefunden worden ist oder sonst als schädlich und ärgerlich ausgekratzt ist«. Hegler bemerkt dazu (a. a. O. Anm.), daß es ihm nicht gelungen sei, die betr. Epistel Clemens V. ausfindig zu machen. Eine solche existiert auch nicht, vielmehr liegt eine Verwechslung mit Clemens I. vor. Das wird ganz deutlich aus einem Briefe Osianders an Luther, datiert Nürnberg 1530 Juni 21. Osiander schreibt: »*Dum obiter acta conciliorum aberrans perlustro, incidi in locum apostolicae fictitiae Clementis, in qua aperte suadetur, imo praecipitur communio uxorum*«. Wie der Herausgeber des Lutherschen Briefwechsels, Enders, richtig anmerkt (Bd. 8 S. 17) ist die auch in das canonische Recht aufgenommene (Decr. P. II caus. 12 qu 1 c. 2) pseudoclementinische Epistel gemeint, in der es heißt: *Communis usus omnium, quae sunt in hoc mundo, omnibus esse hominibus debuit . . . In omnibus autem sunt sine dubio et coniuges*. Daß Franck diese Epistel im Auge hat, leidet keinen Zweifel; Hegler bemerkt selbst (a. a. O.), daß Franck »unter nikolaitischer Häresie die Lehre von der Weibergemeinschaft verstehe«; eben die aber vertritt die citierte Epistel. Wie aus Clemens I. aber Clemens V. werden konnte, lehren die bei Osiander folgenden Worte: »*Ea quinta et ultima est*«, d. h. die Epistel ist der pseudoisidorianische fünfte Brief des Papstes Clemens I. (s. Enders a. a. O.). Aus diesem fünften Briefe des Clemens ist ein Brief Clemens des Fünften geworden — ob durch Verwechslung Francks oder seines holländischen Uebersetzers, bleibt dahingestellt.

Aber wie steht es nun mit dem »neuen Baselschen Druck«, in dem »dieser Punkt ausgelassen« ist? Hier stehen wir einstweilen vor einem Rätsel, dessen Lösung ich aber wenigstens versuchen möchte. Das Nachstliegende ist, bei dem »neuen Baselschen Druck« an eine Conciliensammlung zu denken. Ein Baseler Druck einer Con-

ciliensammlung aber existiert nicht; weder verzeichnen ihn Quentin (Jean Dom. Mansi et les grandes collections conciliaires 1900 S. 1 ff.) und Hurter (nomenclator etc.), noch haben persönliche Nachforschungen meinerseits in Basel einen solchen auffinden lassen. Eine Verwechslung aber mit einem anderen Drucke von Concilienbeschlüssen ist gleichfalls ausgeschlossen, denn die in Betracht kommenden Conciliensammlungen (von Merlin Paris 1523, Cöln 1530 und Krabbe Cöln 1538 und 1551) enthalten »den Punkt« sämtlich. Folglich muß ein anderer Druck gemeint sein als eine Conciliensammlung. Bedenkt man nun, daß es sich um eine Stelle aus der pseudoisidorianischen Correspondenz handelt, so liegt es nahe an das Werk zu denken, das sich mit derselben eingehend beschäftigte und zugleich in Basel gedruckt ist, nämlich an Flacius' Centurienwerk. In der zweiten Centurie cp. VII — in dem Urdruck Basel 1559 p. 143 ff. — werden die pseudoclementinischen Briefe eingehend erörtert, und eine Reihe »Punkte« aus ihnen herausgehoben. Aber die in Rede stehende Stelle fehlt! Die *epistola* 5 wird an 2 Stellen (p. 146, 40 ff. und 148, 27 ff.) erwähnt, auch der Inhalt angegeben dahin, *quod discipuli omnia communia habuerint*, aber von der Weibergemeinschaft kein Wort! Das mag aufgefallen sein, daß der scharfe Kritiker Flacius diesen schwer wiegenden und — wie der Brief Osianders und Anderes¹⁾ zeigt — damals besprochenen Punkt ausließ, und man hat sich das so zurechtgelegt, daß Flacius »in den alten Exemplaren denselben nicht fand, sei es, daß er dort überhaupt nicht stand, sei es, daß er ausgekratzt wurde«²⁾.

Diese Lösung dürfte wohl nicht gezwungen sein. Sollte sie richtig sein, so erhebt sich aber sogleich ein neues Problem: Die Ausgabe der Flacius'schen Centurien erschien 1559, Franck aber ist 1542 oder 1543 gestorben?! Die Autorschaft Francks an dem Traktate ist zweifellos (s. den Beweis bei Hegler S. 115), folglich bleibt nur die Annahme einer Interpolation übrig³⁾. Der Interpolator dürfte wohl der holländische Uebersetzer sein. Er hat im Jahre 1566 übersetzt (Hegler a. a. O. S. 80); ein Niederländer konnte damals wohl noch Flacius' Centurien als »neuen Baselschen Druck« bezeichnen, namentlich wenn er etwa die zweite Auflage (von 1562) eingesehen hatte. Es würde sich dann die in meiner Besprechung aufgeworfene Frage nach Aenderungen des Uebersetzers als dringlich erweisen.

1) Vgl. Friedberg, Corp. iur. can. I S. 676 Anm. Hinschius, Decr. Pseudoisid. S. 65 Anm.

2) S. oben den Wortlaut.

3) Und zwar würde die Interpolation wohl bei »Es sei denn« etc. einsetzen.
Gießen. W. Köhler.

Swete, H. B., An Introduction to the Old Testament in Greek . . .
 with an appendix containing the letter of Aristeas edited by H. St. J. Thackeray. Cambridge, University Press (Clay and Sons, London, Ave Maria Lane). 1900. XI, 592 S. 7 Sh. 6 d.

Eine Einleitung in die Septuaginta war seit langem Bedürfnis, nicht nur in England, dem klassischen Lande der Septuagintaforschung, sondern ebenso sehr bei uns, seit Paul de Lagardes weitreichende Anregungen das Verständnis für die vorliegenden Probleme geweckt hatten. Aber wenn selbst er noch den Anstoß zu seiner Lebensaufgabe durch den Wunsch empfangen hatte, ein brauchbares Hilfsmittel für die Herstellung des alttestamentlichen Urtextes zu gewinnen, so ist doch unter seinen Händen eine größere Aufgabe erwachsen: es gilt jetzt, die Geschichte des alten Testaments zu schreiben, das allein bis gegen das Jahr 400 der Christenheit bekannt war und als untrügliche Wiedergabe der göttlichen Offenbarung galt, das als Grundlage für erbauliche und wissenschaftliche Bibelerklärung, Apologetik und Dogmatik diente und in den Kirchen griechischer Zunge diese Ehrenstellung nie eingebüßt hat; vielleicht dürfte es sich sogar bewahrheiten, daß die Septuagintakritik der neutestamentlichen, um die es zur Zeit noch erheblich schlimmer steht, die Wege zu bahnen berufen ist. Diese grundlegende Aenderung des Problems durch seine Ueberführung auf den Boden der Kirchengeschichte erweckt bei der ungeheuren Steigerung der Aufgabe immer lebhafter den Wunsch nach vielen und tüchtigen neuen Mitarbeitern, die bei historischen und patristischen Studien und Editionsarbeiten ein offenes Auge für die Textesgeschichte des griechischen Alten Testaments haben. Solche zu werben und einzuführen ist Swetes Introduction — die erste ihrer Art — berufen und in hohem Maße geeignet.

Capitel I »The Alexandrian Greek Version« giebt eine knappe, aber doch durch Quellennachweise gestützte Entstehungsgeschichte der jüdischen Gemeinde von Alexandria und zeigt dann, unter wel-

chen Bedingungen und wann in diesen Kreisen die griechische Bibel geschaffen wurde. Hier wäre bei der Datierung des Aristeasbriefes und der von ihm ausgeführten Sage ein näheres Eingehen auf die Aristobulfrage immerhin wünschenswert gewesen: die Aristobulstelle Euseb. praep. XIII 12, 2 (Wendland, Aristeas S. 124, 17 im Apparat, giebt noch mehr Berührungen an) nimmt doch sicher Bezug auf den Brief und würde im Falle der Echtheit seine Abfassung vor etwa 150 beweisen, deshalb mußte der Stand der Frage kurz skizziert werden. Sehr hübsch ist das II Capitel ›Later Greek Versions‹, welches die Entstehung der übrigen griechischen Uebersetzungen behandelt: zur Charakteristik der verschiedenen Tendenzen werden nicht nur in der üblichen Weise Fragmente zusammengestellt, sondern auch zusammenhängende Partien mitgeteilt, so von Aquila die Papyrusfunde Burkitts und Taylors. Die Frage nach der Existenz anderer älterer Uebersetzung wird p. 47 ff. auf das Buch Daniel und Theodotion mit Unrecht beschränkt, sie mußte S. 30 behandelt werden, da für andere biblische Bücher die Sache genau so liegt und alte Citate sich finden, die von allen bekannten Versionen abweichen¹⁾. Weitaus das wichtigste Capitel ist jedoch das folgende über ›The Hexapla, and the Hexaplaric and other Recensions‹: hier wird die Geschichte der Ueberlieferung in den entscheidenden Perioden aufgerollt, und hier sowie in Teil III Cap. VI ›textual condition of the LXX and problems arising out of it‹ wird der zu eigener Mitarbeit sich vorbereitende Forscher zunächst Belehrung suchen. Gerade deshalb möchte ich den beiden Capiteln bei einer zweiten Auflage, die schwerlich lange auf sich warten lassen wird, eine erheblich andere Gestalt wünschen. So wie Cap. III jetzt lautet, wird es jeder mit Genuß lesen: die Darstellung ist außerordentlich glatt und giebt ein behagliches Gefühl sicheren Wissens; aber nicht immer erkennt der Leser den Grad der Sicherheit der vorgetragenen Combinationen, er empfindet die noch controversen Probleme nicht als solche und wird auf manche wichtige Frage nicht aufmerksam gemacht. Das mag an einigen Beispielen erläutert werden.

Hatte die Urhexapla in der Septuagintacolumne die *κοινή* ohne Correctur und Zusätze, oder einen bereits revidierten Text mit Obeloi und Asterisken, d. h. den Zusätzen aus Theodotion versehen? Wenn man bedenkt, daß die Hexapla die Grundlage für kritische Arbeit sein sollte, wird man zunächst das erste für richtig halten. Swete nimmt im Anschluß an Field und die allgemein übliche Ansicht das

1) Vgl. H. Vollmer (so, nicht Volkmar: Swete p. 405) die a. t. Citate bei Paulus p. 33 ff.

zweite als sicher an, ohne es weiter zu begründen. Field verweist p. lii auf innumera loca in scholiis Graecis, die seine Annahme stützen sollen — er citiert keine ausdrücklich — und die Schwierigkeit, die aus den Umstellungen der LXX erwachsen wäre: dies nicht durchschlagend. Nun berichten Euseb und Hieronymus, die beiden ältesten sicheren Augenzeugen, nichts von kritischen Zeichen in der fünften Columne; Hieronymus praef. com. Dan. scheint sogar dagegen zu sprechen (*Origenes . . . in editione vulgata asteriscos posuit* cf. ep. 57, 11 *quae in exemplaribus ecclesiae obelis asterisque distincta sunt*), so daß man, zumal bei der allgemeinen Wahrscheinlichkeit der Annahme, geneigt ist, an der Stelle ep. 106, 2 *quae et in ἑξαπλοῖς codicibus reperitur et a nobis in Latinum sermonem fideliter uersa est Hierosolymae atque in Orientis ecclesiis decantatur* (es ist von dem durch Origenes recensierten und mit Zusätzen versehenen Text des Psalterium Gallicanum die Rede) unter »ἑξαπλοῖ codices« nicht die Urhexapla zu verstehen, sondern das, was wir heute noch »hexaplarische Handschriften« nennen, d. h. auf Grund der Hexapla emendierte und mit den Varianten der andern Uebersetzer versehene Texte: die in den Kirchen des Orients psalmodierten sind ja doch sicher nur solche gewesen. Dann können aber auch die innumera loca in scholiis ebenso verstanden werden, an denen von kritischen Zeichen ἐν τοῖς ἑξαπλοῖς die Rede ist, namentlich wenn man an Eusebianische Exemplare denkt (s. S. 333), und ebenso der überhaupt wenig beschlagene¹⁾ Rufin apol. II 32. Trotzdem kann Swete Recht haben, aber nur eine einzige Stelle habe ich gefunden, die diesen Ausschlag zu geben scheint. Zu Ps. 131, 4 hat der Vat. 754 die Randnote »... ἐν δὲ τῷ ὀκτασελίδῳ παρὰ μόνοις τοῖς ο' ἔκειτο ὠβελισμένον«: das kann noch am ersten das Urexemplar sein, und es hatte Obeloi, also wohl auch Asterisken. Doch ist immerhin Vorsicht geboten, denn die eben erwähnte Hieronymusstelle ist richtig interpretiert²⁾, wie Mercatis Palimpsest zeigt: In dem 106 Briefe erklärt der Heilige nämlich den Adressaten die von diesen angemarkten Abweichungen des Psalterium Gallicanum, d. h. des hexaplarisch emendierten LXX textes (h) von der in ihren Händen befindlichen κοινή (v): an den in Betracht kommenden Stellen liest das Mailänder Palimpsest, wie ich durch Mercatis nie versagende Liebenswürdigkeit erfahre, Ps. 17, 34 ἐλάφῳ mit h (gegen ἐλάφου v); 17, 36 σωτηρίας μου v (σ. σου h); 17, 47 ὁ θεός v (ὁ θεός μου h); 30, 5

1) s. Mercati Studi e Testi V 51 ff.

2) Auch ist die Oktapla öfter copiert worden, s. S. 332, und dabei wird man die neuen Errungenschaften der Textkritik jedesmal benutzt haben.

μου κῶρις ν (μου h)¹⁾ — hat also meist noch die κοινή-Lesarten; andererseits aber existieren bereits die Zusätze 34, 20 γῆς ἐλάλουν²⁾, 45 Ende διάφαλα, 88, 48 πάντας, welche das Ps. Gall. mit Asteriscus versieht: im Palimpsest fehlen — aus Nachlässigkeit? — alle kritischen Zeichen. Des Hieronymus Vorlage stammt also nicht aus dem Urexemplar, dem der Mailänder Codex sichtlich näher steht. Aber eine genaue Copie (so noch von Swete p. 62 f. verwertet), ist auch dieser keineswegs: die letzte Columnne ist nicht, wie man anfangs glaubte, Theodotion, sondern die Quinta mit Interlinearvarianten. Durch musterhafte Interpretation hat in Zusammenhang mit dieser Selbstcorrectur Mercati³⁾ den Nachweis geführt, daß der in Catenenhss.⁴⁾ erhaltene Tractat περὶ τῆς ε' καὶ ζ' ἐκδόσεως ἄλλως von Origenes stammt und am Anfang der Hexapla des Psalters bereits von Euseb gelesen worden ist: an eine Bemerkung dieses Scholions knüpft er dann die sehr ernsthaft zu erwägende Frage, ob die sog. »Oktapla« wirklich 8 oder nur 6 mit Varianten durchschossene Columnnen hatte. Wahrscheinlicher ist doch wohl ein Urexemplar in 8 Columnnen, schon wegen des Ausdrucks ὀκτασέλιδον und des Scholions zu IV Reg. 6, 5 im Syr-hex: τὸ »κῶρις« τὸ ἐνταῦθα οὕτως φέρεται ἐν τῇ σελίδι τῇ ἐβδόμῃ etc. Immerhin sind wir bei all diesen Problemen erst am Anfang, nicht bei einem sicheren Endergebnisse angelangt — und davon muß der Leser einer Introduction einen Eindruck erhalten. Es hat offenbar nicht nur, wie man lange glaubte, ein Exemplar der Hexapla gegeben, sondern sie ist — namentlich im Psalter — öfter copiert worden. Origenes selbst hat die Sonderausgabe der Tetrapla in 4 Columnnen veranstaltet, die in ihrem Text aber gelegentlich von dem der Oktapla abwich: hier hätte ein Hinweis auf sämtliche Stellen, an denen die Tetrapla erwähnt wird, wenig Raum weggenommen und wertvolle Dienste geleistet. Wenn schon für die Hexapla durch Mercatis Beobachtung⁵⁾ wahrscheinlich wird, daß auch exegetisches Material am Rande stand — man bedenke, daß das Mailänder Palimpsest eine reiche Catene hat —, so gilt für die Tetrapla das gleiche, wenigstens für eine von Origenes selbst

1) Vgl. Vat. 754 τὸ »κῶρις« οὕτε παρὰ τοῖς ο' οὕτε παρὰ τοῖς ἄλλοις ἔκκετο.

2) Vgl. Vat. Ottob. 398 τὸ »γῆς ἐλάλουν« ἰστίργηται παρὰ τοῖς ο', ἐν δὲ τοῖς ἄλλοις ἀντιγράφοις οὐ κεῖται. Uebrigens hat es auch Theodor von Mopsuestia (also Lucian?) vgl. Berl. Sitzber. 1902 nr. 17 p. 388.

3) Studi e Testi V: Note di letteratura biblica e cristiana antica. Roma: Vaticana 1901. p. 28 ff.

4) Vgl. Catenarum Graecarum Catalogus in den Göttinger Nachr. 1902 Heft 1 p. 44 nr. 3 und p. 48.

5) Atti della accademia di Torino XXXI 668 ff.

veranstaltete Separatausgabe des tetraplarischen LXXtextes: seine Exegese bezieht sich ausdrücklich auf einen solchen Text Gen. 47, 6 (Migne XII 141^c, cf. Field Hexapl. z. St. p. 67): die Randbemerkungen des Marchalianus Q im Ezechiel stammen ἀπὸ τῶν Ὁριγένους αὐτοῦ τετραπλῶν, ἅτινα καὶ αὐτοῦ χειρὶ διόρθωτο καὶ ἐσχολιογράφητο und von diesem Urexemplar des Origenes schrieb sie Euseb¹⁾ eigenhändig an den Rand der Vorlage von Q: diese Vorlage war hier wie bei Isaias durch den Abt Apollinaris²⁾ entnommen ἀπὸ τῶν κατὰ τὰς ἐκδόσεις ἑξαπλῶν, d. h. einer in Uebersetzungscolumnen geschriebenen Hexapla — es gab also auch andere ἑξαπλά, die nur κατὰ τοὺς ο' waren und die Abweichungen der Uebrigen am Rande trugen. Derartige Ausgaben der LXX mit Hexaplavarianten und exegetischen Scholien am Rande sind demnach bereits von Origenes gemacht worden: wie weit seine σχόλια überhaupt hiermit zusammenhängen ist noch zu untersuchen. Diese Ausgaben³⁾ mit Apparat sind dann von Euseb und Pamphilus weiter angefertigt und verbreitet worden, wie außer Q das Scholion aus Nobilius zu Ps. 136, 1 deutlich zeigt: ἀνεπίγραφος παρ' Ἑβραίοις. εἰς τὸ Εὐσεβίου τῷ Δαδὲ μόνον ἐπεγέγραπτο καὶ ἔξω (am Rande!) ἀνεπίγραφος παρὰ τοῖς γ'. ἐν τῷ ὀκτασελίδῳ ὁμοίως τῷ Δαδὲ ἐπεγέγραπτο παρὰ μόνοις τοῖς ο'; man denke an die zahlreichen Noten mit οἱ γ' in Q. Den äußeren Rand mit den Exegetica allein hat aus einem derartigen Exemplar bewahrt der cod. Patm. 270 s. X hinter der Philocalie⁴⁾: voran geht eine Belehrung über Obelos, Asteriskos und die Reihenfolge der Stücke; dann macht der Herausgeber die Vorbemerkung, daß die mit einer Zahl versehenen Scholia dem Euagrius, die mit ΩΡ bezeichneten dem Origenes gehören⁵⁾: wir haben also schon eine Catene vor uns ὅσα δὲ περὶ διαφωνίας ῥητῶν τινῶν τῶν ἐν τῷ ἐδάφῳ ἢ ἐκδόσεών ἐστιν σχόλια ... τῶν ἀντιβεβληκότων τὸ βιβλίον ἐστίν, d. h. von Euseb und Pamphilus, resp. deren Gehilfen, wie die Unterschrift des Ganzen lehrt: μετελήφθησαν ἀφ' ὧν εὗρομεν ἑξαπλῶν⁶⁾. καὶ πάλιν αὐτοχειρὶ (Hs. αὐτὰ.

1) Vgl. zu Ezech. 32, 17. 45, 12. 47, 7 ff. in Swetes LXX: daß Euseb eigenes dazu that, lehrt 47, 8.

2) Exemplare des Apollinaris nennen ferner die Scholien zu Ps. 21, 15 bei Nobilius, und zu Joh. 7 im Paris. 53 und Bodl. Misc. 310.

3) Für die palästinensischen Exemplare ist Synkellos eine gute Quelle, worauf E. Klostermann Analecta p. 8, 1 aufmerksam macht.

4) Ediert von Tischendorf Not. ed. cod. Sin. p. 76 ff.

5) Dies vielleicht der Sinn: also zu lesen Εὐαγρίου σχόλια εἶσιν, ὅσα προτεταγμένον ἔχουσι τὸν ἀριθμόν, Ὁριγένους δὲ (für ὧδε), ὅσα Ὁριγένην ἐπιγεγραμμένον ἔχει τοῦτ' αὐτῷ μονοσυλλάβῳ ΩΡ.

6) Dies Wort fehlt bei Swete p. 75, 1.

χειρί) Πάμφιλος καὶ Εὐσέβιος διορθώσαντο. So sahen also die Exemplare des Euseb aus, die Hieronymus preist und übersetzt, es war nicht einfach eine ›revised Septuagint‹ (p. 76). Auf jeden Fall ist ein genaueres Eingehen auf diese Fragen erwünscht. Die Eusebianischen Codices heißen auch nie ›simply Ὡρ[ιγένης]‹. Im Marchalianus besagt Ὡρ', daß die betreffende Lesart im Commentar¹⁾ des Origenes steht, der laut Praescript bei Isaias bis Cap. 30 verglichen ist und dessen τόμοι am Rande angemerkt sind. Bei Jeremias wird es nicht anders sein und was der Hexapla-Syrer in Job als ›exemplar Origenis‹ erwähnt, dürfte die zu 6, 28 genannte ›Oktapla Origenis‹ sein. Erwähnung verdiente auch, daß die ἀπλᾶ ἀντίγραφα, welche z. B. die Scholien zu Ps. 34, 20 und III Reg. 6, 21 nennen, nicht Separatausgaben der LXXcolumnne, wie man zunächst meint, sondern im Gegensatz zu ihr die κοινή bezeichnen²⁾. Bei Erörterung der Pentaplafrage berührt es seltsam, daß Swete p. 67 erklärt, in Q stehe zu Is. 3, 24 am Rande ἐν τῷ τετρασελίδῳ, Mercati in den Turiner Atti XXXI p. 660 (1) anmerkt, die Lesung ἐν τῷ πεντασελίδῳ sei chiarissima⁴⁾, beide auf Grund der Heliotypeausgabe. Bei Besprechung der ›Aristarchischen‹ Zeichen des Origenes wäre ein Hinweis auf Ludwigs Aristarch S. 22 ff. von Nutzen gewesen und hätte vor dem Glauben an das Gardthausensche Anecdoton bewahrt, welches den Asteriskos als Ausfluß ästhetischen Vergnügens auffaßt: er steht im Homer an echten aber aus einer andern Stellen herübergenommenen Versen.

Für die Ausführungen über Hesychs Recension scheint Rahlfs' Arbeit über den Vaticanus³⁾ zu spät erschienen zu sein. Lucians Ausgabe, das textkritische Denkmal des Antiochenischen Gegensatzes gegen Alexandria, wird ganz natürlich in der Ps. Athanasianischen Synopse als ἐβδόμη ἐρμηνεία resp. ἑκδοσίς bezeichnet, da der Name οἱ ο' für bestimmte Kreise festgelegt ist zur Bezeichnung der hexaplarisch recensierten Septuaginta. So macht es z. B. Hieronymus in dem 106 Briefe, auf dessen Bedeutung für die Gewinnung Lucianischer Lesarten auf S. 82 hingewiesen werden mußte — wenn auch nur um sie zurückzuweisen, falls Swete anderer Ansicht war. Beachtenswert ist, daß ein Teil der Catenenhss. in den Psalterprologen

1) So besonders deutlich zu Is. 5, 25. 21, 15.

2) Siehe zu Ps. 34, 20 τὸ »γῆς ἐλάλουν« ἱστóρηται παρὰ τοῖς ο', ἐν δὲ τοῖς ἀπλοῖς ἀντιγράφοις οὐ κεῖται: die LXX-Hss. haben mit wenigen Ausnahmen die Lesart nicht. Die »κοινή« mit diesem Namen wird citiert z. B. Schol. zu Prov. 2, 21.

3) Alter und Heimat der vaticanischen Bibelhandschrift: Göttinger Nachr. ph.-h. 1899 p. 72 ff.

4) So ist es auch!

den Lucian nicht erwähnen, andere ihn als Nachtrag bringen, die dritten ihn wie der edierte Ps.-Athan. als siebente Uebersetzung nennen ¹⁾. Niketas in seinem Psalterprolog ²⁾ erklärt ausdrücklich trotz allen Respectes vor Lucians Ausgabe von ihr keinen Gebrauch machen zu wollen.

Sehr dankenswert ist die Uebersicht über die Tochterübersetzungen der Septuaginta mit den reichhaltigen Literaturnachweisen: P. Corssens Bericht über die *vetus Latina* in den Jahresber. f. Altertumswissenschaft XXVII, 2 von 1899 wird zu spät gekommen sein um berücksichtigt zu werden. Empfehlenswert wäre es vielleicht gewesen, bereits bei Erörterung der Hexaplaprobleme auf den Hexapla-Syrer und die ersten Ausgaben des Hieronymus als Quellen deutlicher aufmerksam zu machen, als es S. 76 f. geschieht. Die Unterschriften des Syrus hexaplaris konnten S. 113 mitgeteilt werden. Das V Capitel giebt ein Verzeichnis der LXX-Handschriften, mit genauer Beschreibung der Uncialen: die Minuskeln sind einstweilen nach Holmes-Parsons aufgezählt mit sehr willkommenen Nachweisen darüber, wo man näheres über die einzelnen findet. Im Octateuch ist Swete über die alte Oxforder Sammlung hinausgegangen und zählt alle für die neue Cambrider LXX collationierten Codices auf. Die Venediger Marcusbibliothek war 1900 offenbar noch nicht in Arbeit genommen, denn die alten Oktateuchcatenen nr. 15. 534 (s. X und XI) fehlen. Vat. 331, Paris. Coisl. 8, Ambr. A 148 sup. sind nicht als Catenenhss. bezeichnet. Es ist ferner dringend nötig, genau zwischen ›cat.‹ mit Namen und ›comm.‹ ohne solche — rein mechanisch fürerst — zu scheiden; jetzt finden sich z. B. noch als comm. bezeichnet die Catenen Coisl. 7, Vat. 2057, Ambr. B 106 sup., Vat. 1802. Ungenau ist u. a. Nr. 264 = Vat. 398 statt Vat. Ottob. 398, Nr. 272 = Vat. 247 statt Vat. Pal. 247. Die Wiener Hss. sollte man stets nach Nessels Nummern citieren, weil sie in der Bibliothek selbst so heißen, Lambeks Zahl gehört in Klammern dahinter, um Confusion zu vermeiden. In der reichhaltigen Uebersicht über gedruckte Texte hätte ich der alten Ausgabe von Lambert Bos (1709) ein freundliches Wort gewünscht: sie ist m. W. die einzige, die durch die Cambrider Handausgabe nicht antiquiert ist, da sie die Lesarten der Aldina und Complutensis verzeichnet und das damals bekannte hexaplarische Material wiedergiebt, als billig zu beschaffendes Hilfsmittel für den ersten Anlauf noch heute empfehlenswert.

1) Das meiste Material jetzt verzeichnet in unserm *Catenarum Graecarum Catalogus*. Göttinger Nachrichten ph.-h. 1902. Heft 1. Vgl auch das *Anecdoton* bei Wendland *Aristeas* p. 150 ff.

2) Gedruckt bei Mai *Nova Patr. Bibl.* III 139 = Migne gr. 69, 701.

Der zweite Teil des Werkes behandelt ›The contents of the Alexandrian old Testament‹, zunächst die Kanongeschichte eingehend unter Abdruck der erhaltenen Verzeichnisse. Ungenau ist S. 207 die Wiedergabe der Ps. Athanasianischen Synopsis in ihrem interessantesten Teile: ›ἐκτὸς δὲ τούτων εἰσὶ πάλιν ἕτερα βιβλία καὶ (as in Athanasius but adding Μακκαβαϊκὰ βιβλία δ' Ψαλμοὶ καὶ ψῆδὴ Σολομώντος Σωσάννα)‹. Es muß heißen ›ἐκτὸς δὲ τούτων εἰσὶ πάλιν ἕτερα βιβλία τῆς αὐτῆς παλαιᾶς διαθήκης, οὐ κανονιζόμενα μὲν, ἀναγνωσκόμενα δὲ μόνον τοῖς κατηχουμένοις, ταῦτα‹ folgen Sap. Sal., Sirach, Esther, Judith, Tobit — soweit wie Athanasius im 39. Festbrief — dann folgt die Besprechung sämtlicher Bücher des A. und N.T. und dahinter erst εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλα βιβλία διάφορα παρὰ τὰ προλεχθέντα ἐκατέρας διαθήκης τῆς παλαιᾶς δηλαδὴ καὶ νέας· τὰ μὲν ἀντιλεγόμενα τὰ δὲ ἀπόκρυφα. τὰ μὲν οὖν ἀντιλεγόμενα τῆς παλαιᾶς προείπομεν μὲν καὶ πρότερον ὡς ἔστι Σοφία Σολομώντος καὶ Σοφία Ἰησοῦ υἱοῦ Σηρὰχ καὶ Ἑσθὴρ καὶ Ἰουδῆθ καὶ Τωβίτ· σὺν ἐκείνοις δὲ καὶ ταῦτα ἡριθμῶνται· Μακκαβαϊκὰ βιβλία δ', Πτολεμαϊκὰ¹⁾, ψαλμοὶ καὶ ψῆδὴ Σολομώντος, Σωσάννα. ταῦτα τὰ ἀντιλεγόμενα τῆς παλαιᾶς διαθήκης²⁾‹, folgen die ἀπόκρυφα, die auch Aufzählung verdienten, da der griechische Henoch bei Swete p. 283 ff. behandelt wird. Zahn³⁾ hat darauf hingewiesen, daß die biblischen Bücher als einzelne Papyrusrollen in cistae zusammensteckten, um die Varianten in der Reihenfolge biblischer Bücher zu erklären; Swete will p. 225 durch dieselbe Thatsache die Mischung kanonischer und unkanonischer Schriften begreiflich machen: man sieht nicht recht, wieso. Cap. II erörtert das Verhältnis der LXX zum Masorethischen Text, soweit größere Fragen in Betracht kommen, eingehend von Buch zu Buch, es folgt in Cap. III die ›Einleitung‹ in die nur griechisch erhaltenen Schriften, in Cap. IV eine grammatisch-lexikalische Skizze des Septuagintagriechischen, als Zusammenstellung des zunächst Wissenswerten recht brauchbar. Der Begriff ›orthography‹ wird entschieden zu weit ausgedehnt, wenn dabei ›σσ for ττ in ἐλάσσων . . and ρσ for ρρ in ἄρσην‹ behandelt wird (der Ausdruck for kann übrigens zu Mißverständnissen Anlaß geben); aber ῥεραντισμένος, κτέννειν, λήμφομαι gehören noch weniger dahin, als κύθρα und οὐχ ὀλίγος. βουνός ist kein local Sicilianisches Wort (p. 296), obgleich es bei Sophron vorkommt (Kaibel CGF I 1 p. 199 nr. *9), sondern, was die Septuagintasprache näher angeht, auch in der Kyrenaika gebräuchlich:

1) Von Wendland Aristeas p. 133 zu 19 mit dem Aristeasbrief identifiziert, anders Swete p. 279, 2.

2) So nach der Originalausgabe von 1600 t. II p. 63^e. 133^e.

3) Gesch. des nt. Kanons. I 80 ff.

Herodot IV 199. Die Philocitate p. 298 leisten nicht recht, was sie sollen; in Zeile 4 hinter $\sigma\upsilon\nu\ \alpha\upsilon\tau\omega\ \mu\epsilon\lambda\lambda\epsilon\iota$ fehlt $\gamma\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\epsilon\nu$ und warum ist nicht nach Cohns Ausgabe citiert? Desto glücklicher sind die Josephusstellen ausgewählt. Cap. V ist pädagogisch sehr geschickt eingerichtet zur Verdeutlichung des Uebersetzungscharakters der Septuaginta. Das folgende Cap. VI orientiert über Vers- und Capiteltteilung¹⁾, Lectionen und Catenen, z. T. etwas knapp. Es folgt der dritte Teil des Buches, enthaltend eine Geschichte der Benutzung der LXX an der Hand der Citate. S. 370 wird dabei als selbstverständlich angenommen, daß Clemens und Euseb den Aristobul durch Vermittelung des Alexander Polyhistor $\pi\epsilon\pi\lambda\eta\tau\omicron\varsigma\ \iota\omicron\upsilon\omicron\delta\alpha\iota\omega\nu$ kennen: davon wissen wir nichts. Den Untersuchungen der altchristlichen Citate gehen jedesmal Listen derselben voraus, an denen mancherlei zu bessern sein wird. Zunächst wird nur der Anfangsvers des Citates eventuell mit ff. genannt: auch der Endvers ist unbedingt nötig, denn im I Clemensbrief umfaßt Ps. 49, 16 ff. 16—23, Ps. 50, 3 ff. geht bis 19, Job 4, 16 ff. gar bis 5, 5, Isaias 53, 1 ff. bis 12. Ferner sollten auch die nicht nachweisbaren und apokryphen Entlehnungen aufgeführt werden. Vor allem aber ist Vollständigkeit dieser Verzeichnisse durchaus zu fordern, zum mindestens für die in den Ausgaben bereits nachgewiesenen Citate. Bei einer Vergleichung der Liste von I Clemens mit der kleinen Ausgabe von v. Gebhardt Harnack Zahn ergaben sich mir folgende Nachträge: Gen. 1, 26—28 (I Clem. 33, 5. 6). Exod. 3, 11. 4, 10. (17, 5), 32, 32 (53, 4). Num. 12, 7 (17, 5. 43, 1). Deut. 4, 34 etc. (29, 3), 9, 12—14 (53, 2—4), 32, 15 (3, 1). Psalm. 3, 6 + 22, 4 (26, 2), 50, 19 (52, 4). Job 1, 1 (17, 3). 14, 4. 5 (17, 4). 38, 11 (20, 7). Isaias 26, 20 + ? (50, 4). 40, 10 + 62, 11 (34, 3). Zu corrigieren ist Ps. 49, 16 ff. (52, 3) in 49, 14. 15 und Ps. 33, 12—20 (22, 1—8) in 33, 12—18. 31, 10. Aus Funks neuer Handausgabe lassen sich weit mehr Supplemente holen. Aehnliche Erfahrungen kann man bei den weiteren Verzeichnissen machen. Wenn diese Listen nicht vollständigeres bieten, als in jeder Handausgabe zu finden ist, dürfen sie ohne Schaden fehlen, zumal wir für Irenaeus nur die Nachweise von Buch III—V, von Hippolyt, Clemens, Origenes gar nichts erhalten, wie ganz natürlich: über Clemens ist inzwischen die vortreffliche Untersuchung von Stählin²⁾ erschienen. Die Frage, ob

1) Die Stelle bei Origenes fr. 18 in Samuel. p. 301, 12 ff. Klost. ist wohl zu interessant, um echt zu sein: $\kappa\alpha\iota\ \epsilon\sigma\tau\iota\ \tau\omicron\ \delta\iota\eta\gamma\eta\mu\alpha\ \epsilon\nu\ \tau\tau\iota\alpha\kappa\omicron\sigma\tau\omega\ \delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omega\ \kappa\alpha\iota\ \tau\tau\iota\alpha\kappa\omicron\sigma\tau\omega\ \tau\tau\epsilon\tau\omega\ \acute{\alpha}\rho\iota\theta\mu\omega\ \tau\eta\varsigma\ \pi\rho\omega\tau\eta\varsigma\ \beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\iota\alpha\varsigma\ \kappa\alpha\iota\ \tau\tau\iota\alpha\kappa\omicron\sigma\tau\omega\ \epsilon\beta\delta\omicron\mu\omega\ \epsilon\nu\theta\alpha\ \varphi\eta\sigma\iota\nu$ folgt I Regn. 19, 23; aber sie verdient Beachtung.

2) Clemens Alex. und die Septuaginta. Nürnberger Programm des Neuen Gymn. 1901.

Justins Text später interpoliert sei, mußte behandelt werden, auch wenn Swete die Aufstellungen Boussets u. A. für unbegründet hielt. Ueber den Bibeltext der nach Origenes lebenden Schriftsteller wird gar nichts mitgeteilt, obgleich doch mancherlei darüber geschrieben ist: nur die Namen und exegetischen Werke werden unter Verweisung auf die Mignebände aufgezählt. In einer Einleitung in die Septuagintakritik ist man berechtigt, an dieser Stelle wenigstens die zerstreute Litteratur gesammelt zu finden, eigentlich aber etwas mehr als das. Im Folgenden lehrt Cap. IV die griechischen Uebersetzungen als aids to Biblical Study werten, Cap. V geht dem Einfluß der LXX in der christlichen Litteratur nach: hier ist besonders rühmenswert eine Zusammenstellung interessanter auf die Septuaginta gegründeter Exegesen bei den Kirchenvätern p. 464 ff. Das letzte Capitel weist kurz auf die vorhandenen kritischen Probleme hin (s. S. 330), der Anhang bringt die beim Erscheinen freilich schon durch Wendland überholte Ausgabe des Aristeasbriefes von Thackeray, nebst brauchbaren Indices zum Buche.

Ich mag nicht schließen, ohne nochmals den eminenten Wert dieses für die Septuagintaforschung unentbehrlichen Buches betont zu haben, dem es sicherlich gelingen wird, auch in weiteren Kreisen Interesse für die gestellten Aufgaben zu wecken. Die Mängel, mit denen es behaftet ist, teilt es mit jedem Werk, welches das erste seiner Art ist; möge dieser Wunschzettel zu ihrer Verminderung ein wenig beitragen.

Bonn, März 1902.

Hans Lietzmann.

Wirth, K. H., Der Verdienst-Begriff in der christlichen Kirche nach seiner geschichtlichen Entwicklung. I. Der Verdienst-Begriff bei Tertullian. II. Der Verdienst-Begriff bei Cyprian. Leipzig (Dörfling und Franke) 1892 und 1901. VIII und 74 S., XI und 184 S. 8°. Ladenpreis 1,20 M. und 3,60 M.

Die vor nunmehr 10 Jahren erschienene Arbeit über den Verdienstbegriff bei Tertullian leitet Wirth ein mit einigen kurzen »Prolegomena« (1—4), in denen er auf Tertullian hinweist als denjenigen unter den lateinischen Kirchenvätern, der den für die römische Ethik so wichtigen Begriff des menschlichen Verdienstes zum ersten Mal in der christlichen Litteratur bewußt ausgesprochen habe. Wirth stellt sich darum die Aufgabe, zunächst den Begriff des meri-

tum bei Tertullian systematisch vorzuführen und dann zu untersuchen, wie viel in diesem Begriff der Einwirkung des christlichen und wie viel der Einwirkung des antik-heidnischen Faktors zuzuschreiben sei (p. 3). Die Prolegomena schließen mit einem Literaturverzeichnis. Ehe jedoch Wirth dem ersten Teil seiner Arbeit sich zuwendet, schildert er noch in einer ganz kurzen Einleitung ›Tertullians Charakter und Geist, Bildungsstand, Lebensstellung, Art der Bekehrung zum Christentum‹ (5—8). Der erste Teil (9—51) wird in 6 Abschnitte zerlegt, die mit einer ›Darstellung des Verdienstbegriffs, wie er sich in den Schriften Tertullians findet‹, wiederum eingeleitet werden, sodaß die nun folgenden 6 Abschnitte (13—51) nur als die weitere Ausführung und Begründung der bereits vorweg genommenen Definition in Betracht kommen (cf. p. 12). Diese Definition gewinnt Wirth aus einer Betrachtung des Anfangs der montanistischen Schrift *de exhortatione castitatis*, besonders des, auf die zweite Ehe Bezug nehmenden Satzes: *nemo indulgentia (sc. Dei) utendo promeretur, sed voluntati obsequendo*. So ergeben sich für die Definition des Verdienstbegriffs folgende Gesichtspunkte: 1) das Wort *promereri* ist ein Kompositum von *mereri*, 2) der Mensch kann sich vor Gott Verdienst erwerben, wenn er 3) statt von der *indulgentia* Gottes Gebrauch zu machen, der *voluntas* Gottes gehorcht, die 4) unsere *sanctificatio* ist. 5) Das religiöse Motiv, sich *merita* zu erwerben, besteht in der Furcht vor der ewigen Strafe oder der Hoffnung auf den ewigen Lohn Gottes. 6) Die unter 2—5 vorgeführten Gedanken ruhen auf den metaphysischen, erkenntnistheoretischen und psychologischen Voraussetzungen, daß wir ›in unserm Fleisch die Negation des göttlichen Willens in uns selbst‹ tragen, daß wir die Fähigkeit des *discere voluntatem Dei* besitzen, daß wir das *liberum arbitrium* haben, uns für die *voluntas Dei* oder *necessitas carnis* zu entscheiden und daß wir unser Auge auf ewigen Lohn und Strafe richten müssen, da der Mensch persönliche Unsterblichkeit besitze. Aus diesen 6 Gesichtspunkten gewinnt Wirth die Ueberschriften für die einzelnen, jetzt folgenden Abschnitte, in welchen weiteres Material aus den übrigen Schriften Tertullians zur Illustration der aus *de exhort. cast. c. 1* gewonnenen Gedanken zusammengetragen wird. Es hat sich aber für Wirth die Notwendigkeit ergeben, einen besonderen Abschnitt IVa einzuschalten (25—37): ›die Lehre von dem auf der Idee der *satisfactio* ruhenden *meritum*‹. Das durch Thun der *voluntas Dei* gewonnene *meritum* hat nämlich nach Wirth passiven Charakter. Tertullian kenne aber auch ein solches aktiven Charakters. Denn er statuiere ein *satisfaktorisches* Strafleiden (p. 31), welches vollständig den Charakter des Sühnopfers trage (33) und

durch das plus der Leistungen über das geforderte Maß hinaus den Charakter des »meritorischen Opfers« gewinne (34). So darf man als Hauptergebnis Wirths jetzt die These betrachten, daß Tertullian einen doppelten Begriff des meritum besitze, sofern es »einmal Befriedigung der voluntas Dei unter Verzicht auf seine indulgentia, das andere Mal Steigerung des freiwillig übernommenen satisfaktorischen Strafleidens über das Strafmaß hinaus« (p. 35) sei. Wirth fühlt sich aber sofort zu der einschränkenden Bemerkung veranlaßt, daß man nicht überall an den Schriften Tertullians nach diesen beiden Grundgedanken sauber scheiden könne. Er schließt den ersten Teil mit dem Ergebnis, daß sich bei Tertullian bereits eine stark ausgebildete Verdienstlehre im Sinne der mittelalterlichen Kirche vorfinde. Der 2te beurteilende Teil (52—73), der ebenfalls in 6 Abschnitte zerfällt, geht, nachdem Rm. 3²⁸ Gal. 2¹⁶ Lc. 17^{9.10} zitiert sind, sofort zu der Behauptung über, daß Tertullians Verdienstlehre »in der Hauptsache wenigstens« als nichtchristlich betrachtet werden müsse. Als die Wurzeln der tertullianschen Anschauung vom meritum werden der antike, spezieller der stoische Intellektualismus, Spiritualismus und Eudämonismus, sowie die der damaligen Rechtswissenschaft zugrunde liegenden Gedanken bloßgelegt. In einem kurzen »Beschluß« (73. 74) wird darauf hingewiesen, daß der warme Strom echt christlichen Geistes Tertullian persönlich davor bewahrt habe, seine Anschauung vom satisfaktorischen und meritorischen Opfer ins Aeußerliche aufgehen zu lassen.

Das zweite Heft zeigt dieselbe Anlage und Gliederung, wie das erste. Der erste Teil bietet die »Darstellung des Verdienstbegriffs bei Cyprian« (23—144), der zweite ist überschrieben: »Zur Kritik des Verdienstbegriffs bei Cyprian« (145—182). Dem ersten Teil sind wie im ersten Heft zunächst »Prolegomena« (1—9) vorangeschickt, welche, in ein Litteraturverzeichnis auslaufend, die verschiedene Beurteilung, die Cyprian erfahren hat, vorführen und Cyprian die Mitte in der Reihe der Entwicklung des Verdienstbegriffs von Tertullian bis zu Augustin und dem Mittelalter zuweisen. Eine nun folgende »Einleitung« (10—22) versucht eine »Charakteristik der Persönlichkeit Cyprians« zu geben. Der erste Teil gliedert sich in 7 Abschnitte, die z. T. nach denselben Gesichtspunkten geordnet sind, wie die entsprechenden Ausführungen des ersten Heftes. Zunächst bietet Wirth auch hier einige lexikographische Notizen über die Worte merere, promerere, meritum etc. (23—27), um sodann im 2ten Abschnitt »allgemeine Gesichtspunkte für Feststellung des Verdienstbegriffs nach den Schriften Cyprians« zu entwickeln (27—29). Es ist Wirths Absicht, die Frage nach dem Verhältnis von meritum

und satisfactio zu klären und er weist darum sofort darauf hin, daß wie bei Tertullian, so auch bei Cyprian der Verdienstbegriff eine doppelte Wurzel habe. Der Mensch könne entweder verdienstliche Handlungen als Kompensationsmittel für seine Schuld in Anspruch nehmen und auf diesem Wege es sogar zu einem ›reinen Verdienst‹ bringen, oder er könne der Strafe für seine Sünde durch satisfactio entgehen und auch hier durch das plus satisfaktorischer Leistungen ›reines Verdienst‹ vor Gott begründen (29 cf. Heft I Abschnitt IVa). In einer Anmerkung (p. 29, A. 2) macht Wirth allerdings darauf aufmerksam (cf. Heft I p. 35), daß diese beiden Gedankenreihen in Cyprians Schriften nicht immer ganz reinlich zu scheiden sind, sondern hin und wieder in einander übergehen (cf. p. 73). Die Einzeluntersuchung soll nun diese ›allgemeinen Gesichtspunkte‹ als richtig erweisen. Abschnitt 3 behandelt darum zunächst den ›auf dem Gedanken der satisfactio ruhenden Verdienstbegriff‹ (30—54). Der getaufte Christ, der die gesetzlichen Vorschriften der nova lex zu erfüllen verpflichtet ist, um das praemium zu erlangen, hat durch seine Sünde die Ehre Gottes beleidigt. Die gütige Nachsicht Gottes hat aber besondere Leistungen vorgesehen, durch welche satisfactio eintritt, und durch ein plus von Leistungen kann nun der Mensch einen rechtlichen Anspruch an Gott begründen, so daß sich also, wie schon bei Tertullian, der Begriff des meritum an die Lehre von der satisfactio anschließt. Der 4te Abschnitt (54—74) ist überschrieben: ›Der auf der Annahme von außerordentlichen, die gewöhnliche Gesetzeserfüllung überschreitenden Leistungen ruhende Verdienstbegriff‹. Hier wird im Gegensatz zum satisfaktorischen Opfer des vorigen Abschnitts der Gedanke eines ›meritorischen Opfers‹ entwickelt. Wenn nämlich der Mensch einem Rate Gottes nachkommt, erblickt Gott darin eine That von ganz besonders hohem Wert, die besondere Belohnung beanspruchen darf. Beide Arten des Opfers tragen einen Zug des Leidens (72) und sind wertvoll nur innerhalb der Kirche. Im 5ten Abschnitt (74—105) werden ›die Motive für meritorisches Handeln: Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe‹ auseinandergesetzt, und der 6te Abschnitt (105—110) legt die psychologischen, erkenntnistheoretischen und metaphysischen Voraussetzungen dar, ›welche als der Anschauung Cyprians vom menschlichen meritum zu grunde liegend anzusehen sind‹. Es werden hier nur in etwas anderer Reihenfolge dieselben Gedanken vorgeführt, wie in der analogen Partie des ersten Heftes. Der 7te Abschnitt endlich betrachtet noch eine Reihe von Begriffen, die zu dem des meritum in Beziehung stehen (111—144). Die Vorstellung vom Werke Christi, der fides, der iustificatio, der dignatio Dei, dem permissus Dei, der Für-

bitte der Heiligen und der Eucharistie ist verknüpft mit dem Gedanken des menschlichen Verdienstes, sodaß auch Worte, wie: *Dei est, inquam, Dei omne, quod possumus* (ad Donatum c. 4 cf. Wirth p. 120) und: *non est in tua potestate, sed in Dei dignatione martyrium* (de mortal. 17, cf. Wirth p. 137) nicht evangelisch zu deuten sind. Durch menschliches Verhalten muß alles erst verdient werden. Im 2ten Teil (145—182) macht Wirth zunächst (145—147) darauf aufmerksam, daß das N. T. wohl von Lohn, nicht aber von Verdienst rede oder von einer Uebertragung des einem Menschen von Gott zugedachten Lohnes auf andere, sodaß also Cyprians Lehre vom Boden neutestamentlicher Lehre abbiege (146). Es lasse sich aber der Ursprung der einzelnen an der Bildung des Verdienstbegriffs beteiligten Faktoren bei Cyprian nicht mehr so deutlich verfolgen wie bei Tertullian. Im »praktisch ausgeführten Bau Cyprians« verschwinden »die Hilfslinien, wie sie uns im Gefüge des Theoretikers Tertullian noch deutlich erkennbar entgegentreten« (146). Deutlich sei aber bei Cyprian das häufige Zurückgehen auf das A. T., besonders die Apokryphen. In 4 Abschnitten spricht nun Wirth von dem Einfluß der antiken Philosopheme und der Anschauungen der Volksreligion (147—165), der Rechtswissenschaft (165—167), des Judentums (167—178) und der egoistisch orientierten Askese (178—182). In einem Beschluß (182—184) deutet Wirth an, daß Cyprian intensiv nach Sicherung des Heils ringe, vermittelt eines großen Apparates menschlicher Leistungen, daß aber eine offenbare Unsicherheit des Heilsbewußtseins das Ergebnis sei. Er schließt mit der Bemerkung, daß bei Cyprian das spätere, römisch-katholische Christentum noch nicht als fertig abgeschlossenes System uns entgegen trete, sondern nur als »ein Stadium des Ganges der Depravation vom evangelischen Urchristentum zum römisch-katholischen Christentum des Mittelalters«. Darum: *si legas eum ut catholicum, scripsit evangelice; si ut evangelicum, catholice.*

Um mit einer formellen Ausstellung die Besprechung zu beginnen, sei konstatiert, daß Wirth nicht immer dem Stil die nötige Sorgfalt gewidmet hat. Abgesehen von einigen bereits gegebenen Stilproben mache ich auf folgenden Satz aufmerksam: »Der Mensch erwirbt sich Verdienst, indem er zwischen dem, was Gott nachläßt und dem, was Gott will, das letztere wählt und thut« (Heft I p. 19, cf. p. 11). Für das entsetzliche Wort »diesbezüglich« scheint Wirth eine besondere Vorliebe zu haben. Im ersten Heft ist es mir 6 Mal, im zweiten 13 Mal begegnet.

Zu den formellen Mängeln könnte ich auch die gleichmäßige Anlage beider Hefte zählen, wenn nicht bereits die nähere Betrachtung

den Blick auf Sachliches hinlenkte. Der Verf. wird wahrscheinlich die Gleichartigkeit der Disponierung mit seiner Anschauung vom Verhältnis Tertullians zu Cyprian rechtfertigen, die sich ja zu einander verhalten, wie der Theoretiker zum Praktiker (II 146). Ich sehe zunächst davon ab, ob dies eine wirklich zureichende Bestimmung ist. Dann hätte aber Wirth es besser vermieden, von einer geschichtlichen Entwicklung zu sprechen. Denn durch die Lektüre dieser beiden Hefte gewinnt man keineswegs den Eindruck einer historischen Entwicklung, wenigstens hat Wirth einen deutlich erkennbaren Fortschritt nicht herausgearbeitet. Freilich behauptet er am Schlusse des 2ten Hefts, daß Cyprian zwischen Tertullian und Augustin in der Mitte stehe. Aber auf diesen Satz ist der Leser nicht vorbereitet. Ist es doch vielmehr überall das Bestreben des Verfassers, die unevangelische Art des Verdienstbegriffs beider Kirchenväter aufzudecken. Das geschieht, indem bei beiden derselbe aus denselben zwei Gedankenreihen fließende Verdienstbegriff nachgewiesen, auf dieselben Motive und denselben antik heidnischen, resp. philosophischen und juristischen Einfluß aufmerksam gemacht wird. Zwar wird bei Cyprian noch im besonderen der Einfluß der Apokryphen betont und auch angedeutet, daß sich der heidnische Ursprung bei Cyprian schwerer aufdecken lasse, als beim Theoretiker Tertullian. Beides kann man aber noch nicht unter den Gesichtspunkt der geschichtlichen Entwicklung stellen. Es würde nur als individuelle, ganz peripherische Eigentümlichkeit Cyprians gelten können. In der Hauptsache bestände ja keine Differenz, wie das ja schon die Anlage beider Hefte zu erkennen giebt. Ich fürchte, daß eine solche Fortsetzung der Geschichte des Verdienstbegriffs den Leser ermüden und langweilen wird, zumal er nicht einmal ein wirklich lebendiges Bild von den betreffenden Persönlichkeiten gewinnt. Denn die Charakteristik Tertullians und Cyprians, die Wirth den Einzelausführungen voranschickt, kann darauf keinen Anspruch erheben. Wir haben hier nur Skizzen vor uns, die den Eindruck erwecken, ihre Umriss mehr dem Studium der Litteratur über Tertullian und Cyprian zu verdanken, als der Versenkung in die Quellen selbst. Auf den Gang der Untersuchung haben sie keine Einwirkung ausgeübt.

So ist die historisch-psychologische Orientierung schon in dem, was geboten wird, nicht ausreichend. Dieser Eindruck wird verstärkt durch Vergegenwärtigung dessen, was nicht gebracht wird. Wirth beginnt seine geschichtliche Darstellung des Verdienstbegriffs mit Tertullian und rechtfertigt diesen Ausgangspunkt durch die Bemerkung, daß Tertullian zum ersten Mal in der christlichen Litte-

ratur diesen Begriff »bewußt ausgesprochen« habe (Heft I, p. 2, cf. II, p. 2). Wirth scheint aber doch gefühlt zu haben, daß es nicht methodisch gerechtfertigt erscheinen dürfe, mit Tertullian einzusetzen. Er geht darum in den Prolegomena des II. Heftes noch kurz auf die Zeit vor Tertullian ein. Wir erfahren also erst im II. Heft etwas davon, daß schon vor Tertullian sich Ansätze zu einer Verdienstlehre finden und werden auch dürftig davon unterrichtet, worin diese Ansätze bestehen. Dadurch wird nun allerdings ein Mangel des ersten Heftes ausgeglichen, welches dem Gesamtunternehmen des Verf., eine Geschichte des Verdienstbegriffs überhaupt zu geben, nicht gerecht wurde. Es wird aber jetzt die Kontinuität der geschichtlichen Darstellung unterbrochen, und der kurze Hinweis auf Herm. Sim. V 3s genügt doch noch nicht, um dem weniger orientierten Leser ein Bild von der vortertullianischen Entwicklung zu geben. Wenn man aber sich die Aufgabe stellt, einen wichtigen Begriff in einer groß angelegten dogmengeschichtlichen Monographie zu verfolgen, ist es methodisch verfehlt, dort einzusetzen, wo man zum ersten Mal eine scharfe theoretische Formulierung glaubt entdecken zu können. Wirth hätte unbedenklich nicht bloß mit dem nachapostolischen Zeitalter einsetzen können, sondern sogar bis in die Zeit des N. T.s selbst zurückgehen dürfen. Denn die Verkümmernng des Glaubensbegriffs, die ja letztlich verantwortlich zu machen ist für jede gesetzliche Umbildung des Christentums, ist schon in der neutestamentlichen Zeit zu spüren. Der mächtige Einfluß besonders der jüdischen, aber auch der antiken Religion, der Zustand der ersten Christengemeinden, die Art der Missionspredigt Pauli, die Zartheit und religiöse Höhe des spezifisch paulinischen Verständnisses des Evangeliums und der mit seinem Evangelium getriebene Mißbrauch machen es begreiflich, daß von dem Augenblick an, wo das Christentum die Welt zu erobern sich anschickt, auch die beginnende Umbildung in eine gesetzliche Auffassung zu spüren ist. Daß nachweisbar schon mit dem N. T. selbst die dogmengeschichtliche Entwicklung anhebt, scheint Wirth auch im 2ten Heft sich noch nicht deutlich gemacht zu haben (cf. p. 145/146). Wenn Wirth seiner Darstellung des Verdienstbegriffs nach seiner geschichtlichen Entwicklung eine möglichst breite historische Unterlage gegeben hätte, wäre es auch nicht nötig gewesen, jedes Mal in einem besonderen zweiten, der Beurteilung vorbehaltenen Teil, dieselben nichtchristlichen Einflüsse zu schildern. Die hier vorgeführten Gedanken würden im Fluß der Entwicklung selbst ihre Stelle finden. Eine wirklich historische Orientierung hätte die Darstellung Wirths sowohl straffer als auch

lebendiger werden lassen und den jeweiligen Fortschritt klarer zum Bewußtsein bringen müssen.

Zugleich wäre aber eine gerechtere Beurteilung Tertullians erreicht worden. Wirth hat zwar die Schriften Tertullians fleißig durchgelesen und die Früchte seines Fleißes dem Leser nicht vorenthalten. Man empfindet hier aber doch besonders auffällig die unzureichende historische Durchbildung Wirths. Er hat nirgends ernstlich den Versuch gemacht, Tert. im Zusammenhang der zeitgenössischen und eigenen inneren Entwicklung zu verstehen. Wohl wird gelegentlich von dem Katholiken und Montanisten Tertullian gesprochen. Aber diese Bemerkungen gewinnen keinen Einfluß auf die Darstellung des Verdienstbegriffs. Es fehlt auch jeder Versuch, die Stellung Tertullians zum *meritum* im Zusammenhang der Entwicklung des Bußinstituts zu verstehen, im besonderen das viel besprochene Bußedikt Kallists zur Beleuchtung der tertullianischen Anschauung heranzuziehen, wozu doch gerade die Schriften *de poenitentia* und *de pudicitia* auffordern. Wirth beginnt ja seine Darstellung mit einer Analyse des ersten Kapitels der Schrift *de exhortatione castitatis*, deren Resultate dann aus den übrigen Schriften bestätigt werden. Das war kein glücklicher Griff. Eine einzelne Äußerung für die Gesamtdarstellung normativ zu machen, ist schon an sich bedenklich, erst recht bei Tertullians lebhaftem Naturell und seiner fortschreitenden inneren Entwicklung. Nun hat m. E. Tertullian wenigstens nicht überall jenen äußerlichen Satisfaktionsbegriff geteilt, den Wirth bei ihm findet. Wir lesen p. 31 A. 1 bei Wirth die Worte: »das *satisfacere deo* in der Bedeutung „durch Bußleistungen Beleidigungen Gottes wieder gut zu machen“ findet sich also nicht wie Harnack DG. II 177 gesagt ist, erst von Cyprian an, sondern bereits bei Tertullian«. Wirth beruft sich unter anderem auch auf *de poen.* 9, eine Schrift, von der er übrigens im ganzen wenig Gebrauch macht. Man muß gerade von dieser vormontanistischen Schrift Tertullians aus gegen Wirth argumentieren. Einmal bekundet sie, daß Tertullian hier noch nicht den Bußleistungen jenen hohen Wert beilegt, von dem Wirth spricht. Die *poenitentia* kommt für Tertullian wesentlich als Herzensgesinnung in Betracht (c. 1. 2. 5. 6). Das gilt jedenfalls für die erstmalige Zuwendung zum Christentum, für welche die Forderung der Reue und des Schmerzes über die Sünde verlangt wird. Nun ist allerdings die zweite Buße nicht bloß eine Gewissensbuße, *sed aliquo etiam actu administratur. Is actus ... exomologesis est, qua delictum domino nostrum confitemur, non quidem ut ignaro, sed quatenus satisfactio confessione disponitur, confessione poenitentia nascitur, poenitentia*

deus mitigatur (c. 9). Aber die *exomologesis* wird doch nur als *probatio* der *poenitentia* gewertet, so daß letztere der *confessio* übergeordnet bleibt und das Schwergewicht in die Gesinnung verlegt wird. Diese Gesinnung ist es, welche genugthut (cf. c. 5). Durch die Bußgesinnung wird Gott besänftigt¹⁾. Diese wird aber durch die *confessio* geboren. Das kann nicht bedeuten, daß die *confessio* das Ausschlag gebende Moment ist. Denn die *confessio* ist ja die *probatio* der *poenitentia* und nach c. 8 ist die *confessio* das *consilium satisfactionis*. So darf man die Worte Tertullians nur dahin verstehen, daß in der *confessio* die Bußgesinnung sichtbar wird. Es gehören demnach wohl *poenitentia* und *exomologesis* zusammen, und die Genugthuung wird verwirklicht durch die *confessio*. Aber das Entscheidende ist die Gott besänftigende Bußgesinnung. Wenn man dem Text der uns nicht mehr handschriftlich vorliegenden Schrift *de pudicitia* Glauben schenken und auch überzeugt sein darf, daß Tertullian dem Gegner nicht falsche Behauptungen untergeschoben hat, hätte Kallist resp. sein Anhang²⁾ den Bußleistungen den Hauptton verliehen, also die *poenitentia* veräußerlicht.

Es fragt sich nun, ob wir hier mit Wirth eine besondere Art des *meritum* konstatieren dürfen. Auf Harnack und Böhringer verweisend, macht Wirth auf die juristische Fassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch aufmerksam. Er läßt es aber an einer speziellen Erklärung des civilrechtlichen Begriffs der *satisfactio* fehlen. Auch in der Schrift über Cyprian hat Wirth nichts derartiges geboten. Und doch wäre im Hinblick auf die von Wirth wenigstens notierte Kontroverse Harnack-Cremer und im Hinblick auf den nicht ohne weiteres durchsichtigen Charakter des römischen Satisfaktionsbegriffs eine eingehendere Darlegung sehr erwünscht gewesen. Aber Wirth scheint sich, wie das seine Ausführungen im Abschnitt IV a vermuten lassen, selbst nicht ganz Klarheit verschafft zu haben. Ich muß allerdings Wirth beipflichten, wenn er die Wortverbindung *Deo satisfacere* zunächst allgemein faßt als »Gott Genüge thun« (I 26) und darunter die Erfüllung des göttlichen Willens versteht. Aber diese, auch dem römischen Recht bekannte weitere Fassung (cf. Schultz, der sittliche Begriff des Verdienstes etc. Stud. u. Krit. 1894 p. 29) hat in unserem Zusammenhang keinen Wert, worauf

1) Darin allerdings behält Wirth Recht, daß ein »mitigare« und »placare Deum« in Verbindung mit der *satisfactio* nicht erst bei Cyprian nachzuweisen ist. Doch cf. Harnack DG³ II 176 f.

2) Wenn Hauck in RE³ Bd. III, p. 641 die von Harnack und Rolffs (TU XI 3. 1894) vertretene These hinsichtlich des Indulgenzedikts Kallists zurückweist, hat er Hippol. Philos. IX 12 doch nicht gründlich genug in Erwägung gezogen.

aufmerksam zu machen Wirth vergißt. Er stellt gradezu fälschlich diesen Gedanken in den Zusammenhang seines satisfactorischen Verdienstbegriffs. Die von ihm angeführten Stellen de orat. 25 (I 30 A. 3) und de fug. in pers. (ib.) wissen davon nichts. Hier handelt es sich einfach um die Erfüllung einer Forderung Gottes. Wenn aber satisfacere sogar schlechthin die Verbüßung einer Strafe bezeichnen kann, so liegt natürlich der Gedanke eines Ersatzes für die Strafe vollkommen fern. Mit dieser Verwendung des Begriffs ist demnach hier nichts anzufangen.

Nun kann aber satisfactio auch einen Ersatz bedeuten. Dann befinden wir uns aber auf dem Gebiete des Civilrechts, der solutio. Für das solvere tritt das satisfacere ein. Die Gesichtspunkte des Strafrechts fehlen ganz. Gottschick meint freilich (ZThK 1901 p. 140), Tertullian habe, wenn er sage: *omne delictum aut venia dispungit aut poena, venia ex castigatione, poena ex damnatione* (de pud. 2) im Grunde schon die Formel Anselms erreicht. Man brauche für die castigatio nur die satisfactio einzusetzen. Die Worte: *aut satisfacere aut solvere* und: *aut satisfactio aut poena* liefen auf dasselbe hinaus; denn man könne zu solvere das Objekt poenam ergänzen. Diese Argumentation Gottschicks entspricht nicht dem leitenden Gedanken des römischen Rechts. Denn wenn man nach römischem Recht durch Strafe Genugthuung leistet, fällt der Gedanke eines Ersatzes für die Strafe fort. Die poena selbst ist die satisfactio. Nun will aber Gott, der nachsichtig und barmherzig ist, nicht die poena. Darum verschafft er dem Menschen die Möglichkeit, sich merita zu erwerben, vermittelt deren er für die Nichterfüllung der göttlichen Forderung satisfactio, Ersatz, leisten kann. So fehlt also jetzt dem Begriff der satisfactio die Beziehung auf das Strafrecht; Tertullian trägt civilrechtliche Kategorien hinein in den mit den Begriffen venia und poena operierenden Obersatz. Es ist also der anselmsche Gesichtspunkt, wenn auch uns scheinbar verwandte Formeln entgegen-treten, nicht der leitende ¹⁾. Für die solutio wird in der satisfactio ein Aequivalent geboten. Es kann darum die These Wirths, daß es ein aus der satisfactio erwachsenes meritum gebe, nicht richtig sein. Ein meritum nimmt Gott als satisfactio an; ist kein meritum vorhanden, kann auch der Mensch nicht satisfactio leisten. Von einem

1) Es würde zu weit führen, wenn ich mich hier auf dies Thema und die These Cremers näher einließe. Ich konstatiere hier nur eine Differenz zwischen dem Satisfaktionsbegriff der altabendländischen Väter und Anselms, ohne die weiteren Beziehungen aufzudecken. Ich bin, unabhängig von Schultz, zu teilweise ähnlichen Ergebnissen wie Schultz gelangt. Das muß an anderer Stelle gezeigt werden.

plus des Sühnopfers, welches zum meritorischen Opfer werde (I 34), sagen die von Wirth zitierten Stellen nichts. Und gerade die Hauptstelle, auf die sich W. beruft (I 34/35 36/37), der Anfang des 3ten Kapitels der montanistischen Schrift *de ieiunio*, beweist, daß Tertullian nicht die Anschauung gehabt haben kann, daß man sich durch ein satisfaktorisches Thun ein *meritum* erwerbe. Wirth selbst lenkt am Schluß seiner Ausführungen ein. Er findet es auffällig, daß, nachdem das Erwerben von *meritum* »zunächst vornehmlich auf dem Gedanken von der *satisfactio* basiert« wird, c. 3 fin. u. 4 fin. eine Einwirkung der auf die *indulgentia* und *voluntas Dei* sich gründenden Anschauung Tertullians vom *meritum* uns entgegentrete. Das erklärt sich eben aus der hier vorhandenen montanistischen Färbung des Verdienstbegriffs, der aber seinem Kern nach auch in diesem Zusammenhang unverändert bleibt. Denn das *satis Deo facere*, von dem wir *de ieiun.* 3 lesen, geschieht durch die Novation. Statt des *solvere* gestattet Gott ein *satisfacere*, d. h. statt auf seiner von Adam nicht erfüllten Forderung zu bestehen, verpflichtet er zum Fasten. Es findet also eine *translatio* statt. Indem nun der Mensch das Fastengebot beobachtet, wird die *satisfactio* ermöglicht, welche die ursprüngliche Forderung an Adam tilgt. Es liegt dann in der Natur der Sache, daß in diesem Zusammenhang an ein plus nicht zu denken ist. Der civilrechtliche Begriff der *satisfactio* verbietet einfachen Gedanken, als könnte man sich durch *satisfactio* noch ein besonderes *meritum* erwerben. Man muß schon im Besitze eines Äquivalents sein, wenn man *satisfactio* leisten will. Die *satisfactio* ist nur die Form, in welcher das Rechtsgeschäft vollzogen wird. So ist allerdings auch der Begriff der *satisfactio* bei Tertullian mit dem Gedanken des *meritum* verknüpft. Es ist falsch, wenn Preuschen (*ThLZ*tg. 1893 p. 354) gegen Wirth auf grund von *de poen.* 9 behauptet, Tertullian habe überhaupt nicht die Buße als etwas meritorisches angesehen. Gott nimmt vielmehr hier die wertvolle *poenitentia* des Sünders an Zahlungsstatt als Ersatz (*satisfactio*) für die Pflicht der Erfüllung des Gebotes d. h. also für die *solutio*. Aber es erwächst nicht aus der *satisfactio* ein besonderes *meritum*. So kann m. E. nur ein Verdienstbegriff bei Tertullian konstatiert werden, der 2te aus der *satisfactio* hergeleitete ist nicht vorhanden. Wo das *meritum* nicht »genugthut«, begründet es *praemium*. Daß Zugeständnis Wirths, daß Tertullian nicht beide Gedankenreihen von einander geschieden habe, wird demzufolge auch bedeutungslos. Man wird also zur Charakterisierung Tertullians auf das bekannte juristische Schema hinweisen müssen, in das er die Religion eingezwängt hat, insbesondere auf die Anwendung des scheinbar noch keine

festen dogmatischen Theorie bedeutenden römischen Satisfaktionsbegriffs (de pud. 13 und de poenit.); sodann auf Tertullians Verhältnis zur bisherigen Entwicklung, namentlich zur gleichzeitigen Entwicklung der Bußdisziplin; endlich auf die Entwicklung, die Tertullian selbst erlebt hat und die es mit sich führte, daß er die disciplina und den Gegensatz von voluntas und indulgentia Dei immer höher wertete und vom Standpunkte des Katholiken, wie er Herm. Sim. V 3, ausgesprochen ist, sich immer mehr entfernte.

Die im 2ten Teil von Wirth gebotenen kritischen Ausführungen bekunden ein fleißiges Studium der einschlägigen Literatur, lassen aber wiederum zu wenig eine historische Schulung erkennen und beantworten vor allem nicht die von W. selbst gestellte Frage, wie viel im Verdienstbegriff Tertullians christlicher Herkunft sei. Wir hören nur von seinem nichtchristlichen, stark mittelalterlichen Charakter (I 53 ff. 51). Man erwartet aber um so dringender eine Antwort, als W. selbst in gelegentlichen Andeutungen wie »in der Hauptsache wenigstens« »Synkrisis von christlichem und fremdem« (I 53) u. ä. christliche Elemente voraussetzt. So fällt denn besonders das Schlußurteil auf. Während die Untersuchung nur nichtchristliche Momente zu Tage gefördert hatte, wird p. 73/74 ein »mächtiger, warmer Strom echt christlichen Geistes« behauptet; denn in Tertullians Anschauung vom meritum sei noch der »kräftige, lebendige und warme urchristliche Geist« wirksam. Auf dies Urteil hat W. seine Leser in keiner Weise vorbereitet. In der Abhandlung selbst fehlt es an jeder Begründung dafür.

Ueber die im 2ten Heft enthaltene Untersuchung über den Verdienstbegriff Cyprians kann ich mich kürzer fassen, da sie zum größten Teil dieselben Gedanken entwickelt wie Heft I, auch prinzipiell dieselbe Gliederung aufweist. Auch Cyprian kennt nur die eine Möglichkeit merita zu erwerben, nämlich durch asketische, überhaupt überpflichtmäßige Leistungen. Der Satisfaktionsbegriff ist derselbe wie bei Tertullian (cf. die Schrift de lapsis). Wirth hat auch hier seine These nur durchzuführen vermocht, indem er wie in Heft I ein Ineinandergehen beider Gedankenreihen behauptet und für einen aus der satisfactio hergeleiteten Verdienstbegriff keine Stelle anführt. Die p. 76 ff. gebotene Entwicklung zeigt besonders deutlich die Unmöglichkeit der Wirthschen Scheidung zweier Arten von Verdienst und bestätigt meine oben (p. 347 f.) gegebene Darstellung der satisfactio.

Die historische Orientierung des Verf. ist in Heft II nicht zureichender geworden. Das Verhältnis Cyprians zu Tertullian wird nur gelegentlich in einigen allgemein gehaltenen Wendungen berührt. Die Untersuchung verzichtet darauf, den Fortschritt der

Verdienstlehre klar zu zeichnen. Wir erfahren darum so gut wie nichts von der Entwicklung der Bußdisziplin und dem Problem, welches ep. 55 dem Historiker stellt (Harnack, die Lehre von der Seligkeit etc. ZThK. 1891 p. 126 A. 1, Rolfs, das Indulgenzedikt Kallists TU. 3. 1894 p. 125). Hier hätte Wirth Gelegenheit gehabt, den großen Abstand Cyprians von Tertullian und den Zusammenhang Cyprians mit dem von Tertullian bekämpften Kallist aufzuzeigen. Wirths Untersuchung ist wesentlich eine nach den eingangs erwähnten Gesichtspunkten geordnete Vorführung des aus den Schriften Cyprians erhobenen Materials. Die historische Eingliederung zu geben und den historischen Fortschritt aufzuweisen hat er unterlassen. Man gewinnt nun freilich auch schon aus Wirths Ausführungen — was allerdings auch schon aus früheren möglich war — einen lebhaften Eindruck von der Veräußerlichung der christlichen Religion. Wirth bemüht sich nachzuweisen, wie an allen möglichen Punkten der Verdienstbegriff Cyprians sich geltend mache und er lehnt mit Recht die neuerdings wieder von Leimbach (RE³ IV³⁷⁵) vertretene Anschauung von dem evangelischen Cyprian ab. Um so auffallender ist auch in Heft II wieder das Schlußurteil: *si legas eum ut catholicum, scripsit evangelice; si ut evangelicum, catholice* (p. 184). Dies Urteil ist durch nichts in der Untersuchung selbst begründet, und man begreift schwer, wie W. zu diesem Urteil gekommen ist, da er doch p. 183 den Satz vertritt, daß sich auch evangelisch klingende (von W. gesperrt) Partien in das unevangelische Lehrgebäude Cyprians einreihen lassen. Eine Erklärung für dies Urteil kann ich nur (— wenn ihn nicht lediglich die bloße Freude an dem Worte des Erasmus dazu verleitet hat —) in dem Bestreben Wirths finden, eine gradlinige Entwicklung »in der Depravation vom evangelischen Urchristentum zum römisch-katholischen Christentum des Mittelalters« aufzuweisen. Damit giebt er aber überhaupt ein falsches Bild von der Entwicklung. Vom »Pulsschlag des Evangeliums« (184) spürt man höchstens darin etwas, daß Cyprian in der Lehre von den guten Werken die sittliche Forderung des Christentums z. T. noch gewahrt hat. Betrachtet man aber die Entwicklung vom Gesichtspunkte des Verdienstbegriffs aus, muß man sagen, daß Cyprian einer neuen, von Tertullian nicht gebilligten (cf. seine Schrift de pudicitia) Wertung der guten Werke den Sieg verschafft hat, einer Wertung, die selbst Kallist wahrscheinlich in diesem Umfang nicht geteilt hat (cf. Rolfs l. c. p. 34). Solange das Bußsakrament noch nicht geschaffen war, konnte man nicht tiefer steigen, als Cyprian gestiegen ist (cf. neben seinen Briefen die Schrift de op. et eleemos, cf. Wirth II 37), es sei denn, daß man mit dem sittlichen Charakter des

Christentums überhaupt brechen wollte. Augustin bedeutet nicht, wie Wirth scheinbar annimmt, eine weitere Stufe in der Depravation. Seine Formel von dem in der Liebe thätigen Glauben schlägt der cyprianischen irreligiösen These von dem schlechthin verdienstlichen Charakter der eigenen Leistungen ins Gesicht. Es ist zu viel behauptet, wenn Seeberg erklärt, das römische Bußsakrament sei von Cyprian geprägt worden (DG. 1 p. 153); man darf aber auf grund von de op. et elemos. von einem quasi-Sakrament der Bußwerke sprechen. Indem aber ferner Cyprian, was von Tertullian nicht gilt, in dem sich noch urchristliche, enthusiastische Gedanken mit katholischen, hierarchischen kreuzen, das Handeln innerhalb der Kirche und eventuell vor dem Priester als Voraussetzung des Verdiensterwerbs anschaut, ist er der rechte Vorläufer des Katholizismus geworden.

So meine ich doch von dem geschichtlichen Entwicklungsbild eine andere Auffassung haben zu müssen, als wie es Wirth mehr andeutet als ausführt. Die rechtliche Grundlage ist freilich, seitdem man den ntl. Lohn- und Glaubensbegriff nicht mehr verstand, überall identisch. Aber die gesetzliche Grundlage fordert nicht stets offenbare Werkgerechtigkeit. Das ist ein vulgär-protestantisches Mißverständnis. Die Spannung zwischen der bereits unevangelischen, weil gesetzlichen Grundlage, und einer innerlich gearteten Frömmigkeit, die selbst bis zum Bekenntnis der eigenen Unwürdigkeit sich empor-schwingen kann (cf. Scheel, die Anschauung Augustins von Christi Person und Werk p. 390 ff.) bestimmt die Entwicklung, kündigt Fortschritt oder Rückschritt an. Die sonst nachweisbaren Entwicklungsfaktoren sind sekundärer Natur, dürfen aber freilich nicht übersehen werden. Es ist zu hoffen, daß Wirth in der Fortsetzung seiner Arbeit, die mit der ausführlichen Darlegung eines umfangreichen Materials sich zweifelsohne Verdienste erwirbt, den bisher befolgten Schematismus aufgibt und das systematische Verfahren zu gunsten eines durchgeführten historischen Verfahrens, das doch den systematischen, ja auch den dogmatischen Gesichtspunkt nicht zu verkürzen braucht, fallen läßt. Nur dann wird er im stande sein, die Stellung der einzelnen Persönlichkeit in der Gesamtentwicklung genau zu bestimmen, ihre Darbietungen zu würdigen und — die Mängel der beiden ersten Hefte ausgleichend — ein wirkliches Verdienst sich um die geschichtliche Darstellung des Verdienstbegriffs erwerben.

Kiel.

Otto Scheel.

Studia Sinaitica No. VIII. Apocrypha Arabica. 1. Kitāb al Magāll, or the Book of the Rolls; 2. The Story of Aphikā; 3. Cyprian and Justa, in Arabic; 4. Cyprian and Justa, in Greek. Edited and translated into English by Margaret Dunlop Gibson. London, C. J. Clay and Sons, Cambridge University Press Warehouse, Ave Maria Lane 1901. XXXII, 78, 8¹ S. und 5 Tafeln. 4°. Preis 10 sh.

In der Bibliotheca orientalis (III 1 p. 16) stellt Jos. Sim. Assemani verschiedene orientalische apokryphe Apocalypsen zusammen, welche sich handschriftlich in der Vaticana befinden, unter anderen *Apocalypsis S. Petri sub nomine Clementis. Arabice Tom. I Biblioth. Orient. p. 585 et 587*

und

Clementis libri octo a Constitutionibus diversi, qui Arcani appellantur, et Chronicon Patrum, Petrique Revelationes apocryphas continent, Arabice eodem Tom. 2 pag. 508, de quibus haec Abulbarcatus lib. de divinis Officiis cap. 7¹):
 وكتاب ينعت بكتاب الاسرار يتضمن بداية الخليقة وتكوين العالم وخلق
 ادم واخباره واداريه اولا فاول الى نوح ثم الى ابراهيم ومن يليه الى
 ظهور المسيح وصعوده واخبار الرسل والملوك الذين اتوا وياتون مستانفا
 وغير ذلك. *Liber, qui Arcanorum inscribitur, agit de rerum mundique origine, deque Adami creatione, primaeque ejusdem sobolis historiam texit usque ad Noë: et ab hoc ad Abraham: ab hujus vero posteris usque ad nativitatem ascensionemque Christi. Gesta denique Apostolorum et Regum, qui fuerunt olim, eruntque in posterum: et alia hujusmodi.*

Ebenso notiert J. S. Assemani in demselben Bande p. 282 noch einmal die

Apocalypsis, ut falso inscribitur, Petri Apostoli per Clementem, Arabice, cod. Arab. Vaticano 157 et 170 et cod. Beræen. Arab. 1 et 13. Tom. 1. Bibl. nostrae pag. 585 et 587.
 Die letzteren beiden Stellen lauten²⁾:

1) Cf. meine Kirchenrechtsquellen des Patriarchats Alexandrien p. 78. Die Stelle steht in der Berliner Handschrift Diez. A. quart. No. 111 fol. 220 b, in der Handschrift der Vaticana arab. 623 p. 231.

2) Nach St. Ev. Assemanis Bibliothecae apostolicae vaticanae codicum manuscriptorum catalogus tom. III Romae 1759 p. 506 (cf. Nicolls Katalog II p. 504) enthält der Cod. CCXX dieser Bibliothek eine وصية ربنا يسوع المسيح لتلميذه welche »divinationes de consummatione seu consumptione perfidae legis Agarenorum (sc. Mohammedanorum) et qualiter imminente, et quasi in januis existente destructione Paganorum continet. »Ismaelitarum (بنى اسماعيل), et Mosulmanorum (الاسلام) mentio discreta

B. O. I p. 585: *Petri apostoli Apocalypsis sub nomine Clementis. Arab. (Codex Beræensis I. in fol. bomb. 467 [zum teil syrisch] exaratus anno Graecorum 1933).*

B. O. I p. 587: *Petri apostoli Apocalypsis, Arabice. (Codex Beræensis XIII [auch dieser zum teil syrisch] in 8. bomb. 269).*

Dagegen wird die von J. S. Assemani B. O. II p. 508 genannte Handschrift in dem Kataloge seines Veters Stephan Evodius Assemani (hrgb. von Mai, *Scriptorum veterum nova collectio* t. IV Romae 1831) folgendermaßen beschrieben:

p. 304 No. CLXV. *Codex in fol. Bombyc. foliis constans 99, arabicis litteris et sermone exaratus, inter codd. orientales ab Andrea Scandar in bibliothecam vaticanam inlatos, olim trigesimus nonus. Ibi continentur: Clementis Romani liber utilitatum, sive libri VIII qui arcani appellantur, et chronicon patrum, apocryphasque Petri revelationes continent. Liber 1. chronicon patrum ab Adam ad diluvium. 2. A diluvio ad Reu. 3. A Sarug ad Christum. 4. De Christi genealogia. 5. Revelatio Petri. 6. Alia ejusdem Petri revelatio. 7. Eiusdem Petri revelatio de Antichristo. 8. Revelatio Petri, et aliorum apostolorum; hic postremus liber fine mutilus est. Init. fol. 1. Codicem ad XIV. Christi seculum haud immerito referas.*

Dazu vergleiche noch

l. c. p. 187 No. LXXXIII. *Codex in 4. partim chartaceus, partim bombycinus, foliis constans 295, arabicis litteris et sermone varia manu exaratus, inter codd. arabicos vaticanos olim num. 157. signatus, quo continentur: Miscellanea sacra et profana videlicet . . . V Excerpta ex libro Clementis discipuli sancti Petri apostoli de demonstratione futurorum, usque ad finem saeculi, qui alias liber secretorum inscribitur, eiusque auctor temere fertur Clemens romanus. Ibi quae ad finem usque mundi eventura sunt,*

hec habetur, adjungitur historica narratio de Soltanis, qui in Aegypto, et Syria regnarunt, deque Tartaris, qui bellum cum illis in Mesopotamia, et alibi commiserunt. Sic a fol. 3 expressa sunt nomina Soltanorum بيبارس Bibarsi, قلاون Klauni, خليل Chelili, بيدر Baidari, لاشين Lafcin (ل. لاجين Lad-jin), محمد Mohammad, الناصر Nafser etc. Item, nomen Tartarorum Regis قازان Kazani. Demum expulsio Francorum Principum ex Palestina, et Phoenice, ac praesertim expugnatio civitatum Tripolis Syriae, et Acho, sive Ptolemaidis. Ebenso enthält der Cod. CCVIII (ibid. p. 497) eine وصية سيدنا لتلاميذه. Der zweite Teil des Cod. CCXX sowie der Cod. CLIX art. 54 (ibid. p. 316) enthalten außerdem كتاب احد الكتب الذي لاقليموس لسليج تلميذ بطرس الصفا.

quasi ex ore S. Petri excerpta anni Christi 56. a Clemente litteris consignantur. Illud autem opus quum ab apostolorum usque temporibus delituisse, in insula Cypro repertum fingitur. Jnit. fol. 37; fin. fol. 51.

l. c. p. 253 No. CXXIX (= Assem. B. O. II 512 No. LI), 2: *Historia Adami et Hevae post utriusque exitum e paradiso; et quomodo Dei iussu in specu thesaurorum habitaverint; ubi et de adventu Christi, eiusque ac matris Mariae virginis genealogia exponitur. Apocryphum opus.* Jnit. fol. 33; fin. fol. 184.

l. c. p. 77 No. XXXII. *Codex in 4. chartac. foliis constans 85, arabice conscriptus, quo continentur miscellanea, videlicet: Pag. 1. Varia Christi praecepta ad Petrum, et pag. 26. Praecepta D. N. Jesu Christi ad Petrum, et Petri ad Clementem.*

Mit diesen Petrus- oder Clemensapokryphen sind nun schon früher¹⁾ mit mehr oder weniger Recht — nicht immer genügen die Notizen der Kataloge, um darüber eine genaue Entscheidung treffen zu können — folgende Schriften combinirt werden:

A. Bibliothèque nationale. Catalogue des manuscrits arabes, Paris 1883 ff.

1. p. 18 No. 76 (1053 M = 1337 D). *Le livre appelé ordinairement »l'Apocalypse de S. Pierre« et faussement attribué à S. Clément (أقليس) . . . Ce livre se distingue des autres par le titre de*

كتاب المجال »feuilles pleins de mystères« etc.²⁾

2. p. 19 No. 77. (1076 H = 1665 D). *Apocalypse de S. Pierre . . . »Ceci est un des livres de S. Clément (أقليس السليح), disciple de Simon Pierre etc. Il est appelé »Kitab al-Madjall« (المجال), c'est-à-dire feuilles pleins de mystères etc.«*

3. p. 19 No. 78 (sec. XIII). *Apocalypse de S. Pierre³⁾.*

4. p. 19 No. 79 (sec. XV). *L'Apocalypse de S. Pierre⁴⁾.*

B. Catalogus Codd. MSS. orientalium, qui in Museo Britannico

1) Cf. Dillmann, NGGW. 1858 p. 185 ff.; Tischendorf, Apocal. apocr. 1866 S. XX. Bezold, die Schatzhöhle, 1888 p. V; de Lagarde, Mittheilungen III, p. 50 ff., IV, p. 6 ff.; Bratke, Handschriftliche Ueberlieferung und Bruchstücke der arabisch-aethiopischen Petrus-Apokalyse (ZwTh. XXXVI 1892 p. 454 ff.; Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur I, p. 779 f., No. 33, 35; meine Kirchenrechtsquellen p. 165 n. 3.

2) Cf. Renan im Journal asiatique V. ser. tom. II. Paris 1853 p. 438.

3) Cf. über diese Handschrift Fleischers Mittheilungen bei Gersdorf, Bibl. patrum lat. vol. I. S. IX.

4) Vergl. auch in Zotenbergs Catalogue des manuscrits syriaques de la Bibliothèque Nationale, der mir leider nicht zur Verfügung steht, die karschianischen Handschriften p. 29 No. 63, 1, p. 180 No. 232, 12.

asservantur. P.I. codices syriacos et carshunicos amplecteus.
Londini 1838.

5. p. 109 No. 7 (7208 Rich. Karschunisch; sec 16.), 1. *Fragmentum libelli theologici, qui inscribitur Revelatio Simeonis*. fol. 1—21. (In der Unterschrift lautet der Titel **ܐܡܠܟܐ ܡܨܚܐ ܕܫܡܥܘܢ ܕܡܨܚܐ ܕܡܨܚܐ**).

C. Bibliothecae Bodleianae codd. MSS. orientalium catalogi P. II. vol. I. arabicos complectens, confecit Alexander Nicoll A. M. Oxonii 1821.

6. p. 49 No. XLVIII (Bodl. 294). *Complectitur Apocalypsin S. Petri, sive Relationem rerum a Jesu Christo illi revelatarum, quae ab initio mundi exenerant, et quae usque ad saeculi finem sive Christi secundum adventum eventurae sint. Librum conscrip-
sisse dicitur Clemens . . . Ex capite 24. constat, librum esse ab ipso Clemente appellatum کتاب الکمال, i. e. *Liber perfectionis, sive Liber completus, quasi omnia tam prae-
terita quam futura comprehendentem*. (Im Folgenden werden die Ueberschriften der 88 Kapp. des Werkes größtenteils mitgeteilt. Die Addenda und Emendanda von Pusey [vol. II p. 504] bringen verschiedene Literaturnachweise).*

7. Id. op. P. I (a Joanne Uri confecta) Oxonii 1787 p. 45 No. XCIX (Hunt 514). *Codex chartaceus . . . , quo continentur Fragmenta Historica et Christi cum Petro de mysteriis Evangelii, rebusque ante mundi finem eventuris, sermocinationes. Initium et finis desiderantur*.

D. Die Handschriften-Verzeichnisse der kgl. Bibliothek zu Berlin.
23. Band. Verzeichnis der syrischen Handschriften von Eduard Sachau (Berlin 1899):

8. p. 736 No. 243 (Sachau 57. Karschunisch, 1653 D): Die Apokalypse des Petrus, aufgezeichnet durch Clemens von Rom, ein Apokryphon, genannt **ܐܡܠܟܐ ܡܨܚܐ**. (Sachau teilt hier größere Abschnitte in Uebersetzung mit. Ein anderer Abschnitt ist nach einer Copie von Sachau und einer Uebersetzung von Prym mitgeteilt bei Bratke l. c. p. 469—474).

9. p. 731 No. 242 (Sachau 187, Karschunisch. 1566 D) 1. Bl. 1^a Apokalypse des Petrus. (Nach dem von Sachau mitgeteilten Schlusse findet diese Offenbarung an Petrus auf dem Oelberge statt. Später hat Petrus dann alles, was er gehört und gesehen hatte, den andern Aposteln und seinem Sohne Clemens mitgeteilt, und der hat es in ein Buch geschrieben, zum Nutzen eines jeden, der es hört. Der genaue Titel ist nach der Unterschrift: **ܐܡܠܟܐ ܡܨܚܐ ܕܡܨܚܐ ܕܡܨܚܐ**).

Nachdem die Cambridger Kataloge erschienen sind, kann man jetzt auch noch vergleichen:

E. A Handlist of the Muhammadan Manuscripts, preserved in the Library of the University of Cambridge, by Edward G. Browne, Cambridge 1900.

10. p. 172 No. 915 (Add. 306): كتاب الحبال للقديس الفاضل اقليدس. *An apocalyptic and apocryphal work ascribed to Saint Clement, the disciple of Simon Peter, which the original transcriber professes to have sought sedulously but vainly in Egypt, and to have found at last at Nicosia in Cyprus etc.*

11. A Catalogue of the Syriac Manuscripts, preserved in the Library of Cambridge; by the late William Wright, Cambridge 1901 p. 1000, Dd 10. 10 No. 30: *The Revelation to Simon Peter which the Lord revealed to him on the Mt of Olives.*

12. ibid. p. 805. Add. 2918 No. 33: *From the Book of Clement, on the End of the World and the Son of Perdition.*

13. Dazu kommen dann noch die äthiopischen Uebersetzungen und Bearbeitungen des arabischen Originals. Ueber die Tübinger Handschrift (Cod. Tub. Aeth. M. a. IX, 1) hat Dillmann in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1858 No. 17, 18, 19 (p. 185, 201, 217) eingehenden Aufschluß gegeben; für Bratke hat er später (l. c. p. 481 ff.) größere Abschnitte derselben übersetzt. Wahrscheinlich enthalten denselben oder einen ähnlichen Text wie die Tübinger Handschrift auch die äthiopischen Handschriften des Britischen Museums No. 320, 321, 322 und die Handschrift No. 117/8 der Pariser Nationalbibliothek (cf. Bratke, l. c. p. 487).

Das in diesen Handschriften — wenn nicht in allen, so doch in den meisten — vorliegende Clementinum ist nach den aus diesen Mitteilungen zu ziehenden Indicien einmal bestimmt gewesen, die älteren acht clementischen Bücher, deren erstes das jetzt syrisch herausgegebene Testamentum Domini bildet, zu ersetzen. Diese, aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts stammend, genügten einer späteren Zeit nicht mehr. Durch die Begründung des Chalifenreiches war die politische und kirchliche Situation des Orients völlig geändert. Nicht mehr das griechische Heidentum, sondern der Islam war jetzt der Hauptgegner des Christentums. Dazu hatten auch im kirchlichen Rechte seit ca. 400 mancherlei Weiterbildungen stattgefunden. Deswegen wurde jetzt ein neues Clementinum bestimmt, an die Stelle des antiquierten alten zu treten. Ebenso wie letzteres ist es ein Octateuch, ebenso wie jenes will es die mystischen Bücher darstellen, welche der letzte apostolische Canon nennt (αἱ διαταγαί

ἐν τοῖς ἐπισκόποις δι' ἑμοῦ Κλήμεντος ἐν ὀκτῶ βιβλίοις προσπεφωνημέ-
 νῃ, ἃς οὐ δεῖ δημοσιεύειν ἐπὶ πάντων διὰ τὰ ἐν αὐταῖς μυστικά). Auch
 der Anlage gleicht es jenem: nach einer geschichtlichen Ein-
 führung über Petrus und Clemens bringt es zunächst eine Apokalypse
 über die vergangenen und zukünftigen Dinge und in den späteren
 Theilen kirchenrechtliche Vorschriften. Und ebenso wie in dem äl-
 teren Octateuque sind auch in diesem Werke ältere Schriften ver-
 arbeitet. Schon Dillmann stellte fest, daß der Verfasser die Con-
 stitutionen und Recognitionen und das Testament Adams benutzt
 habe, wahrscheinlich in seinem ersten Teile auch die syrische »Schatz-
 höhle« (l. c. p. 214). Diese Vermutung traf so sehr das Richtige,
 daß Bezold in seiner Ausgabe der Schatzhöhle neben dem syrischen
 Texte derselben die in diesem Clementinum vorliegende arabische
 Bearbeitung mitzuteilen für nützlich hielt. Dagegen kennt man bis-
 her die auf die nachchristliche Zeit gehenden Teile der Apokalypse
 nur aus den knappen Mitteilungen bei Assemani, Nicoll und Dill-
 mann. Und doch sind gerade sie für die Beurteilung des Werkes
 von ausschlaggebender Bedeutung.

Leider erfahren wir nun auch aus demjenigen Teile des Kitab
 Magall, welchen Mrs. Gibson in diesem neuen Hefte der Studia
 Sinaitica veröffentlicht hat, wenig Neues. Denn die Sinaihandschrift
 No. 508 enthält nur die ersten vier Bücher des ganzen Werkes oder
 1—21 von den 88 §§ der Oxforder Handschrift ¹⁾, die aber nach
 Ausweis der Handschrift Sachau 57 ebenfalls nicht vollständig, son-
 dern um das letzte Achtel verstümmelt ist. Als Mrs. Gibson die
 Sinaihandschrift im Jahre 1893 photographierte, glaubte sie zunächst,
 keine Recension des Adam- und Evabuches vor sich zu haben, wel-
 ches in äthiopischer Uebersetzung von Malan herausgegeben und
 auch arabisch vorhanden ist. Diese ihre Vermutung stellte sich als
 irrig heraus; aber leider hat sie dann, vielleicht in dem, Entdeckern
 abheliegenden, Glauben, ein Unicum vor sich zu haben, keine wei-
 teren Nachforschungen angestellt, sondern die Handschrift, deren
 Photographierung bei weiteren Besuchen auf dem Sinai in den Jah-
 ren 1895 und 1897 fortgesetzt wurde, copiert und in den Druck ge-
 geben. Erst als drei Bogen des Werkes, also fast die Hälfte, durch
 die Presse gegangen waren, erfuhr sie von Herrn Prof. Seybold, daß
 dieser Teil von pag. 17 Z. 20 an ziemlich genau mit der von Bezold
 herausgegebenen Schatzhöhle übereinstimmt. Es ist immerhin dan-
 kenswert, daß sie sich dennoch entschloß, die Edition des Werkes,
 das wesentliche Abweichungen von der Bezold'schen Recension zeigt,

1) Cf. oben S. 355. No. 6.

zu Ende zu führen. Infolge dieses Hinweises sind auf p. VIII und IX einige Varianten des Sinaicodex, durch welche einzelne Stellen der von Bezold verglichenen Handschriften Licht empfangen, zusammengestellt. Auch bringen die Anmerkungen und die Uebersetzung mehrfach Verweise auf de Lagardes Recension der Bezold'schen Ausgabe. Allein als das Werk bis zur letzten Note vollendet war, wurde Mrs. Gibson wiederum von Seybold darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Cambridger Universitätsbibliothek eine Handschrift, und zwar eine vollständige, desselben Werkes besitzt. So notierte sie denn nachträglich auf p. XX bis XXXI die Varianten der Cambridger Handschrift. Die so entstandene Ausgabe ist höchst unbequem zu benutzen: man muß gleichzeitig den Text, die Uebersetzung, die Noten, die Varianten Bezolds und die Varianten der Cambridger Handschrift aufschlagen, die an fünf verschiedenen Stellen gedruckt sind. Außerdem vermißt man eine Vergleichung des in de Lagardes Mittheilungen (IV p. 9 f.) abgedruckten Anfangs der Pariser Handschrift und der ausführlichen Mittheilungen Sachaus aus dem Berliner Manuscript. Eine Vergleichung einzelner anderer der oben aufgezählten Handschriften wäre natürlich auch erwünscht. Es sei daher hier die Bitte ausgesprochen, Mrs. Gibson möge sich bei späteren Ausgaben mit Kennern dieser Literatur, z. B. mit Eberhard Nestle, in Verbindung setzen, um nicht früher schon gedruckte Texte zu wiederholen, oder wenn sie dies doch für nützlich hält, jedenfalls alle Hilfsmittel zu benutzen, welche der Fleiß früherer Gelehrter zu Tage gefördert hat. Und wenn sie das pag. XXI gegebene Versprechen erfüllt, den weiteren Inhalt der Cambridger Handschrift herauszugeben, so wäre die Vergleichung einiger anderer Manuscripte schon um der Namensformen willen, die in der arabischen Schrift so leicht entstellt werden, sehr willkommen.

Der Titel des Werkes, كتاب المجال, ist schwierig. Mrs. Gibson übersetzt, ebenso wie de Lagarde, der auf Sprengers Muhammed I 94 verweist (Mittheilungen IV p. 16), »das Buch der Rollen«, faßt also مجال als Plural von مَجْلَة = مَجْلَدٌ = مَجْلَدٌ auf¹⁾. Aber dieser Plural kommt sonst nicht vor. Assemani scheint mit der Uebersetzung »liber utilitatum« denselben Titel wiederzugeben, während de Slane schreibt: »Kitāb al-Madjāll, c'est-à-dire feuillets pleins de mystères«, was wohl aus dem anderen Titel des Werkes كتاب الاسرار, geschlossen ist. Eine Combinierung mit نَجَلِي »offenbart« ist un-

1) Cf. S. Fraenkel, die aramäischen Fremdwörter im Arabischen, Leiden 1886 p. 247 f.

möglich. Nach Nicoll lautet der Titel der Oxforder Handschrift »Liber perfectionis sive Liber completus«. Damit stimmt in gewisser Weise, daß in der Sinaihandschrift (p. 1 Z. 6) nach der Verbindung كتاب المجال وفيه جلال الانسان der Titel von جَل abgeleitet zu sein scheint; aber die Pariser Handschrift liest hier nach de Lagarde (l. c. p. 9) وفيه حل الانسان. Ich würde den Titel am liebsten mit جيل »generatio, saeculum« in Verbindung bringen und als arabische Uebersetzung von »liber Jobelaeorum« auffassen; denn nur dieser besondere Teil des clementinischen Octateuchs trägt diesen Titel, und gerade er steht mit dem Jubiläenbuche durch Vermittlung der Schatzhöhle in engem Zusammenhange. Wenn übrigens die letztere nach ihrer Ueberschrift von dem Heiligen Ephräm verfaßt sein will, so ist das zwar unrichtig, aber man bemerkt an verschiedenen Stellen weitgehende Uebereinstimmung mit der Exegese Ephräms, z. B. in der Auffassung vom Schweben des Geistes über den Wassern und von dem Worte »Lasset uns Menschen machen« als an die Personu der Trinität gerichtet; vgl. Uhlemann, »Ephräms des Syrsers Ansichten von der Schöpfung« in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie Bd. 3 S. 182 ff., und in derselben Zeitschrift Bd. 1 S. 127 ff. »Ephräms des Syrsers Ansichten von dem Paradiese und dem Falle des ersten Menschen«, wo man ebenfalls mehrere Berührungen mit unserer Schrift beobachten kann.

Im folgenden seien noch einzelne Bemerkungen zum Texte und zur Uebersetzung der Schrift zusammengestellt.

p. 1 Z. 4. سمعان نصفا »Simon Cepha«. Schreibe: »Simon der Fels«. Wenn Pusey in Nicolls Katalog p. 504 sagt »Alsefa, sc. petrae, ex Lat. *Cephas*, Gr. *κηφᾶς*, Aram. *כִּישָׁא*«, also صفاء als lateinisches Fremdwort im Arabischen ansieht, so ist das natürlich falsch. صفاء wird von den Arabern selbst ganz richtig als »der kahle, mit Pflanzen nicht bewachsene Fels« erklärt.

p. 3 Z. 10 steht der Trenner falsch. Uebersetze: »Die höchste Stufe der Engel, welche sich nahe am Throne Gottes befand, war die Stufe des Satanael«.

p. 3 Z. 15 bemerke man, wie auch an anderen Stellen, den Einfluß des Dionysius Areopagita.

p. 3 Z. 19 ist mit Bezold und dem Cod. Cant. بحط بخصن statt بحط zu lesen; »the bird which lays the egg by its wings« war den Alten unbekannt.

p. 4 Z. 6. ذرونيقون als Name des mittleren Himmels hat de Lagarde mit דיוניסיון zusammengestellt. Jedoch glaube ich nicht, daß seine von Mrs. Gibson gebilligte Deutung = *δίπαρον* »mit zwei

Stockwerken« richtig ist. Vielleicht = $\delta\iota\omicron\pi\tau\rho\omicron\nu$ oder $\delta\iota\omicron\pi\tau\omicron\nu$. Die Herrlichkeit des höchsten Himmels schimmert durch den mittleren, wenn auch nur matt, hindurch. Auch zu der Lesart des Syrs (ܕܐܠܗܝܡ) stimmt diese Deutung gut ¹⁾.

p. o Z. 9. Schreibe mit Bezold: »Der Diabolus hatte <wegen des Hochmutes>, der über ihn gekommen war, die Herrschaft in der zweiten Stunde erstrebt«.

p. o Z. 11. ܐܠܗܝܡ gehört zu ܐܠܗ ; cf. Bezold.

p. 1 Z. 22 f. hätte in der Uebersetzung angedeutet werden müssen, daß hier die verschiedenen Namen des Teufels etymologisiert werden.

p. v Z. 5. Das Citat Jes 6s fehlt.

p. v Z. 18. ܐܠܪܟܝܢ = $\delta \text{ } \text{Ἀρχων}$ Joh. 12₃₁ 16₁₁ 14₃₀.

p. 1 Z. 11. Auch ohne Bezolds Text konnte bemerkt werden, daß der am Rande von f 94 b. stehende Satz (cf. p. 1 Z. 1) hierher gehört, also zu lesen ist: »Das war der Baum des Lebens und der Erlösung, und dieser Baum war das Kreuz, welches im Mittelpunkte der Erde aufgerichtet wurde«.

p. 1 Z. 20 ܐܠܡܕܪܐܠܝܢ ist wohl das griechische περίγλωσσοϛ .

p. 1 Z. 4. Hier schimmert das Wortspiel ܚܘܐ und ܚܝܬ = ܚܝܬ durch.

p. 1 Z. 7. ܐܠܟܝܨܝܐ = $\eta \text{ } \text{ἐξορία}$; dementsprechend ist auch bei Bezold p. 3 Z. 4 ܠܐܝܬܝܢܐ zu lesen.

p. 1 Z. 21. ܥܡܬܐܪܝܡܝܢ ist entstellt aus syrischem ܥܡܬܐܪܝܡܝܢ ; »beim Herabsteigen vom Paradiese zu den unter demselben liegenden Bergen diente ihnen der Wind als Pfad, wie dem Seiltänzer das κατάδρομος genannte Seil«; cf. Passow s. v.

p. 1 Z. 24. Statt ܒܪܟܝܢ lies ܒܪܟܝܢ .

p. 11 Z. 11. Gemäß der Lesart des Codex in Z. 14, 17 und p. 17 Z. 19 ist auch hier der Name der Schwester Kains ܠܝܘܢܐ zu lesen; cf. Bezold.

p. 11 Z. 24. ܐܠܫܝܐ ist pl. von ܐܠܫܐ = ܐܠܫܐ ; cf. ZDMG. XLI p. 629.

p. 10 Z. 11. Es fehlt das Citat Mtth. 11s.

p. 10 Z. 15. Uebersetze: »Du dachtest durch die Uebertretung meines Gebotes Gott zu werden«.

p. 10 Z. 1. Lies ܐܠܝܬܝܢܐ und er besorgte sein Begräbnis; cf. p. 2. Z. 10, 14 p. 32 Z. 12.

p. 10 Z. 12. Lies ܐܠܝܬܝܢܐ nach der Rechnung der Genesis; cf. Bezold p. 41 Anm. f.

1) Fraenkels Deutung (ZDMG. LVI p. 100) = ὕπατον kann schon deswegen nicht richtig sein, weil es Name des mittleren der drei Himmel ist.

- p. ۳ Z. 22. Für لن يولاد lies: يولد (var. لا) لن.
- p. ۳۱ Z. 16. واجساد الابا ist ein falscher Einschub, der den Folgenden, wo Noah von seinen übrigen Ahnen Abschied nimmt, sowie den Stellen p. 28 Z. 1 und p. 31 Z. 15 widerspricht und auch bei Bezold fehlt. Dadurch wird die Bemerkung p. XI: »One cannot help feeling that the accumulation of patriarchal bodies, as time went on, must have become somewhat embarrassing« hinfällig.
- p. ۲۷ Z. 21. Lies باكيانوس »im Okeanos«.
- p. ۳۱ Z. 2. Cf. I Petr. 3₂₀.
- p. ۳. Z. 13. Uebersetze: »Wenn ich gestorben bin und du mich begraben hast, so geh u. s. w.«.
- p. ۳۳ Z. 2. Nachdem verschiedene Namen des Berges Golgatha aufgezählt sind, heißt es weiter: وسمى ايضا بالطواريا وتفسيره عشائر العالم (Varianten des Namens bei Bezold p. 119 Anm. 1). Ich möchte glauben, daß die ursprüngliche Form بكلوآريا ist, »auf dem Calvarienberge«. Allerdings habe ich nicht ergründen können, weswegen dieser Name als عشائر العالم gedeutet wird.
- p. ۳۷ Z. 14. Im Texte steht مانوس, in der Uebersetzung »Yā-būs«, nach dem syrischen Texte bei Bezold ۱۴۴ Z. 5; aber das hätte gesagt werden müssen. Im arabischen Texte liest Bezold يانوس und notiert die Variante مايوس.
- p. ۴۳ Z. 22. Nach dem Syrischen sind in der arabischen Uebersetzung zwei Zeilen versehentlich ausgefallen.
- Das zweite Stück, »The Story of Aphikia«, hier erstmalig herausgegeben, ist eine Erzählung im Stile der 1001 Nacht, nur daß die handelnden Personen biblische Namen tragen. Weil in der arabischen Bibel auf die salomonischen Schriften der Ecclesiasticus folgt, so tritt hier dem Könige Salomo sein Vezir Jesus Sirach zur Seite. Die eigentliche Heldin aber ist des letzteren Frau افيقيا. Da der Mannesname افيقىوس — so heißt ein Bischof von Qārā bei Wright, Catalogue of Syriac Manuscripts in the British Museum I 199 — wohl gleich Apicius ist (cf. Forcellini, Onomasticon I 367), so wäre افيقيا gleich Apicia. Uebrigens lautet der Name in der von Mrs. Gibson nicht benutzten Pariser Handschrift No. 132 p. 29 No. 11 فيقيا.

Da die Handschriften dieser Erzählung ziemlich von einander abweichen, werden uns zwei Paralleltexte gegeben: rechts der Karschunitext, der in dem Zotenberg'schen Kataloge unter No. 179 beschrieben ist, links der arabische Text nach dem Manuskripte No. 50 in de Slanes Katalog. Nachdem der Druck beendet war, fand Mrs. Gibson noch zwei, wie es scheint jüngere, arabische Handschriften im

Deir esSurjāni und im Kloster des Abu Maqār in der nitrischen Wüste. Daß in Paris noch eine dritte Handschrift vorhanden ist, wurde oben bemerkt. — Die Uebersetzung giebt den Karschun-text wieder. Der linksstehende arabische Text ist zusammenhängender und besser erzählt, aber modernisiert, z. B. auch, wenn er p. 11 Z. 1 *ملك مدينة صور* liest, während der rechtsstehende *ملك الموصل* »der König von Ninive« hat. Uebrigens ist wohl auch p. 11 Z. 4 *سوريا* für *صور* zu lesen.

Drittens endlich erhalten wir noch einen griechischen und arabischen Text der Geschichte von Cyprian und Justina, deren Bedeutung Theodor Zahn in seiner Untersuchung über »Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage« an das Licht gestellt hat. Den syrischen Text dieser Erzählung hat Mrs. Lewis schon in dem Bande IX p. 135 ff. der *Studia Sinaitica* herausgegeben; die englische Uebersetzung desselben steht Bd. X p. 185 ff. Der hier edierte griechische Text stimmt in seiner ersten Hälfte ziemlich mit jenem überein, welchen Zahn l. c. p. 139 ff. nach den Pariser Handschriften 1468 und 1454 veröffentlicht hat, in der zweiten mit dem Texte der *Acta Sanctorum*, Sept. VII p. 242 ff. Dagegen ist die Wiedergabe bei Symeon Metaphrastes (Migne, *Patrologia graeca* 115 col. 847—882) besonders am Anfange sehr frei. — Wie die Photographie auf Tafel V zeigt, ist der Sinaicodex sehr schön geschrieben. Jedoch läßt eine Vergleichung derselben mit dem abgedruckten Texte den Verdacht aufkommen, daß die Copierung nicht ganz sorgfältig gewesen ist. Ich lese Col. I Z. 2 deutlich *συναθροίσας*, Mrs. Gibson *οὖν ἀθροίσας*; Z. 16 *ἔρριψεν* (G. *ἔρριψε*); Col. II Z. 29 *εἰδωλοκρατίαν* (G. *εἰδωλοκρατίαν*); Z. 34 *κατέρραξα* (G. *κατέρρηξα*). Es sind das nur Kleinigkeiten, aber immerhin vier auf einer Seite. Außerdem ist p. 65 letzte Zeile natürlich *ὁ δὲ Ἀγλαῖος τῇ παρθένῳ <ἐπιθέμενος> ἑγκρατὴς αὐτῆς ἐγένετο* oder ähnlich zu ergänzen; Sym. Met. Col. 856 A: *καθ' ὃδὸν αὐτῇ ἐπετίθετο, καὶ ἀπαγαγεῖν ἐβιάζετο*; Codex R bei Zahn p. 143 Z. 5: *ὁ δὲ Ἀγλαῖδος συμπλέξας τῇ παρθένῳ ἑγκρατὴς αὐτῆς ἐγένετο*; der Araber p. v. Z. 9 *فبادر هو فاعتنق البتول*. — P. 67 Z. 25 = v. Z. 18 fehlt das Citat *φ* 119 v. 62.

Greifswald, 18. März 1902.

Wilhelm Riedel.

Die Babylonische Mondrechnung. Zwei Systeme der Chaldäer über den Lauf des Mondes und der Sonne. Auf Grund mehrerer von J. N. Strassmaier S. J. copirten Keilschriften des britischen Museums von **Fr. X. Kugler S. J.** Mit einem Anhang über chaldäische Planetentafeln. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1900. XV, 214 S. und XIII Tafeln. gr. 8°.

Nach dem Tode des Jesuitenpaters Epping, dessen bahnbrechende Arbeiten eine neue Aera für unsre Kunde von der Astronomie der Babylonier eröffneten, hat es die Societas Jesu als ihre Ehrenpflicht betrachtet, für eine Fortsetzung des von ihm so rühmlich begonnenen Werkes, der Enträtselung der astronomischen Keilschrifttafeln aus der Arsacidenzeit, Sorge zu tragen. Aber dem hiermit beauftragten Pater Jos. Hontheim, der sich nach Pater Kuglers Mitteilung bereits durch die dazu notwendigen Vorstudien auf diese Aufgabe vorbereitet hatte, fielen neue Berufsgeschäfte zu, die ihn zwangen, von der in Angriff genommenen Arbeit wieder abzulassen. Vor etlichen Jahren ward Kugler für sie gewonnen und das oben genannte Buch ist die erste Frucht seiner Bemühungen. Eine kostbare Frucht! Lassen wir die Frage beiseite, in welchem Verhältnis die Größe seiner auf Eppings Arbeiten basierenden Leistung zu den Leistungen dieses Mannes steht — fraglos ist sein Buch das Werk eines höchst scharfsinnigen, kraftvollen Denkers —, Kuglers mit großer Klarheit entwickelten Resultate sind jedenfalls von hervorragender Bedeutung für die Geschichte der Astronomie. Sie scheinen fast ausnahmslos so einwandfrei und ihre Richtigkeit so selbstverständlich, daß es sich für uns fast gar nicht darum handeln kann, an ihnen Kritik zu üben, sondern wesentlich nur darum, über sie in Kürze zu referieren und sie durch Kleinigkeiten zu ergänzen.

Es ist Kugler gelungen, zwei babylonische Systeme für die Berechnung des Mond- und des Sonnenlaufs zu entdecken und die Bedeutung der nach ihnen berechneten Zahlenreihen zu ermitteln, die auf einer größeren Anzahl von Tafeln des britischen Museums vorliegen. In den Tafeln des ersten Systems werden nach Kugler berechnet: die wechselnde Verschiebung der Sonne von einem Neumond oder Vollmond zum andern während eines mittlern synodischen Monats, Längen des Neu- oder Vollmondes, ausgedrückt in Graden, Minuten und Sekunden der (unbeweglichen) zwölf Ekliptik-Sternbilder etc. (vgl. S. 107 ff. bei Kugler); in den Tafeln des Systems II die Größe des wechselnden scheinbaren Monddurchmessers, die Länge des Neu- und Vollmondes, die wechselnde Dauer des Tages u. s. w. (vgl. S. 193 ff.). In einem Anhang bringt Kugler eine

vorläufige Mitteilung über einige die Planetenberechnungen der Chaldäer betreffende Ergebnisse, Berechnungen, für die es nach ihm zum Mindesten drei Systeme gab. Den Abschluß des Buches bilden eine Reihe nach Copien Strassmaiers veröffentlichter Texte astronomischen Inhalts aus der Arsacidenezeit, aus denen er seine Resultate größtenteils entnommen hat.

Diese Resultate Kuglers sind von doppeltem Interesse. Einmal lassen sie nämlich erkennen, mit wie bewunderungswürdiger Genauigkeit man, wenigstens zur Arsacidenezeit, auf Grund langjähriger Beobachtungen astronomische Berechnungen auszuführen im Stande war. Ergeben sich doch z. B. aus den Zahlen eines Systems für Jupiterberechnungen als mittlere Dauer eines synodischen Jupiterumlaufs 398,88896 Tage, d. h. nur 7 Minuten mehr als aus Leverriers Tafeln; und nach Kugler soll der Fehler gar noch bedeutend geringer als diese Differenz sein.

Wichtiger als diese Beweise einer großen Leistungsfähigkeit der babylonischen Astronomen sind die frappanten Uebereinstimmungen zwischen ihren Rechnungsresultaten und denen der griechischen Astronomen, die Kugler nachgewiesen hat. Nach System I hatte der mittlere synodische Monat eine Länge von $29^d 12^h 44^m 3\frac{1}{2}^s$, der mittlere anomalistische darum von $27^d 13^h 18^m$ und $34,7^s$ (p. 24), der mittlere drakonitische darum von $27^d 5^h 5^m 35,81^s$ (p. 40) und der mittlere siderische darum von $27^d 7^h 43^m 14^s$ (p. 46) — Alles in vollkommener Uebereinstimmung mit Hipparch, nicht aber, wie Ptolemäus (Almagest IV, Cap. 2) meint, im Widerspruch mit ihm. Man hat bisher Hipparch für den Mann gehalten, der als Erster jene Zahlen errechnet hat. Der von Kugler aufgedeckte Thatbestand an sich muß seine Priorität schon in Frage stellen. Nach Kugler sind nun aber die Keilschrifttexte, auf denen die oben angeführten Zahlen basieren, älter als die entsprechenden Resultate oder doch Angaben Hipparchs, ja Kugler meint, daß bereits Kalippos (um 330 vor Chr.) die hipparchische Zahl für die mittlere Dauer des synodischen Monats gekannt habe (p. 53). Sein Raisonement ist einleuchtend, wenn auch nicht grade zwingend. Zwingender scheint mir ein von Kugler für seine Beweisführung nicht verwerteter Umstand zu sein. Die Lage des Frühlingspunktes in Kuglers Tafeln — in Grad 10, 8 15' und 8 0' 30'' des Widders — stimmt nicht zu deren Datierungen, sondern vielmehr zu einer um Jahrhunderte früheren Zeit. Kugler erörtert darum die Möglichkeit, daß die Chaldäer seiner Texte keine Kenntnis von der Präcession der Tag- und Nachtgleichen gehabt und für ihre Zeit darum eine Lage des Frühlingspunktes angenommen hätten, die er in Wirklichkeit Jahrhunderte früher gehabt habe.

Mit Recht hält Kugler dies aber für unwahrscheinlich und ich glaube, daß jene Erscheinung eine einwandfreie andere Erklärung zuläßt, nämlich die, daß Kuglers Texte einer späteren Zeit angepaßt, d. h. für eine bestimmte Zeit modifizierte Copien oder Copien von Copien um Jahrhunderte älterer Texte sind, was auch Kugler laut einer brieflichen Mitteilung für möglich hält. Vgl. auch p. 209 unten in seinem Buch. Damit wären aber auch die Zahlen für die Länge des synodischen, des anomalistischen Monats u. s. w. um Jahrhunderte älter als die Kuglerschen Texte und somit auch als Hipparch. Der Nimbus, der das Haupt Hipparchs umleuchtet, müßte also erblassen, ja, was wichtiger, damit fiel überhaupt die Möglichkeit weg, den Griechen für diese astronomischen Berechnungen die Priorität zuzusprechen; denn vor Alexander dem Großen eine Beeinflussung der Babylonier durch griechische Wissenschaft anzunehmen erscheint thöricht, so thöricht wie es erscheint, wenn chauvinistische Griechen-schwärmer trotz des flutenden Lichts der Wahrheit aus dem Orient sich nicht einmal dazu verstehen können, den Babyloniern die Priorität vor den Griechen für das Tierkreisbildersystem zuzugestehen und zu gönnen.

Die oben erwähnte Festlegung des Frühlingspunktes in dem 8ten bez. 10ten Grad des Widders wird noch ganz besonders interessant dadurch, daß wenigstens die im 8ten auch den Römern bekannt und geläufig war (p. 104 ff.), vielleicht aber auch die im 10ten (p. 212), was ein helles Licht auf Beziehungen zwischen babylonischer und römischer Chronologie wirft, bez. werfen könnte.

Hipparch gilt ferner als der Entdecker des Unterschieds zwischen den Längen der astronomischen Jahreszeiten. Aber auch diese Entdeckung haben nach Kugler vor ihm die Babylonier gemacht (p. 85 ff.).

Hipparch soll endlich auch die Präcession der Tag- und Nachtgleichen entdeckt haben. Möglich, aber nach dem eben über andere seiner vermeintlichen Prioritätsansprüche Dargelegten nicht gerade wahrscheinlich, wie auch Kugler (p. 104) annimmt. Jedenfalls hätte er sie nicht zum ersten Male entdeckt. Denn daß die Babylonier, deren Beobachtungen jedenfalls viele Jahrhunderte umfaßten, sie auch gekannt haben, erscheint eigentlich unabweislich. Wenn das Tierkreisbild der Wage jedenfalls zu einer Zeit eingeführt worden ist, zu der die Sonne zur Zeit der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche in dem von der Wage eingenommenen Teil der Ekliptik stand — zeigt sie doch das »Sich-wägen«, *šilkulu*, von Tag und Nacht zur Zeit der Tag- und -Nachtgleiche symbolisch an — so dürfte Entsprechendes auch vom östlich von ihr stehenden Skorpion gelten. Denn wenn Skorpion-

menschen den Eingang zum westlichen Bergetor bewachen und der Skorpion am Himmel das Gestirn der ›*Išhara* des Meeres‹, der westlichen Venus ist, die Skorpione aber Tiere der Finsternis sind, so läßt sich der Schluß kaum vermeiden, daß der Skorpion am Himmel den Eintritt der Sonne in das Reich der Finsternis andeuten soll, also zu einer Zeit aufgekommen ist, zu der der Herbst-Tag- und -Nachtgleichenpunkt in dem vom Skorpion eingenommenen Teil des Tierkreises lag. Ferner dürfte aus unten Erörtertem zu schließen sein, daß der Fuhrmann als Bild des babylonischen Weltbildners, der babylonische Wagen im Stier und der Pfeil = Alkyone bereits an den Himmel gekommen sind zu einer Zeit, da der Frühlingspunkt nicht schon westlich, wahrscheinlich aber noch östlich, ja weit östlich von den Plejaden lag und dort auch als solcher bekannt war. Daraus aber würde einerseits folgen, daß wenigstens rohe astronomische Beobachtungen der Babylonier mindestens in ebenso frühe Zeit zurückgehn, weiter aber doch wohl auch, daß man zur Zeit der Einführung der Wage und, als der Frühlingspunkt im Widder lag, noch davon Kunde hatte, daß der Herbst- und der Frühlingspunkt einmal eine weit östlichere Lage gehabt hatten, d. h. daß man von einer Präcession der Tag- und Nachtgleiche wußte.

Eine der wichtigsten Entdeckungen Kuglers liefert eine Erklärung für einige seltsame Angaben des Ptolemäus und des Arabers Arzachel. Nach ersterem (Almagest IV, 10) hatte die längste Nacht in Babylon 14 Stunden 24 Minuten, also der längste Tag noch etwas Mehr, und nach demselben in der Geographie (VIII, 20, 27) der längste Tag genau 14 Stunden 25 Minuten. Diese Tageslänge gehört zu einer Polhöhe von etwa 35° , und nun berichtet Arzachel, daß es außer einem neuen Babylon mit einer Polhöhe von $30^{\circ} 30'$ (möglicher Weise mit Kugler Babylon in Aegypten, das indes, woran auch er sich stößt, fast genau unter dem 30sten Breitengrad liegt), ein altes mit einer von $35^{\circ} 0'$ gegeben habe! Damit ist nun noch zusammenzustellen, daß, auch nach Ptolemäus (Almagest XIII), die Beobachtungen der Chaldäer unter einer Breite angestellt sein sollen, unter der der längste Tag $14\frac{1}{2}$ Aequinoctialstunden, d. i. 14 Stunden 15 Minuten lang gewesen sei. Der längste Tag dauerte nun aber nach Kugler zur Zeit, aus der seine Tafeln stammen, im alten Babylon ca. 14 Stunden 11 Minuten, dagegen operieren die Tafeln selbst mit einem längsten Tage von 14 Stunden 24 Minuten, also einer Tageslänge, die der von Babylon nach Ptolemäus und des alten Babylon nach Arzachel fast genau entspricht, nicht aber der des uns bekannten Babylon. Was nun aber das Allerseltsamste ist, diese Länge von 14 Stunden 24 Minuten, die die Keilschrifttafeln

voraussetzen, ist die ›des längsten Tages‹ im Vedakalender und bei den Chinesen, eine höchst seltsame Thatsache, da ja doch die Tageslänge je nach der Breite verschieden ist und es widersinnig scheint, von der Dauer des längsten Tages zu reden, wenn man damit nicht den absolut längsten Polartag meint.

Eins ist natürlich selbstverständlich, daß nämlich diese Größe von 14 Stunden 24 Minuten unmöglich an 3 Stellen bez. in 5 Ländern der Erde aus welchem Grunde auch immer autochthon, vielmehr zum Mindesten in zweien von ihnen fremden Ursprungs ist. Wenn das, wo ist sie dann heimisch?

Vorab muß betont werden, daß der Befund in Babylonien einerseits und der bei Chinesen und Indern andererseits nicht schlechthin gleichartig sind. Nach diesen ist eine Zeit von 14 Stunden und 24 Minuten die Dauer des längsten Tages; davon sagen aber weder Arzachel noch Ptolemäus noch die Keilschrifttäfelchen Etwas. Letztere (und Ptolemäus?) lassen lediglich erkennen, daß die chaldäischen Rechnungen sich auf eine Breite von ca. 35° mit einem längsten Tage von 14 Stunden 24 Minuten beziehen, aber nichts mehr. Wenn es nun nicht bestritten werden kann, daß mit dieser Tatsache die anderen oben erwähnten in einem Zusammenhang stehn, so ist doch die Art dieses Zusammenhangs nicht ohne Weiteres klar erkennbar. Wäre der 35ste Grad der von Babylon, so wäre die Annahme kaum abweisbar, daß dieser längste Tag aus Babylonien stammt. Aber Babylon liegt eben nicht unter dem 35sten Breitengrad und unter diesem in Babylonien anscheinend kein so beschaffener Ort, daß es begreiflich würde, warum man in Babylonien astronomische Berechnungen gerade für dessen Breitengrad ausführte. Ähnliches gilt aber auch von China. Denn unter dem 35sten oder ungefähr unter dem 35sten Breitengrad kennen wir darin wenigstens keinen Ort, der eine derartige Vorliebe für diese Polhöhe erklärte, daß sich daraus die seltsame Vorstellung von einem längsten Tage von $14^h 24^m$ entwickeln konnte. Anders steht es anscheinend mit Indien. Denn die Nordwestecke der Indus-Ebene, also etwa der nördlichste Zipfel indischen Gebiets, unterhalb der Ländergrenze, des Himalaya, liegt etwa unter dem 35sten Breitengrad. Also stammt der längste Tag von $14^h 24^m$ aus Indien? Nun, auch die Nordgrenze von Babylonien dürfte zu dieser oder jener Zeit wenigstens ungefähr vom 35sten Breitengrad getroffen worden sein und bei der Unwahrscheinlichkeit einer Annahme, daß die Chaldäer durch indische Astronomen beeinflusst worden seien — übrigens wird ›der längste Tag von $14^h 24^m$ ‹ in Indien vielleicht erst im 5ten Jahrhundert nach Chr. erwähnt! — liegt es darum recht nahe, daß jener Umstand den längsten Tag von $14^h 24^m$ erklärt: die chal-

däischen Berechnungen wären für den zu einer bestimmten Zeit nördlichsten Punkt des babylonischen Reiches gemacht worden und dieser wäre dann später auch dann noch als Basis für die Berechnungen festgehalten worden, als die Grenze nördlich oder südlich davon verlief oder es gar eine Grenze von Babylonien überhaupt nicht mehr gab. Nur in Folge eines dem des Ptolemäus ähnlichen Mißverständnisses — hat er doch offenbar aus chaldäischen Tafeln wie den von Kugler bearbeiteten fälschlich auf einen längsten Tag von 14 Stunden 25 Minuten für Babylon geschlossen — hätten dann die Inder und die Chinesen (diesen folgend?) daraus einen ›längsten Tag‹ von $14^h 24^m$ abgeleitet. Kugler meint, daß sein System II einen nördlichen und zwar assyrischen Ursprung verrate, u. A. wegen gewisser Eigentümlichkeiten der Schreibweise, so wegen eines gelegentlichen assyrischen $\frac{3}{4}$ mit 4 Keilen statt der 3 babylonischen (— ob dies aber fraglos im Original steht? —) und hat, wie er mir mitteilt, Hommel bereits vor Monaten geschrieben: ›Wenn sich auch keine Sternwarte mit 35° im Norden finde, so konnte man auf verschiedenen Sternwarten, von denen eine südlicher, eine andere nördlicher lag, sich darin einigen, daß man ein gemeinsames Schema mit der Durchschnittsbreite 35° bzw. einem längsten Tag von $14^h 24^m$ annahm‹. Kugler ›stimmt‹, wie er mir ferner mitteilt, ›mit mir darin überein, wenn ich es für wahrscheinlich halte, daß Ptolemäus gerade durch babylonische Angaben irregeführt worden sei‹.

Zu unsrer besonderen Genugthuung, dies möchten wir aus seinen Einzeldeutungen hervorheben, erklärt Kugler (p. 72 f.; p. 146 f.) *LU-BAR* für ›Tierkreisbild‹, in ihm unbewußter Uebereinstimmung mit unsrer Deutung auf Grund anderer Texte (m. Kosmologie p. 47 ff.).

Während wir nicht in der Lage sind, an den meist zwingenden bedeutenderen astronomischen Ergebnissen Kuglers eine nennenswerte Korrektur vorzunehmen, können wir doch hier und da in Kleinigkeiten als Assyriologe seine, des Nichtassyriologen, Erklärungen modifizieren.

zi bedeutet mit Kugler (p. 72) die (tägliche) Bewegung (der Sonne oder des Mondes), wird aber gewiß nicht deshalb als Ideogramm dafür gebraucht, weil es das für ›Leben‹ — denn es bezeichnet, um nur dies zu sagen, statt das *vivere*, vielmehr den Lebensodem —, sondern, weil es das für *dikū* = ›in Bewegung setzen‹ und ›in Bewegung gesetzt werden‹ ist. Darnach könnte es scheinen, daß man zur Arsacidenezeit in babylonischen Astronomenkreisen der Sonne und dem Monde keine willkürliche Bewegung zuschrieb! Möglich indessen, daß *zi* von der Sonnen- und der Mondbewegung *tibu* zu lesen ist. Doch scheint dies sonst nur ›sich er-

heben« und »gegen Jemanden in feindlicher Absicht, zum Angriff vorrücken« zu heißen, ein Ausdruck, der doch auf die Sonnen- und die Mondbewegung kaum anwendbar wäre. Uebrigens würde unsre Deutung von *zi* durchaus nicht mit älteren babylonischen Anschauungen im Widerspruch stehn. Denn die Sonne wird ja nach diesen auf einem Wagen durch den Himmel gefahren und auf einem Kahn durch das Weltmeer. S. zu letzterer Vorstellung die Darstellung auf einem Siegelcylinder bei Delitzsch, Babel und Bibel p. 49, die Delitzsch aber mißverstanden hat. Zu *diku* von Göttern gebraucht, die in ihren Schreinen vorwärts bewegt (!) werden, s. die Stellen bei Delitzsch, Handw p. 216. — *TAB* = »addieren« ist natürlich *ussupu* oder *ruddu*, *LAL* = »subtrahieren« jedenfalls nicht *maṣu* (= gering, niedrig sein), sondern vielleicht *muṣṣu* zu transskribieren (gegen p. 77 etc.). — Gewiß kann, gegen Kugler p. 136, keine Rede davon sein, daß ein Zeichen und zwar Lautzeichen für das copulative *u* für *TAB* mit der Bedeutung »zunehmen« eintreten kann. — An den Transskriptionen und Uebersetzungen auf p. 142 ff. p. 160 usw., die an den Scharfsinn Kuglers große Anforderungen stellten und deren Originale auch für den Assyriologen, der sich die Resultate Kuglers angeeignet hat, noch in vielen Punkten rätselhaft bleiben, ließe sich Allerlei berichtigen. So ist z. B. statt *Epiš eribu* in [Z. 20] auf p. 142 = »zu bestimmen den Untergang« gewiß gegen Kugler p. 143 Anm. 1 *ipīšu(šu)* zu lesen, wie auf p. 146 in [Z. 32] *itti-šu* = »dazu« statt *itti eribu*. — Wenn mir nicht Kugler erklärt hätte, daß in [Z. 20] und an parallelen Stellen ein *šaru ana šari* = »von Saros zu Saros« unangebracht wäre, würde ich so, statt mit ihm *arḫu ana arḫi* = »von Monat zu Monat« lesen. Aber das von Kugler *arḫu* gelesene Zeichen sieht ganz und gar nicht nach dem Ideogramm für *arḫu* aus. — *libbū* in [Z. 21] ibidem etc. dürfte sicherlich »sobald als« statt »Grenze« oder »Grenzpunkt« bedeuten — vgl. zu *libbū* für *ina libbi* die Achämenideninschriften, wo es vielleicht dasselbe wie in unsern Texten bedeutet; auch *istū* bei Reisner, Hymnen No. 56 Z. 15 — und *mat-gir*¹⁾ in [Z. 21] ibidem etc. *takaššad(ad)*, also *libbū ša kabaltu takaššad* (für *takaššadu*) »sobald du die Mitte erreichst«. — Nach p. 150 oben und p. 156 deutet *BAT* den Ausfall einer Finsternis an, *RIM* das Eintreffen. Wie aber *BAT* und *RIM* das ausdrücken sollen (vgl. übrigens p. 154 u.), ist schwer zu ersehen. Sollte vielleicht überall statt *BAT NU* = »nicht« zu lesen sein?? Und sollte *RIM*, sonst auch = *b-'š, ibāš* zu lesen sein, dies nun aber nicht zu

1) So ist wohl auch in [Z. 16] auf p. 160 statt *SIX-GIR-TAB* zu lesen, was auch Kugler vermutet, aber Strassmaier bestritten hat.

b'-š gehören, sondern für *ibaši* = »tritt ein, wird sein« stehn?? Dgl. Ideogrammverwechslungen wären ja in diesen späten Tafeln durchaus nicht auffallend.

Ob sich nicht eine korrektere Transskription für die Namen der babylonischen Tierkreisbilder einführen ließe? Kugler giebt sie (s. p. 76) in folgender Weise wieder: *ku*, *te*, *mašu*, *pulukku*, *arû*, *šerû*, *zibânitu*, *agrabu*, *PA*, *enzu*, *GU*, *nûnu*. Für *ku* habe ich seinerzeit die Lesung *ku[sarikku]* vorgeschlagen, die sogar von einem Gelehrten acceptiert worden ist, der mir sonst weit öfter widerspricht als bestimmt. Aber so sicher es ist, daß *kusarikku* ein dem Widder ähnliches Tier bezeichnet (s. Keilinschr. Bibl. VI p. 311 f.), falls nicht etwa eine Ziegenart, so sicher ist es jetzt, wo wir für *xv* die Variante (*amîlu*) *KU-MAL* haben (vgl. auch III R 53, 22), daß *agru* = »Mietling« die Lesung des Zeichens ist. Von einem Widder im babylonischen Tierkreis wissen wir also nichts ganz Sicheres. Doch vergleiche m. Kosmologie p. 60 ff. Möglich, daß zu dem »Mietling« so gut ein »Widder« gehört, wie zur Aehre nach Z. f. Assy. VII p. 225 ein *ik-kar* (?) *ša šir'i* d. i. »ein Landmann der Aehre«. Vgl. KB. VI, I. 68 Z. 8 (*a-gir šini* = »Mietling des Kleinviehs«) und hierzu Johannes 10, 12. — Statt *te* ist, wegen der Variante *ti/-ti* jedenfalls, wie man auch schon gesehen hat, *mulmullu* zu lesen, = »Pfeil« (Keilinschr. Bibl. VI, I p. 327 f.). Nach VR 46, 26 ist dieser Stern, Alkyone, eine Waffe in der Hand Marduks und darum (s. bereits m. Kosmologie p. 152) gewiß der Pfeil, mit dem Marduk die Tiāmat tötete, sei es nun, daß der Ort der Alkyone als die Stelle galt, wo Tiāmat der tödtliche Pfeil traf, sei es, daß man sich den Pfeil am Himmel von Marduk gehalten, also ihn selbst in der Nähe der Alkyone dachte, sei es, daß der Ort des Pfeils keine Beziehung zum Tiāmat-Kampfe hat. Nun befindet sich östlich von den Plejaden am babylonischen Himmel ein Wagen (s. Epping in Z. f. Assy. VII p. 224) und nördlich von dessen Ort unser Fuhrmann. Marduk steht und fährt beim Kampfe gegen die Tiāmat auf einem Wagen. Es scheint daher höchst erwägenswert, ob nicht der Wagen im Stier dieser Wagen des Marduk, der Fuhrmann dieser selbst sein soll. Westlich von diesen beiden hätte dann die Tiāmat beim Kampfe gestanden, nämlich dort, wo jetzt ihre Tiere am Himmel stehn, in der Tiāmat-, der Wasser- und Wintergegend des Himmels. Wenn aber der Fuhrmann Marduk und der Wagen sein Wagen ist, dann ist der Pfeil in den Plejaden schon deshalb sein Pfeil, kann aber dann nicht von ihm gehalten werden, sondern wird wohl im Bauche der Tiāmat stecken. Der Pfeil des Lichtgottes, und speciell Früh- und Frühjahrslichtgottes Marduk ist sein Licht, ein Lichtstrahl. Aus der

Tiāmat wurden Himmel und Erde gemacht, aus ihrem gewölbten Bauche der Himmel, aus dem flacheren Rücken die Erde. Die Stelle, wo die Tiāmat vom Pfeil Marduks getroffen ward, ist also die Stelle am Horizonte, wo bei der Weltschöpfung oder besser -bildung das Licht in die Welt hereinbrach, also, da diese Weltbildung nach dem Vorbilde des täglichen und alljährlichen Wiedererscheinens des Lichtes gedacht ist, die Stelle am Fixsternhimmel, wo einmal zu Frühlingsanfang am Morgen das Licht zuerst erschien. Daraus ergibt sich wohl, daß die babylonische Benennung der Alkyone, nämlich »Pfeil«, auf eine Zeit zurückgeht, zu der die Sonne zu Frühlingsanfang noch nicht westlich von den Plejaden stand, vielleicht aber gar auf eine Zeit, da diese zu Frühlingsanfang heliakisch aufgingen. All' dies läßt sich aus einer richtigen Lesung von $ri = \eta$ in den Plejaden folgern. — Für den Singular *mašu* ist der Plural *maši* oder *tuāmi* zu lesen. — Wenn sich auch mittlerweile meine Vermutung, daß *UR-GU-LA* eine Bezeichnung des Löwen im Tierkreise ist (Kosmologie p. 66), bestätigt hat, so bleibt doch meine Lesung *A[rū]* für das diesen ebenfalls andeutende *Λ* so lange hypothetisch, als ein *arū* mit der Bedeutung »Löwe« im Assyrischen nicht wirklich nachgewiesen ist. — Statt *šerū* »Aehre« ist *šir'u* oder *abšinu* zu lesen. Ein Synonym von Letzterem dürfte *išinnu* sein mit dem Ideogramm *PA-ŠI* = »Korn-Zweig« (s. Reisner, Hymnen p. 73, 5 f. und Haupt, A. S. K. T. p. 124, 20 f.). Möglich daher, daß statt *abšinu* = sumer. *abšín* vielmehr *iššinu* zu lesen ist. Dazu wäre dann wohl auch sumer. *iššu* = »Aehre« zu stellen. Nebenbei sei bemerkt, daß die babylonische Aehre am Himmel mit Wurzel gedacht ist. Das ergibt sich aus Z. f. Assyr. VII p. 225 (*šur-ši* (!) *šir'i* oder *abšini*) vgl. mit III R 57, 34 (*šuruš šir'i* oder *abšini*). — Für *PIR*, das Ideogramm des siebenten Tierkreisbildes, kommt vielleicht eher als eine Lesung *zibāntu* = »Wage« als solche *gišrinnu* = »Wagebalken« in Betracht. Dies ist wenigstens eine gesicherte Bedeutung von *PIR*. Beachte das mandäische קאריא = »Wagebalken« für das siebente Tierkreisbild. — Ob das Ideogramm für das 10te, statt vielleicht *urīšu* = »Zicklein« wirklich *inzu* = »Ziege« gelesen werden darf, muß noch in der Schwebe bleiben.

Hiernach wären die Namen »der« 12 »Tierkreisbilder« in dem Text auf p. 76 so zu lesen: *Agru*, *Mulmullu*, *Māši* oder wohl besser *Tuāmi*, *Pulukku*, *A* (= ?), *Šir'u* oder *Abšinu* bez. *iššinu*, *Zibāntu* falls nicht besser *Gišrinnu*, *Akrabu* bez. *Zuḫakipu*, *PA* für *PA-BIL-SAG* (= ?), *Urīšu* (oder *Īnzu*?), *GU* für *GU-LA* bez. *MUL-GU-LA*, *Nūnu*.

Wir können von dem Kuglerschen Werke nicht scheiden, ohne

ihm nochmals unsre bewundernde Anerkennung zu zollen. Von seinen in Zukunft zu erwartenden und bereits angekündigten weiteren Untersuchungen läßt sich mit Bestimmtheit eine fernere gewaltige Förderung unseres Verständnisses der astronomischen Literatur der Babylonier erhoffen, wie zur Zeit nur er sie leisten kann. Möge er uns nicht zu lange harren lassen!

Marburg.

P. Jensen.

Robert, C., Studien zur Ilias, mit Beiträgen von F. Bechtel. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1901. VIII, 591 S. Ladenpreis 16 M.

Das unendliche Problem der homerischen Frage kann nur, von unendlich vielen Seiten angegriffen, seiner Lösung näher kommen. Haben die einen Wege, z. T. von vielen immer wieder betreten und oft ein gutes Stück weiter gelichtet, einmal doch zu bestimmten Grenzen geführt, so tritt wohl zeitweilig ein Stillstand ein, bis sich durch eine unerwartet große Entdeckung eine neue Bahn erschließt, auf der die Arbeit von frischem vorwärts dringt. So tritt nach längerer Zeit das Iliasproblem, und zwar in seiner Totalität, in Roberts Studien zur Ilias wieder vor uns. Ein Buch, bezeichnend für seinen Verfasser wie für den Stand der Forschung. Denn es wäre wohl kaum von einem andern unter den Archäologen heute zu erwarten gewesen als eben von Robert, kraft seiner tiefgegründeten Neigung zu philologischen Untersuchungen und kraft seiner ganzen seitherigen Lebensarbeit. Und ebenso ist es eine bezeichnende Etappe der Homerforschung. Zum ersten Male tritt die Archäologie mitbestimmend ein in die Arbeit an der Lösung der homerischen Frage selbst. Thatsächlich war das bis dahin nicht geschehen. Von der bescheidenen Ansicht der Chorizonten bis zu der immer complicierteren Forschung der letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts gehörte die homerische Frage lediglich den Philologen. Als Helbig zuerst in umfassender Weise das Epos durch die Denkmäler zu erläutern versuchte, entnahm er, in der 2. Auflage, den homerischen Untersuchungen von Wilamowitz nur das gute Recht, die Denkmäler aus verschiedenen Jahrhunderten und von verschiedenen Kulturstufen zur Erklärung heranzuziehen. Die wunderbaren Funde der mykenischen Kultur, die sich in ihren Hauptstätten in Griechenland schon erschlossen hatte, wurden hier bereits mit vorsichtiger Kritik benutzt und vieles gesagt, was sich uns heute nur bestätigt. Aber

daß daraufhin umgekehrt die Denkmäler nun auch zur Beantwortung der Frage nach der Genesis der Epen, um deren Lösung man sich so heiß bemühte, entsprechend herangezogen worden wären, könnte man nicht behaupten. Die Freude am Palast von Tiryns hat doch zu mancher übereilten Homererklärung geführt und Schliemanns starker Erfolg auf Hissarlik hat in Sachen Homers nicht immer klärend und wahrhaft fördernd gewirkt.

Daß aber auch die rechte Zeit für die Ausnützung der Denkmäler für die Homerkritik damals noch nicht gekommen war, weiß, wer die Fortschritte überdenkt, die unsere Erkenntnis der archaischen Kunst und der mykenischen Kultur von 1886—1894 gemacht hat. Man erinnere sich nur der Datierung der mykenischen Blütezeit, der 6. Stadt auf Hissarlik. Da erschien 1894 Reichels Buch — nur wenige Monate fehlten zur Jahrhundertfeier der Prolegomena ad Homerum. Man hat es mit Recht eine wissenschaftliche That genannt. Der direkte Zusammenhang des Epos mit der mykenischen Kultur war von nun an nicht mehr abzuleugnen, und so leidenschaftlich auch die Debatten folgten, ein Eckstein war durch dieses Buch gelegt. Die mykenischen Altertümer konnte nicht mehr umgehen, wer auf die Grundfragen der Homerkritik Antwort suchte. Roberts Studien sind auf Reichels Werk gebaut, und wir, die wir ihm für die Worte dankbar sind, mit denen er sie eingeleitet, haben nur zu beklagen, daß er sie nicht dem Lebenden hat in die Hand legen dürfen.

Reichel hatte das Verständnis der homerischen Kultur in weitestem Umfang in den mykenischen Altertümern gesucht, »nicht bloß hie und da, wenn es gerade zu passen scheint, sondern überhaupt und grundsätzlich«. Kühn und unbeirrt durch andere, philologische »Beobachtungsreihen« hatte er seine Gedanken entwickelt. Gewiß war das zunächst der rechte Weg. Gerade in dieser starken, dem Verfasser bewußten Einseitigkeit haben diese Gedanken sich so stark auch durchgesetzt. Daß die philologische Kritik berichtigend eingreifen werde und müsse, hat er selbst am wenigsten verkannt. Aber die Kritik, die kam, hat ihn in seiner Ueberzeugung lediglich bestärkt. In der nachgelassenen Bearbeitung, von Heberdey uns jetzt dargeboten, ist er auf seinem Weg nur weiter gegangen, auch da natürlich nicht ohne neuen fruchtbaren Ertrag. So konnte aber die philologische Forschung — mochte man seinem Vorgehen, das in feiner Analyse den Denkmälern ihre Geheimnisse abrang, eine ungeahnte Vertiefung unsrer Erkenntnis des Mykenischen noch mehr als Homers verdanken, — doch nicht mit ihm paktieren, ganz einerlei, ob sie in den Epen den Niederschlag von Jahrhunderten erkannte — dann konnten nicht mykenische Vorstellungen so unter-

schiedslos und einheitlich überall zu Grunde liegen, — oder ob sie gar an die Einheit der Dichtung glaubte — dann wäre in ihr erst recht kein Raum für die Kultur des 2. Jahrtausends gewesen.

Freilich, gegen diesen Glauben hatte Reichels Buch, wenn es noch nötig war, entschieden gezeugt. Eine Verständigung war nur mit der anderen Anschauung möglich, aber auch da nicht ohne Kampf und Verzicht auf beiden Seiten. Ein Forscher mußte den Mut haben, mit der Waffe, die in einer nichtphilologischen Schmiede so schneidig geschaffen war, den vielgeprüften Leib der Ilias von neuem anzugehen. Und er mußte bereit und imstande sein, die Waffe umzuschmieden, daß sie vielseitigerer Forderung entsprach; denn es galt, war die Entwicklungstheorie auf rechtem Weg, nicht allein mykenische Angriffe zu parieren. Robert hat diesen Mut gehabt. Er hat, nicht weniger kühn als Reichel, eine Iliasanalyse auf Grund hoplistischer Kriterien unternommen — mit gutem Recht bei einer Dichtung, die von Anfang bis zu Ende immer von Kampf und Waffen singt. Aber es steht in seinen Studien auch ein großes Kapitel über die Waffen voran, die Auseinandersetzung mit Reichels radikaler Theorie.

Es ist selbstverständlich, daß auch er vom Schild ausgeht und hier zuerst Reichels Ansicht modifiziert. Er zeigt, daß nicht alle Epitheta sich der Vorstellung vom mykenischen Turmschild anpassen, daß der Schild vielfach gefaßt, getragen, zur Parade verwendet werde, wie es bei jenem nicht möglich wäre, daß in solchen Fällen mithin eine andere Anschauung zu Grunde liegen müsse. Reichel selbst hatte mit der Hypothese von der Panzerinterpolation eine Stelle angegeben, wo die Kritik einsetzen konnte. War diese durchgehende Interpolation des $\theta\acute{o}\rho\eta\varsigma$, der die mykenische Bewaffnung zur jonischen Panoplie umstempeln sollte, schon manchem bedenklich erschienen, so zeigt jetzt Robert, daß sie zwar vereinzelt anzunehmen sei, daß aber die jonische Bronzerüstung, die Panoplie mit Panzer, Visierhelm und Rundschild viel öfter im Epos und vielfach da nachweisbar ist, wo Reichel für mykenische Waffen eingetreten war. Er zeigt es an den Beiwörtern, der Handhabung der einzelnen Waffen beim Rüsten, beim Angriff und im Kampfe, in den verschiedenen Möglichkeiten der Verwundung, in fast allen Hauptsachen in sehr einleuchtender Interpretation. Schon dieses erste Kapitel ergibt den Schluß: wo die volle Vorstellung mykenischer Waffen herrscht, haben wir es gewiß mit älteren und ältesten Dichtungen zu thun, während die jonische Panoplie für jüngere Entstehung bürgt. Ein Haupterfordernis, um die Waffen als Kriterium in die Analyse einzuführen, war damit erfüllt: das kritische Instrument, von Reichel

noch als geschlossenes Ganzes betrachtet, war aufgelöst in eine zeitlich bestimmbare Abfolge von Einzelercheinungen.

An deren Hand hat Robert eine neue Analyse der Ilias versucht. Was er uns vorlegt, ist aber viel mehr. Einer Analyse allein durch die Waffen wären doch zu enge Grenzen gesteckt. Vollzieht sich mit ihrer Hilfe an manchen Stellen die Scheidung einfach, liefern sie in anderen Partien wenigstens die Grundlage für eine erste elementare Zerlegung der Teile, so versagen doch manche hoplistischen Termini und Formeln für die Entscheidung ganz (z. B. bei *τεβχσα*, *ἐντεα*, Verwundungen *κατὰ λαπαρῆν*, am Halse). Auch der Nachweis eines Uebergangsstadiums, einer spätmykenischen Bewaffnung mit Lederkoller und ovalem Telamonschild, kann nur in wenigen Fällen ausgenutzt werden — wie ich glaube, etwas anders als Robert will (s. u.). Nicht alle Partien mit mykenischer Bewaffnung sind gleicher Art und lassen sich unter demselben Urteil vereinigen (z. B. M und K, s. u.). Und wie weit ist die Umgebung solcher Stellen, in der Waffen oft gar keine Rolle spielen oder in indifferenten Ausdrücken erscheinen, noch hinzuzuziehen oder abzusondern? Wo ist in solchem Fall der Schnitt zu machen? Solche und andere Fragen fordern andere Mittel der Lösung. Deshalb muß zu dem archäologischen Kriterium vor allem noch das sprachliche hinzutreten, das naturgemäß in unendlich viel mehr Fällen entscheiden kann. Es sind bekannte Dinge, an die Robert uns erinnert. Durch sie scheidet sich die Sprachform der Ilias in zwei große Gruppen. Die weit- aus größere Masse unserer Ilias ist durchsetzt von feststehenden Jonismen (Iterativformen, Vernachlässigung des Digamma, unerlaubte Hiäte, verkürzte Dative, Contraktionen, jonische Namensformen, *ἐς* statt *εἰς*, *ἔν* für *ἐν*). Der kleinere Teil der Ilias zeigt dagegen eine Sprache, die von den charakteristischen Eigentümlichkeiten des späteren jonischen Dialektes völlig frei ist. Allerdings muß diese Freiheit eventuell erst durch eine Aenderung des Textes gewonnen werden, und von mancher Seite wird Robert sicherlich das Recht bestritten werden, selbst da die Jonismen zu tilgen, wo sie sich leicht corrigieren oder ausscheiden lassen, auch wenn es in letzterem Falle stets zum Vorteil des Textes geschieht. Ist ein solcher Eingriff in den Text aber wirklich so willkürlich und eigenmächtig? Gewiß, sofern man für jeden Fall behaupten wollte, daß so und nicht anders die Worte gelaute haben müßten. Robert drückt sich aber vielfach sehr vorsichtig aus und will seine Vorschläge mit allem Vorbehalt gegeben wissen. Denn es ist in Wahrheit unmöglich, die Geschichte des Textes bis in die einzelnen Verse hinein zu verfolgen, da der Text ein absolut fluctuierender gewesen ist. Des-

halb kann er doch den Text von Naucks Recensio (und gerade diese, denke ich) zu Grunde legen, und eben jene Auffassung, zu der die Textgeschichte notwendig führen muß, berechtigt ihn zu seinem Verfahren. Es handelt sich ja nicht allein um die Wandlungen, welche die Arbeit der antiken Gelehrsamkeit am Homertext verursacht hat. Was dieser verhältnismäßig spät, unter den Händen der alten Gelehrten erfuhr, ist doch gering im Vergleich zu den Schicksalen, die ihm die Homeriden selbst bereitet hatten. Was aus dieser leidensreichsten Zeit allein an Varianten sich in die spätere Ueberlieferung gerettet hat, beweist so evident die eigenmächtige Arbeit der Rhapsoden, daß dem, der in diese Zeiten rückwärts dringt, das Recht wohl nicht zu bestreiten ist, auch oft da an eine Verdrängung älterer Fassung zu glauben, wo keine Variante (wie E 797 H 385 Ψ 272. 658) es ihm direkt verrät, und, wenn auch hypothetisch, jene ältere Fassung herzustellen. Auf den ersten Blick erscheinen solche Versuche wohl gewagt und allzu compliciert — aber stellen wir uns denn die Genesis der Epen nicht immer noch viel zu einfach und gradlinig vor? Der Widerstand, den sie unsrer Erkenntnis bieten, der ganz nie überwunden werden wird, führt zur gegenteiligen Auffassung.

Wird man Roberts Aenderungen und Substitutionen im einzelnen Fall zu prüfen haben und dabei, wie er es selbst erwartet, häufig nicht ohne Fragezeichen auskommen, so ändert das doch an der Berechtigung des Verfahrens nichts, und wir dürfen ihm auf seinem Wege folgen.

Die dialektische Scheidung bringt ihm zweierlei Vorteil. Einmal ergibt sich, daß in den von Jonismen freien (oder leicht zu befreienden) Iliaspartigen gerade die ältere, mykenische Bewaffnung noch lebendig ist, wodurch der Analyse nach hoplistischen Kriterien die erste Bestätigung erwächst. Und außerdem lassen sich gerade diese Partien ohne ›Schwierigkeit in äolischen Dialekt übertragen‹, und unterstützen durch diese Eigenschaft das Indicium höheren Alters, das schon aus der Art der Bewaffnung zu folgern war.

Robert beschränkt sich nun nicht darauf, auf der Grundlage dieser bedeutungsvoll erscheinenden Uebereinstimmung die ältesten Bestandteile unsrer Ilias aufzusuchen und zu einer ›präsumptiven Urilias‹ zu vereinigen, sondern er wagt den kühnen Schritt, dieser Urilias auch ihre präsumptive ursprüngliche Sprachform zurückzugeben. Ficks Theorie lebt wieder auf, von Friedrich Bechtel, dessen Zustimmung und Mitarbeiterschaft Robert sich zu erfreuen hatte, in einem Exkurs (S. 258—65) vertreten und begründet, und mit Stansen lesen wir dann über 2000 Verse der Urilias in äolischem Dialekt.

Allerdings hält Robert an dem hypothetischen Charakter dieser Uebertragung fest (S. 371 »vielleicht ursprünglich in ä. D.«). Aber können wir selbst diese Möglichkeit als solche unbeanstandet bestehen lassen? Die Entscheidung liegt nicht so einfach wie bei Ficks Aeolisierung der Ilias, die lediglich als »Experiment« zu betrachten war und schon an der Ausdehnung über das ganze Epos scheitern mußte. Hier dagegen wird das Recht der Uebertragung ausdrücklich nur für die allerältesten Partien beansprucht und da erscheint dieser Anspruch auf den ersten Blick wohl begründet. Denn wir teilen rückhaltlos die Anschauung, daß »die Mischung äolischer und jonischer Formen nicht ein mit dem epischen Stile von Anfang an unlösbar verbundenes Kunstmittel« gewesen sei. Wir können diese epische Kunstsprache wirklich verstehen nur als Ergebnis eines historischen Processes, während man sich vergeblich bemüht den Zweck zu finden und zu begreifen, dem ein erst künstlich, durch absichtliche Dialektmischung konstruiertes Sprachmosaik hätte dienen sollen. Da das Aeolische also das ältere Element der epischen Sprache ist, weshalb sollte man wenigstens in einer »Urilies« es nicht wiederherzustellen suchen?

Die leichte Uebersetzbarkeit so mancher Iliasstücke scheint einer solchen Schlußfolgerung sehr günstig. Und doch wird man auch gegenüber der gelehrten Leistung, die uns hier geboten wird, nicht von Zweifeln loskommen und sich immer wieder fragen, ob wirklich noch innerhalb auch der ältesten, in unsrer Ilias greifbaren Schicht die reinäolische Sprachform zu erreichen sei. Man muß sich den Proceß, der sich in diesem Fall vollzogen haben mußte, einmal klar vergegenwärtigen. Drei Stadien werden unterschieden. Erstens die äolische und jonische Elemente mischende Kunstsprache, die jüngste, spezifisch »jonische« Form des Epos; der größte Teil der Ilias ist darin gedichtet. Zweitens der äolische Dialekt, in dem die Urilies »vielleicht« ursprünglich abgefaßt war. Drittens ein Zwischenstadium, das in einzelnen größeren Partien unsrer Ilias noch vorliegt, eine Sprache einerseits noch von Jonismen frei und andererseits eben doch nicht mehr äolisch. Denn die präsumptive äolische Urform soll hier ja bereits Wort für Wort, ja fast Silbe für Silbe abgeändert sein. Es handelt sich nicht um eine organische Weiterentwicklung, sondern um einen unvermittelten, einmaligen Proceß, eine Uebertragung, die nur Sinn hat für ein Gebiet, wo jene ursprüngliche Sprachform nicht galt oder nicht verstanden wurde, also die Uebertragung in einen andern Dialekt. Wie haben wir dieses zweite Stadium zu verstehen? Es ist nicht etwa lediglich die Form, die die äolische Urilies empfing, als sie von den jonischen Homeriden zur Bearbeitung und Er-

weiterung übernommen wurde, wobei diese Bearbeiter sich nur enthalten hätten in den Stücken, die sie aus der *Uriliad* unverändert in ihren Dialekt übernahmen, ihre spezifischen Jonismen einzumischen. Vielmehr erkennt Robert selbst dieser nicht mehr äolischen und noch nicht jonisierten Sprache ein Eigenleben zu. In ihr besteht die *Uriliad* zunächst weiter, ohne alsbald eine Redaktion zu erfahren, in ihr muß sie sich auch neben den jonisierenden Redaktionen noch lange erhalten haben. Das wenigstens ist die Voraussetzung für Roberts Erklärung des *M*, die wir uns deshalb kurz vergegenwärtigen müssen. Ueber diesen Gesang kommt er zu folgendem Resultat: der »sehr begabte Verfasser« dieses Liedes — eines Einzelliedes, wie Robert, Lachmann (Betr. 45 f.) folgend, überzeugend S. 153 darlegt — »kennt aus eigener Anschauung nur jonische Bewaffnung« und pflegt in der »jonischen Kunstsprache« zu dichten. »Aber er will im Stil der *Uriliad* schreiben und mykenische Bewaffnung schildern« (S. 152). Er versucht also zu archaisieren. Daher die »langen Strecken, die sich ohne Weiteres in das Aeolische umsetzen lassen« —, ohne daß es doch möglich wäre diese Partien aus dem in Stil und Handlung durchaus einheitlichen Gedicht als alt und »mykenisch« wirklich auszusondern (S. 151). Dieses Archaisieren kann man nur so verstehen, daß die von Jonismen noch freie Sprache (für die die leichte Uebersetzbarkeit ins Aeolische charakteristisch erscheint) dem Dichter des *M* als ein vollgültiges älteres Stadium der epischen Sprache galt und daß z. B. die *Uriliad* in dieser Sprachform und nicht auch in ihrer alten unveränderten Gestalt ihm noch bekannt war. — Der Text dieses zweiten Stadiums der epischen Sprache ist es, in den (nach unzweifelhaft richtiger Annahme) »die Jonismen erst während der Pflege des Heldengesangs durch die Jonier Eingang gefunden haben« (S. 259). Ein Gegensatz dieses Textes zum Jonischen ist demnach immer noch vorhanden. Ja wir sehen noch, daß, obwohl er in diesem Stadium sich der äolischen Dialektfärbung bereits entäußert hatte, er dennoch nach seiner Aufnahme in die Dichtung mit jonisierender Kunstsprache der Repräsentant des äolischen Elementes dem jonischen gegenüber bleibt. Also nicht mehr »äolischer Dialekt« und doch noch so sehr »äolisch«! — Wie könnte die eigentümliche Zwischenstellung dieser Sprachform zu Stande gekommen sein? Man müßte sich die Sache wohl so vorstellen: zugegeben, die *Uriliad* war in der von Robert und Bechtel hypothetisch rekonstruierten äolischen Gestalt einmal vorhanden. Dieses Epos wird von anders sprechenden Leuten übernommen, einfach, ohne Änderungen, so wie es war. Nur lautet und klingt es in deren Munde anders, d. h. eben so wie wir es in den von Robert bezeich-

neten älteren Teilen unsrer Ilias noch lesen. Auf solche Weise wäre das äolische Sprachgut in den Besitz von Nichtäolern übergegangen ohne seinen äolischen Grundcharakter zu verlieren. Waren diese Leute nun schon Jonier? Eine Antwort auf diese Frage giebt am besten der nun folgende weitere Verlauf. Das Epos in dieser dialektisch neuen Fassung wurde von den Joniern übernommen. Sie versuchten die Sprache dieses Epos zum Werkzeug für eigene Dichtungen zu machen, wobei es unausbleiblich war, daß sie Worte, Wendungen und Konstruktionen der eigenen Redeweise einzumischen sich bestrebten. War ihnen dies gelungen, so konnten sie nicht nur jene Urilias erweitern durch Zusätze oder Einfügung ganzer, teilweise erst selbständig gedachter Lieder, sondern sie konnten auch am eigenen Text der Urilias sprachliche Veränderungen vornehmen, leichtere ›Substitutionen‹, die sich vielleicht noch aufdecken und beseitigen lassen, oder sie konnten endlich ganze Abschnitte, wie man gesagt hat, ins Jonische umdichten, so daß sich der ursprüngliche Text der Vorlage nicht mehr zurückgewinnen läßt (z. B. Ξ 425—522, O 1—159, S. 146). Aber — und das ist bezeichnend — die Sprache dieses ursprünglichen Textes war ihnen trotz jenem Gegensatz doch schon so mundgerecht, daß sie ganze große Partien desselben gänzlich unverändert inmitten ihrer Bearbeitungen stehen lassen konnten. Dann läßt sich aber ihre Entstehung nicht ohne nähere oder nächste Beziehung zum jonischen Sprachbereich verstehen.

Immerhin bliebe die Leistung der Jonier und ihrer unmittelbaren Vorgänger hinsichtlich der sprachlichen Form recht gering. Die wichtigsten Ausdrucksmittel epischer Dichtung wären ihnen sozusagen in den Schoß gefallen. Auch das Versmaß hätten sie schon völlig ausgebildet übernommen. Denn es ist unbedingte Voraussetzung für Bechtels Uebertragung, daß der Hexameter schon im Aeolischen dieselbe Gestalt, dieselben Gesetze gehabt hätte wie in unsrer Ilias, daß demnach dem jonischen Dialekt sowie dem reineren Dialekt der Urilias das ›äolische‹ Metrum gar keine Schwierigkeiten bereitet hätte. Trennt man aber mit einer solchen Voraussetzung den nicht zu bestreitenden Entwicklungsproceß, dessen Resultat der epische Kunstvers ist, nicht mit Unrecht von demjenigen der Sprache? Müßte man nicht die zwingenden Gründe, die einen solchen Proceß innerhalb der äolischen Epoche veranlaßt hätten, erst nachweisen? Denn es liegt zunächst doch näher, zu fragen, ob hier nicht etwa Anpassungsbestrebungen mitgewirkt haben, wie sie überall begegnen, wo eine lokal begrenzte Uebung eintritt in einen anderen fremden Bereich; hier also, ob nicht eine ältere der äolischen Sprache homogene Versform Wandlungen habe erfahren, Concessionen habe machen müssen,

als ein anderer Dialekt sie sich aneignen wollte, dessen Sprachformen nicht immer die gleichen metrischen Werte hatten? Kurz, sah der Vers des äolischen Epos nicht doch anders aus als der homerische Hexameter? Doch ich kann hier, einer vor langen Jahren erhaltenen Anregung folgend, nur andeuten; kompetentere Richter haben in dieser Sache das Wort¹⁾. Wenn aber solche Bedenken sich wirklich erfolgreich geltend machen lassen, dann ist es allerdings ausgeschlossen, daß wir die ursprüngliche äolische Fassung der *Urilias* wiedergewinnen könnten.

Trotzdem könnte man an der Möglichkeit festhalten wollen, daß auch die *Urilias* schon in äolischen Versen existiert habe. Wenn wir sie erst in einer sprachlich und metrisch jüngeren, entwickelteren Form vor uns sehen, so brauchte das ältere Lied darum doch weder an Umfang noch an Inhalt eine Aenderung erfahren zu haben. Es fragt sich nur, ob nicht die übrige Entwicklungsgeschichte des Epos auch dagegen Einsprache erhebt, ja ob nicht sogar wichtige Ergebnisse von Roberts Analyse selbst der Annahme der von ihm und Bechtel vorgeschlagenen präsumptiven äolischen Gestalt ungünstig sind.

Wir wenden uns zu diesen Ergebnissen seiner Analyse. Ich habe seither die *Urilias* als etwas Gegebenes angenommen, weil ich in der That Roberts Versuch für außerordentlich beachtenswert halten muß. Ein einheitliches Epos wird ja doch schließlich unter all den Fragmenten, Flickstücken, Einzelliedern auch noch in unsrer *Ilias* stecken. Sieghaft genug bricht der Geist einer großen hinreißenden Dichtung immer wieder durch. Aber ihrem genialen Schöpfer standen andere Dichter zur Seite, sind andere gefolgt, die auch groß waren in ihrer Weise. Darum kann nicht alles, was unvergänglich schön im homerischen Epos uns entgegenleuchtet, dem Einen zugeschrieben werden. Sachliche Kriterien, dem subjectiven Urteil möglichst unzugänglich, müssen die erste große Sichtung vollziehen helfen. Daß Robert durch die vorurteilslosere Beleuchtung von Reichels Entdeckungen in Verbindung mit den sprachlichen Indicien ein solches neues Hilfsmittel geschaffen hat, das die Untersuchung in wichtigen Punkten fördert, scheint mir gewiß. Nur in einigen wenigen Partien können mykenische Waffen zusammen mit einem von Jonismen freien Texte nicht ausreichen, die Zugehörigkeit zur ältesten Schicht (*Urilias*) zu erhärten; da überwiegen andere Bedenken. Und es ist selbstverständlich, daß bei der weiteren genaueren Durch-

1) Ich werde von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß in W. Schulzes *Quaestiones epicae* und in Solmsens diese z. T. berichtigenen Untersuchungen z. gr. Laut- und Verslehre (1901) Entscheidendes hierüber gesagt ist. Diese Fragen liegen meinen jetzigen Arbeiten zu fern, als daß ich ihnen ad hoc das gebührende Studium widmen könnte.

führung der Analyse, die bis auf den einzelnen Vers, sogar bis zum einzelnen Wort vordringen möchte, wo jene Kriterien nicht mehr weiter helfen, auch alle anderen Hilfsmittel verwertet werden, die in der Forschung bis jetzt bewährte Dienste geleistet haben. Die ausgezeichnete Beherrschung der hundertjährigen Arbeit am Homer wird man, so selten sie sich, mit Absicht, äußerlich documentiert, dennoch in keinem Teile des Buches verkennen können.

Die Patroklie ist längst als eine der empfindlichsten Partien der Ilias erkannt, die der auflösenden Kritik deutliche Fugen darbietet. Auch Roberts Analyse setzt hier ein. Patroklos fällt nicht an der Stelle, wo seine Waffen unter dem Schlage Apollons niederstürzten (II 777 ff.). Er fällt, als er in die Reihen der Genossen zurückweicht. Die Spolierung durch Hektor ist ausgeschlossen (vergl. auch S. 82 Anm.); jede Stelle, wo sie erwähnt oder vorausgesetzt ist (II 798—800, häufig im P), gehört nicht in das alte Lied. Ebenso wenig die Gestalt des Euphorbos und sein Begehrt die Leiche zu spoliieren (P 1—131 S. 78. 390)¹). Es bleibt die Frage, wessen Waffen es waren, die der Gott dem Helden nimmt. Sie sind mykenisch; denn Reichel hat S. 78 II 804 richtig beurteilt: der Panzer zerstört das ganze wuchtige Bild (S. 32). Die kunstvolle Zerlegung von Σ 1—201 (S. 87 ff.), die der Wahrheit nahe kommen wird, scheint hier glücklich einzugreifen. Achill, ohne Waffen, muß sich den Schild des Aias wünschen, da kein anderer ihm passe Σ 188/192 — dies nach einer echtmykenischen Vorstellung, also, schließt Robert, auch ein Rest des alten Liedes (S. 252 f.). Schon in der Urilias hat demnach Achill dem Freunde seine Waffen mitgegeben; so lesen wir II 64. Dazu stimmt die Rüstung des Patroklos II 132 ff. Nach der unanfechtbaren Ausscheidung des Panzers durch Reichel, der Robert in der wichtigen Besprechung des Rüstungsszenen S. 50 ff. diejenige der *κρημίδες* zufügt, legt er mykenische Waffen an. Durch Patroklos' Entwaffnung selbst waffenlos geworden muß Achilleus (in dem jetzt verdrängten Schluß des alten Epos) zu Aias' Waffen greifen. Das fordert, daß auch Aias endlich verwundet wurde — durch Hektor beim Kampfe um die Leiche (eingeleitet durch P 262—287) — damit alle starken Helden beseitigt waren, wenn nun der herrlichste der Achäer sich zum Kampf erhob. Soweit Roberts Argumentation. Ist damit dem kleinen Bruchstück des Σ, das so ›mykenisch‹ klingt, glücklich sein Geheimnis entrissen? Gerne möchte man es glauben, wenn es nicht die Frage übrig ließe: weshalb gab Achill die eigenen Waffen hin? In einer Dichtung, in der alles so sehr auf die kürzeste Formel gebracht sein soll, ist ein solcher Zug

1) Ich citiere Roberts Buch durch einfache Angabe der Seiten, Reichels *Homerische Waffen* nach der 2. Auflage.

nur dann am Platz, wenn er einen bestimmten Zweck erfüllt. Diesen suche ich umsonst ¹⁾. Eine Notwendigkeit lag nicht vor. Denn auch als Wagenlenker des Achill (S. 355) mußte Patroklos doch eine eigene vollständige Rüstung besitzen, Helm, Schild — den er auf dem Rücken trägt (S. 60) — und Schwert ²⁾. Nur die *ἄλκιμα ὄπλα* (II 139) brauchte er noch zu ergreifen. Wozu also der »Waffentausch«? Um die Troer zu schrecken und zu täuschen? Das lehnt Robert selber ab (S. 94 Anm. 2). Auch wäre es keine rühmliche Aufgabe für Patroklos gewesen, den der Dichter als einen echten Helden liebt. Zur eindrucksvollen Wirkung der Scene, in der die Waffen fallen, gehört der Gedanke nicht, daß es die des Achilleus seien. Und dann, als Hektor den Wehr- und Waffenlosen niedergeworfen hat und verhöhnt, verliert er kein Wort darüber, daß er die Waffen eines Größeren sich angemäßt habe. Auch als Achill über Hektors Fall frohlockt, erwähnt er seine Rüstung nicht: hier dient das als Bestätigung dafür, daß Hektor keine fremden, sondern die eigenen Waffen trug (S. 250). Immerhin könnten dort Hektors Worte der ursprünglichen Fassung ja verloren sein. Es bleibt doch der unbefriedigende Gedanke, daß Achill seine Waffen verlieren muß nur um die des Aias anzulegen. Ja, dann darf man doch fragen, weshalb nicht die des Patroklos, die zurückgeblieben waren? Wenn dieser stark genug war, den Schild des Stärksten der Achäer zu tragen und unter seiner Last Heldenthaten zu verrichten, so denken wir uns seine eigene Rüstung nicht weniger wuchtig und Achills nicht unwürdig. Den Conflict, den ich nicht übersehen kann, zu lösen, vermag ich nicht. Wer den Waffentausch sich nicht ohne eine Hoplopoie, die er vorbereitet hätte, denken kann und folglich für jünger als Roberts *Uriliad* hält ³⁾, für den ist wenigstens Σ 192, 93 jetzt Zeuge, daß beides noch vor der jonischen Bewaffnung Eingang fand. Nur muß er sich den ersten Eingriff in die ursprüngliche Gestalt des Epos stärker vorstellen als Robert, der vor der ersten eigentlichen Redaktion nur die Einfügung kleinerer Episoden, z. B. der Koonepisode (S. 384), annehmen möchte. Wir werden diese Frage anlässlich der Monomachie des Γ noch zu erörtern haben, — hier noch ein Wort über die Hoplopoie, wobei es sich nicht umgehen läßt, einige Ergebnisse Roberts für die weitere Entwicklungsgeschichte der Ilias schon jetzt zu berühren. Die

1) Gute Beobachtungen bei Dyroff, Würzburger Gymn.-Prgr. 1891.

2) Helm und großen Schild trägt der Wagenlenker der geometrischen Terrakotte in der *Ephemeris archäol.* 1896, 3.

3) Das einzige Wörtchen *ἐμὰ* II 64, das ihn thatsächlich einführt, hätte dann eine ursprünglichere Lesart verdrängt. II 40—42 hat Robert S. 94 mit Recht verworfen.

Hoplopoie soll erst in der 2. Ilias gestanden haben (S. 429). Nun hat gerade deren Redaktor und Dichter, wie ich Robert glaube, zuerst die jonischen Waffen, vor allem den Panzer in die Ilias eingeführt, nicht nur da, wo er selber dichtet, sondern auch als Interpolation in älteren Partien, die er übernimmt (s. u.). Der Achilleusschild ist aber, nach Roberts eigener Versicherung, in der alten Hoplopoie noch mykenisch, mit silbernem Telamon (Σ 478—480) und muß es sein, wenn Σ 192 f. dazu gehört; oder er ist, wenn wir uns ganz vorsichtig ausdrücken wollen, jedenfalls noch kein Bügelschild. Ihr Dichter muß deshalb, weil er mit jenem Redaktor identisch sein soll und weil Σ 610 der Panzer genannt ist, archaisiert haben (S. 14). Mir ist das nicht wahrscheinlich. Gerade zu diesem Redaktor, der principiell und systematisch eine neue Rüstungsart vertritt, will ein solches Archaisieren, also ein tendenziöses Zurückgreifen auf alte Waffenformen, die er ja doch verdrängen will, nicht passen. Die Möglichkeit, daß er vielmehr eine ältere Darstellung übernommen habe, läßt sich im Hinblick auf die ganze Art seiner Redaktion nicht bestreiten. Wie er an das Uebernommene mit seinen Worten anknüpft und dabei sofort Panzer und Visierhelm einführt, lesen wir v. 610 ff. Es ist dasselbe Verfahren, wie wenn er auch in übernommenen Kampfscenen hinter dem mykenischen Schild der jonischen *θώραξ* einschiebt. Ich irre also vielleicht nicht, wenn ich in dieser Stelle Σ 478—480 ein weiteres Zeugnis dafür erkenne, daß die Hoplopoie noch vor der ersten jonischen Redaktion in die Ilias kam. Leider wird damit für die berühmte Schildbeschreibung nichts gewonnen. Robert will sie sogar erst seiner 2. Redaktion (3. Ilias) zuweisen (S. 477. 539). Aber es fragt sich, ob seine kunstvolle Argumentation sich nicht durchbrechen läßt.

Diese geht davon aus, daß der Ueberarbeiter der alten Aineiasepisode, der dies alte Lied¹⁾, gänzlich umgestaltet, in das Hektor-epos brachte, Υ 264—268 z. T. in wörtlicher Anlehnung an Φ 164, 165 eingeschaltet habe, was ich nicht bestreiten kann, und damit die Hoplopoie zur Voraussetzung gemacht habe. Die folgenden Verse 269—273 aber hat schon Aristarch als thörichten Erweiterungsversuch erkannt (denn die goldene Schicht hätte natürlich die

1) Beiläufig bemerkt soll dieses in seiner ursprünglichen Fassung (S. 227 ff.) lediglich deshalb älter sein als die 2. Ilias, weil es die göttliche Herkunft von Achills Waffen ausschließt (S. 538). Aber wenn dieses Einzellied wirklich so unabhängig von der *μῆνς* entstanden war, daß es »in jedem beliebigen zwischen der Landung der Griechen und dem Tod des Achilleus liegenden Zeitpunkt spielen kann« (S. 224), wer sagt uns dann, daß der Dichter nicht an einen früheren Zeitpunkt dachte und die Hoplopoie, grade weil er sie kannte, noch nicht verwerten konnte und wollte?

oberste sein müssen), und Robert hat sie aus der Abhängigkeit von Φ 134, 165 (S. 14. 539) gut erklärt. Nur frage ich, ob damit auch die fünf Schichten ihre volle Erklärung finden? Nichts steht m. E. der Annahme im Wege, daß der Redaktor die Fünffzahl eben aus der alten Hoplopoie empfang, daß diese also auch noch Σ 481, 482 enthalten habe; diese Verse sind mit nichten erst von Υ 270 abhängig. Die vier Schichten des Teukrosschildes O 479 (Uriliad, S. 327) sind hier um eine vermehrt, für das göttliche Werk keine zu phantastische Steigerung. Die Schildbeschreibung aber, die an die $\deltaαιδαλα πολλὰ$ anknüpft, bleibt doch davon getrennt, nur daß wir sie für älter halten dürfen, als Robert meint. Dem gegenüber, was er über die Disposition der Bilder S. 15 ff. ausführt, läßt sich auch Reichels erneute Behandlung nicht wohl halten. Aber auch wenn der Dichter sich einen Rundschild vorgestellt hat, müssen wir bedenken, daß die glanzvolle Technik seiner Bilder, die uns die mykenischen Dolchklingen verstehen gelehrt haben, sich bis zum hesiodeischen Schild herabvererbt haben kann¹⁾. Ist Ähnliches wenigstens für einen Teil der Typen des Bilderkreises des homerischen Schildes, — zumal im Osten — dann so unmöglich? —

Zurück zu Roberts Analyse. Nur wenige Verse können aus dem letzten Teil der Ilias der Uriliad zugewiesen werden (S. 347 ff.). Das Meiste ist jünger und aus verschiedenen Schichten. Aus Θ 437 ff. hatte Lachmann Betr. 35 geschlossen, daß der Kampf um Patroklos' Leiche erst bei den Schiffen ein Ende fand — in starkem Gegensatz zum jetzigen Zustand — und »wenn ich recht verstehe, soll sich an einem Tage der Kampf um den Leichnam und Hektors Tod begeben«. Wie Robert hierin den Hinweis auf den Schluß der Uriliad erkennt, wie er für diesen außerdem den Tod des Peliden selbst, am Abend desselben Tages zu erschließen sucht, das lese man S. 253 f. nach. Ebenso wenig kann hier die complicierte, wie ich aber wieder glauben muß, erfolgreiche Analyse der zahllosen Kampfszenen von $N-O$ auch nur andeutungsweise vorgeführt werden. Genug, daß zahlreiche Fragmente des alten Liedes, wesentlich auf hoplistische Kriterien hin nachgewiesen werden. Recht bezeichnend ist, um nur dies zu erwähnen, die Askalaphosepisode, die jetzt in zwei Stücke zerlegt ist. N 518—533 enthält die bereits von Reichel als mykenisch erwiesene $αὐλῶπις τροφάλαια$; und wenn hier eine formelhafte Verwendung der Worte an sich (ähnlich Λ 349, S. 49) nicht ganz undenkbar wäre²⁾, so sprechen doch die goldenen Wolken, unter de-

1) Studniczka, Serta Harteliana 52.

2) Die $φαλοι$ haben die mykenische Bewaffnung doch lange überlebt. Auf klazomenischen Sarkophagen hat sie Furtwängler Berl. phil. Wochenschr. 1888, 460

nen Ares weilt v. 523 — die Sitze der Götter werden erst allmählich der menschlichen Wohnung angeglichen — und die durchaus mykenische Vorstellung im zweiten Teil der Episode O 125 (Robert 136) für die Zuweisung zum alten Bestand. Zweifelhaft erscheint mir diese dagegen bei N 576—80 (S. 115). Gewiß schließt die Art der Verwundung den Visierhelm aus (S. 48). Aber die mykenische Kappe ohne Wangen- und Schläfenschutz hält sich doch zu lange¹⁾, um allein entscheiden zu können.

Hervorgehoben werden aber muß die glänzende Beseitigung des viel beanstandeten langen Tages mit dem doppelten Mittag (Λ 84, Π 777) durch die überraschende Entdeckung einer inhaltreichen Nacht, die in der Urilias zwischen den Ereignissen von Λ und N eingeschoben war —, der ich die complicierte Beweisführung nicht entgegenhalten kann. Am Abend des ersten Schlachttages (Λ 574) stellen die Achäer Vorposten aus (I 80 f. S. 127. 134), die Troer bivouakieren (Θ 485—565). Gegen Morgen findet eine Beratung der Haupthelden der Achäer statt. Aus I 8—79 Ξ 1—152 lösen sich unter Roberts Kritik Reste dieser Scene los. Die Troer versuchen einen Ueberfall — deshalb waren sie auf freiem Feld geblieben — sie nahen ἄβρομοι ἀόιαχοι (N 39—41) »lautlos und ohne Geräusch«, denn schon Apion hat diese ἀπαξ εἰρημμένα durch χωρὶς βρόμου, χωρὶς ἰαχῆς erklärt (S. 124). Da greift Poseidon ein und heißt die Achäer sich rüsten — denn die Feinde nähern sich den Schiffen und dem Meere, also seinem Reiche (Ξ 363 ff. S. 119 f.). Damit beginnt der zweite Schlachtag, der bis zum Mittag (Π 777) zu immer größerer Bedrängnis der Achäer führt, und in seiner zweiten Hälfte bis zum Abend in gewaltig sich steigernder Folge den Fall von Patroklos, Hektor und Achilleus bringen soll.

Von dem Inhalt, den Robert für den ersten Schlachtag seiner Urilias zu gewinnen sucht, hebe ich nur hervor den der ganzen Kampfweise nach echtmykenischen Zweikampf zwischen Aias und Hektor H 244 ff., der ursprünglich mitten in der Schlacht stattfand und erst von dem Bearbeiter in eine »Bestimmungsmensur« verwandelt worden ist (S. 172); ferner Hektors Gang zur Stadt, als die Achäer erfolgreich vordringen, auf den Rat des Helenos (Z 77 ff., 102 ff., 237 f., 312 ff.). Aber was er diesem (ursprünglichen) Rate folgend in Troia thun will (Z 102—118), thut er z. T. anders, z. T. überhaupt nicht. Man kann sich hier wirklich nicht mit dem aus

erkannt. Vergl. Löschke, Festschrift des Vereins von Altert.-Freunden im Rheinlande 1891, 10 f. und Anm. 3. Reichel 108.

1) Während der ganzen »geometrischen« Periode und, nachweisbar wenigstens für Athena, sogar bis in das 6. Jahrhundert (Reichel² 111).

der Tiefe des Gemütes eines und desselben Dichters geflossenen Widersprüche abfinden. Des Helenos Anweisung 87—101 und ihre Ausführung 242—311 sind unvereinbar mit jenen anderen Partien und ganz entschieden jünger. Ich stimme Robert hier um so lieber zu, als ich selbst einst bei einer ganz andersartigen Untersuchung den Schnitt nach 241 und 311 aus denselben Gründen (S. 196) habe machen müssen. »Zwei Kulturperioden treten uns hier in diesen beiden Schichten der Ilias greifbar entgegen, die ältere, wo der Königspalast die Burg krönt, in der Urilias, die jüngere¹⁾, wo der Tempel der Stadtgöttin an seine Stelle getreten ist, in der jonischen Erweiterung«. Das ist ein ganz sicheres Resultat, das übrigens auch deshalb wichtig ist, weil es nicht allein die Ausnutzung der sidonischen Gewänder für die »mykenische Frage« ausschließt, sondern weil es auch den Palast des Priamos mit den märchenhaften 62 θάλαμοι ξεστοίοι λίδιοι 244. 248 in gebührenden Abstand rückt von den prachtvollen Quaderwänden auf Knossos und Phaistos und von der schönen Ecke des Megaron E der 6. Stadt auf Hissarlik. Und man wird auch die Beseitigung des θώρηξ 322 (S. 32) um so weniger beanstanden, als gleich darauf v. 326 sich eine gewiß alte Sagenversion geltend macht:

δαίμονι' οὐ μὲν καλὰ χόλον τόνδ' ἐνθεο θυμῷ —

1) Man hat des νῆος und der σήματα λυγρὰ 168 wegen schon längst hier eine jüngere Kulturschicht vermutet (vgl. Caer, Grundfragen 170. 203). Die letzteren spielen jetzt freilich keine entscheidende Rolle mehr, nachdem die Meinung, daß es »von der Kenntnis der Schrift auch in den mykenischen Fundstätten kein Zeugnis« gäbe, durch Evans Forschungen und Finderglück erledigt ist. An einen Tempel mykenischer Zeit kann ich trotz Zahns geistreicher Interpretation des knossischen Kultbaues (Archäolog. Anzeiger 1901 S. 99) noch nicht glauben. Aber ich vermag auch mit jenen jüngeren Teilen des Z nicht bis ins 6. Jahrh. hinabzugehen und mit Dümmler und Robert (S. 194. 570. 575) gar attische Interpolation für den Bittgang der Frauen anzunehmen. Die Peplosübergabe ist kein so junger Zug (Studniczka, Beitr. z. G. d. gr. Tracht 136) und der Palladionstypus schließt nicht aus, daß der Dichter dieser Verse ein Sitzbild Athenas schon vor dem 6. Jahrh. einführen konnte. Sind überhaupt Sitzbilder von Göttern nicht die notwendige Voraussetzung für die Weihung menschlicher Sitzbilder, deren älteste Beispiele (Terrakotten: Jahrb. f. class. Philol. Suppl. 26 (1900) S. 169. 210. Collignon-Thraemer I 113, Statuen: Kavvadias, Γλυπτὰ τοῦ ἐθν. μουσείου Nr. 6. 7) viel älter als das 6. Jahrh. sind? Außerdem scheint mir auch der Dichter des Priamospalastes doch noch mit Vorstellungen zu operieren, die sich aus mykenischer Gestalt erhalten haben, was man hinsichtlich der Architektur fürs 6. Jahrh. schwerlich mehr zugeben dürfte. — Ich bemerke schließlich noch, daß der Dichter des Ω sich in seiner Vorstellung an die jüngere Situation hält, wenn er v. 700 Cassandra den heimkehrenden Vater erblicken läßt Πάριον εἰσαναβᾶσα, also doch wohl auf dem Wege vom Palast empor zum Tempel Apollons (Δ 508. E 446. 460. H 21).

so redet Hektor Paris an, der zu Hause bei Helena sitzt und seine Waffen putzt. Man »erkläre doch, woher Hektor, der seit dem Ende des B das Schlachtfeld nicht verlassen hat, von einem Groll des Paris überhaupt Kunde hat«. Das kann gar nicht auf den Zweikampf mit Menelaos gehen (S. 196 f.). Weshalb hätte er darum denn den Troern (v. 335) zürnen sollen? Diese *μηνις* 'Αλεξάνδρου muß einen tieferen Grund gehabt haben. Sein Fernbleiben muß für die Troer verderblich, sein Eintreten in den Kampf von hohem Werte gewesen sein, da Hektor selbst [wohl auch auf Rat des Helenos (S. 197. 366)] sich aufmacht ihn zu holen. Wir müssen ihm also »seinen, bei Homer (bes. in Γ) eingebüßten Heldenruhm wiedergeben«¹⁾, und auch die Helene des Z wird viel mehr vom Charakter der alten Heroine bewahrt haben als die der Teichoskopie (S. 366). Den Anlaß dafür, daß der starke Held dem eigenen Volke grollt, sucht man aber, trotz Roberts Bedenken (S. 365), doch in der Beratung *ἐπὶ Πριάμοιο θόρησεν* B 786 ff., und wird am ehesten glauben, daß hier geschah, was auch noch den Gegenstand der Beratung des H 344 ff. bildet, so sehr das alte Gut hier auch entstellt sein mag²⁾; der Vorschlag durch Auslieferung Helenas und ihrer Güter den Krieg zu beenden, der gewiß vielen Anklang fand, läßt Alexandros sich grollend zurückziehen und die auf einmal ihres starken Hortes beraubten Troer müssen erst durch Iris zum Kampfe ermutigt werden (B 795 ff.). Ich finde nicht, daß die Worte, die in Paris Haus gewechselt werden, der Annahme im Wege stehen, daß der Groll der Paris erst nach Stunden zähle (S. 202). In jeder Hinsicht ist das Gegenbild zur *μηνις* des Peliden absichtlich gemildert, herabgestimmt. Der Vorschlag, die Drohung bleibt ja unausgeführt, Paris bleibt im Besitz des geliebten Weibes, die Kränkung ist unendlich geringer als die, welche Achill erfährt; sein Groll kann darum auch viel schneller und leichter, zumal Helena selbst ihm zuspricht, verrauchen. In ähnlichem Verhältnis steht die Aufmunterung der Troer durch Iris beim Beginn des ersten Tages zu der mächtigen Hilfe, die am folgenden Morgen Poseidon selbst den Achäern bringt.

In dieser Form ist die Erwägung einer Zurückgabe der Helena nicht nur am Anfang des Krieges denkbar. Sie kann sehr gut eine Erfindung des Dichters der Urilias sein. Aber gesetzt auch, die Sage hätte schon damals ihm die Verhandlungen über die Ausliefe-

1) Dümmler, Kl. Schr. II 249.

2) *ἐν πόλει ἔσπευ* H 345 kann aus Z 345 stammen; immerhin aber folgt es der älteren Vorstellung, und daß die *ἀγορά* vor dem Palaste auch alt sein kann, zeigt jetzt wunderschön der Platz vor der Front des Palastes auf Phaistos, ein richtiges »forum triangulare«.

rung (vgl. Γ 205 ff.) im ersten Kriegsjahre dargeboten — hätte denn der Dichter nicht das gute Recht, einen solchen Zug in modifizierter Gestalt auch in dem soeben bezeichneten Zusammenhange zu verwenden, wenn er ihm poetisch wirksam dünkt? Daß er derartige »antehomeric« kennt, muß ja zugeben, wer den Hausbau des Paris, dem drei ganze Verse gewidmet werden (Z 314—16), in der *Uriliad* hält. Da jedes erwachsene Kind im Hause der Eltern seinen *θάλαμος* (kein »intimes Gemach«¹⁾ beanspruchen kann, so setzt die Betonung des Parishauses ein besonderes Ereignis voraus, das den Bau veranlaßt hat. Ich sehe nicht, was an die Kenntnis der Rückkehr des verloren und vernichtet geglaubten Königssohnes ins Elternhaus zu denken verböte. Es ist bei der ursprünglich viel bedeutsameren Rolle des Paris von vornherein wahrscheinlich, daß schon die frühe Sage mehr von ihm zu erzählen wußte. Und schließlich noch eins. Wenn er wirklich einst als »Ἀλέξανδρος« neben Hektor der erste der Troer war, so denken wir ihn als schwergerüsteten Mykenaeer: im Z ist es vor allem der Schild, der ihn beschäftigt; Reichel hat S. 82 diesen Widerspruch zur »Schützenrüstung« des Γ wohl empfunden, ihn zu verstehen hat uns erst Robert gelehrt.

Die Entwicklung der Schlacht bis zum Auftreten des Paris, die unmittelbar vorausgehenden Ereignisse bis zum ersten Ausbruch des Streites der Könige sucht Robert S. 198—222 in der ursprünglichen Fassung zurückzugewinnen. Er läßt dabei bes. im A mehr gelten, als man gemeiniglich zugiebt, wobei man sich aber wohl mehr von einer Beanstandung der Darstellungsweise als des Inhaltes leiten läßt. Dem Eindruck, daß das Bild, das uns von diesem und den anderen Teilen der *Uriliad* entworfen wird, in den meisten und wichtigsten Zügen »so gewesen sein kann«, entziehe ich mich nicht. Seine Wahrscheinlichkeit erhöht sich durch die große Einfachheit, in der die Götter eingeführt werden. Schlichter und erhabener wirken sie noch, wohnen auf dem Gipfel des Olymp, unter goldenen Wolken, ganz allgemein nur wird von ihrer »Wohnung« gesprochen. Weniger greifen sie noch in die Handlung ein, in eigener unverwandelter Gestalt treten sie auf, den göttergleichen Helden keine ungewohnte, unmögliche Erscheinung (S. 350 ff.).

Weiter ist von Bedeutung der sagengeschichtliche Horizont des Gedichtes. Zu den zahlreichen gewichtigen, in den »Studien« in oft allzu anspruchslos knapper Form gegebenen Bemerkungen, selbst oft wieder das Resultat weitgreifender Untersuchung, gehören auch die

1) Robert S. 196. Der *θάλαμος* ist in diesen Fällen nichts anderes als was das *μέγαρον* der elterlichen Wohnung ist. Er hat seine Vorhalle (*αἶθουσα*) so gut wie dieses. Darüber mehr bei anderer Gelegenheit.

folgenden. Die »eigentliche That« des Dichters der Urilias beruhe »auf der Combination der alten in Mittelgriechenland heimischen Sage von Achills Kampf mit dem ursprünglich thebanischen Hektor und von seinem Tod durch Apollon mit dem Streit des Agamemnon und Achilleus, der die Reibereien zweier verschiedener, aber verbündeten Colonistenstämme widerspiegelt« (S. 355). »Wie Achilleus die aus dem südlichen Thessalien, so vertritt Agamemnon die aus der Peloponnes nach Lesbos eingewanderten Stämme« (S. 357). Nicht allein die Anerkennung von Dümmlers Ansicht begrüße ich mit Freuden¹⁾, wichtig ist auch, daß Robert, wie Ed. Meyer, festhält an der peloponnesischen Herkunft Agamemnons, weil er als Gott, gleich Helena und Menelaos, an Lakonien und Sparta geknüpft ist. Das hat eine wichtige Folge. Agamemnon kann nicht, wie man neuerdings annehmen möchte²⁾, schon in der thessalischen Sage neben Achill gestanden haben. Sind die realen Verhältnisse, die gerade diese Könige sich im Zwist entgentreten lassen, erst geschaffen durch die Besiedelung von Lesbos, so ist dieses stärkste, treibende Motiv der Urilias, selbst wenn die *μηνις Μελεάγρου* das Vorbild abgegeben hätte, doch erst im Osten gestaltet worden. Mag man mit glücklichem Erfolge immer mehr vom Sagenstoff des troischen Krieges im Mutterlande festlegen und zahlreiche Nachbarkämpfe von hier in die Ilias projiciert finden, wie Robert es schon an verschiedenen Beispielen zeigt und jetzt Bethe als überzeugter und überzeugender Anwalt Dümmlers noch energischer durchführt³⁾, für die Entstehungszeit einer Dichtung wie der Urilias bleibt der Spielraum doch beträchtlich beschränkter. Das Zusammentreffen thessalisch-böotischer und peloponnesischer Völkerzüge auf Lesbos ist nicht alleinige Vorbedingung. Einen gewissen Abstand zwischen dem realen Hintergrunde und der Sagenbildung, der Verarbeitung historischer Verhältnisse und Vorgänge zu poetischen Motiven wird man immer annehmen müssen. Zunächst werden die Lieder vom Streit »von Nachbar wider Nachbar in den Gauen der alten Heimat« auf Lesbos erst recht lebendig erklingen sein⁴⁾. Die Lösung von der alten

1) Sie war mir stets sehr einleuchtend erschienen, vgl. Athen. Mittheil. XIX S. 468 Anm. 1.

2) Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 153 ff.

3) Bei Robert z. B. Kampf zwischen Idomeneus und Phaistos 369, Patroklos und Pyraichmes, Achilleus und Asteropaios 537. Bethe, Jahrb. f. klass. Altert. u. Päd. 1901. Gehrkes Einwänden, die er soeben D. L. Ztg. 1902, 1312 ff. vorbringt, kann ich in der Hauptsache nicht beipflichten.

4) Vergleichbar, wie ich freundlicher Belehrung verdanke, dem Beowulflied, das zwar schon auf englischem Boden angelsächsisch gedichtet ist, sich aber doch noch auf reindänische Sagen beschränkt.

Scholle kann wohl manchen altgeübten Brauch, wie die Beisetzung der Leiche, den Kult am Grabe erschüttert und auch ganz unterbrochen haben¹⁾, aber die schon im Liede bewahrten ursprünglichen Vorstellungen und Beziehungen bedurften der Zeit, um zu verblassen, und bis alles herüberprojiciert war in die neuen Verhältnisse und neuen Lokale, bis alles gar erst um das reale Troia centriert war²⁾, mögen Generationen im Kampf um eine neue Heimat gefallen sein. Die nördlichen Stämme behielten vorerst das Uebergewicht. Einen ausgebildeten epischen Gesang hatten vielleicht nur sie mitgebracht, denn sie sind in dem Fortleben des Heldenliedes zunächst die Bestimmenden. Nicht umsonst dominieren noch in der ›Uriliad‹ thessalische und böotische Lokalnamen³⁾, erscheinen die nord- und mittell griechischen Helden als Protagonisten, und zwar, was besonders bezeichnend ist, auch in den Reihen der Feinde⁴⁾. Nicht das Lykaion oder die Kyllene⁵⁾, sondern der breit hingelagerte thessalische Olymp ist der Götterberg, und selbst Paris, der sich dort auch in der lakonischen Gruppe findet, hat ausschließlich mit Thessalern zu kämpfen⁶⁾. Ihre Sprache endlich ist das grundlegende Element der epischen Ausdrucksform gewesen. An dieser Sprache aber sollten alle Geschehnisse spurlos vorübergegangen sein, — so spurlos, daß noch die Uriliad, ein Product jener Geschehnisse, in reinäolischer, d. i. so gut wie urthessalischer Sprache verfaßt worden wäre? Wir haben hier die Analogie zu dem oben berührten metrischen Problem. Immer wieder, denke ich, drängt die Ueberlegung zu der Vorstellung, daß Sage, Metrum und Sprache nur neben und miteinander ihre, teilweise sich gegenseitig bedingenden Entwicklungen durchlaufen haben können, deren erste für uns greifbare Frucht sich in der noch wirklich erreichbaren Form der Uriliad verkörpert.

1) Rhode, *Psyche* S. 39. Helbig, *Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. Wiss., philos.-philol. und histor. Cl.* 1900, 204.

2) Bethe a. a. O. 676.

3) Der Dichter kann bei dem *ἱππόβοτον* und *πολύπορον Ἄργος* sehr wohl das thessalische A. im Auge gehabt haben (Busolt, *Gr. G.*² I 223, 1), ohne daß deshalb Agamemnon ursprünglich ein Thessaler gewesen zu sein braucht (Cauer a. a. O. 153).

4) Es will mir auch nicht einleuchten, daß Andromache erst eine jüngere Schöpfung sei, weil sie sich in Roberts Uriliad nicht nachweisen läßt und erst in der 2. Ilias P 208 ganz gelegentlich nur genannt werde (S. 426. 443). Vergl. z. B. was doch S. 381 von Artemis gilt, und jetzt auch Bethe S. 671 ff., sowie unten S. 392.

5) Dies dürfte wohl auch gegen Gehrke's Ansicht a. a. O. 1314 ins Gewicht fallen.

6) Bethe a. a. O. 672. Die einzigen Ausnahmen, die Bethe anführen kann, seine Kämpfe mit Menelaos und Diomedes, gehören gerade nicht zur Uriliad, a. a.

Nachdem er einmal eine Urilias gewonnen hat, versucht Robert für die übrigen Stücke zu einer relativen Chronologie zu gelangen, ihr Alter im Verhältnis zur Urilias und zu einander zu bestimmen (S. 371 ff. 570). Zunächst lösen sich außer dieser ältesten Dichtung mehrere selbständige Lieder aus, die zwar jünger als jene, aber doch alle noch älter als jede weitere Bearbeitung der Urilias gewesen seien: der Zweikampf (*Μονομαχία*) zwischen Paris und Menelaos, die Aristie des Diomedes, das Lied von Hektors Tod (*Ἑκτορος ἀναίρεσις*), die Sarpedonepisode im II und eine Aristie des Aineias¹⁾, die nach Roberts überraschender Analyse S. 223 ff. sehr im Gegensatz zu ihrer jetzigen Fassung Achilleus von Aineias bedroht und von Poseidon gerettet werden ließ (I 79—353. S. 577). Dialekt und Bewaffnung lassen diese Lieder wieder in zwei Gruppen scheiden:

1) Die Monomachie und die Aristie des Diomedes zeigen mykenische Bewaffnung; aber nur jene hat den reineren Dialekt, so daß Robert noch sagen kann: »vielleicht gleichfalls ursprünglich in äolischer Sprache«. Das Diomedeslied dagegen ist (wie die Sarpedon-episode und das Aineiaslied) schon in der »äolische und jonische Elemente mischenden Kunstsprache« abgefaßt.

2) Die jonische Bronzerüstung erscheint zuerst in der *Ἑκτορος ἀναίρεσις*, schon hier verbunden mit derselben jüngeren Kunstsprache, und ebenso ist es nun in allen anderen Liedern und Bearbeitungen.

Orientieren wir uns zuerst kurz über das Hektorlied, dessen Bestandteile S. 503—530 abgedruckt sind. Es ist »eine Doublette zu einem Teil der Urilias« (S. 371), insofern es das letzte Zusammenreffen des Hektor mit Achill dort dadurch variiert, daß Hektor noch einmal von Apollon gerettet wird (und zwar in Anlehnung an die Monomachie, I 353—503 S. 235. 237 ff.). Dazu gehört u. a. Φ 526 bis zum Ende des X. Die Jonismen lassen sich »überhaupt nicht oder nur durch starke Eingriffe« beseitigen. Hektor ist jonisch gerüstet, das scheint Robert aus X 322 ff. und der glücklichen Verwertung einer Variante zu X 111 gegen Reichel erwiesen zu haben (S. 30. 238), und zwar trägt er die eigenen Waffen. Patroklos' Spolierung wird also auch hier nicht vorausgesetzt, so wenig wie der Waffentausch; auch Achill rüstet sich T 369 ff. mit seinen eigenen Waffen, die nicht etwa dem blutigen Leichnam des Freundes abgenommen, »sondern blitzblank aus dem Zelt²⁾ herbeigetragen werden« (S. 251). Darin, daß Achills Tod nicht unmittelbar auf den Hektors folgt, daß jener auf göttliches Geheiß Φ 296/7 zur

1) Ueber deren Verhältnis zur 2. Ilias s. ob. S. 388, 1.

2) Ich glaube, daß Robert gegenüber der Interpretation der ὄπρη I 387 von Wilamowitz Hermes 86, 562 Recht hat, S. 245 Anm. 1.

Bestattung des Patroklos zurückkehren muß zu den Schiffen, erkennt Robert S. 532 die weittragende Bedeutung dieses Liedes: es giebt, indem es Achills Fall hinausschiebt, Gelegenheit zur Dichtung neuer Posthomerica. Sehr wichtig, besonders für die relative Chronologie der späteren Stücke, ist weiter die Erkenntnis, daß Polydamas (Σ 254—303, d. h. in einem Stück desselben Liedes, S. 241 ff.) »der jonische Doppelgänger des Helenos der Urilias« ist und hier (Σ 249 f.) zum ersten Male eingeführt wird. Robert läßt das ursprüngliche Einzel- lied enden mit X 393/94 und hält mit andern Kritikern die Schleifung Hektors und die dreifache Totenklage und noch mehr Patroklos' Totenfeier für spätere Erweiterungen (S. 248). Ich kann mich, wenigstens soweit es sich um den Schluß des X handelt, nicht davon überzeugen und neige eher zu Helbig's Urteil (Rhein. Mus. 55, 557 ff.). Das Ganze ist herrliche Poesie. Der Dichter sympathisiert mit den Troern. Wohl muß er ältere, rohere Vorstellungen (z. B. X 347 ff. und die Schleifung) weitergeben, aber er tadelt die ἀετρεα ἔργα (v. 395) und versteht es, trotz aller düsteren Herrlichkeit des Peliden die stärksten Gefühle seiner Hörer doch für Hektor zu gewinnen. Herrscht aber diese selbe den Troern freundliche Gesinnung, eine gleiche ergreifende Stimmung nicht auch in einer anderen wundervollen Partie der Ilias, die durch und durch von Jonismen durchzogen, mit der Urilias nichts zu thun hat, ich meine Hektors Unterredung mit Andromache? Sie hat nach Roberts wahrscheinlicher Vermutung eine wichtige, Z 113/4 angedeutete Scene der Urilias verdrängt (S. 199). Fragen wir uns aber nach ihrem Dichter, so scheint mir keiner geeigneter, würdiger zu sein als derjenige der Ἕκτορος ἀναίρεσις. Ich finde die Wahrscheinlichkeit nicht so groß, daß die δμῖλια erst vom ersten Redaktor der Urilias herrühre. Daß er sie in seine Bearbeitung eingefügt habe (S. 436) — gewiß; aber wie er so manches andere der Ἕκτορος ἀναίρεσις verdankt (s. u.), so auch diese Episode, denke ich. Sie stand in einer Ilias, in der Hektor lebend nicht mehr zu seinem Weib zurückkehrt (S. 198); das schließt nur eine noch spätere Entstehung aus, nicht aber eine etwas frühere. Dafür bietet aber die Ἕκτορος ἀναίρεσις eine, soweit ich sehe, untadelige Gelegenheit. Die von Todesahnungen und wehmütigen Hoffnungen und Wünschen durchwehte δμῖλια bildet ein durchaus homogenes Vorspiel zur Hektortragödie selbst, und nachdem sich Andromaches schlimmste Ahnung so schnell und entsetzlich erfüllt hat, und sie den, der ihr Gemahl, Vater, Mutter und Bruder zugleich war, verloren, finde ich es psychologisch richtig und begreiflich, daß sie in ihrer Klage um den Toten auch ihre anderen früheren Befürchtungen um das Letzte, was ihr noch bleibt, ihr

Kind, wieder aufnimmt und fortspinn in neuen wundervollen Bildern (S. 544). »Das Epos ist nicht nur kunstvoller, es ist auch sentimentaler geworden« (S. 455), gilt nicht erst von Roberts zweiter Ilias. Deren Verfasser kann die Verse P 206 ff. und Δ 164 f. (S. 437) ebenso gut geschrieben haben, wenn er die ὁμλία entlehnte, wie P 207 eine wörtliche Anlehnung an X 442 f. (S. 545) sein kann¹). —

Wirkliche spätere Erweiterungen der Ἑκτορος ἀναίρεσις können dagegen sein die Asteropaiosepisode Φ 139—227 (S. 336), die gleichzeitig selbst erweiterte Aineiasepisode, die Skamandrosscene Φ 305—82 (S. 542 vgl. 231 ff.) und Patroklos Bestattung Ψ 1—256 (S. 546).

Das alte Hektorlied ist nun die Voraussetzung für die erste größere systematische Bearbeitung der Urilias, durch die sogar die Reihenfolge der Ereignisse teilweise verändert wurde, Roberts II. Ilias. Ob es möglich ist, zunächst der Einfachheit wegen diese ganze Redaktion auf Rechnung eines einzigen Redaktors zu setzen (S. 415), werden wir noch zu prüfen haben. Die Grundlage für die Erkennung jenes Abhängigkeitsverhältnisses schafft sich Robert durch die Untersuchung über die Panthoiden. Er gewinnt damit eine ganz neue, sehr günstige Basis für die Analyse. Hatte das Hektorlied den Polydamas Πανθοΐδης Σ 249, vielleicht »zum Ruhme eines historischen Fürstengeschlechtes«, lediglich als klugen Seher eingeführt (S. 241 ff.), so erscheint er nun außerdem als tapfrer Streiter, und gerne wird man glauben, daß auch seine beiden Brüder Hyperenor (P 24 f. Ε 516) und Euphorbos, der so auffällig gepriesene (Π 808—812 P 49—60. 80), demselben Dichter gehören. Euphorbos aber will Patroklos' Leiche spoliieren, diese ist also noch gerüstet und zwar mit jonischen Waffen. Hieraus wird der scharfsinnige Schluß gezogen, daß derselbe Dichter, der die Euphorbosepisode erfand, »es auch gewesen ist, der in der Urilias die jonischen Bronzewaffen eingeführt hat«, die in der Ἑκτορος ἀναίρεσις noch als etwas Neues galten (S. 535). Wie bei der Niederwerfung des Patroklos, so ist auch bei seiner Spolierung Hektor der glückliche Nachfolger des Euphorbos (P 125); er gewinnt dadurch die Waffen des Achilleus, der Waffentausch besteht also, und die ὅπλοποιία wird, wie wir sie Σ

1) Wenn die Jonier die alte Sage von Peleus' und Thetis' Scheidung schon vergessen haben konnten, so daß Thetis in der Ἑκτορος ἀναίρεσις noch bei Peleus weilend gedacht wird (Σ 331/32. S. 533. 354), und wenn Patroklos schon als Opuntier gelten kann (Σ 326), so kann auch Andromaches Heimat Thebe und ihr Vater Eetion (Z 395) schon nach Kilikien und von da nach der Troas übertragen sein (S. 443). Eetion von Imbros Φ 43 (im selben Lied) hat mit jenem natürlich nichts zu thun.

369—617 lesen (nur ohne die Schildbeschreibung), ausgeführt (S. 429), noch an demselben Tage kehrt Thetis mit den neuen Waffen zurück, »der Schmiedegott verrichtet seine Arbeit mit dämonischer Schnelle« (S. 430). Derselbe Redaktor hat ferner aus einer einfachen kurzen Kampfszene der Urilias eine complicierte kämpfereiche Episode gestaltet, die Aristie des Idomeneus, deren Herausschälung aus N man S. 109 ff. nachlese. Kurz fasse ich zusammen, was Robert über die Sarpedonepisode II 419—683, deren Einleitung 394—418 er als ursprünglich gelten lassen will (S. 400), gesagt hat. Die Abfassung in jonischem Dialekt schließt sie von der Urilias aus (S. 100—102). Die ἑκτορος ἀντίρροισις ist ihr wegen des Polydamas II 535 und Thetis bei Peleus 574 (S. 533, 1) bekannt. Andererseits spricht die Kenntnis mykenischer Waffen für eine relativ frühe Entstehung. Sarpedon gilt noch nicht als Sohn des Zeus, den Troern ist er noch ein Fremdling (v. 550), Lykien ist (bereits)¹⁾ seine feste Heimat und wenn wenigstens seine Leiche dahin zurückkehren soll, so hatte er wohl dort schon einen festen Kult (S. 394 ff.). So wird man zugeben dürfen, daß diese Episode, die sich so ziemlich aus den umgebenden Teilen auslöst, dem ersten Redaktor schon überkommen war, allein man wird es dahingestellt sein lassen, ob er sie schon, wie R. meint, in seiner Urilias eingefügt fand, oder selbst erst einschaltete. In letzterem Falle hätte er eben E 426 in Rücksicht auf seine eigene Einlage geschrieben (S. 394. 401), und hätte in diese auch die, von ihm ja eingeführte, Spolierung II 448 f. (S. 397), sowie den Bronzehelm v. 579 (S. 100) hineingebracht.

Im M ist Sarpedon dann zum Zeussohn avanciert, im E kämpft er mit seinem »Nachbar« Tlepolemos von Rhodos, in der ganz jungen Glaukosepisode Z 119—236 wird er noch einmal genealogisch verwertet. — In der Beurteilung des jüngeren Aias knüpft Robert S. 406 ff. an Wilamowitz (Hom. Unt. 246 f.) an. Aias der Telamonier, in Urilias, Monomachie und ἑκτορος ἀντίρροισις ohne Namensvetter und deshalb auch öfter (II 219. A 544. 556. N 809. II 102) ganz ohne unterscheidendes Patronymicum, ursprünglich nicht Salaminier, erhält das erste Anrecht auf Lokris. Aus dem (benachbarten) böotischen Hyle bezieht er seinen berühmten Schild, sein häufiges Zusammentreffen mit Hektor vor Troia ist in der uralten Nachbarschaft begründet²⁾. Daß und weshalb gerade der erste Iliasredaktor ihm in dem Oileussohn den Doppelgänger geschaffen habe,

1) Wenn nämlich Bethe Recht haben sollte und Sarpedon ganz ursprünglich nach Thrakien gehörte (a. a. O. 664), so wäre er hier bereits nach Lykien »proiciert«.

2) Vergl. auch Bethe a. a. O. 671.

so daß von da ab die Αἶαντες ¹⁾ unzertrennlich scheinen, sucht Robert S. 408 f. zu erklären. —

Größere Schwierigkeit bereitet die Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία. Auch sie soll der ersten Redaktion ihre Stelle in der Ilias verdanken ²⁾. Der Dichter »mochte finden, daß in der Urilias das eigentliche Object des ganzen Feldzuges, Helena, zu sehr zurücktrete . . . Er wollte dem abhelfen, indem er ein Gedicht einfügte, das eigentlich viel früher spielt, in dem aber die beiden Hauptinteressenten einander gegenüberreten und um den Preis des Krieges, die Helena, allerdings resultatlos, kämpfen«. An sich hätte wohl schon der Dichter der Urilias ebenso denken können, und was der Redaktor sich erlauben durfte, wäre mithin auch für jene kein solch absolutes »Unding« gewesen. Gleichwohl kann diese Monomachie nicht in der Urilias gestanden haben. Gewiß, sie ist im Kern mykenisch, es herrscht die klare Vorstellung mykenischer Waffen und ihrer Handhabung, die Sprache ist »auf weite Strecken« von Jonismen frei (S. 206). Die Helden sind die gleichen wie in der Urilias (S. 375). Aber schon ist die Auffassung eine andere. Im Gegensatz zu den Göttern dort (S. 353) erscheint hier Aphrodite in veränderter Gestalt; Paris und Helena (S. 366) sind nicht mehr dieselben wie im Z, jener ist nicht mehr der starke Hort der Troer, von dem man sich denken möchte, daß an seinem Erscheinen das Schlachtenglück der Troer hänge. Andererseits ist in Sprache und Bewaffnung einmal eine Jonisierung vorgenommen worden, und die unmittelbar zugehörigen Stücke, des Priamos Herbeiholung, die Teichoskopie und die ὀρχίων σύγχυσις (Δ 1—219), sind von anfang an in der jüngeren Kunstsprache verfaßt (S. 207. 373. 433). Roberts Auffassung, daß die ursprünglich selbständige Monomachie von einem jonischen Redaktor der Ilias einverleibt worden sei, hat demnach vieles für sich. Von den beiden Möglichkeiten, daß es ein Einzellied war, das »auf dem gleichen Hintergrund sich aufbauend rückwärts über die Urilias hinausgreift« oder »der Rest eines alten Epos, das neben der Urilias existierte« und etwa als »Urkyprien« die Antehomerica behandelte, zieht Robert die erstere vor (S. 208). »Mit dem glänzenden Bild des Paris, der im Pardelfell an der Spitze der Troer einherschreitet, hat das Gedicht begonnen, mit Paris im Brautgemach schließt es«. Was vorausgeht und folgt, dient nur dazu den Zusammenhang mit der Handlung der Ilias herzurichten.

Durch wen ist das geschehen? Die Beantwortung der Frage

1) Wackernagels Erklärung (Kuhn's Zschr. XXIII 308) hatte Wilamowitz abgelehnt, wohl mit Recht, so scharfsinnig der Grundgedanke auch ist.

2) S. 205 ff. 375. 433 ff.

stößt in der ὀρχίων σύγχυσις auf eine große Schwierigkeit. Diese Partie ist jünger als die Diomedesaristie, da sie aus dieser den Lykier Pandaros entnimmt, ihn aber, ohne seine Herkunft damit ganz verwischen zu können, nach Zeleia versetzt (S. 210. 376. 435). Andererseits sucht Robert für sie eine neue, spätmykenische Bewaffnungsweise zu begründen. Nun soll der Redaktor der 2. Ilias, der die jonische Rüstung überall, wo es möglich erschien, systematisch eingeführt hat, auch die ὀρχίων σύγχυσις gedichtet haben (S. 434): dann machen wir zum zweiten Male (s. ob. S. 383) die seltsame und bedenkliche Beobachtung, daß der Mann, der natürlich auch in dem übernommenen Liede Γ 330—33. 358 jonische Rüstung interpoliert (S. 434), in dem von ihm selbst hinzugedichteten Stück eine ältere Bewaffnungsart bevorzugt. Es kommt hinzu, daß die Schwierigkeiten in der in Frage kommenden Stelle des Δ auch durch Roberts Interpretation nicht beseitigt scheinen. Das drängt uns dazu, hier auf die hoplistischen Kriterien überhaupt etwas näher einzugehen; natürlich können lange nicht alle Probleme dabei berücksichtigt werden.

Was der mykenische Krieger an Waffen braucht, zeigen uns z. gr. T. die Rüstungsszenen, fünf an der Zahl (S. 51 ff.).

O 478 ff. geht Teukros, nachdem er als Bogenschütze gekämpft hat und die Sehne ihm gerissen ist, ins Zelt und greift zu den Waffen des mykenischen Hopliten. Das Schwert hatte er — wie Paris Γ 17, 18 — schon als Bogenschütze getragen; jetzt nimmt er Schild, Helmkappe¹⁾ und Lanze. Damit vergleichen wir die Rüstung des Paris im Γ, die bis auf V. 333 (= II 134) wörtlich mit derjenigen des Patroklos im II übereinstimmt.

1) κνημίδας μὲν πρῶτα . . . 2) δεύτερον αὖ θώρηκα, . . . 3) ἀμφὶ δ' ἄρ' ὥμοισιν βάλετο ξίφος . . . 4) ἔπειτα σάκος . . . 5) κρατὶ δ' ἐπ' ἰφθίμῳ κυνέην . . . 6) εἴλετο δ' ἄλκιμον ἔγχος. Das Schwert legt er also zum zweiten Male an. Hiergegen hilft die Lesart Zenodots Γ 334—337:

1) κρατὶ δ' ἐπ' ἰφθίμῳ κυνέην . . . 2) εἴλετο δ' ἄλκιμον ἔγχος . . . 3) ἀμφὶ δ' ἄρ' ὥμοισιν βάλετ' ἄσπιδα . . . Aristarch vermißte das Schwert, weil er nicht v. 17. 18 bedachte. In Wahrheit ist Zenodots Lesart die echte, bei der nur die von Robert vorgeschlagene Umstellung 3) 1) 2) vorzunehmen ist, um auch der zweiten Forderung Aristarchs, daß der (mykenische) Schild vor dem Helm angelegt werde, gerecht zu werden.

Die durchaus mykenische Kampfweise der beiden Gegner zwingt

1) Was für eine Kopfbedeckung hatte er vorher getragen?

zur Ausscheidung des Panzers. Darin ist Reichel (S. 66) unbedingt zu folgen. Mit v. 358 fallen natürlich auch 332 und 333 (dazu Reichel S. 82). Auch scheint mir Robert im Recht, wenn er (S. 53), wegen der festen Verbindung durch *πρῶτα* und *δεύτερον*, die Ausscheidung auf 330. 331 (*κνημίδες*) ausdehnt, ohne daß ich seine Erörterung über die Beinschienen vollständig teilen könnte.

Beinschienen oder vielmehr Ledergamaschen waren notwendig als Schutz gegen den Turmschild (Reichel S. 57 ff.). Robert meint nun, daß bei dem so nachdrücklich betonten Anlegen der *κνημίδες* nicht an die mykenischen Ledergamaschen gedacht sei, da der mykenische Krieger diese auch im Lager immer getragen habe. Das ist nicht ganz so schlagend, wie es scheint. Von den fünf Szenen, die in Frage kommen, fällt A 17 ff. als durchaus jonisch fort. Aber Achill (T 369 ff.) und Patroklos (II 131 ff.) hatten seit vielen Tagen sich gänzlich vom Kampfe zurückgezogen, so daß man sich füglich fragen dürfte, ob auch für sie jene Annahme verbindlich sei. Und Paris trug als Bogenschütze im Γ so wie so keine Gamaschen, mußte sie also, wie jene beiden Helden wohl auch, erst bei der folgenden Rüstung anlegen. Teukros endlich griff in größter Eile nur zu dem Nötigsten. Wenn jetzt also in den Rüstungsszenen, wie sie uns vorliegen, die metallenen Beinschienen, die zum *θώρηξ* gehören, gemeint sind (und deshalb auch die *ἐπισφύρια* erwähnt sind S. 45 f.), so kann dieser Vers *κνημίδας μὲν πρῶτα . . .* immerhin schon zur mykenischen Rüstungsszene gehört haben. Daß man die mykenischen *κνημίδες* nicht *πεπλ κνήμησιν ἔθηκεν*, sondern wie einen Strumpf angezogen habe, überzeugt mich nicht. Ledergamaschen werden auch heute noch um das Bein gelegt und an der Seite verschnürt. Waren aber solche Gamaschen für eine gute Ausrüstung des Mykenäers ebenso notwendig, wie die ehernen für den Träger der jonischen Panoplie, und wurden sie sogar von goldenen Haltern getragen, so will mir nicht einleuchten, daß die Epitheta *καλαί* und *εὐκνήμίδες* erst für die jüngere Schutzwaffe geprägt sein könnten. Es erhalten sich eben die Bezeichnungen der älteren auch für die jüngere Form, so gut wie *κονέη* später noch für den Metallhelm gebraucht wurde. —

Der mykenische Krieger trug außerdem den Lendenschurz, *ζῶμα*, gehalten von der *μίτρη*, dem wulstigen Metallgürtel, den außer den früher bekannten kleinen Denkmälern jetzt die lebensgroßen Fresken von Knossos (und zwar auch für Friedenszeiten) bezeugen; darüber den Gürtel, *ζωστήρ*, der eventuell zur Gürtung des Chitons diente¹⁾.

1) Robert S. 34 ff. 42. Nur ist bei Φ 30 f. H 305 und Z 219 nicht mehr an mykenische Verhältnisse zu denken, da es sich stets um Zuthaten jonischer Dichter handelt.

Eine der wichtigsten Belegstellen für diese Bekleidungsstücke liefert nun gerade die *ὀρχίων σύγχυσις*, die Fortsetzung der Monomachie. Mit gutem Recht hat man sich deshalb grade hier gegen den Metallpanzer gesträubt. Wo die *μίτρη* den Hauptschutz gewährt (Δ 137, 138)¹⁾, ist jener undenkbar. Später, nach der Verwundung, beobachtet Menelaos, daß die Widerhaken des Pfeiles zwar durch den *ζωστήρ*, aber noch nicht in das Fleisch gedrungen sind — indem er den Unterleib einzieht, wobei die starre Blechbinde natürlich nicht mit zurückweicht. Wenn er den Panzer trägt, ist diese Beobachtung unmöglich. Diese unanfechtbaren Argumente Reichels (S. 74 ff.) werden auch von Robert acceptiert. Aber er fügt hinzu, daß durch Athetese von Δ 138 nur wenig geholfen sei, da der Deutung des *διπλός θώραξ* 133 als doppelte Rüstung sprachliche Bedenken entgegenstehen (S. 28). Der *θώραξ* sei vielmehr hier der vorjonische²⁾, spätmykenische Panzer, den man sich am besten als Lederkoller denken werde. Einen derartigen Stoffpanzer ergäbe die exacte Interpretation der Stelle. Wenn nämlich eine doppelte Lage des *θώραξ*, durch den Gürtel bewirkt, entstehe, so könne darunter nur der Bausch verstanden sein. Aber der scheinbar glückliche Gewinn dieser Deutung will mir bei genauer Prüfung fast unter den Händen zerfließen. Ein Bausch, der vom Gürtel gebildet, die Lage des Gewandes verdoppelt, ja eigentlich verdreifacht, hängt außen über den Gürtel herab, verdeckt ihn. Ein auf diese Stelle gerichteter Pfeil würde zuerst den Bausch (2 Lagen), dann den Gürtel, dann wieder den Stoff des Gewandes und zuletzt die *μίτρη* durchschlagen. Das steht aber nicht in unsrem Text! Oder sind die goldenen Schließen unsichtbar zu denken und nicht vielmehr als das Ziel, worauf Athena den Pfeil des Pandaros lenkt? Aber mag man letzteres ablehnen, wie Robert, der (den Anstoß Christs an Υ 414³⁾ beseitigend) es für denkbar hält, daß man das Schloß eventuell auch auf dem Rücken getragen habe, und zugeben, die Worte umschrieben die einfache Bestimmung: wo der Bausch über den Gürtel fällt — wohin trifft der Pfeil denn thatsächlich zuerst? Ich denke, es steht deutlich da: *ἐν δ' ἔπεσε ζωστήρι: ἀρηρότι πικρὸς διστός*. Den Gürtel durchschlägt er zuerst und dann erst erreicht er den *θώραξ*, d. i. eben die »doppelte Lage«, die Robert selbst unter (d. h. hinter) dem *ζωστήρ* sucht. Der Bausch aber hängt nun einmal vor dem Gürtel, über diesen, herab.

1) Den Schild trägt Menelaos in diesem Augenblick nicht, eine wichtige Gegenbemerkung Reichels gegen einen seiner Kritiker S. 89.

2) Reichel hat ihn schließlich auch zugegeben, als Metallbelag eines Stoffchitons, jedenfalls aber nicht für unsere Stelle (S. 93).

3) Sitzungsberichte der bayr. Akad. d. W. 1880. S. 237.

Das giebt Robert doch auch für eine andere Stelle selbst zu, wenn er Λ 234—37 so erklärt, daß Iphidamas zuerst den Bausch des Kollers des Agamemnon durchstoßen und dann erst an dem silberbelegten Gürtel Widerstand gefunden habe (S. 43). Der Metallschmuck des Gürtels ist also auch hier nicht sichtbar, und es ist begreiflich, denn Iphidamas würde sich sonst eine andere Stelle ausgesucht haben. Der Widerspruch in jener Stelle besteht, wie mir scheint, in verschärfter Gestalt fort, wenn Robert mit dem Koller recht hat und Reichels Athetese verworfen wird. Ich möchte daher folgende Erklärung vorschlagen. Die Monomachie, so wie sie Robert beurteilt hat, wurde von einem Dichter, der bereits in der jonisierten Kunstsprache dichtete, in die Ilias aufgenommen. Die jonische Panzerung giebt es noch nicht für ihn, er hat noch eine klare Vorstellung davon, wie man vorher Hüften und Leib verhüllte und schützte. Die Sache liegt mithin ähnlich, wie bei der Diomedesaristie. Er repräsentiert nur auch insofern eine etwas jüngere Etappe, als er ein neues Gewand- und Rüstungsstück einführt, den $\theta\acute{\omega}\rho\eta\acute{\xi}$, der schon deshalb einen gewissen Schutz gewährt haben muß, weil sein Name später auf den Metallpanzer übergehen konnte. Von dessen starren $\gamma\acute{o}\alpha\lambda\alpha$ ist er freilich noch sehr verschieden und strenggenommen ist es nur der widerstandsfähigere Stoff, der ihn vom $\chi\iota\tau\acute{\omega}\nu$ unterscheidet. Er wird geschürzt getragen, so daß er über dem Leib (durch den Bausch) zum $\delta\iota\pi\lambda\acute{o}\varsigma$ wird. Es wird daher auch richtig sein, daß dieser $\theta\acute{\omega}\rho\eta\acute{\xi}$ bei den Kriegerern der mykenischen Kriegervase und auf der bemalten Stele, die Tsuntas veröffentlicht hat ¹⁾, wieder zu erkennen ist. Denn mag das Urteil über diese Denkmäler auch noch nicht ganz feststehen, soviel ist sicher, daß sie zwischen den reinmykenischen Zeugnissen und den ältesten bis jetzt bekannten Darstellungen des Metallpanzers in der Mitte stehen, diesen noch nicht, den Turmschild nicht mehr ²⁾ zeigen. Nicht zu verkennen ist der Bausch, der über den auch hier, wie Λ 234 f., nicht sichtbaren Gürtel überfällt und es erklärt, daß der etwas spröde Stoff (Leder) vom ganzen Oberkörper lose absteht. Der einfach gegürtete Chiton würde sich dem Körper angeschmiegt haben ³⁾. Ein solches Koller läßt sich auch soweit lüften, daß man hinein und bis zur $\mu\acute{\iota}\tau\eta\rho\eta$ hinab sehen konnte (Δ 151); denn es wurde zunächst über dieser angezogen (S. 41). —

1) Ephemeris archaeol. 1896 1. 2. Robert S. 39 f. Reichel S. 46 ff.

2) Man wird also auch in Δ 113 an den großen ovalen Schild denken.

3) Vgl. das mykenische Wandfresco, Ephem. archaeol. 1887, 11 rechts in der Mitte, wo der graue Chiton der gewölbten Brustlinie folgt; auf der mykenischen Scherbe Ephem. 1891, 3 ist derselbe Chiton gemeint.

Nun aber zwingt uns v. 136, mit dem die Verwirrung der sonst klaren Action eintritt, zu der Differenzierung der Personen, die Robert S. 415 noch vermeiden zu können glaubt, und die den oben über Σ 478 ff. geäußerten Verdacht nur bestärken kann. Roberts erster Iliasredaktor kann so wenig, wie mit dem Dichter der ersten *ὀπλοποιία*, mit demjenigen der *ὀρχίων σύγχροισ* identisch gewesen sein¹⁾. Wir haben ihm nur, wie dort Σ 610 ff., hier v. 136²⁾ zu verdanken. Reichels Panzerinterpolation bleibt auch hier zu Recht bestehen, nur findet sie statt im Zusammenhange mit einer umfassenderen, wohlüberlegten Redaktion.

Es bleiben nur zwei Stellen, die das spätmykenische Koller gleichfalls aufweisen. Von diesen wird die Koonepisode näher an die *ὀρχίων σύγχροισ* heranzurücken sein und wird später als Robert S. 384 meint, in die Urilias gekommen sein; Υ 414, 415 (S. 234) wird man kaum mehr in dieser suchen dürfen. Gewiß sind diese Verse und Δ 132, 133 nicht unabhängig von einander entstanden. Da die Polydorosepisode im Υ uns sehr gut erst in der Fassung der *Ἐκτορος ἀναίρεσις* vorliegen kann (S. 510), so wird die Δ-stelle, wenn ich sie richtig verstanden habe, die originale sein. Gleichwohl kann, auch derjenige, der die Verse Υ 415 f. aus Δ übernahm, noch eine klare Vorstellung damit verbunden haben: der Bausch hängt ja nach Ausweis der mykenischen Bilder auch im Rücken über den Gürtel herab. Auch steht das Hektorlied dem Uebergang von spätmykenischer zu jonischer Bewaffnung viel näher, als der Redaktor der 2. Ilias.

Vorsichtig möchte ich aber doch in der Beurteilung der bronzenen Beinschienen aus dem spätmykenischen Grabe des cyprischen Enkomi³⁾ sein. Sie sind nicht ganz so unzertrennlich vom Plattenpanzer, wie Robert S. 47 meint. Schon der große ovale Rundschild, der mit dem spätmykenischen Koller zusammen auftritt, schützt die Unterschenkel nicht mehr so wie der Turmschild, so daß man schon in der Zeit seines Gebrauches zur Herstellung der *κνημίδες* in Bronze⁴⁾ gelangt sein kann. Der Plattenpanzer wird, wie der Visier-

1) Ueber das Verhältnis beider Partien zu einander wage ich nicht zu entscheiden. Nur bemerke ich, daß, wenn meine Auffassung das Richtige trifft Σ 192 f. 478 f. ebenso gut der spätmykenische Telamonschild gemeint sein kann.

2) Der Vers hat also hier nicht die Priorität (S. 59), sondern ist an allen Stellen gleichwertig.

3) Murray, Excavations in Cyprus S. 16. Reichel S. 59.

4) In diesem Material erscheinen sie nur H 41, einer Partie, die Robert aus ganz anderen Gründen S. 169 ff. in den Bereich des Metallpanzers setzt. Sonst steht nur bei den Beinschienen Achills das Material, Zinn. Hephaistos wähle es, weil es besonders kostbar gewesen sei; der Dichter habe es schwerlich vom

helm, erst nötig geworden sein, nachdem der kleinere Rundschild sich durchgesetzt hatte. Sicher zu belegen ist dieser erst auf den jüngeren Dipylonvasen, und Reichel datiert bekanntlich hiernach sein Aufkommen »auf griechischem Boden« in die Mitte des 8. Jahrhunderts (S. 48). Und der Panzer scheint ihm erst in einem gewissen Abstände gefolgt zu sein, wenigstens in Attika. Denn es ist schwerlich nur Ungeschick des Malers, wenn selbst auf der frühattischen Amphora vom Hymettos (arch. Jahrb. II, 5) als Schutzaffen außer Helm und Rundschild nur noch die Beinschienen (durch die Conturzeichnung der Unterschenkel) angegeben sind, nicht aber der Panzer. Aber die annähernden Daten, die wir durch diese Denkmäler gewinnen, sind nicht auch für den Osten gleichermaßen verbindlich, der ja schon in der Zeit der frühattischen Vasen der gebende Teil ist, und dessen ganze Entwicklung, die sich dann im Mutterlande reflectiert, also einen nicht unbeträchtlichen Vorsprung gehabt haben muß. Die ersten uns bekannten Darstellungen der jonischen Vollrüstung, Euphorbosteller und melische Vasen, dürfen demnach nicht dazu benutzt werden, das erste Aufkommen der Panoplie in ihre Nähe herabzudatieren. Geben wir der Entwicklung im Osten auch nur einen Vorsprung von zwei Menschenaltern, so kommen wir, unter Voraussetzung von Reichels Daten, mit dem Bügelschild schon in die Wende vom 9. zum 8., mit der vorangehenden spätmykenischen Bewaffnung beträchtlich ins 9. Jahrhundert hinauf. —

Die Sitte, das Gewand durch aufgesetzten Metallschmuck zu zieren, ist schon mykenisch; sie hat sich lange gehalten¹⁾. Robert hält »aufgenähten Erzschnuck« beim mykenischen Koller für wahrscheinlich, daher *πολοδαίδαλος θώραξ*. Wenn man aber, was ursprünglich nur eine Verzierung gewesen sein mochte, regelmäßig als Schutz einführte, so mag es notwendig geworden sein, dem aufgesetzten schwereren Erz eine tragfähigere Unterlage zu geben und das sprödere Leder zu wählen, das, weniger geschmeidig, vom Körper abstand und vielleicht sogar, vom »Erzschnuck« beschwert, schon von selbst sich als Bausch über den Gürtel hinabsenkte. Aber war das nicht nun gleichsam ein »eherner Chiton«? Und

eigenen Gebrauch her gekannt (Reichel 62. Robert 45). Seltsam! Wie soll man das verstehen, da Bronzegeräte doch längst allüberall angefertigt wurden und die Bronze schon in der Zeit der Schachtgräber die volle klassische Mischung erreicht hatte (Schliemann Myk. S. 424 f. Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 171)? Hat man etwa damals noch die Bronze für gewöhnlich als fertigen Rohstoff bezogen und darum das reine Zinn seltener erhalten und als etwas kostbares angesehen? Mir scheint das kaum glaublich.

1) Vergl. Reichel S. 94. — Ich denke an die böotische Reliefvase Bull. corr. hell. 1898 S. 467.

können deshalb die *χαλκοχίτωνες* nicht schon in dieser spätmykenischen Schicht des Epos geprägt sein? Nur wenn man diesen *θώραξ* mit dem *χίτων* zu vergleichen¹⁾ pflegte und noch in Zeiten seines Gebrauches sich entschloß, die *μίτρη* darunter fortzulassen, scheinen die *ἀμυροχίτωνες* II 419 ganz verständlich; auch beachte man, daß das Wort in einer Episode steht, die Robert aus anderen Gründen noch vor der zweiten Ilias entstanden sein läßt (S. 397) und ähnlich beurteilt, wie die *ὄρχειων σύγχυσις* m. E. zu beurteilen ist.

Zweifler und principielle Gegner werden einwenden, daß schon die Urilias, geschweige denn jede jüngere Dichtung, von dem Bereich mykenischer Bewaffnung räumlich und zeitlich zu weit abstünde, um daraus Kriterien für eine Iliasanalyse zu gewinnen. Sie werden sich darauf berufen, daß die mykenische Kultur in ihrer Blütezeit sich nicht bis zu den Gegenden ausgedehnt habe, die später Aeoler und Jonier eingenommen haben. Der mykenische Import in Troia VI scheint in der That eine Ausnahme zu bleiben. Aber so gut die Ornamentik samischer Vasen und die älteste Zierform jonischer Kapitelle erkennen lassen, daß mykenischer Stil im Osten den Zusammenbruch dieser Kultur im Westen und Süden überlebt haben muß, so darf der Nachweis mykenischer Waffen im Epos zu einem gleichen Schluß für diese führen. Die Erklärung für Beides ist in der Ueberlegung gegeben, daß die Leute, die hinüberzogen, Lesbos und die Küste zu erobern, daheim »Mykenäer« gewesen waren; daß sie folglich, als sie der Gewalt weichen mußten, mindestens an ihrem Leibe mitnahmen, was sie tragen konnten, Kleider und Waffen und vielleicht noch manch kostbares Wertstück, wie den »Nestorbecher«²⁾, und ihr Geschmeide — und damit zugleich ein gutes Teil ihrer dekorativen Kunst und ihrer Kultur überhaupt. Die Männer, denen der Sänger auf Lesbos die alten Lieder der Heimat vortrug, saßen selbst noch um ihn *ἀσπίσι κεκλιμένοι*³⁾; mit dem Turmschild noch haben sie die neue Heimat erobert. Aber in diesen heißen, erbitterten Kämpfen vermochte die alte, durch den Schild gebotene, turnierartige Kampfweise sich nicht dauernd zu halten; das Verlangen nach handlicheren Waffen, die größere Beweglichkeit gestatteten, wird allmählich die Aenderung herbeigeführt haben, die wir in Epos und Denkmälern verfolgen.

Ich beschließe meine Bemerkungen zu Roberts 2. Ilias mit dem Hinweis auf seine These über Neleus, der, ursprünglich Athener,

1) Eine Identifizierung hat Robert mit Recht S. 42 abgelehnt.

2) Vergl. Robert S. 108. 554.

3) Γ 135 Robert S. 26.

zum Gründer von Milet und Stammvater der dortigen Königs-
schlechter wurde, weil Milet von Athen aus gegründet wurde. Er
wird erst zum Pylier, als man Nestor zu seinem Sohne machte.
»Wenn es aber wirklich der Verfasser der 2. Ilias war«, der diesen
Neleus »als Vater des Nestor in das Epos eingeführt hat (B 20 E 42),
so spricht alles dafür, daß er selbst Milesier war: die hervorragende
Rolle, die er die Lykier spielen läßt S. 401 ff., noch mehr aber, daß
er auch die Bewohner des alten Vaterlandes, die Athener, zuerst
unter die homerischen Helden aufnimmt (S. 405 ff.), endlich seine
Vertrautheit mit der attischen Sage, denn auch die einzige Erwäh-
nung des Theseus, die sich in der Ilias findet, wird ihm verdankt«
(S. 449). —

Es folgt die zweite Redaktion, die 3. Ilias (S. 456 ff.).
Ich beschränke mich auf eine Angabe des Wichtigsten. Die Haupt-
sache ist die Einfügung der Teichomachie, des M (s. oben S. 378).
Dieses ältere Einzellied hatte die Mauer um das Lager eingeführt;
damit war ein Ueberrumpelungsversuch, wie ihn die Urilias hatte,
ausgeschlossen, er mußte fallen; »die Epinausimache wurde nun
ganz von selbst zur Fortsetzung des Mauersturmes«, die Kämpfe im
A »zu ihrer Vorbereitung«. Vor allem aber mußte die Nacht ver-
legt werden, und so entstand, da der Redaktor den nun unvermeid-
lichen Widerspruch zwischen A 84 mit 777 übersah, der Tag mit
dem doppelten Mittag.

Diomedes tritt auf und spielt eine hervorragende Rolle, er über-
windet sogar den Hektor und wird dafür von Paris in den rechten
Fuß getroffen, — also ein anderer Achill (S. 462). Sehr wahrschein-
lich ist es demnach, daß jetzt das alte Einzellied, die *Διομήδους ἀρι-
στεία*, aufgenommen wurde. Diese, im engen Zusammenhang mit
dem thebanischen Sagenkreis stehende Dichtung (vgl. z. B. E 800 ff.)¹⁾,
hatte noch mit rein mykenischen Waffen operiert²⁾ — ein Krieger
kann *αἰολομήτρης* E 707 heißen nur so lange die *μήτηρ* noch nicht
von einem Koller bedeckt war —, hatte zuerst die Lykier (des süd-
lichen Kleinasien) als Bundesgenossen der Troer eingeführt. Panda-
ros war hier zuerst aufgetreten und zwar noch als Protagonist,
Aineias war sein Wagenlenker. Später war die Sarpedonepisode
(Sarpedon bereits als Zeussohn) E 471—92, 627—98 eingelegt wor-
den. Der Redaktor der 3. Ilias fügt nun seinerseits noch einzelne
Episoden zu und jonisiert die Waffen (S. 467). Er dichtet ferner

1) Robert weist auf die Beziehungen Kolophons zur Epigonensage hin.

2) Robert S. 177 ff. Das Entscheidende bei Reichel S. 27. 71 f. 84. Dazu
Roberts Berichtigungen S. 57 f., bes. bei *θώρηξι* E 281. Tsuntas, *Ephem. archaeol.*
1896 S. 19 kann ich nicht beipflichten.

die *Διὸς ἀπάτη*, und zwar nach dem Vorbild eines kleinen Herakles-epos, dessen *disiecta membra* nach Roberts sehr hübscher Vermutung selbst noch in unsrer Ilias eingeflochten sind (S. 483). Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Hera hier im wesentlichen den Charakter zeigt, der ihr im Kulte von Samos eignet (S. 467, vgl. 480), und die samische Herkunft des Dichters weiterhin auch dadurch befürwortet, daß in der *Πείρα* B 87—381, die gleichfalls der 3. Ilias zugewiesen wird (S. 469), das Ikarische Meer (bei Samos) in einem Gleichnis statt des Meeres im allgemeinen genannt wird. Wichtig ist, daß die Verfassung des Heeres, das Verhältnis der Heerführer zu einander hier ein ganz anderes geworden ist, als in den älteren Schichten (S. 470 ff.). Fügen wir dazu noch Patroklos Aussendung A 597—607 (S. 460 f.) und die *Ἀγαμέμνωνος ἐπιπώλησις* Δ 223—421, die der Vorbereitung der Diomedesaristie dient (S. 210. 464), so sind die umfangreichsten Erweiterungen der 2. Redaction genannt. Der Gang der Handlung, wie er in unsrer Ilias vorliegt, ist damit so gut wie erreicht.

Wie auf dem Hintergrund der Urilias die Monomachie und das Diomedeslied, und auf demjenigen der 2. Ilias die Teichomachie entstanden war, so wurde nun im Anschluß an die 3. Ilias die Presbeia (S. 494 ff.) als neues Einzellied gedichtet. Achills Worte II 83—86 schließen noch jeden vorausgegangenen Versöhnungsversuch aus, aber sie enthalten den poetischen Keim für eine solche Dichtung. Auch die *Κόλος μάχη* Θ 1—484 (S. 164 ff. 499) entsteht jetzt, später als Teichomachie, Presbeia und Hesiods Theogonie. Und nun erfolgt auch die letzte umfassende Bearbeitung der Ilias (4. Ilias), indem der 3. Ilias diese und andere inzwischen entstandene oder fortgebildete Einzeldichtungen angegliedert werden. Der Hauptanlaß zu einer Redaction lag in dem Wunsche, die *Ἐκτορος ἀναίρεσις* mit ihren inzwischen erfolgten Erweiterungen (S. 536 ff.) mit der 3. Ilias zu einem Gedicht zu verschmelzen. Der alte Ausgang der Urilias, den die 3. Ilias wohl noch bewahrt hatte, wurde dadurch endgültig verdrängt; nicht Achills Tod, sondern das Ende der *μῆνης* und die Rache an Hektor beschließen das Lied — jetzt werden A 1—7 gedichtet. Aber wir sind in der Zeit der Epigonen, die alte Kraft der Empfindung herrscht nicht mehr, die, nachdem Patroklos gefallen, nicht erst noch eine offizielle Aussöhnung zwischen Achill und Agamemnon verlangt hätte: jetzt wird dagegen die *μῆνιδος ἀπόρρησις* T 82—356 gedichtet (S. 244. 547). Dadurch fällt die *ἐπλοποιία* in die Nacht, der Auszug Achills rückt auf den folgenden Tag. Die *μῆνιδος ἀπόρρησις* hat aber die Presbeia zur Voraussetzung. Mithin wird diese damals aufgenommen und um die von Bergk nachgewiesene Phoenixepisode,

in die wiederum ein altes Meleagerlied Aufnahme fand, erweitert worden sein. Dann ist aber auch A 618—805, da es diese Erweiterung berücksichtigt, erst jetzt gedichtet, auch mit Benutzung alter Lieder (daraus der Nestorbecher, S. 554). Aufgenommen wird ferner die Κόλος μάχη (S. 556 f. 500, 1), während die Kypris-Episode im E, Heras und Athenas Fahrt, die Rückführung der Chryseis u. a. m. wieder auf Rechnung des Redaktors kommen (S. 547—569). Wenn dessen Zeit durch die Benutzung der Theogonie nach oben begrenzt wird, so erleiden auch Stücke wie der Nereidenkatalog Σ 39—49 keine Athetese mehr wegen ihres »hesiodeischen Charakters«. Wenn man aber zu dieser Kenntnis Hesiods noch die Beobachtung hinzu nimmt, daß die in der 4. Ilias neu eingeführten Sagengestalten nicht »eigentlich dem kleinasiatisch-jonischen Mythenkreise«, sondern dem Mutterlande angehören, so darf man wohl den mit aller Reserve geäußerten »Verdacht« beachten, daß »dieser letzte Redactor am Ende im griechischen Mutterlande, vielleicht im Culturkreise von Euböa zu Hause gewesen sei« (S. 565).

»Seine Ilias ist auch unsere Ilias. Was später noch hinzugekommen ist, ändert weder den Charakter noch die Composition, noch die Handlung«. Ein genialer Dichter hat das Ω hinzugefügt, ein anderer den Schiffskatalog, beide kennen schon die Leichenspiele für Patroklos, die aber nicht allzunahe an die Françoisvase, besonders nach deren neuester Datierung¹⁾, herabgerückt werden dürfen, wie denn auch Robert die Möglichkeit zugiebt (S. 571), daß sie schon vom Redactor der 4. Ilias zugesetzt seien. Die Dolonie, anerkannt spät, wird nach dieser letzten Redaktion und vor 600 — einer korinthischen Vase wegen — angesetzt (501. 573). Man hat K 76, 77 gegen die Beweiskraft der hoplistischen Kriterien angeführt. Es sind in der That die mykenischen Rüstungsstücke; daß aber bei ζωστήρ an die μίτρη zu denken sei (Robert S. 36), hieße die Vorstellung dieses Dichters von mykenischer Tracht bedeutend überschätzen. Er kann seine Begriffe nur aus der älteren Dichtung übernommen haben, das ganze Epos lag ja vor ihm, und es ist ihm geglückt, ebenso wie bei der στεφάνη χαλκείη v. 30 und dem ἀμφ' ὤμοισι σάκος θέτο v. 149, ein paar wirklich alte Züge aufzugreifen. Eine andere Beurteilung der Stelle scheint ausgeschlossen. Daß mykenische und jonische Waffen nicht in solch wildem Durcheinander von allen Iliasdichtern verwertet worden sind, daß noch der Autor der Dolonie selbständig und mit deutlichem Bewußtsein von mykenischen Waffen reden dürfte, könnte selbst Zweifelnden aus Roberts Analyse klar geworden sein.

Denn ich erkenne allerdings Roberts »Studien« als einen be-

1) Wolters, Jahrb. 1898 S. 22 f. Thiersch, Thyrrenische Amphoren 136.

deutenden ertragreichen Fortschritt in der Iliaskritik. Ich sehe ihn in der Schaffung einer neuen Grundlage, deren Tragkraft die Probe bestehen kann, ganz besonders aber in der Art, wie Robert die Genesis der ganzen Ilias zu begreifen strebt. Alles zu billigen — wer vermöchte das? Und nur zu zweifeln wäre ein schlechter Dank. Sollen wir nicht vielmehr, zumal da wo seine Worte überzeugend wirken, mit dem einzigen Kritiker, den er respectiert, wenn auch bescheidenlich zu konkurrieren suchen, damit der Weizen, den die Studien enthalten, uns nicht allzu spät erst weitere Frucht bringe?

Jena.

Ferdinand Noack.

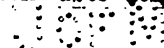
Ibn Kṭaiba's Adab-al-kātib. Nach mehreren Handschriften herausgegeben von Max Grünert. (Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien). Leiden, E. J. Brill, 1900. X. v. f. S.

Abū Mohammed ibn Qotaiba, der bedeutendste Vertreter der Bagdāder Philologenschule des 3. Jahrh. der H., hatte sich die litterarische Lebensaufgabe gestellt, die Bildung des Standes der Sekretäre, Kuttāb, zu heben. Die Klage über den Niedergang der Gelehrsamkeit unter seinen Zeitgenossen, die in allen seinen Werken wiedertönt, können wir freilich nicht allzu ernst nehmen, da sie durch die litterarischen Leistungen jener Generation genügend widerlegt wird. Jedenfalls wird er damit Recht haben, daß in den Schreibstuben der politischen Verwaltung jene Sucht, mit sprachlichen Kunstmitteln zu glänzen, die wir nur als ein Zeichen des Verfalls ansehen können, noch nicht so verbreitet war wie im folgenden Jahrh. Er will daher in seinem *k. al 'ujūn* den Sekretären die Kenntnis eines reichen Thatsachenmaterials vermitteln, das ihnen zu allerlei gelehrten Anspielungen dienen könne, und das historisch-genealogische Schema seines *k. al ma'ārif* ist in der gleichen Absicht entworfen.

Berechtigter werden seine Klagen über die Verderbnis der Sprache gewesen sein, wenn er an die Alltagsrede seiner Zeit den Maßstab der alten Dichtersprache anlegte, den einzigen, den die arabischen Philologen von Anfang an hatten gelten lassen. Aus dieser Erwägung ist das vorliegende Werk erwachsen. Es soll alle wesentlichen Seiten des klassischen Sprachgebrauchs darstellen und vor Fehlgriffen warnen. Strenge Systematik ist aber nie die Stärke unsres Autors gewesen. So begnügt er sich auch in diesem Buche damit, den weitschichtigen Stoff in vier große Gruppen zu zerlegen und in diesen die einzelnen Erscheinungen lose an einander zu reihen. In einer längeren Vorrede, wie er sie liebt, begründet er die Notwendigkeit seines Vorhabens mit Beispielen mangelhafter Sprach-

kenntnis aus seiner eigenen Erfahrung. Er eröffnet sein Buch mit einem Kapitel über die genaue Schattierung mehrerer Synonyma, die ihm besonders oft in falscher Anwendung begegnet sind. Dann behandelt er die Duale a potiori, allitterierende Wortpaare, Fluchformeln und sprichwörtliche Redensarten. Von besonderem Interesse ist das recht eingehende Kapitel über die Etymologie der Personennamen. Sodann giebt er in 46 Paragraphen einen Ueberblick über die in der Beduinensprache so reich entwickelte Synonymik der Sinnenwelt, die vor ihm namentlich Ašma'i in zahlreichen Monographien behandelt hatte. Das erste Buch schließt mit zwei Abschnitten über nach Klang und Bedeutung ähnliche Wörter und mit einer kurzen Aufzählung von Wörtern mit angeblichem Gegensinn. Das zweite Buch soll nach der Ueberschrift von der Orthographie handeln und giebt dafür in der That sehr eingehende Vorschriften, die auch uns zur Beurteilung älterer Handschriften von großem Wert sind; daran aber schließen sich mehrere Kapitel über die Formenlehre des Nomens, insbes. die Femininbildung. Das 3. Buch soll von der Orthoepie handeln, doch befassen sich nur wenige Abschnitte ausdrücklich mit der Aussprache einzelner Laute, das Hauptgewicht fällt auf die Sprachfehler des Volkes, für die sich ja schon die älteren Grammatiker, namentlich der ḳufischen Schule, lebhaft interessiert hatten. So erhalten wir hier mancherlei Beiträge zur Kenntnis der Vulgärsprache seiner Zeit, die leider kaum über die namentlich aus Ḥarris Durra bekannten Schemata hinausgehn. Das vierte und letzte Buch endlich behandelt die Verbal- und Nominalbildung, letztere freilich bei weitem nicht so eingehend wie Sibūja's Kitāb, dafür aber mit genauerer Berücksichtigung des wirklichen Sprachgebrauchs und ohne die Sucht, alle Lücken des Schemas mit wenn auch noch so entlegenem Materiale zu stopfen.

Ibn Qotaiba's Buch ist uns seit 1300/1883 in einem Kairiner Drucke zugänglich, der freilich nicht mehr wert ist als eine mäßige Handschrift. Lernen wir auch aus diesem Werke nicht eben viel neues, so ist es uns doch zur Charakteristik des Autors und seiner Zeit recht wichtig. Grünert konnte außer dem Kairiner Druck noch zwei Leidener Handschriften, ferner eine Wiener und eine aus Landbergs Sammlung benutzen, dazu noch den Commentar Ġawālīqis in einer Wiener Hds., sowie einen anonymen Comt. zur Einleitung aus der Refā'ija. Ueber das Verhältnis der Handschriften zu einander unterrichtet er uns leider nicht näher, indem er einfach auf den Apparat verweist. Dieser ist offenbar sehr sorgfältig gearbeitet; um so mehr wundert man sich, daß Gr. sich zuweilen (z. B. 517., 638.) mit der Angabe »in den Codd. große Confusion« begnügt, statt uns genau die Ueberlieferung vorzuführen und so ein Urteil über den



von ihm hergestellten Text zu ermöglichen. Im Ganzen ist das Werk vortrefflich überliefert und fast alle etwa auftauchenden Zweifel lassen sich mit Hülfe der grammatischen und lexicographischen Litteratur, die Gr. denn auch gebührend benutzt hat, lösen. So wird man an seinem Text nicht viel auszusetzen finden. 12_a ist كثيرة, das nur B hat, als Interpolation zu streichen. 250_a hätte in den Text die nach der Meinung des Verf. richtige Schreibung ما aufgenommen werden sollen, nicht die uns wie schon den meisten Schreibern jener Zeit geläufige. 294_a تسين و تجين ist natürlich falsch. Gr. führt leider die Lesarten der Codd. nicht auf, sondern bezeichnet sie einfach als falsch. Ibn Qotaiba's Regel verlangt تسين و تجين; ebenso Z. 1 تنوين وتسوين. Gr. hat den Text sehr reichlich vocalisiert; daß es dabei nicht ohne Druckfehler abgegangen ist, muß ja leider als unvermeidlich bezeichnet werden. Auffällig ist nur, daß er 128 ff. das Definitionen einleitende أن stets mit dem Ind. verbindet, der doch nur bei لا und س zulässig ist; 158 ff. steht richtig der Subj.

An einigen Stellen hat Gr. in den Apparat kleine Beiträge zur Erklärung seines Autors eingeschoben, die allerdings öfter zu Widerspruch reizen. 47 l. muß ein Mißverständnis vorliegen; Bataljusi kann doch nicht den Qâmûs citiert haben. 236 d zeigt, daß Gr. den Text nicht recht verstanden. Es handelt sich hier nur um يغزوا, das als يغزوا Du. und يغزوا Pl. gelesen werden kann (vgl. للتشابهين 235₁₁); also ist الواحد z. 3 zu streichen, das sich schon durch das Schwanken der Ueberlieferung über seine Stelle als interpoliert erweist. 269 k. Hier an kufische Schrift zu denken ist nicht nötig, da ja die diakritischen Punkte keineswegs ein charakteristisches Merkmal des Nashî bilden, das ihrer bekanntlich auch viel später noch gar nicht selten ermangelt. Auffällig sind auch Bemerkungen wie 120 i, 148 e, 326 e, bei denen man nicht recht weiß, ob sie einen unberechtigten Zweifel an der Ueberlieferung oder eine überflüssige Kritik der Schreibart des Autors darstellen sollen.

Die Benutzung seiner Ausgabe hat Gr. durch zwei Indices über die Eigennamen und die Versanfänge zu erleichtern gesucht. Da aber der Hauptwert des Buches auf dem lexikalischen Material beruht, das bei der unsystematischen Anordnung sehr schwer zu übersehen ist, so entspräche ein erschöpfendes Verzeichnis aller behandelten Wörter und Redensarten einem dringenden Bedürfnis. Hoffentlich entschließt sich der Herausgeber noch, ein solches nachzuliefern, dann wäre er des ungeteilten Dankes aller Benutzer seiner schönen Arbeit sicher.

Breslau.

C. Brockelmann.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. Rudolf Meißner in Göttingen.

Juni 1902.

No. 6.

Meyer, Leo, Handbuch der griechischen Etymologie. Vierter Band.
Wörter mit dem Anlaut α, ν, μ, ρ, λ. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1902.
608 Seiten in Großoctav.

Mit diesem vierten Bande ist unser Handbuch der griechischen Etymologie, dessen erste drei Bände in rascher Folge im vorigen Jahre erschienen sind, zum Abschluß gebracht. Es wird nicht überflüssig sein, zumal gar manchem die Anordnung des Ganzen etwas unbequem vorgekommen ist, noch einmal die vollständige Uebersicht über die Anordnung des Stoffes zu geben.

Der erste Band, der in diesen Anzeigen vom Jahre 1901, Seite 325 bis 329 kurz besprochen worden ist, enthält die Wörter mit dem Anlaut α, ε, ο, η und ω, also mit anlautendem A-Vocal, wie man sie nennen kann. Im zweiten Bande, dessen Besprechung sich von Seite 734 bis 738 des selben Jahrgangs dieser Anzeigen findet, folgen die Wörter mit dem Anlaut ι und den das ι enthaltenden Diphthongen αι, ει, οι und mit dem Anlaut υ und den das υ enthaltenden Diphthongen αυ, ου, ωυ, womit die Wörter mit anlautenden Vocalen zum Abschluß gebracht sind. Ihnen schließen sich im zweiten Bande von consonatisch anlautenden Wörtern noch an die mit dem Anlaut κ, dem das ξ (= κσ) eingefügt ist, mit dem Anlaut π, dem das φ (= πσ) eingeordnet ist, und die mit dem Anlaut τ. Der dritte Band, dessen kurze Besprechung sich von Seite 897 bis 900 des nämlichen Jahrgangs der gelehrten Anzeigen findet, umfaßt die Wörter mit dem Anlaut γ, β, δ, welchen letzteren die mit dem Anlaut ζ, das manche nähere Beziehungen zu dem δ aufweist, unmittelbar angereiht sind, und darnach die Wörter mit den anlautenden Aspiraten χ, φ, θ. Der abschließende neue vierte Band enthält die Wörter mit dem anlautenden Zischlaut, mit den anlautenden Nasalen ν und μ, und die mit anlautendem ρ und λ.

Die gleiche Buchstabenfolge ist auch für das Innere der Wörter maßgebend gewesen, doch hier mit der Besonderheit, daß bei Wörtern mit anlautender einfacher Consonanz der innere Consonant eher gezählt worden ist, als der ihm vorausgehende Vocal, wodurch die

Möglichkeit blieb, nah zusammengehörige Formen wie zum Beispiel λέγειν und λόγος oder τέμνειν und τόμος einander recht nahe zu stellen und nicht zu weit aus einander zu bringen. Bei Wörtern mit anlautender Consonantenverbindung ist übrigens solche Ordnung nicht befolgt. Es mag dann noch bemerkt sein, daß Wörter mit anlautenden Consonantenverbindungen, wie zum Beispiel ξ (= κσ) und φ (= πσ) oder χτ und πτ, an die Formen angereiht worden sind, in denen jene verbundenen Consonanten noch durch Vocale getrennt, also κ-σ, π-σ, κ-τ, π-τ, auftreten.

Mag die gewählte Buchstabenordnung zunächst wohl etwas unbequem erscheinen, das kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wo sich wie hier um Etymologisches, um Wörterzusammenhänge handelt, die ganz willkürliche oder doch in sich völlig unverständliche Ordnung des gewöhnlichen Alphabets ihr nicht vorgezogen werden kann.

Was noch insbesondere den Inhalt des abschließenden neuen Bandes des Handbuchs anbetrifft, so ist zu bemerken, daß von den zunächst gegebenen Wörtern mit anlautendem Zischlaut diejenigen vorangestellt sind, deren Zischlaut unmittelbar vor folgendem Vocal steht. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß keines von ihnen, so weit es sich um wirklich echtgriechische Wörter handelt, an der Stelle des Zischlautes auch schon einen ursprünglichen Zischlaut gehabt hat: altanlautendes *s* vor folgendem Vocal ist ja im Griechischen in der Regel in den starken Hauch übergegangen. Auf die Wörter mit dem anlautenden einfachen oder reinen Zischlaut folgen dann die im Ganzen so zahlreichen, in denen das anlautende σ mit einem unmittelbar folgenden Consonanten zu einer festen Verbindung vereinigt ist, also die Wörter mit anlautendem σκ (nebst σκν, σκρ, σκλ), σπ (nebst σπλ), στ (nebst στρ, στλ), σβ, σχ, σφ (nebst σφρ), σθ und σμ. Bei den Wörtern mit anlautendem ν, μ, ρ oder λ handelt es sich besonders darum, zu prüfen, in welchem Umfang jene Consonanten als wirklich ursprünglich anlautend angesehen werden dürfen oder etwa noch einen alten Consonanten — dabei handelt sich aber wesentlich um einen alten anlautenden Zischlaut — vor sich stehen hatten, wie zum Beispiel νέειν ›schwimmen‹, das aus altem *σνέ-*φ*ειν hervorging, oder μικρός ›klein‹, das aus dem noch neben ihm lebendigen σμικρός hervorging, oder ῥέειν ›fließen‹, das auf altes *σρέ-*φ*ειν zurückführt, oder λήγειν ›aufhören‹, dem ein altes *αλή-*γ*ειν zu Grunde lag. Mehrfach war der erloschene anlautende Consonant auch ein altes *f*, wie in ῥίζα ›Wurzel‹, dessen ursprünglichere Form noch *f*πιζα lautete, oder in λύκο-ς ›Wolf‹, dessen Entstehung aus einem alten **f*λόκο-ς nicht zu bezweifeln ist.

Diese wenigen Bemerkungen können wohl als Geleitswort für den abschließenden vierten Band genügen und es scheint uns nichts weniger als nothwendig, wie man doch hie und da zu erwarten scheint, noch eine ausführliche Vorrede für das ganze Werk anzuhängen. Was das ganze Handbuch bieten will, liegt doch klar zu Tage. Die aufgeführten Wörter sollen, so weit sie den für die Etymologie des Griechischen nothwendigen Grundstock bilden und so viel sie sich aus lebendiger Litteratur belegen lassen, vollzählig sein. Ihnen allen aber ist nicht bloß die Bedeutung, wie sie bei Etymologie allezeit die Hauptrolle spielt, zugefügt, sondern es sind ihnen ausnahmslos auch Belegstellen aus der Litteratur angeschlossen, mehrfach sogar in größerer Anzahl, da die verschiedenen Bedeutungsnuancirungen der Wörter aus ihrem lebendigen Gebrauch immer noch deutlicher heraustreten, als ein einfaches Lexikon sie anzugeben vermag. Daß zur geschichtlichen Feststellung der Formen wie der Bedeutungen der Wörter das Heranziehen alles Nächstzugehörigen aus den verwandten Sprachen unumgänglich nothwendig war, bedarf kaum besonderen Hervorhebens.

Was die etymologische Erklärung der Wörter selbst anbetrifft, so ist sie überall möglichst kurz und knapp gehalten. Besonderes Gewicht gelegt ist auf Anführung gleicher oder ähnlicher Bildungen, weil in solchen ja überhaupt alles Sprachliche seine Hauptstütze und seinen Haupthalt findet. In Aehnlichkeiten und Analogien beruht im Grunde ja auch alles Beweismaterial der Sprachwissenschaft. Die sogenannten Lautgesetze beruhen ja auch nur darauf und alles was auf der sogenannten Lautphysiologie beruht, kommt erst an zweiter oder dritter Stelle in Frage. So gut wie aller etymologische Wörterzusammenhang ist durch Uebereinstimmung von Wortbedeutungen erkannt, in den allerseltensten Fällen nur ist dabei das rein Lautliche maßgebend gewesen.

Es erübrigt nun noch, einen flüchtigen Blick auf die Besprechungen des ›Handbuchs‹ zu werfen, so weit sie mir von befreundeter Seite zugesandt worden sind: ich selbst bin ihnen nicht nachgegangen, noch habe ich sie irgendwo aufgesucht. Manches Freundliche ist in Bezug auf das ›Handbuch‹ ausgesprochen worden, manches auch weniger Freundliche — eins aber habe ich dabei durchaus vermißt, das ist jede wirkliche wissenschaftliche Förderung: es ist mir auch nicht eine einzige wirklich werthvolle neue Etymologie gebracht und so muß ich auf das Entschiedenste den Vorwurf abweisen, als seien von mir die ›Neueren‹ zu wenig berücksichtigt. Was wollen denn diese ›Neueren‹, was haben sie in Bezug auf etymologische Fragen wirklich gefördert? An bloßen Anführungen lag mir nichts. Was ich in

Bezug auf etymologische Fragen überhaupt für ganz mißrathen halten mußte, ist so gut wie ganz unerwähnt geblieben, eben so sind es ganz geringwerthige völlig unsichere und unbewiesene Vermuthungen. Hier und da sind sie mit ganz kurzer Begründung abgewiesen worden. Vor allem lag mir daran, möglichst immer weiter die klare Gränze zu ziehen zwischen dem, was man weiß, und dem, was man nicht weiß. Darauf kommts doch im Grunde bei aller Wissenschaft an erster Stelle an.

Von jenem »unberücksichtigt Gelassenen« mag noch einiges besonders angeführt werden. In der Kuhnschen Zeitschrift (36, Seite 111 bis 123) handelt ein langer breiter Aufsatz von Oswald Richter über das Wort *δασπότης*. Mit umgestülpten Buchstaben, mit Buchstaben, die in höhere Etagen gehängt sind, mit widerlich verschieden gedruckten Buchstaben und dergleichen wird dabei gewirthschaftet, als ob so alte Sprache wirklich ganz vollkommen wiedergegeben würde, die Phonomanen, wie man sie wohl nennen darf, werden ihre volle Freude daran haben, das etymologische Resultat aber — ist Null.

Ein ganz neues Buch ist mir in die Hände gefallen: »Zur Erklärung homerischer Beiwörter (*ἄδινός, ἀτρώγετος*). Von Oberlehrer Dr. Carl Kühn«. Das versprach Gewinn als ganz besondere Abhandlung über einzelne Wörter, wie sie im Ganzen noch viel zu wenig erscheinen. Aber die Resultate? Nichts. Die ganze Art der Arbeit, ohne jede Sicherheit im Fortschritt der Untersuchung, drängt zu der Frage: wo mag dieser Verfasser seine sprachwissenschaftliche Methode gelernt haben?

Es wird getadelt, daß Uhlenbecks (im Kurzgefaßten etymologischen Wörterbuch der altindischen Sprache) — übrigens ganz unsicher gegebene — Zusammenstellung des altindischen *mṛdú*, an das übrigens auch *ἀμαλδύνειν* angeschlossen wird, mit dem griechischen *βραδός* unberücksichtigt gelassen sei. Sie taugt eben nichts.

Die Erklärung von *δο-* in *δοσπαύεσθαι* »riechen« (Indog. Forschungen 6, 100) aus *ὀδῆς* = lat. *odor* kann nur als ganz und gar unwahrscheinlich bezeichnet werden.

Eben so unwahrscheinlich und ganz unverständlich ist die Zusammenstellung von *φίλος* mit goth. *sibja* »Sippe« und altind. *sabhā* »Versammlung, Versammlungsort, Gerichtshof«, so wie weiter mit *ἄμφι* und *ἄμφω* (Bezenb. Beitr. 13, 122).

Die eingehende Besprechung des dunkeln *φρῆω* von Brugmann (in den Jahrbüchern für classische Philologie vom Jahre 1880, Seite 217 bis 230) bringt diese schwierige Frage durchaus noch nicht zur Erledigung.

Die Erklärung von θεός aus *d̥h₂eódz und Zusammenstellung mit lit. *dvasà* »Athem, Geist«, mhd. *getwās* »Gespenst« und altgall. *dušios* » unreiner Geist« kann keinen hohen Werth beanspruchen.

Die Zusammengehörigkeit von ἐνέημι »fördern, erfreuen« (Hirt in Indog. Forschungen 12, 219 ff.) mit altind. *nī* »führen« ist ganz und gar unwahrscheinlich.

Und so ließe sich noch gar manches anführen, das unser »Handbuch« verbessern soll, darauf aber doch nicht den geringsten Anspruch machen kann. Und wie manches würde sich doch bessern und anders gestalten lassen, als es gegeben ist. Wir begnügen uns mit einem einzigen Beispiel. Im ersten Bande, Seite 432, ist ἐπεύειν »fragen«, als sei es eins der gewöhnlichen abgeleiteten Verba auf εἶναι, dem ἐπ: ἐπεσθαι »fragen« untergeordnet, es steht aber für altes ἐπέφευεν, wie es auch noch in der homerischen Sprache lauten wird, und ist Seite 435 einzutragen.

Göttingen.

Leo Meyer.

Puchstein, Otto, Die griechische Bühne. Eine architektonische Untersuchung. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VI, 144 S. Preis 8 M.

Es ist nicht leicht, zu diesem Buche, von dem mir auch durch die Güte des Verf. ein Exemplar zugegangen war, Stellung zu nehmen. Es soll darin die Probe gemacht werden, »ob die Bühnengebäude nicht etwa regelmäßig nach Vitruvs Vorschriften ergänzt werden können oder gar ergänzt werden müssen«. Daneben sollen aber außer Vitruv und Pollux nur die Ruinen selbst gehört werden; die litterarischen und philologischen Hilfsmittel, vollends gar die Dramen selbst, zu consultieren lehnt der Verf. stricte ab. Verächtlich werden »die zweifelhaften Untersuchungen einer Anzahl von Tragiker- und Komikerstellen« bei Seite geschoben, »wobei«, wie angeblich die Erfahrung gelehrt hat, »jeder Satz mit einer wirklichen oder vermutheten Anspielung auf Bühnenverhältnisse in eine vieldeutige, breiige und dann beinahe ungenießbare Masse zersetzt werden kann«. Diese Beschränkung empfindet zwar der Verf. selbst als einen Mangel, entdeckt aber auch andererseits darin einen großen sachlichen und persönlichen Vortheil. »Sollte sich die Philologie oder doch ein Theil der Philologen nicht mit der Gestalt des antiken Theaters abfinden können, wie sie nach meiner Untersuchung und Auffassung der Reste reconstruiert werden muß, so ist das ihre Sache. — Wie es dem griechischen Schauspieler alter sowohl wie römischer Zeit möglich

gewesen sei, auf hoher und bisweilen recht schmaler, aber doch immer sehr langer Bühne zu spielen und von hier aus mit dem Chor in der Orchestra zusammen zu agieren, dann wie gut oder wie schlecht die Zuschauer von den verschiedenen Sitzen aus die Bühne mit ihrem Personal haben übersehen können oder was sonst dergleichen gefragt werden mag, ist für den Hauptgegenstand des Problems, wie nämlich die uns so ruinös überlieferten Bühnengebäude in Griechenland eingerichtet gewesen seien, ganz bedeutungslos. Kann man sich eine einseitigere Fragestellung denken? Was würde man zu einer Gerichtsverhandlung sagen, bei der die Hälfte der Zeugen einfach bei Seite geschoben wird? Ruinen sind bekanntlich oft vieldeutig; man sollte denken, daß bei ihrer Reconstruction jedes Zeugnis dankbar begrüßt werden müßte. Stellt sich nun vollends heraus, daß das reconstruierte Gebäude für seine Bestimmung völlig unbrauchbar ist, so muß eben in der Reconstruction ein Fehler stecken. Man kann doch nicht sagen, ich reconstruiere diese antike Ruine nach archäologisch-architektonischen Principien zu einem Pferdestall; ob das Pferd darin Platz und Luft findet, das ist seine Sache. Ich muß nun aber behaupten, daß auf der Bühne, die uns P. auf S. 1 im Bilde vorführt, keine einzige der erhaltenen Tragödien gespielt werden kann, auch die Medea nicht, deren fünftes Epeisodion der Verf. nach dem bekannten pompejanischen Friesbild (Mon. d. Inst. XI tav. xxxi, 11) als Staffage hat einsetzen lassen. Wo soll hier, um von allem übrigen zu schweigen, der Drachenwagen der Medea erschienen sein? Aus den höchstens 1,20 m hohen Gucklöchern im Obergeschoß der Skene oder von der Decke des unter dem First kaum 1 m hohen Dachstuhls herab oder über dem Dach, so daß er den Augen des Iason verborgen blieb?

Indessen von solchen Fragen will ja P. nichts hören, und wir wollen sein Gebot respectieren. Stellen wir uns also auf den einseitigen Standpunkt des Verf. und betrachten wir das Buch als ein Experiment die Ruinen nach Vitruv zu reconstruieren, so müssen wir, auch wenn wir das Gelingen des Experiments vorläufig dahingestellt sein lassen, aussprechen, daß P., wie man es von ihm gewohnt ist, auch hier wieder eine ganze Reihe origineller und sehr beachtenswerther Gesichtspunkte aufstellt, daß er auf einige wunde Punkte der Dörpfeldschen Doctrin den Finger legt und manche wilde Sprossen, die sie getrieben hat, endgültig beseitigt. Zu wünschen wäre allerdings gewesen, daß P. seine Untersuchungen an den Ruinen selbst nachgeprüft hätte. Auch Ref. konnte eine solche Nachprüfung nicht vornehmen, wenn ihm auch die Theater von Athen, Eretria, Oropos, Epidauros, Sikyon, Argos, Mantinea, Megalopolis, Pergamon

und Magnesia von früher her durch Autopsie bekannt sind. Es bleiben also im Folgenden die nur vor den Ruinen selbst zu erledigenden Differenzpunkte unerörtert, was um so leichter geschehen kann, als sie für die Cardinalfragen kaum in Betracht kommen.

Der erste Theil »Die constructiven Elemente der griechischen Bühne« erläutert, um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen (S. 46), den Aufbau und die Fußbodenconstruction des griechischen Logeions im Einzelnen und vertheidigt sie gegen ungerechtfertigte Verläumdungen, oder, etwas höflicher ausgedrückt, der Abschnitt will beweisen, daß das Proskenion lediglich der Unterbau des Logeions, nicht wie Dörpfeld und viele andere mit ihm glauben, der Spielhintergrund ist. Die hölzerne Decke, die P. zunächst geltend macht, ist kein durchschlagendes Argument, da ja auch nach Dörpfelds Ansicht diese Decke in gewissen Fällen als Podium diene, nämlich als Standplatz für die Götter. Um so gewichtiger sind die Ausführungen über die Façade des Proskenions und ihre historische Entwicklung, von den Holzpfosten an, die mit Bohlen gegen die Orchestra hin verkleidet waren (Megalopolis I Stad.), durch die steinernen Halbsäulen hindurch zu einer Combination von Halbsäulen mit Steinpfeilern, die an den Seiten Falze für das Einsetzen der Pinakes trugen. P. vermißt nun an fast allen Theatern die beiden seitlichen Thüren, die Hospitalien, wie er sie mit einem von der römischen Bühne entlehnten Terminus nennt, und findet ferner, daß die lange Säulenhalle nicht den Eindruck einer Haus- und Palastfaçade hervorrufen könne. Den ersten Einwand hatte Dörpfeld eigentlich schon durch die Bemerkung abgeschnitten, daß man in jedem Intercolumnium nach Belieben eine Thür habe herstellen können, also auch die beiden so dringend postulierten Hospitalien. Des Verfassers Einwürfe gegen diese einfache Lösung bekenne ich nicht zu verstehen. »Keinesfalls machen drei Thüren aus dem Proskenion mit Nothwendigkeit eine scaenae frons«. Das sollen sie ja auch nicht. Niemandem ist es meines Wissens eingefallen Proskenion und scaenae frons zu identificieren. Das Proskenion liegt, wie schon der Name sagt, vor der *scaenae frons*, und diese weist in den meisten Theatern die gewünschten Thüren auf. Wenn P. dann weiter für diese Seitenthüren auch Thürflügel verlangt und diese Forderung mit dem S. 27 abgebildeten Campanischen Relief begründen will, so begeht er ja selbst den Fehler, den er sehr mit Recht an Dörpfeld rügt, er operiert bei der Reconstruction des griechischen Theaters mit einem römischen Bildwerk. Und wenn endlich die drei Thüren ein so gut wie ständiges Bühnenbedürfnis genannt werden, denen man nicht mit einer so provisorischen Maßregel habe gerecht werden können, so zeigt sich hier

wieder einmal, wie bedenklich es ist, Behauptungen aufzustellen, ohne vorher die erhaltenen Stücke scenisch zu analysieren. Hätte P. dies gethan, so würde er bemerkt haben, daß man bei weitaus den meisten Tragödien mit einer Thür auskommen kann. Die Nachrichten des Pollux und Vitruv auf das ältere Theater zu übertragen, haben wir zunächst nicht das geringste Recht. P. will ja erst zeigen, daß die Theaterruinen zu Vitruvs Beschreibung stimmen; hier aber setzt er als gegeben voraus, was er erst beweisen soll. Dem Einwand aber, daß Säulenhallen keine griechischen Hausfaçaden darstellen, möchte ich zunächst mit der Gegenfrage begegnen: was stellt größere Forderungen an die Illusionsfähigkeit des Zuschauers, sich das Proskenion in der Tragödie als einen mit einer Vorhalle geschmückten Palast, in der Komödie als eine Hallenstraße wie die im Kerameikos (Paus. I 2, 4) vorzustellen, oder sich eine auf einem säulengetragenen Podium stehende Hausfaçade als auf ebener Erde, in gleichem Niveau mit der Orchestra befindlich zu denken? Im ersten Falle braucht die Phantasie so gut wie nichts hinzuzuthun, im andern muß sie unendlich viel hinwegdenken.

Aber alles dies trifft nicht den Kernpunkt. Es handelt sich vor allem um die Pinakes, ihre Gestalt, ihre Bedeutung, ihren Zweck, ihre Entwicklung, und mit Recht hat daher P. diese Frage in den Vordergrund gestellt. Ich muß hier aber, um seinen Ausführungen gerecht zu werden, etwas weiter ausholen.

Von Pinakes im griechischen Theater wissen wir überhaupt erst seit den Ausgrabungen in Oropos. Ein Architravstück des dortigen Bühnengebäudes trägt die verstümmelte Inschrift: ἀ]γωνοθετήσας τὸ προσκήνιον καὶ τοὺς πίν[ακας. Später finden sich auch in der Theaterbauinschrift aus Delos (B C. H. XVIII 1894, 162 ff.) die πίνακες τὸ προσκήνιου, daneben allerdings auch πίνακες ἐπὶ τὸ λογεῖον erwähnt, und endlich hat sie auch Reisch mit Wahrscheinlichkeit in einer Inschrift aus Orchomenos (CIGSept. I 3209) erkannt. Auch über ihre Anbringung und Befestigung brachte schon die Theaterruine von Oropos Aufklärung: sie dienten zur Ausfüllung der Intercolumnien und waren an den zu diesem Behuf eigens mit einem Falz versehenen Säulen durch Riegel oder Stifte befestigt. Aehnliche Vorrichtungen finden sich auch an den Proskenionssäulen anderer Theater, z. B. in Megalopolis, Epidauros, Eretria, Delos u. s. w.; aber auch wo die Stützen dieser oder ähnlicher Vorrichtungen entbehren, nimmt Dörpfeld Verschuß durch solche Pinakes an, wie er denn auch die vor die Holzpfeiler gelegten Bohlen der ältesten Proskenionsform einfach diesen Pinakes gleichsetzt. Weiter läßt er die Pinakes die ganze Höhe des Intercolumniums, von der Schwelle bis zum Epistyl, aus-

füllen, und wenigstens für das erst nach dem Erscheinen des Dörpfeldschen Buches ausgegrabene Theater in Pleuron beweist ein an der Unterseite des Epistylbalkens angebrachter, offenbar zum Einschieben der Pinakes bestimmter Falz die Richtigkeit dieser Annahme. Ferner folgert D. aus der Abnutzung des Stylobates in Epidauros, daß die Pinakes nach der Theaterrückführung entfernt worden seien und ein freier Verkehr durch die Intercolumnien hindurch stattgefunden habe. In allen diesen Punkten stimmt Puchstein Dörpfeld zu. Allein energisch wendet er sich gegen dessen Annahme, daß die Pinakes Tafelgemälde gewesen seien, bestimmt den Hintergrund des dramatischen Spieles zu charakterisieren, und hier muß man der Kritik des Verf. ungetheilten Beifall zollen. In der That, wie sollen aufgemalte Figuren, Gartenanlagen, Gebäude den Eindruck einer Fassade hervorrufen, oder wie sollte man sich vorstellen können, daß sich Chor und Schauspieler in einer Landschaft befinden, die durch die Intercolumnien hindurch sichtbar wird? Abgesehen davon, daß es im 4. Jahrhundert noch keine Landschaftsmalerei gab — wie oft muß man das wiederholen? — und daß ein Vergleich mit pompejanischen Wandmalereien, den sich übrigens auch der Verf. selbst leider wiederholt erlaubt, nicht nur aus Gründen der Chronologie, sondern auch darum ausgeschlossen ist, weil es sich dort um Innenwände, hier um Außenwände handelt. Mit vollem Recht will daher auch P. weder von den Vor- und Aufbauten, wie sie Reisch und Dörpfeld ohne jeden litterarischen oder monumentalen Anhalt vermuthen zu dürfen glauben, noch von vorgesetzten Holzfasaden etwas wissen, und dem Satz: »Ich halte es geradezu für einen methodischen Fehler, griechische Proscenien nach Analogie Campanischer Reliefbilder mit Giebelaufsätzen, mit Vasen u. s. w. ergänzen zu wollen« muß ich unbedingt zustimmen. Was wäre das auch für ein Spielhintergrund, den man fast für jede Aufführung maskieren oder verdecken müßte? Sehr gut beweist auch P. S. 33 f. aus dem geringen in Delos für das Bemalen der Pinakes bezahlten Lohne, daß es sich nur um ein Anstreichen oder eine ganz einfache Malerei handeln konnte, während für die Schreinerarbeit ein weit höherer Preis gezahlt wurde. Kurz als Decorationsstücke sind die Pinakes durch P. für alle Zeiten abgethan. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß sie nicht Spielhintergrund sein konnten. Doch hören wir zuerst, was die Pinakes nach P.s eigener Ansicht sind: »Theile einer mit Thüren versehenen Stützwand, die ehemals ganz aus Holz construiert und deshalb in Stützen und Felder zerlegt war«. Bei dem »Versteinerungsprozeß«, dem die Holzsäulen anheimfallen, erweisen sich die Pinakes in ihrem Material und ihrer Construction so zähe, »daß sie sich sogar

die Säule dienstbar machen und sie zu einer für ihre Handhabung bequemer Form zwingen«. Wie sie aber verziert waren, das lehrt uns nach P. einerseits das Theater von Priene, andererseits das von Termessos, wo die Pinakes zuletzt doch der Versteinerung nicht widerstehen konnten. In Termessos sind diese steinernen Pinakes mit rechteckigen Füllungen in Rahmen und mit Schildern, in Priene mit Blendthüren, alles natürlich in Malerei, verziert. Also gewinnt Verf. die Vorstellung, daß in griechischer Zeit auf die Pinakes bald einfache, mit Kehlleisten umrahmte Füllungen, bald Blendthüren aufgemalt gewesen seien. — Man traut seinen Augen nicht. Blendthüren als Decorationen der Intercolumnien des Prosceniums, und da soll man noch bezweifeln, daß dieses ursprünglich nicht ein Unterbau, sondern ein selbstständiges Gebäude war, in das man aus- und eingieng? Mag sich P. mit der aus sicheren Spuren nachgewiesenen und daher auch von ihm selbst nicht geleugneten Mittelthüre durch die Annahme abfinden, daß durch sie die thymelici artifices aufgetreten seien, eine Halle mit lauter Thüren in den Intercolumnien, wirklichen oder gemalten, giebt uns durch ihre Decoration unzweideutig zu verstehen, daß sie ursprünglich und vielleicht auch später in normalem Zustand offen war. Ein besseres Zeugnis für den Hallencharakter des Prosceniums kann man gar nicht verlangen.

Aber hiervon abgesehen, was beweist der Holzcharakter der Construction gegen das Proscenium als Spielhintergrund? War denn nicht auch die Skene selbst ursprünglich aus Holz? Und wie kommt es, daß der »Versteinerungsprozeß« sich nicht gleichzeitig an allen Theilen des Theatergebäudes vollzog, sondern in langen Intervallen zuerst an der Skene, dann an den Stützen des Prosceniums, und erst ganz zuletzt an den Füllungen? Warum zeigen die Bohlen, aus denen doch auch die Wände der Skene ursprünglich hergestellt gewesen sein müssen, gegen die Versteinerung nicht dieselbe Resistenzfähigkeit wie die Bohlen des Prosceniums? Würde man nicht erwarten, daß das Proscenium, wenn es wirklich nur der Unterbau für das Logeion war, gerade zu allererst massiv gestaltet, daß statt der offenen oder durch schwach stützende Bohlen verbundenen Säulen- oder Pfeilerstellung weit praktischer eine Steinwand errichtet (vgl. P. S. 44) worden wäre? Und sollte man nicht berechtigt sein, aus dem Umstand, daß dies nicht geschehen ist, daß man vielmehr dem Proscenium eine gewisse Verwandlungsfähigkeit so lange Zeit bewahrt hat, den Schluß zu ziehen, daß das Proscenium eben den veränderlichen Spielhintergrund darstellte?

Daß hier ein wunder Punkt seiner Auffassung liegt, merkt der Verf. selbst. Er sucht die Erklärung in Gründen der Akustik. Um

ein Mittönen und Resonieren des Bühnen-Fußbodens zu erhalten stellte man ihn aus Holz her, und zur Verstärkung des Schalles ließ man darunter einen Hohlraum. Aber es handelt sich ja gar nicht um den Fußboden, sondern um die hölzernen Wände der Vorderseite. P. müßte also den Nachweis führen, daß die Schallwirkung des Hohlraums geschwächt wird, wenn seine Vorderwand aus Stein und nicht aus Holz besteht. Davon ist aber mit keinem Wort die Rede, und auch meine eigenen geringen physikalischen Kenntnisse reichen zur Entscheidung dieser Frage nicht aus; als Meinung eines Fachmanns aber kann ich mittheilen, daß für die akustische Wirkung alles auf die Hinterwand, auf das Material des Podiums aber relativ nur wenig ankomme. Sind also die Pinakes aus akustischen Gründen angebracht, so würde dies ein neues Moment sein, das für die Verwendung des Prosceniums als Hinterwand spräche. Uebrigens faßt Verf. die Plutarchstelle, die für ihn den Ausgang seiner Erörterung bildet, entschieden nicht richtig auf, wenn er mit A. Müller, Bühnenalterth. 43 in dem Satze (*non posse suav. viv.* 1096 B) *καὶ χαλκοῦν Ἀλέξανδρον ἐν Πέλλῃ βουλόμενον ποιῆσαι τὸ προσκήνιον οὐκ εἶπεν ὁ τεχνίτης, ὥς διαφθεροῦντα τῶν ὑποκριτῶν τὴν φωνήν* unter *προσκήνιον* ein Bühnenpodium versteht. Wie sollte *προσκήνιον* das bedeuten können und wie Alexander auf einen so absurden Einfall kommen? Gemeint ist doch wohl Bronzeverkleidung der Säulen, ob auch der *scaenae frons*, wie Reisch S. 293 anzunehmen scheint, lasse ich dahingestellt.

P. ist sich übrigens der Unsicherheit und Unzugänglichkeit dieser seiner Erklärung offenbar bewußt, da er sie mit den Worten einleitet: »Wenn uns nicht die nackten Thatsachen genügen, müssen wir Vermuthungen und Combinationen wagen. Doch möge, wer die folgenden Ansichten nicht theilen kann, berücksichtigen, daß er mit der Erklärung bestimmter Thatsachen nicht auch die Thatsachen selbst verwerfen würde«. Gewiß nicht; nur kommt es darauf an, was man unter Thatsachen versteht. Thatsache ist, daß das Proscenium aus Holzpfosten oder Steinsäulen mit Holzfüllungen bestand; daß es immer Bühnenpodium war, ist wenigstens bis jetzt noch keine Thatsache. Und noch mehr zum Widerspruch reizt der Satz, mit dem P. diesen ersten Abschnitt schließt: »Ebensowenig wie man das Lysikratesmonument wegen seiner Säulen im Ernste einen Tempel nennen wird, darf bei dem einen historisch und stilistisch vollkommen verständlichen Stadium der griechischen Bühne, bei ihrer aus Säulen und Pinakes gebildeten Wand, ernstlich von einer Säulenhalle gesprochen werden«. Ich sehe davon ab, daß mir persönlich das Lysikratesmonument immer wirklich als ein Tempel erschienen ist und

noch erscheint, als ein Tempel, bei dem der Dreifuß nur als Bekrönung wirkt. Das mag individuell sein. Entschieden aber muß ich bestreiten, daß bei P.s Auffassung das fragliche Stadium der griechischen Bühne mit einem auf Säulen ruhenden Podium historisch und stilistisch vollkommen verständlich sei. Das würde es nur dann sein, wenn sich die griechische Bühne aus einem Pfahlbau entwickelt hätte. Dörpfelds Anstöße sind nicht bloß als Aeüßerungen seines individuellen Geschmackes sehr interessant, und seine Kritik steht nicht nur auf ästhetischem, sondern mindestens ebenso sehr auf kunsthistorischem Boden.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, schalte ich hier gleich ein, daß ich andererseits Dörpfelds extreme Ansichten durchaus nicht theile. Ich stelle gar nicht in Abrede, daß später, sogar schon am Ende des vierten Jahrhunderts, auf dem Dache des Prosceniums ganze Stücke aufgeführt worden sind (s. diese Ztschr. 1897 S. 42; Hermes XXXII 1897 S. 450 ff.); aber es sind litterarische und epigraphische Zeugnisse, aus denen wir diese Thatsache entnehmen, nicht die Ruinen. Diese bezeugen vielmehr meines Erachtens unzweideutig, daß ursprünglich das Proscenium nicht als Bühnenpodium, sondern als Spielhintergrund gedacht ist, und diese Sprache der Ruinen zu entkräften ist P. wenigstens in diesem ersten Abschnitt nicht gelungen.

Wir können aber diesen Theil der Untersuchung nicht verlassen, ohne die Frage aufzuwerfen, welchen Zweck denn die Pinakes eigentlich hatten, nachdem ihre Auffassung als Decorationsstücke durch P.s Argumentation hinfällig geworden ist. Hier will es mir nun scheinen, daß man einerseits Dinge als selbstverständlich hinstellt, die es keineswegs sind, andererseits etwas vorschnell generalisiert. Ist es denn schon ausgemacht, daß die Pinakes gerade bei der Auführung ihre Verwendung fanden? Können es nicht vielmehr Läden gewesen sein, die zum Verschuß dienten, wenn nicht gespielt wurde? Ist es sicher, daß ihre spätere Verwendung auch die ursprüngliche war? Wenn für einige jüngere Theater, oder eigentlich nur für Pleuron, feststeht, daß sie bis zum Epistyl hinüber gereicht haben, folgt daraus, daß es überall ebenso war? Konnten es nicht auch mehr oder minder hohe Schranken sein, wie wir sie zwischen den Säulen sowohl an den Ruinen als auf bildlichen Darstellungen von Tempeln so häufig finden? Und ist es sicher, daß die Bohlen der alten Holzpfostenproskenien nach Zweck und Bedeutung mit den Pinakes identisch sind? Alle diese Fragen, die nach verschiedenen Seiten hin Ausblicke eröffnen, verdienen wenigstens gestellt zu werden. Betrachten wir zunächst das feste für uns erreichbare Stadium, das Holzpfostenproscenium. Für Megalopolis steht die Ver-

kleidung der Pfosten mit Holzbohlen durch die in der Schwelle angebrachten Rillen fest. Nach dieser Analogie hat man dasselbe auch für das älteste Proskenion von Sikyon angenommen, obgleich dort die Rillen fehlen. Mit vollem Recht; denn eine constructive Nothwendigkeit sind diese Rillen nicht. Bei diesen Theatern präsentierte sich also die Front des Proskenions als eine lange Bretterwand, die doch ohne Zweifel der Grund für die aufgemalte Decoration war. Nicht anders kann jene erste Skene ausgesehen haben, auf der Agatharchos für Aischylos eine Palastfaçade malte, die sich von den Palastdarstellungen auf gleichzeitigen Vasen kaum unterschieden haben wird. Diese Form des Proskenions reicht also bis zu den Anfängen der griechischen Bühne überhaupt zurück, nur daß damals diese Wand noch kein Proskenion, sondern die Front der eigentlichen Skene gewesen sein wird. In dem zweiten Stadium zeigt das Proskenion an seiner Front Vollsäulen. Constructiv entsprechen diese allerdings den alten Holzpfeilern, in ihrer Bedeutung für den Zuschauer aber keineswegs, da ja die Holzpfeiler nicht sichtbar waren. In dieser Hinsicht sind sie vielmehr das Correlat der früher auf die Wand aufgemalten Säulen. Ich halte es nun für sehr möglich, daß man schon gegen das Ende des 5. Jahrhunderts bei gewissen Auführungen statt die *scaenae frons* mit einer Säulenstellung zu bemalen, vor ihr massive Holzsäulen aufstellte. Eine solche Decoration, bei der man also zum ersten Mal wirklich von einem Proskenion reden konnte, führt uns, wenn ich nicht irre, das pompejanische Niobebild vor, über das ich im Herm. XXXVI 378 f. gehandelt habe: eine lange Säulenhalle mit einem säulengetragenen Vorbau bildet die Scenerie. Das Theater des fünften Jahrh. kannte also in der That solche Vorbauten, wie sie auch Dörpfeld in seiner Reconstruction (S. 373) angenommen hat, nur möchte ich bezweifeln, daß sie obligatorisch waren und besonders häufig angebracht wurden. Was uns aber hier vor allem angeht: zwischen den Säulen sowohl des Vorbaus als der Halle ziehen sich etwa in Schulterhöhe der Personen Schranken hin. Dies dürfte also die Urform der *Pinakes* sein. Ihr Zweck wird unter anderm gewesen sein, in solchen Theatern, wo, wie in Eretria und Sikyon, der Eingang zum unterirdischen Gang zwischen der *scaenae frons* und den Säulen lag, den hinabsteigenden Schauspieler dem Publicum zu verdecken. Auch akustisch waren sie, wie bereits gesagt, von Wichtigkeit. Daß aber trotzdem diese Schranken zunächst nicht obligatorisch waren, dürfen wir daraus schließen, daß an den ältern Säulen und selbst noch an den ältern Halbsäulen mit Steinpfosten die Falze für ihre Anbringung fehlen. Diese Schranken bis zur ganzen Höhe des *Intercolumniums*

hinaufzuführen, also sie in lädenartige Füllungen zu verwandeln, wird man sich erst entschlossen haben, als man auch das Dach des Proskenions für gewisse Stücke als ausschließlichen Spielplatz zu benutzen begann; denn um der Säulenhalle wenigstens einigermaßen den Charakter eines Podiums zu geben, mußte man nothgedrungen die Löcher zwischen den Säulen schließen und so die alte eigentliche scaenae frons den Blicken der Zuschauer entziehen. So findet der, wie ich mit Dörpfeld behaupten muß, durchaus unkünstlerische Typus einer auf Säulen ruhenden Bühne seine Erklärung einerseits in der historischen Entwicklung, anderseits in dem praktischen Bedürfnis das Proskenion bei Aufführungen der *παλαιὰ τραγωδία* nach alter Weise als Spielhintergrund zu benutzen. Dieser Versuch sich mit den That-sachen abzufinden bedarf natürlich dringend der Nachprüfung an den Ruinen und ist also zunächst rein hypothetisch gemeint; aber er kann doch zeigen, daß die That-sachen uns keineswegs zwingen, das Proskenion auch nach seiner Entstehung und in seinen ersten Entwicklungsstadien wider den Augenschein für ein Bühnenpodium zu halten.

Der zweite Theil des Werkes »die Grundrißformen der griechischen Bühne« imponiert durch die Neuheit und den Scharfsinn der Gedanken und die mit der Kühnheit des Pfadfinders bis zur Rücksichtslosigkeit getriebene Consequenz der Argumentation. Es handelt sich hier darum, das, was der Verf. Bühne nennt, d. h. den Oberbau des Spielhauses, von dem nur in ganz vereinzelt Fällen recht dürftige Reste erhalten sind, wieder vor uns erstehen zu lassen. Soll sich die These, daß die Ruinen nach Vitruvs Vorschrift hergestellt werden können oder gar müssen, als haltbar erwiesen, so muß diese Bühne, hier und bis auf Weiteres im Puchsteinschen Sinne gesprochen, zweierlei aufweisen, erstens drei Thüren in der scaenae frons und zweitens Flügelbauten, *versurae procurrentes*, für die von außen auftretenden Schauspieler. Die Thüren des Oberbaus werden nun aus den Thüren des Unterbaus erschlossen; nach dem Satz: Thür über Thür, der nach P. architektonisch unanfechtbar, wenn auch durchaus nicht absolut zwingend sein soll; »aber«, so fährt er fort, »wenn das sachlich Erforderliche technisch möglich und wie in diesem Falle für die Construction sogar günstig ist, sind wir nicht nur vollauf berechtigt, sondern verpflichtet, so zu reconstruieren«. Hier wird nun aber doch aufs neue als gegeben angenommen, was erst bewiesen werden soll; denn »sachlich erforderlich« sind die Thüren nur, wenn man zugiebt, daß oben gespielt wurde und daß die scaenae frons der Beschreibung Vitruvs entsprach. Indessen kommt in Wahrheit auf die Zahl der Thüren für die Hauptfrage wenig an, zumal ja Ref. mit dem Verf.

insofern einverstanden ist, als auch er für die jüngere Zeit die Benutzung des Oberbaus als Bühne innerhalb gewisser Gränzen zugiebt. Eine Thür wenigstens läßt sich ja bei dem Episkenion — Pardon, bei der Bühne von Oropos constatieren und daß für viele Stücke überhaupt nur eine einzige Thüre nötig war, haben wir oben gesehen. Andererseits ist P. durch sein Princip: »Thür über Thür« öfters gezwungen, statt der von Vitruv geforderten drei Thüren deren fünf oder gar sieben zu statuieren. Auch nach seiner Annahme war also die Zahl der Thüren nicht constant, und Vitruv referiert nur einen, meinethalb den regulären Fall. Man sieht, auch wenn wir P. bereitwillig alles zugeben, ist doch keine durchgehende Uebereinstimmung mit Vitruv zu erzielen, und dabei wird sich der Verf. selbst nicht verhehlen, daß seine drei Thüren nicht eine Fundthatsache, sondern lediglich aus Vitruv erschlossen sind. Eine Fundthatsache aber sind die drei, fünf, sieben Thüren des Erdgeschosses, für deren Zahl, wenn sie nur zu »mäßig beleuchteten und wohl auch sonst unbehaglichen« Keller-räumen führen, kein plausibler Grund auszudenken ist und von P. überhaupt kein Grund angeführt wird. Kann man es bei solcher Sachlage den »Parteiischen« verargen, wenn sie diese mit handgreiflichen, nicht supponierten Thüren versehenen Gebäudetheile für die eigentliche Skene halten?

Weit wichtiger aber für die Entwicklungsgeschichte des Theatergebäudes, als diese Thüren, sind, wenn wir P. glauben wollen, die *versurae*, für die es keinen griechischen Namen giebt. Sie sind es, durch die sich die drei Typen, die P. zu erkennen glaubt, unterscheiden, und, wenn er Recht hat, bildete das Problem: »Wie lasse ich den aus der Stadt oder vom Lande kommenden Schauspieler auftreten?« für den antiken Architekten den Kardinalpunkt bei jedem Theaterbau. Die drei Typen aber sind: der östliche Typus, die Rampenbühne, der altathenische westliche Typus; chronologisch folgen sie sich in umgekehrter Reihe, wie sie hier aufgezählt und von P. besprochen sind.

Für den östlichen Typus ist charakteristisch, daß das Proskenion eine größere Breite hat als das Bühnengebäude und mit seinen beiden Seitenwänden dieses gleichsam umklammert. So entsteht zu Seiten des Obergeschosses ein kurzer enger Gang, die *itinera versurarum*, nach den Schmalseiten hin durch eine bis zum vordern Rand des Proskenions fortgeführte Brüstung oder Wand begränzt, die P., um eine knappe Bezeichnung zu haben, *παράσκημιον* nennt. Dieses Wort soll nämlich bei ihm »mit einer gewissen sachlich begründeten Dehnbarkeit des Begriffs« nur die ganz bestimmten Anlagen bezeichnen, die wir in den Ruinen an Stelle der Versuren

vorfinden. Der Schauspieler gelangte aus einer Seitenthür des Scenengebäudes auf diesen engen Gang, wandte sich von hier aus zur Bühne und das Publicum glaubte nun, er komme aus der Stadt oder vom Lande, je nachdem er den rechten oder linken Gang benutzte.

Die Rampenbühne trägt ihren Namen nach den Rampen, die von den *παροδοί* aus auf das Dach des Proskenions, das Logeion, führten. Hier liegen die »Paraskenien« nicht neben dem Bühnengebäude, sondern bilden vorspringend die Fortsetzungen von dessen Seitenwänden und sind nach den Rampen hin durch eine Thür durchbrochen; daher werden die Rampen von P als Paraskenionrampen, die Thüren aber als Versurenthüren bezeichnet. Auch hier verließ der Schauspieler den Garderobenraum durch eine Seitenthür und stieg nun auf dem hinteren, durch eine Mauer, »die Deckwand«, abgetrennten Theil der Rampe, »der Skenenrampe«, bis zu den Parados-Pylonen hinab, und dann vor den Augen des Publicums den vorderen Theil der Rampe, »die Paraskenionrampe«, wieder hinauf, um durch die Versurenthür die Bühne zu betreten. In einigen Theatern liefen diese Rampen horizontal; in Oropos, wo dies der Fall war, scheint die »Deckwand« gefehlt zu haben, so daß sich der Schauspieler vor den Augen des kleinstädtischen Publicums von der Thüre der Garderoberräume zum Ende der Rampe und von dieser wieder zurück zur Versurenthür begab.

Bei dem altattisch-westlichen Typus bestehen die Paraskenien nicht aus einfachen Mauern, sondern aus ganzen Gemächern, flügelartigen Vorbauten vor den Enden der scaenae frons, die durch eine Thür mit den Räumen der eigentlichen Skene, durch eine andere mit dem Logeion in Verbindung stehen. Der Schauspieler tritt also, auch wenn sich das Publicum ihn aus der Stadt oder vom Lande kommend vorstellen soll, aus der Thür eines Gemaches auf. Hier ist der Begriff *παρασκήνιον* bei P. derselbe wie bei Dörpfeld, nur daß dieser die Paraskenien in den erhaltenen Flügelbauten, jener in dem über ihnen supponierten Oberbau sieht.

Nehmen wir dies alles einmal als richtig und hinreichend begründet an, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wegen einer scenischen Bagatelle ein unverhältnißmäßiger architektonischer Aufwand getrieben wird. Namentlich die Rampenbühne sucht an Umständlichkeit und Unzweckmäßigkeit ihres Gleichen. Welch unnütze Kraftverschwendung, den Schauspieler erst die eine Rampe hinunter und dann wieder hinaufzuhetzen, wo er, bei der Steilheit der Anlage, ganz außer Athem ankommen mußte. Man ist wirklich versucht zu fragen, ob denn vielleicht das kleine Podest, das in Epidauros zwischen Rampe und Versurenthüre liegt, nicht sowohl des-

halb angeordnet war, damit die Flügelthüren bequem von außen geöffnet werden konnten, sondern damit der Schauspieler Gelegenheit hatte, sich ein wenig zu verschnauften; auch wird man den horizontalen Rampen in Eretria und Oropos entschieden den Vorzug vor den steilen in Epidauros und Sikyon geben müssen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die es haben mußte, daß der Schauspieler bei diesem langen Wege genau in dem Augenblick an der Versurenthüre anlangte, wo sein Stichwort fiel, hat sich der Verf. offenbar nicht klar gemacht. Und wozu dies alles? Um eine realistische Wirkung zu erzielen? Du lieber Gott! Wird denn nicht schon durch die Versurenthüren, namentlich wenn sie Thürflügel hatten, jede realistische Wirkung aufgehoben? Mußte sich da nicht das Publicum, ganz gegen die Intentionen des Dichters, den Platz vor dem Palast oder dem Tempel als einen Hof oder, wenn er gar, wie in der Vignette S. 1 überdacht war, als Innenraum vorstellen? Sehr richtig hat schon früher Dörpfeld gegen Bethe, der einen ähnlichen Standpunkt wie Puchstein vertritt, bemerkt (Ath. Mitth. XXIII 1898, 350): »Glaubt denn B. wirklich, daß die Schauspieler in Epidauros vor den Augen der Zuschauer auf offenen Rampen zu der Decke einer Säulenhalle hinaufgestiegen seien, und daß das Publicum nun geglaubt habe, sie seien damit auf dem Erdboden vor einem Hause oder Tempel angekommen?« P. citiert diese Worte mit Mißbilligung, aber nach einer Entkräftigung des Einwands habe ich bei ihm vergeblich gesucht. Er findet es vielmehr vortrefflich, daß das Publicum den Schauspieler sehen kann, ehe er das Logeion betritt, daß es ihn gewissermaßen von Weitem herankommen sieht. Um zu erkennen, wie sich das in Wirklichkeit ausnehmen mußte, machen wir einmal die Probe mit einem erhaltenen Stücke, der Scene aus dem Ion, die ich schon in diesen Blättern bei der Anzeige von Bethes Prolegomena (1897 S. 33 f.) scenisch erläutert habe. 725 ff. sind Kreusa und der Paidagoge auf dem Wege nach dem Apollotempel: *ἐπαυρε σαυτὸν πρὸς θεοῦ χρηστήρια* sagt Kreusa, *ἔλχ' ἔλκε πρὸς μέλαθρα καὶ κόμιζέ με. αἰπεινά τοι μαντεῖα* der gebrechliche Alte 738 ff. Wo findet nun bei der Rampenbühne dies Zwiegespräch bis V. 746 statt? Während die beiden Schauspieler die steile Rampe hinaufklettern? Dann sind sie dem größten Theil des Publicums unsichtbar und wohl auch unverständlich; denn sie befinden sich noch innerhalb der Parodos. Wo aber giebt es in einer antiken Tragödie einen unsichtbar, hinter der Skene geführten Dialog? Oder halten sie diese Reden erst, wenn sie auf dem Podest innerhalb der Versurenthüren angelangt sind? Dann also hat sich der Alte während der Steigung nicht beklagt, als er aber auf dem Gipfel ist, sagt er *ἔλχ' ἔλκε πρὸς μέλαθρα*. Spielt die Scene in der

Orchestra, so kann sich der illusionsfähige Grieche leicht die Steigung vorstellen; das hört mit dem Momente auf, wo vorher der Schauspieler wirklich vor seinen Augen einen steilen Weg hinaufgeklommen ist. Auf einer Bühne des östlichen Typus wird die Sache noch schlimmer. Da kommen Kreusa und der Paidagoge durch die schmale Gasse neben dem Tempel her, also, wie der Zuschauer nothgedrungen annehmen muß, von der Rückseite des Heiligtums, und wie da eine Steigung sein soll, kann sich auch die kühnste Phantasie nicht ausmalen. Und nur wenig wird gebessert, wenn sie in einem Theater des altattisch-westlichen Typus aus einer Thür der Paraskenien auftreten. Kurz, sollte P. mit seiner Theorie Recht haben, so ist das Urtheil nicht zu hart, daß die griechischen Theaterarchitekten recht unpraktische und hilflose Leute gewesen sein müssen. Man begreift dann wirklich nicht, wie die Griechen auf den Gedanken kamen, den Schauplatz aus der Orchestra auf das Dach des Proskenions zu verlegen, was nicht nur erhebliche Baukosten verursachen, sondern auch die Illusion empfindlich stören mußte.

Nun aber das Schlimmste. Selbst die litterarische Begründung dieser ganzen Versurentheorie steht auf thönernen Füßen. Vitruv erwähnt die *versurae procurrentes quae efficiunt una a foro altera a peregre aditus in scaenam* nur bei der römischen Bühne. Daß sie zu den Theilen gehört hätten, die der griechischen mit der römischen Bühne gemeinsam waren, ist zunächst eine Hypothese. Diese Hypothese aber wird in dem Augenblick hinfällig, wo wir bei Pollux, auf dessen Uebereinstimmung mit Vitruv die »Orthodoxen« doch so großes Gewicht legen, folgende Worte lesen: τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν ἢ ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει. εἰσελθόντες δὲ κατὰ τὴν ὀρχήστραν ἐπὶ τὴν σκηνὴν ἀναβαίνουσιν ἐπὶ κλιμάκων. Also im griechischen Theater des Pollux treten die aus der Ferne kommenden Schauspieler in der Orchestra auf und steigen auf Treppen zur Bühne empor. Versuren kennt das griechische Theater nicht, und so ist es auch nicht mehr wunderbar, daß wir ihren griechischen Namen nicht kennen. In welchem Entwicklungsstadium des griechischen Theaters diese Treppen aufgekommen sind, weiß ich nicht, und ist auch von secundärer Bedeutung. Nur soviel ist klar, daß durch sie die Deutung, die P. den Rampen, der engen Gasse, dem Paraskenion giebt, hinfällig wird.

Zu allem dem kommt nun noch die Schmalheit der Bühne. Bei der Wanderung durch das Theater von Magnesia läßt P. S. 63 seine Leser durch die breite Regia auf das Logeion hinaustreten, ermahnt sie aber ausdrücklich zu »einiger Vorsicht, denn der Bretterboden ist sehr schmal und wir könnten als Laien angesichts der tiefliegen-

den Orchestra und des Zuschauerraums leicht vom Schwindel ergriffen werden«, und er ist froh, als er sich und den Leser »von einem Boden, auf dem wir doch nicht uns zu bewegen gelernt haben, in die schmale, aber durch die Paraskenionwand geschützte Gasse retten« kann. Klingt das nicht fast wie Selbstironie, und fragt man sich nicht erstaunt, ob denn die Schauspieler Vorbereitungscurse bei Akrobaten nahmen? In den Listen des Technitenpersonals werden solche meines Wissens nicht aufgeführt.

Hier könnte nun P. mit Grund einwenden, daß ja auch nach D.s Ansicht auf diesem schmalen Podium Schauspieler auftraten, nämlich als Götter, und daß vollends nach des Ref. Ansicht sogar ganze Stücke dort oben gespielt wurden. Gewiß, aber die Götter hatten mehr zu declamieren als zu agieren, und die Stücke kennen wir nicht, müssen aber eben aus der Schmalheit des Spielplatzes schließen, daß auch in ihnen mehr declamiert als agiert wurde. Das aber muß immer und immer wieder aufs Schärfste betont werden: Stücke des fünften Jahrhunderts können dort oben unmöglich aufgeführt worden sein. So könnte ich mir also von meinem Standpunkt aus die drei Typen P.s ganz wohl gefallen lassen, ohne natürlich seine Paraskenion- und Versuren-Theorie zu billigen, wenn es nur um die Begründung besser stünde. Hier aber tritt gar zu oft der Analogieschluß ein, wenn das Zeugnis der Ruinen versagt. Der östliche Typus ist klipp und klar nur in Priene vertreten, wo ansehnliche Reste des Obergeschosses erhalten sind. Allein schon Delos bietet eine ganz unverständliche und sachlich nicht zu begründende Variante, die P. selbst als kurios bezeichnen muß. Bekanntlich ist hier das Untergeschoß auf allen vier Seiten von Hallen umgeben; demgemäß führt P. im Obergeschoß seine itinera versurarum und seine Paraskenionwand rings um das Gebäude herum und bringt die Thüre für den die enge Gasse betretenden Schauspieler in der Rückwand an, weil Thüren in den Seitenwänden, wie in Priene, einen wenig harmonischen Grundriß geben würden. Also der Harmonie des Grundrisses zu liebe muß der arme Schauspieler diesen gewaltigen Umweg machen. Von der Tyrannei der Architekten erlebt man ja noch heut zu Tage manche Probe; aber so etwas leistet sich selbst nicht ein moderner Baurath. Die Ringhalle in Delos ist, wenn sie nicht in der That rein decorativ ist, nach wie vor ein vollständiges Räthsel, und wenn P. S. 55 schreibt: »Auch in Delos muß der Grundriß auf die Zwecke der Bühne bezogen werden, und was einst undenkbar schien, ist absolut nothwendig: wir haben das ganze ringsum laufende Podium für eine Bühne zu erklären«, so muß ich erwidern, daß dann in diesem Fall das absolut Nothwendige in der

That undenkbar ist. Eine ringsumlaufende Bühne an einem feststehenden Schauspielhaus würde voraussetzen, daß sich das Publicum während der Aufführung um das Gebäude herumbewegte. Nun giebt es ja drehbare Bühnen, aber drehbare Zuschauerräume sind noch nicht erfunden. Ueberhaupt aber sollte man nicht eher daran gehen, das spurlos verschwundene Obergeschoß des delischen Theaters zu re-construieren, bevor die Bauinschrift (B. C. H. XVIII 1894, 162 ff.) gründlich philologisch interpretiert ist, was bis jetzt trotz einzelnen trefflichen Bemerkungen Homolles noch nicht geschehen ist und ohne Facsimile oder Abklatsch auch kaum geschehen kann. Da ist z. B. bald von σκηνή, bald von σκηναί, bald von παρασκήνιον, bald von παρασκήνια, von der σκηνή ἢ μέση und der σκηνή ἐν τῷ θεάτρῳ, von σκηναί αἱ παλαιαί und σκηναί καιναί, von παρασκήνια ἐπάνω und ὑποκάτω, dann wieder von einem παρασκήνιον ἐν τῷ θεάτρῳ die Rede. Ob diese Ausdrücke, wie Homolle annimmt, stets dieselben Theile des Gebäudes bedeuten, oder ob man mehrere σκηναί und παρασκήνια zu unterscheiden hat und wie viele, ist noch niemals ernsthaft untersucht worden. Mir jedesfalls will es kaum glaublich erscheinen, daß mit ἡ σκηνή ἢ μέση und ἡ σκηνή ἢ ἐν τῷ θεάτρῳ dasselbe gemeint sein könnte. Die Reconstructionen aber tragen der Mannichfaltigkeit dieser Terminologie keineswegs gebührend Rechnung. Oder ist es etwa denkbar, daß man die Pfeilerreihe der Schmalseiten und der Rückseite παρασκήνια τὰ ὑποκάτω, die vordere Pfeilerreihe aber προσκήνιον genannt haben sollte? und daß der viereckige Mittelbau, den alle Reconstructionen im Obergeschoß annehmen, als αἱ σκηναί bezeichnet wurde?

Auch in andern Fällen scheint die Reconstruction nach dem Muster von Priene keineswegs sicher. In Assos trifft P. an der Stelle, wo er den Unterbau für seine Paraskenien braucht, auf Reste, die Dörpfeld für jüngere Zuthat, er selbst für Theile des ursprünglichen Baus hält, die aber dennoch von dem obligaten Unterbau nicht herrühren können, daher er sie wegwünscht, um in seinen Vermuthungen durch keinen Rest beschränkt zu werden. Unsicher bleibt auch seine Reconstruction des Theaters von Pergamon, worüber er sich übrigens selbst nicht täuscht. Hingegen befindet er sich entschieden in einer Selbsttäuschung, wenn er die Ruine von Magnesia vorurteilslos oder, um nicht unbescheiden zu sein, unter den ihm von der antiken Ueberlieferung suggerierten Vorurtheilen zu betrachten glaubt, während für Dörpfeld nicht so sehr technische oder constructive Einzelheiten als seine gar nicht aus den Ruinen geschöpften Meinungen über die Geschichte der Inszenierung ausschlaggebend seien. Auch P. schöpft seine Meinungen über die Inszenierung nicht

aus den Ruinen, sondern aus Vitruv, und betrachtet die technischen und constructiven Einzelheiten mit den Augen des orthodoxen Vitruvianers, und auch Dörpfelds Vorurtheile sind von der antiken Ueberlieferung suggeriert, nur von einer weit besseren und älteren als Vitruv, nemlich der in den alten Dramen selbst steckenden Ueberlieferung.

Die Rampenbühne haben wir in Sikyon und Epidauros, vielleicht auch in Eretria, obgleich hier vieles recht problematisch bleibt. Allein schon in Oropos ist ihre Ergänzung nicht nöthig, aber allerdings möglich. In Megalopolis haben wir im günstigsten Fall nur auf einer Seite eine Rampe; die andere sieht sich P. genöthigt, zur größeren Hälfte in ein bedecktes Gebäude zu legen, was damit entschuldigt wird, daß dort keine normalen Verhältnisse vorliegen, diese zweite Rampe aber mit Nothwendigkeit zu erschließen sei. Mit Nothwendigkeit doch nur vom Standpunkt der P.schen Theorie aus. Daß aber eine einzelne Rampe den Charakter der ganzen Anlage als Weg für die von außen auftretenden Schauspieler bedenklich in Frage stellt, leuchtet ohne weiteres ein. In Mantinea laufen dicht an den Seiten des Skenengebäudes Straßen her, so daß sich P. hier zu der Hypothese provisorischer Holzrampen entschließen muß, die er auch für das ältere Holzproskenion von Megalopolis annimmt. Für Pompeji wird man um so mehr Bedenken tragen P.s Reconstruction zu acceptieren, als sich ein so vorurtheilsloser und besonnener Forscher wie August Mau entschieden gegen sie erklärt hat (Pompeji, its lifes and art 146). Für das zweite Stadium des athenischen Theaters und des kleineren im Piraeus läßt es P. selbst unentschieden, ob sie zum zweiten oder zum dritten Typus zu stellen seien. Man sieht also, mindestens bei der Hälfte der Fälle ist die Rampenbühne nicht aus technischen und constructiven Einzelheiten erwiesen, sondern der Analogie zu liebe erschlossen, wobei für den Verf. der Mangel an Resten oder Spuren kein Hindernis bildete, nothwendige, d. h. im Sinne seiner Theorie nothwendige Mauern unbedenklich zu ergänzen.

Nur bei der Zutheilung zum altathenisch-westlichen Typus spielen Analogieschlüsse sozusagen keine Rolle, sondern lediglich die Ruinen selbst, die in fast allen Fällen (nur Akrai bildet eine Ausnahme) das maßgebende Kriterium, die Paraskenien, wenigstens in ihren Fundamenten bewahrt haben. Dieser Abschnitt ist denn auch weitaus der gewichtigste und für Dörpfelds Lehren bedrohlichste. Es handelt sich hier vor allem um die Frage nach dem Zweck der Paraskenien, ein Terminus, den auch der Verf. hier in seiner üblichen correcten Bedeutung als vorspringende Flügelbauten gebraucht. Dörpfeld sieht in ihnen bekanntlich die Stützen und den Abschluß

des Prosceniums. Diesen Gedanken weist P., wie ich glaube, mit vollem Rechte zurück. Wie z. B. das Theater in Sikyon beweist, hätten hiefür einfache Mauern, ja schon steinerne oder hölzerne Schwellen ausgereicht, keinesfalls bedurfte man dazu ganzer Gemächer, die z. B. in Eretria die drei Räume der eigentlichen Skene an Größe noch übertreffen. Die Vorstellung von eingeschobenen Wänden mit gemalter Landschaft, die unselige *scaena ductilis*, ist überhaupt die kränkste Stelle in Dörpfelds System, dessen Kernpunkt sie zum Glück nicht berührt. Hoffentlich ist der Einfall jetzt durch P. S. 88 ein für allemal abgethan, und wir können nur wünschen, daß Dörpfeld selbst sich entschieße, diese Verunstaltung seiner Theorie so schnell wie möglich zu entfernen. Wozu aber dienen denn die Paraskenien sonst? Für P., der in dem, was wir *σκηνή* nennen, nur den Unterbau der wirklichen Bühne sieht, ist die Antwort leicht. Auch was Dörpfeld und wir andern Paraskenion nennen, ist nach P. nur der Unterbau der wirklichen Paraskenien, aus denen die vom Lande oder aus der Stadt kommenden Schauspieler auftreten, die also etwa die Bedeutung hatten, wie heute die Seitenkulissen. Wenn in der That keine andere Erklärung möglich ist, dann hat P.s Theorie, wenn auch vielleicht nicht endgültig gesiegt, so doch einen bedeutenden Vortheil errungen. Indessen wir brauchen die Waffen noch nicht zu strecken. Schon das einzige alte litterarische Zeugnis ist der Hypothese von P. nicht günstig: Demosthenes Mid. 25 τὰ παρασκήνια φράττων, προσηλῶν ἰδιώτης ὢν τὰ δημόσια, κακὰ καὶ πράγματα ἀμόθητά μοι παρέχων διέτελεσεν. Reisch giebt dafür eine doppelte Erklärung (S. 298): »Die Choreuten haben entweder, als sie zum Spielhause kamen, die Thüren eines in den Paraskenien gelegenen Ankleidesales oder aber wahrscheinlicher, als sie zum Wettkampf antreten sollten, die Thüre, durch die sie aus den Paraskenien in die Orchestra heraustreten sollten, versperrt gefunden«. Auch ich halte letzteres für das wahrscheinlichere oder vielmehr einzig Mögliche. In beiden Fällen aber lehrt die Stelle zweierlei, erstens, daß die Paraskenien den Chören als Garderobe dienten, und zweitens, daß man aus ihnen in die Orchestra gelangen konnte, wenn auch wohl kaum unmittelbar. Ist es nun denkbar, daß man für die in der Orchestra agierenden Chöre die Garderobe ins Obergeschoß verlegte? Doch nur, wenn man die alten Theaterarchitekten, wie unter den oben beleuchteten Voraussetzungen, für höchst unpraktische Leute hält. Auch Didymos (bei Suid. παρασκήνια) mit seiner Definition τὰς ἐκατέρωθεν τὴν ὀρχήστρας εἰσόδους verlegt sie offenbar ins Erdgeschoß, und ebenso Suid. v. σκηνή: μετὰ δὲ τὴν σκηνὴν καὶ τὰ παρασκήνια ἢ ὀρχήστρα. Wenn endlich in der

Delischen Bauinschrift *παρασκήνια τὰ ἑπάνω* und *παρασκήνια τὰ ὑποκάτω* unterschieden werden, so spricht das ja insofern für P., als es zeigt, daß dieses complicierte Theater auch im Oberbau Paraskenien hatte, was wir jedoch zu verallgemeinern vorläufig kein Recht haben, beweist aber zugleich, daß auch das Erdgeschoß Paraskenien hatte. Die Demosthenesstelle lehrt nun weiter, daß der Chor aus den Paraskenien in die Orchestra gelangen konnte. Daher müssen, da der Chor durch die seitlichen *πάροδοι* eintrat, die Paraskenien entweder in den Frontseiten Thüren gehabt haben, was nicht wahrscheinlich ist, da dann der Chor kaum noch die Parodos passiert hätte, oder in der Seitenwand solche, die direct zur Parodos führten, oder sie mußten mit den Räumen der Skene in directer Verbindung stehen und die Skene selbst mußte in ihrer Rückwand eine Thür haben. — Befragen wir die Ruinen, so finden wir in Pleuron und Segesta die postulierten Ausgänge zur Skene hin in den nach innen liegenden Seitenwänden. In Tyndaris fehlen sie zwar an dieser Stelle, dafür aber finden wir, dicht an die *scaenae frons* gerückt, eine zum Platz hinter dem Proskenion führende Thür, durch die man mit einem einzigen Schritt, vom Publicum so gut wie ungesehen oder wenigstens unbeachtet, in einen schmalen Durchgang und auf diesem durch eine Thür in der Rückwand des Bühnengebäudes ins Freie gelangen konnte. Sollte dies nicht der Weg für den Chor gewesen sein, wenn er sich aus der Garderobe in die Orchestra begab und sollten sich nicht so sowohl die große Entfernung der Thüren von der Paraskenienfront, wofür P. keine plausible Erklärung hat, als die beiden seitlichen Corridore durch das Bühnengebäude ungesucht erklären? Der größere mittlere Corridor aber mag für das Ekkyklema bestimmt gewesen sein, so daß des Verf.s Annahme, eine von Norden nach Süden laufende Straße habe hier dreitheilig das Bühnengebäude durchschnitten und den hauptsächlichsten Zugang zum Theater gebildet, überflüssig wird. In dem ältern athenischen Theater sind die Paraskenien so zerstört, daß sie nicht mitsprechen können. Um so wichtiger sind die Paraskenien des ältern Theaters von Eretria. Hier bereiten uns aber die Widersprüche und Unklarheiten in den Plänen und der Lakonismus der Referate Schwierigkeiten. Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, wie Dörpfeld dieses älteste und vielleicht wichtigste aller erhaltenen Theater in seinem Werke auf vier Seiten erledigen und sich damit begnügen konnte, die Pläne der Amerikaner zu wiederholen, statt uns eine selbstständige Aufnahme zu bescheeren. Auf Dörpfelds Plan wie auf dem letzten amerikanischen (*Amer. Journ.* XI 1896 pl. 1) erscheinen die vier Wände der Paraskenia vollständig geschlossen ohne jede Thür. Das kann aber unmöglich Dörpfelds wahre Meinung sein.

Er würde sich dann ja gezwungen sehen, diese Räume mit P. nur für den Unterbau der im Oberschoß gelegenen eigentlichen Paraskenien zu halten, und das wird er doch gewiß nicht wollen. Auf den beiden älteren amerikanischen Plänen ist denn auch diese Unbegreiflichkeit nicht vorhanden; auf dem zweiten (Am. Journ. X 1895 pl. 19) ist nach dem Proskenion hin eine 3 m große Thüröffnung rekonstruiert, auf dem ältesten Plan (a. a. O. VII 1891 pl. 11) wird diese durch einen Pfeiler in eine nach vorn hin liegende größere und nach hinten hin liegende kleinere Thüröffnung getheilt, ein Arrangement, das, wie sich gleich zeigen wird, nicht so unerklärlich ist, wie P. S. 127 meint. Die übrigen Wände aber sind auf allen drei Plänen sowohl nach außen wie nach der Skene hin geschlossen. Wir haben hier also denselben Fall wie in Tyndaris und müssen annehmen, daß es dem Chor möglich war aus dem Garderoberaum durch die jenseits des Pfeilers befindliche Thüröffnung zunächst zum eigentlichen Bühnengebäude, durch dieses hindurch ins Freie und so um das ganze Gebäude herum zum Eingang in die Parodos zu gelangen. Da aber die in Tyndaris beobachteten Corridore in Eretria fehlen, mußte der Chor, um möglichst unbeachtet zu bleiben, das nächstliegende Seitenzimmer der Skene passieren, in dessen Rückwand mithin eine Thür anzusetzen sein würde. Allerdings rekonstruieren sämtliche Pläne die Rückwand der beiden Seitenzimmer völlig geschlossen; allein wenn ich den ältesten und genauesten Plan (a. a. O. VII 1891 pl. 11) richtig verstehe, ist von der Rückwand dieser Zimmer überhaupt nichts mehr vorhanden, so daß der Annahme einer solchen Thür durchaus nichts im Wege steht. Sie ist aber auch noch aus einem andern Grunde nöthig; der Schauspieler, der durch die Thüre in das Seitenzimmer abging und durch die Thüre des Mittelzimmers wieder auftrat oder umgekehrt, mußte die Möglichkeit haben, ungehen aus einem Gemach ins andere zu gelangen. Da nun in Eretria die Zwischenwände keine Thür haben, wie es z. B. in Assos der Fall war, so ist in der Hinterwand eines jeden der drei Zimmer eine Thüre zu statuieren.

Wenn wir so in den Paraskenien zunächst die Garderobezimmer für den Chor erkennen, so berühren wir uns hier mit Dörpfeld, der sie einmal als die an das Skenengebäude herangerückten Ankleidezimmer bezeichnet, ohne jedoch diesen, wie mir scheint, sehr fruchtbringenden Gedanken weiter zu verfolgen. Daß die Skene selbst die Garderoberräume für die Schauspieler ist, versteht sich von selbst und wird, so viel ich weiß, allgemein zugegeben. Ich möchte aber hier die Frage aufwerfen, ob die Dreitheilung des Skenengebäudes, wie wir sie, abgesehen von Eretria, auch in Assos und Priene

finden, nicht daher rührt, daß anfänglich jeder der drei Schauspieler sein eigenes Garderobezimmer hatte. Daß die Dramen des fünften Jahrhunderts keineswegs häufig eine Front mit drei Thüren verlangen, ist schon oben S. 416 hervorgehoben worden. Erst später scheint man aus den drei Gemächern einen einzigen großen Saal geschaffen und den drei Thüren die bei Vitruv und Pollux überlieferte typische Bedeutung gegeben zu haben.

Die Thüren in der Rückwand der Skenenzimmer, die wir für Eretria postuliert haben, und die in den Zwischenwänden, die wir in Assos finden, ebenso die zu einer möglichst engen Verbindung mit dem Durchgang durch die Skene dienende Zurückschiebung der Thüröffnung des Paraskenions in Tyndaris und Eretria, alle diese Anlagen waren da überflüssig, wo das Proskenion mit seinen Pinakes den Platz vor der Skene maskierte. Beweis das Theater von Priene, das steinerne Pinakes und keine Verbindungsthüren zwischen den drei Skenenräumen hat. Ich habe also bei der ganzen vorausgehenden Besprechung stillschweigend die Voraussetzung gemacht, daß, wenn nicht bei allen, so doch bei gewissen Aufführungen ein Proskenion nicht vorhanden oder richtiger nicht aufgeschlagen war. Und in der That ist das junge Theater in Neupleuron das einzige aus dieser Gruppe, in dem von einem Proskenion Reste erhalten sind. Bei keinem andern der mit Paraskenien ausgestatteten Theater, weder den älteren Bühnen von Athen und Eretria noch in Segesta oder Tyndaris, hat sich eine Spur von einem Proskenion gefunden; es wird lediglich der Analogie zu liebe erschlossen. Und umgekehrt ist es eine ganz unerwiesene Behauptung, daß in Akrai, wo P. scharfsichtig das alte Proskenion erkannt hat, Paraskenien vorhanden gewesen seien. Ich constatiere das, nicht um die Möglichkeit von Proskenien für diese Theater in Abrede zu stellen, sondern um zu zeigen, daß durchaus keine Nöthigung und damit auch schwerlich eine Berechtigung vorliegt, für diese Theater feste Proskenien anzunehmen. Holzpfeiler und Holzsäulen auf hölzerner Schwelle mit vorgelegten Holzbohlen oder zwischen geschobenen Holzschranken wird man je nach dem Bedürfnis aufgeschlagen und wieder entfernt haben. In anderen Fällen aber wird man ohne Proskenion gespielt haben; dann bildeten die Garderobräume der Schauspieler und des Chors, die Skene und die Paraskenien, allein den Hintergrund. Und nicht nur für diese Fälle, sondern überhaupt würde man wünschen, den Paraskenien außer ihrer Bestimmung als Ankleidezimmer auch eine eigene Bedeutung innerhalb der Scenerie zuweisen zu können. Eine solche ergibt sich aber, wie ich glaube, ungesucht aus den Inszenierungsansprüchen der Komödie. Dort werden bald zwei im Winkel zusammenstoßende,

bald zwei einander gegenüberliegende Häuser, bald auch drei Häuser verlangt, von denen eines in der Mitte liegend dem Publicum seine Front, zwei andere es flankierend ihre Seitenansicht zeigen (Hermes XXXI 1896 S. 557). Rückt man diese im 5. Jahrh. wie es scheint isoliert auf der Orchestra errichteten Häuser zusammen und vereinigt sie zu einem einzigen Gebäude, so erhält man die Skene mit ihren Paraskenien. Man begreift jetzt, warum die Thüren der Paraskenien nicht in der dem Publicum zugewandten Front, sondern an der Seite angebracht sind; man begreift auch die in Eretria vorliegende Theilung der Thüröffnung durch einen Pfeiler. Durch die vordere Thür trat der Schauspieler auf, durch die hintere begab sich der Chor auf seinem Weg zur Parodos ins Seitengemach der Skene. Vielleicht ist das *κλισιον παρὰ τὴν οἰκίαν*, von dem Pollux IV 125 spricht, ein rudimentärer Rest dieser Paraskenien, der in die jüngere Bühnenform mit herübergenommen wurde. Was Pollux von seiner breiten Thür, durch die Thiere und Wagen passieren konnten, und von seiner Verwendung als Stall oder Werkstatt berichtet, paßt vorzüglich auf das Paraskenion.

Darum glaube ich auch, daß das Verschwinden der Paraskenien mit dem weitem Entwicklungsgang der Komödie zusammenhängt. Hand in Hand damit geht die Einführung eines aus Steinsäulen gebildeten Proskenions, an manchen Orten, wie in Epidauros, im Peiraieus und bei dem zweiten athenischen Theater, mit Vorsprüngen an den Ecken, in denen offenbar die alten Paraskenien als decorative Reminiscenz weiterleben; und so hat es wenigstens eine gewisse historische Berechtigung, wenn Dörpfeld auch diese Vorsprünge des Proskenions als Paraskenien bezeichnet. Die Garderoberräume für den Chor aber verlegte man in die gleiche Flucht mit dem Scenengebäude, so in Magnesia, Epidauros und im zweiten athenischen Theater, und in diesem Falle mußte natürlich die *scaenae frons* fünf Thüren erhalten. Singulär, aber sehr rationell ist die Anlage in Sikyon, wo man sich mit einem einzigen, aber entsprechend vergrößerten Garderoberraum für den Chor begnügte, diesen aber nicht in dieselbe Flucht mit der Skene legte, sondern ihn ebenso im rechten Winkel vor deren Rückwand vorspringen ließ, wie die alten Paraskenien vor der Vorderwand. So stellt sich heraus, daß die Lage der Chorgarderobe für die Grundrißbildung ein viel wichtiger Faktor war, als die Art und Weise, wie man im Obergeschoß die aus der Ferne kommenden Schauspieler auftreten ließ. Auch für die Gemächer des Untergeschosses mit ihren drei oder fünf Thüren haben wir eine, wie ich meinen sollte, völlig befriedigende Erklärung gefunden. Bei P.s Hypothese bleiben diese unverständlich;

denn wenn man auch den Grundsatz ›Thür über Thür‹ gelten lassen will, seine Umkehrung ›Thür unter Thür‹ ist doch in hohem Grade bedenklich. Und endlich hat sich ergeben, daß die Paraskenien im Erdgeschoß ihre volle Bedeutung und Berechtigung haben, und also gar kein Grund vorliegt, sie lediglich als Unterbauten für die Paraskenien des Oberbaus zu erklären.

So wenig ich also dem Grundgedanken dieses zweiten Abschnittes beizustimmen vermag, so kann doch nicht rühmend genug hervorgehoben werden, daß in diesem Theil eine ganze Reihe scharfsinniger und ertragreicher Detail-Untersuchungen enthalten sind, die Dörpfelds Aufstellungen in manchen Punkten berichtigen. Durchaus überzeugend ist der Nachweis, daß in Epidauros das steinerne Proskenion schon zum ältesten Bau gehört, Paraskenien in der alten Bedeutung des Wortes dort nie vorhanden waren und ein Umbau überhaupt nicht stattgefunden hat. Schlagend richtig ist die Abweisung des Gedankens, daß in Megalopolis die Prostasis des Thersilions jemals den Spielhintergrund gebildet habe; die Skene muß dort wie in Pergamon zu allen Zeiten aus Holz bestanden haben und zu jeder Aufführung besonders aufgeschlagen worden sein, schon weil man den Anblick der Säulenhalle des Thersilions nicht durch eine mesquine Bretterbude dauernd verunstalten durfte. Dazu stimmt vorzüglich, daß hier in Megalopolis seitlich von dem Proskenion und den Säulen des Thorsilions ganz in die linke Parodos hineingerrückt eine besondere steinerne Skenotheke errichtet war. Der Beweis, daß zwischen dem Proskenion und den Stufen des Thersilions für eine schmale Skene — und mehr bedurfte es nicht — Platz war, scheint mir glänzend gelungen. Sehr wichtig ist auch die Correctur des Grundrisses des athenischen Theaters in seinen beiden ersten Stadien. Bei dem ältesten Theater hatte Dörpfeld dicht vor der scaenae frons eine durchlaufende Reihe von Halbsäulen reconstruiert und ebenso auf die Fundamente der Paraskenien Säulen gesetzt, so daß er eine Façade erhielt, die an die des jüngeren athenischen Theaters und der Theater von Epidauros und Peiraieus erinnert, nur daß zwischen Säulen und Scenenfront so gut wie kein Zwischenraum ist, und die Ecken weit mehr vorspringen. Bei dieser Reconstruction war für ihn die Beobachtung maßgebend, daß die beim zweiten Theaterbau auf die Fundamente des westlichen Vorsprungs gelegten Stylobatplatten Spuren früherer Verwendung zeigen. Sie müssen also, so schließt er, sammt den zugehörigen Säulen von einem älteren Bauwerk stammen, und dies kann nur das ältere, nach Dörpfeld lykurgische Theater gewesen sein, das folglich gleichfalls an seiner Front mit Säulen geschmückt gewesen sein muß. Nun

ja wünschen, daß P. Recht hätte, wenn er versucht, das älteste athenische Theater, das Dörpfeld für das lykurgische hält, an den Anfang des vierten oder das Ende des fünften Jahrhunderts, also möglichst nahe an das Theater von Eretria heran, zu rücken und statt dessen Dörpfelds »hellenistisches« Theater, das mit dem steinernen Proskenion, dem Lykurg zuzuschreiben. Allein seine Argumente reichen für eine so totale Umwälzung unserer Vorstellung nicht aus. Dem einen, daß der Schutzsteg an den Stoßfugen des Proskeniontheaters auf die Zeit des Lykurg deute, hat P. selbst durch die Bemerkung, daß diese Erscheinung sich auch noch in weit jüngerer Zeit finde, jede Beweiskraft genommen. Daß Proskenien mit Vollsäulen ein älteres Stadium repräsentieren, als solche mit Halbsäulen, ist theoretisch richtig. Allein P. giebt selbst zu, S. 18, daß sich »in einzelnen Fällen die ältere Form bis tief in die Zeit hinein gehalten haben konnte, wo man bereits die bequemere Halbsäulenform gefunden hatte«, und wir müssen hierin noch weiter gehen und statt »gehalten haben konnte« setzen »angewendet werden konnte«. Und jünger als das Halbsäulen-Proskenion von Epidauros bleibt das Vollsäulen-Proskenion von Athen ja auch dann, wenn es in lykurgische Zeit gerückt werden könnte. Auch die Beweise für die Existenz eines älteren Koilon sind nicht durchschlagend. Daß die bis jetzt ungedeuteten Quadern in den Parodoi von den Stützmauern eines ältern Koilon herrühren, ist eine ganz unbeweisbare Hypothese. Und nicht besser steht es um die Annahme, daß der viel besprochene Stein mit der Inschrift βουλῆς ὑπηγετῶν, der in die Stützmauer des lykurgischen Koilon verbaut ist, eine Sitzbank in dem supponierten Theater des 5. Jahrh. gewesen sei. Dörpfeld selbst behauptet allerdings S. 29 ein wenig vorschnell, daß er »dem Theater des fünften Jahrhunderts angehören müsse«, aber S. 38 spricht er vorsichtiger nur von einem »älteren Gebäude«. An der Stelle, auf die sich P. bezieht, Herm. XXXII 426 habe ich natürlich nicht an eine Sitzbank, sondern an eine Futtermauer am Abhang des Berges gedacht. Was mich aber vor allem hindert, der Datierung des Verfassers zuzustimmen, ist der Wortlaut des Psephisma für Lykurg Vit. X or. VII 5 ἡμέτερά παραλαβὼν τοὺς τε νεωσοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην καὶ τὸ θέατρον τὸ Διονυσιακὸν ἐξειργάσατο καὶ ἐπετέλεσεν. Diese Worte kann ich mit einem Umbau nicht in Einklang bringen, sie deuten auf einen unvollendet gebliebenen Neubau, der, wenn das von Demosthenes erwähnte παρασκήμιον ein steinernes gewesen sein sollte, bereits in den sechsziger Jahren des vierten Jahrhunderts begonnen worden sein muß, dann aber liegen blieb. Gegen ein vorlykurgisches Koilon spricht auch, daß man, wie schon oft hervorgehoben worden

ist, erst seit Lykurg von Volksversammlungen im Theater hört. Hätte man schon früher solch herrliche Sitzbänke zur Verfügung gehabt, so würde man auch schon früher von der Pnyx ins Theater übergesiedelt sein.

Fassen wir den Gesamteindruck des Werkes zusammen, so müssen wir sagen, daß es zwar P. nicht gelungen ist, die Grundfesten von Dörpfelds Theorie zu erschüttern, daß aber beiwege eine solche Fülle werthvoller und fördernder Beobachtungen und Berichtigungen abfällt, daß dies mehr als ausreichend ist, um dem Buche einen dauernden Ehrenplatz in der Litteratur über das Theaterproblem zu sichern. Dieses selbst aber bedarf jetzt wie eine überreizte Patientin dringend der Ruhe. Sowohl Dörpfeld als Puchstein sind allmählich in einen Fanatismus hineingerathen, der einer vorurtheilslosen Untersuchung wirklich nicht förderlich ist. Hinsichtlich der eigentlich brennenden Frage: wie kam man dazu, den Spielplatz in das Obergeschoß des Bühnengebäudes zu verlegen und wie sah dieses Obergeschoß aus? sind wir in den letzten Jahren um keinen Schritt weiter gekommen. Eine einzige Tragödie des Theodectes würde hier mehr Licht bringen als alles Grübeln über die Ruinen.

Bequem zu lesen ist übrigens das Buch nicht. P. sollte sich doch nicht von seiner Begeisterung für Vitruv dazu hinreißen lassen, auch den Stil dieses wackeren Architekten nachzuahmen. Dafür erfreut sich das Buch des Vorzugs eines Registers, dessen Fehlen die Benutzung des Werkes von Dörpfeld und Reisch so ungemein erschwert.

Halle a.S., im Mai 1902.

C. Robert.

Ἡ Σαραντίδου Ἀρχελάου, ἡ Σινασός, ἡτοι θέσις, ἱστορία, ἠθικὴ καὶ διανοητικὴ κατάστασις, ἡθῆ, ἔθιμα καὶ γλῶσσα τῆς ἐν Καππαδοκίᾳ κωμοπόλεως Συνασοῦ. Ἐν ἐπιμέτρῳ δὲ καὶ σύντομος περιγραφή τῶν ἐν ταῖς ἐπαρχίαις Καισαρείας καὶ Ἰκονίου Ἑλληνικῶν Κοινοτήτων ὡς καὶ τῶν ἐν αὐταῖς σφισσόμενων Ἑλληνικῶν διαλέκτων ἐν σχέσει πρὸς τὴν ἐν Σινασῷ λαλουμένην. Ἐν Ἀθήναις, 1899. 287 S.

Der griechische philologische Verein in Konstantinopel (ὁ ἐν Κωνσταντινουπόλει Ἑλληνικὸς φιλολογικὸς Σύλλογος) stellt sich seit vielen Jahren, abgesehen von der Unterstützung der griechischen Volksschulen, die Aufgabe, Sitte und Sprache der unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen zu erforschen. Er hat auch für Arbeiten zur Volkskunde praktische Anweisungen gegeben, und dieser Anleitung entsprechend ist das vorliegende Werk eingerichtet. So fin-

det man darin zunächst eine kurze Beschreibung und sehr knappe Geschichte der in Kappadokien liegenden kleinen Stadt Sinasos (5100 Einwohner, wovon 600 Moslimen, die anderen sind Griechen); darauf werden der Reihe nach die politischen Zustände, die Verhältnisse der christlichen Bewohner zu den Moslimen, ihre Hauptbeschäftigungen, die privaten und officiellen Gebäude, die Schulen, die Kirchen, die Brunnen, die Brücken, die Lesehalle, das Theater u. s. w. u. s. w. geschildert. Dann folgen Abschnitte über die Messen, die Sitten der Bewohner, die Tänze und andere Belustigungen, ihre Küche und Speisen, ihre Tracht, Dichtung, über Hochzeit, Begräbnis, Aberglauben u. s. w.

Im Ἐπίπετον, S. 111 ff., finden sich wertvolle und, wie es scheint, genaue und zuverlässige Nachrichten über die in Kappadokien und Lykaonien lebenden Griechen und ihre Anzahl. Erst auf S. 129 kommt der Verf. auf die in Kappadokien erhaltenen griechischen Dialekte und ihr Verhältnis zu der Mundart von Sinasos zu sprechen. Leider ist dieser für uns wichtigste Theil zu kurz ausgefallen; nur so viel kann als sicher angesehen werden, daß die griechische Sprache in sehr vielen Theilen des Tauros und Antitauros erhalten ist; ja selbst jenseits des Antitauros zwischen dem Pyramos (Djihan) und dem Euphrat in Mesopotamien giebt es immer noch viele griechisch sprechende Gemeinden, deren Sprache aber eher dem Pontischen als dem Kappadokischen ähnlich sein soll.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Verf. sich seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigt; er ist nicht philologisch geschult, geschweige denn ein Sprachforscher, sondern ein Arzt, und so hat er keine Ahnung von Allem, was in der Erforschung des Neugriechischen seit zwei Jahrzehnten geleistet worden ist. Sein Buch ist also nur als rudis indigestaque moles zu betrachten, und nur derjenige, der sich im Mittel- und Neugriechischen stark genug fühlt, wird aus dem Studium desselben den richtigen Nutzen ziehen können, und selbst er oft nicht. Denn die Sprache des inneren Kleinasiens hat sich seit dem XI. Jahrh. n. Chr. in Folge der Invasion der Türken und der Eroberung des Landes vom übrigen Griechischen getrennt und in ihrer Abgeschlossenheit eine eigene Entwicklung genommen. Dazu kommt noch, daß das Türkische bald zur Amts- und Verkehrssprache geworden ist, das Griechische aber nur in einigen gebirgigen Gegenden, ohne daß die verschiedenen Theile unter einander in Verbindung standen, sich erhielt und weiterlebte. Zieht man ferner in Betracht, daß die Sprache der Herrscher, wie auch die der Nachbarn und Mitbewohner, der Armenier, Araber, während der Jahrhunderte auf diese so abgeschlossenen und zersplitterten Idiome

einen sehr starken Einfluß ausgeübt haben müssen, und daß diese Griechen ohne Schulen, ohne Bücher, ohne nationales Gefühl, bloß als Christen durch so viele Jahrhunderte ihr kümmerliches Dasein geführt haben, so bekommt man eine gewisse Vorstellung von der ungemeinen Schwierigkeit, womit die Erforschung dieser Mundarten zu kämpfen hat. Und das ist nicht alles: denn wir wissen nicht, ob die alteinheimische Bevölkerung Kappadokiens ihre eigene Sprache völlig mit dem Griechischen vertauscht hat. Es ist ja immer möglich, ja eher wahrscheinlich und von vornherein zu erwarten, daß einige, man kann nicht wissen, wie viele Reste des Kappadokischen sich erhielten, und mithin manche Wörter, Laute, Constructionen, Bedeutungsabweichungen der heutigen Mundarten auf die alte kappadokische Sprache zurückzuführen sind.

Wenn man auch im allgemeinen die Möglichkeit kappadokischer Abstammung vieler Sprachelemente zugeben muß, so ist doch in einem jeden Einzelfall eine strenge Prüfung vorzunehmen, und nicht jedes schwierige Wort ohne weiteres auf diese unbekannte Ursprache zurückzuführen. Zunächst müssen wir prüfen, ob es nicht doch griechisch, türkisch, armenisch, arabisch oder persisch ist; ferner müssen wir mit Hülfe der Lautgesetze des Gemeingriechischen und dieser besonders Mundarten das Etymon eines jeden Wortes suchen; erst dann, wenn der klare Nachweis gelingt, daß man auf diesem Wege zu keiner etymologischen Ableitung gelangt, dürfen wir das Wort oder überhaupt das Element als ächtkappadokisch ansehen.

Ich gebe gern zu, daß die Ausführung dieses Grundsatzes un-
gemein schwierig ist, besonders jetzt, da wir nicht die geringste Vorstellung von den Laut- und Sprachgesetzen dieser Mundarten haben, indessen wir müssen dabei bleiben, und dies als die *Conditio sine qua non* unserer Studien betrachten. Schon vor Jahren, als P. Karolides sein kappadokisches Glossar herausgegeben hatte (1885), habe ich diesen Grundsatz in der *Ἑβδομάς* II S. 536 geltend gemacht, und gezeigt, daß recht viele Wörter und Formen, die von Karolides für kappadokisch gehalten und auf das Altkappadokische zurückgeführt wurden, leicht aus dem Griechischen selbst hergeleitet werden können und müssen. Unser Verf. weiß indessen von diesem Prinzip nichts, er folgt dem Karolides und hält viele echtgriechische Wörter für altkappadokisch.

Da nun ferner der Verf. mit Karolides der Meinung ist¹⁾, daß

1) Cf. Die sogenannten Assyro-Chaldäer und Hittiten von Kleinasien von P. Karolides, Athen 1898. Verf. weiß von dem, was P. Kretschmer in seiner Einleitung gesagt hat, nichts, er ist kein Sprachforscher, sondern Historiker und sucht auf Grund der Religion und willkürlicher Vergleichung der Wortelemente

das Kappadokische eine indogermanische Sprache war, so stellt er die griechischen, lateinischen, indischen, slavischen, armenischen, türkischen und die sogenannten kappadokischen Wörter neben einander; so daß oft ein wirres Gemisch entsteht, wodurch natürlich die sprachlichen Erscheinungen mehr verdunkelt als erhellt werden. So schreibt er z. B. S. 245: «κολῶ, imperf. κόλανα, imperat. κόλα = ἐλαβῶν, vgl. Ind. *kal* = στρέφειν, gr. κέλης κελήτιον, βουκόλος, lat. *celer*, κέλεσθαι; aus derselben Wurzel stammt auch νεω-κόρος, αἰπόλος, πέλλω». Das Verb κολῶ in der Bedeutung »schlage« ist auch auf Kreta gebräuchlich, und zwar ebenso defectiv, d. h. nur im Präs. und Imperf.; es ist wohl von altgr. κολάζω herzuleiten; oder: »χολώνω z. B. βρέχω und χολώνομαι, werde naß, vgl. Pharas. *schuschuṇo* = βρέχομαι; Ind. *savam* = βροχή, Pharas. σάβι ἢ σάγι = δρόσος, ἔρση, Arm. *schaṵ*, Ind. *sunōmi* = ἐξάγω χολόν, *sunas* = ῥοῦς, oder das Gr. χυλός χυλοῦμαι. χολώνω wird wohl nichts anderes als das altgr. χυλῶν sein, denn die Bedeutung »Saft machen« könnte sich leicht in die Bedeutung »naß machen« verwandeln.

Immerhin wird jeder Kundige ohne weiteres zugeben, daß der Verf. viel zur Erforschung dieser Dialekte beigetragen hat, und daß dadurch auf das Mittellgriechische in mehrfacher Beziehung Licht geworfen wird. Denn, da diese Idiome lange Jahrhunderte hindurch auf sich selbst angewiesen waren und ihre eigene Entwicklung genommen haben, bewahren sie sehr viele höchst altertümliche Reste, die im übrigen Griechisch nicht mehr anzutreffen sind; vgl. ἀδελφιδής, Neffe und ἀνεψιός, Vetter, ἀδρεῖω = ἀρδεύω, ἀπύλωτο στόμα, αὐγάζει, es wird Dämmerung bei Tagesanbruch, βελάνι, *pessulus*, das mittelalterliche βένετος, blau, δάκνω, ἔδακα, θάλλω, blühe, das altdialektische σίτη = σίδη (vgl. Athenaei S. 650 f.) καμπρός = καπυρός, trocken, κνώδαλον, κορτώνια = κροτώνια, κουρνί = κρουνίον, κόχλος, λοφί = λόφιον, λοῦρος = αἴλουρος, μασκιέμαι = μασσῶμαι, Μελάγγεια, ὀρνοῦχος = ῥινοῦχος, das altdialectische παδάλι = πηδάλιον, παρώτια, σινιάζω, siebe (σινίον = Sieb), σκεύη, σκυρός = ισχυρός, ὑπνώνω (= ὑπνώω), ταρίχια (τάριχος), τέμνος = τέμενος, τυπώνω (τυπόω), ὕλιστήρι = ὕλιστήρ, Durchseih, φλόρροια = φυλόρροια, φρόγω, φυσγώνι = φυσκώνιον (φύσκων, φύσκη), Lunge, χορά = χροά, χρεία = ἐφόδιον u. s. w.

Bemerkenswerth sind ferner Wörter, wie die Namen Γαυράς, Μαγκαφᾶς, die auf das Mittelalter zurückgehen, oder Wörter wie ἀγμάλωτος, unglücklich, ἄλυκοί = οἱ παστοὶ ἰχθύες u. dgl., die auf

das Skythenthum der Kappadokier und anderer kleinasiatischer Völker nachzuweisen.

das Leben der Bewohner ein Licht werfen. Grammatisch wichtig sind ὁ στοιχειδς statt τὸ στοιχεῖον nach ὁ δαίμων, σόδι und ξόδι statt σόδι, ξόδι nach ἔσωθεν, ἔξωθεν (εἴσοδος, ἐξοδος), ὕψωμα statt ὕψωμα nach ψωμὸ (ψωμί), τὸ χαρτιὸ statt τὸ χαρτίον (cf. meine Einleitung S. 316); die Präs. ἀνοίζω, κάπτω, ἀρέθω, πλάτω statt κλάθω, καθερῶ statt καθερίζω; dann die aus dem Imperf. auf -ισκα gebildeten Präs. ξανίσκω neben ξαίνω ξάνω, φερίσκω neben φέρω, φαλλίσκω neben φάλλω; ferner die vom Aorist gebildeten Präs. ξάνω, σχάρω (συγάρηκα, συνεχάρην), φτάρω (ἐπτάρην) u. dgl.

In Bezug auf die Bedeutung sind hervorzuheben die Bildungen ἀπλώτρα und ζυμώτρα, die nicht den Ort oder die handelnde Person wie im Ngr., sondern das Quantum des ἀπλουμένου und ζυμουμένου bezeichnen, was wir im gewöhnlichen Ngr. durch ἀπλωσεῖς, ζυμωσεῖς ausdrücken. Ferner das Wort χρεῖα in der Bedeutung *viaticum*, χειμωνικόν, Küche (die Leute halten sich im Winter in der Küche auf).

Der Nutzen des Buches steht also fest; allein auch die Gefahr mißverständlicher Vorstellungen ist groß und liegt sehr nahe. Man erwäge auch, daß die Bewohner von Sinasos vielfach nach Konstantinopel gehen und dort lange Jahre hindurch bleiben, daß sie dort ihre heimatliche Mundart unter dem Einflusse des gemein-ngr. umwandeln und so nach ihrer Rückkehr zur Entstehung von Misch-dialecten den Anlaß geben, wodurch die Schwierigkeiten der sprachlichen Erkenntnis wesentlich vermehrt werden.

Um zu zeigen, wie verwildert diese Dialecte sind, will ich einige Beispiele anführen: Δέργος ist gleich διώρυγος, κόβλα = κόλυβα, ἐβή = αὐγή, κιθέρι, κιτέρ Pharasa, κσέρ Bagdaonia = κριθάρι; κορόκος = κρόκος ὠοῦ; λακτύλι = δακτύλιον; λιάμω, ἄμνω und ἄμναίνω = ἐλαύνω; λιάρος, in Phertak. u. Silat. γιάρος, in Pharas. ἄρος = ὄγιαρος ὄγιηρος; ἀξινάρ, ἀξιμάρ, ἀστιμάρ ἀστουμάρι, in Phertak. στιμάρ, in Telmissos ἀξιπάρ, in Gurdunuz τσιμάρ, alles von ἀξίνη ἀξινάριον; νοφαλός und ναφαλός, Pharas. ἀφός, Sille νεφὰλ aus ὀμφαλός; λυθρίδι = ἐρυθρίδιον (ἐρυθρόν) τὸ ἐρυθρόδανον; λιμίγγια = ἐλμίγγια (ἐλμιγγες und ἐλμινθες); μαῖτάρι = μανιτάρι (μανίτης, μύκης); μορμόρ, Pharas. μνημόρ = μνημόριον; μελός = μυελός; μουσούγγι = ἡμισυ + οὐγγιον; κιθέρι, in Phertak. χτέρ, in Bagd. τέρ = λιθάριον; ναῖκα = γοναῖκα, νίσκομαι = γινίσκομαι = γίνομαι; πιστέρι, πιβόλι, τυφερός und Bagd. τεβερός = περιστέρι, περιβόλι τυφερός; πιτραυιέμαι, πισκέφαλο = ἀποταυροῦμαι, προσκέφαλο; πουδάρι, Phertak. πτάρ, Pharas. πράδια = ποδάρια; σόντυλος, σοντύλι, σουγγᾶτος = σφόνδυλος σφονδύλι σφουγγᾶτος, συρομίληκος = συνομίληκος, τουράδι, Bagd. τράτσα, Phar. βαράδι = οὐράδιον οὐρά; χινέρι = ἰχνάριον ἴχνος (dieselbe Anaptyxis auch in κάπινη = κάπνη, πικάπινη, π(ι)νίγω, πατινί = παθνίον, κόροκος).

Daß unter solchen Bedingungen die etymologische Untersuchung des Materials ein *periculosae plenum opus aleae* ist, liegt auf der Hand. Trotzdem möchte ich hier einige Wörter anders als der Verfasser erklären, z. B. βῆλλί stammt nicht von lat. *virilia*, sondern von βῆλλιον—βῆλλος (Herodian I 158, 2); ἀπολήμι von ὁποληγός; ἀψά und ἀφός habe ich vor Jahren von αἶψα getrennt und mit ἀφι- verbunden (cf. Ἀθήναιον X S. 6), ebenso βρακκί (in meiner Einleitung S. 38); βρεχοῦμαι, schreie, rufe, ist wohl vom βρυχώμαι und nicht von ind. *bránuṃi* abzuleiten. γαυριάζω, bin geil, zornig, ist das alte γαυριάω und kommt von γαῦρος her; κεράθι, auf Kreta κέραθος, ist aus κήρινθος nach ἄνθος paretymologisiert; κουπώνω ist von κόπη κοπῶ abzuleiten und bedeutet: bedecke mit κόπη, dann: setze die Teller um, cf. ἀνακουπῶ, umstürzen, umkehren; λαβώνω kommt nicht von λωβάομαι, sondern von λαβή her, wie ich vor Jahren nachgewiesen habe (Ἀθήναιον X, S. 441); ebenso ist λαθήρι mit ὁ λαθόρι zu schreiben und auf λάθορος zurückzuführen; über μαλώνω habe ich in Ἀθηνα B. III S. 94 gehandelt; μανίζω, werde faul, ist von μανός, dünn, locker, porös abgeleitet (cf. μανί (τὸ) = σεσηπτός ὑψασμα); μαρούκια (τὰ), Kinnbacken gehört zu μαρυκῶμαι—μαρουκιῶμαι (cf. Einleit. S. 99); μηχανίζω, athme schwer ist zu μηχανῶμαι zu stellen, da bei μηχανᾶσθαι sich die Bedeutung »sich anstrengen, schwer athmen« leicht entwickeln konnte; νεικοῦμαι, zanke stammt wohl nicht vom homer. νεικέω, sondern von φιλονικέω, cf. φκάλι und φκαλῶ, in Bagd. φορκάλ φορκαλῶ, von φιλοκαλία φιλοκαλῶ, ausfegen; χειριάζομαι, »bin verlassen, leide Unrecht« ist χηριάζομαι zu schreiben und von χήρα abzuleiten. τρανῶ (= sehe) τράνσα gehört nicht zu τηρέω, sondern zu τρανός; auf Kreta heißt ἀναντρανίζω aufblicken. Anstatt τραβῶ ist τραυῶ (mit αυ) zu schreiben und auf ταυρῶ—ταυρίζω—ταῦρος zurückzuführen, wie ich im Ἀθήναιον X S. 424 gezeigt habe; φοσών = ἡ κωνοειδής δεξαμενὴ τοῦ μύλου ist aus σίφων σιφώνιον—σιφώνι—σιφών durch Umstellung entstanden. Auf Kreta heißt σιφόνι der untere Teil dieser Vorrichtung; τοῦ χάμου hat seinen Accent nach dem synonymen τοῦ κάκου (umsonst) verändert; χασκελώνω ist eine Contamination von χάσκω + σκελώνω, so wie τσαλίγον aus ἐξαγιον—ἐξάι + ὀλίγον—λίγο; τσ ist aus ξ hervorgegangen, wie in τσάζω = μαραίνομαι (ἐξ—άγω), τσακοντῶ (ἐξ—ακοντίζω), τσηγῶ, melke (ἐξ—ηγῶ—ήγοῦμαι), τσιμουδῶ (ἐκ—μαδῶ ξεμαδῶ); λίσσα = ἀλμη ist λόσσα zu schreiben, denn auf Kreta heißt τὸ φαγεῖ εἶν' ἄλμυρό, λόσσα; πετσί kommt nicht von πέσκος, sondern von ital. *peszo*; in mittelalter. Texten heißt es ξνα πετσί χωράφι.

Doch genug; das Buch ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte

des Griechischen, kann aber selbst von Kennern dieser Sprache nur mit Vorsicht benutzt werden.

Athen.

G. N. Hatzidakis.

Schaumkell, Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien. Ludwigslust 1898. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung (C. Kober). IV, 58 S. [Aus dem Programm des Realgymn. daselbst abgedruckt.] 1 Mk.

Bibl, V., Nidbruck und Tanner. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien und zur Charakteristik König Maximilians II. Wien 1898. 52 S. 8°. [Aus dem Archiv f. österr. Gesch. Bd. 85, 2te Hälfte S. 389—430 abgedruckt.] 1 Mk. 20 Pf.

Bei der großen Tragweite und Wichtigkeit, die dem Kirchengeschichtswerk der sog. Magdeburger Centuriatoren in allgemeiner, literarischer Hinsicht, als monumentalem Geschichtswerk, und als der ersten, großen, protestantischen Kirchengeschichte im besonderen zukommt, könnte es etwas auffallend erscheinen, daß man so lange Zeit verstreichen ließ, ehe man daran gieng, sich Rechenschaft über die wissenschaftlichen Grundlagen des Werkes im einzelnen abzugeben. Denn seine allgemeine Bedeutung als Geschichtswerk war schon in gangbaren geschichtlichen Handbüchern, in den Kirchenlexicis und sonst gewürdigt worden. Erst J. W. Schulte hat in seiner vortrefflichen Arbeit: Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien. Neisse 1877. 8°. (Sep.-Abdr. aus dem 19. Jahresbericht der Philomathie) die ganze Frage im Zusammenhange behandelt, ist der Methode der Herstellung und den Mitarbeitern im einzelnen nachgegangen und hat, mit richtigem Blick das unwesentliche vom wesentlichen absondernd, uns ein in vielen Stücken sehr lebensvolles Bild der Entwicklung dieses geschichtlichen Riesenwerkes in den Grundlinien gezeichnet. Einer zusammenfassenden und bis auf weiteres abschließenden Darstellung stellten sich schon damals durch die Zerstreuung des Materials große Schwierigkeiten entgegen und dies gilt noch heute. Eine weitere Schwierigkeit ist in der Art des Materials gelegen. Ein großer und wichtiger Teil der für die Entstehung der Centurien bedeutenden Dokumente ist in jenen zwei Bänden der Wiener Hofbibliothek enthalten, die mit den Signaturen 9737 i und 9737 k bezeichnet sind. Es ist der Briefwechsel des lothringischen Edelmannes Gaspar von Nydbruck, und eine beträchtliche Zahl von Korrespondenten aus vieler Herren Ländern ist darin vertreten. Nun ist dieser Briefwechsel seinerzeit ohne vorausgehendes, tieferes Studium des ganzen Materials gebunden

und daher teilweise arg verbunden worden, einige dem Stoffe vollkommen ferne liegende Stücke haben sich eingeschlichen und erst spätere, fürsorgliche Hände haben diese Schäden durch Vermerke und Hinweise gut zu machen gesucht. Dergleichen kann schon das Studium größerer Schriftmassen erschweren. Dazu kommt die graphische Seite. Eine Anzahl der hier vereinigten Schriftstücke bietet dem Durchschnitt der Handschriftenleser beträchtliche Schwierigkeiten, die selbst von geschulten Leuten, ja selbst von Historikern von Rang und Namen nicht immer überwunden wurden. Einiges, meist leichter lesbares, ist daraus im Laufe der Jahre herausgegeben worden, so von Horawitz, Baumgarten, Loesche, Bibl, aber in vielen Fällen finden sich in den Abdrücken schlimme Lesefehler und sonstige Mängel, die ihren Wert zu beeinträchtigen geeignet sind. Besonders nachteilig kann es werden, wenn ein Herausgeber es vorzieht, statt über den schwierigeren, vielleicht nicht ganz ohne Rest lesbaren Stellen von Dokumenten doch lieber einige Zeit denkend zu verweilen, um ein möglichst getreues Bild der Ueberlieferung vorzulegen, um die Schwierigkeiten herumgeht, ohne daß es der Leser merkt. Denn bei der geringen Neigung der Forscher, sich mit an und für sich wenig dankbaren und zum Teile angearbeiteten Stoffen zu beschäftigen, ist es fast unvermeidlich, daß falsche Aufstellungen unesehen wie echte, historische Erkenntnisse übernommen und ohne Kontrolle von Hand zu Hand weitergegeben werden. Und dann noch eins. Das Zerfasern eines großen, handschriftlichen Stoffes in einzelne Stücke ist immer eine mißliche Sache, nicht so sehr deshalb, weil dem späteren Bearbeiter des Ganzen die Uebersicht über das schon etwa Geleistete erschwert wird, sondern vielmehr, weil den Bearbeitern des Details in der Regel jene Sicherheit fehlt, die nur eine Beherrschung des gesamten Stoffes verleiht. So dürfte die geringe Beachtung und die nicht einwandfreie Beurteilung der beiden oben genannten Schriften auch jetzt noch ihre eingehendere Betrachtung rechtfertigen. Nur ist es bei der Beschaffenheit der Quellen und vor allem bei ihrer geringen Publizität einigermaßen schwierig, dem Leser die Begründung etwa abweichender Meinungen hinlänglich klar zur Anschauung zu bringen.

Schaumkells Schrift gibt eine Einleitung, wie sie für die von ihm zu erwartende Monographie über die Magdeburger Centurien gedacht ist, ferner nach dem Vorworte »einen kleinen Abschnitt aus demjenigen Teil der Entstehungsgeschichte, der sich mit den Mitarbeitern beschäftigt«. Die Einleitung, mit kenntlicher Betonung des protestantischen Standpunktes, ist geschickt geschrieben. Sie setzt mit der durch das Interim nur noch verschärften Opposition gegen

die alte Kirche ein. Von S. 8 an folgt sie dann im wesentlichen den leitenden Gedanken der oben genannten Schrift Schultes, führt einzelnes reicher aus und bringt neue Quellen bei, läßt jedoch anderes daraus nicht zu ihrem Vorteil fallen, wie Schultes gelehrte Ausführungen über Cochlaeus, Witzel, Crabbe, deren Schriften den entscheidenden Anstoß zur Arbeit der Centuriatoren geliefert haben dürften, ferner die etwas breitere Charakteristik der literarischen Thätigkeit des Flacius vor seinem weitausgreifenden, kirchengeschichtlichen Unternehmen. Auch sonst ist bei dieser Einleitung manches zu bemerken. Schultes Behandlung der Sammlerthätigkeit Maximilians I. hätte Sch. (S. 9) überhaupt nicht berücksichtigen sollen; im Zusammenhange der von Sch. gegebenen Ausführung wirkt sein Name befremdend; denn inwiefern die den Zwecken dieses Kaisers dienstbaren, geschichtlichen Forschungen irgendwie der kirchengeschichtlichen Arbeit der Centuriatoren zugute gekommen sein (»förderlich werden«) konnten, mußte erst gezeigt werden; ebenso wäre zu beweisen, daß Maximilian I. eine Sammlung für die Geschichte Deutschlands nach Art der *Monumenta Germaniae* geplant habe. — Die Bedeutung der im 16. Jahrh. angelegten öffentlichen Büchersammlungen (vgl. S. 11 u. 14) für das Centuriatorenwerk ist bedeutend überschätzt. Die für sie wichtigsten Quellen haben die Centuriatoren gerade den im Mittelalter zusammengebrachten Kirchen- und Klosterbibliotheken zu verdanken, nicht den zu ihrer Zeit gegründeten, modernen. Am Zustandekommen der letzteren ist auch kaum Luther schuld, sondern die Leichtigkeit der Erwerbung und die Billigkeit der Bücher 100 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst. — Auch das S. 16 über Maximilian I. und die Wiener Hofbibliothek Gesagte entspricht leider den Thatsachen in keiner Weise.

An die Einleitung schließt Sch. Ausführungen über die Mitarbeiter an den Magdeburger Centurien. Nach dem Vorworte ist dieser Abschnitt mehr als Probe der Behandlung aufzufassen und soll keine abschließende Darstellung geben. Dieser Umstand erschwert die Stellung des Beurteilers etwas. Der meiste Raum ist Gaspar von Nydbruck eingeräumt (S. 20—44), dessen Bestrebungen, für die Centuriatoren Quellen zu erschließen, Hilfskräfte zu werben und mit Geld zu helfen, auseinanderzusetzen. Die eigentlichen Arbeiter an der Kirchengeschichte sind um Flacius gruppiert und werden S. 44 bis zum Schlusse (S. 58) behandelt. Hier ist manches neu und interessant. Der Abschnitt über Nydbruck bietet allerdings Anlaß zu Bemerkungen. Manchmal ist hier die nicht hinlänglich kritische Literatur gegenüber dem deutlichen Zeugnisse der Quellen zu unverdienter Geltung gelangt. Für Augsburg wurden Hand-

schriften nicht durch Antonius Eparchus (S. 15), sondern aus seinem Besitz gekauft. Das S. 21 über das Verhältnis Nydrucks zu Ferdinand und Maximilian Gesagte konnte vielleicht deutlicher gefaßt werden; Nydruck war ja schon seit 1550 Rat Maximilians. Mit der S. 21 erwähnten ›Reihe von Schriften‹ des Nydruck, die Sch. nach dem Vorgange von Horawitz (in den Sitzungsber. d. Wiener Akad. Bd. 76 S. 302 fg.) aufgeführt hat, ist es nicht zum besten bestellt. Daß Nydruck ›im Auftrage Maximilians um die Vermehrung der königlichen Bibliothek in Wien eifrig bemüht‹ war, ist ebenso wenig richtig, als die ihm zugeschriebene Absicht (S. 41), die allgemeine Kirchengeschichte zu bearbeiten. Das in Prag für die Zwecke dieser von Nydruck errichtete ›Institut‹ hat Sch. mit Recht S. 41 in Zweifel gezogen, denn es beruht auf Misverständnis; *institutum* heißt bei Nydruck im allgemeinen nichts als ›Aufgabe, Plan, Arbeit‹ und damit ist im speziellen, in versteckter Weise, die Magdeburger Kirchengeschichte selbst gemeint. Für diese Bedeutung des Wortes steht eine Zahl von unzweifelhaften Stellen zu gebote. Man vergleiche z. B. in einem Briefe Nydrucks (k. 139^b): *Illos* (die Magdeburger) *iuvo quod ad historicum opus attinet, nam studium et diligentiam ipsorum in hoc instituto non possum non commendare.* — Es ist zu wenig, wenn Sch. S. 42 Beteiligung der böhmischen Gelehrten an der Arbeit des Flacius ›mit einiger Wahrscheinlichkeit vermutet‹. Diese Beteiligung steht vielmehr vollkommen sicher. — Die Bezeichnung Melanchthons als Freund Nydrucks S. 26 geht im Hinblick auf eine Briefstelle (i. 427) etwas zu weit. S. 33 können die Ausrufungszeichen zu dem nicht ganz korrekten Text nur den Nachlässigkeiten von Nydrucks Sekretär gelten; das Stück ist nämlich nur in gleichzeitiger Copie erhalten, was hätte bemerkt werden sollen. Auch ist der Text von Sch. dort nicht durchaus richtig verstanden. — Von Beziehungen der beiden Kölner Gelehrten Cassander und Wauters zu den Centuriatoren kann man (S. 35) bei der abwehrenden Haltung der ersteren wohl kaum sprechen. Trotz langer Versuche der Annäherung konnte Flacius 18. Febr. 1557 doch nur folgendes an Nydruck berichten: *Colonienses non semel per doct. Aechtium oravi et sollicitavi, sed nunquam ne catalogum quidem* [der in ihrem Besitze befindlichen Handschriften] *integre accipere potui: postremo responderunt, se omnia T. H., nobili viro et Palatino dare, ab illis nos debere petere.* — Sch. hat S. 36 aus Stintzings Geschichte d. deutsch. Rechtsw. S. 234 die Phrase übernommen, dem Tanner seien durch Beccadelli ›die Schätze der Marcus-Bibliothek zugänglich gemacht‹ worden. Wie es sich in Wahrheit damit verhält, ist in Bibls Arbeit ausgeführt. Für die

Zwecke der Centuriatoren blieben diese Bemühungen jedenfalls vollkommen fruchtlos. — Manche Kleinigkeiten übergehe ich hier.

Schaumkell hat sich durch jahrelange Arbeit eingehende Kenntnis des umfangreichen, weit verstreuten Materials erworben, die wichtigsten Teile aus Nydrucks Briefwechsel sind ihm aus Abschriften des Referenten schon seit 1891 zugänglich gemacht und er ist also mit seiner auf Bibl bezüglichen Bemerkung in der Vorrede im Rechte. Es wäre nun aber zu wünschen, daß Schaumkell uns bald den gesamten Stoff in eingehender Bearbeitung vorlegen möge. Bis dahin wird man in manchen Stücken noch auf Schulte zurückgreifen müssen, besonders auf dessen vortreffliche Darstellung M. Wagners (der ja bei Sch. nur einmal S. 51 vorübergehend erwähnt ist), ebenso auf seine Schilderung der Tätigkeit Languets. In seiner ausführlicheren Darstellung wird dann auch wohl Heinzel, Wolf, Gesner, v. Kunheim, Poullain, Beyer, Sartorius u. a. des näheren behandelt werden.

Die zweite Schrift ist der speziellen Behandlung einer auch in Schaumkells Arbeit ¹⁾ ziemlich eingehend (S. 35—39) besprochenen Person und ihrem Verhältnisse zu Nydruck gewidmet, nämlich Georg Tanner. Bibl nennt den Briefwechsel beider Männer (S. 3) einen ›höchst wichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien‹, schwächt aber diese Behauptung gleich wieder durch den Beisatz ab ›im Zusammenhang mit den übrigen Briefen der Nydruckschen Sammlung‹. So viel nun aus dem übrigen Inhalt der Briefe für das angegebene Thema zu holen ist, so wenig ist aus dem Briefwechsel Nydrucks und Tanners eigentlich dafür zu lernen. Ein falsches Bild ergibt sich auch bei näherer Prüfung der Arbeit für die Charakteristik Maximilians II., und ganz verfehlt ist, was über die im Auftrage Maximilians von Nydruck gemachten Bücherkäufe und hie und da im weiteren Verlaufe über die Wiener Hofbibliothek gesagt ist. Treten wir nun an die Prüfung der einzelnen Punkte heran.

Tanner befand sich als Erzieher der Söhne des kais. Rats Wolfgang Kremer in Italien und benutzte seine freie Zeit zu Vorstudien für eine Ausgabe der Novellen in griechischer Sprache. Er hatte sich wegen ihres Verlags an den Basler Buchhändler Amerbach gewendet. Sowohl durch Kremer als durch Amerbach hatte Nydruck vom Aufenthalte seines Freundes und Universitätskollegen erfahren

1) Vgl. die kurze Besprechung in der Historischen Zeitschrift N. F. Bd. 46, S. 176. — Bibls Schrift ist etwas ausführlicher in den Mitteil. d. Instit. f. österr. Geschichtsf. 21 (1900), S. 698. 699 besprochen, dann auch in den Jahresber. f. Geschichtswissenschaft XXII (1899) Berlin 1901, II 141 (1930).

und wandte sich nun brieflich an ihn, um kleine Ankäufe besorgen zu lassen, und um Nachweise über in Italien vorhandene Handschriften zu erhalten, die für kirchliche Fragen von Interesse sein konnten. In erster Linie handelte es sich ihm dabei um Hss. aus der Marciana in Venedig. Tanner erklärte sich bereit, wies aber darauf hin, daß er wirksame Empfehlungsschreiben haben müßte, um zum Ziele zu gelangen. Nydbruck verschaffte ihm nach längerem Zaudern eine Empfehlung des in Wien weilenden Gesandten der Republik Venedig, Paolo Tiepolo, die ihm aber für den beabsichtigten Zweck nichts nützte. Den Eintritt in die Marciana, der notwendig gewesen wäre, um sich über ihre Bestände im allgemeinen zu orientieren, konnte er nicht erlangen. Nur einzelne Hss. und zwar solche juristischen Inhalts hat er in dieser Zeit (1554) und später (1555) gegen hohes Pfand geliehen erhalten. Der Darstellung dieser Angelegenheit ist ein breiter Raum gewidmet (S. 28—36) und am Schlusse seiner Ausführungen sagt Bibl selbst (S. 36): »So waren alle bisherigen Anstrengungen, in der Marciana nach alten griechischen Handschriften zu forschen, erfolglos geblieben. Nicht viel besser dürfte es dem Tanner bei den anderen Bibliotheken ergangen sein, weil er dies sonst gewiß an Nydbruck geschrieben hätte«. Nebenbei besorgte Tanner, wie schon angedeutet wurde, teils auf Grund eines ihm von Nydbruck übersendeten Desideratenverzeichnisses, in das auch einige von den Centuriatoren begehrte Bücher aufgenommen waren, teils nach eigener Auswahl den Kauf von Druckwerken. Es handelte sich dabei im wesentlichen um neu erschienene Literatur und ferner um Schriftchen nur geringen Umfangs: sie sollten sich ja den Briefen beilegen lassen. *Talia subinde mitte, quae sine molestia litteris possint coniungi*, heißt es in einer Briefstelle (vgl. bei B. S. 14). Falls eine Hs. eines griechischen Autors oder ein Druckwerk infolge seines Umfangs mehr kosten würde, sollte Tanner deshalb erst eigens brieflich anfragen (ebda.). Bei den geringen Geldmitteln (vgl. S. 45 f.) — Bibl hält sie allerdings S. 28 für »genügend« —, die wiederum bei weitem nicht aufgebraucht wurden, kommen auch diese Erwerbungen im allgemeinen kaum in Betracht. Aigmayr, ebenfalls ein ehemaliger Wittenberger Student, half sowohl bei Ankäufen als Abschriften, nicht immer eben in geschickter Weise. Die versuchte Verbindung Nydbrucks mit Ioh. Sambucus zum gleichen Zwecke ist von B. nirgends erwähnt.

Also im wesentlichen scheiterte der Versuch in Venedig wertvolles oder unbekanntes Material für die Zwecke der geplanten Kirchengeschichte zu erlangen an dem Mangel von Empfehlungen, die Nydbruck nicht verschaffen konnte. Das fortwährende Betonen ihrer

Notwendigkeit von einer Seite und des *non possumus* von der anderen gehört weder zu den unterhaltendsten noch zu den belehrendsten Teilen dieses Briefwechsels, obwohl es doch wieder von den Schwierigkeiten der Bibliotheksbenutzung in Italien in damaliger Zeit ein anschauliches Bild bietet. Somit ergibt sich für die Verbindung Tanners mit den Centuriatoren, ob nun indirekt durch die Aufträge Nydrucks, oder direkt, recht wenig positives. B. muß selbst S. 43 sagen: »Wir wissen leider nicht, was Alles Tanner geleistet hat« und auch über Leistungen beim zweiten Venezianischen Aufenthalt hat B. »leider nichts erfahren können« (S. 47). Ein wesentliches Augenmerk sollte Tanner auf alte Konzilsakten richten. Das einzige Stück nun, das Konzilsachen betrifft (*Synodus Gennadæ*) wurde nicht aus der Marciana, sondern aus Beccadellis Handschriften abgeschrieben (vgl. i. 279^a; Brief Tanners aus Padua 14. Juni 1555), woran nichts liegen würde, aber es war überhaupt weder für Nydruck noch für die Centuriatoren bestimmt, sondern sollte von Tanner selbst, allerdings ohne seinen Namen (in Nürnberg) veröffentlicht werden. Mit welchem Rechte kann man in solcher Ungewißheit über jedes positive Resultat dann mit dem Verf. sagen, diese Korrespondenz bilde »einen höchst wichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien«? Schaumkell steht hier mit seiner etwas kühlen Charakteristik (S. 36 f.) dem richtigen Sachverhalte näher.

Mit dieser Dürftigkeit des Stoffes und seiner Ergebnisse für den wesentlichen Zweck der Arbeit scheint es zusammenzuhängen, daß der Verf. stellenweise etwas weit ausholt. Hieher gehört z. B., daß er aus Anlaß einer Büchersendung von seiten Nydrucks aus Wien für die Zwecke des Flacius nach Regensburg umfangreiche Briefstellen aushebt (S. 18—22), die weder mit der Verbindung Nydruck-Tanner, noch mit der Charakteristik Maximilians etwas zu tun haben; hieher gehört ferner das nicht nötige Hereinziehen der Mission Languets (S. 43—45).

Daß aber B. überhaupt die Büchersendungen von seiten des Nydruck an Flacius behandelt hat, hängt mit seiner Ansicht vom Verhältnis Maximilians zu den Centuriatoren im allgemeinen und zu Flacius im besonderen zusammen. Die Beurteilung dieses Punktes ist heikel und schwierig. Vorerst wäre aber zu sagen, daß die im folgenden behandelten Argumente des Verf. nicht in der Reihenfolge, in der sie vorgeführt werden, aber dem Inhalte nach getreu, wiedergegeben sind und die Numerierung nur des leichteren Ueberblicks halber gewählt wurde. Daß der Erzherzog und erw. böhmische König Maximilian dem Protestantismus sehr geneigt war, ist eine

seit langer Zeit feststehende Tatsache und Hopfen hat uns vor einigen Jahren noch näheres darüber vermittelt. Bibl behauptet nun S. 15 »eine unmittelbare Unterstützung eines der radicalsten und unerbittlichsten Gegner der römischen Kirche, des Flacius, durch Maximilian«. Sie wird, so weit ich zu sehen vermag, wenigstens für die Zeit dieser Korrespondenz Nydbruck-Tanner, um die es sich uns in erster Linie handelt, ohne zureichenden Grund behauptet. B. selbst gibt S. 16 ausdrücklich zu, daß sich »aus der ganzen Korrespondenz keine direkten Beweise für die Förderung der Kirchengeschichte des Flacius von Seite Maximilians erbringen lassen«. »Den sicheren Eindruck« des Gegenteils konnte er also nur auf Grund von Schlüssen erhalten. Da die Anschauungen des Verf. schon von anderen übernommen worden sind, liegt die Gefahr nahe, daß sie auch weiter Geltung behalten. Zweck der hier gegebenen Auseinandersetzungen soll es also sein, die Schlüsse Bibls darzulegen und ihren Wert zu beurteilen.

1. B. vermutet S. 16, daß Nydbruck »wie bei anderen Gelegenheiten, so auch hier nur als Mandatar« Maximilians II. waltete; ein nicht nur für einen Historiker gefährlicher Schluß. Und der König habe »die Centuriatoren . . . weniger vielleicht mit Geld als mit Büchern und Handschriften der königlichen Bibliothek« unterstützt. Welcher Königlichen Bibliothek? fragt man zunächst. Nur S. 22 hält der Verf. die »Hofbibliothek« und die »Privatbibliothek« Maximilians auseinander, an allen anderen Stellen bleibt man im ungewissen; aus beiden könnten die Centuriatoren Bücher erhalten haben. Ich bin seit vielen Jahren mit diesem schwer zu bewältigenden Briefwechsel beschäftigt, aber ich kenne keine Stelle, aus der die Benutzung einer Hs. aus dem Besitze Ferdinands I. durch Flacius zu beweisen wäre. König Maximilian aber besaß in der Zeit dieses Briefwechsels überhaupt keine Privatbibliothek, wenn auch natürlich eine Anzahl zumeist geschenkter Bücher. Es gibt dafür kein maßgebenderes Zeugnis, als eine Aeußerung Nydbrucks, die auch bei B. auf S. 18 abgedruckt ist, aber unbegreiflicherweise von ihm ganz mißverstanden wurde. Dieses Zeugnis steht in einem Schreiben Nydbrucks vom 14. Sept. 1555 an Tanner und lautet: *omnia mihi emuntur, non regi Maximiliano; forte deus aliquando dabit mentem, ut adiciat animum ad instruendam bibliothecam. Nihil nunc rei facio nisi meomet nomine*. Daraus folgt eben, daß Maximilian damals noch keine Bibliothek besaß¹⁾. Und dazu stimmen die auch von B. an-

1) Aschbach hat vermutet, diese Worte Nydbrucks seien zu dem Zwecke geschrieben worden, um die Bücher billiger zu bekommen (vgl. Bibl S. 18 Anm. 2). Wollte man nun schon annehmen, daß Nydbruck dem Tanner gegenüber und

gedeuteten, sehr beschränkten Geldverhältnisse Maximilians (vgl. S. 45, besonders Anm. 6 daselbst). Hatte doch Nydbruck während fünf Dienstjahren keinen Kreuzer Gnadengeld von ihm erhalten.

2. Dafür, daß Flacius Bücher aus der Königlichen Bibliothek bekam, beruft sich B. (S. 23) auf den Briefwechsel Nydbrucks mit Matth. Collinus, beziehungsweise auf eine Stelle im Jahrbuch f. Gesch. d. Protest. in Oesterreich 1897 S. 49. Aber diese Behauptung steht dort ohne Beweis und ohne Quellenangabe und B. hat sie seinerseits ohne Beweis wiederholt. Aber selbst die Richtigkeit dieser Behauptung angenommen, womit wäre bewiesen, daß dies entweder auf Veranlassung oder mit Wissen König Maximilians geschah?

3. Nydbruck schickte nachweislich am 23. Oct. 1554 zwei Kisten mit Handschriften und Büchern für die Centuriatoren nach Regensburg, wo im Hause des Gallus eine förmliche Bibliothek der von Nydbruck ausgeliehenen Werke eingerichtet war. Wiederholt verlangte er, daß Bücher aus diesem Depot an die Centuriatoren nur unter Intercession des Rats von Regensburg und Magdeburg verliehen werden sollten. B. sagt nun S. 22: »Ich glaube . . . mit ziemlicher Sicherheit annehmen zu dürfen, daß ein großer Teil dieser Bücher . . . theils aus der Hofbibliothek, theils aus der Privatbibliothek Maximilians stammten. Nur so verstehe ich die drückenden Cautelen, an denen der so liberale Nydbruck . . . zähe festhielt«. Abgesehen davon, daß die Intercession beider Senate überhaupt nicht zur Ausführung kam, läßt Nydbruck über die Gründe der »drückenden Cautelen« keinen Zweifel, denn er hat sich wiederholt darüber deutlich und ausführlich geäußert, u. a. in jener Stelle, die bei B. auf S. 20 zu lesen ist: *quia tamen nonnulla accommodato sumpsit et ea post usum restitui cupio, partim etiam me obligavi chyrographo, partim repromisi, partim cogor reddere, nisi me in periculum trahere velim. . .* Durch Säumigkeit bei der Rückstellung war er ja schon in Verlegenheit gekommen, wie denn die Erfahrung mit jenem *importunus furiosus et iniuriosus* Straßburger Bücher-Verleiher (1555, 20. März; i. 194 fg.) gerade nicht sehr erfreulich gewesen sein dürfte. Außerdem stehen uns durch die er-

durch diesen anderen gegenüber den Schein erwecken wollte, daß er für sich kaufe, um den Preis der für den König bestimmten Bücher dadurch herabzudrücken, oder diese Bemerkung aus irgend einem anderen Grunde einfließen ließ, welchen Sinn konnte es haben, wenn Maximilian damals tatsächlich im Besitze einer Bibliothek war, diese Tatsache Tanner gegenüber abzuleugnen? — Die bei Sickel, Zur Geschichte des Concils von Trient S. 28 (nicht 38) erwähnte Bibliothek ändert daran nichts: das Zeugnis fällt später. Nebenbei bemerkt hält Sickel das ganze Aktenstück für nicht authentisch.

haltenen Verschreibungen Nydbrucks hinlänglich viele Zeugnisse zu gebote, die zeigen können, wie vielen Bibliotheken und Bibliothekaren er sich sowohl für die Zwecke der Centuriatoren, als für gelehrte Arbeiten anderer verpflichtet hatte. Die Verschreibung für das Domstift zu Brixen (i. 15^a) vom 6. Jan. 1552 kommt für die Centuriatoren nicht in Betracht, ebensowenig das Recepisse über Bücher aus Melk (i. 379^{ab}). Dagegen wären hier anzuführen die an St. Jakob zu Mainz vom 15. Mai 1554 (i. 105^a), die an das Domkapitel zu Straßburg vom 25. Juni 1554 (i. 119^a), der Ausleihschein an St. Matthias zu Trier vom 28. Januar 1555 (i. 160^a), die Erwähnung des den Karthäusern in Köln ausgestellten, am 9. Juni 1555, — (i. 162^b; vgl. aber schon 1554, 16. Juni (i. 112^a), wonach die Karthäuser Rückgabe einiger entliehener Bücher fordern ließen; 1. April 1555 begehrte Nydbruck die Rücksendung der Verschreibung (i. 193^a), was am 9. Juni noch nicht geschehen war; erst am 16. Juni wird die Rückgabe der Bücher und Auslieferung des Scheins aus Köln gemeldet) —, die Erwähnung des aus Basel rückgestellten Ausleihscheines (i. 211^a) vom 7. Sept. 1555. Später fallen die Scheine für Ingolstadt (k. 122^a) und Prag (k. 224). Undatiert sind die Verschreibungen für den Dom zu Salzburg und St. Peter ebenda (k. 291 fg.). Mir scheint, diese Zeugnisse genügen, zu zeigen, daß Nydbruck der Wahrheit gemäß berichtete und daß wir doch einigermaßen, auch ohne B.s Annahme, die Triftigkeit der von Nydbruck verlangten Kautelen verstehen können. Dazu kämen noch ziemlich umfangreiche, für den gedachten Zweck wichtige Dokumente, die B. überhaupt nicht kennt. Wenn nun an einer späteren Stelle des oben ausgeschriebenen Briefes Nydbruck auf die Gründe seiner vorsichtigen Gebahrung nochmals zurückkommt und sagt: *Postquam vero usi fuerint libris, cupio eos¹⁾ restitui, partim in publicum aliquem locum vel academiam transferri²⁾, partim ad haeredes meos pervenire, ubi usui esse possint. Idcirco et melius cautum mihi volo*, wie in aller Welt kann man auch aus diesen Worten »mit ziemlicher Sicherheit« den Schluß ziehen, daß »ein großer Teil dieser Bücher« aus einer der Bibliotheken von Mitgliedern des Kaiserhauses stammte?

4. Und diese eine haltlose Vermutung soll durch eine andere gestützt werden. Diese seine ursprüngliche Vermutung, sagt B., habe »durch die nachträglich . . . angestellte Untersuchung über

1) Das Konzept hat nach dem Worte *eos* aus Versehen nochmals *partim*, das offenbar zu streichen ist.

2) Darauf, daß Nydbruck hinter *transferri* ursprünglich die Worte: *sub ditione Serenissimi Regis* geschrieben hatte, sie aber wieder strich und darüber: *partim ad heredes meos pervenire* schrieb, ist keinerlei Gewicht zu legen.

die Provenienz der wenigen, namentlich aufgezählten Werke volle Bestätigung erfahren (S. 22). Er bezieht sich dabei auf einen Brief des Nydbruck vom 27. Sept. 1555, worin dieser dem Flacius die Zusendung der Briefe Hadrians an Pipin und ferner der Briefe des Bonifatius ankündigt. An der Identität dieser Hss. mit den nunmehr in der Hofbibliothek befindlichen Codices 449 und 751 ist nicht zu zweifeln. Trotzdem taugt das Argument nichts. Denn B. hätte zuerst zu beweisen, daß die beiden genannten Hss. schon zu der Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, Bestandteile einer der beiden von ihm bezeichneten Bibliotheken gebildet haben. Er setzt dies allerdings, wie man sieht, als selbstverständlich voraus.

5. Ein fernerer Beweis, auf den B. sich stützt, steht S. 16: »Sicher ist eines, daß Maximilian darum ¹⁾ gewußt hat, denn es ist wohl kaum anzunehmen, daß Nydbruck ohne Wissen seines Königs im Auftrage desselben Nachforschungen pflegen lassen konnte«. Besonders vertrauenerweckend erscheint es an und für sich nicht, auf eine wohl kaum anzunehmende Prämissen einen sicheren Schluß begründen zu wollen. Aber auch die beiden Briefstellen, die B. angezogen hat, um seine Meinung wahrscheinlich zu machen, sind keineswegs beweiskräftig, ja sie zeugen eher gegen ihn. Daß Maximilian um das Werk der Centuriatoren schon bei Lebzeiten Nydbrucks gewußt hat, ist möglich, daß ihm später die Centurien u. A. gewidmet sind ²⁾, ist für ihre Förderung von seiten Maximilians nicht überzeugend. Denn einmal sind sie ihm nur »u. A.« gewidmet, ferner würde dies genügend erklärt durch die Hoffnung nicht nur der Flacianer allein, sondern aller Protestanten, auf ihn und ihre Sache. Aber der Hauptfehler B.s hier liegt darin, daß er auf die im Namen des Königs ausgefertigten Empfehlungen im allgemeinen zu viel Wert legt. Denn Nydbruck besorgte dergleichen auf eigene Faust, was B. entgangen sein muß. Nydbruck spricht davon selbst in einem Briefe an Collin vom 1. Dec. 1553 (i. 59^b). Es handelte sich um Entleihung von Büchern aus Nimburg. *Nescio profecto, schreibt er, an scribae vel senatoribus illis Nymburgensibus (nisi et ipsi pio studio teneantur ea vobis communicandi) sit omnino fidendum; nam admoniti de talibus authoribus non deerunt forte inter ipsos, qui privatis usibus*

1) Worum? fragt man. Dies Wort läßt in seiner Unbestimmtheit mehrere Deutungen zu. Es kann nach dem vorausgehenden Text bedeuten, daß König Maximilian wußte, daß die Kirchengeschichte der Centuriatoren vorbereitet werde oder nach dem folgenden bedeuten, daß Maximilian wußte, daß Nydbruck für die Centuriatoren Quellenmaterial beschaffe.

2) Darauf beruft sich nämlich B. S. 16 Anm. 2: »Damit wäre auch eine Erklärung gegeben, warum die Centurien u. A. dem König Maximilian gewidmet wurden«.

eosdem deputent, abscondant aut intervertant, vel ignari in dimittendis difficiliore futuri sint. Prima occasione, si Pragam veniam, mandatum mecum adferam. Et concedent mihi forte libros sibi incognitos facilius; sin minus, mandatum tibi mittam; habeo enim facultatem substituendi. Rescribe tamen, quid vos isthinc de his et aliis rebus sentiatis. Nydbruck war also nach eigenem Zeugnis tatsächlich in der Lage, das zu tun, was B. für »wohl kaum möglich« hält. Schon das älteste, erhaltene, auf Bücherentleihung bezügliche Dokument in diesen Briefbänden, nämlich der schon oben erwähnte Ausleihschein für das Domstift Brixen vom 6. Jan. 1552 (i. 15*), macht von vorneherein den Eindruck, als ob Maximilians Name hier nur als Mittel zur Erreichung des (uns nicht näher bekannten) Zweckes verwendet werden sollte. Der ganze Ton des Briefes zeigt dies. Die Bücher sollten danach wieder zurückgestellt werden »nach dem dieselben von denen, so mein gnedigster her dazzu verordnen wirdt [nicht etwa: verordnet hat], gemeinem nutz zu guetem gebraucht« worden sind. Es handelt sich übrigens hier wesentlich um juristische Bücher. Von den Centuriatoren kann dabei keine Rede sein. Der erste Brief des Flacius an Nydbruck ist erst vom 10. November 1552, den Nydbruck aber erst Ende Februar 1553 erhielt. Dies Ausleihverzeichnis fällt also zeitlich weit voraus. Und die Ansicht, daß Nydbruck bei den Büchern aus Brixen, trotz des Vorschiebens Maximilians, eigene Zwecke verfolgte, wird bestätigt durch jenes andere Schreiben, mit dem Nydbruck die Rückforderung derselben Brixener Bücher am 4. Jan. 1556 beantwortete: »Hab gedacht, ob ettwan gemain nutz damitt gedient mocht werden, dan ich wolts *in eum finem* gelarten leuthen zugestellt haben; aber ich sihe, es wurdts zu disen zeiten nitt thun«. (Genau in demselben Sinne, dieselben Bücher betreffend, eine Aeußerung vom 18. März 1557; k. 211*). Es steht also auch dieses Argument für eine direkte oder indirekte Unterstützung der Centuriatoren, des Flacius oder der von ihm vertretenen theologischen Richtung durch König Maximilian auf ganz schwankendem Grunde.

6. Ein weiteres, sehr wichtiges Zeugnis für diese Beziehung glaubt B. aus einem Schreiben Nydbrucks an Flacius entnehmen zu können, worin er diesem schreibt, durch Maximilian könnte er Bücher aus verschiedenen Bibliotheken erhalten, die ihm sonst versagt wären (S. 24 Anm. 1; dabei verweist B. auf ein Regest, vielmehr Excerpt aus jenem Briefentwurf im Jahrb. f. Gesch. d. Protest. in Oesterr. 1896 S. 12). »Nur durch diese besondere königliche Begünstigung des Flacius«, meint B., »die aber nicht dessen Lehre, sondern nur der Förderung des Centurienwerkes galt, läßt sich bei

Maximilians ausgesprochener Hinneigung zur Friedenspartei die auffallende Verbreitung des Flacianismus in Oesterreich erklären (S. 23 fg.). Auf eine gleiche Vermutung Loeschkes auf Grund derselben Briefstelle beruft er sich dabei nicht mit Recht; denn dieser sagt vorsichtigerweise (Jahrbuch etc. 1897. S. 11) nur: »Man hat die Verbreitung des Flacianismus in Oesterreich aus jenen Begünstigungen herleiten wollen«, wenn auch anderseits Loesche daran nicht zu zweifeln scheint, daß es mit diesen Begünstigungen selbst seine Richtigkeit habe. Aber mit diesem Zeugnisse hat es eine ganz eigentümliche Bewandnis. Es ist das ein Briefkonzept, dessen Wortlaut zu veröffentlichen B. nicht beliebt hat. Der Briefentwurf ist nicht so ganz unwichtig, wie es danach scheinen könnte, aber etwas schwer zu lesen. B.s Inhaltsangabe erschöpft den Inhalt des Entwurfs nicht, anderes ist unrichtig. So steht gleich das Datum des Briefes durchaus nicht fest. Der hochverdiente Theodor v. Karajan hat diesem Stücke oben mit Bleistift das Datum 1533, 12. October beigelegt, aber nicht ohne ein ? dazuzusetzen, um seine Zweifel an der Richtigkeit der Datierung auszudrücken, während B. dies Zeichen nicht weiter berücksichtigt hat. Das Konzept selbst trägt kein Datum. Es ist ferner nicht richtig, daß dieser Brief: *Huberto Langueto Burgundo* adressiert ist. Vielmehr verhält sich die Sache so. Blatt 41 u. 42 bilden die zwei Blätter eines Bogens, von denen das erste auf der Vorderseite mit dem fraglichen Briefkonzept in ziemlich kleiner Schrift beschrieben ist; die Rückseite dagegen, sowie das ganze Bl. 42, ist leer, bis auf einige Worte auf f. 42^b. Diese Worte, weder gleichzeitig noch mit den gleichen kleinen Schriftzügen des Konzepts und dazu kopfständig hingeworfen, lauten: 12. Octobris 1553 *Huperto Languet Burgundo*, sind aber vom Schreiber selbst wieder durch Streichung getilgt. Daß der Adressat des Briefkonzepts Flacius ist, wie auch B. in der Aufschrift seines Regests angibt, während er zum Schluß Languet ansetzt, wird durch das aus τῷ ἑλλορικῷ geänderte φιλῷ, welches letztere Wort mit dem Artikel nochmals unten erscheint, zweifellos. Gleich in der ersten Zeile des Konzepts heißt es nun: *respondeatur ad suas de 10. Novembris*. Der Brief, auf den hiemit gewiesen wird, ist der erste überhaupt erhaltene Brief des Flacius an Nydbruck vom 10. Nov. 1552, abgedruckt im Jahrbuch etc. 1896, S. 6 ff. Wie kann nun auf einen Brief vom 10. November schon am 12. October eine Antwort erfolgt sein? Daß aber das Stück erst in den October 1553 zu setzen sei, erscheint wenig glaublich. Dann würde man nämlich im Briefentwurf einen entsprechenden Zusatz zum Monatsdatum, entweder die Jahreszahl (15)52 oder einen Ausdruck wie *anni praeteriti* zu erwarten

haben und zwar umsomehr, als aus der Zwischenzeit sowohl ein Brief des Nydbruck an Flacius (1. März 1553; Regest im Jahrbuch etc. 1896 S. 9 ff.) als ein Brief des Flacius an Nydbruck (vom 1. Oct. 1553; Jahrbuch etc. 1896 S. 10 ff.) vorliegt. Dann erst wäre nach B.s Meinung das in Rede stehende Briefkonzept chronologisch einzureihen. Nach den hier angegebenen Gründen dürfte es mehr Wahrscheinlichkeit haben, das Briefkonzept Ende 1552 oder Anfang 1553 zu setzen. Diese chronologische Frage ist nicht bedeutungslos, eben wegen jener von B. supponierten Unterstützung des Flacius durch Maximilian. Und da muß zuerst betont werden, daß der Name Maximilians im ganzen Briefkonzept nirgends vorkommt. Die fragliche Stelle, einen Ratschlag Nydbrucks an Flacius in sich schließend, lautet: *In visitandis b[ib]l[i]ot[he]c[is] quod scholastico iniungitur. It[em] aulicis. Et opera domini sui vel aulici habere libros tales ex bibliothecis poterit, quia sibi forte non concedentur.* Man wird zugeben, daß die Stelle auf den ersten Anblick nicht eben sehr klar ist. Aber zugegeben, daß wir sie so aufzufassen haben, wie B. es tut, daß Nydbruck, um sich zu decken, von sich in der 3. Person spricht und daß für *domini sui* das Wort *Maximiliani* einzusetzen ist, welchen Wert hätte nach allem, was über die *facultas substituendi* und ihre Anwendung von seiten Nydbrucks oben gesagt ist, diese Stelle auch dann, um eine Unterstützung des Flacius durch Maximilian zu beweisen?

7. Als letzten Beweispunkt für die bezeichnete tatsächliche Unterstützung beruft sich B. (S. 23) auf den zuerst von Brieger in den Theolog. Studien und Kritiken 1873 S. 726 angezogenen Brief des kurfürstlich sächsischen Rates Dr. Ulrich Mordeisen an Dr. Georg Krakau über ein Schreiben König Maximilians an Melanchthon, worin Maximilian den Melanchthon zum Frieden auffordert. Mordeisen drückt seine Verwunderung darüber aus »do doch eben Maximilianus zuvor Illyricum hovirt und ime allerlei geschengk und gelt zugeschickt«. Und fast mit den nämlichen Worten würde sich Melanchthon selbst in einer von Brieger a. a. O. citierten Stelle (Corp. Ref. IX, S. 832) äußern, wenn die Fassung und Abfolge der Sätze nur besser beglaubigt wäre. Aber beide Stellen datieren erst aus der Mitte des Jahres 1559, fast zwei Jahre nach Nydbrucks Tode, und wir sind über eine Menge geheimer Winkelzüge und Politiken jener Zeit noch viel zu wenig unterrichtet, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, wie weit jenes »zuvor«, wie weit das ange deutete freundliche Verhalten Maximilians gegen Flacius zurückreicht und ob ferner die hier gemeinten Dinge überhaupt etwas mit der Unterstützung des großen Kirchengeschichtswerks zu tun haben.

Dies ohne Beweis anzunehmen, scheint mir, wenigsten im Sinne der historischen Wahrheit, gewagt.

So bedauerlich es also ist, daß wir vorläufig noch immer nicht ganz klar sehen, wird man m. E. bis auf weiteres eine mit Wissen oder auf Veranlassung König Maximilians erfolgte Unterstützung des Flacius oder vielmehr des Centurienwerkes, vor allem aber für die Zeit, wo Nydbruck noch lebte, mit Sicherheit anzunehmen nicht in der Lage sein.

Nun bliebe noch der dritte der Hauptpunkte, gegen die oben Einwand erhoben wurde, zu erörtern. Schon an einigen Stellen ergab sich die Gelegenheit, wenigstens vorübergehend B.s Ansichten oder unklare Vorstellungen über die Bedeutung des Briefwechsels zwischen Nydbruck und Tanner für die Geschichte der Wiener Hofbibliothek zu streifen. Aber so wie die Frage in der Schrift selbst anscheinend nebensächlich behandelt ist, so lohnt es sich auch nicht, sie hier im Zusammenhange darzustellen; das hieße übrigens ein Buch schreiben. Als Entschuldigung für den Verf. kann aber in dieser Hinsicht gelten, daß er sich wohl durch die in diesem Punkte verkehrte Darstellung der offiziellen Geschichte dieser Anstalt und sonstige einschlägige Behelfe beeinflussen ließ.

Gegenüber der hier gegebenen Erörterung der drei wichtigsten Aufstellungen des Verf. sind die folgenden Bemerkungen von untergeordneter Bedeutung, da sie mehr auf die formelle Seite der Arbeit eingehen. Aber es wird nicht unnütz sein, sich auch von seiner Arbeitsweise ein Bild zu machen. Vor allem wäre hier zu sagen, daß sich bei B. zwar einige Schreiben Nydbrucks wenigstens dem Hauptinhalte nach abgedruckt finden, dagegen von den teilweise sehr flüchtig geschriebenen und etwas schwer lesbaren Briefen Tanners nur einzelne *disiecta membra* in den Anmerkungen auftauchen. Wenn nun schon einmal beliebt wurde, das zusammenhängende Material des Nydbruck'schen Briefwechsels in einzelne Teile zu zerbröckeln, dann wäre vielen Lesern, wie ich überzeugt bin, eine getreue Wiedergabe sämtlicher Briefe Tanners erwünscht, in gewissen Fällen, um sich ein richtiges Urteil über den Sachverhalt zu bilden, sogar unentbehrlich gewesen. Sie würde auch den Verf. selbst zu größerer Vertiefung in seinen Stoff gezwungen haben, der ebensowenig wie seine Vorgänger die Zusammengehörigkeit der arg verbundenen Blätter und dadurch die richtige Zahl der zwischen Nydbruck und Tanner gewechselten Briefe herausgefunden hat. Die genannte Briefsammlung enthält nicht 18 Briefe Tanners und 16 Nydbrucks, sondern von jedem der beiden sind 17 Briefe vorhanden¹⁾.

1) B. sagt S. 5 Anm. 3: »Es sind 18 Briefe von Tanner (nicht 20, wie

Schon oben war Gelegenheit, zu bemerken, daß dem an und für sich dürftigen Gehalt der Schrift durch Füllsel aufgeholfen werden sollte. Diese scheinen noch dadurch etwas vermehrt, daß der darstellende Text in manchen Fällen ohne Notwendigkeit am Fuße der Seiten von den entsprechenden lateinischen Briefstellen in extenso begleitet wird. Die Form dieser gibt aber auch zu allerlei Bedenken Anlaß. Hier möge nur eine kleine Auslese stattfinden. Das auf S. 10 stehende *exhilare* (statt *exhilarare*) könnte auf einen der Druckfehler zurückgehen, an denen die Schrift eben keinen Mangel leidet, S. 12 steht ἀρχεῖον statt ἀρχεῖον, wie die Hs. (i. f. 183*) ganz richtig bietet, S. 28 fg. steht dreimal νικαία statt Νικαία, S. 51

Aschbach a. a. O., S. 289, bemerkt) und 16 von Nidbruck aus den Jahren 1554—1557^a. Auch Schaumkell S. 36 Anm. 1 gibt die Zahl der Briefe nicht richtig an, nämlich nach Aschbach, dem er hierin trauen zu dürfen glaubte. — Die Briefe (Konzepte) und Briefteile sind in folgender Weise zu ordnen: I. Briefe Nydbrucks an Tanner: 1554 9/10 Wien (i. 129^{ab}); 1555 16/8 Augsburg (i. 192^a); 1555 13/4 Augsburg (i. 192^b); 1555 11/5 s. l. (i. 241^{ab}, 242^a); 1555 15/6, vollendet erst am 22/6 Augsburg (i. 242^b, 243^{ab}); 1555 13/7 Augsburg (i. 244^a); 1555 20/7 Augsburg (i. 244^{ab}); 1555 26/7 Augsburg (i. 244^b, 245^{ab}); 1555 7/9 Augsburg (i. 245^b, 246^a); 1555 14/9 Augsburg (i. 246^b); 1556 19/9 Regensburg (Copie); 1556 19/10 s. l. [Augsburg] (k. 125^b); 1556 24/8 Oppenheim (k. 126^a); 1556 24/12 s. l. (Copie, bis auf die Ueberschrift und die 1. Zeile) (k. 126^{ab}); 1557 4/1 (Copie) Regensburg (k. 126^b); 1557 8/3 Regensburg (k. 206^{ab}). Das sind 17 Briefe. Davon bilden die Blätter i. 241^a—246^b und k. 125^a—126^b je ein zusammenhängendes Concept-Cahier. — II. Briefe Tanners an Nydbruck. 1555 1/3 Padua (i. 183^a—187^b; f. 188^b Adresse); 1555 16/4 Padua (i. 231^{ab}; f. 232^b Adresse) 1555 24/4 Padua (i. 234^{ab}, 235^a mit lateinischer Adresse f. 225^b, aber ohne Ortsangabe. Nydbruck schrieb bei: Recepi 10. May). Dazu gehört der Bogen i. 261. 262, ohne Datum, mit deutscher, ausführlicherer Adresse; dessen Faltung steht mit der Faltung des vorausgehenden Stückes nicht im Widerspruch. Die zusammenhängenden Blätter i. 261. 262 dienten zugleich als Postscriptum und Briefumschlag, in den einige literarische Kleinigkeiten eingeschlossen wurden, wie das Postscriptum selbst angibt. Dadurch war eben die etwas größere Faltung des Umschlags bedingt. Von Nydbrucks Hand steht hier das gleiche Empfangsdatum vermerkt: Rec. X. May 1555; 1555 29/5 Padua (i. 254^{ab}, 255^a; f. 255^b Adresse); 1555 4/6 Padua (i. 263^{ab}, 264^{ab}), Adresse; 1555 14/6 Padua (i. 276^a—279^a; f. 279^b Adresse. Dazu gehört k. 312^a); 1555 16/7 Venedig (i. 315^a—317^a; f. 317^b Adresse); 1555 18/7 Venedig (i. 320^a—322^a; f. 322^b Adresse); 1555 25/7 Padua (i. 335^{ab}, 336^{ab}, 334^a; f. 334^b Adresse); 1555 9/8 Venedig (i. 332^{ab}, 333^{ab}, 353^a; f. 353^b Adresse); 1555 30/8 Venedig (i. 366^a—367^a; f. 367^b Adresse); 1555 4/9 Venedig (i. 372^a—374^a; f. 374^b Adresse); 1555 6/9 (i. 375^{ab}; Adresse fehlt); 1556 26/1 Wien (k. 18^{ab}; f. 19^a Adresse); 1556 6/11 Wien (k. 143^a—144^b. Dazu 311^a; f. 311^b Adresse); 1556 s. d. [Nov.] (k. 164^a; f. 164^b Adresse). Nydbruck schrieb bei: Recepi 25. Novemb. (15) 56. s. d. (k. 309^a—310^b, unvollständig erhalten). Das sind 17 Briefe.

conciliarim statt *conciliarem*, S. 17 muß es in der Stelle *Nec aliud reliquum esse opinor, quam ut regiis commendationibus instructus legatus nostri regis . . . me commendet* richtig heißen *quam regis comm. instructum l. n. r. . . . me . . . commendet* und gleich darauf *dubitasses* statt *dubites*. S. 27 muß es statt *nobilissimas* heißen *nobilissimos*; vor *praetereo* fällt ein Satzschluß; im Cod. steht richtig *rhetores* (statt *rethores*); es muß heißen *sperarem me ecclesiis et politiis universae posteritati*<s> *gratissimum facturum* statt *posteritati gr. futurum*. Auf derselben Seite ist die Bedeutung von *excussus* nicht verstanden, der Verf. druckt *excusus*¹⁾. Mehrfach zeigen fehlende oder mangelhaft gesetzte Interpunktionen, daß der Verf. den Text nicht ganz verstanden hat. Selten findet sich allerdings eine Stelle, wie die auf S. 26, wo in 16 Zeilen 9 teils durch Unrichtigkeiten der Lesung, teils durch unrichtige Interpunktion verursachte Fehler stehen²⁾. Noch unangenehmer fallen Stellen auf, in denen der Verf. nicht immer nur das durch Punkte ausgespart hat, was für den Inhalt der Darstellung belanglos gewesen wäre, sondern auch Stellen, die er nicht lesen konnte, z. B. in einer auf S. 40 stehenden, noch zur Anmerkung der vorigen Seite gehörenden. Diese ganze Stelle aus i. f. 336^b (nicht 335), die mit den Worten *Commendabunt me . . .* (richtig: *Commendabis me primum senatui Veneto*) beginnt und mit 3 Aussparpunkten endet, ist ein Zeichen der unzulänglichen Versenkung des Verf. in seinen Stoff. Die dort vorkommenden Eigennamen, die bei einiger Mühe ebenso wie die ganze übrige Stelle ohne fragliche Ueberbleibsel hätten gelesen werden können, waren in die Darstellung des Textes einzubeziehen. So ist es auch geschehen, daß bei der im Text S. 40 stehenden Stelle: *Spero enim, in Italia nostra* (B.: *multa*) *veriora quam Lasium me investigaturum ac de rege bene meritum esse*, verkannt ist, daß es sich hier um eine andere Person handelt, als die, welche gewöhnlich in diesen Briefen als *rex* bezeichnet wird, nicht um Maximilian, sondern um seinen Vater Ferdinand I.

Und hier möchte ich auch ein Wort über die Namensform eines der Korrespondenten sagen. B. schreibt überall Caspar von Nid-

1) Dasselbe Mißverständnis dieses Wortes kann man auch sonst in neueren Schriften treffen.

2) Es muß heißen *Camillus*, trotzdem der Cod. scheinbar *Camillas* bietet (vgl. i. 278^b und sonst); ferner war zu interpungieren: *quam Camillus quidam, Florentinus, scriba tamen graecus, narrat etc.* Es heißt richtig (mit dem Codex) *Mendosa* (nicht *Mendozae*); vollständig sinnwidrig ist *ne* (statt *ut*); nach *Veneus* war Komma zu setzen; ferner muß es richtig *Rocca* (statt *Roccae*), *ages* (statt *agas*) heißen.

bruck, nur auf der ersten Seite stellt er in Klammern Nydbruck daneben. Horawitz in seinem Aufsatz (Sitzungsber. d. phil.-histor. Cl. der k. Akad. d. Wiss. Bd. 76, Wien 1874, S. 299 ff.) schreibt immer Kaspar von Niedbruck, andere schreiben wieder anders. Aber gegenüber dem Zeugnisse der offiziellen Dokumente der kaiserlichen Kanzlei und vor allem Nydbrucks selbst, kann ein Zweifel nicht möglich sein. In dem von ihm selbst geschriebenen, an Bruschius gerichteten, zur Veröffentlichung bestimmten Memoriale vom 15. März 1557 (k. 212) lautet sein Name Nydbruck. An dieser Form wird man also festhalten müssen.

Von sachlichen Einwänden seien hier nur die beiden folgenden berührt. S. 9 und 11 war die Venezianische Handschrift der *Νεαπαί* (jetzt Cod. Marc. gr. 179 s. XIII) doch nicht als »Original«, sondern als Exemplar zu bezeichnen und zwar auch dann nicht, wenn der Gegensatz zu der für Beccadelli nach diesem Exemplar gemachten, ebenfalls von Tanner benutzten, Kopie damit angedeutet werden sollte. Aber B. hat hier einfach den Ausdruck Eisenharts in der Allg. D. Biogr. 37 (1894) S. 382, dessen Aufsatz er S. 8 Anm. 7 citiert, herübergenommen. Aus derselben Quelle stammt auch B.s Meinung von Tanners verdienstlichen »Arbeiten auf dem Gebiet griechischer Codexausgaben« (S. 8). Auch bei Schaumkell wirkt merkwürdigerweise S. 36 Eisenharts Ausdrucksweise nach. Aber erstens hat Tanner niemals eine solche Ausgabe gemacht und zweitens haben die Novellen mit dem »Codex« κατ' ἐξοχήν und allen früheren »Codices« nichts zu tun.

Mit den Münzwerten des 16. Jahrh. ist der Verf. nicht genügend vertraut. Die S. 45 f. in Anm. 7 als 10 coronati bezeichneten Münzen nennt er im entsprechenden Text 10 »Thaler«, S. 14 aber gar 10 »Ducaten«. Zur Zeit dieses Briefwechsels galt rechnermäßig und offiziell der Thaler 70 Kr., der Coronatus 90 Kr., der Ducaten 106 Kr.; daneben geht der Zählgulden mit 60 Kr. einher. Auch war das an Nydbruck abgelieferte Geld (nach S. 46) nicht 25 Thaler 3 Gulden 3 Schilling, sondern 25 Kronen (Scudi) 3 Lire 3 Soldi.

Auch eine Reihe von Bemerkungen über einzelne der behandelten Personen wäre zu machen. Ob z. B. viele der Leser wissen werden, daß der S. 20. 21 genannte Hiltner mit dem in der Adresse i. 95^a. 95^b genannten Dr. Johann Hiltner (Syndicus von Regensburg) identisch ist, möchte ich bezweifeln. — Daß Busbeque nicht erst der Anregung Nydbrucks bedurfte, um griechische Hss. zu erwerben, wie S. 39 Anm. 2 angedeutet wird, ist mir sicher. — Nach S. 25 Anm. 1 war Petrus Perna »ein reformierter Italiener aus Lucca, Buchdrucker in Venedig«, ein Versehen, das um so unbegreiflicher

ist, als Stintzing in der ebenda citierten Stelle das richtige hat, ja aus dem auf derselben Seite 25 stehenden Text: *bibliopola quidam Italus (Petrus Perna nomine) Isingrinio familiaris* deutlich sein Aufenthalt in Basel erhellt. Ueber ihn vgl. Basler Büchermarken von P. Heitz und C. Chr. Bernoulli, Straßburg 1895, S. XXXV sq. — Richtig steht der Sachverhalt bei Schaumkell S. 44.

Schulte hatte sich S. 104 zweifelhaft darüber ausgesprochen, ob Marcus Wagner auch in Wien gewesen sei und hier Handschriften Nydbrucks für die Zwecke der Centuriatoren eingesehen habe. B. scheint nach S. 19 Anm. 2 anzunehmen, daß es nicht der Fall gewesen ist. Daß aber Wagner tatsächlich in Wien gearbeitet hat, geht aus dem Briefe k. 217. 218 hervor, den Wagner aus Augsburg in festo Pentecostes 1557 an Nydbruck schrieb; das war der 6. Juni. In der Adresse heißt es dort: *Viennae Austriae in aedibus D. Lucae rectoris universitatis apud S. Annam*. Zuerst wird Nydbruck gebeten, den Dionysius Areopagita zu schicken. Dann heißt es weiter: *Oro quoque ut curet [Tua Excellentia] chronica illa manuscripta, quae mihi exhibuit, per quendam studiosum hominem perlustrari inde excerpti, quae facere videntur ad historicum negotium. Vidi in quodam nigro sacco chronicon cuiusdam Mathiae manuscriptum de domo Austriaca, in quo certe multa continentur, quae pertinent ad historiam. V. E. ita agat ut promisit et chronicon Mediolanense etiam per quendam scribam totum describi faciat (nam plurima in eo legi, quibus, maxime in prioribus libris opus habent nostri) et suo tempore per G[allum] transmittat. Vellem etiam ut istud prolixum martyrologium unus scribarum obiter percurrat et quorundam sanctorum vitas brevibus tantum verbis annotet (etc.)* Daß Nydbruck den Wagner nach Beendigung des Reichstages nach Wien mitnehmen wollte, wissen wir z. B. aus k. 185 vom 15. Jan. 1557. *Finitis comitiis*, schreibt er dort an Flacius, *si mecum Wagner Viennam venire velit, poterit historica quaedam inspicere et colligere*. Daß Nydbruck am 23. März 1557 schon nach Wien zurückgekehrt war, zeigt der Schluß des in i. 81 stehenden Briefes. Am Ende des oben genannten Schreibens des Wagner vom 6. Juni schreibt Wagner: *V. E. salutet ex me D. Lucam hospitem*. Im Zusammenhang mit der ausgehobenen Stelle über mehrere der von Wagner gesehenen Handschriften, können sich diese Worte nur auf einen Aufenthalt Wagners in Wien beziehen, und es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß er bei Nydbruck selbst, im Hause des Lucas Guttenfelder (Agathopaedius) wohnte, der in der ersten Hälfte 1557 zum zweitenmale das Rektorat der Universität innehatte (vgl. Aschbach a. a. O. III, 194. 388).

Wenn B. auf S. 44 tadelnd bemerkt, daß Nydbruck dem Flacius »die Bekanntschaft mit Tanner und anderen dienstbeflissenen Gelehrten verheimlicht hatte«, so kann man aus dieser Tatsache wohl den Schluß ziehen, daß Nydbruck in erster Linie für sich interessante Theologica und anderes suchen ließ. Was er sammelte wissen wir ja. *Ego vero*, schreibt er am 23. Aug. 1554 an Flacius, *omnia carmina in sacris scripta colligo* [hieher gehören z. B. die Gedichte Bruciolis] *et libenter typographo communicabo aliquando*. Und einige Zeilen später: *quicquid de monachorum ordinibus, institutione, progressu, privilegiis, confirmationibus, dissidiis etc. reperio, id coemo*. Es wäre, wie ich glaube, sonst nicht möglich, den Widerspruch aufzuklären, der darin bestände, daß Nydbruck einerseits die Centuriatoren nach Kräften unterstützte, anderseits ihnen Tanners Verwendung, wenn sie schon von Anfang an oder überwiegend den Centuriatoren vermeint war, hätte verheimlichen sollen. Und dadurch scheint mir auch die oben besprochene Stelle: *mihi, non Maximiliano omnia emuntur* von einer anderen Seite her Licht zu erhalten und die Richtigkeit ihres oben dargelegten Sinnes bekräftigt zu werden.

Besonders für Tanner selbst hätten sich aus dem Briefwechsel noch einige Beobachtungen ziehen lassen. Daß Tanner schon im Januar 1556 in Wien war, wird von B. ohne triftigen Grund S. 47 in Zweifel gezogen. Am 2. Januar 1556 hatte er laut Ausleihregister der Marciana in Venedig die entlehnten juristischen Hss. zurückgestellt. Daß dies nicht lange vor der Abreise geschah, ist sehr wahrscheinlich. Auch Languet, der aus Italien in Augsburg am 6. Dec. 1555 eingetroffen war (vgl. i. 432), schreibt an Nydbruck aus Wittenberg am 21. Jan. 1556 (k. 13^a): *Tannerum ad vos iam rediisse puto*. — Auch der Grund, warum der alte Kremer sich über die lange hinausgezogene Abreise Tanners von Padua nach Rom ärgerte und über den ganzen Konflikt wäre ein Wort am Platze gewesen. Drohte Kremer doch sogar, die Kosten für ein viertel Jahr zurückzuverlangen (vgl. den Brief vom 4. Sept. 1555; i. 373^b). Er fürchtete nämlich, daß Tanner und seinen Söhnen, die aus dem pestverdächtigen Padua kamen, der Eintritt nach Rom verweigert werden könnte.

Tanner hat in Wittenberg studiert. Weder Aschbach noch Stintzing und also auch nicht Eisenhart und die ihm folgen, hatten dies bemerkt, trotzdem schon Luschin in den Blättern d. Ver. f. Landesk. von N.-Oe. 1882, S. 260 (im genannten S.A. I, 166) Tanners Immatriculation in Wittenberg im Mai 1543 ausdrücklich hervorgehoben hatte¹⁾. Es tut nichts zur Sache, daß in der Matrikel

1) Luschin ist auch der einzige, der a. a. O. die Ehefrau Tanners zuerst genauer konstatiert hat.

(S. 204) der Geburtsort (Somersdorff statt Emmersdorff) verlesen ist. Am 29. Juni 1545 fand die Immatriculation von Wolfgang und Georg Kremer statt, am letzten Juli 1546 die Gaspars von Nydbruck (Matr. S. 235). Und so bekommt im Munde Nydbrucks die Bezeichnung der Wittenberger Professoren als *communes praeceptores* (vgl. k. 125*) die richtige Beleuchtung, die ›Freundschaft‹ beider Gelehrter wird verständlicher, jetzt erst erhält die von Schaumkell S. 38 nicht verstandene, von B. (S. 48) amputierte Briefstelle aus demselben Brief k. 125* *prius indolem tuam dum adhuc in Saxonia cum ipsis esses, perspectam habent*, den richtigen Platz und die richtige Bedeutung. Aber noch mehr: selbst das glänzende Zeugnis, das Melanchthon dem Tanner ausgestellt hat, ist uns erhalten und für uns noch deshalb wichtig, weil wir ihn aus diesem Dokumente, und aus diesem allein, als einen jungen Mann kennen lernen, der sich schon damals durch Hofmeisterei seinen Lebensunterhalt gewann, ein tüchtiges Stück Gelehrsamkeit angeeignet hatte, aber auch als vortrefflicher Charakter und lustiger Musiker bei Lehrern und Kommilitonen beliebt war. Und, was uns ganz besonders interessiert, ist, daß uns schon für diese Zeit Tanners Interesse an kirchengeschichtlichen Arbeiten durch Melanchthon selbst bezeugt ist. Dies Dokument steht im Corpus Reformatorum Vol. VI. Halis Sax. 1839. 4^o. (= Phil. Melanthonis opp. ed. C. G. Bretschneider) Sp. 260. 261 ¹⁾. Daß jeder Irrtum in der Person ausgeschlossen ist, wird durch die Ha. der Wiener Hofbibliothek 10570 (*Scholia in Aristotelis lib. 2 Posteriorum ex Matthiae Illyrici praelectionibus a Georgio Tannero collecta a. 1547*) bewiesen, wo sich folgende Bemerkung Tanners findet: *Haec privata Rhetoricorum Aristotelis praelectio postea exercitu ducis Mauricii hostili, quem ad moenia Witebergensia adduxerat, interturbata est anno 1547 mense Nov. cum apud Jacob Mylich agerem*, dieselbe Person also, in dessen Hause Tanners Aufenthalt durch Melanchthon a. a. O. bezeugt ist.

Es wäre wohl noch ein oder der andere Punkt einer näheren Erörterung wert. Aber auch so wird man sich vielleicht der Ansicht nicht verschließen, daß der reiche Inhalt dieser Korrespondenz in der besprochenen Arbeit nicht ausgeschöpft ist. Eine Anzahl von Beziehungen sind überhaupt nicht erkannt oder nicht zur Darstellung gebracht worden, was man bei der speziellen Behandlung eines Stoffes zu erwarten wohl das Recht hätte, in den wesentlichen Punkten aber wird man dem Verf. beizustimmen nicht in der Lage sein. Und so

1) Das Datum steht nicht zweifellos fest. Es besteht in der Ueberlieferung zwischen 1. Nov. 1546 und dem J. 1547 Schwanken.

Glagau, Anna von Hessen. Hessische Landtagsakten hrsg. von Glagau. 465

erhält man zugleich den Eindruck, daß er dem schwierigen Stoffe nicht ganz gewachsen war, weder an Vielseitigkeit der Detailkenntnisse, noch in methodischer Hinsicht.

Wien.

Theodor Gottlieb.

Glagau, A., Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmütigen (1483—1525) Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1899. XVI und 200 S. gr. 8°. Ladenpreis 3,60 M.

Hessische Landtagsakten hrsg. von A. Glagau (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck). Erster Band (1508—1521) Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1901. XV und 593 S. gr. 8°. Ladenpreis 14 M.

Aus verschiedenen Gründen durfte mehr als manchen anderen geplanten reformationsgeschichtlichen Publikationen dem Erscheinen der hessischen Landtagsakten mit besonderen Erwartungen entgegen gesehen werden. Einmal gehören Landtagsakten an sich in ein Gebiet, welches noch verhältnismäßig wenig angebaut ist, welches aber noch ganz anders angebaut werden muß, wenn wir wichtige Faktoren für die deutsche Territorialpolitik des sechzehnten Jahrhunderts besser würdigen, wenn wir in das Getriebe des Finanzwesens und der inneren Verwaltung der einzelnen Länder eindringen und die für das Handeln der ausschlaggebenden Persönlichkeiten entscheidenden Gesichtspunkte besser erkennen wollen. Und gerade von den wenigen Territorien, für deren Landtagsgeschichte etwas erheblicheres geleistet worden ist, gehört keines zu den großen mittel- und nord-deutschen protestantischen Gebieten, deren Fürsten in jenen Fragen der Reformation die erste Rolle gespielt haben und deren Fürsten wir auf diese Weise noch unter einem ganz anderen Horizonte als nach dem üblichen Maßstabe der großen kirchlichen und reichspolitischen Gegensätze betrachten würden. Abgesehen davon sind wir aber auch über die Motive des Landgrafen Philipp von Hessen, über die Verhältnisse und Absichten am Kasseler Hofe, über die Schattierungen innerhalb des Kreises der hessischen Staatsmänner und besonders auch der landgräflichen Verwandten noch keineswegs derart gut informiert, als man das von der Bedeutung der hessischen Politik und von der quantitativen Reichhaltigkeit der Litteratur zu erwarten geneigt ist. Ich glaube, eine kritische und eingehende Behandlung des Landgrafen Philipp und seiner Regierung dürfte leicht ähnliche überraschende Resultate zeitigen und würde jedenfalls eine

noch viel größere Tragweite für die ganze reformationsgeschichtliche Forschung gewinnen als die Moritzbiographie von Brandenburg. Sind doch eine Reihe der in den letzten Jahrzehnten aufgetauchten Kontroversen wie die von Meinardus angerührte Frage nach der Bedeutung des katzenelnbogischen Streites, wie das namentlich durch Heidenhain neu aufgeworfene Problem der hessischen Unionspolitik nach dem Augsburger Religionsfrieden, wie endlich auch die Vermählung des Prinzen von Oranien mit der hinterlassenen Tochter des Kurfürsten Moritz ohne eine gründliche Kenntnis der Kasseler Verhältnisse gar nicht zu entscheiden; ein großer Teil der entstandenen Meinungsverschiedenheiten resultiert daher, daß man nur selten die wechselnden Einflüsse der einzelnen Personen auf den Gang der Entschlüsse kennt.

Der vorliegende erste Band ist allerdings nicht viel mehr als eine an sich ja interessante Episode aus der hessischen Landtagsgeschichte. Den breiten Hintergrund, den sonst der Anfang derartiger Publikationen für die Behandlung ihrer Aufgaben zu schaffen pflegt, erhält man um deswillen nicht, weil die Ausgabe nicht wie die mustergiltige der Jülich-Bergschen Landtagsakten durch einen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der hessischen Landschaft eingeleitet wird. Wir lernen die Institution daher nicht als eine werdende, sondern als eine gewordene kennen, wir werden gleich in medias res, mitten in die Lage bei Abfassung des Testaments des Landgrafen Wilhelm, hineinversetzt. Andererseits schließt der erste Band bereits mit dem Jahre 1521 oder vielmehr abgesehen von wenigen Aktenstücken schon mit 1518, führt uns also erst an die Schwelle der folgeschweren Regierung des Landgrafen Philipp und zeigt uns letzteren noch nicht als handelnden Fürsten, sondern, wie er als zarter Knabe das Objekt der mannigfachsten Verhandlungen, Berechnungen und Wünsche gewesen ist.

So ergab sich bei dieser Abgrenzung die natürliche Aufgabe des ersten Bandes, ähnlich wie man das von Brandenburgs politischer Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz wahrnehmen kann, eine Art Belegmaterial für Glagaus Habilitationsschrift über Anna von Hessen zu bilden. Diese Frau steht sowohl für den Darsteller als auch für den Editor durchaus im Vordergrund des Interesses, Erzählung und Publikation ist der Thatsache gewidmet, daß Anna das ihr ungünstige Testament ihres Mannes umgestoßen, daß sie sich durch denselben zum Vormund ihres Kindes Philipp und zur ausschlaggebenden Regentin hat erheben lassen, daß sie ursprünglich der gegen sie losgebrochenen ständischen Opposition unter Führung Ludwigs von Boyneburg und den mit letzterem Hand in Hand

gehenden kursächsischen Diplomaten hat weichen müssen, daß sie aber später sich die unter ihren Gegnern ausgebrochenen Streitigkeiten zu nutze gemacht und zunächst durch Fühlungnahme mit der Landschaft die Regenten isoliert, nach Boyneburgs Sturz jedoch auch die ständischen Freiheiten gebrochen und somit die Basis für das staatsmännische Wirken ihres Sohnes geschaffen hat. Man sieht: die Teilnahme, welche Glagau der Landgräfin zollt, beruht auf zwei Ursachen: sie ist einmal eine rein menschliche, der Thatkraft und Schlaueit der seltenen Frau gewidmete, zweitens aber schreibt sie sich aus der angenommenen bleibenden Tragweite dieser Laufbahn für die hessische Geschichte her.

Fassen wir zunächst die erste Seite, die persönliche, ins Auge, so ist die Bereicherung unseres Wissens, die uns auf dem Gebiete der allgemeinen Reformationsgeschichte damit gewährt wird, durchaus nicht unwesentlich. Bei der zugleich wichtigen, aber auch schwierigen und größtenteils sogar undurchführbaren Aufgabe des politischen Historikers, den individuellen Anteil der verschiedenen mitwirkenden Personen an einer Handlung oder an deren Vorbereitung festzustellen, bedeutet es für uns einen wertvollen Fingerzeig, wenn wir gewisse Charakterzüge immer wieder bei Mitgliedern der gleichen Familie entdecken und wenn wir Entschlüsse und Ergebnisse als die natürliche Folge von diesen Charakterzügen begreifen können. Nun kehren einzelne Eigenschaften, welche Anna von Hessen anhaften, bei deren nächsten Verwandten wieder ¹⁾. Eine dieser durchaus ähnliche Natur ist z. B. ihre Schwester Katharina, die Gemahlin Herzog Heinrichs des Frommen von Sachsen. Auch bei dieser begegnen wir einem brennenden Ehrgeiz, dessen Thatendrang und Herrschsucht durch die von Haus aus gegebenen Verhältnisse nicht befriedigt wird und deshalb nach künstlich erweitertem Wirkungskreise drängt. Beide Schwestern waren die Frauen geistig ihrer durchaus unebenbürtiger Männer, sie waren darauf angewiesen, sich der mannigfachsten Einflüsse zu erwehren, welche sich von den verschiedenen Seiten auf ihre Gatten geltend machten, ihr Denken und Handeln war ein ganz subjektives, nicht durch große politische Gesichtspunkte territorialer oder konfessioneller Art bestimmtes, dabei hatten beide Damen ein hervorragendes Geschick, Personen und Verhältnisse für ihre Zwecke auszunutzen und umzugestalten. Es ist wohl auch kein Zufall, daß die Söhne beider Schwestern, Landgraf Philipp und Kurfürst Moritz, nicht allein eigenartige Vertreter

1) Ein kurzer Hinweis auf diese Erscheinung findet sich auch bei Glagau, Anna von Hessen S. 144 f.

des zeitgenössischen Fürstenstandes gewesen sind, sondern daß sie auch in ihren vom sonstigen Durchschnitt der damaligen deutschen Landesherren stark abweichenden Zügen sich gegenseitig mehrfach ähneln und einander auch in ihrer gegenseitigen Vorliebe näher treten. Der Bruder der beiden Schwestern, Herzog Albrecht von Mecklenburg, zu welchem Anna ein besonderes Vertrauen gefaßt zu haben scheint, wird von Glagau ebenfalls als ein Mann von skrupellosem Ehrgeiz und unbefriedigter Herrschsucht geschildert. Eine geistig und seelisch diesen drei Geschwistern durchaus verwandte Erscheinung war Annas Tochter, die Herzogin Elisabeth von Rochlitz. Diese gelangte allerdings durch den frühen Tod ihres Mannes nicht zu dem ihr von Haus aus zugemessenen Einfluß und die Konkurrenz erst mit ihrer Tante Katharina, dann mit ihrem Vetter Moritz, sowie die Unmöglichkeit, mittelst einer zweiten Heirat aus ihrem unbefriedigenden Dasein herauszukommen, verhinderte, daß sie wenigstens nachträglich zu einem gewissen Ersatze für die ihr entgangene Machtsphäre gelangte. Aber die reizvollen eigenhändigen Briefe, welche eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein scharfes Urteil, die Neigung und die bewußte Fähigkeit zur Stellungnahme inmitten der mannigfachen Streitfragen verraten, die Unzufriedenheit mit jener Kaltstellung, welche der Witwenstand für Elisabeth mit sich brachte, die Anstrengungen zur Beseitigung ihrer unangenehm empfundenen Lage bekunden genügend die geistige Verwandtschaft zwischen Mutter und Tochter. Auch auf die nächste Generation ist ein Teil dieser Eigenschaften noch übergegangen. Man beachte in solcher Hinsicht z. B. die eigenhändigen Postskripte, welche Landgraf Philipps ältester Sohn Wilhelm seinen Briefen öfters hinzusetzte und welche einen scharfen Witz, treffendes Urteil, einen außergewöhnlichen Drang, den Willen des Adressaten zu bestimmen, verraten. Und auch die ungeschminkten Kritiken, welche in Wilhelms nicht eigenhändigen Briefen selbst über nächste Angehörige gefällt werden, sind in der gleichen Richtung charakteristisch; denn daß derartige Reden, ohne geistiges Eigentum des Fürsten zu sein, diesem von Konzipienten in den Mund gelegt werden, ist ja ganz ausgeschlossen.

So erweitert sich unsere psychologische Erkenntnis einer ganzen Fürstengruppe durch Glagaus Forschungen über einen vom Autor erkannten Umfang hinaus. Es liegt in dieser meiner Konsequenz von Glagaus Studien begründet, daß ich auch das Ringen Annas um den landesherrlichen Einfluß unter einem etwas anderen Gesichtswinkel betrachte als der Verfasser. Ich würde im Titel Anna von Hessen als eine Fürstenmutter aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, nicht als »eine Vorkämpferin landesherrlicher

Macht bezeichnet haben. Daß Anna die landesfürstliche Gewalt in Hessen bedeutend befestigte und hierdurch die Grundlage für die große politische Stellung ihres Sohnes schuf, ist eine Wahrnehmung, welche sich dem Herausgeber der hessischen Landtagsakten naturgemäß aufdrängte, steht aber mit dem Charakter der Fürstin nicht sowohl in einem inneren, vielmehr in einem äußeren durch die begleitenden Umstände veranlaßten Zusammenhang. Anna setzte sich mit den Ständen oder mit den Führern der Landschaft feindlich auseinander, so oft sie durch ihren Ehrgeiz in einen Interessengegensatz zu ihnen gedrängt wurde und in den Ständen das Hindernis ihrer Pläne erblickte; aber das zeitweise Handinhandgehen mit den Ständen, sowie das von ihrer landesmütterlichen Rolle abweichende Ende sind psychologisch aus der Thatsache zu erklären, daß mit dem Aufhören dieses Interessengegensatzes auch ihre persönliche Teilnahme am Verhältnis zwischen Fürstentum und Landschaft erlosch¹⁾.

Um das zu erhärten, möchte ich auf einige von Glagau selbst gewonnene Forschungsergebnisse zurückgreifen. Bekanntlich datiert der erste Konflikt zwischen Anna und der Landschaft aus der That-

1) Der unerwartete Schritt einer zweiten Vermählung nach ihrer beendigten vormundschaftlichen Rolle in Hessen, welcher gegen den Willen des Landgrafen Philipp erfolgte und Anna zu ihrem Sohne in einen gewissen Gegensatz brachte, muß als eine unrühmliche und unbegreifliche Absage von Annas bisherigen politischen Grundsätzen erscheinen, wenn wir die dauernde Befestigung der landesfürstlichen Gewalt in Hessen als den Leitstern in Annas staatsmännischem Walten ansehen; er paßt sich aber ganz harmonisch in das frühere Bild der Fürstin ein, wenn wir ihre Handlungen und Gedanken auf einen durchaus subjektiv und egoistisch gefärbten Ehrgeiz zurückführen. Mit dem Momente, wo sie aus der hessischen Regierung ausschied, verlor sie auch die Teilnahme an denjenigen Dingen, welche bisher ihre Lebensaufgabe gebildet; der sie beherrschende psychologische Gesichtspunkt war nicht die freudige Erinnerung an das, was sie für ihren Sohn erreicht, sondern die Empfindung, daß sie unter diesem nichts mehr zu sagen hatte. Ihre Empfindungen waren also ganz die gleichen, wie bei der Umstoßung des Testaments Wilhelms des Mittlern und beim Sturze Boyneburgs. Nur war Anna nicht mehr in der Lage, gegen das rechtlich und faktisch gefestigte Regiment ihres Sohnes eigene Aspirationen geltend zu machen, sie mußte sich einen neuen Wirkungskreis suchen. Ebenso hängt es mit Annas ganzem Charakter zusammen, daß wie sie als Gräfin Solms nicht auf ihre Rechnung kam und von den früheren Gönnern nicht in der alten Weise aufgenommen wurde, sie tief gedemütigt wurde und ein erbitterter Zug bei ihr einkehrte. Was uns Glagau aus ihren letzten Jahren berichtet, die Ablehnung der Einladung zur Hochzeit ihres Bruders, der Ton und die Handschrift ihrer Briefe, sind Zeichen geknickten Stolzes und Ehrgeizes, welcher sich bei derartigen herrschsüchtigen und durch ihr Schicksal enttäuschten Naturen häufig als Gegenstück entpuppt.

sache, daß erstere im ursprünglichen Testamente Wilhelms des Mittleren zu Gunsten der letzteren übergangen war und ihren Gatten zur Abänderung seiner Bestimmungen veranlaßte. Vergleicht man aber nach den Landtagsakten (n. 1) das frühere und das spätere Testament, so sind die Vorschriften über den ständischen Ausschuß, dem die Vormünder jährlich Rechenschaft abzulegen haben, über die Eide, welche die Vormünder vor den Ständen leisten sollen, und andere die grundsätzliche Beziehung zwischen Regierung und Landschaft regulierende Artikel entweder ganz oder nahezu gleichlautend; die Abweichungen rühren ausschließlich daher, daß im abgeänderten Testament Anna nicht als den Vormundschaftsräten unterstellt, sondern als maßgebendes Mitglied des vormundschaftlichen Regiments erscheint und sie treffen die Landschaft nur mittelbar, insofern das ursprünglich geplante vormundschaftliche Regiment in seinen Absichten und Anschauungen sich praktisch weit mehr mit den Ständen berührt hätte. Dieser erste Akt einer ganz persönlichen Betätigung Annas rechtfertigt also die Annahme einer tieferen politischen Idee nicht; und wenn in einer gleichzeitigen Klagschrift Wilhelms oder vielmehr seiner Gattin der eigenmächtige Eingriff der adligen Räte in landesfürstliche Befugnisse gerügt wird, so gilt auch dieser Tadel persönlich den derzeitigen Widersachern der ehrgeizigen Landgräfin, nicht der ein für allemal sachlich gegebenen Opposition gegen eine selbständige fürstliche Verwaltung. Daß nach Wilhelms Tode Anna die Stände Ober- und Niederhessens getrennt berief, ist ebenfalls auf taktische und nicht auf prinzipielle Erwägungen zurückzuführen; denn in diesen Kreisen hatte sie die Gegnerschaft gegen die von ihr bewirkte Abänderung des Testaments zu erwarten, die oppositionellen Elemente aber auseinanderzuhalten war ein Gebot der Klugheit. Wir sehen dann Ludwig von Boyneburg, früher einen hochangesehenen Beamten in Hessen, seit Annas Einfluß auf den verstorbenen Landgrafen jedoch ganz in Ungnade gefallen, sich zum Führer der unzufriedenen Kreise aufwerfen. Er arbeitet an der Wiederherstellung seines alten Ansehens mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Die Landschaft wird bearbeitet und zu geschlossenem Auftreten ermuntert, die Wettiner, besonders Friedrich der Weise, welche durch die brandenburgisch-sächsisch-hessische Erbeinung an den hessischen Händeln interessiert sind und beim frühen Tode Philipps sogar als Nachfolger der landesfürstlichen Rechte in Betracht kommen, werden aufgehetzt, ein Einvernehmen zwischen den Ernestinern und der hessischen Landschaft schon vor Wilhelms Tode vorbereitet, ja, der blödsinnige Landgraf Wilhelm der Aeltere wird unter dem Vorwand, daß sich seine Geistesschwachheit gehoben, als Anwärter auf

die Vormundschaft gegen Anna ausgespielt. Das Resultat dieser Anstrengungen war die Errichtung eines ständischen Regiments unter Boyneburg als Landhofmeister. Man sieht: die Stände erscheinen als das Rückgrat der ganzen gegen Anna gerichteten Koalition, allerdings aber zerfällt diese wieder in eine ganze Reihe sonst recht verschieden gesinnter Elemente. Wie hat sich Anna zu dieser Frage gehalten?

Die diplomatische Aufgabe war ihr einigermaßen vorgezeichnet. So drohend der geschlossene Aufmarsch gegen Anna zeitweilig aussah, so war letztere auf die Dauer nach vieler Richtung im Vorteil. Sie hatte dadurch, daß sie um die Wiederherstellung ihrer Vormundschaft und einige eng damit zusammengehörige Dinge kämpfte, ein festes konkretes Ziel ihres Ehrgeizes gewonnen, sie konnte auf die Erreichung dieses Zieles die ganze Spannkraft ihres Wollens und Denkens konzentrieren. Ihre Gegner hatten noch mehr divergierende als harmonisierende Interessen und die ersteren machten sich, zumal nach der Beseitigung des allen unbequemen revidierten letzten Willens Landgraf Wilhelms, lähmend und zersetzend fühlbar. Den Ständen war mit der Einsetzung einer Vormundschaft aus ihren Reihen nur dann geholfen, wenn damit ihrem Einflusse auf die Regierung dauernd eine größere Geltung verschafft wurde und sie vielleicht gar über die Zeitgrenzen der Vormundschaft hinaus in ihrer Machtsphäre erweitert wurden. An dieser ständischen Politik hatte aber Kursachsen nicht das mindeste Interesse; im Gegenteil mußte Friedrich der Weise mit der Möglichkeit eines frühen Ablebens des jungen Philipp rechnen und war darauf angewiesen, die ständische Autorität, welche sich dann gegen die Ernestiner gerichtet hätte, nicht allzu sehr überwuchern zu lassen. Boyneburg seinerseits war das ferne Joch der Wettiner immer noch erträglicher als die auf den einheimischen Adel sich stützende Bevormundung durch die Landschaft, ganz abgesehen davon, daß er bei der Erbfolge Friedrichs des Weisen von diesem persönlich für die übermäßige Ausbreitung des ständischen Machtbereichs verantwortlich gemacht worden wäre. Endlich der Gemahlin des blödsinnigen älteren Landgrafen lag wieder gar nichts weder an einer Ausdehnung des ständischen Wirkungskreises noch auch an einer Vorbereitung der künftigen kursächsischen Herrschaft. Die Folge war nur, daß in ihr durch die Werbungen Boyneburgs Ansprüche und Hoffnungen geweckt worden waren und daß die Landgräfin nach Mitteln suchte, dieselben nötigenfalls auch gegen den Willen der jetzigen Machthaber zu befriedigen.

Also die Schwächen jeder Koalition, die innere Zerfahrenheit und den Mangel an dauernder Verteidigungsfähigkeit, besaß die von

Boyneburg zustandegebrachte und geführte Allianz in hohem Maße. Zu dieser inneren Haltlosigkeit kam aber noch die Thatsache, daß die meisten Gegner Annas auf anderen Gebieten und aus anderen Ursachen mannigfache Feinde hatten. So gehört es vielleicht mit zu den bemerkenswertesten Resultaten von Glagaus Forschung, daß sich, längst ehe die Reformation die beiden sächsischen Linien auch kirchlich entzweite, der Antagonismus zwischen Albertinern und Ernestinern schon so heftig war, um selbst in Fragen, die nicht Grenzstreitigkeiten oder nachbarliche und obrigkeitliche Irrungen betrafen, Friedrich den Weisen und Georg den Bärtigen gegen einander zu führen. Denn die Verlobung der hessischen Prinzessin mit Georgs Sohn Johann — beide waren damals noch Kinder — und Wilhelms letztwillige Verfügung, daß bei Annas Wiederverheiratung Herzog Georg unter Uebergehung der Ernestiner Regent werden sollte, sind doch sicher aus der psychologischen Erwägung zu erklären, daß man einen schon vorhandenen tiefen Gegensatz der sächsischen Vettern ausbeutete. Und diese Berechnung trog nicht: als Anna einen Ueberfall der Stände besorgte und den Herzog bat, einige hundert gerüstete Reiter bereit zu halten, gewährte ihr der Adressat diese Bitte und sehr entschieden stellte er darauf in den schiedsrichterlichen Verhandlungen, welche zwischen den streitenden Parteien Hessens von Bevollmächtigten aller wettinischer Fürsten gepflogen wurden, sich auf die Seite Annas und trennte sich von seinen Vettern. Diese Sonderung würde aus sachlichen Gründen, welche allein in der konkreten Streitfrage lägen, nicht zu erklären sein; denn schließlich wäre doch die Eventualvormundschaft Georgs kein hinreichendes Motiv zur Entzweiung mit den anderen sächsischen Fürsten gewesen, wenn sich nicht sonst schon ein großer Konfliktstoff angesammelt und zur persönlichen Erbitterung geführt hätte. Materiell gerechtfertigter war der Gegensatz zwischen Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, da letzterer zu den hervorragendsten Mitgliedern der reichsfürstlichen Opposition gegen den Habsburger zählte. Dieser, an sich eine leicht entzündliche und aufbrausende Natur, hatte außerdem alles Interesse daran, daß sich einer der Hauptwidersacher nicht durch die hessische Erbschaft stärkte und seinen Machtbereich nicht bis vor die Thore Frankfurts vorschob. Daß endlich ein so herrischer und intriguanter Politiker wie Boyneburg an zahlreichen Orten anstieß und sicher schon von seiner früheren Wirksamkeit unter Landgraf Wilhelm her manche nur momentan verdeckte Feindseligkeiten hatte, tritt in Glagaus Darstellung nicht besonders hervor, ist aber psychologisch viel zu selbstverständlich, um ein großes Beweismaterial zu erheischen.

Mit diesen Voraussetzungen, die ja wesentlich auch von Glagau plastisch und zutreffend geschildert sind, war gegeben, daß Anna einmal nach dem Grundsatz *divide et impera* handeln, daß sie überdies mit den verschiedenen Gegnern ihrer Feinde Fühlung nehmen mußte. Diese Taktik war gegeben, gleich viel ob die Triebfeder ihres Verhaltens herrschsüchtiger Ehrgeiz oder eine tiefere Erkenntnis der bleibenden landesfürstlichen Interessen war. Man wird deshalb die Thatsache, daß sich Anna über das Uebelwollen und später über das eigenmächtige Vorgehen der Landschaft bei den wettinischen Schiedsrichtern, über die wettinische Vormundschaft und das Regime Boyneburgs wieder bei den Landständen beschwerte, daß sie Herzog Georg gegen Ernestiner und Stände, daß sie den Kaiser gegen Friedrich den Weisen aufrief, an sich noch nicht in der einen oder anderen Richtung verwerten. Aber gewisse Variationen und Modifikationen dürften uns doch einen Hinweis auf diese oder jene Auffassung gewähren. So liegt es z. B. im Wesen solcher subjektiven Charaktere, wie ich Anna und ihre Verwandten schilderte, begründet, daß sie negativ allen Widerstand gegen ihre Ansichten und Absichten als einen persönlichen auffassen, daß sie ihren Haß deshalb auf bestimmte Individuen werfen. Umgekehrt pflegt für Naturen, die bestimmte objektive Ziele im Auge haben, die faktische Erreichung derselben, die praktische Ueberwindung der sachlichen Hindernisse das wichtigste zu sein und demgegenüber treten die Personen, welche die jeweiligen Träger dieser Schwierigkeiten sind, zurück. Da sprechen nun doch einige Anzeichen für die erstere Alternative. So sehen wir Anna schon bei den schiedsgerichtlichen Verhandlungen vor den Wettinern über einen Punkt empört, der im Verhältnis zum gesamten Streitobjekt doch eine geringe Wichtigkeit besaß, über den Abfall des Kanzlers Dr. Englender. Noch charakteristischer aber ist ihr konsequentes und unversöhnliches Vorgehen gegen denjenigen Mann, in welchem sie mit Recht die Hauptursache der Opposition gegen das geänderte Testament erblickte, gegen Boyneburg. Glagau betrachtet die Allianz zwischen Anna und den Ständen, welche sich gegen die immer kecker gewordene und ausschließlich auf Kursachsen Rücksicht nehmende Vormundschaft Boyneburgs richtete, als eine Durchgangsepisode, bestimmt, mit Hilfe des einen Gegners zunächst den anderen zu überwinden und dann den übrig bleibenden um so sicherer zu treffen. Thatsächlich aber haben sich wohl niemals Herz und opportunistische Erwägungen bei Anna so in Uebereinstimmung befunden, wie in jenen Jahren, als sie an der Spitze des unzufriedenen einheimischen Adels den gehaßten Landeshofmeister bekämpfte. Während sie ursprünglich die Gesamt-

heit der Stände und dann zugleich mit ihnen die Wettiner als ihre Feinde angeklagt, hatte sie schon längst ihre Aktion auf die Regentschaft und auf Boyneburg insbesondere konzentriert und namentlich die Thatsache, daß diese verschiedene Bestimmungen, durch welche Anna für die entgangene Herrschaft hatte entschädigt werden sollen, nicht oder nur ungenügend ausgeführt hatte, zum Ausgangspunkt von Beschwerden gemacht. Als nun die Regenten gestützt auf den kursächsischen Rückhalt sich über die Anschauungen des hessischen Adels ebenso hinwegsetzten wie über die der Landgräfin gemachten Versprechen und als gar innerhalb der Regentschaft Zwiespalt ausbrach und einige Mitglieder, unzufrieden mit Boyneburgs Eigenmächtigkeiten, sich Anna wieder näherten, da hatte diese nicht allein Genossen ihrer objektiven Interessen, sondern zugleich willige und verständnisvolle Teilnehmer ihrer persönlichen Gefühle gewonnen. Ueber die Wühlarbeit der Anhänger Annas unter dem eingesessenen Adel, die meist im Stillen und in mündlichen Unterredungen sich vollzog, erfahren wir naturgemäß wenig; man kann sich aber den Eifer der Landgräfin nach der Extensität und Intensität ihrer Erfolge vorstellen. Auf einem Rumpflandtage, welchen Anna für den Januar 1514 an ihren Witwensitz Felsberg ausgeschrieben, ist der völlige Umschlag der Stimmung, wie er gutenteils das Werk ihrer Agitation war, deutlich genug. Die drei aus Annas Kanzlei hervorgegangenen Aktenstücke, das Ausschreiben, die Ansprache und die Beschwerden (Landtagsakten n. 64—66) sind der präziseste Ausdruck ihrer gegen Boyneburg feindlichen Gesinnung. Die Landgräfin klagt Boyneburg als den Verführer der Stände an; sie ist bereit, letzteren zu verzeihen, sie will bei ihrem Sohne die Fürsprecherin werden, damit die Landschaft an ihm nach seiner Mündigkeitserklärung einen gnädigen Herrn habe; dann aber läßt sie ihren bittersten Klagen gegen Boyneburg und seine Genossen freien Lauf, sie schildert alle seine Maßnahmen seit Eröffnung des Testamentes, daß sie zum Nachteil des Fürstentums, zum Nachteil der irrefeleiteten Stände, zum Nachteil von Mutter und Sohn gedient hätten und beabsichtigt gewesen wären.

Glagau betrachtet diese Meinungsäußerungen Annas unter dem Gesichtspunkte, daß sie der augenblicklichen Lage angepaßt gewesen, daß sie unliebsame Eindrücke auf die Stände im Interesse des gemeinsamen Kampfes gegen Boyneburg hätten vermeiden wollen, daß die Landgräfin ihre wahre Ansicht über die Landschaft und ihre geheimen autokratischen Zukunftsabsichten verhüllt oder wenigstens nur angedeutet habe. Und da ist doch zweifellos: daß die Stände früher hauptsächlich auf Betreiben Boyneburgs und seiner Freunde

gehandelt, war ganz richtig. Daß Anna in ihrem Herzen der Landschaft für den Umschwung ihrer Auffassung recht dankbar und gern bereit war, um den Preis kräftiger Unterstützung alles vergangene zu verzeihen, spricht sich keineswegs nur in ihren Erklärungen an die Stände, sondern auch in einem geheimen eigenhändigen Schreiben Annas an ihren Bruder (Landtagsakten I S. 172) aus. Und wenn Anna nicht ausdrücklich ihren Entschluß bekundete, am Testamente und dem Anspruch auf ihre darin angeordnete Regentschaft festzuhalten, so mochte diese Unterlassung aus einer gewissen schonenden Rücksicht auf die auch an den früheren ständischen Aktionen beteiligten Landtagsmitglieder entspringen; eine bewußte Täuschung, den Anschein, »die Ansprüche, welche die Stände auf die Regelung der Staatsleitung erhoben, stillschweigend anzuerkennen«, die Vorstellung »als ob eine Aenderung der Regiments wie die Einsetzung eines solchen Sache der Landschaft sei« kann man aus dieser Reserve Annas nicht ableiten; um dergleichen glaubhaft zu machen, dazu hätte eine Fürstin, deren Eigenschaften den Anwesenden doch bekannt genug waren, die wegen ihrer Forderungen bis an Kaiser und Reich gegangen war, sehr starker positiver Versicherungen und eines runden unzweideutigen Verzichtes auf ihren früheren Standpunkt bedurft¹⁾. Daß Anna in Felsberg nur einige ganz allgemeine Hinweise auf die Gestalt der zukünftigen Regierung machte, ohne zu weiteren Aeüßerungen gedrängt zu werden, und daß auf dem nächsten Landtag in Treysa die dort geschlossene Einung zwischen Anna und Ständen (Landtagsakten I n. 78) über die Einsetzung eines

1) Eine Stütze der Ausführungen Glagaus kann man allenfalls in folgenden Worten Annas an die Stände erblicken: *»Wu ir das aber zum besten tut und wol regirt, so wollen wir daran sein und bei unserem liben sone anregen [daß er] . . . das ir ime seins vaters testament verworfen, numermer gedenken sal, da will ich in mütterlich und treulich anweisen«*. Aber dieser Ausdruck »regirt« kann doch ebenso gut auf eine Beteiligung der Stände oder ihrer Führer an der Regentschaft neben der Landgräfin gehen, wie dieselbe in der That später festgesetzt worden ist (vgl. Glagau, Anna von Hessen S. 140), als auf eine ganz aus den Reihen der Stände hervorgehende Vormundschaftsregierung, und die in Aussicht gestellte Verzeihung Philipps ist doch viel natürlicher auf die vergangene Uebertretung des Testaments zu beziehen als auf dessen künftige bleibende Beiseiteschiebung. Auch die Worte *»Ich beger auch ganz keins regiments oder keinicherlei nutzs oder guts, das mir daraus oder darvon zu gut entstehen mag, in kein weise«* sind nicht als ein bündiger Verzicht Annas auf die Mitregierung aufzufassen. Denn der Schwerpunkt dieser Zusage liegt nicht im Hauptsatz, sondern im Relativsatz; nicht eine Teilnahme am Regiment schlechthin, sondern nur eine auf egoistischen Nutzen ausgehende, nicht ausschließlich auf Fürsorge für Sohn und Land bedachte Teilnahme leugnet Anna als Programm ab.

Landtagsausschusses und dessen Rechte, über die Befugnis der Stände zur Bewilligung von Steuern, Kriegen, Münzänderungen, über die Peridiozität der Landtage, über die Einrichtung von Schiedstribunalen bei neuen Streitigkeiten der jetzigen Kontrahenten und ähnliche Einzelheiten breite Verfügungen traf und die Regentschaft mehrfach erwähnte, ohne ihre Einsetzung und Zusammensetzung zu regulieren, beweist am besten, wie beide Teile über die grundsätzliche Wiederherstellung des Testaments von 1509 einig waren, die Details aber und namentlich die Personalfragen vertragsweise zu regeln noch nicht für spruchreif ansahen. Es hat ja auch die spätere Regentschaft, welcher außer Anna die hervorragendsten Träger der gegen Boyneburg gerichteten ständischen Bewegung angehörten, im wesentlichen zugleich das Testament von 1509 und doch auch Annas Zusage einer gewissen Beteiligung des anderen Kontrahenten am Regimente verwirklicht.

Neben Boyneburg waren die Wettiner und besonders Friedrich der Weise Gegenstand des Hasses von Anna. Dieses Gefühl der Landgräfin war ein so intensives, daß sie darüber sogar mit ihrer Schwester Katharina zerfallen oder wenigstens in ein kühles Verhältnis geraten zu sein scheint. Es ist nämlich interessant, in Glagaus Monographie zu beobachten, daß nicht allein der alle anderen Erwägungen überwuchernde Gegensatz zwischen Ernestinern und Albertinern schon am Anfang des 16. Jahrhunderts vorhanden war, sondern daß auch innerhalb der jüngeren sächsischen Linie die beiden Brüder Georg und Heinrich gerade so wie in ihren späteren Lebensjahren sich als Antipoden gegenüberstanden. Und wie später Heinrich oder vielmehr Katharina im Gefolge der Reformation aus dem gleichen Kontrast mit Georg sich an den Wittenberger Hof anschlossen, ohne daß jedoch diese Freundschaft eine innerliche und dauerhafte wurde, so sehen wir schon damals den jüngeren Albertiner aus Abneigung gegen seinen Bruder mit den Stammesvettern gemeinsame Sache machen. Georg war infolge dessen bald innerhalb des sächsischen Fürstenhauses in eine isolierte Stellung anlässlich des hessischen Streites geraten; er bildete einen gewissen Hemmschuh, im großen und ganzen aber konnte er das von seinem Bruder unterstützte Vorgehen des Kurfürsten nicht hindern.

Man wird es deshalb begreifen, daß, wenn die Wettiner in der Zuversicht auf Versöhnung mit der ständischen Opposition Boyneburg opferten, in der grundsätzlichen persönlichen Gefühlsstimmung Annas keine erhebliche Abwandlung eintrat. Was an ihrer Thatenlust und geistigen Spannkraft die wegfallende Animosität gegen Boyneburgs Uebergriffe verminderte, das wurde reichlich ersetzt

durch das gewonnene Selbstvertrauen und durch die gesteigerte Hoffnung auf Erfüllung ihrer letzten Ziele. Und auch dieser Wechsel der einzelnen zum gleichen Ergebnis hinstrebenden Motive war nur ein begrenzter: denn wie Anna auch beim Tiefstande ihrer Aussichten niemals verzagt und gerastet hatte, so blieb auch jetzt ihr Verfahren mit einer genügenden Dosis rein subjektiven Hasses gemischt.

So ist der Kampf Annas mit den Wettinern unter demselben Gesichtswinkel zu betrachten wie ihre vorherige Hetze gegen Boyneburg. Irgend welche große über ihre persönlichen Interessen hinausreichende allgemeine Erwägungen leiteten die Landgräfin gar nicht oder doch nur in beschränktem Maße. Die Herrschsucht, der Ehrgeiz, die Unzufriedenheit mit dem bisher nur halb erreichten Ziele trieben Anna vorwärts. Allerdings weist diese Auseinandersetzung mit den Wettinern um deswillen für die Landgräfin weniger charakteristische Züge auf, weil Friedrich der Weise sehr bald nach Boyneburgs Sturz aus der territorialen Regierung herausgedrängt und auf eine ziemlich aussichtslose Offensive angewiesen wurde. Wie Glagau zutreffend bemerkt, war »das sächsische Regierungssystem in seiner umständlichen Schwerfälligkeit den Ansprüchen, die man an eine Verwaltung stellen durfte, nicht gewachsen« gewesen, so daß »die ständische Opposition in vieler Hinsicht gerechten Grund zur Beschwerde hatte«. Die Folge war, daß, wie drei Monate nach dem Landtag zu Felsberg, zwei Monate nach dem Abschluß der Treysaer Einung auf einem neuen Landtag in Homberg Ende April 1514 ein Regiment und ein landschaftlicher Ausschuß bestellt wurden, man ohne großes Federlesen damit die sächsische Vormundschaft bei Seite schob. Georg der Bärtige, von Anna um Schutz ihrer Er rungenschaften angegangen, versagte dem Vetter die Beihülfe zur Behauptung seiner Position und Maximilian, innerlich niemals ein Freund der kursächsischen Einmischung, machte zwar, als ihn Friedrich der Weise um Geltendmachung seiner kaiserlichen Rechte ersuchte, die Miene eines unparteiischen Schiedsrichter, bot aber thatsächlich alles zur Befestigung der Herrschaft Annas auf.

Die folgende Regierung, welche Anna teils als offizieller Vormund teils als thatsächlicher ihres vorzeitig für mündig erklärten Sohnes führte, muß hauptsächlich unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden. Der eine ist der fortdauernde unversöhnliche Haß gegen Boyneburg und seine Genossen; deren Güter hatte die Landgräfin beschlagnahmt und sie weigerte sich trotz aller Fürbitten, sie ohne genaue Rechenschaftsablegung der ehemaligen Regenten wieder herauszugeben. In dieser langjährigen Hartnäckigkeit, welche dann

Philipp als selbständiger Fürst noch bis 1527 fortsetzte, wird man doch im wesentlichen den Niederschlag einer ganz persönlichen feindseligen Gesinnung erblicken. Diese für Anna sehr charakteristische Seite tritt in Glagaus Darstellung m. E. etwas zu erheblich zurück gegen das andere Kennzeichen der neuen Herrschaft, welches offenbar für den Autor die Ursache seiner ganzen Auffassung geworden ist, gegen die zunehmende Unabhängigkeit Annas von den Ständen und gegen deren schließlich herbeigeführte Bedeutungslosigkeit. Jedoch ganz abgesehen davon, daß man einen starken Anteil dieser Entwicklung den Räten der Landgräfin, besonders Schrautenbach und Riedesel, zuzuschreiben hat, war eine solche Taktik im Anfange wenigstens eine Pflicht elementarster Klugheit und an sich ebenso sehr das Ergebnis egoistischer wie grundsätzlich staatsmännischer Erwägungen. Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, daß die Landschaft, welche in rascher Zeit einen solchen Meinungsumschlag erlebt hatte, eine geringe Aussicht auf dauerhafte Zuverlässigkeit gewährt hätte, falls den Ständen irgend eine Maßregel des neuen Regimentes nicht behagte oder in ihre Reihen irgend ein neuer Zündstoff von außen hineingetragen wurde, und daß überdies noch längere Zeit hindurch Boyneburg innerhalb der Stände einen mehr oder minder großen Anhang besaß. In einer solchen Situation die ständische Mitwirkung einzuschränken, ein Streben, welches ohnedies die natürliche Konsequenz der unbegrenzten Herrschsucht Annas bilden mußte, und in diesem Streben zu verharren, nachdem dasselbe sich einmal vom Standpunkte der ehrgeizigen Herrscherin aus bewährt hatte, das braucht uns durchaus nicht so auffallend zu erscheinen, um deshalb eine aus objektiven weitschauenden Betrachtungen abgeleitete Vertretung bleibender landesfürstlicher Interessen anzunehmen.

Ich fasse also meinen Eindruck von Glagaus Arbeiten dahin zusammen, daß dieselben viel neues bringend und die Forschungsergebnisse plastisch darstellend, doch in ihren Schlußfolgerungen etwas abgeändert werden müssen, daß der Verfasser von dem geläufigen Fehler der Biographen, ihre Helden zu idealisieren, nicht völlig frei geblieben ist. Dabei muß man noch berücksichtigen, daß — und zwar vom Standpunkte des Herausgebers der ›Landtagsakten‹ mit Recht — anscheinend diejenigen Quellen, welche die subjektiven Gesichtspunkte Annas am reinsten widerspiegeln, ihre geheime eigenhändige Korrespondenz mit Vertrauten, namentlich mit ihrem Bruder Albrecht, nicht in dem Maße in der Edition herangezogen worden sind, wie das für die erschöpfende psychologische Beurteilung der Landgräfin nötig wäre und in einer umfassenden Publikation des

Briefwechsels hätte geschehen müssen; wenn Glagau den Rahmen von Landtagsakten nicht ungebührlich überschreiten wollte, konnte er diese Schriftstücke meist nur in Anmerkungen und dann fast immer bloß bruchstückweise veröffentlichen. Unter anderen Verhältnissen würde jedenfalls der von mir skizzierte subjektiv-egoistische Grundzug in Annas ganzem Wesen noch viel stärker hervortreten.

Ehe ich von Glagaus Forschungen scheide, möchte ich noch auf einen anderen Punkt hinweisen, in welchem ich ebenfalls vom Verfasser einigermaßen abweiche. Der Kaiser, der einerseits ein Ueberhandnehmen des kursächsischen Einflusses bekämpfte, andererseits aus allgemeinen politischen Gründen Friedrich den Weisen nicht allzu sehr herausfordern durfte, war hierdurch zu einer gewissen taktischen Schaukelpolitik gezwungen, die vom Autor im Prinzip wohl erkannt, in ihrer Durchführung nicht allenthalben richtig gewürdigt worden ist. So soll er nach Glagau 1510 auf dem Reichstag von Augsburg, wo Anna für sich die Session beanspruchte, diese gemäß dem kursächsischen Antrage den hessischen Regenten überlassen haben; das ist aber nur in zeitlich beschränktem Maße und ausschließlich durch die konkreten Schwierigkeiten des Kaisers bedingt der Fall, denn die betreffende Stelle (Landtagsakten I S. 105) heißt: »das die session uf diesem reichstag mit einem us der lantschaft . . . besetzt werd und nit bestimpt von keiner partei wegen, sondern der gemeinen regirung jedes gerechtigkeit one nachteil und schaden«. Man sieht daraus, daß der Kaiser die Sache in der Hand behalten wollte. Ebenso scheint mir das Ergebnis des kaiserlichen Schiedsgerichts in Marburg, welches in der Urkunde vom 24. Juli 1510 (Landtagsakten I n. 29 vgl. Glagau, Anna von Hessen S. 67) niedergelegt ist, nicht ganz präzise erfaßt zu sein. Wenn man die mühsam von Maximilians Kommissaren hineingebrachte Bestimmung aufmerksam liest, daß Riedesel als Annas Bevollmächtigter »zu den großen Sachen und zu den Rechnungen« zugelassen werden und der Landgräfin berichten soll, so gehörte wenig Scharfblick zur Voraussicht, daß dieser überdies noch sehr verklausulierte Artikel neue Streitigkeiten hervorrufen und Gelegenheit zu weiteren Interventionen der kaiserlichen Schiedsrichter bieten mußte. Auch hier ist der gleiche Zweck wie beim Augsburger Reichstag einleuchtend: Maximilians Räte wollten die Frage über ihre jetzige ungünstige Situation hinüberretten und durch eine Hinterthür sich die Aktionsfreiheit für die Zukunft wahren. Es waren daher zwar dem Kaiser dadurch, daß er in Marburg grundsätzlich die sächsische Vormundschaft anerkannt hatte, formell die Hände gebunden. Aber wenn er auch später nach veränderter Sachlage nicht sofort für Anna offen

Partei ergriff, so hatte er doch durch die vorangegangenen Verhandlungen mehr als einen Anhalt gefunden, um sich der Notwendigkeit zu entziehen, daß er auf die Verhältnisse zu Gunsten des schwindenden sächsischen Ansehens hätte künstlich einwirken und einen ihm persönlich erwünschten *fait accompli* durch eigenes Eingreifen hätte aus der Welt schaffen müssen.

Freiburg i. Br.

Gustav Wolf.

H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Zweiter Theil. 1. Hälfte. Römer und Germanen. Berlin, Stilke 1901. 231 S. Ladenpreis 4,50 M.

Der vorliegende Halbband wird eröffnet durch einige Nachträge zum ersten Theil, in denen sich der Verf. über verschiedene Fragen, über die Bevölkerung Attikas, den Angriff auf Sphakteria, die Schlacht bei Sellasia und den Rotten- und Gliederabstand mit den abweichenden Ansichten Ed. Meyers und Kromayers auseinandersetzt. In den beiden ersten Kapiteln folgt sodann ein Bild des urgermanischen Staats- und Kriegswesens, wie es sich Delbrück abweichend von den herrschenden Ansichten denkt. Er gibt dem germanischen Staat, der *civitas*, einen Inhalt von durchschnittlich 100 □ Meilen mit einer Bevölkerung von etwa 25000, höchstens 40000 Einwohnern. Die Unterabtheilung bildet die Hundertschaft, die mit dem Geschlecht zusammenfällt, deren jedes 400—1000, höchstens 2000 Seelen umfaßt. Diese bilden zusammen einen Gau und wohnen in einem größeren Dorfe zusammen, das sich der Verf. als einen zusammenhängenden Ort denkt. Haupt der Hundertschaft ist der Hunno oder Altermann. Ueber den Gemeinfreien steht der Stand der Fürsten, von denen die Rechtspflege und die gemeinsamen Angelegenheiten der ganzen *civitas* geleitet werden. In engem Zusammenhange zu dieser Gliederung steht nun die auf der allgemeinen Wehrpflicht und Wehrhaftigkeit beruhende Kriegsverfassung; denn die Hundertschaft stand unter ihrem Hunno zugleich im Gefecht zusammen und bildete so eine feste Einheit. Wenn auch die Disciplinargewalt des Führers nicht groß war, so war doch der innere Zusammenhang der Hundertschaft so stark, daß sie darin der römischen Truppe gleich kam. Gerade deshalb muß man annehmen, sagt der Verf., daß der Hunno auch im Kriege seine Hundertschaft führte (S. 44 f.). Der Schluß des Kapitels handelt von der Bewaffnung.

Von hier geht Kapitel 3 zur Unterwerfung der Germanen durch die Römer über, entwickelt die eigenthümlichen Bedingungen der Kriegführung in Germanien und schildert in Kürze die Kriege des Drusus und Tiberius. Von principieller Bedeutung ist dazu die Beilage, worin sich der Verf. über die Quellen und ihre Wertschätzung ausspricht (S. 65 ff.). Ueber die Art der alten Germanen, sagt er, können wir uns wohl ein zuverlässiges Bild machen, aber nicht von den historischen Ereignissen, weil unsere Autoren, Dio Cassius, Florus, Velleius, Tacitus, nur auf einen bestimmten rhetorischen Effekt hinarbeiten und darum ganz unzuverlässig sind; vor allem Tacitus bedarf sehr der Ergänzung und des Zurechtrückens, um den wahren Causal-Nexus hervortreten zu lassen.

Das 4. Kapitel behandelt die Schlacht im Teutoburger Walde. Abweichend von Mommsen und Knoke und in Uebereinstimmung mit älteren Gelehrten läßt Delbrück die Katastrophe im Dörenpasse geschehen. Das Sommerlager, aus dem Varus aufbrach, befand sich nach ihm an der Porta Westphalica bei Rehme, von da schlugen die Römer den Weg nach Aliso an der oberen Lippe ein und wurden dabei vom Verderben ereilt. Die Teutoburg, die dem Waldgebirge den Namen gab, ist die heutige Grotenburg bei Detmold, da wo das Hermannsdenkmal steht. Es sind wesentlich strategische Erwägungen, die den Verf. bei der Ortsbestimmung geleitet haben. Er hat die Gegend selbst besucht und liefert zu ihrer Kenntniss einige Beiträge. Gegen die Ansätze Mommsens und Knokes macht er geltend, daß das Schlachtfeld nach den Andeutungen des Tacitus doch nicht allzu weit von der Lippe entfernt gewesen sein könne. Zur Erläuterung fügt er schließlich (S. 93 ff.) die Quellenberichte in deutscher Uebersetzung bei.

In den beiden nächsten Abschnitten werden die Feldzüge des Germanicus (14—16 n. Chr.) besprochen, kürzer die beiden ersten, ausführlicher der letzte. Hier hat der Verf. eine ganz eigenartige Auffassung vorgetragen, über die ich etwas eingehender berichten muß. Nach der Erzählung des Tacitus ist Germanicus zunächst mit 6 Legionen über den Rhein an die Lippe vorgerückt, um ein dort belagertes Kastell zu entsetzen, hierauf ist er mit dem ganzen Heere zu Schiff in die Nordsee und dann in die Ems gefahren, ist hier gelandet und weiter an die Weser gekommen, hat diesen Fluß überschritten und die Cherusker mit ihren Bundesgenossen in 2 Schlachten bei Idistaviso (Idisiaviso) und am Angrivariawalle geschlagen. Dies ist nach Delbrücks Meinung eine unmögliche Darstellung. Er nimmt vielmehr an, daß Germanicus zum Angriffe gegen die Cherusker seine Truppen zum größten Theil an der Lippe bei jenem Kastell, das Delbrück für Aliso hält, belassen und

nur mit einem Theil, etwa 2 Legionen, den Seeweg eingeschlagen habe, und zwar sei er nicht in die Ems eingefahren, sondern in die Weser; denn Tacitus, in geographischen Dingen unzuverlässig, habe die Weser mit der Ems verwechselt. Die übrigen Truppen seien dann von der Lippe aus an die Weser gerückt und etwa bei Minden zu Germanicus gestoßen. Auch was Tacitus von den Schlachten berichtet, verwirft der Verfasser; denn Arminius habe gar keinen Anlaß gehabt, sich den Römern in offener Feldschlacht entgegenzustellen. Große, entscheidende Siege könne Germanicus nicht erfochten haben, ebenso wenig könne er besiegt worden sein, folglich seien die Schlachten ins Reich der Fabel zu verweisen; höchstens kleine Gefechte könnten stattgefunden haben. Vielleicht habe Tacitus ein Epos benutzt. Auch den strategischen Zusammenhang dieser Operationen weiß der Verf. zu errathen. Segestes sei es gewesen, der den Germanicus zu diesem Zuge veranlaßte. Er habe ihm Hoffnung gemacht, daß bei seinem Erscheinen die Cherusker sich spalten würden und so zur Unterwerfung gebracht werden könnten. Segestes selbst sei mitgegangen, um in diesem Sinne auf seine Landsleute zu wirken. Erst in der veränderten Gestalt erhält nach Delbrücks Auffassung der Feldzug des Germanicus den richtigen Sinn, während er sonst als ein Fehler erscheinen muß. Daß Tacitus von den Unterhandlungen nicht spreche, sei kein Wunder; derartiges paßte weder in das Epos hinein noch zu der Tendenz des Schriftstellers, der den Feldzug des Germanicus als einen großen Erfolg erscheinen lassen wollte.

In den strategischen Erwägungen des Verf. spielt die Lage des Kastells Aliso eine bedeutende Rolle, und er hat S. 135 ff. ausführlicher darüber gehandelt. Er setzt es an die obere Lippe bei Neuhaus und Elsen nahe an die Weser heran. Dieses Aliso ist nach Delbrück der Stützpunkt für die Operationen gegen die Cherusker, ein Magazin, dem auf der Wasserstraße der Lippe der Proviant zugeführt werden konnte. Er sucht daher festzustellen, daß die Lippe bis Neuhaus in der That schiffbar gewesen sei. Neuerdings hat freilich Schuchhardt auf Grund neuerer Entdeckungen das Kastell Aliso bei Haltern an der untern Lippe gesucht; dieser Meinung kann sich der Verf. jedoch nicht anschließen; denn dort würde das Kastell keinen strategischen Zweck haben. Bei Haltern, meint der Verf., sei vielleicht ein Standlager des Domitius Ahenobarbus gewesen (S. 145).

Auf die folgenden römisch-germanischen Kriege geht Delbrück nicht näher ein. Kapitel 7 gibt davon nur eine kurze Skizze und beschreibt besonders den Limes und die Art der Grenzverteidigung.

Kapitel 8 (das innere Leben der kaiserlich römischen Armee) schildert in Kürze die Zusammensetzung des Heeres, Verhältnis von Legionen und Auxilien, den inneren Dienst, Disciplin u. s. w. Beigegeben ist die vom Verf. schon früher herausgegebene sogen. Manöverkritik Hadrians aus Lambäsis (jedoch ohne den inzwischen zum Vorschein gekommenen Anfang) und die Erzählung des Tacitus von der Meuterei der Legionen in Pannonien und Untergermanien. Ganz kurz ist das 9. Kapitel, die Theorie, umfangreicher das Schlußkapitel, Niedergang und Auflösung des römischen Kriegswesens. Verf. führt aus, daß in der späteren Kaiserzeit von einer Entartung in geistiger oder moralischer Hinsicht nicht eigentlich geredet werden könne, auch an eine durchgehende Entvölkerung des römischen Reichs glaubt er nicht. Aber die Armee sei verfallen; einmal in Folge der unablässigen Usurpationen, ferner durch die Abnahme des Edelmetalls. Hiedurch sei das wirtschaftliche Leben in Erstarrung gerathen, die Armee sei desorganisiert worden und habe den Barbaren nicht mehr widerstehen können.

Wie im früheren Bande, über den ich in Nr. 8 des vorigen Jahrganges (S. 596 ff.) berichtet habe, hat Delbrück auch hier einige Theile der antiken Kriegsgeschichte nach sachlichen, strategischen Gesichtspunkten behandelt. Er stellt die Bedingungen und Aufgaben der Kriegführung fest, so wie sie nach seiner Meinung waren oder sein mußten; darnach werden die Berichte beurteilt und wenn nötig geändert. Das Hauptstück, gleichsam das Centrum sind diesmal die Feldzüge des Germanicus, besonders der größte und letzte. Während der Verf. sich vorher, auch in der Behandlung der Teutoburger Schlacht, nicht allzuweit von seinen Vorgängern entfernt, wird er hier durch seine strategischen Erwägungen zu einer ganz neuen Darstellung geführt, die sich von der Quelle völlig lossagt. Zwar schon im 1. Bande hat er die überlieferten Berichte oft ändern oder ergänzen müssen, aber in solchem Grade ist es doch nicht geschehen. Daher hat er auch das Bedürfnis empfunden, sein Vorgehen durch eine analoge Kritik zu rechtfertigen, die er an Treitschkes Erzählung der Schlacht bei la Belle Alliance vornimmt. Wie diese Erzählung bei aller rhetorischer Kraft doch in mehreren wichtigen Punkten ungenau sei und der Korrektur bedürfe, ähnlich, nur viel stärker, müsse man auch den Tacitus zurechtrücken (S. 67 ff.). Nur hat Delbrück zu bemerken vergessen, daß er Treitschke nach anderen älteren Quellen verbessert, während die ganz gewaltigen Korrekturen des Tacitus durch keinerlei Ueberlieferung gestützt werden. Germanicus soll so gehandelt haben, wie es Delbrücks strategisches Ermessen vorschreibt. Gewiß kann die sachkundige strategische Erwägung nicht

hoch genug geschätzt werden; aber sie ist berufen, die Ueberlieferung zu erläutern, nicht, sie zu vernichten. Die Delbrücksche Sachkritik führt in der hier vorliegenden Ueberspannung zu unsinnigen Ergebnissen, die man im Grunde gar nicht ernstlich diskutieren kann. Denn, wenn der Verf. Recht hätte, brauchten wir überhaupt keine Quellen, sondern könnten es den Strategen überlassen, die Kriegsgeschichte zu machen, und wenn ein anderer Delbrück mit der Behauptung käme, Tacitus hätte die Ems mit der Elbe verwechselt und Germanicus müßte aus strategischen Gründen in die Elbe eingelaufen sein, so müßten wir uns das ebenso gefallen lassen. Wie leicht wird nicht ferner ein unternehmender Schriftsteller sich berufen fühlen, in ähnlicher Weise andere kriegsgeschichtliche Abschnitte des Tacitus vorzunehmen, z. B. die armenischen Feldzüge Corbulos. Denn warum sollte die Wohlthat der strategischen Analyse auf die germanischen Kriege beschränkt bleiben? Tacitus wird durch Delbrücks Kritik der Willkühr preisgegeben, und ehe wir dem zustimmen, bedürfen wir stärkerer Beweise als wir sie bei ihm finden. Seine wichtigsten Voraussetzungen, seine Ansicht von dem Stande der Bevölkerung und des Anbaus und von den Hilfsquellen Germaniens, die Vorstellung, daß sich größere römische Heere dort gar nicht oder nur mit ungeheuren Schwierigkeiten hätten bewegen und verpflegen lassen, das alles sind unsichere Meinungen und Schätzungen, für die der Verf. keinen Beweis geliefert hat, die auch sonst nicht fest genug begründet sind, um das Gewicht seiner Hypothesen zu tragen. Das Eindringen in Germanien war für römische Heere gewiß nicht leicht, aber wenn 9 v. Chr. Drusus in Kreuz- und Querzügen unter blutigen Kämpfen bis an die Elbe kam, so muß es doch möglich gewesen sein.

Was Tacitus angeht, so hat der Verf. keinen Versuch gemacht, nachzuweisen, in welchem Maaße er etwa den verderblichen Einflüssen der Rhetorik erlegen sei. Gewiß läßt Tacitus als Historiker manches zu wünschen übrig; was wir an ihm tadeln, ist nicht so sehr die Rhetorik, die ihm nicht viel geschadet hat; Rhetorik und Wahrhaftigkeit schließen sich nicht aus. Mehr bedauern wir, daß er seine Quellen nicht vollständig wiedergegeben und uns dadurch manches entzogen hat, was uns das Verständnis der Ereignisse erleichtert haben würde. Im übrigen kann die Zuverlässigkeit seiner Erzählung nicht ernstlich bezweifelt werden, sie wird insbesondere für die Feldzüge des Germanicus zur Genüge bestätigt durch die Nachrichten Strabons. Strabon war Zeitgenosse des Germanicus, ist der Rhetorik wenig verdächtig, und ich wundere mich, seinen Namen bei D. unter den Quellen nicht zu finden.

Was die beiden ersten Abschnitte angeht, so überlasse ich deren

urtheilung den Kennern des germanischen Alterthums. Ich be-
erke nur, daß das Bild, das Verf. vom altgermanischen Staats-
nd Heerwesen entwirft, unvollständig ist. Wie denkt er sich z. B.
as Verhältniß der Gefolgschaft zur Hundertschaft? wie die Orga-
sation der so wichtigen und starken germanischen Reiterei? Es
äre wünschenswerth gewesen, wenn er auch darüber seine Ansicht
itgetheilt hätte.

Im übrigen darf ich bei dem durchaus skizzenhaften Charakter
er meisten Kapitel es mir versagen, näher auf sie einzugehen. Ich
ue es um so lieber, als der Verf., wie ich seiner kürzlich erschie-
enen Selbstanzeige des nächsten Halbbandes entnehme, schärfere
ritik nicht gern sieht. Er hat auf meine Recension des ersten
andes, die offenbar seinen ganzen Zorn erregt hat, mit einem Aus-
all gegen den Recensenten geantwortet, der durchaus im Ton einer
ersönlichen Beleidigung gehalten ist¹⁾. Ich muß gestehen, daß ich

1) Preuß. Jahrb. Juliheft 1902 (Bd. 109) S. 182 f. Delbrück berichtet
er, daß der erste Band im Kreise der Alterthumswissenschaft wenig Bei-
all gefunden habe, und erklärt, daß dies kein Wunder sei, da neue Ideen ja
mer einige Zeit brauchten, um sich Raum zu schaffen. Er spricht die Er-
artung aus, daß schon die nächste Generation sich seinen Gedanken anschließen
ürde, und fährt dann wörtlich also fort: »Bis zu welchem Grade der Ent-
sistung aber die rein traditionelle Behandlung einer Geschichtsepoche führen
ann, zeigt in sehr lehrreicher Weise die einzige Recension der „Geschichte der
riegskunst“, in der der Widerspruch in breiterer Weise durchgeführt und be-
ündet worden ist. Die principiellen Fragen sind alle sorgfältig umgangen und
tatt dessen eine große Reihe von Einzelheiten behandelt; das Merkwürdige, das
abei zu Tage kommt, ist nun nicht etwa, daß Ansicht gegen Ansicht gestellt
nd so oder so begründet wird, sondern daß der Recensent, ein Fachmann der
lterthumskunde, allenthalben eine ganz unbegreifliche Unkenntnis der That-
achen und Quellen verräth. Es handelt sich um einen Professor der alten Ge-
schichte an einer deutschen Universität, und seine Unkenntnis ist so groß, daß
an sich immer wieder sagt: es ist doch eigentlich ganz unmöglich; auf solche
ehler müßte er ja seine Kandidaten im Doktor-Examen durchfallen lassen. Die
rklärung kann kaum eine andere sein, als daß die neue Fragestellung den sonst
anz angesehenen Gelehrten völlig in Verwirrung gesetzt hat. Diese Art Ge-
hrsamkeit ist rein schematischer Natur, wie bei einem Kinde, das seine Vo-
abeln nur der Reihe nach aufsagen kann. In dem Augenblicke, wo die Dinge
nter einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden sollen, als sie eingeübt
ind, versagt nicht nur das Verständnis, sondern auch das Gedächtnis. Der Vor-
ang hat ein über den einzelnen Fall hinausgehendes psychologisches und pädä-
ogisches Interesse und ich möchte deshalb die Leser auf das Kapitel „Metho-
ologisches“ in dem neuen Halbband noch besonders aufmerksam machen«. In
erselben Tonart bewegt sich das hier angekündigte Kapitel des 2. Halbbandes
. 34 ff. Delbrück bemüht sich zuerst, einige meiner Ausstellungen am 1. Bande
u widerlegen und ergeht sich dann in einer längeren Diatribe gegen mich. Da
as Material vorliegt, so kann ich dem Leser das Urtheil selbst überlassen.

Delbrücks Zorn nicht recht begreife; denn er ist in meiner Anzeige mit gebührender Achtung und Schonung behandelt worden, und seine Empfindlichkeit scheint mir ebenso wenig begründet, wie das ungemessene Selbstgefühl, wie es sich in jener Selbstanzeige zu erkennen gibt. Der Verf. ist in der Alterthumswissenschaft, insonderheit der alten Geschichte, ein Dilettant. Er schöpft hier sein Wissen meist aus zweiter und dritter Hand und entbehrt der sicheren Grundlage, die für wissenschaftliche Forschung unerlässlich ist. Um z. B. zu einer richtigen Würdigung des Tacitus zu gelangen, fehlen ihm offenbar Mittel und Wege. Unmöglich also kann er es uns verargen, wenn wir seine Ansichten, durch die, wie er selbst rühmt, die bisherigen Anschauungen in wichtigen Fragen der Alterthumswissenschaft auf den Kopf gestellt werden, einer scharfen Prüfung unterziehen. Wer die Wissenschaft hochhält, verschließt sich keinem neuen Gedanken, aber er darf auch keinen ungeprüft passieren lassen. Wenn der Verf. solche Kritik nicht verträgt, so kann ich ihm nur rathen, nicht mehr umstürzende Ideen in so ungenügender Begründung in die Welt zu setzen. Damit will ich nicht sagen, daß sein Werk besser ungeschrieben geblieben wäre; o nein, der Verf. hat mit seinen militärischen und strategischen Kenntnissen verschiedenen Teilen der antiken Kriegsgeschichte wohlthätige Anregungen gebracht. Trotz aller Ueberraschungen und Irrthümer enthält auch der vorliegende Band manche richtige Bemerkung. Aber der Verf. hat sein Princip weit überspannt; er ist entgleist und auf den Irrweg gerathen, und die Kritik hat die Pflicht, vor seinem Buch eine deutliche, weithin sichtbare Warnungstafel aufzurichten.

Marburg.

Benedictus Niese.

R. Davidsohn, Forschungen zur Geschichte von Florenz. Zweiter Teil. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1900. 352 S. Dritter Teil, ebenda 1901. XVIII und 339 S.

Der erste Kenner Florentiner historischer Ueberlieferung, der rühmlichst bekannte Verfasser der »Geschichte von Florenz« will in diesen Bänden Urkundenauszüge, Regesten geben »als eine weitere Vorarbeit« zum zweiten Bande der Geschichte von Florenz, aber niemand möge deshalb in diesen Publicationen etwa nur eine Sammlung von Belegstellen, eine Art kritischen Apparates zu dem beabsichtigten darstellenden Werke vermuten. Ueber diesen Rahmen ist D. dankenswerter Weise offenbar weit hinausgegangen. Ein wertvolles Material für die Geschichte des Florentiner Wirtschaftslebens, für die Geschichte von Handel und Verkehr, Gewerbe, Zunftwesen und Geldverkehr in Florenz ist zusammengebracht, und in einigen Anhängen sind noch weitgehende Notizen zur allgemeinen Geschichte dargeboten. Für die Beziehungen der Stadt zu Kaiser und Reich werden eine ganze Reihe neuer Quellenstellen beigebracht, leider hat das Material für den Verkehr mit der Kurie allerdings ganz ausgeschieden werden müssen. Aber des dargebotenen Wertvollen bleibt doch noch übergenuß, soviel, daß es über den Rahmen jeden Referates hinausgehen würde, auch nur das Wichtigste herauszuheben. Im Wesentlichen ist in den 3444 Regesten und den Anhängen nur ungedrucktes Material veröffentlicht, gelegentlich allerdings wird auch auf Urkunden hingewiesen, die schon gedruckt, sich jedoch an solchen Stellen finden, wo sie nicht leicht gesucht werden dürften. Aus dem Staatsarchiv zu Florenz, aus den Privatsammlungen dieser Stadt, aus Rom, Bologna, Genua, Lucca, Neapel, Pisa, Siena, S. Gimignano, Volterra, Arezzo, Orvieto, Imola, Paris, Provinz und Barcelona sind in den beiden mit ausgezeichneten Sachregistern versehenen Bänden Urkunden und Notizen zusammengestellt; der erste Band enthält die für die Geschichte des 13. Jahrhunderts hochwichtigen Auszüge aus den Stadtbüchern von S. Gimignano, dem zweiten ist das Material aus den anderen angegebenen Orten zugeteilt. Vielleicht wäre von vielen Benutzern es mit Freude begrüßt, wenn die Anfangs gegebene Uebersicht über die benutzten archivalischen Fonds etwas reichlicher ausgefallen wäre, aber bei den gegenwärtigen Archivverhältnissen, namentlich in Florenz, ist es doch sehr fraglich, ob die künftigen Forschern gewährte Erleichterung die Mühe sonderlich gelohnt hätte. Es harret da noch

allzu viel der Ordnung. Jedem Bande ist eine kurze Einleitung beigegeben, die die Hauptergebnisse der Forschungen kurz zusammenfaßt; ihr genaues Studium ist für eine fruchtbringende Beschäftigung mit den aufgespeicherten Schätzen durchaus unentbehrlich. Ein großes Verdienst von D. ist es, hier besonders hingewiesen zu haben auf die durch seine Veröffentlichungen vollkommen veränderten Dimensionen des Bildes des Florentiner Handels und Gewerbelebens. Der Geschichtschreiber von Florenz steht jetzt einem Gemeinwesen gegenüber, dessen Bürger den Waarenaustausch im Mittelmeer vermittelten, den Getreidehandel von Neapel und Sicilien monopolisierten, im englisch-französischen Wollhandel und im flandrisch-französisch-englischen Tuchhandel dominierten und als Seekapitäne die Schlachten Philipps des Schönen schlagen halfen. Manche eingewurzelte Ansicht wird nun corrigiert, mancher neue Gesichtspunkt aufgestellt werden, und deshalb wird den ausgezeichneten Sammlungen auch die Anerkennung der Fachgenossen nicht fehlen. Was wir zunächst allerdings wünschen und hoffen, ist, daß uns auch die darstellende Verarbeitung dieses so mühevoll gewonnenen vielseitigen Materials nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen möge.

Goslar.

W. Wiederhold.

Berichtigung zu S. 301.

C'est par erreur que le cliché placé au bas de la page a été attribué à Fadrique de Basilea. Il représente le petit caractère employé par Wenzler et Richel à Bâle en 1475.

Paris.

Henry Harrisse.

Caland, W., *Altindisches Zauberritual. Probe einer Uebersetzung der wichtigsten Theile des Kauśika Sūtra.* (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel III. No. 2.) Amsterdam, Johannes Müller. 1900. XII, 196 S.

In the introduction to the edition of the Sūtra of Kāuṣika¹⁾ I devoted the entire second chapter (pp. XX—XXXI) to the composition of the text. After paring off certain obviously secondary chapters, such as adhyāyas XIII and XIV, there were left for the body of the text two distinct divisions which were styled respectively Atharva-sūtras and Gṛhya-sūtras. The latter are of the usual sort treated in the 'house-books'; the former represent the singular phenomenon of a serried chain of witchcraft practices treated in severe sūtra-style. All the peculiarities of this style are present: terseness of expression; esoteric subject-matter; unusual vocabulary; abbreviated cross-references; *paribhāṣās*, or general rules, which once stated hold good throughout; and all the other inconveniences with which a school of cognoscenti may afflict the outer world by too familiar presentation of their very own subject. This Atharva-sūtra, or (following a suggestion of Professor Windisch) Vidhāna-sūtra²⁾ embraces kaṇḍikās 7—52 with one interruption (kaṇḍikās 44—45); these are the chapters embraced in Caland's 'Altindisches Zauberritual'.

For the further establishment of the text of Kāuṣika's witchcraft-book Caland has had at his disposal the edition of the Atharva-veda with fragmentary commentary of Sāyaṇa, published in Bombay (1895 ff.) by the late Shankar Pandurang Pandit with the aid of Atharvan scholars (Vaidikas or Āgrotriyas). Some of these knew most of the text so perfectly as to assume justly the character of living manuscripts; see the introduction to the first volume, pp. 2, 5, 8, 11, 14 and 15. At least one of these, Venkaṇ Bhatjī, or Venku

1) Journal of the American Oriental Society, vol. XIV, 1890.

2) I avoid the name Vidhāna-kalpa, because that is one of the names of the Āṅgīrasa-Kalpa; see JAOS. XI. 378.

Dāji (p. 8), knew the Sūtra of Kāuṣika and was supposed to practice its charms. The commentary, as usual, states the use in the ritual (*vinīyoga*) of each Atharvan-hymn: Kāuṣika, the foremost ritualist of this Veda, is in this respect its highest authority. He is quoted both literally and in paraphrase in the introduction to each hymn. Wherever the fragmentary condition of Sāyana fails to reveal the ritual it has been supplied by the editor from the Kāuṣika and its own commentaries (Dārila and Keçava). This part of the publication therefore amounts almost to a new edition of Kāuṣika; it is perhaps the most important contribution to our knowledge of the AV. contained in Shankar Pandit's most scholarly publication.

In a series of studies preliminary to the present translation Caland has applied his talents to the task of improving Kāuṣika's text as published by me without the help of Sāyana and the Bombay edition. In the interest of the history of these studies, and in order that his statements should have the additional weight of genuine Atharvanic authority, it would have been well for him to state the sources of his critical information. I shall confine myself to a few typical illustrations. In ZDMG. LIII. 211 (nr. 23) Caland proposes what appear to be very ingenious and cogent improvements of the text of Kāuṣ. 49. 10—12. The published text has:

evam abhiṣṭvā. 10.

nāpohanāniveṣṭanāni sarvāṇi khalu ṣaṣvad bhūtāni. 11.

brāhmaṇād vajram udyachamānāc chankante, etc. 12.

Caland says: 'Ich lese unter Berücksichtigung der handschriftlichen Ueberlieferung:

evam abhiṣṭhānāpohanāniveṣṭanāni. 10.

sarvāṇi khalu ṣaṣvad bhūtāni brāhmaṇād vajram udyachamānāc, etc.'

Neither here nor in the note to his translation (p. 172, note 5) is there the slightest mention of the source of his information; on turning to the Bombay edition, vol. II. p. 753, we find the text printed exactly as Caland has it.

In ZDMG. LIII. 217 ff. there is a discussion, rather hot and long, of a passage in Kāuṣ. 9. 1. For the words as printed in my edition, *ity ekā tad eva*, C. reads *ity ekota devā*, thus introducing an additional pratika (AV. IV. 13. 1) into the list there stated. If Caland had happened to consult the index of my volume on the AV. in Bühler-Kielhorn's Encyclopaedia he would have easily seen that I define several times the *myāra*-hymns precisely as he does (= AV. IV. 23—29): see pp. 38, 51, and 82 of my work. Consequently I had changed my conception of the text. The truth is that Sāyana

(vol. I. p. 30) in his treatment of the first hymn of the *gaṇa* has the whole thing cut and dried; that I have long been acquainted with Sāyaṇa's text; and that no reader of Kāuṇika could have failed to consult Sāyaṇa. Instead of setting up for the space of more than a printed page problematic pins only to bowl them over again, a curt reference to Sāyaṇa would have sufficed to settle the point with a finality quite above that derivable from a discussion of probabilities.

The published text 15. 4 reads *ekeṣvāhatasya*^o for *ekeṣvā hata-syā*^o. It is a mere misprint, against which Caland argues ZDMG. LIII. 218. He ought to have mentioned that it was corrected before in Shankar Pandit's edition, vol. 1. p. 729.

Anent 15. 10, Caland says ZDMG. LIII. 218: 'Nach meiner ansicht ist . . . *yaṁ na*, statt *yan na* das richtige'. Why 'nach meiner ansicht'? C. simply adopts the paraphrase of the sūtra given in Shankar Pandit's edition, vol. I. p. 729, *yaṁ yaṁ na paçyet taṁ taṁ yudhi na yojayet*, and translates, 'derjenige, den er nicht (in dem wasser) erblickt, der soll sich nicht am kampftheiligen'. Shankar Pandit's paraphrase is based on Keçava, *yaṁ na paçyet taṁ na yudhyeta yodhayet*. But does *yudhyeta* have causative value? Dārila's text I have restored, *yaṁ rājā na paçyed udapātre tayos tato na yudhyetu rājā*. Here *na yudhyeta rājā* must mean 'the king shall not fight'. The sūtra may after all be kept with *yan na* of the mss. as printed, and translated: 'if he does not see their reflections in the water-vessel (as they look into it two by two) then he shall not engage in battle'.

15. 15 (note 11). C. says, 'nach meiner ansicht hätte das wort ein absonderliches sūtra bilden sollen'. See Shankar Pandit, I. 740, and cf. Keçava. With *sāmgrāmikam* supply *viññānam* from sū. 12.

16. 29 (note 21, p. 38). Caland remarks on the word *bhraṣṭīḥ*: 'Zu beachten ist hier Dārilas commentar, der das sinnlose *bhraṣṭīr* gelesen zu haben scheint und mit *vāṭyaḥ* (so, nicht *vāpayāḥ* oder *pavayaḥ*, wie Bloomfield vorschlägt, ist zu lesen) umschreibt'. Dārila, as a matter of fact reads *vāpaya*, and I wondered for some time whence Caland got his *vāṭyaḥ*. Why does he not betray the exact fact that he derived it from Shankar Pandit, I., p. 148, note 2, where the editor states that he so reads Dārilas text. We then should know that it is something more than one of Caland's surmises. Even as it is I cannot see in what way *vāṭyaḥ* can be regarded as an explanation of *bhraṣṭīḥ*. See my analysis of the sūtra, below, p. 501.

18. 18. Caland says ZDMG. LIII. 696, 'statt des von Bloomfield aufgenommenen *trīṭiyayā channam*, ist *trīṭiyayāchannam* zu lesen'.

Aside from the fact that I have made the same correction, SBE XLII. 564, note, C. should have mentioned that Sāyaṇa, vol. II. 542, line 3, has *tṛṭiyayāchannam* in print.

18. 20. In ZDMG. LIII. 219 Caland argues elaborately in favor of *kulāyaçṛtam*, instead of *kulāya çṛtam* of the printed text. Having had Dārila before me who glosses *kulāya* with *kularthe*, I could not have printed otherwise than *kulāya çṛtam*. Now Caland makes it appear as though the change to *kulāyaçṛtam* were the product of his own mind. But it was in cold type, Sāyaṇa, vol. I. p. 4, long before he wrote. It would have been fair to all of us if he had mentioned the fact, so as to enable us to strengthen our inclination towards *kulāyaçṛtam* (which is unquestionably correct) with the authority of Sāyaṇa.

19. 4. ZDMG. LIII. 219, and again in note 4 to his translation, C. argues in favor of *upāsecam* as printed in the text; the word seemed peculiar and brought on the tentative suggestion *upāsecayet* in the note 5. But why does Caland fail to betray the fact that Sāyaṇa's text, 1. 89, has *upāsicya* with the variant *upāsecam*? This seems to me the source of Caland's vigorous defense of *upāsecam*. Possibly the editor of the Kāuṣika would also have remained content with *upāsecam* with such information in hand, and is it not the duty of the critic to confide to his readers the source of his information? As it is, I am not quite convinced yet that *āharataḥ* is dual, and that *upāsecayet* was not a good suggestion; cf. *āharayet* in Dārila's commentary.

19. 12. C. translates *granthīm udgrathnan* by, 'während er kneten schlingt', defending this rendering in note 11 on p. 49. But why is he shy in telling us that Sāyaṇa, I. 279, has *tṛṇagrānthīm kṛtvā*?

22. 10. I was disposed to give Caland unstinted credit for what appeared to be his correction of this sūtra in ZDMG. LIII. 219. It seemed to me peculiarly convincing to read *udāṅkyām* for *udakyān*, and *pakteḥ* for *pañkteḥ* in the text printed as, *niçāyām āgrayanatanḍulān udakyān madhumicrān nidadhāty ā yavānām pañkteḥ*; see Caland's translation. But Caland is simply advocating, without mentioning his source, Shankar Pandit's version of this sūtra, vol. I, p. 729 (bottom), where may be read, *niçāyām āgrayanatanḍulān udāṅkyām madhumicrān nidadhāti ā yavānām pakteḥ*. As regards *udakyān* in the printed text of the sūtra I would remind the reader that Dārila glosses it by *udaçyāmākān (vr̥hitamḍulān udaçyāmākāṇ ca ubhayān)*. No editor would have ignored so pointed a gloss, and it still remains riddlesome that Dārila should seem to mention

lanhkyam in the sequel (note 10 of the printed text). His comment seems to be based upon mixed sources.

23. 9. The sūtra is printed, *tvastā ma iti prātar vibhuṅkṣya-āṇo 'ṣnāti*. But in note 18 I suggested the correction *vibhanyamaṇo*, on the strength of Dārila's *ṣvo vibhagam kariṣyan*. Caland note 7 to his translation remarks, 'ohne zweifel ist *vibhukṣyamā-izh* zu lesen'. Perhaps I was too conservative in not placing *vibhanyamaṇo* into the text. But C. should mention that Sāyaṇa II. 7 reads *vibhukṣyamāno*, thus making my suggestion a certainty.

23. 12. The sūtra is printed, *vāyur enā ity yuktayoḥ citrākaraṇiṣāyām sambhāraṇaṁ sampātavataḥ karoti*. C. in his translation divides the sūtra in two, reading, *vāyur enā yuktayoḥ citrākarma, 'āyām* etc. In note 8 he remarks, 'es ist klar dass *citrākarma 'āyām* abzutheilen ist. Mit *niṣāyām* hätte ein neues sūtra angeschlossen werden müssen'. The reader who looks at Dārila will wonder why this is clear: *citrākarmaṇiṣāyām yatra citrākarmakṛtām tasyāhno 'od. 'hna) rātrāv idam karma*. Caland's illumination is derived (but he does not state it) from Sāyaṇa II. 7, where the sūtra is divided as he suggests. But I adhere to my text as founded upon Dārila. Curiously enough the sūtra is printed a second time in Sāyaṇa II. 297 just as I have printed it.

28. 20. In ZDMG. LIII. 220 Caland says: 'nach meiner ansicht enthält 28. 30 (he means 28. 20) zwei verschiedene sūtras: *sayave , uttareṇa yavam badhnāti*. Zu *sayave ca* ist *udapātre* aus sū. 17 herüberzunehmen'. Why does C. fail to mention Sāyaṇa vol. II. 186, and still more my translation SBE. XLII. 507? '(And putting eggs of ghee) into a pail full of barley an amulet of barley is bestowed (to the patient) while pronouncing the second of the two mantras (VI. 91)'. — Note 14 at the bottom of his translation, p. 90, is in the wrong place.

49. 2. ZDMG. LIII. 211 Caland says, 'höchst wahrscheinlich ist *ayam* aus sūtra 3 zu sūtra 2 herüberzuziehen: *aṣvatthīr avapannāḥ ayam*'. I have my misgivings, because Kāuṣ. would naturally in that case have said, *aṣvatthīr svayamavapannāḥ*. Why not mention the fact that Shankar Pandit II. 683 (Keçava supporting him) is the originator of the suggestion?

51. 14. ZDMG. XIII. 222 argues emphatically in favor of changing *sraktiṣu pary* to *sraktiṣūpary*. Aside from the fact that I had previously made the same correction, The Atharva-Veda (Grundriss, p. 83, note 30), *sraktiṣūpary* is printed, Shankar Pandit, I, 748.

It would be superfluous to follow this theme any further. Suffice

it to say to the reader, that whenever he wishes to know whether a certain suggestion regarding the text or interpretation of Kāuṣika has originated with Caland, on the one hand; or with Sāyaṇa, Shankar Pandit, and his collaborators, on the other hand, he will do well to handle diligently the four volumes of the Bombay edition of the Atharva-Veda.

Somewhat related with the matter just treated are certain cases, additional to those just mentioned, in which Caland corrects what had been previously corrected by myself. In WZKM. VIII. p. 369 he writes: 'Ob Bloomfield recht hatte, als er das an zwei stellen (71. 19; 86. 22) von allen handschriften einstimmig überlieferte *padāni lopayitvā* in *padāni yopayitvā* geändert hat, etc.'. In the Additions and Corrections to my text, p. 424, is printed: 'we do not now consider our emendation of *lopayitvā* to *yopayitvā* as certain: *padāni lopayitvā* may mean 'causing the foot-steps to be suppressed'. See also American Journal of Philology XII. 416, note 2, where *lopayitvā* is adopted still more definitely. Similarly, ZDMG. LIII. 220, he corrects in Kāuṣ. 24. 12 the misprint *saṁsthabhya* for *saṁstabhya*, though it was previously, in the natural course of such events, corrected on p. 423 of the edition. Almost too elusive for characterization is the following. In note 21 to his translation of Kāuṣ. 16. 29 he says: 'Ich lese *sūtroṭam* wie auch Sāyaṇa, obschon alle HSS. *sūtroktam* haben sollen'. As the editor's name is not mentioned in this symposium, the reader naturally thinks that I have printed *sūtroktam* with the mss., and that it was left for Caland to vindicate Sāyaṇa's *sūtroṭam*. On turning to the text, p. 44, the reader will see that I had made the correction prior to Sāyaṇa and Caland; on p. 423 I state explicitly: '*sūtroṭam* is our emendation; the mss. *sūtroktam*'. Caland is an unsparing critic, especially of emendations other than his own. It is in a particular degree his duty not to belittle, but rather to bring out in strong relief the good points of work that he criticizes.

Turning away from such strictures it is a genuine pleasure to be able to bestow high praise upon his work. Notwithstanding numerous details in which I shall try to show him to be in error; notwithstanding a perhaps greater number of passages which shall be passed silently, because they remain obscure or doubtful, his work as a whole is sound to the core. Everywhere there is the impression that a genuine adept has handled the tough matter, well equipped for his task, unsparing in the use of his energy, in the main having the reconstruction of this interesting phase of Hindu antiquity as his chief goal. Caland's control of the intricacies of

Sūtra-literature is first-rate, and his exegetical talent is of a high order. Very praiseworthy also is his constant regard for the broader ethnological bearings of the practices which he is interpreting — a phase of Indological activity which is justly growing in favor. Caland is also a strong traditionalist: I think he clings too closely to the commentators; among these his preference of the mere *paddhati*-tradition of Keçava, to the genuine *bhaṣya*-tradition of Dārila is regrettable, as I shall point out several times below. Dārila is far from infallible, but I am certain that the next longer advance in our understanding of Kāuṣika will come with a complete and readable text of Dārila, which may yet be hoped for. Sayana is very valuable, as we have seen, but exactness is not his main strength. He constantly quotes Nakṣatrakalpa when he means Čāntikalpa, e. g. vol. I, p. 371; on p. [30] of his Introduction he quotes the *çloka* beginning with *ājyabhāgāntam* as coming from the Gopathabrāhmaṇa, whereas it belongs to Kāuṣ. 6. 34; vol. I, p. 349, he comments (with Keçava) on the poor reading *senāvidham* for *çayanavidham* in Kāuṣ. 16. 30; and in general he represents Keçava's tradition which is distinctly more superficial than that of Dārila.

I regret to say that Caland founds his exposition of Kāuṣika's practices upon one fundamental error. This concerns the first six *kaṇḍikās* of the work. In the introduction to my edition, p. XXVII ff., I pointed out the peculiar character of this part of the text; it deals with the new-moon and full-moon sacrifices, and is in some sense at least an independent composition. In the main it is style and spirit which unites these chapters with the *grhya*-parts of Kāuṣika rather than with the *vidhāna*-parts. The mantra-material of this part is largely derived from the Yajur-Veda. I pointed out the fact that the formula *vratāni vratapataye* is quoted by *pratika* at 6. 18, where as it occurs in full (*sakalapāṭha*) in 42. 16. To this was added the natural observation that the Yajus-texts and the Črāuta-sūtras begin with the new-moon and full-moon sacrifices, and that this might be the influence which placed this *grhya*-exposition of the same sacrifices at the head of Kāuṣika's entire work.

Now it happens that these chapters contain also a partial treatment of the normal *ājyatantra* which belongs to every *grhya*-sacrifice. I say partial, because *kaṇḍikā* 137 contains another one: it is of interest to observe that the full *ājyatantra* of the Kāuṣika can be reconstructed only by piecing together the statements of the first six *kaṇḍikās* with those of 137; cf. Caland, pp. VI and VII. That the practices of Kāuṣika presuppose the *ājyatantra* is certain. Times without end Kāuṣika prescribes the application of 'dregs of

ghee' (*sāmpātā*) to the articles employed in his hocus-pocus. Before these dregs can be obtained there must come first the *homa* proper (*juhoti*); and that means the whole *ājyatantra* in some form or other. Now Caland's theory. Because the *ājyatantra* happens to be (partially) reported in connection with the moon-offerings, and doubtless, too, because these moon-offerings are at the beginning of Kāuṣika he thinks that the majority (why not all?) of the witchcraft-practices of Kāuṣika (why not also the *grhya*-rites?) 'have their position in the middle of the ordinary new-moon or full-moon sacrifice'. And in support of this he notes further the *paribhāṣā* 7. 19; according to this an object that is to be used as an amulet must be steeped in curds and honey (*dadhimadhu*) three days, beginning with the thirteenth day of the lunar half-month, to be fastened on (*badhnāti*) on the days of the new-moon and full-moon themselves.

I strongly suspect that this curious rule refers to the new-moon alone, begging the reader to turn to AV. I. 16. 1; IV. 36. 3; Āpastamba's Dharmasūtra I. 11. 31. 21 (SBE. XLII, p. 256 ff.). The night of the new-moon is the regular 'witches sabbath': the amulet was probably seasoned so as to become effective against the demons disporting themselves at that time. Anyhow this rule cannot be taken too seriously. It is simply incredible that the countless exigencies and troubles that required amulets for their relief should have in actual practice waited for *any* particular time of the month. A warrior wishes not to be hit by arrows (Kāuṣ. 14. 12, 13) and puts on an amulet for the purpose. Supposing the battle to take place on the third, fourth, up to the fourteenth day of the lunar half-month, does he wait until the fifteenth or sixteenth before protecting himself? Or some person is suffering from hemorrhage (Kāuṣ. 26. 10—13): does he wait before applying the sure-cure amulet of dry mud? Any one who will run over the numerous amulet prescriptions of Kāuṣika (e. g. 26. 16, 26, 32, 40; 27. 5; 28. 7; 30. 1; 31. 7; 35. 3, 11; 38. 20; 40. 16; 47. 14; 52. 11, and many others) will realize that time and tide wait for no man. The prescript in Kāuṣ. 7. 19 is a mere doubtful ideal, not at all calculated to prove that the countless critical moments of life in which Kāuṣika offers help were arbitrarily deferred to certain calendar days.

The real state of affairs is somewhat as follows: The Kāuṣika rites presuppose an *ājyatantra*. I have my doubts decidedly as to whether the description of the *ājyatantra* formed an original part of the Sūtra. It may have remained traditional with these practitioners for some time after the *vidhāna*-book and perhaps also the ordinary

gṛhya-rites were formulated into sūtras. It looks, as I have said before, as though the moon-sacrifices were an after-thought in the manner of the Ṛgveda-texts, and that a partial paradigm of the *ājya-tantra* was presented with them. But even though the *darṣapūrṇa-māsa* with its *ājyatāntra* belong to the original stock of materials from which the Sūtra was compiled, it represents nothing but the normal form (*prakṛti*) of an Atharvanic sacrifice, of which the other rites are modulations (*vikṛti*). No more than the many *iṣṭi* of the Ṛgveda-ritual which are based upon the paradigm of the moon-offerings are all performed on the new-moon or full-moon day, are the Atharvanic rites in general dependent upon the syzygies. When a certain performance is to be done on the new-moon or full-moon day the Kāuṣika says so explicitly: 18. 1; 21. 20, 23, 25; 22. 8; 24. 23; 25. 27; 31. 28 etc.

We turn now to detail observations, following the text in the order of the sūtras:

7. 14. The sense of the *paribhāṣā* 7. 14 is not stated quite correctly: 'All performances (that take place outside of the village) are to be made in the north in the vicinity of water; (when they have been finished) the performers bathe while reciting the 'water-hymns' etc. The rule applies not only to the Nirṛti-rites but also to such as are described 26. 2 ff.

7. 17. According to Dārila who seems to be quite right: 'Women and sick persons who have been washed off and rinsed are to be wiped, etc.'. It is not a question of four different cases but of two.

8. 1. The omission of *pūrvāhne* in the translation is probably an oversight.

8. 5. That there is something more in this sūtra than appears in the translation C. feels as well as I do: the word *adhikarāṇa* does not seem to come out sufficiently. If we consult 54. 21, *adhikarāṇa* seems to be contrasted with *dakṣiṇā*, i. e. *adhikarāṇa* refers to the articles used in a certain performance which become eo ipso the property of the officiating Brahman (*kartar*); the *dakṣiṇā* refers to additional gifts. Perhaps so here also, although we should expect *ca* after *dakṣiṇā*: 'In every case the objects used in the performances are understood to go to the officiating Brahman, and in addition also the *dakṣiṇā*'.

8. 10. If there is any emendation that is certain it is the change of *viṣaye* to *viçaye*. Caland in refusing my emendation ignores Dārila's *saṃçaya* altogether: *mantra-karma-dravya-saṃçaye yan nikṣṣam tat pratyetaçyam* 'if there be doubt about the hymn, the practices, or the substances to be employed in any performances,

the information is to be derived from the nearest statement bearing upon the doubtful point'. Cf. also Keçava.

8. 13. Considering the general sense of AV. X. 6. 3 the sūtra is to be translated: 'With AV. X. 6. 3 he washes the sacrificial objects (in general). Dār. *carmādi*. Cf. ĀpÇ. 7. 9. 9.

8. 17. I am at last in the position to clear up *pramanda* and *niṣpramanda*. Dārila's gloss, *pramanda imdukaḥ* contains the word for 'play-ball' which Sāyaṇa, vol. 1. p. 5, reports as *kaṇduka* (*kaṇdukakriḍanam*): it is reported in the lexicons as *genduka*, *geṇḍūka*, *geṇḍu*, and *ginduku*. Dārila at Kāuç. 32. 29 glosses *pramanda* with *geṇḍuka* (*kriḍena*, in the sequel); at Kāuç. 36. 15 he glosses *niṣpramanda* corruptly by *kriḍāyavargajemdukaḥ*; here *jemdukaḥ* is for *gendukaḥ*. The latter gloss means a play-ball that has been excluded from the game by its unfitness, or as we should say 'a played-out ball' (ausgespielt!). This fits well into the symbolism of the practice at Kāuç. 36. 15 ff. — The meaning of *upadhāna* in the same sūtra needs to be corrected. In SBE. XLII. 423, note, I pointed out for the first time that a firm tradition of the Pāṇicakalpīns explains the verb *upadhā* (noun *upadhāna*) by 'to offer a certain one of thirteen optional *havis*': see Pāṭhīnāsī in Keçava, p. 309 of the edition, and Sāyaṇa vol. I, p. 5. Caland proposes this meaning for *upadhāna* in this *paribhāṣā*, and translates it by *auflegsel*'. Inasmuch as the *paribhāṣā* prescribes that the *upadhāna* must be old (*jarantaḥ*) it seems uncommonly improbable that it refers here to one of these thirteen *havis*, which are as follows: *ājyam*, *samit*, *puroḍāçaḥ*, *payah*, *odanam*, *pāyasam*, *paçuḥ*, *vr̥kīḥ*, *yavaḥ*, *tilaḥ*, *dhānā*, *karambhaḥ*, *çaṣkulī*. The intrinsic silliness of such a rule goes even beyond what is possible in this esoteric hocus pocus. Now it is necessary to have here Keçava's full comment to the *paribhāṣā*, which is as follows: *pramanda* (!) *gandhakaḥ*, *uçiraḥ* *prasiddhaḥ*, *çalalī* *prasiddhaḥ* (!), *upadhānam vīdyāgandhukam*, *çakadhūmaḥ brāhmaṇaḥ*, *etā jarantaḥ jirṇā grāhyāḥ*. He proceeds to illustrate by examples (*etāny udāharaṇāni*): *yathā*, *pramandalaṃkāraṃ sampātavataḥ prayachati* (Kāuç. 32. 29), etc., until he comes to *upadhāna*. Here the example, which I am not able to spot in Kāuç., is: *sopadhānam āsturaṇam*. This points to the usual meaning of *upadhāna* 'cushion' ('the straw is to be supplied with a cushion'). Naturally enough this *upadhāna* may be old, or rather, prepared from old or seasoned materials. How this is to be correlated with Keçava's *vīdyāgandhukam* I do not quite see, but I note that *kaṇduka* and *geṇḍuka* are well authenticated in the sense of 'cushion'. We must assume two *upadhāna* in Kāuçika, one in the sense of

'cushion', the other in the above-mentioned technical sense. — As example for *çakadhūma* Keçava cites (*udāharaṇam*) the words, *çakadhūmam kim ahar iti prçhati*, Kāuç. 50. 14. Sāyana's reading (which C. adopts), vol. II, p. 268, *çakadhūma kim ahar* etc. is therefore not to be regarded, as he depends regularly upon Keçava, and has no authority of his own. What does Caland mean by denying that *çakadhūma* in this Sūtra means an (aged) Brahman? We may admit the secondary growth of the notion (cf. SBE. XLII. 532 ff.), but here it is both in the *puribhāṣā* before us, and in 50. 14. The case is similar to that of the famous *pāidva*, SBE. XLII. 605.

9. 6 (note 3). The *caturgaṇī çānti* is another name for the frequently mentioned *mahāçānti*: see Kāuç. Index, p. 384^b.

9. 9 (end). Instead of, 'Om, mache Du von Bṛhaspati geheissen', read, 'Om, mache du von Savitar, etc.'

10. 1. Incorrect and unfortunate in its consequences in the long note 2 to this sūtra. In the case of hymns or stanzas which have a special familiar designation such as *pūrva*, 'the first hymn (of the Saṁhitā); *mātrnamāni* (sc. *sūktāni*) 'the hymns that contain the name mother'; *lakṣaṅgāḥ* (sc. *ṛcaḥ*) 'the stanzas that contain the characteristic word *lakṣā* (lac)'; and many others¹⁾, the Sūtra, in introducing these mantras into the practice employs either the genitive or the instrumental. The same habit is followed when a list of hymns is given (*gaṇa*) and the Sūtra afterwards has occasion to refer to them respectively as the first, second, third, etc. hymn (of the *gaṇa*). Before venturing any discussion of this habit Caland ought to have noted the absolute indifference of the writer as to whether the genitive or the instrumental is used. In 36. 27, Kāuçika refers to the first hymn of a *gaṇa* with *prathamena*; in 38. 9 with *prathamasya*. In each case the *gaṇa* referred to immediately precedes. The type *prathamena* is, of course, to be rendered 'with the first hymn (he does so and so)', the type *prathamasya*, 'for the first hymn (the practice so and so is to employed)'. The real difference, if any, is that in the type *prathamena* the practice is slightly more prominent; in the type *prathamasya* the hymn. Now Caland concludes from this that whenever a *pratīka* is cited we must translate 'for the hymn so and so the following practice is prescribed'. This would make the Kāuçika a kind of Anukramapī to the AV., and makes necessary an awkward independent sentence for the *pratīka*. For instance, 26. 1, instead of translating, 'while reciting AV. I. 12 he does thus and thus', Caland has it: 'Dem liede I. 12 kommt (die

1) See Kāuçika, Index B, p. 383 ff.

folgende handlung zu'. I believe, however, that the use of the instrumental type (*prathamena*) is the normal one (26. 34 ff.; 28. 14; 29. 14; 32. 9, 19; 36. 27; 41. 45; 46. 30; 48. 19; 49. 24, 25); hence the Kāuṇika does not differ from other Sūtras in its method of quoting *pratikas*. It is interesting to observe that Caland occasionally lapses into the ordinary conception, e. g., 13. 1: 'unter hersagung des liedes III. 22'; or 49. 13. 14: 'unter hersagung der sprüche X. 5. 15—21' etc., instead of 'den sprüchen X. 5. 15—21 etc. kommt die folgende handlung zu'. — In the same note Caland makes the horrible accusation against the Petersburg Lexicon and myself that we have considered *manthāntāni*, Kāuṇ. 12. 4, as a designation of certain hymns. Where?

11. 16. The difficult text appears in Sāyana 1. 3 exactly as printed in our edition; yet no help comes from his statement. We must compare VS. XXV. 1; TS. V. 7. 11, 12; MS. III. 15. 1: *jihvā utsādyam* seems to mean 'thick part of the tongue', in distinction from *agrajihvam* 'tip of the tongue'.

12. 1. I would note that *mādanaka*-wood is chosen for its symbolic suggestion (*mā* 'me', and *dāna* 'gift'). Cf. the similar punning use of *bādhaka*, *varaṇa*, etc. throughout the ritual.

14. 13. That *drughnī*, ordinarily, 'axe', should mean 'bow' in the Kāuṇika I am not quite convinced. Of course when used as an amulet it is not a real big axe, but a small imitation of one. Caland's misgivings about its size are put to rest by Kāuṇ. 46. 2, *drughaṇaṇiro rajjva badhnāti*, which also refers to an amulet.

14. 17. The word 'betäubung' is to be canceled.

14. 20. The instrumental *ṣarkarābhiḥ* is perhaps to be explained by association with the preceding sūtras, i. e. 'he winnows spelt, etc. together with twenty-one pebbles'. Keçava and Sāyana (L 339) baldly assume the accusative *ṣarkarāḥ*. In Dār. and Keç. *sūrye* is for *sūrpe*, *ṣūrpe*.

14. 22. Between *saṃcītam* of the mantra and *ṣītipadīm* of the sūtra the pun is intentional.

14. 29. The unburned vessels *amapātraṇi* symbolize the fragility of the enemy; cf. ÇB. XIV. 9. 4. 11.

15. 2. Caland, ZDMG. LIII. 696, suggests correctly *varāhahatad* for *°vihitad*. I note that Shankar Pandit, vol. I. 729, also reads *°vihitad*.

15. 5. The reader may be puzzled to know whence C. has the bracketed words: 'stehe auf, gürte dich etc.'. They are from Shankar Pandit's edition, vol. I. p. 729.

16. 5. Caland as well as Keçava-Sāyana are certainly mistaken

in refering *pūrvasya* to the first of the two hymns (AV. VII. 67), cited in the preceding sūtra. The *paribhāṣā* 7. 8, better authority than any of these gentlemen, defines *pūrva* as AV. I. 1. If Kāuṣika had meant AV. VII. 67 he would have said *prathamasya* as in 26. 35; 36. 27; and 38. 9.

16. 8. Pace Caland's too sharply drawn note on *apyaya* (Kāuṣ. 10. 1), the present sūtra, *abhayānām apyayaḥ*, does not mean: '(demselben liede [VII. 118] kommt) die praxis der furchtvertreibenden (handlungen zu)', but instead, 'he engages in the recital of the mantras that exempt from danger'. The hymn VII. 118 contains nothing about *abhaya*, but the *abhaya-gaṇa*, Kāuṣ. 59. 26, does. Dārila's full text is: *abhayaṁ dyāvāpṛthivīdyāduyaḥ eteṣām etat karma gachati pratisūktam ṣaṣṭhinirdeṣāt*.

16. 15. For Caland's words: 'der 14. 28 erörterte zauber kann auch mit dem liede VIII. 8 begleitet werden', substitute, 'the practice described 14. 28 is to be performed here while reciting VIII. 8'.

16. 16, 17. What are 'jägerstricke vom holze der ficus religiosa (*açvattha*) and hänfene netzen (!) beide mit stielen von *bādhaka*-holz versehen'? Ropes of wood furnished with handles convey no meaning: SBE. XLII. 582 there is a translation that makes sense. For *kūṭa* see my discussion ZDMG. XLVIII. 546 ff.

16. 23. What does Caland mean by writing in note 16: 'sū. 16. 23 enthält zwei vorschriften, was Bloomfield übersehen hat'? In my note 11 on the text the two acts are clearly indicated as refering respectively to Kāuṣ. 14. 8—11, and 14. 28, 29.

16. 29. This difficult sūtra is made even more obscure than it should be through Caland's efforts in its behalf. In the first place *vāsitaṁ baddhvā* can have no other than the regular meaning: 'after having steeped the amulet in accordance with the *paribhāṣā*, Kāuṣ. 7. 19, he fastens it (upon the king)'. After *baddhvā* the rite enters upon a new stage. Inasmuch as the amulet has been fastened upon the king it must be taken off again for the following practices. This is what is stated in the words *sūtrotaṁ barhiṣi kṛtvā* 'he puts the amulet with the thread by which it is fastened upon the sacrificial straw'. Next he anoints it with dregs of ghee. Finally the words that are left can only mean: 'he fastens it (successively) upon the *bhr̥ṣṭīḥ*, i. e. corners', perhaps of the king's house, or the *barhis*. For Shankar Pandit's (not Caland's) *bhr̥ṣṭīḥ* = *vāṭyaḥ* see above, p. 491. This, though by no means certain, is a philological rendering, whereas C. strains the text so as to leave it more obscure than it really is.

16. 30. The rendering of *āçāyām* by 'auf einem rasen' is arti-

ficial; why not 'in a region, direction, or place of the kingdom from which the king has been expelled'? In Dārila's comment (note 10) emend *niṣkāṣitaḥ* to *niṣkrāmitaḥ*.

16, 33. Not 'einen opferkuchen gegessen hat', but 'when he has eaten (the above-mentioned) cake', which had previously been dipped in water (sū. 30).

17. 2. *parigrhyāyāḥ* (sc. *vedyāḥ*) certainly does not mean 'von dem (noch) zu umfassenden altare'. More than ohne *vedi* seem to be in the performance: one of them is called *parigrhyā*; cf. SBE XLII. 379, note 2, 641 (on AV. XII. 1. 13).

17. 10. *grāmavaro* is not simply 'a village' but 'a choice of villages'.

17. 18. I doubt whether Caland will convince anyone with the bizarre formation *sarvasva-jāinam* in the sense of 'having won all the property of (his subjects)'. Not to speak of *sarvasva* which would on this kind of assumption mean 'his own property', not, 'their own property', what sense is there in the *vrddhi*-form *jāina*? Even the simplex *jina* would be bad enough. This a case where a better text of Dārila, who undoubtedly suggested C's. treatment, would be especially welcome.

17. 30. Dārila's comment to *vaiṣvalopīḥ samidhuḥ* seems to make the words mean 'fagots gathered in the night of the new-moon', the night of the new-moon being she that destroys all the moon (*candramasūḥ sarvalopād amāvāsyaḥ vaiṣvalopā*).

18. 2. *nikhanet* does not mean 'grabe er das schilf-geflecht (nach dessen gebrauch) ein', but rather, 'he fastens (the reed-basket) down', so as to keep it from floating away and to enable him to use it in during the performance. When he is done with it he places upon it the black garment in which the Nirṛti-performances are practiced, puts it into the river, and lets it float away (sūtra 9). There is no inconsistency as between sūtras 2 and 9.

18. 11. I do not believe that *anāvṛtam avṛtya* means, 'wenn er sich so umgedreht hat dass er mit dem angesichte nach südwesten gerichtet steht', but rather, 'having performed the turning towards the right, but without turning his face away from the spot upon which the previous performance has been made'. Caland's interpretation betrays its futility when applied to sū. 16 where *anāvṛtam prapadayati* is made to mean 'he lets the bird fly away in a south-easterly direction'. Here again *anāvṛtam* unquestionably means that the performer remains with his face fixed to the spot of the performance; see Keçava's excellent comment, *nirṛtyabhimukho bhūtvā pra putetu ity ṛcā lākam visarjayati*.

18. 24. *tadbhakṣaḥ* does not seem to me to mean 'nur diesen Annenkuchen, *sthālīpāka*) zu seiner Speise habend (keine andere Speise essend)', but, quite on the contrary, refers to Kāuṣ. 7. 6, where *bhakṣayati* is defined as the act of partaking of rice-pudding etc. The sense then seems to be that the performer of the *tejovrata* eats *sthālīpāka* during three days, and also (for three days) partakes *kṣīrāudana* etc. Anyhow *bhakṣa* refers technically to the *pari-āṣā* 7. 6.

18. 33. *upolava* is probably = *upolapa*, and seems to mean 'tergrowth'. See ĀpÇ. V. 27. 11 *upolavāir darbhañ*, glossed by, *olavā ity ālavebhya utthitā vakṣyante*. See also MS. 1. 7. 2 (p. 110, 15), and KS. VIII. 15.

19. 2. *prajananakāmāḥ* is to be kept in the text; Dārila's *āmāḥ* is of little account, especially as Shankar Pandit, 1. 31, te 2, reports "*kāmāḥ* as Dārila's reading.

19. 3. I do not see why Caland prefers Keçava's artificial explanation of this sūtra to Dārila's plain philological translation. 'Das Wasser aus dem Brunnen hält er zurück (um es den Kühen zu geben)' seems to me complicated and improbable for *prapāṃ avaruṇaddhi*.

19. 11. *etāvad upāiti*. I do not believe that the sūtra means: 'unternimmt das folgende' but rather: 'so far he follows the practices' (in the manner of the *nirṛti-karma*, described in 18. 3 ff.). Dārila, *etatpurimāṇam etāvat*. The statement seems to imply that the practices following in 19. 12, 13 are something distinctly additional to the practice patterned after 18. 3 ff.

19. 13. Keçava's comment on the difficult sūtra is as follows: *rabhaketi sūktena udapātre vivṛtati* (! for *vicṛtati*) *pratyṛcam tenodatreṇa snānam kṛtvā mukham prakṣālayati puṣṭyarthā*. Anent the text's *udapātrasyodapātreṇa* (ZDMG. LIII. 222) it is important to note that Keç. also has *udapātra* twice: the two occurrences of *'apātra* are therefore correct. If we desire to express in the sūtra Keçava's *vicṛtati* and Sāyana's (I. 279) *visrasya*, we might read *tān lāvrajann udapātre visrasyodapātreṇābhiplāvayati*.

20. 6. I do not believe with the Pet. Lex. and Caland that *artarāṣṭre* is a vocative of *dhartarāṣṭri* (ἀπ. ληγ.), but rather a locative of the usual *dhartarāṣṭra*: 'Rich in nourishment art thou; may succeed at thy *sattra* in the land of Dhṛtarāṣṭra'. The land of *ṛtarāṣṭra* is used *boni ominis causa* for the land to be ploughed; the act of the plough is for the same reason assimilated to the *sattra*-sacrifice.

20. 11, note 5. The *sthālīpāka* is not baked upon potsherds (cherben'), but upon saucers (*kapāla*).

20. 22. *uttarato madhyamāyām* cannot be 'nördlich von der mittleren (furche)', as that would be *uttarato madhyamāyāḥ*. The meaning is 'from the north he casts into the middle furrow'.

21. 2. I am convinced that C. is mistaken in regarding *vāpam* at the end of the long compound as a gerund (absolute). Dārila says, more fully than my extract in note 14: *camḍavalmikaraḥivapadeḥasāmānyād vāpāgrahaṇam dvamdvavad bhāvaḥ*. It would seem therefore, obscure as the passage remains, that *vāpam* is the form which *vāpa* assumes at the end of the long collective (*dvamdvā*). He puts the heap as well as the three points of the *kūḍi*-plant into the grain-bags.

21. 17. This significant practice C. has failed to reach. In the first place my emendation of the text *ārdrapānirasamjñātvā* to *ārdrapānī rasam jñātvā* must stand. C. proposes *ārdrapānir asamjñātvā*, but the gerund ought at least to be *asamjñāya*. Professor Kern must have felt this when he suggested *ārdrapānir asamjñātvā*, which is not in the text. But the sūtra contains nothing of disagreement between father and son. It is simply a solemn division of the father's property in which the finality of the act seems to be indicated: the giver shall not have a chance to change his mind. I do not feel C.'s difficulty in trying to understand the words *rasam jñātvā* ('da *rasam jñātvā* mir keinen . . . verständlichen sinn zu enthalten scheint'). The words mean: 'knowing the essence (sense) of the mantra (*ardham ardhena*) and the accompanying solemn act. Dārila is surely not speaking idly when he says: *mantrārtham jñātvā* (an almost literal rendering of *rasam jñātvā*) . . . *dadāmiṭy evam jñātvā tataḥ prayachaty artham mantralingāt*.

23. 7. C. translates *vārṣmaṇam āudumbaram* by 'über zu oberst befindlichem *udumbara*-holz'. I think it means 'wood from an *udumbara*-tree that has been felled on a mountain-top'.

24. 3. Neither in ZDMG. LIII. 219 nor in note 2 of the translation does C. state how he would emend the words *prāgdvārapratyagdvāreṣv apsu*. There is nothing whatever to justify his statement that Dārila reads *prāgdvāre*; on the contrary Dārila has for his text *prākdvārahpratyagdvāreṣv* with the other mss. His gloss, *prāgdvāraṭy bahuvrīhiḥ*, contains nothing that bears upon the text. Read, *prāgdvārapratyagdvāre 'psu* with Keçava, as was doubtless Caland's intention.

24. 4. *vicinoti* (Dār. *vikirati*) means 'pour out'.

24. 13. I am more than ever convinced that my emendation of the ms. reading *suçīme* to *susīme* is correct here, as well as 39. 9; 76. 24. Caland renders the ms. *suçīme* by 'leicht zugänglich',

which is a pure guess. The formula everywhere applies to women, or female personifications. *susīme* means 'with neatly dressed hair', alluding to the practices of the *sīmantonmayana*. Even the word *prajāvati* makes for the same conclusion, because the *sīmanta*-rite is that of a pregnant woman. In the present passage the neat suggestiveness of the word is particularly apparent. The performer has hold of the thatch (figuratively, hair) of the roof of his house (feminine, *çāla*) and he addresses it figuratively as a prosperous, pregnant female. Can there be anything more fit?

24. 17. Caland's note 10 is puzzling and mistaken. Why cannot *sūyavase* mean 'what contains good grass', i. e., 'rich pasture', and *sūyavasād* (= *sūyavasa* + *ad*) 'pasturing upon rich pasture'?

24. 30. Emend Dārila's gloss in note 8 to, *svapan tanvam dvartate*.

24. 39. Caland's translation is a lapsus. Render, 'He that desires gold shall address a jewel with stanza XII. 1. 44'.

25. 2. I am sure that the text of this sūtra is to be kept as printed; cf. Dārila p. 69, note 2; p. 71, note 1; p. 74, note 6; and p. 89, note 10. Caland proposes *līngyupatāpo bhiṣajyam* (for *bhāṣajyam* of the text), and translates, 'Das zu heilende (leiden) ist die durch das stichwort (in dem jedesmal citierten spruche) angedeutete krankheit'. His *bhiṣajyam* is a gerundive (ἄπ. λεγ.) constructed ad hoc. Even so, according to my feeling, the text should have had *bhiṣajyaḥ*, attracted to the masculine gender of *upatāpaḥ*. But I believe the text as printed is to be translated: 'The mantra which mentions the disease of the patient affected by a characteristic symptom (*līngina upatāpa*⁰, Dār. p. 74, note 6) is the remedial charm'. That is, *līngyupatāpo* is a bahuvrīhi agreeing with *mantraḥ* understood.

25. 12. Dārila renders *āsthāpayati* by 'to give an enema'. This is better than Keçava-Sāyaṇa's easy rendering by 'he lets him step upon', because it coincides with the sense of the verses employed (AV. 1. 3. 8, 9): see SBE. XLII. pp. 11, 236.

25. 28. The formula of exorcism in this sūtra begins with the word *çanaçulbena*, which is immediately preceded by *brūyat*. So Dārila, *yo grahaviçesa āgachet saktavyaḥ* (read, *sa vaktavyaḥ*) *çanaçulbena jihvām nirmṛjānaḥ çālāyāḥ praskandeti*. The chattering demon is advised to clean his tongue with hemp so as to lose his harmfulness after leaving the house of the patient. For hemp against demons see AV. 2. 4. 5, and SBE. XLII. 37, 162, 281, 284.

25. 35. I adhere to the ms. reading ⁰*karṣati*. Dārila, *paras-param karṣati*, here, and in his gloss to 26. 28 (note 12). The

two roots *karṣ* and *gharṣ* are much mixed in the mss. of this Sūtra, but there is no reason for eliminating entirely *karṣ* in favor of *gharṣ*, as C. proposes. See also our remark on 29. 6.

26. 6, 7. The fusion of the two sūtras is certainly incorrect. The full text of Dārila's scholion to 26. 4 (note 7 in the edition) is: *ataḥ cāvrajaṃtastv (!) iti prāṣaṃ dadatīti sah*. I incline to *ārrajataṃ* of most of the mss.

26. 11. For *armakapalikā* the traditional translations are 'potsherd from a rubbish-heap' and 'mud from a puddle'. See SBE. XLII, p. 258, note 2; Caland, p. 74, note 7; and in addition TS. 5. 1. 6. 2; TA. 5. 2. 13. I adhere to my choice of a piece of dry mud as an amulet, because that, and not potsherd, furnishes the proper symbolism for the situation: we must remember that it is a case of stopping the flow of blood. Cf. also *pāyayati* 'he gives the patient a solution of it to drink'.

26. 14. Read *ācamayati*, not *ācāmayati* as Caland would 'have it': see 27. 4; 28. 1; 29. 13; 41. 23, etc., and Kāuṣ. Introd. p. XXX.

26. 16. C.'s alteration of Dārila's *ṣaṅkusthāpanam* to *ṣaṅkusthānam* is arbitrary; Dārila's word explains better.

26. 22. C.'s *ālohitam* for *a lohitaṃ*, ZDMG. LIII. 220, is based upon Sāyaṇa, I. 125, *ṣakṛtā ālohitam praghṛṣya*. In an accented text we should doubtless have *ā lōhitam*. I translate, as I did SBE. XLII. 266, 'until (the sores) are red', not, 'until blood flows.' All that the medicine-man wishes to accomplish is to make the leprosy spots red.

26. 23. Why should *palitāni* mean 'grey hair', considering that the sūtra and commentators are silent on the subject of hair, and the mantra says, *kilāsaṃ palitaṃ* (singular!) *ca yat*? Sāyaṇa's *palitanāṣane*, based upon Keçava's *palitanāṣe cṛetakuṣṭhe ca bhāṣajyam*, certainly does not indicate that they have grey hair in view. I adhere to my rendering, SBE. XLII. 266.

26. 26. The *karman* is directed against possession, epilepsy, rather than against fear or excitement. Keçava, *gandharvarakṣase apsarase bhūtagrahaḍiṣu*. The suggestion that *ṣuklaprasūnasya* in the printed text, my emendation of *°sūtasya*, is to be rejected, will, I hope, not be taken up. Sāyaṇa knows the reading *°sūnasya* (vol. I. p. 144, note). But see especially 36. 12, where the unquestionable reading *ṣuklaprasūnam* is also accompanied by the false *°sūtam*. Here it is impossible to imagine the reading *ṣuklaprasūtam*.

26. 36. The genitive *mantroktasya* is partitive: 'with dreg-annointed parts of the plant (*prṣṇiparni*) mentioned in the mantra.

26. 38. Caland's scepticism regarding the meaning of *kṣipta* is

rather extreme: see SBE. XLII. 21, 516. I do not believe that *kṣipta* has anything in common with *vāta* (*vātīkṛta*, AV. VI. 109. 3); in many medicine-charms (e. g. AV. VI. 127) diseases far apart in character are grouped together: *kṣipta* is 'wound caused by a missile'; *vāta* probably 'wind in the body'.

26. 43. The division in two of this sūtra is uncalled for, though supported by Keçava and Sāyaṇa (vol. II, pp. 228, 229). Dārila, as usual, is more conservative and correct. It would require *badhnāti* after *mantroktam*. Why cannot the chips of auspicious plants be sewed up along with the other curative substances (*ākṛtiloṣṭa-valmīkau*)? The latter in fact, figure as *çantāḥ* 'auspicious', together with auspicious (curative) plants in 8. 16. — *kṣetriya* can be only one of two things: inherited disease, or disease that afflicts an entire family. Cf. the 'empty house' in 27. 2 which seems to symbolize the cleaning-out of the family seat. Sāyaṇa, *kulāgata*; Dārila, *kāulo vyādhiḥ*.

27. 9. Caland, ZDMG. LIII. 220 neglects to mention that he derives *prṣṭhasamhatāv* from Sāyaṇa, I. 300, bottom. I see no reason for preferring it to *prṣṭhasamhitāv* (Dār. *prṣṭhasambandhāu*). Sāyaṇa also notes the variant *°samhitāu*.

27. 12. Read: 'Er giebt (dem von durst gequälten)', instead of, 'Er giebt (einem von durst gequälten)'.

27. 15. Caland's preference for Keçava-Sāyaṇa comes out unfavorably in his choice of *valān* 'schweifhaare', instead of *balān* of the mss. and Dārila. Here 'schweifhaare' yields no real sense, whereas the meaning of 'young of worms' (Dārila, *kṛmiṇo balān*) is obvious.

27. 26. *bālastuka* (so also Sāy. I. 315) seems to be the correct spelling for *Kāuṣṭhika*. Of course *bāla* = *vala* (Dār. *bālastukā vala-jaṭa*), 'tuft of hair from the tail of the cow', SBE. XLII. 317. Caland erroneously, 'flocken haar (von der wunden stelle, oder von der stelle wo man die würmer vermuthet)'.

27. 29. If anything may be regarded as certain in this difficult text, it is that the long compound is not to be plucked apart either according to Sāyaṇa's reading, or C.'s suggested emendation. Such a compound must be considered in connection with others like it: see *Kāuṣṭhika*, Introduction, p. LXII, bottom. Caland argues, rather polemically, that *çāṅkudhanajvālena* is to be taken with *udakena*, as though the statement were something new. See SBE. XLII. 336: 'he sprinkles him with water which has been warmed' etc.

27. 32. Anent *aranye* C. seems to ignore my remark, SBE. XLII. 342, note 2: 'in order to wipe away the effects of the dissolute

habits of the village'. This ought to have saved him from the suggested emendation, *aranyetila*⁰. Caland says: 'nach meiner ansicht ist *aranyetilaçana*- zu lesen'. But Sāyana precedes him in this view (I. 399).

28. 3. I am not certain that Dārila is correct in regarding *rayidhāraṇa* as 'earth' (*bhūmis tanmayān piṇḍān khātvā*); also once more, *rayir iti dhananāma, dhārayatīti dhāraṇā bhūmis tanmayān piṇḍān*. Having in mind *rasumdhara* 'earth' his gloss seems to me much more likely than Keçava-Sāyana's *madana*-fruit.

28. 8. C.s suggestion that *kṛtvā dakṣiṇena* be read for *kṛtvā dakṣiṇena* is to be disregarded. Dārila's full text is: *kāmpilakaparnapuṭān sapta udakena sampātuvataḥ kṛtvā pratyrcam dakṣiṇena hastenāvasiṇcati vyādhitam, savyena hastena puṭakam ekāikam paçcād vyādhitasya kṣipati*.

28. 15. In Dārila's gloss emend *niçrāmayati* to *niṣkrāmayati*. If Caland had noted Kāuçika, Introduction, p. XLV (under *ariṣṭaka*) he would have seen that I read *aṅgaspandana*⁰, just as he does.

29. 2. Caland neglects to mention that the suggestion *dviṭiyā* (for *dviṭiyayā*) *grahaṇī* is printed SBE. XLII. 425, note.

29. 6. *prakarṣya* in all mss. Dārila, *prakarṣeṇa karṣayitrā*. See our remark on 25. 35, above. — C. refuses to translate Keçava's *prajvālya* in accordance with his own rendering of Kāuç. 32. 24. If the snake-bite is there treated with fire, does it not follow that Keçava has borrowed the suggestion (which Kāuç. 29. 6 does not mention) from Kāuç. 32. 24? Caland, rather than myself (SBE. XLII. 426), has misunderstood the situation.

29. 9. Quite certainly C. is mistaken in supplying *jvālena* at the end of the sūtra, in accordance with Dārila's alternative, as I have emended it (*jvālenety eke*). The word *jvāla* (32. 10) is regularly stated and not omitted, because it contains an abbreviation of itself. The sense of the sūtra is: 'he performs with the end of the bow, bow-string and rope'. The word *badhnati* follows from 14. 13; it is, of course not construed with the instrumental. Instead supply *uktam* or *vyākhyātam* (cf. 16. 24; 30. 13; 31. 20, 27; 46. 25).

30. 8. I do not quite agree with C.'s conception of *vrkṣabhūmau* 'welche an einem baumstamme gewachsen ist'. Translate, 'with a plant that grows upon the ground under a tree'. Sāyana, *vrkṣabhūmijātaṇḍaśudhībhīḥ*. Nor are the plants in this instance necessarily those fitted for res faustae (*çāntāḥ*, Kāuç. 8. 15, 16). The tree along with any kind of plants grown under it symbolizes hairiness. — I suspect that the words of the sūtra are to be corrected to ... *jātojvāle.āvanaiḥçatre 'vasiṇcati*, in accordance with the commentators.

30. 9. Dārila's words are to be emended to, *nikaṭā ca nikaṭā ca nikaṭe*. Under such comment *nikaṭābhyam* cannot mean 'mit zwei zur seite befindlichen pflanzen', but seems to be the dual of a certain plant.

. 30. 13. I do not see that the text is improved by reading *syandamānā* for *syandamānād*. It would have been well if Caland, ZDMG. LIII. 220, had mentioned that the suggestion is Sāyaṇa's (II. 47). But what is there against the lectio difficilior *syandamānād* (sc. *udakāt*) of Dār. and several mss.: 'er schöpft aus strömendem wasser dem strom entlang'? Both readings make the same sense in the end: see SBE. XLII. 471.

30. 14. For the sores described as *manyaḥ* and *skandhyaḥ* ('Manskunder', SBE. XLII. 472) cf. AB. 7. 1. 2; GB. 1. 3. 18. I am surprised to find no mention of this special form of the disease in Jolly's excellent work on Hindu Medicine.

30. 15. *kapala* is 'cup', not, 'scherbe'; the ms. reading *praṣṭam* makes just as good sense as *praṣṭam*: 'he places *paraṣu*-leaves into a cup over the fire, mentioned in the preceding sūtra; and annoints by means of a stick the diseased spots on the patient with the sap that boils forth into the cup'.

31. 6. Keçava-Sāyaṇa take *apavātā* as *apavāda*. In the light of Dārila's *apagata* (! twice) *gduḥ vatsavigalītasnehā* and the passages cited SBE. XLII. 482, note 1, Caland's translation of *apavātā* as 'hinsiechend' seems to me just as uncertain as my own rendering seems to him. Cf. Ludwig, Der Rig-Veda, IV. 115. — The word *japan* is to be taken as a sūtra by itself: it represents an additional act, namely that of Kāuṣ. 28. 1.

31. 21. Dārila's scholion is perhaps, *saṃpātottumayā kṛtā iti cintayati*. Caland's reference, Bloomfield 584, is to be corrected to 504 note.

32. 5. It is not likely that licorice is tied about the neck of a patient, especially as all three scholiasts say, *pāyayati*. Translate, 'while reciting the hymn (the patient is given to drink the licorice dissolved in water) mentioned in the mantra.

32. 12. Keçava-Sāyaṇa show their inferiority in ignoring *ksitika* which Dārila explains (corruptly). The word seems to refer to the handle, or band by which the lute is carried (Dār. *ādā-nārthaḥ*).

32. 16. Caland in his note means *ṣṭāḥ* for *ṣṭāḥ*.

32. 17. *sakakṣam*, hardly 'mit den füßen' simply. Dārila has *saha kakṣābhyām*, here and 40. 4; *saha bāhubhyām*, 48. 40, 'with his fore-feet'.

33. 7. Cf. Rig-Vidhāna 4. 11. 4. Keçava seems to define the plant *sraja* as *çvetakaṇṭhalikā* (*çvetakaṇṭakarika*); cf. Dārila p. 90, note 11.

33. 14. Dārila's corrupt words *vivamūlam* and *çākamṛṣāvāsakaḥ* seem to show that the word *vibrha-* in the text of the sūtra is the name of one of the two plants mentioned, *çākavṛṣa* being the other. I do not believe the syllables *vibrha* refer back to sū. 1.

34. 11. Rather improbable is Sāyaṇa's reading, *uktum āvrajitāyāi* for *uttamāvrājitāyāi*, referring to Kāuṣ. 32. 29, because *āvrajitāyāi* without *uktam* would, and does express the same thing in 34. 2. *uttamā* perhaps refers to the last stanza of the hymn 11. 14.

34. 15. I believe that *jāmi* is a divinity which personifies the human *jāmi*. Caland forces the sense of the words *jāmyāi niḥi hutvā*, 'für eine Jāmi des nachts geopfert habend'. The meaning can be nothing else than 'having sacrificed to Jāmi by night' (cf. *aryamne juhōti* in sū. 22). Still more problematic is his rendering of sū. 20: 'Für eine Jāmi: der strophe 5. 1. 4 kommt die folgende handlung zu. Er (der Brahman) gibt ihr einen *kṛçara* zu essen', etc. Why not: 'With 5. 1. 4 he offers to Jāmi a *kṛçara*'? It looks as though *svasre* in sū. 21 were also a divine personification.

35. 8. Caland emends our *puṇsyāḥ* to *puṇṣvaḥ*, I believe elsewhere unknown. Why must *puṇsyā* mean 'a male cow'; why not, 'one begetting males', i. e. *puṇvatsā*?

35. 13. Regarding *jambha*, I would remind the reader that Dārila says plainly, *jambhena grhīto garbho yasyā striyāḥ*, etc., see SBE. XLII. 284, 467.

35. 16. I am not as convinced as is Caland, ZDMG. LIII. 221, that *dhatarvyābhir* is to be corrected to *dhātṛvyābhir*, after the familiar pattern of *bhrātṛvya* and *pitṛvya*. When I discovered the meaning of the word I considered this change but finally rejected it. Sāyaṇa II. 376 also reads *dhatarvyābhir*.

36. 7. For Caland's rendering substitute, 'he fastens a rope to the foot of the bed and to the two bed-boards'.

36. 8. Emend in Dārila: *ākṛṣṭaḥ pātriketī* (cod. *mātriketī*); *pātrikā* is probably some kind of a small vessel.

36. 11. More distinctly: 'hair from the head of the person whom he (or she) wishes to attach to himself (or herself)' etc. Cf. my emendation of Dārila's text.

36. 12. *çuklaprasūnam* 'having white blossoms', is an adjective, agreeing with *sāuvarcalam*; see above under 26. 26. Caland errs in making two distinct acts out of the one sūtra.

36. 14. The facts about *arvācyā āvalekhanyāḥ* are misstated.

Certainly Dārila writes ^olekhan^{yā}h, not ^olekhan^{yā}. The mss. of the text, of course, cannot present the visarga before the following sonant *bh*. But Dārila in the commentary has *pratidiṣam abhimukhayāh* (sc. *āvalekhan^{yā}h*) *kṣipati*.

36. 15. For *niṣpramanda*. 'played out ball', see above under 8. 17.

36. 36. In Dārila I would emend *khamṭu* to *ṣaṇḍa*.

37. 2. C.'s *jayaparājaya* comes from Sāyaṇa I. 31.

37. 4. *vikṛte* certainly agrees with *ṣayane*. Perhaps, 'upon a disordered bed' to symbolize the uncertain location of the lost article.

37. 7 ff. This is the so-called *dārālakṣaṇa*; see *Gṛhyasaṃgraha* II. 21 ff., and note 3 to the passage, in my translation ZDMG. XXXV. 573.

38. 12. What does Caland mean when he says that *dr̥dhikarmāṇi* is no word? The mss. do not show a single *dh* in support of his own *dhr̥tikarmāṇi*. Keçava, distinctly, *dr̥dhakarmāṇi* (cf. the stem *bhāmudr̥ṇha* AV. V. 28. 14; XIX. 33. 2). It is either that (cf. the verb *dr̥dhikar*) or our *dr̥dhikarmāṇi*, preferably the latter.

38. 15. I have not printed, and Dārila does not read, as C. assumes, *sabhājamelakasthānam*, but *samājamelakasthānam*.

39. 12. The second ms. of Dārila reads, *uktāvalekhanīm* with the mss. of text. There is no reason for changing the text to *uktāvalekhanī* since the word is governed by *vidhyati* in sū. 11. See the same accusative in 47. 54, below.

39. 16. Read *anyatpārṣṇīm*. This need not be changed to *nyakpārṣṇīm* which makes no point. If the *kṛtyā* or any other thing in the image of man is put upon its back it would be *nyakpārṣṇī* anyhow. But it is put face downward (Dārila, *alhomukhīm*, also to sū. 19, p. 109) and its feet are twisted around for its disfigurement as an abomination. Thus it may be described as *anyatpārṣṇī*, 'with heels twisted out of position'. Even *anyatpārṣvī* may be sustained. In the next sūtra the *kṛtyā* is again raised (Dār. *uttānīm kṛtvā*), sprinkled, and fed, as in sū. 14.

39. 25. C. mistranslates *svakṛte irine* by 'von natur salzhaltig'. It means, 'in a natural cleft in the ground'.

39. 27. The change of *tiṣṭhantīm* in the text to *tiṣṭhato* is venturesome, because of Keçava to sū. 29, *kṛtyasthānam kṛṣṇavṛṣabha-halena karṣati*. Hence the *kṛtyā* (*tiṣṭhantī*) is present after all.

39. 28. *samprokṣante* is correct. The second ms. of Dārila, *marmāṇi samprokṣante*, *ye' bhicaritas* (!) *te samprokṣante*; cf. also Dār. to sū. 31, *samprokṣanta ity uktam*.

41. 11. *saṃcinoti* hardly means 'sammelt er ein'. Keçava is about right with his *pūrayati*. Cf. 46. 51, 52, and especially 47. 53.

42. 17. In the mantra, stanza 1^{cd}, Caland misinterprets nearly every word. Translate: 'what mishap we have met in our vows, with that blemish do we cover (*añjmaḥ*) our enemy'. Incorrectly also stanza 3^{cd}. Also, *samadhātām* in stanza 2^b is not injunctive, but aorist propheticus.

43. 3. Contains a rite preliminary to building a house. It is the *çyenayāga*, or *çyenejyā* (see JAOS. XVI. 12 ff.). The commentators state explicitly that it aims to purify the ground upon which the house is to be built (*bhūmiçuddhi*, *bhūcuddhi*). C.'s emendation, which tends to establish in the long compound the word *atinayana*, is certainly wrong: all scholia deal with *ninayana*. What object is there in leading over (*atini*) to the ground the cattle and future inhabitants of the house? They would have to be taken away again. *ijyā* cannot mean 'and the sacrifice', because the entire compound must in that case end in a plural (*ijyāḥ*). Hence the preceding words depend upon *ijyā*. Certainly the word *ninayana* must be kept up, although neither of my own suggestions (here, and JAOS. XVI. 3) are at all certain. Perhaps, *avasānaniveçanānuçaraṇaninayanejyā*, 'the (*çyena*-) sacrifice preceded by *avasāna*', etc.

43. 4. Keçava renders *kulijakṛṣṭe* by *bhūmiḥ halena karṣati*. This is the basis of C.'s complicated version (cf. Sāyaṇa I. 405); 'an (einer stelle) die mit (einem pfluge) gepflügt ist (vor welchen oxen gespannt sind) die der familie angehören'! But *kulija* is simply 'pot': the reason for ploughing with a *kulija* is symbolic (as though *kula* + *ja*), to make the place fit for a family to live upon.

43. 16. I do not believe that *kravyād anupahata iti* is to be changed to *kravyāḍopahata iti*. Why not, 'thinking that *kravyād* has not been suppressed'? In Dārila, note 8, read: *yadi jāniyāt kravyād anupahataḥ vināçāyeti*.

43. 21. *çamanam* ca. C. quite misunderstands this sūtra. It has nothing whatever to do with the preceding, but is simply the title to the *vaçāçamana* described in kaṇḍikās 44 und 45 which Caland has omitted in his selection. Translate: 'And (now we shall describe) the killing (of the *vaça*)'.

46. 7. I do not believe in C.'s emendation *mantroktābhipatitebhyo*; the word *mantroktā* does not refer to the birds, but to the things which they are liable to defile: 'For (the birds) which have flown upon (the house or hearth) mentioned in the mantra he pours the great consecration'. Sāyaṇa II. 54, *patatribhyo . . . mahāçāntim avapati*.

47. 14. How can *nimuṣṭitṛṭṭiyam* mean 'den drei *nimuṣṭi* langen stab'? Dārila, *nimuṣṭi muṇḍahastah*.

47. 17. C. translates *bhaktasyāhutena* as *bhaktasya ahutena*. Certainly the sūtra refers to AV. VI. 133. 2 (*bhaktasya ahutena*). Dārila's full comment is, *bhaktasya hute* (cod. *hūte*) *mekhalagranthim suṣṭhu limpāti*. Translate the sūtra: 'with the part of the food sacrificed upon (or to) (the girdle) he annoints the knot of the girdle'. So that the girdle may eat of the *vrata*-food and become strong (*vīraghnī*).

47. 22. For the relative chronology of Dārila and Keçava we may perhaps note that Dārila supplies Rāma for the name of the enemy; Keçava supplies Muhammad the Turk!

47. 28. Caland, neglecting to mention my name, adopts my emendation and my translation (SBE. XLII. 295). But Dārila's *vṛṣṭita adanāṇcūn* which points, as I have assumed, to *vṛṣṭitād any-āṇcūn* remains striking; cf. Kāuṣ. 16. 28.

47. 32. *anāmasampannāyaḥ* 'without a name'; not, 'der nicht einen glückverheißenden namen trägt'.

47. 33. The reading *anucchvasam* (gerund) is pretty certainly to be substituted for *anucchvasan* (participle). I am not quite ready to accept *anupamathitān* (for *anū*⁰), which I have guessed to be Keçava's reading (see p. 350 of the edition). Why should the mss. have substituted the more difficult *anū*⁰? Note that *uṣṇe* does not depend upon *anū*⁰. Dārila's full text: *uṣṇe sthitah na sadasi akṣitah-saktūn* (!) *svayam kṛtvānadyahanān anātḥkhasam* (!) *pibati, kartābhiman-trya pibati*.

47. 52. According to Dārila at least *bahumātram* does not belong to the preceding sūtra: *bahumātram atīva ya iti bahupramānataḥ*.

47. 54. *uktāvalekhanīm* (sc. *vidhyati*). Caland, here as under 39. 12, reads erroneously *uktāvalekhanī*, making a separate sūtra of it. But see the accusative *chāyām* in the next sūtra; this also depends upon *vidhyati*.

48. 7. I am not convinced of the passive value of *çapyamānam*. It may be middle. Keçava-Sāyaṇa, *çatruṁ kroçantam anvāha*. Dārila's *ākṛṣyamāno*, to be sure, suggests *ākroçyamāno*, so that he seems to believe it to be passive. In that case the sūtra could mean only, 'he chants the hymn over the enemy as he is being cursed'. Very improbable.

48. 14. Caland misunderstands this sūtra. The intensely brief *ceṣṭām* means: 'when those who have robbed the cow of the Brahman perform the act of knocking down, slaying, cutting up (read, ⁰*vikartana* for Dārila's ⁰*kirtana*) etc. of the cow (cf. AV. V. 19. 4, 5)

he chants over them the two *brahmagavī*-hymns'. Absolutely phantastic is Caland's fusion of the sūtras 14—16 into one sūtra, and his rendering of *ceṣṭām* by 'das zusammengerollte blatt mit dem staub der fuss-spuren'.

48. 19. Caland may be about half right in finding the noun *gūhe* in the sūtra. But he lightly gives up the verb *gūhayati* which the mss. certainly exhibit. The sūtra is likely to have been, *dvitīyayāçmānam ūbadhyagūhe gūhayati*, changed in the mss. by haplography to . . . *ūbadhyagūhayati*. But I must say that the presence of the word *gūhe* in Dārila does not really prove this reading, since he may have gotten it out of the verb *gūhayati*. Note Keçava, *ūbadhye* (not *ūbadhyagūhe*) '*çmānam avadhāya*. — The second *brahmagavī* is not AV. XII. 5, but AV. V. 19.

49. 6. In the mantra emend *tapasas* to *tamasas*. Cf. *mā tame* (Aç. *tapo*) *mā yajñas tamat* (Aç. *tapat*) TB. III. 7. 2. 7; Aç. I. 12. 34; Apç. IX. 2. 9.

49. 7. *iṣūguhaḥ* 'pfeile verbergend', not simply 'mit pfeilen bewaffnet'.

49. 20. *pale-pade* does not mean 'am ende jeder viertelstrophe', but, 'at each step of the enemy'.

50. 8. I emended *avasasya* to *avaçasya*, 'reciting down upon (the feet)'. Caland, ZDMG. LIII. 222, defends *avasasya*; he also adopts it in his translation, 'wenn er müde wird'. I have the satisfaction of having anticipated with my emendation Sāyaṇa I. 139: *pretam pādāu ity ṛcā mārgasvastyaṇe pādām abhimantrya dadyāt*.

I add a few emendations and corrections to the text of Kāucika: 3. 7, read *māmṛṣad deva* for *māmṛṣad eva*. — 45. 12, read *ūrdhva-nabhasam* for *ūrdhvaṁ nabhasam*, in accordance with TS. 1. 3. 9. 2; MS. 1. 2. 16 (27. 1); KS. 3. 6. — Correct *çrāddhaya* in 57. 1 to *çrāddhāya*. — 60. 21, read perhaps, *yajamānaç ca* for *yajamānam ca*. — 74. 12 read, *mābrāhmaṇa agrataḥ*^o for *mābrāmaṇāgrataḥ*^o. — In 78. 11 prefix *āgachataḥ* from the preceding sūtra: it is the *pratika* of AV. VI. 82. 1. — 89. 1 in the first stanza correct *nāraçaṇsena* to *nārāçaṇsena*. — 115. 2 (p. 267, ls. 9, 10) correct *patatatriṣu* to *patatatriṣu*. — 137. 30 correct *asitajūr* to *asitajñūr*. — 137. 40 emend the mantra, *pātām mā dyāvāpṛthivī aghān na iti*, to *pātām mā dyāvāpṛthivī adyāhma iti*. — 141. 37 correct *padoṣa* to *pradoṣa*.

Baltimore.

Maurice Bloomfield.

Gradenwitz, Otto, Einführung in die Papyruskunde. I. Heft. Erklärung ausgewählter Urkunden. Nebst einem Conträr-Index und einer Tafel in Lichtdruck. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Wilcken hat jüngst¹⁾ zur fortschreitenden Entwicklung der Papyrusstudien bemerkt, daß »der Gedanke der Einheit aller Alterthumsforschung« dabei siegreich hervortrete, und daß »der universelle Charakter der Papyri — die trennenden Facultätsschranken verschwinden und die Vertreter der verschiedensten Disciplinen sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen« lasse. Einen der ersten Grundsteine zu dieser gemeinsamen Arbeit gelegt zu haben, ist das Verdienst der zu besprechenden Schrift von Gradenwitz. Der Verfasser sagt im Vorworte (S. IX), er gedenke »dem Juristen philologische, dem Philologen juristische Anfangsgründe der Papyruskunde vorzuführen«, und er erzählt weiter, daß das Buch im Anschlusse an exegetische Uebungen über ausgewählte Papyri entstanden sei. Wie dankenswert eine solche Arbeit war, wird schon vom didaktischen Standpunkte aus jeder mit Freuden anerkennen, der einmal den Versuch ähnlicher exegetischer Uebungen mit Papyrusurkunden gemacht hat. Aber die Aufgabe war auch nicht leicht: *Graeca sunt non leguntur*: auch dem Verfasser drängt sich dieser alte Stoßseufzer auf die Lippen, und er ist ja leider heute mindestens ebenso, wenn nicht mehr berechtigt als je, in einer Zeit, in der es bald zum guten Tone gehören wird, sich als Gegner des griechischen Unterrichts zu bekennen. Und doch wird den hohen Wert der Lectüre und Interpretation von Rechtsurkunden (natürlich im Originaltexte!) kein einsichtiger Rechtslehrer — ich spreche hier nur von meinem engeren Arbeitsfelde — ernstlich in Abrede stellen wollen, sind es ja doch diese von Romanisten so lange vergeblich gewünschten, jetzt uns unvermuthet in Hülle und Fülle in den Schoß geworfenen Rechtsurkunden, die das antike Rechtsleben erst in lebendiger Klarheit dem Verständnisse zu erschließen und dort, wo der abstracte Text von Gesetz und Rechtsbuch fremd anmuthen, das illustrierende Bild zu liefern imstande sind.

Freilich stammen unsere Urkunden aus Aegypten und liefern darum nicht immer vollgiltige Belege für das classisch-römische Recht, dafür aber zeigen sie vielfach die Rechtsgepflogenheiten des Orients und klären uns über die '*doctrina adulterina*' des Ostens auf, über die sich Justinian (Const. Omnem § 7) beklagt; sie bringen uns ferner — ein Punkt, den Mitteis wiederholt²⁾ betont hat — vor

1) Deutsche Litteraturzeitung (D. L. Z.) 1902, 1141.

2) Zuletzt im Hallenser Vortrage, Aus den griechischen Papyrusurkunden 20.

allem Belege für die Einheit des griechischen Rechts in den hellenistischen (graeco-makedonischen) Reichen. Wenn nun auch das griechisch-nationale Recht in unseren romanistischen Vorlesungen nur gelegentliche Erwähnung finden kann, so halte ich es doch für wertvoll, daß die Entwicklung des engbegrenzten römischen Stadtrechts zum universellen römischen Weltrecht dem Studierenden in großen Zügen vor Augen gestellt werde. Diese Entwicklungsgeschichte ist aber zugleich eine Geschichte des Kampfs zwischen Reichsrecht und Volksrecht und urkundliche Belege für die Phasen dieser gegenseitigen Beeinflussung auf den verschiedensten Rechtsgebieten (insbesondere dem Privat- und Prozeßrechte) gewähren uns eben wiederum die Papyri. Auch das justinianische Gesetzgebungswerk, namentlich die Kaisergesetzgebung, enthält allenthalben erkennbare Spuren dieses Kampfes, gar manche Constitution entspringt dem Bestreben, dem Reichsrechte gegenüber dem Volksrechte zum Durchbruche zu verhelfen. Mitteis' Reichsrecht bringt Beispiele hiefür in Fülle. Mit Hilfe der Papyri läßt sich aber auch in manche verworrene Stelle der justinianischen Codification Licht bringen, und lassen sich Interpolationen verständlich machen. Ich verweise als Beispiel auf die Antinomie zwischen C. Just. 4, 21, 17 und Inst. 3, 23, pr. über die Bedeutung der arrha. Die Codexstelle steht unter dem Banne des griechischen νόμος τοῦ ἀρραβῶνος, wonach die arrha als reines Sachhaftungsobject erscheint, gegen dessen Verlust der Geber und gegen dessen doppelte Rückerstattung der Empfänger vom Vertrage zurückkann (vgl. BGU. II 446 und Lond. II 334 [S. 211]), während die Institutionen diese Regelung mit der ganz heterogenen der gajanschen Vorlage, wonach die arrha nur 'argumentum est emptionis et venditionis contractae', vergeblich zusammenzuschweißen versuchen (vgl. Gradenwitz S. 3, 81 f.). — Den Versuch, eine Interpolation der Digesten mit Hilfe der Papyri zu erklären, habe ich ¹⁾ gelegentlich der Frage gemacht, warum die Compileratoren den fideiussor iudicio sistendi causa datus anstelle des Vindex setzten, ohne daß die den Vindex betreffenden materiellrechtlichen Grundsätze eine wesentliche Aenderung erfahren hätten.

Gelingt es an der Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des noch heute weltbeherrschenden Römerrechts zu zeigen, daß das Recht alle Wandlungen der Cultur mitmachen muß, und daß der Paragraph nur eine momentane Erscheinungsform des stets wachsenden und stets sich verjüngenden Rechtes ist, so mahnen uns anderseits die Papyri, auch darauf nicht zu vergessen, daß unter gleichen

1) Papyrusstudien 40 f.

äußeren Umständen auch verschiedene Völker unter verschiedenen Himmelsstrichen zu gleichen oder analogen Rechtssatzungen kommen müssen. Einen eclatanten Beleg hiefür gibt das vorzüglich von Mitteis erforschte ägyptische Grundbuchsrecht, womit der naive Wahn der specifisch germanischen Natur dieses rechtlichen Phänomens gründlich zerstört wurde. Von solchen rechtsgeschichtlichen und rechtsvergleichenden Gesichtspunkten aus wird aber nicht nur der Jurist über den »trockenen Paragraphen« hinaus zu einer höheren Auffassung der Jurisprudenz hingeleitet, sondern auch der Philologe (im weitesten Sinne des Wortes) wird am Studium der Rechtswissenschaft Freude zu empfinden vermögen, und von diesem Gesichtspunkte aus sei der Dank für das zwischen beiden Disciplinen vermittelnde Buch nochmals hervorgehoben. Der erste Anfänger freilich wird das Buch, fürchte ich, nicht sofort mit genügendem Verständnis würdigen können, und es ist für ihn eine Einführung zu dieser Einführung nicht überflüssig, aber demjenigen, der über die Anfangsgründe in philologischer und juristischer Hinsicht hinweggekommen ist, wird es um so größere Dienste leisten; den größten Dienst aber erweist es wohl dem Fachmann, denn Gradenwitz' Buch ist nicht so sehr, worauf man nach dem Titel schließen könnte, eine populäre Darstellung der Papyruskunde, sondern es ist ein echt wissenschaftliches Werk, in dessen eingehendere Würdigung ich nach diesen Vorbemerkungen über den didaktischen Wert, den die Papyrusforschung für die Rechtsgeschichte m. E. besitzt, nunmehr eintrete.

In der Einleitung spricht der Verf. über die Bedeutung des Papyrus als Substrat der Ueberlieferung im Gegensatze zu Erz und Stein. Was möglichst unvergänglich erhalten bleiben und für die Allgemeinheit gelten soll, wird in Erz und Stein gegraben, die Anwendung der Norm auf den einzelnen Fall dagegen wird auf Papyrus documentiert, der Papyrus dient der »Verwirklichung der Norm«, und daneben »deren Vervielfältigung und Uebersetzung« (S. 1). Einzelne Beispiele belegen diesen Gegensatz. Sie sind gut gewählt, um sogleich die Bedeutung des Papyrus in helles Licht zu rücken. Im Restitutionsbegehren BGU. II 378, 21 f. beklagt sich ein minor u. a. darüber, daß er zur Ausstellung einer Schuldurkunde verleitet worden sei $\epsilon\tau\iota\ \epsilon\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \omega\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\ \Lambda\alpha\iota\tau\omega\rho\iota\omicron\upsilon\ \nu\omicron\mu\omicron\upsilon$. Hieraus und aus einem lateinischen Papyrus BGU. II 611 I, 6 ersehen wir auch, daß man in Aegypten lex Laetoria nicht Plaetoria schrieb. Der letztgenannte Papyrus bietet aber auch ein schönes Beispiel dafür, wie zuweilen auch unsere Kenntnis des classisch-römischen Rechts gefördert und berichtet werden kann. Aus BGU. 611, dem Fragmente einer oratio

principis, hat uns nämlich Brassloff jüngst ¹⁾ in einem schönen Aufsätze gezeigt, daß das römische Civilrecht bis Marc Aurel für die Berechnung der verschiedenen juristisch relevanten Lebensalter den Grundsatz hatte: *annus coeptus pro completo habetur*. Freilich haben wir es bei diesem Papyrus mit einer seltenen Ausnahme zu thun, indem seine Bedeutung für das gesammte römische Recht mit der Erkenntnis desselben als Abschrift einer oratio principis ohne weiteres gegeben ist. In der Regel geben uns aber, wie bereits oben bemerkt, die Papyri Beurkundungen ägyptische Rechtsacte, bei denen es natürlich nicht von vornherein feststeht, ob die zugrundeliegenden Satzungen im ganzen Reiche oder auch nur in der ganzen östlichen Reichshälfte Geltung besaßen. So können wir es zunächst nur als Eigenthümlichkeit der ägyptischen Depositenurkunden bezeichnen, wenn der nach praetorischem Edict nur für das depositum miserabile geltende Grundsatz der Verurtheilung in duplum bei Verweigerung der freiwilligen Rückerstattung des Depositums (Dig. 16, 3, 1 § 1) in Aegypten, wie Gradenwitz (S. 3, vgl. 85⁴⁾) aus Lond. II 298 (S. 206 f.) nachweist, allgemein gegolten zu haben scheint. Z. 17—19: ἐὰν δὲ μὴ ἀποδῶ καθ' ἃ γέγραπται, ἀποτινάτω τῷ Ἑρακλείδῃ τὴν παραθήκην διπλὴν κατὰ τὸν τῶν παραθηκῶν νόμον. Das in den ägyptischen Urkunden klar ausgesprochene eigenthümliche Arhalrecht dagegen hat, wie bemerkt, die justinianische Gesetzgebung wesentlich beeinflußt.

An BGU. I 114 und III 729 zeigt uns der Verf. (S. 2 f., vgl. S. 10), wie man es in Aegypten verstand, eine dos dissimulata im Gewande eines depositum simulatum dort einzuschmuggeln, wo die Dosbestellung wegen eines Eheverbotes hinfällig war. Es handelt sich um die verbotenen Soldatenehen ²⁾). In BGU. I 114 durchschaut der Praefect ³⁾ Lupus eine solche Simulation und erklärt: Νοοῦμεν ὅτι αἱ παρακαταθήκαι προίκες εἰσιν. Ἐκ τῶν τοιούτων αἰτιῶν κριτὴν οὐ δίδωμι. Οὐ γὰρ ἔξεστιν στρατιώτην γαμεῖν. Εἰ δὲ προίκα ἀπαυτεῖς, κριτὴν δίδωμι[ι,] δόξω πεπεισθαι νόμιμον εἶναι τὸν γάμον. Mitteis hat hierin ⁴⁾ die Ertheilung einer formula ficticia gesehen, Gradenwitz ist dagegen der Ansicht, die Klage sei materiell verweigert. Ich habe (Actio iudicati S. 155 ff.) bereits gegen Gradenwitz' Argumentationen Mitteis' Auffassung vertreten, muß aber bekennen, durch das 5. Protokoll

1) Zschr. d. Savigny-Stift. Rom. A. (Z. S. St.) 22, 169 ff.

2) Darüber hat neuestens Tassistro gehandelt, Il matrimonio dei soldati romani. Roma 1901. Vgl. die ausführliche Besprechung dieser Schrift durch H. Erman, Z.S.St. 22, 234 ff.

3) S. 10 steht irrig der ἀρχιδικαστής.

4) Hermes 30, 584 f. Vgl. Hallenser-Vortrag 41²⁸.

des P. Cattaoui¹⁾ über die Richtigkeit dieser Ansicht wieder schwankend geworden zu sein und, so ansprechend Mitteis Vermuthung ist, die Sache doch noch nicht für ausgemacht zu halten²⁾).

An der Hand der genannten und einiger anderer Beispiele führt der Verf. den Juristen in den Bereich der Papyri ein und versteht es vortrefflich, auch das Interesse desjenigen zu wecken, der diesen Studien ferner gestanden ist. Gerade darum aber scheiden wir ungern von den wenigen Seiten dieser Einleitung, und es wäre wohl manchem erwünscht gewesen, daß der Verf. aus der Fülle seiner wissenschaftlichen Forschung und didaktischen Erfahrung uns noch mehr dargeboten hätte. S. 4 f. ist ein kurzer Ueberblick über die wichtigsten Publicationen der letzten Jahre vor dem Erscheinen des Buches gegeben. Die meisten dieser Publicationen sind seither rüstig fortgeschritten. Zu BGU. I und II ist nunmehr auch der größere Theil von Band III gekommen; zu den altbewährten Herausgebern, von denen einer, Fritz Krebs, der jungen Wissenschaft durch frühen Tod entrissen wurde, sind neue junge Kräfte gekommen. Die unermüdlichen Engländer Grenfell und Hunt haben uns u. a. mit dem II. Bande der Oxyrhynchos-Papyri, mit dem Bande Fayûm towns and their papyri und im vorigen Herbste mit den prächtigen Amherst-Papyri beschenkt. Die Zahl der Herausgeber und vor allem die der Bearbeiter ist in erfreulicher Zunahme begriffen. Am 13. Februar 1900 ist das erste Heft des Archivs für Papyrusforschung und verwandte Gebiete erschienen, nunmehr liegt davon Band I vollständig (VI und 572 S.) und von Band II ein Heft vor: ein schönes Zeugnis für das einmüthige Zusammenarbeiten Gelehrter verschiedener Nationen — die Publicationen erscheinen in lateinischer, deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache — unter deutscher Führung (Ulrich Wilcken, Würzburg). Eine zweite ebenfalls internationale Zeitschrift (Studien zur Paläographie und Papyruskunde) läßt Carl Wessely in Leipzig seit 1901 erscheinen. Bisher liegt ein Heft vor. Die bibliographischen Mittheilungen in beiden Zeitschriften vermögen eine ungefähre Vorstellung von der erfreulichen Anzahl der nunmehr in dieses Gebiet einschlagenden wissenschaftlichen Arbeiten zu geben (vgl. neuestens Wilcken, Archiv II, 160—180).

Das Buch des Verf. zerfällt in drei Abschnitte: I. Zur Theorie der Entzifferung. II. Römische und griechische Vertragstypen. III. Gemeinsames über Vertragsurkunden. Der I. Abschnitt behandelt ein Thema, das speciell dem Juristen jedenfalls am fernsten liegt.

1) *Bulletino dell' Istituto di diritto Romano* VIII. p. 159.

2) Vgl. *Papyrusstud.* 159 f.⁴.

Gradenwitz hat zur Ergänzung fehlender Buchstaben und so zur Anfüllung von Lücken in den Urkunden auf das Hilfsmittel des von ihm sog. Conträr-Index verwiesen ¹⁾, d. h. auf ein alphabetisch aber nach den Endbuchstaben der Wörter geordnetes Wörterverzeichnis (z. B. *ρογά, λάμβδα, στρατόπεδα, πρέδα, οἶδα, ἀκανθέα, πώλεα, γενέ κτλ.*). Liegt nun nur das Ende eines Wortes z. B. . . . *δα* vor, so läßt sich aus dem Conträr-Index auf eines der auf *-δα* endigenden Wörter rathen und wir können so gewiß auf das richtige Wort kommen. Freilich ist dabei stets die Eventualität zu bedenken, daß ein anderes, in den Conträr-Index noch nicht aufgenommenes Wort mit der Endung *-δα* vorliegen kann. Mit Sicherheit wird darum der Conträr-Index nicht zum Ziele führen können, aber eine »gewisse Wahrscheinlichkeit« ist jedenfalls erreichbar und wird mit der Vermehrung des Materials und einer entsprechenden Ausgestaltung des Index fortwährend steigen; vgl. das Vorwort zum Conträr-Index p. XI—XIV und den Artikel Gradenwitz' im Archiv I, 101 ff. Daß es mit Hilfe eines derartigen Index gelingen kann, Lücken auszufüllen, hat der Verf. an beiden Orten an einzelnen Beispielen erwiesen, dennoch kann man über den Wert eines derartigen mechanischen Hilfsmittels und einer sich vorzüglich darauf stützenden Kunst der Ergänzung von Urkunden verschiedener Ansicht sein. So verspricht sich Wilcken (D. L. Z. 1900, 2464 f.) von einem weiteren Ausbau der von Gradenwitz gelieferten Probe eines Conträr-Index (aus den Indices zu BGU. I und II, Lond. II und Oxy. I, Einf. 167 ff.) nicht viel Vortheile, ja er macht auch an einem Beispiele ²⁾ auf die Gefahr aufmerksam, daß der Conträr-Index irre führen könne. Wenn ich als Laie in der Entzifferungskunst und Paläographie meine eigene Meinung äußern soll, so glaube ich doch, daß die Vortheile eines solchen mechanischen Hilfsmittels trotz der Gefahr eventuellen Mißbrauchs nicht sollten unbenutzt bleiben ³⁾, auch wenn man Wilcken gerne rückhaltlos darin beistimmen wird, daß jeder Mitarbeiter bestrebt sein solle, sein eigenes sachliches, sprachliches und paläogra-

1) Ueber eine viel ältere derartige Arbeit vgl. Kenyon, *Classical review* (1900) 14, 368.

2) BGU. II 613, 11 schlug der erste Editor Viereck zweifelnd *χρυφάδες* vor, und da ihm dies unhaltbar schien, dachte Gradenwitz nach Lond. II 354, 17 (S. 165) an *δὲς* (2 mal), aber in der Urkunde steht etwas ganz anderes nämlich *ῶρ[α]ς διπλᾶς*. Wilcken, D. L. Z. 1900, 2464.

3) In ähnlicher Weise sprechen sich mehr oder weniger für den Conträr-Index andere Rezensenten des Buches von Gradenwitz aus, so Mitteis (*Litt. Centr. Bl.* 1900, 771), Schulten (*Berl. philol. Wochenschr.* 20, 1459), Wessely (*Wochenschr. f. class. Philol.* 17, 408), Kenyon (*Class. Review* 14, 367).

phisches Wissen möglichst zu vertiefen und dadurch die mechanischen Hilfsmittel immer mehr entbehrlich zu machen.

Der erste Abschnitt enthält zwei Paragraphen, von denen der erste eine mustergiltige Behandlung verstümmelter Papyri an BGU. II 613 zeigt. Der Kunst des Verf. ist es gelungen, diese desolante Urkunde in einer Weise wiederherzustellen, daß wir uns von derselben ein nach Form und Inhalt im großen und ganzen klares Bild machen können¹⁾. Er hat die einzelnen Theile der Urkunde sorgsam auseinandergehalten und jedem derselben eine besondere Besprechung gewidmet; an passenden Stellen sind kurze Excurse eingefügt. Zu Correcturen bietet sich, soweit ich sehe, kein Anlaß, dafür möchte ich bei dieser Gelegenheit einige sachliche Bemerkungen zu den von Gradenwitz herangezogenen Papyri einfließen lassen. S. 10 wird die *dotis repetitio* nach BGU. I 114 behandelt, zu diesem Punkte sei auf das bereits oben (S. 518 f.) Bemerkte verwiesen. Darauf folgt eine Zusammenstellung von Zeugnissen über die Thätigkeit der *ὀπηρέται*. Es ist dies das *ἐξελαθεῖν* am Schlusse der Sitzung behufs Ausrichtung von Aufträgen der proceßleitenden Richter. Unter den S. 11¹ genannten Stellen hebe ich aus einem anderen Grunde BGU. II 467 hervor. Die Urkunde²⁾ erwähnt einen Erbschaftsstreit, bei dem es sich um Rückstellung von drei Kameelen handelt, die der Beklagte der Klägerin widerrechtlich weggenommen hatte (Z. 8 ff.: *ἀλώως* (sic) *ἐπὶ λθῆ μ[οι κα]ὶ βιαίως ἀπέσπασεν [τ]οὺς καμή[λο]υς*). In der vorliegenden Eingabe bemerkt nun die Klägerin, daß sie bereits einmal beim Strategen Schutz gesucht habe, und fährt dann Z. 12 ff. fort: *καὶ [ἐ]πέταξας ἓνα τῶν περ[ι] σε ὑπηρετῶν ἐπαναγκάσαι αὐτὸν ἀπ[ο]καταστῆσαι[ν] μοι τοὺς καμήλους, δὲ μαθὼν [α]ὐτὸ τότε ἀφανῆς ἐγένετο*. Hier scheint also der Stratege *Naturalexecution* angeordnet zu haben, es ist dies interessant für die Frage nach dem Executionsrechte in Aegypten und überhaupt in den Provinzen: galt hier überhaupt je der stadtrömische Satz des classischen Proceßrechts *omnis condemnatio pecuniaria est* (vgl. Gai. 4, 48)? Im attischen Proceßrechte galt dieser Satz nicht und ebenso nicht in den älteren germanischen Rechten, wohl aber findet sich eine der römischen Regel entsprechende Norm im Rechte von Gortyn³⁾. Freilich ist es, wenn auch die Klage petitorisch aussieht, in unserem Falle immerhin möglich, daß

1) Vgl. dazu noch die Correcturen von Wilcken, D. L. Z. 1900, 2465¹; und die sachliche Bemerkung von Mitteis, L. C. B. 1900, 770. Räthselhaft bleiben immer noch die Schlußworte der Urkunde Z. 41 f. Ueber das von Gradenwitz Bemerkte wird es schwer sein hinauszukommen.

2) 177 n. C. (?). Vgl. Krebs zu Z. 1 der Publication.

3) Vgl. die Citate bei J. Pfaff, Zur Lehre von der *condemnatio pecuniaria* (S.-A. aus der Prag. Jur. Vjschr. 34. Bd. 1902) S. 1¹.

es sich nur um ein polizeiliches Verfahren handelte, oder doch nur um eine Regelung der Besitzfrage, aber, was wenigstens das ptolemäische Proceßrecht anlangt, so vermag ich hier auf Amh. 30 aus dem 2. Jahrh. v. C. hinzuweisen, wo in einem (sicher petitorischen) Eigentumsprocesse um ein Haus der Beklagten von den Richtern aufgetragen wird »ἐκχωρεῖν ἐκ τῆς οἰκίας« (Z. 42). Allerdings könnte man auch hier noch daran zweifeln, ob dies der endgiltig letzte Richterspruch im vorliegenden Processe sei, und an ein Analogon zum römischen arbitrium de restituendo denken, sodaß erst dann, nisi arbitrato iudicis res, qua de agitur, restituetur, die condemnatio pecuniaria auf quanti ea res erit erfolgte, wenngleich dies nach dem Inhalte von Amh. 30 recht unwahrscheinlich erscheint. Daß das Executionsrecht der Papyri übrigens nicht bloß auf hellenistischer Basis beruht, erweist die ebenfalls vom Verf. S. 35 im Vorbeigehen behandelte BGU. II 378, wo (Z. 24 ff.) der Execut berichtet, daß der δικαιόδότης auf Grund eines vom Gläubiger beigebrachten auf 8 Goldminen lautenden χειρόγραφον in einem Erlasse an den Strategen missio in die gesamten bona des Verpflichteten im Werte von 10 Talenten verfügt habe: ein Fall der römischen Generalexecution¹⁾. — Ein Excurs S. 13—15 ist mit χειρογραφεῖν überschrieben und bringt eine Reihe von Fällen, in welchen den Parteien χειρογραφίαι (nicht χειρόγραφα s. die nächste Note) abverlangt werden. Χειρογραφεῖν hat, wie Wilcken²⁾ darlegte, in gewissen Zusammenhängen die prägnante Bedeutung »Niederschreiben des ὁρκος βασιλικός« (bzw. des späteren Kaisereides). Ein solcher Fall scheint mir nun auch Oxy. I 37 II vorzuliegen, den Thatbestand deutet Gradenwitz (S. 13) kurz an: »Pesuris hat der Saraeus ein Findelkind zur τροφεία gegeben und jene hat den Ammenlohn eingesteckt, da er aber das Kind herausverlangt, so giebt sie an, das Findelkind sei gestorben und das allerdings vorhandene Kind sei ihr eigenes«. Nun erklärt der vom Praefecten delegierte στρατηγός: »ἐπεὶ ἐκ τῆς ὀψεως φαίνεται τῆς Σαρκεῦτος εἶναι τὸ παιδίον, ἐὰν χειρογραφῇσιν αὐτῇ τε καὶ ὁ ἀνὴρ αὐτῆς ἐκεῖνο τὸ ἐνχειρισθὲν αὐτῇ σωματίον ὑπὸ τοῦ Πισοῦριος τετελευτηκέναι, φαίνεται μοι κατὰ τὰ ὑπὸ τῷ κυρίου ἡγεμόνος κριθέντα ἀποδοῦσαν αὐτὴν δ' εἴληπεν ἀργύριον ἔχειν τὸ [ἴδιον] τέκνον«. Gradenwitz bemerkt S. 14, der Richter lege hier der Partei eine assertorische Schrift auf, sowie bei uns der Erfüllungseid dazu bestimmt ist, den unvollkommenen Beweis zu ergänzen.

1) Eine ausführlichere Erörterung dieser Fragen unter Heranziehung eines größeren Materials behalte ich mir vor.

2) D. L. Z. 1902, 1143. Siehe meine Berichtigung zu Papyrusst. 84 f. im Archiv II, 46¹. Eine solche Erklärung heißt χειρογραφία nicht χειρόγραφον.

Ich glaube nun, daß es sich hier thatsächlich auch im Papyrus um einen der Beklagten und ihrem Gatten aufgetragenen Eid handle. Die $\delta\phi\iota\varsigma$, der Augenschein, macht nicht vollkommen Beweis zu Gunsten der Beklagten — merkwürdig genug, daß er beim $\pi\alpha\iota\delta\acute{\iota}\omicron\nu$ überhaupt in Betracht kommt —, darum verlangt der Richter eine Ergänzung durch Parteieneid; das Eidesthema ist genau formuliert, es geht auf $\delta\epsilon\kappa\alpha\acute{\iota}\nu\omicron-\tau\epsilon\tau\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\tau\eta\kappa\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$. Vgl. § 377 öst. C. P. O. δ esgleichen kann das Gericht bei Anordnung der eidlichen Vernehmung die Fassung bestimmen, in welcher die eidliche Aussage über einzelne Umstände zu erfolgen habe. Wie der Verf. mit Recht unter Hinweis auf BGB. § 274^I hervorhebt, hat hier das Urtheil eine eigenthümliche synallagmatische Structur: gegen Herausgabe des Ammenlohnes darf die Beklagte das Kind behalten. — Die $\chi\epsilon\iota\rho\omicron\gamma\rho\alpha\phi\acute{\iota}\alpha\iota$ in BGU. I 5 II, 13 ff. und BGU. II 592 II, 3 ff. charakterisiert der Verf. richtig als δ promissorische Schrift(en) zum Zwecke der Fortführung der Sache, wie ich dies in den Papyrusst. 61 ff. 84 näher auszuführen versucht habe. BGU. II 581, ein Versprechen, das der Verf. für ein *vadimonium iurato factum* erklärt (S. 15), ist aber eine Gestellungsbürgschaft. Gegen meine Ansicht (Papyrusst. 1 ff.), daß es sich um eine *vindex*-artige Verpflichtung handle, hat Wilcken (D.L.Z. 1902, 1141 ff.) Bedenken geäußert. Wenn ich daraufhin auch die Möglichkeit zugebe, daß es sich bei dieser und einigen anderen Urkunden nicht um *civilprocessuale* Verhältnisse handeln kann, sondern um Gestellungsbürgschaften für Personen, denen ein *munus* oder eine *\lambda\epsilon\iota\tau\omicron\upsilon\rho\gamma\acute{\iota}\alpha* übertragen ist, so sind doch meine dort gegebenen theoretischen Ausführungen schon durch die sichere BGU. III 891 Verso hinlänglich praktisch belegt, und ist es in dem vorliegenden Falle auch sicher, daß es sich um eine Gestellungsbürgschaft und nicht um ein *Vadimonium*, wenigstens nicht im classischen Sinne handelt. Nach Gai. 4, 184 liegt eben ein *Vadimonium* nur dann vor, wenn die dasselbe abschließende Partei verspricht *se certo die sisti*.

S. 16 ff. bespricht der Verf. die beschwörenden Formeln und Tiraden, mit welchen die Parteien ihre Eingaben an die Behörden auszustatten pflegten. So beginnt die Abschrift des an den Statthalter gerichteten $\beta\epsilon\beta\lambda\acute{\iota}\delta\iota\omicron\nu$ in BGU. II 613, 10 mit den von Wilcken gemachten *Correcturen* (D.L.Z. 1900, 2465¹): $K] \alpha\tau\acute{\alpha} \tau\eta\nu \xi\mu\phi\omicron\tau\omicron\nu \sigma\omicron\upsilon \epsilon\delta\mu\epsilon\nu\epsilon\iota\alpha\nu \pi\rho\omicron\gamma\eta\rho\epsilon\sigma\alpha\iota \epsilon\iota\varsigma \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \xi\tau\iota \acute{\alpha}\xi\iota\alpha \dots \kappa\tau\lambda.$ Das $\xi\tau\iota \acute{\alpha}\xi\iota\alpha$ erinnert uns an das *minima non curat praetor*, die vorliegende Sache — so glaubt der Petent natürlich — gehört jedenfalls zu denjenigen, deren sich der Präfect persönlich annehmen soll, da er doch nach seinem angeborenen Wohlwollen für alle $\xi\tau\iota \acute{\alpha}\xi\iota\alpha$ sorgt. Zur Erwähnung des $\xi\pi\alpha\rho\chi\omicron\varsigma \epsilon\acute{\iota}\lambda\eta\varsigma \kappa\alpha\iota \epsilon\pi\acute{\iota} \tau\omicron\nu \kappa\epsilon\kappa\rho\iota\mu\acute{\epsilon}\nu\omega\nu$, an den der Präfect im selben

Papyrus die Prüfung der ἀπόφασις hinabverwiesen hat, habe ich (Actio iudicati 235 ff.) auf den iudex qui de iudicato cognoscit in Dig. 5, 1, 75 hingewiesen. Zu den daselbst S. 237 ff.³⁴ citierten Quellenstellen vgl. noch C. Just. 9, 22, 11 und dazu Pernice, Z. S. St. 7, 110. Die β-βλ(ιδια) ἀριθ(μῶ) ιθ in BGU. II 613, 5, die Gradenwitz auf die Eingaben von 19 Beschwerdeführern bezieht (S. 19, 23), werden eher mit Mitteis (L. C. B. 1900, 770) auf 19 »connexe Stücke« zu beziehen sein. Daß ein solcher Act schon, um mit der österreichischen Geschäftsordnung zu sprechen, bei Ordnungszahl 19 angelangt sein kann, ist, da es sich um eine res iudicata handelt und die Parteien überhaupt mit Eingaben nicht zu sparen pflegten, nichts Besonderes. — Die Erwähnung der Rechnungslegung in den Papyri veranlaßt den Verf. S. 20 wiederum zu einer Gegenüberstellung dieser Bestimmungen mit denen der modernsten Gesetzgebung, des B. G. B. Solche Gegenüberstellungen erinnern uns immer daran, das antike Rechtsleben nicht mit anderen Augen anzusehen als das moderne, sie zeigen aber auch, daß Gedanken, die wir für ganz neuartig halten möchten, auch dem Alterthum nicht fremd gewesen. Ein Beispiel: die modernste Richtung der Civilproceßgesetzgebung in Oesterreich drängt die Anwaltshilfe möglichst zurück und schützt die Parteien vor oft ungebeter Hilfe, aber schon die alten Ptolemäerkönige waren, wie ein jüngst von Grenfell und Hunt ediertes königliches Edict gezeigt hat (Amh. 33, 28 ff.), den Anwälten nicht besonders hold, freilich führen ihre Erlasse eine viel naivere Sprache als moderne Gesetze und Verordnungen.

§ 2 behandelt die Ergänzung fehlender Worte und Buchstaben. Der Paragraph beginnt mit paläographischen, insbesondere für den Nichtfachmann beachtenswerten Erörterungen über die Aehnlichkeit gewisser Buchstaben. Namentlich wenn der Herausgeber den Buchstaben durch einen darunter gesetzten Punkt als unsicher gelesen bezeichnet hat, ist es für den Bearbeiter wichtig, derartige paläographische Anhaltspunkte für versuchte Conjecturen zu gewinnen. Von solchen ähnlichen Buchstaben hebt der Verf. hervor Γ, Α und Τ, dann Ν und Π, Σ und Ε; ein theilweise erhaltenes scheinbares Μ kann Α sein, ΟΣ und ΑΣ sind oft schwer zu unterscheiden (S. 24 f.). Wenn der Verf. aber (S. 25.) gegen das »Beiwerk der Edition«, gegen Accente, Spiritus und Interpunktion Stellung nimmt, so kann ich wenigstens vom juristischen Standpunkte aus — und der Inhalt der ungleich größeren Anzahl der Papyri geht ja doch in erster Linie den Juristen an — nicht zustimmen. Der Verf. hebt zwar an Beispielen hervor, wie durch Transscription des Papyrus »in moderner Accentuierung und Interpunktierung« der Verbesserung

der Lesung Schwierigkeiten bereitet würden, weil sich das Auge das Bild des Wortes mit diesem Beiwerke einprägen und schwer von letzterem zu abstrahieren vermöge¹⁾; und consequent von diesem Standpunkte aus wäre natürlich nur eine Aneinanderreihung der Buchstaben, wie sie der Papyrus selbst bietet. Vgl. etwa die Transcription des kaiserlichen²⁾ Rescripts über das aurum coronarium Fay. 20, sowie sie Grenfell-Hunt p. 119 geben. Vergleicht man aber diese Seite mit der modernen Transcription p. 120 s., so dürften wohl namentlich wenige Juristen der ersteren Methode den Vorzug geben. Gradenwitz hat dieses consequente, von ihm früher (Berl. philol. Wochenschr. 13, 722) vertretene Princip S. 26 insofern modificiert, als er für Kenyon's Publicationsmethode eintritt, der bekanntlich Wort- und Satzzeichen wegläßt, wohl aber die Worttrennung vornimmt. Auch dieser halbe Schritt kann aber den nun einmal an moderne Transcriptionen gewöhnten Benutzer nicht völlig froh machen. Dem gegenüber wiegt doch m. E. das genannte, vom Verf. für eine alterthümliche Transcription geltend gemachte Argument leicht. Jede Klage müßte gegenüber einer Doppel-Transcription verstummen, wie sie Grenfell-Hunt z. B. vom eben genannten Papyrus geben. Von großem Werte sind Facsimilia (S. 27 f.), sie verleihen demjenigen, welcher nicht das Glück hat, Originale zu sehen, eine Vorstellung von dem Aussehen einer solchen Urkunde, sie sind aber andererseits auch für Conjecturen vielfach unentbehrlich; so ist es, wenn es sich um Lücken handelt, die in der Transcription durch [. . . .] bezeichnet sind, oft ausschlaggebend, die Länge dieser Lücke messen zu können und ebenso den Raum, den eine bestimmte Buchstabenverbindung beansprucht, denn begreiflicherweise sind verschiedene Buchstabenverbindungen von verschiedener Breite. Bei der Ergänzung von Urkunden ist auch der, oft selbst unser Gymnasialgriechisch übertreffende Mangel an Orthographie in Rechnung zu ziehen. Der Verf. bringt S. 28 einige hübsche Beispiele, die sich namentlich aus den Briefen und in den Urkunden aus den ὑπογραφαί leicht vermehren lassen. Wenigstens leicht verständlich ist noch die vom Verf. citierte BGU. II 446, 25, wo der Sohn für die Mutter unterschreibt: ἄγραφα καὶ ὑπὲρ τῇ μητρὶς μο[υ] βρατὲ γαρφοῦσης Σωτηρίας Εἰρηναίου, und doch steckt fast in jedem Worte ein grober Fehler: ἔγραφα καὶ ὑπὲρ τῆς μητρός μου βραδέα γαρφοῦσης Σωτηρίας.

1) Vgl. Wessely, Wochenschr. f. class. Phil. 17, 401 in Besprechung der Schrift von Gradenwitz.

2) Das Rescript stammt, wie jetzt Dessau, Revue de philol. (1901) 25, 285—8 gezeigt hat, nicht von Severus Alexander, wie die Herausgeber vermuteten, sondern von Julian. Vgl. Wilcken, Archiv II, 169.

Von Bedeutung für die Ergänzung von Lücken ist ferner die Vergleichung mit Parallelstellen (S. 28 f.), über den Wert des Conträr-Index (S. 29 f.) habe ich mich bereits geäußert. — Es folgen nun ein paar Beispiele (besonders BGU. II 614), an denen die Ergänzungskunst geübt wird. Gegen Gradenwitz' Annahme eines in den Papyri vorkommenden accusativus cum participio als einer Zwischenbildung zwischen accusativus cum infinitivo und genetivus participii absolutus hat sich Wilken (D. L. Z. 1900, 2465 f.) ausgesprochen und gezeigt, daß die scheinbar absolut dastehenden Accusative, auf die sich Gradenwitz (S. 31, 33 u. a. m. O.) beruft, von Verben abhängen. Ich muß mich begnügen, diese sprachlich interessante Notiz zu verzeichnen; in die Beispiele eingestreut sind eben eine Fülle wertvoller Beobachtungen, sodaß an diesem ersten Abschnitte auch derjenige nicht vorübergehen darf, welcher der Theorie der Entzifferung als solcher ferner steht. Ich hebe hier nur zwei Einzelpunkte heraus. *Kατάστασις*, ein Wort, das Gradenwitz S. 34 mit ›constitutio‹ wiedergibt und S. 35 unübersetzt läßt, bedeutet, wie ich glaube, in Proceßurkunden die (contradictorische) Streitverhandlung. Schwierig und noch sehr eingehender Untersuchung bedürftig ist ferner die von Gradenwitz wiederholt (S. 36, 89, 114) gestreifte Frage nach dem Verfahren auf Grund einer Executivurkunde.

Der zweite Abschnitt (S. 47—100) stellt römische und griechische Vertragstypen einander gegenüber. Wie wir aus Klagen, Protokollen und Urtheilen das Proceßrecht Aegyptens zur Ptolemäer- und Kaiserzeit wenigstens in großen Zügen zu reconstruieren und die gegenseitige Beeinflussung von Reichsrecht und Volksrecht zu erläutern vermögen, so verschaffen uns die Vertragsurkunden wiederum ein Bild vom Privatrechte, namentlich vom Obligationenrecht in jenen Zeiten. Auch auf diesem Gebiete begegnen sich natürlich Reichsrecht und Volksrecht mit ihren oft sowohl in formeller als materiell-rechtlicher Beziehung divergierenden Satzungen. Der Einfluß des hellenistischen auf das römische Recht ist besonders durch das Verdienst Mitteis' soweit festgelegt, daß kein einsichtiger Forscher eine aus der römischen Kaiserzeit stammende Urkunde ohne weitere Untersuchung als rein römische Quelle benutzen wird. Möglich, daß sie es ist, möglich auch, daß sie nur Rechtssätze enthält, die in der ptolemäischen Zeit Geltung hatten, wahrscheinlicher endlich, daß sich hellenistische und römische Sätze mischen. Und hiebei erhebt sich wiederum die weitere Frage, welche von beiden Rechtsmaßen im concreten Falle überwiegt: weist die Urkunde auf römisches, hellenistisch beeinflusstes oder auf hellenistisches, römisch beeinflusstes Recht hin? Und weiter, was ist speciell in Aegypten hellenistisches

Recht? Die griechisch-makedonische Herrschaft datiert seit der Diadochenzeit, früher waren die Perser dort, und vor diesen wiederum blühte die verschiedenartig beeinflusste nationale Cultur. Spiegelbergs jüngst erschienene Publication »Die demotischen Papyrus der Straßburger Bibliothek« gewährt uns einen Einblick in die merkwürdigen Formen einheimisch ägyptischer Verträge. Viele dieser Verträge wurden aus Gründen, die schon vor langem Mitteis (Reichsrecht 52 f.) auseinandergesetzt hat, ins Griechische übersetzt, es wird also niemand aus solchen »griechischen« Urkunden griechisches Vertragsrecht erschließen wollen. Dennoch dürfen wir, soweit unsere Kräfte reichen, diese ägyptischen Arbeiten keineswegs außer Acht lassen, auf ihren Wert für die griechisch-römische Rechtsgeschichte hat neuestens wiederum Wilcken (Archiv II 142 ff.) hingewiesen. Freilich ist hier noch so viel selbst dem ägyptologischen Fachmanne unsicher, daß der Romanist, wenn ihm auf diesem Gebiete die philologischen Kenntnisse ganz mangeln, nur zaudernd auf diesen schwankenden Boden folgt. Aber trotz aller subjectiven Bedenken unterschreibe ich vollinhaltlich die Aufforderung Wilckens, daß Spiegelbergs Werk »auch die Bearbeiter der griechischen Papyri dankbar zu begrüßen und vor allem recht gründlich durcharbeiten haben« (Archiv II, 142). Daß sich Gradenwitz auf die demotischen Urkunden zur Zeit der Verfassung seines Buchs nicht einlassen konnte, ist leicht begreiflich, er hat aber auch die ptolemäischen Papyri ausgeschieden und ist hierin von einem Recensenten getadelt worden (Wilcken, D. L. Z. 1900, 2466 f.). Außere Umstände bringen es eben vielfach gerade auf diesem Gebiete mit sich, daß wir bei der Erforschung der Rechtsgeschichte Aegyptens nicht den naturgemäßen Weg von der ältesten uns bekannten Zeit und mit Benutzung der ältesten Denkmäler vorwärts schreitend die Entwicklung der Geschichte von der einheimischen Königsherrschaft durch die Perser-, Griechen- und Römerzeit bis in die Araberzeit verfolgen können, sondern daß wir bei der uns anderwärts bekannten Römerzeit einzusetzen bemüht sind oder doch uns bewegen lassen und dann natürlich Schritt für Schritt rückwärts gehen müssen. Das bringt natürlich mißliche Situationen hervor. Institute, die uns in der Römerzeit begegnen und auf den ersten Blick uns als römische erscheinen, können ebensowohl auch schon aus einer analogen Entwicklung in der ptolemäischen Zeit herkommen u. s. f. So ist es, worauf Wilcken als Beispiel verweist (a. a. O. 2467), Gradenwitz passiert, daß er die *παράχωρησις*, ein, wie sich z. B. aus Grenf. I 27 (109 v. C.) ergibt, sicherlich schon der hellenistischen Zeit eigenthümliches Institut S. 55 als »ein dem römischen *mancipare et tradere* verwandtes, wenn nicht

von ihm herstammendes Element« bezeichnet. Der Verf. hat hiebei in abstracto ganz richtig gedacht: die παραχώρησις ist dem römischen *mancipare et tradere* »verwandt« (ich möchte vielleicht eher nur »analog« sagen), aber darum stammt sie, wie die citierte Ptolemäerurkunde zeigt, keinesfalls von der *mancipatio* her, sondern hat sich unabhängig vom römischen Rechte entwickelt. Solche Fehlschlüsse werden wir vermeiden, wenn das ptolemäische Recht halbwegs genügend durchforscht sein wird, aber jetzt liegen eben hiezu nur die Anfänge vor, und es ist gewiß auch eine Parallele zwischen dem ost- und weströmischen Rechte der Kaiserzeit werthvoll, wenn wir auch bei Schlüssen aus den Aehnlichkeiten oder Divergenzen stets die durch die gegebene Ausführung gebotene Vorsicht walten lassen müssen.

An die Spitze seiner Ausführungen (S. 47 ff.) stellt der Verf. einen siebenbürgischen Sklavenkaufvertrag (Bruns, *Fontes*⁶ Nr. 105 p. 288 s.) aus d. J. 142 n. C. und zeigt an demselben die Disposition eines römischen Kaufvertrags: Käuferklärung (*emtor emit mancipioque accepit*), dann *Evictionsstipulation* und Zusage der Fehlerlosigkeit, endlich Bericht über die Erklärung des Verkäufers, das Geld erhalten zu haben (*venditor pretium accepisse et habere se dixit*). Dem gegenüber stellt Gradenwitz einen griechischen Hausthierkauf als Muster eines griechischen Vertrags ähnlichen Inhalts. Den Gegensatz zum römischen Rechte formuliert er dabei S. 56 in folgender knapper Weise: »römischer Contract, Herrschaftskündigung, bei der die Sache von dem Verkäufer um *nummi* gelöst werden muß, hierauf übernimmt Verkäufer die Verpflichtung, ungestörten Besitz der tadellosen Sache zu garantieren. — Auch bekennt er, den Erlös empfangen zu haben; griechischer Contract: Bekenntnis Seitens des Verkäufers, verkauft zu haben, den Preis zu besitzen und demgemäß Gewähr leisten zu wollen«. Die griechischen *Contracte* zeigen eine Dreitheilung, der Verkäufer erklärt (*ὁμολογεῖ*):

1. πεπραχέναι *rem*,
2. ἀπέχειν *pretium*,
3. βεβαιώσσειν.

Gradenwitz (S. 54) vermißt in den griechischen Urkunden vor allem den Herrschaftsact, »das in wenige Worte gekleidete Hauptstück der römischen Urkunde«, das *mancipioque accepit*. In den griechischen Urkunden finde sich hiefür kein Ersatz, das *ὡς καὶ περιλήψαμεν* und das *παραχωρεῖν* mancher Urkunden sei »seltenes und daher unwesentliches Beiwerk« (S. 59, 103 ff.). Damit verknüpft sich die schwierige und noch eingehender Untersuchung bedürftige Frage nach der Bedeutung der καταγραφή, der »Verschreibung«, so-

wie vor allem nach der des ›relativen Eigenthums‹, das nur dem Verkäufer gegenüber volle Kraft hat, nicht aber gegen Dritte. Hier muß der Käufer zur βεβαίωσις, die ihm der Verkäufer zugesichert hat, seine Zuflucht nehmen. Wir werden hier noch aus den demotischen Kaufurkunden zulernen müssen; aus Spiegelbergs Publication erfahren wir, daß bei Immobilien stets zweierlei Urkunden ausgestellt zu werden pflegten, eine Verkaufsquittung (πρᾶσις, ›Urkunde für Silber‹) und eine Traditionsurkunde (ἀποστασίον [sc. συγγραφή], ›Urkunde des Fernseins‹). ›In der ersteren stellt der Verkäufer die Quittung über den Empfang des Geldes aus und garantiert dem Käufer den Besitz, während die Traditionsurkunde — etwa unserer ›Auflassung‹, oder noch mehr der mittelalterlichen traditio per chartam entsprechend — die formelle Besitzübertragung ausspricht‹ (Spiegelberg S. 7 nach Lenel a. a. O. N. 2). — Als zweites Musterbeispiel führt Gradenwitz den griechischen Sklavenkauf BGU. I 193 an (S. 56 ff.), eine ὁμολογία mit derselben Gliederung wie die frühere Urkunde (ὁμολογεῖ — πεπραχέναι — ἔχειν — βεβαιώσσειν). Während aber im früheren Falle (BGU. I 87) die Verkäuferin die Kameele verkauft τοῦτους τοιοῦτους [ἀ]ναπορ[ί]φους] (›wie sie gehen und stehen, unwiederbringlich‹, d. h. also mit Ausschluß der Haftung für heimliche Mängel), ist in der Sklavenverkaufsurkunde diese Clausel in einem Punkte eingeschränkt. Auch das Sklavenkind soll verkauft werden τοῦτο τοιοῦτο ἀναπόριφον aber πλὴν ἐπαφῆς καὶ ἱερᾶς νόσου. Gradenwitz übersetzt das (S. 60) mit ›non redhibendum nisi ob manus iniectionem vel (ob) morbum comitiale‹ und bezieht das erstere auf einen Mangel im verkäuferischen Recht, der einem Dritten Gelegenheit zur ἐπαφή gebe. Er denkt also jedenfalls an die gegenüber entlaufenen Sklaven unter Umständen ausgemachte manus iniectio seitens ihrer früheren Herren (vgl. z. B. Dig. 18, 7, 9; Dig. 40, 1, 20 § 2), der Verkäufer eines Sklaven konnte sich nämlich ausbedingen, daß ihm, wenn gewisse Modalitäten des Kaufvertrags nicht eingehalten würden, z. B. der aus der Hauptstadt verkaufte Sklave wieder in dieselbe zurückkehre, die eigenmächtige Ergreifung des Sklaven zustehen solle; würde nun ein so veräußerter Sklave weiter veräußert, so konnte dieser Mangel des Rechts des Verkäufers auch dem Dritten gegenüber zur Geltung kommen und hiefür, meint Gradenwitz, erkläre der Verkäufer haften zu wollen. Eine solche Haftung würde nach dogmatischen Grundsätzen jedenfalls als Fall der Evictionshaftung aufzufassen sein und unter die βεβαίωσις gehören, die erst Punkt 3) der Urkunde ausmacht, während unser Passus schon nach dem πεπραχέναι steht. Die Uebersetzung von ἐπαφή ist aber irrig, ἐπαφή bedeutet in diesem Zusammenhange, wie

wir jetzt wissen, den Aussatz¹⁾, sodaß neben der Mängelhaftung, die Gradenwitz erkannt hat, für ἱερὰ νόσος (Epilepsie), noch eine specielle Haftung wegen einer anderen Krankheit tritt. Damit erledigt sich das genannte Bedenken und es scheidet dieser scheinbar vorweg genommene Bestandtheil der βεβαίωσις hier aus. Während die Bebaiose im Hausthierkauf BGU. I 87 sehr einfach lautet: βεβαίωσ(ν) τὴν ὁμολογοῦσαν τὰ κατὰ τὴν πρᾶσιν τάτην διὰ παντὸς πάσῃ βεβαίωσ, und für den Fall der mangelnden Bebaiose nichts besonders ausgemacht ist, knüpft sich im Sklavenkauf an das [βε]βα[ι]ώ[σειν] — [πάσ]τῃ βεβ[αι]ώσ[ι] noch folgendes: [καὶ παρέξουσθαι] ἀνέπαφον καὶ ἀνεπ[ε]χύρα[στον] καὶ ἀνεπι[δάνει]στ[ον] κ[αὶ] καθ[αρὸν ἀπὸ] πα[ν]τὸς ὀφιλήματ[ος] δημο[σί]ου μέχρι τῆς [.²⁾] ἀπὸ [δὲ] εἰδιωτικῶν κ[αὶ] πάσης ἐμπο[ι]ήσεως διὰ [πα]ντὸς κ[αὶ] μηδ[έν]α κολῶντα Θεαν[ὴ] μηδὲ πῶς [π]αρ' αὐτῆς κυριεύοντ[ας] τοῦ δο[υ]λι[κοῦ] ἐγγόνου Σω[τ]ῆ καὶ οἰκονομοῦντας καὶ [. . . [χρωμένους ὡς ἐὰν αἰρῶνται]. Das Kaufobject soll also prästiert werden »unberührt³⁾ und unverpfändet und unbeliehen und rein⁴⁾ von aller Schuldenlast, von öffentlicher (bis zum heutigen Tage?) von privater und aller Pfändung durchaus« (Uebersetzung bisher nach Gradenwitz), und niemand dürfe die Theano und ihre Rechtsnachfolger an der freien Verfügung über das Sklavenkind und an dessen beliebiger Verwendung behindern. Die Schlußclausel enthält dann die Strafe für den Fall mangelnder βεβαίωσις. Wie der Verf. gut beobachtet hat (S. 59 f. vgl. 103), geht diese Strafe in den griechischen Contracten nicht auf den Werth des zu Unrecht veräußerten Objectes, sondern auf Zurückgabe des zu Unrecht erhaltenen Preises, bzw. eines Vielfachen desselben, während die römischen Urkunden in dieser Hinsicht schwanken und bald auf Zahlung des Werthes der Sache oder des Duplums, bald auf Herausgabe des gezahlten Preises oder dessen Duplum gehen. Das B.G.B. § 440¹ läßt dem Verkäufer die Wahl (S. 60¹). — Das dritte vom Verf. eingehend (S. 64 ff.) behandelte Kaufvertragsparadigma ist der lateini-

1) Vgl. Oxy. II p. 234 zu Pap. 263, 10: apart from epilepsy and leprosy. Gegen die Deutung auf Lepra würde allerdings der Umstand sprechen, daß dies ja ein offener Mangel wäre. Sollte eher an Besessenheit zu denken sein? Vgl. van Herwerden, Lexicon graecum 1902 p. 290: 'vid. ne potius agatur de furore, daemonum incursum tributo'.

2) Ich gebe den Papyrus nach Gradenwitz, von dem, sowie von Wilcken und dem Herausgeber Viereck selbst die editio princeps mannigfach verbessert wurde. An dieser Stelle sagt Gradenwitz in der Uebersetzung »bis (zum heutigen Tage?) von« etc., also, da der Raum von circa 13 Buchstaben frei ist, τῆς [ἐνεπαύσης] ἡμέρας ἀπὸ] — (?).

3) Hier ist jedenfalls nicht mehr an die ἐπαφή gedacht, sondern hier mag an etwas der manus iniectio Entsprechendes zu denken sein.

4) Hiezu vgl. Gradenwitz S. 87 und die Bemerkung Spiegelbergs S. 9^a.

sche P. Lond. II 229¹⁾, ein ›hybrider Sklavenkauf‹, d. h. ein im wesentlichen römischer Kaufvertrag mit einer Reihe von Abweichungen, die sich größtentheils auf hellenistischen Einfluß zurückführen lassen. So macht der Verf. vor allem aufmerksam auf die in dieser Urkunde begegnende Subscriptio anstatt der für die siebenbürgischen Verträge typischen Siegelung.

An die Kaufverträge schließen sich Beispiele anderer Verträge, so zunächst (S. 69 ff.) Fälle der ›Trennung einer Gemeinschaft‹ — Wilcken vermuthet in BGU. II 241, 7 συγχωροῦσιν statt ὁμολογοῦσιν (D.L.Z. 1900, 2468) —, dann ›Anzahlung und Abzahlung‹ (S. 81 ff.). Bemerkenswerth ist hier das über die als ἀρράβων bezeichnete Anzahlung Gesagte. Während wir unter Angeld eine im Verhältnis zur Hauptleistung unbedeutende Summe zu verstehen pflegen, ist der ἀρράβων in den Papyri ein bedeutender, oft sogar der größere Theil der ganzen Leistung, so $\frac{5}{8}$ (BGU. II 446, 5) $\frac{2}{3}$ (Lond. II 334 [S. 211 f.], 14 f.), $\frac{1}{5}$ (Lond. II 143 [S. 204 f.], 14 f.). Mit Rücksicht auf diese Höhe der arrha ist nichts dagegen zu sagen, wenn Gradenwitz den ἀρράβων als Theilzahlung bezeichnet. Aber für diese Theilzahlung gilt doch der bereits oben (S. 516) erwähnte νόμος τοῦ ἀρραβώνος: der Arrhageber haftet mit der arrha und der Arrhahemer ebenfalls mit einem gleich großen Betrage für die Vertragserfüllung. Erstere Haftung ist auch römisch-rechtlich, letztere scheint mir, wenn ich recht sehe, griechisch-rechtlich und von da aus in den Codex gekommen zu sein. — Den Schluß der Vertragstypen bilden Fälle von Darlehen mit Pfand und Bürgschaft. Da ist zunächst an Lond. II 311 (S. 219 f.) die Art und Weise bemerkenswerth, wie das Pfand bestellt wird. Auf die Verpfändung bezieht sich hier Z. 9 f. δεδωκέναι δὲ [τῇ]ν Θαῆσιν [ἐν] [ὅπ]αλλάγματι²⁾ καὶ διεγγυήματος³⁾ — Pfandobjecte etc. Die Folgen der Verpfändung sind aber hier nur die, daß die Schuldnerin, welche das Pfand bestellt hat, dasselbe nicht verkaufen, weiter verpfänden, noch sonst darüber verfügen darf, bis Capital und Zinsen zurückerstattet sind (S. 88). Es scheint demnach, daß wir hier eine eigenartige Form des Proteusbegriffs 'Pfandrecht' vor uns haben, welche lediglich darin besteht, ›das Recht der Verpfänderin lahm zu legen, und so sie psychologisch zur Rückzahlung zu nöthigen‹. Auch hier ist — sowie über-

1) Ueber die Edition des Papyrus vgl. Lond. II p. XXII und Gradenwitz 64¹.

2) So ist zu lesen statt συναλλάγματι, wie Kenyon in der Editio princeps liest und Gradenwitz zur Grundlage seiner Ausführungen macht. Vgl. Wilcken, Archiv I, 60.

3) So Gradenwitz. Kenyon behilft sich, indem er δι' ἐγγυήματος trennt. Möglicherweise steht aber der Genetiv statt des Dativs.

haupt speciell auf dem Gebiete des Pfandrechts der Urkunden – dogmatisch noch keineswegs alles klar. Wenn das Pfandrecht dinglich wirkte, so war der Pfandgläubiger ja ohnehin gegenüber jedem, der nach ihm ein Recht am Pfandobjecte erwarb, geschützt. Diente also das Verkehrsverbot in einem solchen Falle nur als Schutz gegen dolose Veräußerung und Verschlechterung der Pfandsache? Begreiflich wäre dies, da ja der Verpfänder im Besitze blieb, indeß kann die Erklärung dieser Bestimmungen auch in anderen Ursachen zu suchen sein. Aus anderen Gründen bemerkenswerth ist das »Darlehen nebst Hypothek mit römischen Anklängen« in BGU. III 741 aus den J. 143/4 n. C. (S. 89 ff.). Es ist hier für ein Darlehen eine Hypothek bestellt und außerdem für den Fall der Unzulänglichkeit derselben auch noch das übrige Vermögen subsidiär (vgl. die römische *exceptio excusionis realis*) generaliter verpfändet. Aber das Bemerkenswertheste an dieser Urkunde ist die Ausdehnung der in derselben bestellten Hypothek auch auf eine andere ältere Darlehensforderung desselben Gläubigers gegen denselben Schuldner. Hier glaube ich die Ausführungen des Verf. durch den Hinweis auf ein Institut des späteren römischen Pfandrechts ergänzen zu können. Nachdem in der Urkunde Z. 40 ff. ein zwischen den beiden Contrahenten früher abgeschlossenes Darlehen ausdrücklich als noch aufrecht bestehend erklärt, also gegen eine eventuelle Novation Verwahrung eingelegt wird (S. 93), heißt es Z. 45 ff.: καὶ οὐ [. .] . εἶται τήνδε τὴν ὅπο- [θή]κην, εἰ μὴ πρότερον ἀποδο[ῖ] καὶ τὰς κατὰ τ[ὴ] συνάλ]λαγμα δραχμὰς τετ[ρα]κοσίας ἐξήκοντα καὶ τόκο[υς] διὰ τὸ ἀλλη[λέ]γ[ου]σιν εἶναι, d. h. also der Pfandschuldner soll das Pfandobject nicht von der Hypothek befreien können¹⁾, bevor er nicht auch das frühere Darlehen, für welches also diese Hypothek nicht bestellt gewesen war, zurückgezahlt hat. Gradenwitz erwähnt die »sonderbare Erweiterung der doch als erststellig bezeichneten Hypothek auch auf das frühere Darlehen«, eine derartige Abmachung erinnert aber sofort an das sog. gordianische Pfandrecht in C. Just. 8, 26, 1 § 2: *Ac si in possessione fueris constitutus, nisi ea quoque pecunia tibi a debitore reddatur vel offeratur, quae sine pignore debetur, eam restituere propter exceptionem doli mali non cogaris. iure enim contendis debitores eam solam pecuniam, cuius nomine pignora obligaverunt, offerentes audiri non oportere, nisi pro illa etiam satisfecerint, quam mutuam simpliciter acceperint.* Es darf also der Pfandgläubiger, auch wenn die Pfandschuld bezahlt ist, das Pfand so lange retinieren, bis auch eine anderweitige ihm gegen den

1) Der Verf. sagt (S. 93) der Pfandschuldner soll die Hypothek »nicht zurückerhalten«. War aber der Pfandgläubiger im Besitze derselben? Leider ist es nicht gelungen, die entscheidende Lücke zu ergänzen.

Verpfänder zustehende chirographarische Forderung getilgt ist. Diese Bestimmung stammt von Kaiser Gordian aus dem J. 239 n. C. und hat, wie Dernburg (Pandekten⁵ I, 687) hervorhebt, insofern eine singuläre Natur, als das Retentionsrecht in der Regel Connexität der Ansprüche voraussetzt »d. h. eine wirtschaftliche Zusammengehörigkeit der Ansprüche, welche entweder durch denselben Entstehungsgrund oder durch die Beziehung auf dasselbe Object gegeben ist« (vgl. auch ebenda S. 328). Ein ganz ähnliches Verhältniß liegt nun in unserem Papyrus vor, freilich handelt es sich hier um eine Hypothek, bei welcher der Verpfänder im Besitze der Pfandsache bleibt¹⁾, aber die Befreiung von der Verhaftung des Pfandobjects soll geradeso wie beim gordianischen Retentionsrechte erst erfolgen, wenn auch die chirographarische Forderung gezahlt ist. Auch ist das Recht des Gläubigers am Hypothekarobjecte nicht dasselbe bezüglich seiner beiden Forderungen. Für die pfandversicherte Forderung ist ausgemacht, der Gläubiger könne im Falle der mora debitoris ἐπιτελεῖν τὰ κατὰ τῆς ὑποθήκης νόμιμα (Z. 28 f.), für die (vermuthlich bloß chirographarische) frühere Forderung heißt es nur καὶ οὐ [. .] . εἶται τήνδε τὴν ὑπόθεσιν, εἰ μὴ πρότερον ἀποδοῖ, ein Verkaufsrecht steht also dem Gläubiger bezüglich dieser Forderung jedenfalls nicht zu. Bemerkenswerth ist endlich von diesem Gesichtspunkte aus auch der Schlußpassus διὰ τὸ ἀλλή[λέ]γγοι εἶναι, es scheint damit auf eine Connexität der Ansprüche hingewiesen zu werden, und zwar n. E. nicht der beiden demselben Gläubiger zustehenden Darlehensansprüche (so der Verf. S. 94), sondern eher der Ansprüche des Schuldners auf Befreiung des Hypothekarobjects nach Tilgung der hypothekarisch versicherten Forderung und des Gegenanspruchs des Gläubigers auf Bezahlung der früheren nicht durch diese Hypothek gedeckten Forderung. Wie diese mit den kurzen Worten διὰ τὸ ἀλλή[λέ]γγοι εἶναι behauptete Connexität aber zu begründen wäre, ist mir allerdings nicht klar, dennoch scheint der Wortlaut auf diese Auslegung hinzuweisen. Wenn nun die Beziehung unserer speciellen Vereinbarung zwischen Pfandgläubiger und Pfandschuldner zur späteren allgemeinen Norm des Kaisers Gordian zutrifft, so haben wir ein neues Beispiel für die Reception einer oströmischen Gepflogenheit in das Reichsrecht des Codex.

Im römischen Pfandrecht gilt der Satz *pignoris causa indivisa est* (vgl. Dig. 21, 2, 65 und Dig. 45, 1, 85 § 6 — *quemadmodum non prodest ad pignus liberandum partem creditori solvere* —). Demgegenüber erörtert Gradenwitz (S. 94 vgl. S. 114) die BGU. II 445, in der eine Mesitie (= Verpfändung S. 94²⁾) mit von der römischen

1) A. M. scheint Gradenwitz zu sein, vgl. die vorige Note.

Regel abweichenden Rechtsfolgen erwähnt ist¹⁾. In der Urkunde bekennt die Gläubigerin von der Schuldnerin einen Theil der Forderung erhalten zu haben, und es wird auf Grund dieser Abschlagszahlung ein Theil der verpfändeten Aruren vom Pfandnexus frei. Welches Geltungsgebiet diese dem römischen Rechte widerstrebende Satzung des griechischen Pfandrechts hatte, vermögen wir m. W. noch nicht zu bestimmen. — Den Schluß dieses Abschnittes bildet eine Besprechung von BGU. I 179, die der Verf. in der edierten Gestalt als sinnlos erwiesen hat. Wilcken hat auf Grund des Facsimiles neue Lesungen vorgeschlagen, welche die Urkunde größtentheils verständlich zu machen geeignet sind²⁾. Auch Gradenwitz weist nunmehr darauf hin (Archiv II, 112*).

Der dritte Abschnitt ist überschrieben: »Gemeinsames über Vertragsurkunden«. Er zerfällt wiederum in 4 Abtheilungen. »A. Bestandtheile. B. Der Charakter der Urkunden. C. Personen. D. Gegenstand der Kaufverträge«.

Sub A) behandelt Gradenwitz unter theilweise neuen Gesichtspunkten wiederum die auch im zweiten Abschnitte an die Spitze gestellten Kaufverträge, wobei ich vor allem auf das über die *καταγραφή* (S. 104 ff.) Bemerkte verweisen möchte. Dabei kehrt die schon oben (S. 528 f.) angedeutete schwierige Frage nach der Bedeutung der *καταγραφή* und *παραχώρησις* und dem gegenseitigen Verhältnisse beider Institute zu einander wieder. Ob der Verf. nicht die Bedeutung der letzteren doch unterschätzt? Indeß ich will hier nicht mit ihm rechten, wenn ich eine positive Lösung all der schwierigen Fragen nicht zu bieten vermag. Mit klaren Strichen sind die Bestandtheile der einzelnen Urkunden herausgearbeitet, nach den Kaufverträgen die *δάνεια*, wobei auch werthvolle Beobachtungen über das antichretische Pfand eingeschaltet sind; hernach kommen Quittungen mit der Doppeltheilung in der Erklärung des Ausstellers 1) der Erklärung des *ἀπέχειν*, dem eigentlichen Empfangsbekenntnis — dadurch nähern sich die Quittungen äußerlich den Darlehnschuldscheinen — und 2) der auf die Zukunft bezüglichen Clausel *μὴ ἐπελεόσασθαι . . . περὶ ὧν ἀπέχει δραχμῶν*. Hiebei kann es sich ergeben, daß gar nichts mehr geschuldet wird, wobei dann eine Generalquittung ertheilt wird, oder daß noch ein Theil geschuldet bleibt, wobei dann nur eine Theilquittung erfolgt. Jedenfalls aber begnügt man sich nicht mit dem

1) Vgl. über den Begriff der *μεσίτια* und des *μεσίτης* Mitteis, Hermes 30, 616 ff. Ihr Wesen und ihre Unterscheidung von der Hypothek ist noch nicht festgestellt, möglich, daß die Mesitie nicht zum Verkauf führt, ein Gedanke, dem, wie ich nunmehr sehe, auch Gradenwitz (Archiv II, 100 Anm.) Ausdruck gibt.

2) D. L. Z. 1900, 2469.

bloßen Empfangsbekenntnis, sondern schließt daran eine Saldierung (S. 119 ff.).

Die rechtsgeschäftlichen Urkunden theilt nun Gradenwitz (sub B) (S. 122 ff.) ein in *ὁμολογίαι*, von gewerbemäßigen Schreibern verfaßte Protokolle (*ὁμολογεῖ Πέτρος Στεφάνῳ ἀπέχειν παρ' αὐτοῦ κτλ.*), dann *χειρόγραφα*, Briefe (*Πέτρος Στεφάνῳ χαίρειν. ὁμολογῶ ἔχειν* oder *ἔχω κτλ.*), *διαγραφαί*, d. h. von gewerbsmäßigen Geldwechslern verfaßte Verschreibungen (*Στέφανος Πέτρῳ ἀπέχειν αὐτὸν [sc. Πέτρον]*), und endlich *ὁπομνήματα*, Briefe mit der mehr juristischen Form *Στεφάνῳ παρὰ Πέτρον* (*ὁπομνήμα* S. 124). Gegen diese Viertheilung wurden von Wilcken (D.L.Z. 1900, 2467 f.) Einwendungen erhoben, die unsere seither erweiterte Quellenkenntnis und vermehrte Bearbeitung des Materials als berechtigt erscheinen lassen. Daß auf einem der Wissenschaft erst so kurze Zeit zugänglichen Forschungsgebiete, das durch die steten neuen Funde immerwährenden Veränderungen unterworfen ist, Correcturen und Ergänzungen einer Erstlingsbearbeitung irgend einer Partei nöthig werden, wird kein Einsichtiger dem ersten Bearbeiter zum Tadel anrechnen. Seit Gradenwitz diesen Aufsatz schrieb (1895, Vorwort S. IX f.), sind Mitteis Trapezitika erschienen, welche die Lehre von den *διαγραφαί* berichtigten und vertieften, und auch Gradenwitz selbst hat seither gerade auf diesem Gebiete Neues geschaffen (vgl. S. 33¹ und neuestens Archiv II, 96 ff.). Wilcken streicht zunächst aus Gradenwitz' Eintheilung die *ὁπομνήματα* weg, denn es sind dies nicht Verträge, sondern Eingaben an den *ἀρχιδικαστήν*, in welchem Verträge zum Zwecke der *δημοσίωσις* oder des *σωματισμός* (Archiv I, 176), eingereicht werden. Es ist demnach klar, daß die Form eines solchen *ὁπομνήμα* mit der Form des eingereichten Vertrages nichts zu thun hat. Entfällt also diese von Gradenwitz angenommene Art der Urkunden, so constatirt Wilcken eine andere, welche Gradenwitz übersehen hat, das von Wilcken sog. agoranomische Protokoll. Dieses ist uns aus den ptolemäischen Urkunden sehr wohl bekannt. Ich verweise z. B. für einen Darlehensvertrag auf Grenf. II 18 (127 v. C.): Jahr, Monat, Tag, Ort, ἐπ' Ἀσκληπιάδου ἀγορανόμου, ἐδάνεισεν creditor debitoribus, ἀποδότωσαν debitores. Aus der römischen Zeit haben wir allerdings in ungleich größerer Anzahl *ὁμολογίαι*. Ob diesem objectiv stilisierten Protokoll jedesmal eine darauffolgende *ὁμολογία* entsprach, wie Wilcken, wenn ich recht verstehe (S. 2468), anzunehmen scheint, kann hier nicht ausgemacht werden, jedenfalls aber ist ihm Recht zu geben, wenn er diesem Protokoll neben der *ὁμολογία* eine Sonderexistenz zuschreibt ¹⁾.

1) Herzen, Z. S. St. 22, 233 läßt allerdings das Vorkommen des *χρηματισμός* (des agoranomischen Protokolls) dahin stehen. Bemerkt sei noch, daß Graden-

Der Unterschied zwischen der *ὁμολογία* und dem *χειρόγραφον* tritt aber äußerlich nicht in dem Vorkommen, bzw. Nichtvorkommen des Wortes *ὁμολογῆν* zu Tage. Auch der Brief kann *ὁμολογῶ* enthalten, wie die Zusammenstellung (S. 131 ff.) deutlich zeigt, aber die *ὁμολογία* ist stets objectiv stilisiert, es ist die Erklärung des A an den B, die der C protokolliert (daher stets 3. Person *ὁμολογεῖ*), der Brief dagegen ist subjectiv stilisiert, eine von A geschriebene Erklärung des A an den B (daher stets 1. Person *ἔχω* oder *ὁμολογῶ ἔχειν*). Als wesentliches Merkmal für die *ὁμολογία* findet der Verf. die genaue Personalbeschreibung aller handelnd auftretenden Personen (Aussteller, Destinatäre, *κύριοι*, Zeugen, *ὀπογραφεῖς*), ein Merkmal, das bei den *χειρόγραφα* fehlt (S. 129). Eine solche Personalbeschreibung erstreckt sich auf die Namen der Eltern, auf die Angabe des Alters, und dann vor allem auf die Angabe der *οὐλαί* an verschiedenen, namentlich unverhüllt getragenen Körpertheilen (S. 130), bzw. auf das Fehlen von *οὐλαί* (*ἄσχημος*). Ich möchte hier eine Digestenstelle anfügen, in der auf *notae* bzw. *cicatrices* Bedacht genommen wird, allerdings bei *servi fugitivi*, nämlich Dig. 11, 4, 1 § 8a (Ulpian): *Eorumque (sc. fugitivorum) nomina et notae et cuius se quis esse dicat ad magistratus deferantur, ut facilius agnosci et percipi fugitivi possint (notae autem verbo etiam cicatrices continentur)*. Vgl. auch die *stigmata* C. Just. 11, 10, 3: *stigmata, hoc est nota publica fabricensium brachiis ad imitationem tironum infligatur*. In Aegypten rührten diese *οὐλαί* wohl vielfach von den Züchtigungen wegen Steuerverheimlichung her¹⁾. — Auf die unzutreffende Behandlung speciell der Pachtverträge (S. 138 f.) hat gleichfalls bereits Wilcken hingewiesen (D. L. Z. 1900, 2470), eine Verschiedenheit zwischen den Formen, in denen speciell diese Verträge auftreten und den Formen der anderen Verträge ist nicht festzustellen; eine Eigenthümlichkeit bieten die seither von verschiedener Seite²⁾ erkannten Pachtangebote als Offerten in einem Versteigerungsverfahren.

S. 142 ff. behandelt der Verf. die *ὀπογραφή*. Eine solche kommt bei *ὁμολογία* und auch bei *χειρόγραφα* vor, hat aber, wie der Verf. mit Recht S. 143 hervorhebt, nur bei ersteren einen Sinn, indem der Aussteller das vom Schreiber des Protokolles Aufgenommene

witz (S. 92') die in *χειρόγραφα* häufig wiederkehrende Schlußformel *κύριον ἔπεως καταχωρισμένον εἰς δημόσιον* irrig anders übersetzt hat, als dies schon Mitteis, Hermes 30, 599, gethan hatte. Es muß heißen »giltig als wenn die Urkunde eingetragen wäre« und es soll diese Formel einen Ersatz bedeuten für die kostspielige *δημοσίωσις*, vgl. Näheres bei Wilcken, a. a. O. 2469.

1) Vgl. Amm. Marcell. 22, 16, 23 und Wilcken, Ostraka I, 470.

2) Vgl. Archiv II, 105 (Gradenwitz), 128 f. (Wilcken), 60 f. (Wenger).

durch seine ὑπογραφή für sich verbindlich macht, während die ὑπογραφή bei einem holographen Briefe nur überflüssiges Beiwerk ist. Diese ὑπογραφαί werden entweder, wenn der Aussteller der Erklärung des Schreibens kundig ist, von diesem selbst, oder, wenn er ἀγράμματος ist, von einem ὑπογραφεὺς, einem Freunde, ausgestellt. Zu den von Gradenwitz beigebrachten Beispielen füge ich einen in zwei Copien erhaltenen Darlehensschuldchein bei, nämlich P. Gen. 9 (251 n. C.). Diese Urkunde (ein χειρόγραφον mit Subscriptio: Ich Schuldner δεδάνεισμαι — καὶ ἀποδώσω ὡς πρόκειται) ist nun dadurch bemerkenswerth, daß für den schreibkundigen Schuldner eine Frau (wohl seine Ehefrau) als Subscribentin fungiert: Ἀβρηλία Οὐαλερία καὶ ὡς χρηματίζω ἔγραφα ὑπὲρ αὐτοῦ γράμματα μὴ εἰδότης. — Die Subscriptio ist ausführlicher als bei uns, während wir bloß den Namen hinsetzen und damit schon die Absicht ausdrücken, das in der Urkunde Geschriebene gegen uns gelten zu lassen, wiederholen die ägyptischen Urkunden entweder in kurzen Schlagworten den Inhalt des Protokolls in der Subscriptio oder es heißt wenigstens ὡμολόγησα καθὼς πρόκειται (S. 147). Die eventuell eintretenden vom Aussteller verschiedenen ὑπογραφεῖς fungierten aber lediglich als Schreibgehilfen, »mit dem Wesen des Rechtsgeschäftes standen sie in keiner Beziehung« (S. 146).

Sub C werden die Personen in den Vertragsurkunden einer genauen Analyse unterzogen. Für Kaufurkunden, in denen mehrere Verkäufer auftreten, vermag der Verf. kein vollständiges Beispiel vorzubringen, also auch die Frage nicht definitiv zu beantworten, ob die einzelnen Verkäufer in solidum oder pro parte haften. Der Verf. erklärt (S. 151) im Zweifel das erstere anzunehmen, und es ist ihm hierin m. E. zuzustimmen. Zur Unterstützung hätte die in den bisher bekannten ptolemäischen und römischen Urkunden immer ausgemachte Solidarhaftung mehrerer Darlehensschuldner angeführt werden können. — Wichtig ist das S. 152 ff. über die Parteienbeistände und Vertreter Gesagte. Die Rechtssprache der Quellen unterscheidet deutlich zwischen dem Beistand, mit welchem (μετά), und dem Vertreter, durch den (διὰ) die Partei handelt. Als Beistand erscheint vor allem der κύριος der Weiber, der allerdings eine ganz untergeordnete Rolle spielt und dessen rein formale »passive Assistenz« von noch geringerer Bedeutung ist, als die des stadtrömischen tutor mulierum. Als κύριος erscheint ein wohl von Fall zu Fall bestimmter männlicher naher Angehöriger der Frau (Ehemann, Vater, Sohn, Bruder, Neffe, Avunculus, ja auch Schwager [ἀδελφῆς ἀνὴρ] oder bloß generell συγγενής) (S. 153). Interessanter sind die Beobachtungen über den φροντιστής, den Vertreter. Er handelt für den dominus, mag dieser minderjährig sein oder auch schon großjährig, sodaß der

προντιστής bald curator, bald procurator ist. Der dominus kann ihn ermächtigen «ἐκ τοῦ ἐμοῦ ὀνόματος» (BGU. I 300, 6 f. aus dem Jahre 148 n. C.) zu handeln und im Vorhinein die εὐδόκησις (die ratihabitio) aller vom Vertreter vorgenommenen Rechtsacte ertheilen. In einem solchen Falle ist der προντιστής gewiß einfach directer Stellvertreter. Es hat sich also im Gegensatz zum römischen Rechte ¹⁾ hier im Provinzialrechte das Institut der directen Stellvertretung auch bei Vertragsabschlüssen — BGU. 300 nennt besonders Abschluß und Kündigung von Pachtverträgen, Ausstellung von Quittungen — früh herausgebildet. Die Basiliken übersetzen deshalb auch 37, 7, 45 προντιστής direct mit procurator (S. 156¹⁾). Einmal (BGU. I 168, 2) bezeichnet sich der Vormund von Minderjährigen, der gleich dem προντιστής für sie, nicht neben ihnen handelnd auftritt, als πρόδικος, endlich begegnet uns das Wort ἐκδικος für den Proceßvormund einmal (BGU. I 136, 4) einer Frau und einmal (BGU. I 361 II, 16) eines Kindes. Das Ganze macht den Eindruck der Verwirrung, die scharfe römische Begriffsscheidung zwischen tutor, curator und procurator fehlt (vgl. Herzen, Z.S.St. 22, 233).

Im Schlußparagraphen (S. 163 ff.) stellt Gradenwitz die Gegenstände der Kaufverträge nach dem von ihm verarbeiteten Materiale zusammen und findet dabei, daß — soweit eben sein Material reicht — nur Grundstücke, Hausthiere und Slaven (vgl. die interessante Analogie zu den römischen res Mancipi) als Gegenstände der schriftlichen Kaufverträge erscheinen. Ob sich die daran geknüpfte Vermuthung bestätigen wird, daß man nur für solche Sachen mit Ausschluß der anderen οἰκονομίαι (instrumenta) aufnahm, ähnlich wie in Rom nur für gewisse Sachen eine Mancipatio zulässig war, hängt nicht bloß von einer eingehenden Untersuchung des gesammten bereits publicierten Quellenmaterials ab, sondern derartige Schlüsse sind auch immer insofern etwas gewagt, als ja stets mit dem Zufalle gerechnet werden muß, daß uns eben nur derartige Kaufverträge erhalten geblieben, andere dagegen verloren gegangen sein können. Jedenfalls ist es aber verdienstlich, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt zu haben.

Wenn wir nach diesen größtentheils referierenden und ab und zu ergänzenden Ausführungen nochmals das Buch als Ganzes überblicken, so können wir uns der schönen und werthvollen Gabe, die uns der Verf. geboten hat, nur herzlich freuen und der frohen Erwartung Ausdruck geben, daß diesem ersten Hefte der Einführung bald das versprochene zweite folgen möge.

1) Vgl. Hupka, Die Vollmacht S. 7.

Die Quedlinburger Itala-Miniaturen der Bibliothek zu Berlin. Fragmente der ältesten christlichen Buchmalerei, hrsg. von V. Schultze. Mit 7 Tafeln und 8 Textbildern. München 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 44 S. 4°. Preis 15 M.

In den achtziger Jahren wurden in Quedlinburger Einbänden des XVII. Jahrh. in Quedlinburg und Magdeburg fünf Blätter aus einer mit Miniaturen geschmückten Italahandschrift gefunden. Vier davon befinden sich jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin, eins in der Sammlung der Schloßkirche von Quedlinburg. Der Text der Fragmente wurde von Mülverstedt (Zeitschrift des Harzvereins 1874) und von Schum (Theol. Studien und Kritiken 1876) besprochen, die Miniaturen wurden bisher nur kurz von Lüdtkke erwähnt (Untersuchungen zu den Miniaturen der Wiener Genesis 1897, S. 39). Schultze veröffentlicht nun diese Fragmente. Seine Publication enthält außer einer Transscription und Ergänzung des Textes eine, wie es scheint, gute Beschreibung der Miniaturen, von denen zwölf auf sechs Lichtdrucktafeln reproducirt werden. Die Miniaturen sind zum Theil ganz zerstört — zwei Bilder konnten deshalb gar nicht reproducirt werden — und durchwegs sehr abgerieben. Nach der Beschreibung ist vielfach dem Original mehr zu entnehmen als der Photographie, es wäre also vielleicht auch eine Nachzeichnung angezeigt gewesen. Auch eine Reproduction wenigstens einer Miniatur in Farben, deren Kosten ja heute nicht mehr unerschwingbar sind, wäre natürlich sehr erwünscht gewesen.

Der vorhieronymianisch lateinische Text der Blätter enthält Fragmente aus den Büchern Samuelis und der Könige. Die Miniaturen sind Illustrationen zu diesen Theilen des alten Testaments; im ersten Bilde wird die Begegnung Sauls mit zwei Männern neben dem Grabe der Rahel dargestellt, im zweiten die Begegnung mit drei Männern an der Eiche Thabor, im dritten das Zusammentreffen Sauls mit den Propheten u. s. w. Bei den Miniaturen sind kurze Anweisungen für den Maler in Cursivschrift stehen geblieben. Die Miniaturen füllten zu vier zusammengestellt je eine Blattseite aus, die gegenüberliegende Seite enthielt nur Text. Außerdem enthielt die Handschrift Blätter, welche auf beiden Seiten nur beschrieben waren. Die Zusammenstellung von je vier Miniaturen auf einer Seite hatte zu Folge, daß die Bilder nur zum Theil sich neben dem zugehörigen Text befunden haben, und es entspricht dieser Anordnung, daß die Illustrationen dem erhaltenen Texte nur ausnahmsweise parallel gehen. Die Handschrift enthielt neben dem Texte eine Bilderbibel

im eigentlichen Sinne des Wortes. Welchen Theil der hl. Schrift sie umfaßte, dürfte kaum auszumachen sein.

Ueber den Character der Bilder sagt Schultze, daß sie darin völlig damit übereinstimmen, was von Wickhoff als der eigene Stil der Miniaturisten bezeichnet wurde. Der Maler begnügt sich mit einer einfachen Erzählung des dargestellten Vorganges und verwendet in den Compositionen und in der Licht- und Farbengebung die malerischen Mittel der antiken Malerei nur in ganz geringem Maße mehr.

Die Datierung der Fragmente bietet, wie das bei allen altchristlichen Handschriften der Fall ist, große Schwierigkeiten. Schultze weist darauf hin, daß die Unciale der Blätter genau mit den Italafragmenten des Codex Fuldensis übereinstimmt, welche von E. Ranke in den Anfang des V. Jahrh. versetzt wurden, doch finde sich dieser Typus auch bereits in dem Codex palimpsestus Bobiensis und in dem Evangeliencodex zu Vercelli, welche in das IV. Jahrh. gewiesen wurden. Es lasse sich demzufolge gegen die Möglichkeit, daß die Quedlinburger Fragmente schon im IV. Jahrh. entstanden sind, paläographisch kein Einwand erheben. Dem entgegen ist zu betonen, daß die Datierungen der zum Vergleich angezogenen Codices ebenfalls in der Luft hängen und nur ganz hypothetisch zu nehmen sind. Mit Recht betont Traube, dem wir die wertvollsten paläographischen Aufschlüsse, die in der letzten Zeit gemacht wurden, verdanken, daß sich die Datierung der Majuskelscodices überall, wo sie nicht durch nichtpaläographische Anhaltspunkte unterstützt wurde, als ein Fehltritt erwiesen hat ¹⁾. Dasselbe gilt noch mehr von den Cursivinschriften der Fragmente.

Als entscheidend für die Datierung der Fragmente hält Sch. die Miniaturen, die er, »wenn nicht die Paläographie Einspruch erhöhe«, bis in das dritte Jahrhundert zurückversetzen möchte. Auch mir scheint eine Divergenz zwischen der Schrift und den Miniaturen zu bestehen, wenigstens theilweise. Es ist die Möglichkeit zu erwägen, ob wir es nicht mit Wiederholungen von älteren und anderweitig verbreiteten Vorlagen zu thun haben, wie es bei allen spätantiken Bilderhandschriften nachgewiesen werden konnte. Es spricht vieles dafür. Dem alterthümlichen Character der einzelnen Compositionen und Figuren entspricht bei weiten nicht die Ausführung. Die Fragmente stehen in dieser Beziehung sehr hinter dem Codex Vaticanus des Vergil zurück und bereits bei dieser Handschrift mußte nach den sorgfältigsten Untersuchungen die Frage offen bleiben, ob die Copien älterer Vorlagen, die sie enthält, im IV. oder

1) Strena Helbigiana S. 309 ff.

VI. Jahrh. entstanden sind¹⁾. In den Miniaturen der Quedlinburger Fragmente ist der landschaftliche Zusammenhang bereits stark gelöst. Auch die gar zu starke Betonung der Größenverschiedenheit zwischen dem König und seinen Dienern bei der Opferungsscene auf Taf. III, ein Unterschied, welcher in einer perspectivisch sich besser vertiefenden Composition den Ursprung hatte, weist auf eine Copie hin; desgleichen der im Verhältnis zur Güte der Compositionen schlecht gezeichnete betende Samuel auf Taf. III unten, oder der dem Saul nacheilende Samuel auf Taf. IV oben. Die Maleranweisungen können sich natürlich ebenso auf eine Auswahl aus der Vorlage als auf neue Erfindungen beziehen. Es muß nach den Ergebnissen der bisherigen Forschung mit Bestimmtheit angenommen werden, daß jeder Bildercyklus in der spätantiken und frühmittelalterlichen Büchermalerei oft und durch lange Zeit wiederholt wurde; es wäre ein kaum denkbarer Zufall, wenn sich die Originalvorlage erhalten hätte.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Blätter wird von Schultze, wie es mir scheint, doch zu hoch angeschlagen und auch nicht richtig interpretiert. Er legt ihnen »grundlegende Bedeutung« für die Beurtheilung der nachconstantinischen Kunstentwicklung im Osten und Westen bei. Als »allgemein zugestanden« nimmt er an, daß seit der Mitte des vierten Jahrhunderts gerechnet, christliche und römisch-christliche Kunst eigenartig neben einander bestehen; nur hätte man bisher die altchristliche Büchermalerei ausschließlich nach der Ausprägung beurtheilt, welche sie in der hellenistisch-christlichen Kunst gefunden hat, in der Quedlinburger Itala trete dagegen die Buchillustration des Westens, »vielleicht in ihrer höchsten Leistungsfähigkeit unerwartet hervor«.

Es ist richtig, daß die Quedlinburger Fragmente dem Vaticanischen Vergil näher stehen als z. B. der Wiener Genesis, aber eine verallgemeinernde Gegenüberstellung wäre, abgesehen von dem gar zu geringen Vergleichsmaterial, nur dann einigermaßen berechtigt, wenn sich erweisen ließe, daß die Miniaturen, oder besser gesagt, ihre ursprünglichen Vorlagen derselben Zeit und derselben Kategorie von Handschriftenillustrationen angehören. Weder das eine noch das andere ist der Fall.

Die Vergilminiaturen gehen in eine Zeit zurück, in der man erst begonnen hat, langsam den Pergamentcodex für litterarische Zwecke zu benützen. Wir verdanken bekanntlich den Untersuchungen Birts Aufschlüsse darüber, welche Werke ursprünglich in die Codex-

1) Vgl. Nohac, *Le Vergile de Vatican et ses peintures*. Paris 1897.

form gebracht wurden. Es waren populäre Bücher im weitesten Sinne des Wortes. Es waren nicht die literarischen Editionen der Verleger, sondern Privatabschriften von Werken, welche täglich gebraucht wurden, z. B. die so ungemein beliebten kurzen wissenschaftlichen Encyklopädien, allgemeinen oder speciellen Inhalts, Schul- und Handbücher, die beliebtesten Autoren oder Auszüge aus ihnen und rechtliche Nachschlagewerke. Gerade diese Bücher scheinen besonders häufig illustriert gewesen zu sein, was ja ihrer populären oder pädagogischen Bestimmung entsprochen hat. Der größte Theil dessen, was sich uns an antiken illustrierten Büchern erhalten hat, gehört jener populären Literatur an. Der Vergil war ein Schul- und Volksbuch, Auszüge aus dem Aesop, zu denen wir Bilder besitzen, gehörten zu den Schulfibeln, die illustrierten Auszüge aus Nicander, aus Apollonius, Hyginus waren populäre Werke, die Schriften de re agrimensoria gehörten dem Elementarunterrichte an, und für ein großes Publicum waren die Bilderkalender oder die medizinischen Encyklopädien und Kräuterbücher mit Illustrationen bestimmt, von denen die schönste für eine Frau geschrieben und gemalt wurde. Die Miniaturen selbst, welche solche Codices schmückten, waren der Verwendung angepaßt, d. h. es waren, so weit sie über die einfache sachliche Illustration hinausgingen, eingerahmte, geschlossene Bilder in unserem Sinne des Wortes. Dem Stile nach stimmen diejenigen, bei welchen eine Uebersetzung den ursprünglichen Character nicht ganz verwischte, vollkommen mit der sonstigen spätantiken Malerei überein. Der Stil, dessen erste Schritte wir in den pompeianischen Wandmalereien beobachten können, läßt sich auch in den Miniaturen der Codices weiter verfolgen, ohne daß jedoch unser Material ausreichen würde, irgendwelche näheren localen oder zeitlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Jahrhunderte oder der einzelnen Schulen der altchristlichen Zeit über die ganze allgemeine Entwicklungsfolge der einzelnen Epochen hinaus zu bestimmen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den lateinischen und griechischen Codices läßt sich nicht feststellen, weder im Stile der Bilder, noch in der Art der Ausschmückung. Die Bilder zum pariser Nicander waren ursprünglich nicht wesentlich verschieden von den Illustrationen der Vergilhandschriften, die merkwürdigen Titelbilder der lateinischen medizinischen Encyklopädie in der Wiener Hofbibliothek, die auf einen spätantiken Codex zurückgeht, haben, abgesehen von der rohen Ausführung, ihre nächste Analogie in den Miniaturen des Pariser und Vatikanischen Psalter, unter denen gewiß ein Theil altchristlichen Vorlagen entnommen ist. Je weiter die Miniaturen zurückgehen, desto mehr schließen sie sich der monumentalen Malerei an. Die

Bilder der Vergilhandschriften oder des Nicander könnte man sich leicht vergrößert als ein Wandgemälde vorstellen. Dasselbe gilt auch für die ersten Versuche, die Codices decorativ auszuschmücken, wozu zunächst sowohl in lateinischen als in griechischen Handschriften Motive der monumentalen Decoration verwendet wurden¹⁾. Die neue Bücherform wurde für bestimmte Zwecke verhältnismäßig schnell eingeführt — in der Zeit einer großen monumentalen Malerei — und eine dem Material und der Form des Buches entsprechende Ausschmückung konnte sich nicht langsam entwickeln. Erst später wurde nach und nach ein Compromiss geschaffen.

Die Illustration und Ausschmückung der christlichen Handschriften schließt sich völlig jener der profanen Codices an. Wie in allen Kunstformen gibt es auch hier keine Unterbrechung. Die Werke, welche für die Christen zuerst in die Codexform gebracht wurden, hat man ebenso ausgestattet, wie die gleichzeitigen oder älteren profanen Codices. Das erste christliche Buch in Codexform war, wie fast sicher anzunehmen ist, die Bibel. Ihr Text sollte, wie es bei den Rechts handschriften der Fall war, einem unvergänglichen Materiale anvertraut werden, doch auch die alten Volksbücher mußten, soweit der Text specifisch heidnisch war, durch christliche ersetzt werden. Wir wissen, daß in den Schulen illustrierte mythologische Compendien gelesen wurden, was sollte man statt ihnen den Kindern und nicht nur den Kindern in die Hand geben als illustrierte Theile der hl. Schrift. Daß man dafür weder eine neue Art der Ausschmückung, noch einen neuen illustrativen Stil suchte, ist ja selbstverständlich. An den Anfang des Codex kam, wie in den profanen Handschriften, ein Dedicationsbild, die Propheten oder Evangelisten wurden in der Pose, Kleidung und mit den Atributen der heidnischen Philosophen dargestellt. David erscheint als Arion und die Helden des Alten Testaments treten auf und gebärden sich als die Helden der Ilias und der Aeneis. Die Formen der Ausschmückung und der Illustration der ersten profanen Codices erhalten sich auch in den christlichen Handschriften sowohl des Westens als des Ostens mit geringen Variationen bis in die Karolingerzeit, und so bilden auch die Quedlinburger Fragmente nur ein Glied in der Kette einer Entwicklung, die wir auch auf Grund des sonstigen Materials verfolgen können. Sie bilden eine werthvolle Bereicherung unseres Besitzstandes, doch irgendwelcher principiell neuer Gesichtspunkt für die Beurtheilung der spätantiken und frühmittelalterlichen Miniaturmalerei ist ihnen nicht zu entnehmen.

1) Vgl. Wickhoff, Die Ornamente eines altchristl. Codex der Wiener Hofbibliothek (Jahrb. d. kunsth. Samml. d. Allerhöchst. Kaiserhauses XIV).

Eine Gegenüberstellung zu den Miniaturen der Wiener Genesis und des Josuarotulus erscheint mir deshalb als ungerechtfertigt, weil die Unterschiede in den Typen der beiden Gruppen nicht aus zeitlich parallelen, grundsätzlich verschiedenen, lokalen stilistischen Richtungen erklärt werden können, sondern auf einem zeitlich verschiedenen Ursprung und aus dem Anschlusse an ganz andere Vorbilder zurückzuführen sind. Es werden in diesen Handschriften nicht wie in den eigentlichen Codicesminiaturen dem Texte einzelne geschlossene Bilder beigelegt, sondern die Illustration ist eine neben dem Text selbständig, ohne compositionelle Unterbrechung continuierlich fortlaufende Erzählung. Das Epos in Worten wird begleitet durch ein Epos in Bildern. Es ist unzweifelhaft, daß diese Art der Illustration nicht ursprünglich für die Codices erfunden wurde, in welchen man ja die fortlaufenden Bilderstreifen unorganisch und willkürlich unterbrechen mußte. Die ältesten Beispiele dieses historisch impressionistischen Erzählungsstiles sind uns bekanntlich in der römischen Triumphalkunst erhalten. In den Reliefs des Titusbogens der Trajans- und Marcus-Säule wurden die glorreichen Ereignisse von Feldzügen in solchen fortlaufenden Bilderchroniken geschildert, die natürlich mit den naiven Erzählungen der Bilderepen der archaischen Kunst nichts gemeinsames haben, sondern über alle Mittel einer großen naturalistischen Kunst verfügen. Es ist anzunehmen, daß diese Art der historischen Schilderung nicht nur auf die Skulpturen beschränkt gewesen ist. Aus der historia Augusta wissen wir, daß bei Triumphzügen große Leinwandbilder mit der Schilderung der Ereignisse des Feldzuges aufgestellt wurden und die Reliefs der Triumphalmonumente mögen nur eine Uebertragung solcher Schilderungen in ein unvergängliches Material gewesen sein. Naheliegend ist die Vermuthung, daß man sich dabei, wie in vielen anderen Einrichtungen zur Ehrung der Kaiser der Formen des Heroencultus bediente und daß etwa die Kämpfe und Siege des Imperator ähnlich dargestellt wurden wie die Kämpfe und ruhmreichen Thaten der Trojanischen Helden. Unser Material reicht jedoch nicht aus, diese Vermuthung zu beweisen. Jedenfalls wurden später die Illustrationen zu den Epen in ähnlicher Weise componiert, wie die Triumphalschilderungen. Das beweisen direct die Miniaturen der Mailänder Ilias, indirect der Josuarotulus.

Wie sich die Analogien in der Miniaturmalerei entwickelt haben, ist schwer zu entscheiden. Als das wahrscheinlichste scheint mir, daß beiläufig in der Zeit, als der Pergamentcodex als die populäre Buchform eingeführt wurde, auch die Pergamentrolle mit den Dar-

stellungen der Heldensage so schwerfällige Unterrichtsbehelfe, wie die *Tabulae Iliacae* ersetzen mußte.

In die christliche Kunst ist diese Art der historischen Schilderung sicher nicht vor Constantin übergegangen. Erst die *ecclesia triumphans* konnte es wagen die Formen des Heroen- und Imperatorencultus für christliche Zwecke zu verwerten und so tritt uns überall erst in dieser Zeit eine historisch-monumentale Kunst des Christentums entgegen, durch welche die ältere pädagogisch-symbolische ersetzt wurde. Erst jetzt tritt Christus überall an die Stelle des Imperators und biblische Helden wie Josua erscheinen an der Stelle der alten mythischen Helden der Griechen und Römer. Das Christentum trat das Erbe der alten Staatsreligion an und übernahm vielfach deren Kunstformen, die heilige Schrift war nicht mehr in dieser Zeit vor allem ein Compendium ethischer Vorschriften, sondern ein historischer Bericht, der die alten Epopeen ersetzen mußte und der nun auch so illustriert wurde, wie die Heldensage und wie die historischen Berichte über Caesarenruhm. Es ist das eine Entwicklung, die sich sicher nicht in erster Reihe in der Miniaturmalerei vollzogen hat.

Die fortlaufenden Streifencompositionen wurden auch in die *Codices* übertragen, zum Theil wahrscheinlich aus ähnlichen Rollen wie der Josuarotulus, zum Theil vielleicht unmittelbar aus der monumentalen Kunst. Man übernahm sie ohne Bedenken auf die ihnen nicht entsprechende Buchform, wie man ja auch früher und sonst Formen der monumentalen Kunst einfach auf das Pergament übertragen hat. Man hätte sich vielleicht früher doch nicht einer in einem Codex so widersinnigen bildlichen Erzählungsweise bedient, doch sonst bedeutet diese Illustrationsweise doch nur nichts weiter, als die Bereicherung der Bücherausschmückung durch einen Typus, welcher der großen spätantiken und dann auch frühchristlichen Kunst entlehnt wurde und der also durchaus nicht als eine Besonderheit der griechischen Miniaturmalerei betrachtet werden darf. Es sind schon oben griechische *Codices* genannt worden, die ebenfalls auf die altchristliche Zeit zurückgehen und die in der Beschreibung und Illustration dem eigentlichen älteren Bilder-codex entsprechen. Sie waren sicher auch im Osten das häufigere, schon deshalb, weil im fortlaufenden Streifen nur ganz bestimmte Stoffe illustriert werden konnten, und wurden auch dort maßgebend für die Weiterentwicklung¹⁾.

1) Umgekehrt sind die continüirlichen Compositionen, als deren Erweiterung man die Streifenminiaturen betrachten könnte, selbst auch in den eigentlichen lateinischen Codexillustrationen nicht unbekannt. Für den Vaticanus des Vergil hat sie Nolhac S. 40 zusammengestellt.

Bereits in der Mailänder Ilias, deren Bilder wahrscheinlich auf ununterbrochene Streifencompositionen zurückgehen, können wir das Bestreben beobachten, die fortlaufenden Darstellungen in einzelne geschlossene Bilder umzugestalten, oder sie durch solche zu ersetzen. Genau läßt sich derselbe Proceß in den Bildern des Josuarotulus feststellen, die uns bekanntlich auch in einer Reihe von Codices erhalten sind.

Von der stilistischen Zugehörigkeit der griechischen und lateinischen illustrierten Bücher der altchristlichen Zeit zu einer und derselben Entwicklungsreihe, kann man sich leicht durch einen Vergleich analoger Compositionen überzeugen. Man vgl. z. B. die Kriegsszenen im Codex Vaticanus Aen. II. 254 mit jenen der Ilias in der Ambrosiana II. X. 470 oder XII. 292, oder Aen. IX. 69 mit analogen Szenen im Josuarotulus, oder die Darstellung der Götterversammlung zum X. Buche der Aeneis im Codex Romanus mit analoger Darstellung II. V. 872. Wir finden überall dieselben Principien der Composition, der Zeichnung und des Colorits.

Daß sich die Darstellungen in ununterbrochen fortlaufenden Streifen nur in griechischen Handschriften erhalten haben, könnte natürlich ein Zufall sein; es läßt sich vielleicht doch auch eine Erklärung dafür geltend machen. Wie gesagt wurde, ist uns aus der vorconstantinischen Zeit im Original kein Codex erhalten. In den Handschriften, die wir besitzen, spiegelt sich die Ueberlieferung einer späteren Zeit. In dieser Epoche vollzieht sich jedoch die Weiterentwicklung der antiken Cultur und Kunst nicht mehr in Rom, sondern in neuen Centren vor allem des Ostens. Wer sich je nicht nur vom theologisch-dogmatischen und altchristlich-antiquarischen Standpunkte mit der Geschichte des spätantiken Roms beschäftigt hat, weiß, wie plötzlich der alte Mittelpunkt des Reiches, bevor er noch aufgehört hat, ein politisches Centrum zu bilden, wirtschaftlich und culturell zu sinken begonnen hat, was jedoch keinesfalls als identisch mit einem Niedergange der römisch-antiken Cultur betrachtet werden darf. In neuen Centren entwickelt sich das antike Leben, die öffentlichen Institutionen, die wirtschaftlichen Formen, die Literatur und Kunst auf alten Grundlagen und in den Bahnen, welche in den drei ersten Jahrhunderten n. Chr. gelegt wurden, ununterbrochen und consequent weiter. In San Vitale gipfelt ebenso die Entwicklung der römischen Architectur, wie in dem Codex Justiniani die Entwicklung des römischen Rechtes. Nur Rom und bald darauf der gesamte Westen wird aus dem Fortschritte ausgeschaltet. Während im Osten das ganze erste Jahrtausend die dogmatische Grundlage des Christentums im antiken Sinne discutiert wird, begnügt man sich im Westen

bald mit dem Augustinismus und einer hierarchischen Organisation. Man beachte z. B., wie starr und conservativ die stadtrömische Architektur seit dem IV. Jahrh. geworden ist. Dasselbe Verhältniß zeigt sich auch in der Handschriftenausschmückung. Die ersten Codices enthielten die Literatur der Jugend und des Volkes, im Westen wurde nun früher als im Osten die Literatur der Codices die Literatur überhaupt. Traube macht darauf aufmerksam, wie die römischen Schreiber des IV. und V. Jahrh. ängstlich bestrebt waren, der Schrift einen alterthümlichen Character zu verleihen; man wollte auf diese Weise die Erinnerung an die glanzvolle Vergangenheit erhalten¹⁾. Dasselbe gilt vielleicht auch für die Ausschmückung der Codices. Man mag sich auch da darauf beschränkt haben, die alten Codices zu copieren und man kam so nicht über die Formen hinaus, welche zur Ausschmückung der ersten Bücher in Codexform verwendet wurden, mit denen auch der inhaltlichen Auswahl nach die erhaltenen Handschriften übereinstimmen. Anders im Osten. Dort stagniert auch weiterhin nicht die Entwicklung, dort gab es noch immer ein intensives literarisches Leben, dort hatte die antike Kunst noch Kraft genug, ihre eigene Sprache zu reden. Dort wurden im IV. und V. Jahrh. sicher nicht nur alle Vorlagen wiederholt, sondern parallel mit der großen Kunst entwickelt sich auch die Handschriftenmalerei weiter und schließt sich der neuen historisch-triumphalen und epischen Kunst des Christentums an, welche um die Wende des IV. und V. Jahrh. ihren Höhepunkt erreicht haben mochte. Im Osten lebt die antike Kunst um einige Jahrhunderte länger als im Westen; es war das ein Vorsprung, dessen Einwirkung man bis zum Trecento verfolgen kann. Daß übrigens in jenen Centren des Westens, welche an dieser Weiterentwicklung der antiken Cultur theilgenommen haben, wie Mailand oder Ravenna, die neue historisch-epische christliche Kunst ebenfalls auf die Handschriftenillustrationen eingewirkt hat, beweisen die Illustrationen zu Prudentius.

1) Traube im oben cit. Aufsatz.



Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von **Albert Leitzmann** und **Carl Schüddekopf**. Erster Band 1766—1781. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1901. XIV u. 424 S. 8°. 10 M. geb. 12.50.

Rastlos nach ungedruckten Quellen der deutschen Geistesgeschichte spürend hatte Leitzmann im Jahre 1896 Lichtenbergs Nachlaß entdeckt und schon 1899 zur hundertsten Wiederkehr des Todestags eine Probe »Aus Lichtenbergs Nachlaß« (Weimar, H. Böhlau Nachfolger) geboten. Schon damals kündigte er eine Gesamtausgabe der Briefe Lichtenbergs an; mit Schüddekopfs Hilfe hat er bald den ersten Band der Briefe fertiggestellt. Die Herausgeber erwerben sich unbedingt ein großes Verdienst; denn seit der Sammlung, die von den Söhnen Lichtenbergs 1846 und 1847 im 7. und 8. Bande der »Vermischten Schriften« ihres Vaters vorgelegt ward, ist ein weiterer Versuch nicht gewagt worden. Leitzmann und Schüddekopf sind nicht nur in der Lage die Zahl der Briefe auf das Doppelte zu erhöhen; sie geben zum großen Teile auch vollständig, was dort mit starken Strichen geboten worden war. Versuche aus jüngerer Zeit, die der Ergänzung von Lichtenbergs Briefen dienen, werden so weit überholt, daß sie hier verschwiegen bleiben dürfen.

Die Grundsätze der Ausgabe sind durchwegs zu billigen: „Der Abdruck der Briefe“, heißt es (S. IV f.), „ist diplomatisch getreu, mit folgenden Ausnahmen, über die nachgerade eine Einigung bei allen Briefpublikationen zu erstreben wäre. Sämtliche Abkürzungen sind aufgelöst, offenbare Schreibfehler und Auslassungen stillschweigend berichtet, in der Anrede [freilich nicht ganz consequent] große Anfangsbuchstaben durchgeführt, sparsam interpungiert und lateinische Schrift nur bei Fremdwörtern angewandt. In Briefen, die aus früheren Drucken wiederholt wurden, ist Lichtenbergs Orthographie wiederhergestellt“. All diesen Maßregeln darf zugestimmt werden, insbesondere dem Bemühen, nicht durch unnötige Hyperakribie dem Drucke ein buntscheckiges, typographisch anstößiges Aussehen zu geben. Den Vorzug einer Ausgabe, die getreu der Handschrift etwa ein Wort von zehn Buchstaben mit sieben Antiqua- und drei Frakturlettern druckt, habe ich nie einsehen gelernt; ich freue mich, in einer streng philologischen Ausgabe gleicher Anschauung zu begegnen. Die Ausstattung des Buches ist rühmend, die Lettern sind groß und deutlich, die Zeichnungen, die Lichtenberg seinen Briefen einzufügen liebt, im Ganzen gut wiedergegeben, etwas zu klein nur die Ziffern der Briefdaten, deren 3 und 5 auch einem normalen Auge zu Verwechslungen Anlaß geben können. Druckfehler

sind kaum zu bemerken; eine Nachprüfung des Textes ist hier ausgeschlossen, da jegliches ungedrucktes Material dem Referenten fehlt.

Zunächst stellt sich die Frage, welcher Zuwachs zu unseren Kenntnissen uns wird. Die Herausgeber haben da vorgearbeitet; sie setzen in dem Verzeichnisse der 298 Briefe zu den von ihnen zuerst gedruckten Briefen ein Sternchen, bei den übrigen in den »Vermischten Schriften« fehlenden ein Kreuz. Ferner hat schon F. Lauchert in seiner Anzeige (Euphoriion VIII 382—387) Andeutungen über unsere Frage gegeben, auch festgestellt, daß bei N. 168, 179, 188 und 273 das Sternchen zu streichen ist¹⁾. Die früher nur zum Teil, jetzt vollständig abgedruckten Briefe sind leider nicht besonders kenntlich gemacht, auch nicht in den »Erläuterungen«, die von Fall zu Fall die Druckvorlage nennen.

Die starken Striche zu charakterisieren, die den Briefen in den »Vermischten Schriften« zuteil wurden, weist Lauchert a. a. O. auf die Nummern 18 (an Dieterich), 43 und 53 (an Kaltenhofer). Da wurde die Schärfe manches Urteils abgeschliffen, um die Eitelkeit eines Einzelnen oder einer ganzen Stadt zu schonen; oder es sind ganz persönliche Erlebnisse unterdrückt oder Berichte, die Lichtenberg durch rasche Zeichnungen erläuterte, und die ohne die graphische Beigabe unverständlich bleiben. Verloren gieng in Nr. 53 die Erzählung, wie Rudolf von Bellinckhaus dem Briefschreiber bekannt ward; freilich bringt der Aufsatz des »Deutschen Museums« von 1779 (Verm. Schriften IV 121) alles Wesentliche, das im Briefabdrucke fehlt. Bezeichnender indes noch für die Art der älteren Ausgabe scheint mir der Brief Nr. 86 an Friedrich Christian Lichtenberg, den zweitjüngsten Bruder, der als geheimer Tribunalsrat in Darmstadt gestorben ist.

Der Brief, datiert: Stade, den 13. August 1773, steht in der alten Ausgabe I 337—342 und ist relativ vollständig wiedergegeben. Das Original fand sich in Lichtenbergs Nachlaß. Der zweite Absatz des Schreibens erörtert ausführlich das Zusammensein mit einem Neffen, dem späteren Staatsminister von Lichtenberg. Gleich zu Anfang strichen die ersten Herausgeber etwa zwanzig Druckzeilen, die für Lichtenbergs klügelnden, auch in praktischen Fragen des täglichen Lebens gern tüfelnden Scharfsinn recht bezeichnend sind; sie schildern die Mittel, die Lichtenberg anwandte, um den eilig durchreisenden Neffen länger sprechen zu können, »als es Zeit kostet, vier Räder zu schmieren, und vier Pferde aus- und vier anzuspannen«.

1) Bei Nr. 179 ist auch kein Kreuz zu setzen, wie Lauchert annimmt; der Brief steht I, 73 f.

Beseitigt ist ferner der Anfang des vierten Absatzes, eine kurze Schilderung der Lage von Stade, dann so ziemlich die ganze zweite Hälfte dieses Absatzes mit ihrem Berichte über Lichtenbergs Fahrt nach Helgoland. Es fehlt der fünfte Absatz, in dem Lichtenberg die Verfasserschaft seines ›Timorus‹ auch dem Bruder gegenüber ableugnet und den Adressaten irrezuleiten sucht; der sechste und siebente Absatz des Originals, beide nur wenige Zeilen lang, sprechen ironisch von ›meinem lieben Göbel‹ und von dem ›jungen Eswein‹ zu Mörfelden, mit dem Lichtenberg correspondierte. Beide Absätze sind gestrichen; auch heute wissen wir wenig mit ihnen anzufangen. Aus den beiden folgenden hebt die alte Ausgabe nur die beiden Zeilen heraus, die melden, Lichtenberg habe die Königin von Dänemark in Celle speisen sehen und ihr eine halbe Stunde gegenübergestanden. Der Schluß ist im Ganzen vollständig abgedruckt. Stellenweise ist am Stil gefeilt. So verwandelt sich der Satz (S. 156): ›Wärest Du bloß OberAppellations-Rath und nicht mein Bruder, so hätte ich mir vielleicht Ew. Wohlgebohren in ein paar Zeilen zu geneigtestem Andenken gehorsamst zu empfehlen die Freyheit genommen‹ zu: ›so hätte ich mir vielleicht die Freiheit genommen, Ew. Wohlgeboren in ein paar Zeilen zu geneigtestem Andenken gehorsamst mich zu empfehlen‹. Solcher stilistischer Correcturen sind mehrere vorhanden.

Zunächst die autobiographischen Einzelheiten herauszuheben, sei festgestellt, daß die alte Ausgabe die Reise nach Helgoland unterdrückt und die Begegnung mit der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark, die nach ihrem Sturze zu Celle ihr Einverständnis mit Struensee zu büßen hatte, nur andeutet. Allerdings sind beide Erlebnisse in anderen Briefen der alten Ausgabe ausführlich behandelt. Ja fast möchte man sagen, daß die neue vollständigere Edition dem Leser Berichte über diese, für Lichtenberg gewiß interessanten Vorfälle in zu reichlichem Maße spendet. Man gestatte eine kurze Zusammenstellung:

Lichtenberg, der schon im April 1772, unmittelbar nach Struensees Sturz, dem Freunde Dieterich gegenüber des unglücklichen Staatsmannes gedenkt (S. 42), berichtet innerhalb der neuen Briefsammlung zum ersten Male in einem bisher ungedruckten Briefe an Marie Tietermann vom 19. Mai 1773, er habe die Königin gesehen. ›Es war dazu die beste Gelegenheit, wenn sie speißt, wird jedermann in den Saal gelassen‹ (S. 124). In längerer Schilderung erzählt er, wie er, eingekeilt unter etwa dreißig Personen, seine Beobachtungen gemacht habe. Etwas ausführlicher äußert er sich Frau Dieterich gegenüber in den Briefen vom 20. Mai und 28. Juni (S. 127 f. 140f.),

von denen der erste schon in der alten Ausgabe erscheint (I 114 f.). Ungefähr dasselbe erfahren wir aber auch aus dem Briefe an Kästner vom 24. Mai 1773 (S. 134), von dem zwar die alte Ausgabe nur einen Teil bringt, immerhin aber doch den Absatz über die Königin (I 303). Kann mithin hier bei allem Zuwachs des Materials nicht von einer merklichen Erweiterung unserer Kenntnis gesprochen werden, so gilt gleiches von der Fahrt nach Helgoland. Die alte Ausgabe konnte füglich den Bericht an F. C. Lichtenberg streichen, da sie in zwei Briefen an Kaltenhofer (I 333 ff.; jetzt S. 136 f. und 149), dann in zwei noch ausführlicheren Schreiben an Schernhagen (II 209 ff. 215 ff.; jetzt S. 146 u. 153), endlich in einem Briefe an Kästner (I 304 f.; jetzt S. 169 f.) weit eindringlichere Schilderungen bot. Was wir außerdem bei Leitzmann und Schüddekopf zu lesen bekommen (S. 143 an Dieterich vom 8. Juli, S. 166 f. an Frl. Tietermann im Anfang September), das wiederholt im Wesentlichen nur Bekanntes und früher schon Gesagtes.

Auch die Äußerung über den ›Timorus‹ findet schon in der alten Ausgabe reichliche Parallelstellen. Hier stehen zunächst die drei Briefe an Nicolai vom 20. Juli 1773, 3. April 1774, 2. September 1776 (II 81 ff.), die, jetzt als Nr. 83. 104. 146 abgedruckt, authentische Nachrichten bedeuten: denn dem Drucker des Büchleins mußte Lichtenberg natürlich die Wahrheit bekennen; hier steht ferner (II 129), der Brief an Ramberg vom 25. December 1777 (jetzt Nr. 175), der gleichfalls die Maske lüftet. Von den zum ersten Male bei Leitzmann und Schüddekopf gedruckten Briefen leugnet Nr. 80 auch Dieterich gegenüber die Verfasserschaft ab, während Nr. 75 dem gleichen Adressaten die Wahrheit gesteht, aber ihm strengste Discretion zur Pflicht macht; Nr. 96 (S. 180) wird auch noch Kaltenhofer irreführt; Nr. 94, an Dieterich gerichtet, giebt die selben Nachrichten, wie Nr. 104 an Nicolai, und zwar über die Besprechung des Büchleins durch die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Eine Erweiterung unserer Kenntnisse scheint also nur, was über das Versteckspiel, das der Verfasser des ›Timorus‹ trieb, aus den neu mitgeteilten Briefstellen an Dieterich, Kaltenhofer und F. C. Lichtenberg erhellt. Bemerkenswert ist ferner, daß zu Allem, was der neue Bf. 94 und der altbekannte Nr. 104 über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen melden (vgl. auch ›Aus Lichtenbergs Nachlaß‹ S. 71. 215), noch Lichtenbergs Anfrage an den Bruder kommt: ›Sage mir doch wer diese Recensenten sind, es sind gewiß junge Leute, die sich durch eine sich angezwängte Freymüthigkeit das Ansehen geben wollen, als wüsten sie was‹ (S. 160). Mitte August 1773 niedergeschrieben, bezeugen diese Zeilen, daß Lichtenberg, der spätere scharfe

Verurteiler des Sturmes und Dranges, den Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen wahrscheinlich nie gelesen, seine Verfasser mindestens im Erscheinungsjahr nicht erkundet hat, obwol er schon im September 1772 Herders persönliche Bekanntschaft machte (S. 81); dies zur Berichtigung von Leitzmann (Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 251)! Auch die misbilligenden Worte, die Lichtenberg im Januar 1775 über den Göttinger Musenalmanach für 1775 aus England an seine deutschen Freunde richtet (S. 211. 217), thun dar, daß ihm die Vertreter des Geniethums noch fremd genug sind. Erst im Mai des Jahres fällt er ein ironisches Urtheil über Goethes Werther, anknüpfend an Nicolais Parodie und an H. L. Wagners ›Prometheus, Deukalion und seine Recensenten‹ (S. 227); es steht in einem der neuen Briefe an Dieterich und lautet: ›Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer BewegungsGrund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind aus derselben zu gehen. Die Holzschnittchen in dem Prometheus ließen sich also noch mit folgenden vermehren. Ein Verliebter (wie der gemahlt wird, wissen die empfindsamen am besten) und zwar ein unglücklicher steht da mit einer Pistole in der einen und einem Brodmesser in der andern; vor ihm steht ein Tisch, worauf das besagte Buch und ein Pfannkuchen zu sehen ist, oben drüber stehen die Worte Numero eins nebst dem Vers aus Addisons Cato: my bane, my antidote are both before me. Das andere Bild stellt denselben Mann vor; die Pistole liegt auf der Erde, das Brodmesser steckt in dem Pfannkuchen und der Pfannkuchen halb im Maul mit Cäsars Worten: Jacta est alea‹. Auch Leitzmanns Excerpte aus Lichtenbergs Aphorismenbüchern (Nachlaß S. 252 ff.) bringen erst aus der englischen Zeit Urtheile über Werther; bis dahin kennt Lichtenberg nur den ›Götz‹.

Diesen Thatsachen gegenüber, die andeuten, wie spät Lichtenberg mit den Tendenzen und Schöpfungen des Sturmes und Dranges bekannt geworden ist, scheint eine gleichfalls unterdrückte Stelle des Briefes an F. Chr. Lichtenberg um so beachtenswerter; er spricht von dem Blicke, den man von dem am Hafen zu Hamburg gelegenen Baumhause hat, und sagt: ›Ich glaube, ein empfindsamer Darmstatter, den man mit verbundenen Augen dahin brächte und sie auf jenem Dache öffnete, würde, wie der Mensch dem Cheselden den Staar stach, Zuckungen bekommen‹ (S. 158).

Man wundere sich nicht, daß ich auf diese Stelle solches Gewicht lege. Im Gegensatz etwa zu den zahlreichen autobiographischen Berichten über ziemlich geringfügige Vorfälle (wie die Reise nach Helgoland oder das Zusammentreffen mit Königin Karoline

Mathilde) liefert uns dieser erste Briefband eine äußerst geringe Ausbeute auf litterarischem Felde. Man bedarf eines allerfeinsten Siebes, soll überhaupt ein Gewinn abfallen. Bis 1781 steht Lichtenberg der deutschen Dichtung augenscheinlich noch sehr, sehr ferne, oder vielmehr: er bewegt sich mit Vorliebe in ihren Niederungen. Derselbe Lichtenberg, von dem Matthisson (Briefe, Zürich 1802. S. 298) gesagt hat: »Ich wüßte in der That, nach Lessing, keinen Deutschen mehr, der tiefere und gründlichere Kenntnisse . . . mit schärferem Witze und reinerem Geschmacke vereinigte«. Derselbe Lichtenberg, der die Litteratur und die Kunst Englands mit liebevollem Auge und feinem Verständnis verfolgte, der Kenner Shakespeares, der Interpret von Hogarth, der Schilderer Garricks; Lichtenberg, der zu Sternes Grabmal pilgert (S. 219. 224) und auf solche Weise gut macht, was er vorher an scharfen Urteilen über ihn geleistet hatte, der Fielding »so oft gelesen« hat (S. 364), der England mit den Augen Smollets zu sehen versteht (S. 232), Swifts nicht zu gedenken ¹⁾.

Wie wenig entsprechen diesen Engländern seine deutschen Lieb-linge! Nicolais »Nothanker« ist ihm ein »Buch, auf welches unser Vaterland stolz seyn kan, und das jedem, der unserer Litteratur wohl wünscht, eine höchst aufmunternde Erscheinung in diesen betrübten Zeiten seyn muß« (S. 261); auf Nicolais »Johann Bunckel« freut er sich wie ein Kind (S. 290); Bürgers »Frau Schnips« ist eine der besten Balladen, die er in seinem Leben gelesen hat, so etwas darf man, hols der Henker, nicht ungedruckt lassen (S. 291 f. schon in der alten Ausgabe, wo ein günstiges Urteil, wol über Bürgers »Europa«, S. 270 fehlte); dringendst bestellt er bei Freund Dieterich für die Königin von England J. P. Sattlers Roman »Friederike oder die Husarenbeute« (S. 226; fehlt i. d. a. A.); eher verstehen wir, daß dem Gegner Lavaters die »Physiognomischen Reisen« von Musäus gefielen (S. 332); wir stimmen ferner gern bei, wenn er schreibt: »Millers Romane sind im gantzen genommen für mich was die bitteren Mandeln dem HundeGeschlecht sind. Sie mögen tausendmal Mandeln seyn, und tausendmal unter die guten gemischt werden, für mich ists infames Zeug, und die Pestilenz. Ich habe also den Burgheim nicht gelesen, und wollte lieber an der Chaussee arbeiten als ihn lesen« (S. 368). Allein sicher hat er Miller von den »Jacobitern und Goethitern« (S. 240) nicht zu scheiden gewußt. Man erinnere sich nur des oben angeführten Urteils über den

1) Zusammenstellungen seiner Urteile über Fielding und Sterne bei Leitzmann, Nachlaß S. 190 f.

»Werther« und lese nach, was Leitzmann (Nachlaß S. 251) aus den Aphorismenbüchern über den »Werther« zusammenträgt, der übrigens auch noch in einem Briefe an Heyne (den die alte Ausgabe nicht bietet: S. 359) beiläufig gestreift wird. Recht spöttisch redet Lichtenberg auch 1777 (S. 276 f.) von der Aussicht, »Clavigo« zu hören; ob übrigens Leitzmann mit Recht bezweifelt (Nachlaß S. 251), daß Lichtenberg »Clavigo« kennen gelernt habe? Neben all diesen Misgriffen und Fehlurteilen fällt eine feine Bemerkung über Hölty (S. 217) auf; er wird den Mitarbeitern des Göttinger Musenalmanachs gegenübergestellt mit den Worten: »Herr Hölty ist, meines Erachtens, ein wahres Dichtergenie und gewiß ein Verlust für den Musenalmanach . . . Mich dünkt, so wie Hölty zuweilen zu dichten, dazu gehört natürliche Anlage, allein wie die meisten Uebrigen, weiter nichts, als daß man ein viertel Jahr ähnliche Werkchen liest«. Lichtenberg dürfte da Richtiges geahnt haben; zu seinen Gunsten sei auch angeführt, daß der in Betracht kommende Musenalmanach für 1775 von Goethe nur die beiden Gaben »Ueber die Wiese, den Bach herab . . .« und »Da hatt' ich einen Kerl zu Gast . . .« enthält.

Vergessen wir nicht, daß die Litteratur der Siebzigerjahre in Lichtenbergs Augen von vorn herein aus verschiedensten Gründen in ein falsches Licht rücken mußte. Am besten kannte er das Odengeschnaube der Göttinger Klopstockianer; »Götz«, der in den Briefen nicht genannt ist, wurde ihm mit dem Anspruch geboten, seinem geliebten Shakespeare ebenbürtig zu sein; die empfindsamen Kreise des heimatlichen Darmstadt waren nicht geeignet, ihn eines Besseren zu belehren; endlich sieht er mit den Stürmern und Drängern Lavater verbunden, der dem Naturhistoriker Lichtenberg so viel Angriffspunkte bot. Begreiflich, daß sich sein Urteil alsbald der Führung Nicolais unterwirft; ihm dankt er ja die Idee, seine »Satyre gegen die verderbliche Geniesucht unserer Zeit zu wenden« (S. 262).

Allerdings spielen in den Briefen auch die Vertreter der älteren Generation keine sehr schöne Rolle. Zwar sucht Lichtenberg Klopstock auf (S. 168. 171; nur die zweite Stelle f. i. d. a. A.); aber wir wissen, daß er seine und seiner Anhänger Poesie verwirft (S. 211. 217), ja er nennt ihn einmal (S. 378) »einen sehr mittelmäßigen Mann«. Eine Ausnahmsstellung nimmt zunächst Lessing ein; »Vademecum« (S. 212) und »Minna« (S. 126) werden aus dem Gedächtnis citiert; »Ernst und Falck« ist ihm eine der besten Schriften, die er seit Jahren gelesen hat (S. 309; vgl. 310. 313). Allein er macht sich noch 1780 über den Menschen Lessing lustig (S. 352): »Lefing will, wie ich höre, seine Stieftochter heyrathen, und macht so gar Weitläufigkeiten deswegen. Wenn er durchdringt, so wird

ihn vermuthlich Pastor Götze copuliren«. Und zuletzt hält er ihm den kargen Nekrolog: »Was sagen Sie zu Lessings Tod? Mich schmerzt nur, daß Goeze glauben wird, der Engel habe ihn erschlagen, der Sanheribs Heer schlug« (S. 375; alle hier citierten Stellen f. i. d. a. A.).

Wieland, ein Liebling von Lichtenbergs Jugend, wie Leitzmann (Nachlaß S. 192 f.) erhärtet, wird wol einmal gegen den Hain und seine moralische Strenge verteidigt (S. 217); ein andermal aber gönnt Lichtenberg »dem etwas prahlenden Wieland« einen Irrtum (S. 377; f. i. d. a. A.). Es handelt sich um Wielands Polemik gegen Rousseau.

Bei Haller will ich einen Augenblick verweilen. Ihn hat Lichtenberg wirklich hochgeschätzt. In den Vermischten Schriften (I 307 f.) heißt es: »Ich habe in meinen Universitätsjahren und nachher enthusiastische Bewunderer von Haller und welche von Klopstock gekannt. Die von Haller, ich rede hier bloß von dem Dichter, waren gemeiniglich Leute von Geist und Nachdenken, die ihre Brotwissenschaft fast nie vernachlässigten. Hingegen mit Klopstocks enthusiastischen Bewunderern verhielt es sich gerade umgekehrt. Die meisten waren unausstehliche Pinsel, denen vor den Wissenschaften, die sie eigentlich erlernen sollten, ekelte . . . Mir ist nicht bewußt, daß ein declarirter Bewunderer von Haller und der seine Gedichte mit vorzüglichem Vergnügen gelesen, hernach etwas frappant Einfältiges geschrieben hätte, hingegen ist es eine ganz bekannte Sache, daß unter Klopstocks eifrigsten Bewunderern einige der größten Flachköpfe der Nation sind«. Und ein andermal rät er (II 241): »Lies Eulern oder Hallern statt G . . . , und den stärken den Plutarch statt des entnervenden Siegwarts«. G . . . ist wohl Goethe. Um so auffallender erscheint nach solchen Worten, daß Lichtenberg bei Hallers Hingang nur die Frage übrig hat: »Was sagen Sie zu dem Tode des Herrn von Haller?« Freilich bricht hier der in der alten Ausgabe nur fragmentarisch mitgeteilte, in der neuen nicht nach dem Original abgedruckte Brief 175 ab. Sollten die ängstlichen Herausgeber der alten Edition hier eine Bemerkung über Haller gestrichen haben?

Dieser Möglichkeit gegenüber gewinnen Briefstellen, die ich mir aus den Briefen Gerlach Adolf von Münchhausens an Haller abgeschrieben habe, einiges Interesse. Sie entstammen dem reichen Schatze von an Haller gerichteten Briefen, die der Berner Stadtbibliothek eignen, und bezeugen, welchen Einfluß Haller noch 1770 von Bern aus auf die Göttinger gelehrte Welt auszuüben in der Lage war. In einem an Münchhausen gerichteten »Unterthänigsten

P. M.◄, gezeichnet: Chr. Gottl. Heyne und datiert vom 3. September 1770 (es liegt Münchhausens Briefe an Haller vom 6. Sept. bei) werden Gelehrte vorgeschlagen, die in die Göttinger »Societät◄ aufgenommen werden könnten. »Für eine Künftige Zeit ließ sich auch einmal auf H. Prof. Lichtenberg . . . denken◄. Wirklich schreibt Münchhausen am 6. October 1770 an Haller: »Ich habe . . . bei der Societät verfüget, . . . 4) daß man gleichfalls die mathematische Claße zu verstärken suche, und desfalls in Erwegung nehme, ob der unlängst angesetzte, sonderlich im astronomischen Fache geschickte Prof. Lichtenberg dazu diensam seyn möchte◄. Haller hat augenscheinlich gegen Lichtenberg gestimmt, denn am 4. November bemerkt Münchhausen: »Auf E. Hochwohlgeb. geehrtestes letzteres vom 21^{ten} habe ich zwar der Aufnahme des Prof. Lichtenbergs in die Societät noch einigen Anstand gegeben, aber wegen des Hr. Dr. Zimmermans, da die Societät es selber wünschet, dieselbe gern beliebt◄. Um Irrtümer hintanzuhalten, bemerke ich, daß Zimmermann und Lichtenberg damals noch nicht Feinde waren. Sieht man näher zu, so begreift man leicht, daß der alternde Haller und Lichtenberg keine persönliche Berührung finden konnten. Gerade um 1770 stehen sie sich in Manchem gegensätzlich gegenüber, mag Lichtenberg den Dichtungen des jungen Haller noch so viel Beifall gespendet haben. Man gestatte mir etwas weiter auszugreifen.

Im Jahre 1769 tobte bekanntlich zu Hamburg der Theaterstreit, dessen Geschichte Geffcken in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte III 56 geschrieben hat. Gegen den Bergedorfer Pastor und Lustspieldichter Schlosser hatte Goeze seine »Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne◄ (Hamburg 1770) ausgehen lassen, aber auch die theologische Facultät der Universität Göttingen um ein Gutachten ersucht. Es wurde unter dem 19. October 1769 erlassen und sofort gedruckt mit dem Titel: »Einer hochwürdigen theologischen Fakultät in Göttingen Beurteilung der Schrift, welche den Titel führet: J. M. Goezens theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne. Auf Ansuchen des Verfassers ausgefertigt. Hamburg, bei Johann Christian Brandt. 1769◄. Durch dieses Gutachten, das sich ganz und gar auf Goezes Seite stellt, hatte die theologische Facultät zu Göttingen sich eine böse Blöße gegeben. Die Allgemeine deutsche Bibliothek (1770 XII 2, 90—94) weist sofort das Gutachten energisch zurück: »Predigten haben schon oft den Fehler, daß sie ins übertriebene fallen, und dadurch ihres Zwecks verfehlen; durch die Würde und Größe seiner Materie erhitzt, dehnte der Redner seine Sittenlehre oft über die möglichen

Schranken aus . . . Ein ruhiger Beurtheiler aber kann seine Uebertreibungen nicht mit dem Feuer des Enthusiasmus entschuldigen«. Der Recensent betont, daß ein Beweis der aufgestellten Behauptungen nicht einmal versucht sei. Gut Goezisch hatte das Gutachten behauptet, daß die meisten unserer beliebtesten, von Kennern empfohlenen theatralischen Stücke ganz oder doch zum Teil der Tugend schädlich seien, Sünden und Laster nährten. Solchem Gefasel stellt der Recensent schroff und unzweideutig seine Anschauung gegenüber: »Falsch ist es; daß fast alle französische Trauerspiele, welche doch nach S. 9 die Absicht haben, vor den schrecklichen Folgen der Leidenschaft der Liebe zu warnen, die Galanterie d. i. die Unzucht nähren. (Die vernünftige Welt wird es mit Verwunderung bemerken, daß man Liebe, Galanterie und Unzucht für einerley hält, und in gleichem Grade verdammt.) Falsch; daß das Lesen und Sehen engländischer Schauspiele zur Wildheit und zu zügellosen Sitten verleite S. 10. Viel Leute von feinen Sitten haben sie gelesen und gesehen. Falsch; daß das Sehen und Hören listiger und künstlicher Begehungen verschiedener Laster zu gleich listiger Ausübung des Lasters anführe S. 11. Denn wer nicht listig ist, lernt es nicht aus Schauspielen, und wären solche Exempel nothwendig ansteckend, so müßte auch das Lesen der Geschichte sehr unsittlich seyn. Sollten diese Sätze allgemein oder auch nur überwiegend wahr seyn; so müßte die ganze feinere Welt unter den Christen, denn diese ließt und sieht die meisten Schauspiele, aus unzüchtigen, wilden und listigen Sündern bestehn«. Zum Schlusse solcher Abfertigung aber wird dem Verfasser des Gutachtens zu bedenken gegeben, daß er, der wohl von Goezes »besonderen Absichten«, d. h. von den persönlichen Gründen seiner Verurteilung der Bühne nichts ahnte, dem Hamburger Theaterfeind gründlich aufgesessen sei.

Wie hätte sich Lichtenberg versagen können, den schlimmen Schnitzer seiner theologischen Collegen in seiner Weise zu nutzen? Wirklich konnte Leitzmann in dem Buche »Aus Lichtenbergs Nachlaß« (S. 19—51) die Fragmente einer Satire abdrucken, die mit dem Gutachten und seinem Verfasser böse umspringt. Leitzmann hat einen kundigen und erschöpfenden Commentar beigefügt (S. 196 ff.). Sehr richtig hebt er hervor, daß vor Allem die gegen Shakespeare gerichteten Ausfälle (ein Beleg bei Leitzmann S. 206) Lichtenberg zur Abwehr reizen mußten. Und ebenso richtig hat er gesehen, daß der »Timorus« Einzelnes aus der unausgeführten Satire übernommen hat (S. 198. 206 f.). Wimmelt ja — wie ich ergänzend bemerke — der »Timorus« von Anspielungen auf den Theaterstreit: der Teufel macht aus dem Menschen einen Käsebier oder Shakespeare, heißt es

einmal, und Anmerkungen bezeichnen Käsebier als einen deutschen Straßenräuber, Shakespeare als einen englischen Tragödienschreiber (III 106). Oder er spricht von den »schrecklichen Abenden zu Drurylane«, die der Seele so verhängnisvoll seien, und erläutert das Wort Drurylane: »Eine Gegend in London, wo ein Gebäude befindlich ist, in welchem unter Anführung eines berühmten Bösewichts, Namens Garrik, dem Teufel sechsmal die Woche göttliche Ehre erwiesen wird« (S. 109 f.).

Im Briefbände berührt den Theaterstreit noch ein Schreiben vom 17. März 1772 an Dieterich und Frau (S. 32): »Aber fährt nur so fort, hört auf mitleidig gegen eure guten Freunde zu seyn, da wird euch, wie Herr Dr. Leß bewiesen hat, der Teufel endlich reiten, daß ihr auf Straßenräuberey oder Comödienschreiberey verfallt, Wittwen und Wayßen betrügt oder Epigrammata schreibt, hurt und musicirt, falsche Eide schwört oder bon mots macht, und endlich mit den Lotterbuben Shakespear, Racine und Leßing früh oder spat zum Teufel fährt. Hier muß ich ein Glas Wasser trincken, um mein siedendes Blut etwas zu kühlen; ich trincke es und lösche das Feuer, das an der Spitze von zweyhunderttausend Preussen die Herten gantzer Millionen der Götzischen Sittenlehre hätte aufschließen können«. Die ganz im parodistischen Tone der fragmentarischen Satire und des »Timorus« gehaltene Stelle ist in der alten Ausgabe durch den Lesefehler »Göthischen« fatal entstellt. Noch am 17. Juli 1772 nennt ferner ein Brief an Dieterich ironisch Leß und Goeze in einem Atem (S. 63).

Daß nämlich Leß der Verfasser des Gutachtens war, wird ja wohl durch das Citat und durch die Satirenfragmente genügend sichergestellt; Leitzmann meint zwar nur, Leß sei »wahrscheinlich« der Verfasser gewesen, ein entscheidender Nachweis soll gleich unten erbracht werden. Leß, der noch in dem großen Kampfe Lessings und Goezes sein Röllchen spielen sollte (vgl. Erich Schmidt, Lessing II² 315 f.), hatte der Universität und seinen engeren Kollegen den bösen Handel aufgehalst. Böse genug war er, so böse, daß die Göttinger gelehrten Anzeigen es vorziehen mußten, ihn totzuschweigen (vgl. Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 205 zu S. 31, 13). Freilich waren sie selbst unnötig genug um dieselbe Zeit in einen anderen Streit verwickelt worden, und wieder war Leß die Ursache. Ich meine die Lavater-Mendelssohnsche Controverse in Sachen Bonnets; sie interessiert uns hier umsomehr, als aus ihr in weiterem Verlaufe Lichtenbergs »Timorus« erwuchs. Man überblickt den ganzen Verlauf des Streites bequem in der Sammelanzeige der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1770 XIII 2, 370—395.

Lavater hatte Mendelssohn sein Buch ›Herrn Carl Bonnets philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum. Samt dessen Ideen von der künftigen Glückseligkeit des Menschen. Aus dem Französ. übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben‹ (Zürich 1769) gewidmet. Die Zueignung fordert Mendelssohn auf, Bonnets Buch zu widerlegen oder zu thun, was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte, nämlich ein Christ zu werden. Mendelssohn antwortete ausweichend und die unberechtigte Forderung ablehnend in seinem ›Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich‹ (Berlin 1770). Die Göttinger gelehrten Anzeigen brachten am 11. Januar 1770 eine Recension von Mendelssohns Schreiben (I 43 ff.). Da heißt es: ›Hr. M. beschweret sich in diesem Schreiben über seinen Freund, den Hrn. L., daß er ihn durch die Zueignung des Bonnetschen Bew. für das Christenthum öffentlich zu einem Religionsstreit aufgefordert: versichert, daß nach den Grundsätzen der jüdischen Religion, Niemand, als ein gebohrner Jude für verbunden zur Beobachtung des geoffenbahrten Gesetzes gehalten, und die Möglichkeit ausser der jüdischen Kirche selig zu werden, allgemein behauptet werde: erklärt, daß er manche Vertheidigungsschriften für das Christenthum gründlicher befunden, als die Bonnetsche, welcher er manches entgegen setzen könne; und daß er zwar sehr wünsche, niemahls über Religionssachen zu streiten, wenn aber darauf gedrungen werde, sich entschließen müsse, in Gegenbetrachtungen seine Gedanken über des Hrn. Bonnets Schrift, und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen‹. Diesem Referat fügte der Göttinger Recensent höchst unnützer Weise die Worte an: ›Wir würden, so gerne wir auch von einem solchen Manne eine Prüfung des Christenthums lesen möchten, es doch niemahls gewagt haben, ihn dazu aufzufordern. Nun aber da der Hr. Verf. erklärt, daß er gegen die von Bonnet vertheidigte Sache — (nicht blos gegen B. Vertheidigung) — manches einwenden könne: nun wagen wir selbst, ihn um die Bekanntmachung seiner Gegenbetrachtungen zu bitten. Rousseau möchte sonst hieraus beweisen wollen, was er bisher nur als Vermuthung angegeben; daß die jüdischen Lehrer wichtige Gründe wider das Christenthum wissen, und sie nur deswegen verschweigen, weil sie unter dem Druck der Christen leben‹.

Lavaters, des Enthusiasten, Schritt war unnötig genug gewesen. Nennt doch der Hauptbeteiligte Bonnet selbst in einem Briefe an Haller vom 16. Januar 1770 ihn ›une étrange imprudence‹. Lavater aber gestand alsbald zu, eine Uebereilung begangen zu haben ¹⁾.

1) Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin, von Johann Caspar

Das Vorgehen des Göttinger Recensenten, der doch eigentlich Lavaters Sache zu seiner eigenen machte, durfte wohl noch weniger auf Beifall hoffen. Leß war der Recensent, und seine Recension von Mendelssohns Schreiben gesellte sich in unerfreulicher Weise zu dem Gutachten für Goeze¹⁾. Eine Gegenstimme, die beide Aeüßerungen scharf censierte, sei namhaft gemacht. Ich schreibe zunächst ein Blatt ab, das in dem 30. Bande der Briefe an Haller unter Nr. 100 als anonymes Schriftstück aufbewahrt ist:

»Berlin.

Herr Lavater forderte in der Zueignungsschrift zu Bonnets übersetzte Betrachtungen über die christliche Religion den Herrn Moses Mendelssohn heraus, entweder den Bonnet zu widerlegen, oder — wir wollen das geradezu sagen, was Herr Lavater umschreibt — ein Christ zu werden. Hierauf antwortete Herr Moses in einem Sendschreiben von zween Bogen, worin er die Unschicklichkeit des Lavaterschen Beginns zu zeigen sich bemüht, und zugleich, wenn dieser auf seiner Forderung bestände, sich anheischig macht, die verlangte Prüfung des Bonnetischen Buchs anzustellen. Uns scheint es freylich unschicklich, daß ein Prediger in Zürich einen Juden in Berlin bekehren will; und Herr Lavater thäte besser, wenn er die Herausforderung zurücknähme. Wir wissen nicht, was er gethan hat, indem wir zwar irgendwo die Ankündigung seiner Gegenantwort, diese Gegenantwort aber selbst noch nicht gesehen haben. Unterdessen haben die Herren von Göttingen schon darauf bestanden, daß Herr Moses doch nun, weil die Sache einmahl geschehen ist, seine Gegenbetrachtungen bekannt machen müsse. Vielleicht rührte dieses Urtheil von eben der Feder her, die das Responsum über die Sittlichkeit der Schaubühne, und das Responsum über Hrns. Wielands Musarion zu Papier gebracht hat, welches letztere, beiläufig zu sagen, das unschicklichste, unbedachtsamste und am wenigsten getroffene Responsum ist, welches nooh jemahls eine Feder zu Papier gebracht hat. Man behandelt darin eine poetische Production, wie ein Compendium der Dogmatik; man eifert zur ungelegenen Zeit wider die sinnlichen Vergnügungen, die der größte Eiferer so gut zu genießen weiß, als der größte Dichter — oft noch mehr; man heftet

Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai 1770. 8^o.; vgl. Allg. d. Bibliothek a. a. O. S. 392 f. u. Göttinger gelehrte Anzeigen 1770 S. 514.

1) Daß Leß auch die Recension von Mendelssohns Schreiben auf dem Gewissen hat, erhellt, wie R. Meißner mir freundlichst mittheilt, aus dem der Tübinger Bibliothek gehörigen Exemplar von Jer. David. Reuß. Die Angaben von Reuß sind in das Göttinger Exemplar übertragen.

dem Poeten eine Lehre auf, an die er nicht gedacht hat, daß die Glückseligkeit des Menschen nur in dem Genuß des Augenblicks bestehe: und diese herrlichen Sachen kramt man da aus, wo man nicht so wol von dem Gedicht, als von der Uebersetzung zu reden, und von dieser zu sagen hatte, daß sie die abgeschmackteste von der Welt sey.«

Die Erläuterung dieses boshaften Schriftstücks, das aber sicher den Nagel auf den Kopf trifft und zu den beiden oben erörterten Händeln noch einen dritten hinzufügt, glaube ich in dem Briefe zu finden, den Prof. Joh. David Michaelis, der Herausgeber der Göttinger gelehrten Anzeigen, am 5. Mai 1770 an Haller richtete (Berliner Briefsammlung XXX 82). Die Nachschrift lautet: »Ich lege eine Abschrift eines ganz plaisanten Artikels bey, der in den von Herr Ridel herausgegebenen Erfurtischen Zeitungen Nr. 16. 17 gestanden hat, und überhaupt ein Angriff unserer Univers. aber dabey, durch ein wunderliches Misverständniß, Ew. Hochwohlgeb. ist. Um alles williger zu verstehn müssen Ew. Hochwohlgeb. zwey Dinge wissen, die in der Entfernung Ihnen schwerlich bekannt seyn können«. Erstlich erklärt Michaelis dem Adressaten das Wesen der Erfurtischen Zeitung; sie und ihr Herausgeber Riedel »gehören zu der in Deutschland verächtlichen Klotzischen Bande. . . . Unsere Universität und Zeitung ist ein vorzüglicher Gegenstand ihres Haßes«. Dann heißt es zweitens:

»Unsere theologische Facultät hat ein Responsum wider die Comoedien gestellt. Es ist werth, daß Ew. Hochwohlgeb. es lesen, (denn es ist gedruckt) und macht in Deutschland viel Aufsehen. Herr Leß ist Concipiente. Es ist, wie ich glaube zu hart, und macht die Besuchung der Comoedien wie sie jetzt sind, zur Sünde: der sich beschwerende Theil hat aber auch unrecht, denn diejenigen in Hamburg gegen die es gerichtet ist, sind wirklich im Lobe der Comoedie so weit gegangen, sie zum Mittel der Belehrung zu machen. (Dann entbehren die Bürger zu Genev, unsere Studenten, und viele auf dem Lande, wirklich eines Gnadenmittels) — — Ich wünschte, daß Ew. Hochwohlgeb. das Responsum sähen: Sie können kaum glauben, was für Haß es unserer theol. Facultät zuziehet.

Nun hat sich Herr Wieland selbst, oder der Verfaßer der Erfurtischen Recension, vermuthlich im trunkenen Muth, vorgestellt, Herr Leß sey der Verfaßer der Recension von Wielands übersetztem — — (liederlichen Gedichtes) die Ew. Hochwohlgeb. verfertiget haben. In der That wäre er sehr beschämt, wenn in unsern Zeitungen etwan so etwas bey Recension des theol. Bedenkens gesetzt würde: Dis Bedenken, dem der Recensente in der

Hälfte der Sätze nicht beytritt, ist von Herrn Dr. Lesse. Jeder behält seine Freyheit zu denken. Nur nehmen wir uns die Freyheit zu bemerken, daß die Recension der Wielandischen Musarion S. — — nicht, wie in den Erfurtischen Zeitungen geglaubt wird, von eben der Hand, auch von keiner der Dogmatiker geschrieben wird, sondern von der Hand des deutschen Dichters, der im Erfurtischen Musencalender den 1. Jan. einnimmt, des Herrn von Haller ist. Nun gehen mich viele an, ich soll dis, wie ich es wol gesagt habe, in die Anzeigen setzen; ich halte es auch nicht für übel, aber ich mag es nicht thun, ohne ausdrückliche Erlaubniß von Ew. Hochwohlgeb. zu haben. Denn die Regel ist, den Recensenten nie zu nennen, wenn er es nicht erlaubt. Meine Freunde stellen es mir als ein Opfer vor so Ew. Hochwohlgeb. der Moral schuldig wären, daß Sie dis erlaubten. Weil alle Folgen nur auf Wahrscheinlichkeit beruhen, sage ich selbst nichts, als daß es mir wahrscheinlich ist, es könnte gut seyn und die andere Parthei sehr beschämend deceditiren.« —

Leider ist mir trotz aller freundlichen Bemühung des Herausgebers dieser Anzeigen nicht geglückt, die Erfurtische Zeitung Riedels vom Jahre 1770 zu finden. Sie scheint so gut wie verschollen zu sein. Trotzdem darf wohl jenes Blatt Nr. 100 als die lediglich falsch eingelebte Beilage des Briefes Nr. 82 gefaßt werden. Zur Erläuterung beider Schriftstücke sei zunächst Hallers Recension der französischen Musarion abgedruckt; Haller hat dem Wunsche Michaelis' nicht Folge geleistet und sich nicht zu ihr bekannt. »Der Verfaßer der Recension des Musarion soll nicht entdeckt werden, weil er nicht entdeckt werden will«, schreibt Michaelis am 14. Juni 1770 an Haller. Ueberhaupt ist eine Recension des »Bedenkens« (der eilige Michaelis nennt so wohl das Gutachten der Facultät), wie schon oben angedeutet ward, in den Göttinger gelehrten Anzeigen nicht erschienen¹⁾. Hallers Anzeige der »Musarion« aber lautet:

»Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen. 1770 B.1. S. 231/2. Lausanne . . .

Musarion, ou la Philosophie des Graces, ist vermuthlich hier, wiewol ohne einige Bezeichnung des Ortes, A. 1769. in Octav auf 59 Seiten abgedruckt. Hr. Rödder, der mit dem Grafen von Callenberg reiset, ist der Uebersetzer. Wir haben anderswo unsere Gedanken über die reizenden Schriften des Hrn. Prof. Wielands ge-

1) Von Leßens Schriften ist in den Jahrgängen 1770 und 1771 überhaupt nur eine holländische Uebersetzung der »Wahrheit der christlichen Religion« (1771 S. 1078) recensiert.

äußert. Diese ist eine der besten, wenn die Classe gut ist; sie läßt nicht so oft den Schriftsteller sprechen, und der Leser hört mehr die Personen. In wie weit aber diese ganze Classe von Schriftstellern nützlich seye, die die Seele erweichen, und die ohne dem kräftig reizenden Triebe noch verführerischer abmahlen, ist eine andere Frage. Die Bestimmung der Menschen ist doch wohl nicht, für sich, und für den Augenblick zu sorgen, daß er in Wollust hinfließe. Er hat Verhältnisse gegen die Zukunft und gegen die Gesellschaft, die das angenehme Leben des Phantias nicht erfüllt.«

Ich habe zunächst die Documente für sich sprechen lassen; jetzt gilt es ihre Bedeutung festzustellen.

Die zuletzt vorgelegten Zeugnisse werfen ein ganz neues Licht auf Hallers Verhältnis zu Wieland. Sorgsam, wenn auch nicht erschöpfend, hat Hirzel in seiner Biographie Hallers die Belegstellen verzeichnet, die dieses Verhältnis deuten, nachdem A. Frey in seinem Buche »Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur« (Leipzig 1879 S. 179 f.) flüchtig es gestreift hatte. Die Recension der »Musarion« aber wird von Hirzel nicht genannt; ich meine, sie bedeutete den Wendepunkt in den Beziehungen beider.

Schon der flüchtige Beobachter könnte rasch erraten, daß Haller dem jungen Wieland günstig, dem emancipierten Wieland abweisend gegenüberstehen mußte. Hirzel, durch den verehrungsvollen Worte, in den fünfziger Jahren von Wieland an Haller gerichtet, zum ersten Abdruck gebracht worden sind (S. CCCLV Anm. 2), kann wirklich bis in die späteren sechziger Jahre freundliche Kritiken Hallers über Wieland nachweisen: zunächst in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1752 S. 63. 1753 S. 1184 (S. CCCVI); 1754 S. 112. 160. 1757 S. 1092 (S. CCCLXXV). 1755 S. 1132 spricht Haller bei Gelegenheit Uzens von den »Schönheiten eines Noah oder Wielands« in einem Atem (S. CCCLXXVII Anm.). Flüchtiger streift er 1760 S. 741 französische Uebersetzungen Wielandscher Erzählungen (S. CDII Anm. 1). Noch ganz unbefangen wird »Don Sylvio« (1765 S. 560), die Ode auf Blaarer (1767 S. 119), ja nach anfänglichem Zögern lobend auch der »Agathon« besprochen (1766 S. 575 1767 S. 1127), der in Hallers Augen der »witzigste Roman« ist, »den die Deutschen aufweisen können« (S. CDXXXVI Anm. 3). Auch Wielands Shakespeare findet Anerkennung (1764 S. 206; vgl. S. CD).

Ist bis zum Ende der sechziger Jahre gegenseitiges Wolwollen unverkennbar, so hat sich in den siebziger Jahren all das völlig geändert. Schon am 22. März 1772 schreibt Haller an Gemmingen: »Ich habe aus den unvorsichtigen Reden eines wandernden Wielandiansers so viel zusammengebracht, daß die Leute sich wirklich ver-

bunden haben, wieder die Religion zu Felde zu ziehen. Sie greiffen durch reizende und schlüpfrige Bilder mit Fleiß das Herz an, um es zuzubereiten, daß es die Religion hassen möge. Eine Generation, sagte mir der Missionarius des Unglaubens, muß aufgeopfert werden, auf daß man die andre bekehren (nemlich von der Religion befreien) könne. Das neue frankfurtische Journal wird in dieser Absicht geschrieben. Diese Verschwörung dünkt mich bedenklicher als keine Catilinarische Unternehmung, und in Frankreich herrscht eine ähnliche« (Bibliothek des litterarischen Vereins CCXIX 19 f.). Trotz Gemmingens dämpfenden Antworten wiederholt Haller sein Hirngespinnst in den nächsten Briefen und nennt am 30. April (S. 22) den Namen Leuchsenrings; er ist der »Missionarius des Unglaubens«, das »neue Frankfurter Journal« natürlich die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 (vgl. auch Hirzel S. CDLXX f.). Im gleichen Sinne schreibt Haller an Heyne am 26. December 1773: »Die Furcht den Agathon mit günstigen Augen zu lesen, meine Missbilligung der Wielandschen Wollustlehre und die Abneigung, unsern Anzeigen Feindschaft zuzuziehen, haben mich bisher gehindert, den Agathon zu recensiren, ich will es aber thun und trachten, daß meine Reizung mich nicht verführe«. Es handelt sich hier natürlich um die zweite Ausgabe des »Agathon« (1773); Haller hat sie wirklich 1774 (Zugabe CX) besprochen; seine Recension fügt einer Inhaltsangabe die Worte an, der Mensch sei noch zu etwas Höherem geboren: »Dahin erhebt ihn wohl keine Musarion, keine Sittenlehre der Kinder der Natur, kein Genuß sinnlicher Wollüste, die alle höchstens erträgliche Beschäftigungen des Menschen sein würden, wenn er mit diesem Leben aufhörte zu seyn« (Hirzel S. CDLXXIX f.).

Woher dieser plötzliche Umschlag? Gehe ich fehl, wenn ich annehme, daß die Recension der französischen Musarion und die an sie geknüpften Vorgänge Haller zu Wielands Gegner gemacht haben? In den Sechzigerjahren günstige, in den Siebzigern ungünstige Kritiken — die Wendung fällt durch die genannten Momente ins Jahr 1770. Hallers Recension der französischen Musarion ist ja noch immer freundlich genug. Die Abwehr, die sie fand und die — wie wir sahen — Haller durch Michaelis erfuhr, ist unnötig scharf, wol deshalb, weil der Antikritiker nicht wußte, daß er Haller vor sich habe. Haller vermied zwar damals aus dem Incognito herauszutreten, aber er hat dem Antikritiker, mag es nun Wieland selbst (wie Michaelis annimmt) oder ein Freund Wielands gewesen sein, später heimgezahlt; ausdrücklich deutet die Recension des »Agathon« von 1774 auf die Musarion, nimmt sogar einige Wendungen der Recension von 1770 fast wörtlich auf. Ja ich finde die Wahnvor-

stellungen, die in den Briefen Hallers an Gemmingen walten, schon angedeutet in dem oben citierten Briefe von Michaelis, wenn da von der ›anderen Partei‹ geredet und im Interesse der öffentlichen Moral eine Erklärung gegen die Wielandianer empfohlen wird.

Wieland wiederum sattelt in den ersten Siebzigerjahren gleichfalls um. 1773 erscheint im Teutschen Merkur (III 167) eine gering-schätzigte Kritik des ›Usong‹, den auch Leuchsenring verurteilt hat (Hirzel S. CDL ff.). Und nach Hallers Tode rief Wieland ihm mit Müh und Not ein paar karge Worte ins Grab nach (Hempel XXXVIII 530; vgl. Hirzel DIII Anm. 2). Freilich bin ich nicht so befangen, Alles einzig und allein aus der Recension der französischen Musarion zu erklären¹⁾. Weiteres gesellte sich hinzu. Wer Bonnets Briefe an Haller flüchtig durchblättert, bemerkt sofort, mit welchem Haß jederzeit Voltaires Name genannt wird. Haller dachte über den Philosophen von Ferney (nicht über den Dichter) ähnlich oder gleich (vgl. Hirzel S. CDXXXVII Anm. 3. CDLX f. und sonst). Daß aber Haller in der (von ihm angenommenen) Wielandschen Sekte die Bundesgenossin Voltaires erblickte, scheint mir ganz sicher. Hat doch auch Leuchsenring Voltaire gegen Haller ausgespielt (Hirzel S. CDLXXI Anm. 1); Haller aber kannte diese Aeüßerung Leuchsenrings. Der Brief an Gemmingen vom 22. März 1772 vollends weiß, daß der deutschen ›Verschwörung‹ eine französische sich zugeselle.

Lichtenberg aber, um endlich auf ihn zurückzukommen, schätzte und liebte Wieland; durch seinen ›Timorus‹ trat er in letzter Linie doch auch zu Bonnet in Gegensatz, mit dem Haller sicher einig war,

1) Ausdrücklich bemerke ich, daß oben im Allgemeinen nur die von Hirzel angegebenen Recensionen von Schriften Wielands angezogen sind. Wirklich bespricht Haller etwa noch 1771 (S. 1023), also nach dem von mir angenommenen Umschlage, ganz günstig die ›Geschichte des Fräuleins von Sternheim‹, die er für ein Werk Wielands hält. Schon dieser Fehlgriff macht die Recension für unsere Zwecke wertlos. Allein vielleicht erblickte Haller in dem Buche eine reuevolle Umkehr Wielands und glaubte, ihn auf dieser Bahn durch ein günstiges Urteil festhalten zu müssen. Ausdrücklich heißt es da, man freue sich, ›daß Hr. W. selbst gefühlt hat, seine Heldin müßte keine Rachimu, keine Danae, auch keine Musarion seyn, wenn der Leser an ihrem Schicksale Theil nehmen sollte. Seine Sophie hat Religion, und hält sehr viel auf ihren Pfarrer‹. Da ist doch wohl die Frau von La Roche dem zum Schlage gegen Wieland ausholenden Haller in den Arm gefallen. Wenn Haller je über seinen Irrtum aufgeklärt wurde, mußte er umso mehr gegen Wieland eingenommen werden. Uebrigens wurden, unmittelbar nach der Recension der französischen Musarion, Wielands ›Sokrates mainomenos‹ (1770 S. 331) und seine ›Grazien‹ (1771, S. 102) von anderen Kritikern und nicht von Haller angezeigt.

wenn er schon Wielands Vorgehen gegen Mendelssohn nicht gebilligt haben mag. Der stärkste Gegensatz aber ergab sich zwischen Haller und Lichtenberg auf dem Felde des dritten Problems, in Sachen des Theaterstreits und Lessens.

Haller stand dem Göttinger Theologen sehr nahe, so nahe, daß ich mich frage, ob er an dem Schreiben von Michaelis Freude haben konnte, das doch mit einigen Behagen von Lessens Fehlgriff spricht. Einem Leß waren Hallers ›Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung‹ aus dem Herzen geschrieben (Hirzel S. CDLIX Anm. 1). Am 25. Januar 1775 bekennt Haller dem Freunde Gemmingen: ›Die Briefe über die Questions sur l'Encyclopedie sind mehrentheils fertig. Wenn jemahls der alte Dichter von Ferney davon hört, so werde ich eine schwere Feindschaft von ihm auszustehn haben. Aber es ist einmahl gewagt, und ich habe es HEn Leß und andern Geistlichen zu Gefallen unternommen‹ (a. a. O. S. 82). In dem letzten Briefe vollends, den Haller an Heyne, fünf Tage vor seinem Tode (7. December 1777), schrieb, heißt es: ›Belieben Sie doch, Hrn. Leß nebst meiner dankbaren Hochachtung zu fragen, was für ein Buch (es muß nicht lang seyn) in meinen Umständen und wider die Schrecken des Todes, hingegen für die Festergreifung des Verdienstes des Heilandes, ich fruchtbar lesen könnte?‹

Dem Manne, den er in den letzten Stunden seines Lebens um geistlichen Rat angien, stand Haller auch in der Frage der Schaubühne nicht fern. Am Schluß des dritten Buches seines Romans ›Fabius und Cato‹ (Bern und Göttingen 1774 S. 177 ff.) macht er Scipio Nasica zum Vertreter seiner Anschauungen. Richtig sagt Max Widmann (A. v. Hallers Staatsromane. Biel 1894 S. 91): ›Man kann aus der Ausführlichkeit, mit der Haller diesen Punkt behandelt, an dem Gewichte, womit er die Vorteile und Nachteile des Theaters für die Sittlichkeit abwägt, erkennen, daß . . . hier seine eigenen Ansichten über Nutzen und Schaden des Theaters niedergelegt sind‹. Richtig weist Widmann auf Hallers Recension von Rousseaus theaterfeindlichem Briefe an d'Alembert (G. G. A. 1759 S. 421), die der These Rousseaus durchaus beitrifft. Allein er hätte zu der Stelle des ›Fabius und Cato‹ des nur wenige Jahre älteren Hamburger Theaterstreites gedenken können. Wir vollends werden nach den oben vorgelegten Zeugnissen nicht zweifeln, daß Haller hier seinem Freunde Leß zu Hilfe kommt. Ganz im Sinne Lessens billigt er die Schaubühne, so weit sie ›dienen kan das Laster zu bestraffen, indem sie es lächerlich macht‹ oder auch ›einige gezielte Gewohnheiten, einige übertriebene Gemüthsarten‹ zu einem ›Vor-

wurf allgemeinen Spottes« macht. »Aber« setzt er, wiederum im Sinne des Göttinger Responsums, fort, »wie viel Übels zieht hingegen die Schaubühne nicht nach sich? Was ist der Inhalt der meisten Schauspiele? Betrügereyen, wodurch ein Vater hintergangen wird, wodurch ein ausgelassener Sohn Geld erschleicht, eine Buhlschaft zu bezahlen. . . . Die Liebe wird, als die mächtigste Göttin auf den Thron gesetzt . . . Ist es nun nöthig, bey der Jugend Triebe aufzumuntern, die von der Natur so lebhaft in ihr Herz gelegt sind; die bei dem Feuer des Alters einer mäßigenden Sittenlehre bedürfen? . . . Ist es dienlich, die natürliche Abscheu vor dem Betrug, vor ungerechten Thaten, die billige Ehrfurcht für die Eltern, durch die lebhaftere Vorstellung der Jünglinge zu schwächen, die durch die Verachtung des väterlichen Ansehens, durch die Betriegerereyen hülfreicher Slaven, glücklich werden?« Und nicht weniger fürchtet Haller für die zarte Schamhaftigkeit des Frauenzimmers.

Gern gebe ich zu, daß Haller weit vorsichtiger sich ausdrückt, als Leß, daß er nicht ebenso fanatisch übers Ziel schießt, wie Goeze und sein Göttinger Anwalt. Aber unzweideutig scheidet sich hier wie den beiden anderen Problemen gegenüber (Lavater-Mendelssohn und Wieland-Voltaire) die gelehrte Welt Deutschlands und der Schweiz in zwei Parteien; in der einen Partei finden wir Haller, Goeze, Leß, auch Bonnet, in der anderen Lichtenberg. Der Verfasser des »Timorus« und der Dichter von »Fabius und Cato«, d. h. der alte Haller sind, das darf jetzt wohl gesagt sein, unvereinbare Gegensätze. Vielleicht läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus erklären, warum Haller zur Recension der »Musalion« sich nicht bekannt hat. Wäre die von Michaelis beabsichtigte Erklärung gedruckt worden, sie hätte Leß sicher bloßgestellt. Gehe ich fehl, wenn ich mit Michaelis annehme, daß der Verfasser des Erfurter Artikels den Autor des Responsums und der Kritik von Mendelssohns Schreiben kannte, also Leß lächerlich machen wollte? Wäre jene Erklärung erschienen, sie hätte dem Publikum mehr oder minder verblümt gesagt: nicht der thörichte Leß, sondern der große Haller hat die »Musalion« recensiert. In solcher Weise seinem Freunde Leß gegenüberzutreten, mußte Haller scheuen. —

Ich weiß nicht, ob meine Auseinandersetzungen an dieser Stelle erwünscht sind. Allein ich meine, gerade die geringe litterarische Ausbeute des ersten Bandes der Briefe gebietet dem Forscher, ihren Hintergrund desto eindringlicher zu prüfen. Ich hoffe durch meine Mittheilungen manche beiläufige Aeußerung des Briefschreibers Lichtenberg erläutern zu haben. Die Briefe allein, wie sie von Leitzmann und Schüddekopf dargelegt werden, bieten ja Alles in Allem

einen etwas spärlichen Ertrag für die Geschichte der deutschen Litteratur jener Jahre! Reicherer Gewinn zieht, wie schon Lauchert hervorhebt, der Erforscher der Gelehrtengegeschichte. Denn die Herausgeber haben Lichtenbergs wissenschaftliche Briefe, soweit sie erreichbar waren, unverkürzt wiedergegeben, um »zu einer künftigen historisch-kritischen Ausgabe Lichtenbergs, die sie als eine Ehrenpflicht der deutschen Gelehrtenwelt ansehen, einen Grundstein zu legen, sowie einer künftigen Untersuchung über die Stellung und Bedeutung des Göttingers Physikers in der Geschichte der exakten Wissenschaften neues Material zuzuführen«. Grade in den neuererschlossenen Briefen und Briefstellen kommt ferner, wenn schon nicht der Kritiker der Litteratur, so doch der Satiriker und Humorist Lichtenberg zuweilen gut zur Geltung; Lauchert weist mit Recht auf die humoristischen Bemerkungen über den »philosophischen« Briefwechsel mit dem Juden Gumprecht (Nr. 56), auf den Nachruf an den »gelben Hosenknopf« (Nr. 58), auf die Schilderung der Osnabrücker Erlebnisse vom Herbst 1772. Lichtenbergs Kunst, in Sternes Art abrupte und schlagende Momentaufnahmen dem täglichen Leben abzugewinnen, den Augenblick in humorvoller Beleuchtung schriftlich festzuhalten, kommt in dem neuen Material umsomehr zur Geltung, als ja die ersten Herausgeber scheu und furchtsam alle kühneren Züge weggelöscht haben. Bemüht, persönliche Spitzen abzuschleifen, überließen sie ihren Nachfolgern die Mehrzahl der oben zusammengestellten, oft gewiß recht scharfen litterarischen Urteile dem Texte wieder einzufügen. Ebenso brachten sie ein keusches Feigenblatt an, wo Lichtenbergs Laune über die Schnur schlägt und sich in saftigen Zoten ergeht. So fehlt bei ihnen Nr. 16 und damit die längere Peroration über die von dem Adressaten Dieterich gebrauchte Abkürzung »F**z**«; Dieterich scheint ja — wie auch Lichtenberg annimmt — nur »Frauenzimmer« gemeint zu haben. So Nr. 22: Lichtenberg beobachtet mit einem englischen Tubus, der 120 Reichsthaler kostet, die Zärtlichkeit eines Kammermädchens und eines Bedienten; »der Auftritt schien dem Akteur mehr als 120 Thaler werth zu sein«. So die Briefe 46 und 50 mit ihren Studien über den Osnabrücker Dialekt und ihrer Synonymik der weiblichen Gewandung (S. 90 und 98). Verschwunden waren in der alten Ausgabe die Cynismen über einen zu engen Hut (S. 29 in Bf. 18). Wenn Lichtenberg (S. 85) schrieb: »Künftig soll etwas von meiner Situation in Osnabrück folgen, nebst einer Einleitung zur Kenntnis der Westphälischen Mädchen, die wirklich etwas vorzügliches an sich haben. Haben das nicht alle Mädchen, werden Sie fragen. Allerdings, das ist alles, was ich jetzt antworten kann«, so läßt die erste

Edition nur die ersten neun Worte stehen. Bei solcher Prüderie durfte dort die Bemerkung über die »unbeschreiblich schönen, zuthuligen, treuhertzigen, bey aller Gelegenheit hülfreichen Bettwärmerinnen« Londons (S. 246) natürlich nicht bestehen bleiben.

Schleiermacher schreibt in seiner Recension der 1800 f. veröffentlichten Ausgabe von Lichtenbergs »Vermischten Schriften«: »Wenn man die größeren Fragmente aufmerksam betrachtet, und mit dem besten, was wir früher von Lichtenberg erhalten haben, vergleicht, so entsteht die Vermuthung, daß er sehr wohlgethan, sich im Witz vorzüglich als Gelegenheitsschriftsteller zu zeigen. Durch eine bestimmte Veranlassung geleitet und begränzt werden, war ihm sehr nöthig, und man muß auch hierin seinen richtigen Takt bewundern. Denn gewiß würde weder der Parakletor — wenn auch die Periode, die er galt, länger gewährt hätte — noch die Geschichte der Insel Zezu zu Stande gekommen sein. Der Roman, wenn er ihn gemacht hätte, würde treffliche Sachen enthalten haben, aber von der Composition ließe sich nicht viel Gutes weissagen« (Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. IV 566 f.). Wenn ich diese Bemerkungen richtig deute, fühlt auch Schleiermacher, daß Lichtenbergs Bestes da zu suchen sei, wo er festhält, was der Augenblick ihm bringt. Er ist ganz auf den Moment gestellt und weiß, was ihm momentan durch den Kopf geht, stärker zu fesseln als seine Zeitgenossen. Ein Impressionist, der es aus guten Gründen verschmäht, seine Augenblickseindrücke zu einem System auszubauen, und in diesem Verzicht seinem schriftstellerischen Naturell aufs nachhaltigste dient! Sehr fein stellt in diesem Sinne ihn Schleiermacher (a. a. O. S. 565) zu Garve in Gegensatz: »Garve konnte nicht in diesem Grade Beobachter sein, und auch nicht als Schriftsteller ein so angenehmer Gesellschafter, weil er das Verwandeln in Begriffe, und das logische rubricieren nicht lassen konnte, weil er auf eine unglückliche Weise überall nach dem Systematischen strebt«. Wer aber in Lichtenberg zunächst den Impressionisten schätzt, der muß eine Ausgabe seiner Briefe dankbar hinnehmen, die im Gegensatz zur alten Edition das Impressionistische auch da wahr, wo es nicht ganz correct und unanstößig auftritt. Wo käme ein Schriftsteller von Lichtenbergs Art besser zur Geltung als im Briefe, wo gäbe er sich dem Eindruck des Augenblicks rückhaltsloser hin? Diesen Impressionismus zurechtputzen und zustutzen, wie es die älteren Herausgeber gethan haben, heißt es nicht den feinsten Schmelz abstreifen? Drum darf man von Herzen wünschen, daß Leitzmann und Schüddekopf noch weitere Briefe Lichtenbergs in der

Urform finden und uns schenken mögen, und wär's auf Kosten der Handlichkeit der Ausgabe.

Die Erläuterungen sind von den Herausgebern auf das geringste Maß beschränkt worden: zu gegen 400 Seiten Text etwa zwei Bogen Anmerkungen, die übrigens noch von einigen umfänglichen Ineditis in Anspruch genommen werden (Stammbucheinträge Lichtenbergs S. 394 f. Ein Brief von Kästner an Brandes S. 400 f. Lichtenbergs Charakteristiken der Professoren Büttner und Kulenkamp S. 403 f.). Das Gesamtregister soll ergänzen, was hier nur eine Aneinanderreihung von Namen und Daten geworden wäre. In knappster Form ist viel Material verarbeitet. Zu bedauern bleibt nur, daß so oft auf das Buch ›Aus Lichtenbergs Nachlaß‹ verwiesen wird, während man gern die Erläuterung näher zur Hand gehabt hätte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß manche öffentliche und private Bibliothek die Briefe, nicht aber den Nachlaßband erwerben wird. Ferner hätten Notizen über die Antworten, die Lichtenbergs Briefe fanden, hier wol einen Platz verdient. Gedruckt ist ja sehr wenig von diesen Antworten¹⁾. Allein sollte Lichtenbergs Nachlaß nicht Anhaltspunkte bieten? Wie fatal einseitige Briefwechsel sind, ist in jüngerer Zeit mehrfach hervorgehoben worden. Sehr geschickt hat Bächtold in den Anmerkungen seines Werkes über Gottfried Keller an richtiger Stelle das Wichtigste mitgeteilt, das zum Verständnis von Kellers Briefen aus den Antworten der Adressaten benötigt wird.

Zu Bf. 24 wird Näheres über Otto von Münchhausen (1716—74), den Nationalökonom (vgl. Allgemeine deutsche Biographie 23, 7 f.) wohl das Register bringen. Bf. 88 ist wohl nicht die erste Ausgabe des ›Agathon‹ (1766), sondern die zweite gemeint (1773). Ueber das Epigramm Kästners in Bf. 153 vgl. Ischers ›Zimmermann‹ S. 322. Ueber ›den schönen Kupferstich von Woollet, den Tod des Generals Wolfe‹ (S. 260) vgl. Naglers ›Neues allgemeines Künstlerlexikon‹ 21, 326; er reproduziert ein vielgenanntes Gemälde von Benjamin West. Endlich sei zu dem früher ausführlich analysierten Briefe Nr. 86 noch eine Vermutung gewagt. An der Stelle, die von den Frankfurter gelehrten Anzeigen spricht (s. o. S. 551 f.), erwähnt Lichtenberg, es heiße in Göttingen, ›Kölbele in Franckfurth‹ sei Mitarbeiter. Die Herausgeber bemerken in den Erläuterungen: ›Von einer Beteiligung des auch von Goethe bekämpften Kölbele an dieser kritischen Zeitschrift ist sonst nichts bekannt‹ (S. 406). Kölbele war Lichtenberg und den Göttingern durch sein Schriftchen be-

1) So Nicolais Brief an Lichtenberg: a. A. II, 116 ff.

kannt: »Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavatersche und Kölbelische Angelegenheiten gegen Herrn Moses Mendelssohn« (Frankfurt a. M. 1770). Ich brauche nach dem inzwischen Gesagten jetzt nur noch hinzuzufügen, daß Kölbele in der Bonnet-schen Frage sich aufs schärfste gegen Mendelssohn wendet. Die Allgemeine deutsche Bibliothek bespricht das Schriftchen in dem citierten Sammelartikel (XIII 2, 391), die Göttinger gelehrten Anzeigen 1770 S. 330 (vgl. S. 514). Lessing leistete sich den billigen Wort-witz (an Nicolai 17. Mai 1770): »Das Kälbele von Frankfurt ist gar ein Ochs«. Wenn nun in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1773 S. 474) eine ungünstige Recension des »Timorus« erschien, lag es Lichtenberg nahe, an den ihm zunächst bekannten Kölbele zu denken, der ja sicher dem »Timorus« feind sein mußte.

Bern.

Oskar F. Walzel.

Melioransky, P. M., Arab Philolog o turečkom jazyke. Arabskij tekst izdal i snabdil perevodom i vvedenim. St. Petersburg 1900. Typographie der Kaiserlichen Akademie. LXXXIV, 122, 85 S.

Seitdem man erkannt hat, daß das Türkische nicht dasjenige Gemisch arabischer, persischer und türkischer Sprachelemente ist, wofür man es früher hielt, hat sich die Forschung mit Vorliebe dem Studium derjenigen Dialekte zugewendet, welche den ursprünglich türkischen Typus am besten bewahrt haben. Glückliche Funde im letzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts machten uns mit einem türkischen Dialekte, welcher von arabischen und persischen Einflüssen noch völlig unberührt war, bekannt. Die Entzifferung und Erklärung der Orkhoninschriften zeigte, daß unsere Kenntnis der türkischen Sprache weit genug fortgeschritten war, um der Lösung der schwierigsten Probleme gewachsen zu sein. Immerhin machte sich aber unsere mangelhafte Kenntnis des türkischen Sprachmaterials dabei recht schmerzlich fühlbar, so daß man es als die nächste Aufgabe der türkischen Philologie zu betrachten hat, diese Lücke auszufüllen. Nichts ist dazu mehr geeignet als die meistens für den praktischen Bedarf von Arabern und Persern verfaßten türkischen Sprachführer zu untersuchen und die ältesten und besten zu publizieren. Man würde völlig fehl gehen, wenn man etwa meinte, daß das in diesen Glossarien und Grammatiken enthaltene Material vollständig in die späteren lexikographischen Arbeiten der Osmanen

übergangen sei; Vieles war ja im Lauf der Zeiten völlig veraltet, Anderes niemals im osmanischen Dialekte gebräuchlich gewesen.

Ein solcher arabisch abgefaßter Sprachführer ist uns in mehreren Handschriften, welche zugleich ähnliche Sprachführer für das Persische und Mongolische enthalten, überliefert und Herrn von Rosen gebührt die Ehre, daß er zuerst in einer Sitzung der Kaiserl. Archäolog. Gesellsch. in einer mündlichen Mittheilung auf den Werth des Büchleins hingewiesen hat. Er veranlaßte sodann seinen Schüler, Herrn P. Melioransky, der durch seine Studien auf dem Gebiete der kirgisischen Dialekte und der alttürkischen Inschriften sich bereits als ein tüchtig geschulter Philologe rühmlichst bekannt gemacht hatte, um eine vollständige Ausgabe des türkischen Theils zu besorgen. Ehe wir daran gehen, einige Bemerkungen zu machen über die Weise, auf welche dieser seine nicht eben leichte Aufgabe erfüllt hat, können wir nicht umhin, sowohl ihm, als seinem verehrten Lehrer unseren besten Dank zu zollen, daß sie uns diese Schrift zugänglich gemacht haben, denn daß sie eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens enthält, wird Niemand leugnen, der sie aufmerksam gelesen hat.

Die Schrift Melioransky's enthält nebst einer ausführlichen Einleitung zwei Wörterverzeichnisse, in denen das lexicographische Material der Hs. verarbeitet ist, eine vollständige russische Uebersetzung der übrigen Theile der Hs. und den arabischen Text der Hs. selbst mit einem vorzüglichen Facsimile einer Seite des Cod. Oxon. Thurston 14, dessen Text dieser Edition zu Grunde liegt. Was zunächst die Einleitung betrifft, so enthält sie soviel Wertvolles, daß wir um so mehr, weil sie russisch abgefaßt ist und deshalb vielleicht nicht die Beachtung finden wird, welche sie so sehr verdient, etwas näher auf deren Inhalt eingehen müssen. Wir theilen im folgenden die Aufschriften der §§ mit und werden gelegentlich auf einige besonders bemerkenswerthe Ausführungen hinweisen.

§ 1. Die alten arabisch-türkischen Glossarien und Grammatiken als Quellen für die Geschichte der türkischen Sprache. Neu sind hier die reichhaltigen bibliographischen Notizen über die ältesten arabischen Bearbeitungen der türkischen Sprache, welche der Verfasser richtig zu würdigen weiß. Wir müssen ihm völlig beistimmen, wenn er (vgl. S. XXVII, Note 2) die Schrift des bekannten Grammatikers Abu-Hajjān, welche in einer ziemlich dürftigen Stambuler Ausgabe des Jahres 1309 der Hıgra vorliegt, sogar höher stellt als die bekannte Grammatik von Kazimbeg-Zenker, insofern jener das Gesetz des Vokalharmonismus bereits durchschaute, welches diesen noch völlig unbekannt war.

§ 2. Ueber die Hss. des jetzt publizierten Glossars, über das wann und wo der Abfassung, über den Autor, nebst einer allgemeinen Charakteristik seiner Arbeit. Weil das Glossar eine anonyme Arbeit und auch die älteste Hs. nicht datiert ist, war es von der höchsten Wichtigkeit darüber Klarheit zu bringen. Hängt ja der Werth solcher Glossarien hauptsächlich davon ab, daß wir wissen, aus welcher Zeit und aus welcher Gegend sie stammen. Wie es mir vorkommt, ist es dem Verfasser gelungen auf Grund verschiedener Indizien eine Vermuthung aufzustellen, welche dem wirklichen Sachverhältnisse sehr nahe kommen dürfte. Nach seinem Dafürhalten (vgl. S. XVI) ist das Glossar wahrscheinlich in Nordwestpersien unter der Herrschaft der Hulagiden, nicht später als im 14ten, vielleicht schon am Ende des 13ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geschrieben worden. Steht es folglich zeitlich sonstigen Schriften ähnlichen Inhalts ziemlich nahe — die ältesten bekannten Glossarien datieren fast alle aus diesen beiden Jahrhunderten — es nimmt unter diesen eine eigene Stelle ein, weil es aus einer anderen Gegend herkömmt und uns folglich mit einem mehr oder weniger verschiedenen Dialekt des Türkischen bekannt macht. Dieser Dialekt muß, wenn sonst M.'s Ortsbestimmung richtig ist, mit dem heutigen Azeri-Dialekte am nächsten verwandt sein und wirklich scheinen einige Eigenheiten der Sprache in diese Richtung zu weisen.

§ 3. Die Phonetik in Bezug auf das Alphabet und die Rechtschreibung. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß für das Verständnis des Glossars ein genaues Studium des ganzen Inhalts dieses Paragraphen schlechterdings nothwendig ist. Wir begnügen uns deshalb mit noch besonders hinzuweisen auf die ansprechenden und scharfsinnigen Vermuthungen des Verf. in Bezug auf gewisse mnemotechnische alphabetische Zusammenstellungen am Schluß des §.

§§ 4—9. Ueber das Nomen, Pronomen, Zahlwort, Verbum, die Postpositionen und sonstigen Partikel und über die Wortbildung. Vieles Interessante enthält hier der §, welcher über das Verbum handelt, weil darin verschiedene seltene Verbalformen besprochen und im Allgemeinen mit sicherem Takt und bewundernswerther Sachkenntnis erklärt werden. Wir heben nur Einiges heraus. Das Glossar erwähnt S. 42, 16 ff. eine mit *gysa* bzw. *gisä* verlängerte Verbalform, welche, was die Bedeutung betrifft, mit der 10ten arabischen Conjugation zusammentrifft, z. B. *barmak*: gehen, *bargysamak* zu gehen wünschen. Aus dem Aorist dieser verlängerten Form *bargysar* = er will gehen, leitet M. das alte osmanische Futur auf *sar sär* (besonders häufig z. B. im 3ten Bande meines Recueils) her, was allerdings nicht ganz zutrifft, weil eben die Silbe *gy*, *gi* in der

osmanischen Form fehlt, doch sonst die Futurbedeutung auf überraschende Weise aufhellt (vg. S. LVI).

S. LIX ff. bespricht der Verf. die hier und auch sonst bei Abu-Hajjān und Mirza Mahdi khān erwähnten Nomina agentis auf *agan ägān* mit Intensivbedeutung und knüpft daran die Besprechung anderer auf ähnliche Weise verlängerten Verbalformen u. A. der bekannten 'osmanischen Unmöglichkeitensform. S. LXVIII—LXXII verbreitet der Verf. sich über die verschiedenen Meinungen in Bezug auf die Bildung des Perfectum categoricum und die auffallende Erscheinung, daß die 1ste Pers. Plur. hier ganz anders gebildet wird als in den sonstigen Tempusformen. Bemerkenswerth sind auch die im Glossar S. 33 erwähnten Formen *barajurur güläjürür*, welche im Text übersetzt werden: derjenige welcher geht oder kommt, was der Verf. in seiner Uebersetzung S. 029 in der Weise versteht, daß solche Formen aus *barar* und *gülir* + *är* (= Mann) zusammengesetzt seien. Viel ansprechender scheint mir aber die in der Note auf S. 029 vorgetragene Vermutung, daß wir an Participialformen auf *a* und *ä* mit dem Aorist des Verb *jürimäk* verbunden zu denken haben, sodaß wir hier die Entstehung des osmanischen Präsens (vgl. S. LXXIII) vor Augen hätten.

Ueber die Glossarien und die russische Uebersetzung des Textes haben wir nichts besonderes zu bemerken und wenden uns deshalb sofort zur Besprechung der Textausgabe selbst. Dem Herausgeber standen dafür 5 Hss. zu Gebote, welche aber, wie sich bei der Vergleichung deutlich herausstellte (vg. S. XIV der Einleitung) sämmtlich auf einen Archetypus zurückgehen. Er nahm folglich den ältesten und vorzüglichsten dieser Codices zur Grundlage und erwähnte die abweichenden Lesarten der übrigen in den Noten. Im Allgemeinen muß man diese Handlungsweise durchaus billigen, doch in der Werthschätzung der in Cod. T gebotenen Lesarten kann ich dem Herausgeber nicht überall beistimmen. Meines Erachtens war er vollkommen berechtigt gewesen, einige offenbare Textfehler dieser Hs., wenngleich sie in allen sonstigen Hss. wiederholt werden, zu verbessern. Es kann nicht zweifelhaft sein z. B., daß S. 13, 1 *agyngan*, S. 15, 14 *kawga*, S. 31, 2 *čulgandy*, S. 57, 16 *čavous*, S. 64, 3 *čachryk*, S. 74, 5 *sazagan*, S. 80, 4 *jatsug* zu lesen sei. Der Herausgeber erkennt dies selbst in den Glossarien an, doch an anderen Stellen haben die falschen Lesungen der Hs. ihm das richtige Verständnis des Textes verschlossen. Zum Beweise des hier gesagten füge ich einige Anmerkungen hinzu:

S. 4, 20 und 54, 8. Das hier vorkommende *ölgān* hat nichts mit dem bei Abu-Hajjān S. 28 erwähnten Worte zu thun (Vgl.

S. XXXIII, Note 3), sondern ist einfach Part. von *ölmäk* sterben, d. h. der nicht mehr seiende. Gegensatz: *bar* der Anwesende.

S. 5, 2 und 79, 11. Für das sinnlose arab. *w-f-r* ist vielleicht *karr* = Kälte, Eis zu lesen.

S. 21, 13 *azdy* l. *arady*. Eben dort l. 12 ist das arab. *ablā'a* in *ablaga* (= schicken) zu verbessern.

S. 22, 4 *özlädi* ist nicht zu beanstanden (Gloss. S. 050). Vgl. Zenker I, 121; Radl. I, 1304.

S. 25, 8 *karandy* l. *kazandy* = bekommen (ar. *kaşala*), nicht, wie M. vorschlägt (Gloss. 059) *karydy*.

S. 26, 10 *jandurdy* l. *japdurdy*.

S. 27, 6. Das arab. *sakka* ist (vgl. Note 2 ebendort) *sakkata* (= türk. *dindürdi*) zu lesen.

S. 29, 4. Hier sind durch ein Versehen des Abschreibers, wie solches auch sonst vorkommt (vgl. S. 28 Note 2 und S. 85, 1 und 2), die türkischen Wörter nicht bei den entsprechenden arabischen gesetzt. Zu arab. *'araḍa* gehört türk. *jasylady* und zu arab. *'asa* (so zu lesen statt *'ara*) = zu Einem gehören türk. *ujundy*.

S. 29, 12 und 38, 11. Mit *ümkändi* und *ümkätmäk* wäre *imlūdi* von *im* = Wink (Radl. I, 1571) zu vergleichen.

S. 31, 3. Das arab. *mala* ist hier nicht = reich werden (Gloss. 049), sondern = wanken, türk. *ymyt* Radl. I, 1406.

S. 32, 2. Das türk. *ujady* ist falsch vokalisiert, doch nicht mit M. (Gloss. 051) in *bojady* zu ändern. L. *oidy*. Radl. I, 970. Das entsprechende arab. Wort *naḳaşa* heißt nicht nur malen, sondern auch: einritzen, meißeln.

S. 39, 4 *üzüklämäk* kann nicht von *üzüngü* Steigbügel hergeleitet werden (Gloss. 048), sondern ist vielmehr zu *üzelik* (vgl. Abu-Hajjān S. 17, Houtsma, Gloss. S. 19) zu stellen.

S. 41, 6 *tamady* l. *jamady* = ein Kleid ausbessern, einen Flicklappen ansetzen = arab. *raḳa'a*. So zu lesen statt *rafā'a*.

S. 47, 2 *ägzi* ist vielleicht *ägri* zu lesen.

S. 59, 13. Weil hier vom Schusterhandwerk die Rede ist, kann *sagryg* nicht die Schnur des Maurers (Gloss. 056) sein. Vgl. Vullers, Lex. pers. unter *zič* (6).

S. 65, 2 *özütmäk*. Vgl. Houtsma, Gloss. S. 33 *üs jürimäk* in derselben Bedeutung.

S. 68, 13 *kabarčyk* ist wohl zu *kapamak* schließen zu stellen.

S. 76, 12 *utag* ist nicht (Gloss. 050) in *učag* (vgl. S. 68, 15) zu ändern; der Fehler steckt vielmehr im entsprechenden arab. Worte.

S. 82 Note 5. Der Ausdruck: *akčah käs jār* ist vollkommen

richtig (gegen Gloss. 049). Vgl. in Osm.: *sekke kesmek* = Münze schneiden, d. h. prägen.

S. 85, 1 und 2. Hier sind, wie oben S. 29, die Wörter von ihrer ursprünglichen Stelle gerathen. Es ist sofort klar, daß *ta-gut* kein arab., sondern ein türkisches Wort ist, das zufälligerweise nicht unterhalb des dazu gehörigen arab. Wortes, sondern daneben seine Stelle gefunden hat m. a. W. es soll (vgl. *ta-*) bedeuten: das Aeußere einer Sache. Die türkische Uebersetzung des vorhergehenden arab. Wortes *al istinja* ist aber undeutlich. Mit *kyky* ließe sich vielleicht *ky* Mist vergleichen, doch in diesem Falle fehlt das Verbum abreiben, welches aus den räthselhaften zwei folgenden türkischen Wörtern, welche in einer Hs. fehlen, nicht erkannt werden kann.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen nicht so verstanden werden, als ob sie einen Tadel der Arbeit des Herausgebers enthielten. denn ich wiederhole nochmals, daß es keine leichte Aufgabe war die kurzen und nicht immer deutlichen Ausdrücke des Glossars richtig zu verstehen und daß der Herausgeber Alles geleistet hat, was billigerweise erwartet werden konnte. Wir hoffen, daß er sein Vorhaben, um auch das in denselben Hss. enthaltene mongolische Glossar herauszugeben in nicht zu langer Zeit ausführen wird.

Utrecht.

M. Th. Houtsma.

August 1902.

No. 8.

Hoennicke, G., Studien zur altprotestantischen Ethik. Berlin (Schwetschke u. Sohn) 1902. IV und 132 S. Ladenpreis 3,60 M.

Geschichtliche Forschungen über die altprotestantische Ethik sind als Beiträge zu der so sehr vernachlässigten Geschichte der Ethik sehr zu begrüßen. Sie haben die Bedeutung, einen Gesittungskreis von durchaus geschlossenem Charakter in seiner prinzipiellen gedanklichen Grundlage und seiner konkreten Einzelgestaltung zu schildern, der durch seinen Gegensatz gegen die katholische Ethik und gegen die moderne geistige Welt bedeutsam und in dieser Besonderheit für Wesen und Geschichte der christlichen Ethik überhaupt von hohem Interesse ist. Daran ändert auch die thatsächliche Kleinheit und Enge der Verhältnisse und Ideen nichts, die diesem Gesittungskreis mit dem Charakter kirchlicher Gebundenheit zugleich den des Kleinstaatlichen und Kleinbürgerlichen verleiht. Das Hauptinteresse ist daher die Abgrenzung seiner Eigentümlichkeit gegen die katholische kirchliche Ethik und Weltkultur einerseits und gegen die moderne humanisierte Ethik andererseits, sowie die in dieser Begrenzung hervortretende Modifikation und Combination der christlichen Ethik im Rahmen besonderer Culturverhältnisse. Nicht zu vernachlässigen ist dabei die Unterscheidung der lutherischen und reformierten Behandlung dieser Gedanken, da dieser Unterschied für die westeuropäische und die deutsche Entwicklung des modernen Geistes von Bedeutung ist. Außer dieser prinzipiellen Bedeutung für die Auffassung der Entwicklung der christlichen Ethik und europäischen Kultur hat aber auch eine solche Arbeit noch das besondere historische Interesse, die Grundlagen des eigentümlichen geistigen Lebens der konfessionellen Territorialstaaten zu zeigen, und damit dem Historiker dieses Zeitalters manchen wertvollen Beitrag zu liefern. Soll aber eine solche Aufgabe fruchtbar behandelt werden, so kommt hier noch mehr als in der Dogmengeschichte die Forderung in Betracht, für das Verständnis der Theorie, ihrer Quellen, ihrer Ausbildung und ihrer Wirkung nicht bloß die Theorieen selbst in Betracht zu ziehen, sondern auch das von ihnen nicht Ausgesprochene,

das als selbstverständlich Vorausgesetzte und Implicierte und das als selbstverständliche Folge Betrachtete sowie das unbewußt und unbeabsichtigt damit Gegebene zu beachten. In den auf Offenbarungslehren aufgebauten Kirchen dominiert das Interesse an der dogmatischen Lehre und Offenbarung so sehr, daß die ethische Lehre, die es mehr mit dem Flüssigen, Menschlichen, Praktischen und Bedingten zu thun hat, in der Theorie und gelehrten Litteratur sehr zurücktritt. Ist daher schon bei den Dogmen auf die eingeschlossenen Zustände und Voraussetzungen sowie die unbeabsichtigten, aber in der inneren Logik der Sache begründeten Zusammenhänge und Folgen zu achten, so ist das noch mehr bei der Ethik solcher Zeitalter der Fall, die bei der bloßen Schilderung der sie regelnden Theorie ein sehr mageres und unvollständiges Ergebnis aufweisen wird, umso mehr als diese Theorien sich in der Regel mehr auf das formale Verhältnis der ethischen Selbstthätigkeit zu den passiv zu erlebenden und hinzunehmenden dogmatischen Offenbarungen und Kräften als auf die Darlegung der konkreten praktischen Ziele des Handelns selbst richten wird. In der letzteren Hinsicht pflegt gerade das Selbstverständliche und bloß Vorausgesetzte die größte Rolle zu spielen. An der Vernachlässigung dieser Einsichten liegt daher auch die Unzulänglichkeit der meisten Geschichten der christlichen Ethik, die nur dürre Bücheranalysen darzubieten und sie mit den verwaschenen Reflexionen moderner theologischer Ethik zu würzen pflegen.

Man kann nicht sagen, daß die vorliegenden Studien diese Anforderungen an sich gestellt hätten. Immerhin aber zeichnen sie sich vor den üblichen Darstellungen des Gegenstandes durch Gründlichkeit und relativ zutreffende Fragestellungen aus, sodaß das Buch zweifellos lehrreich und fördernd ist, wenn es auch freilich noch viel lehrreicher hätte werden können. Der Verfasser hat die Fragestellungen im allgemeinsten Sinne von Ritschl übernommen und folgt damit einer gerade auf diesem Gebiete besonders förderlichen Führung. Hier liegen in der That mehrere von Ritschls besten und eingreifendsten Beobachtungen vor. In der genaueren Art, wie die Fragestellungen von hier aus entwickelt werden, folgt er der Durcharbeitung der Ritschlschen Gedanken, die ich in meinem Buche ›Vernunft und Offenbarung bei J. Gerhard und Melanchthon‹ vorgenommen habe, indem ich die spezifisch theologische Betrachtungsweise Ritschls mit einer breiteren kulturgeschichtlichen verband. Der Verfasser hat in der Hauptsache die von mir aus den Quellen entwickelten Auffassungen weiter ausgeführt, indem er, wie ich, die Linie ›Luther, Melanchthon, Gerhard‹ verfolgt und dazu noch als

Abschluß Quenstädt hinzufügt. Dabei ist das Ganze mehr speziell auf die eigentliche ethische Theorie bezogen und sind nebst der sorgfältigen Verarbeitung des Materials auch mancherlei lehrreiche Beobachtungen gewonnen worden. Freilich fehlt dem Verfasser die Vertrautheit mit der katholischen Ethik und ihrer Entwicklungsgeschichte, sodaß die starke Gemeinsamkeit dieser und der altprotestantischen Begriffe und damit die Fortdauer der in den ersten Jahrhunderten gewonnenen Grundbegriffe nicht zu ihrem Rechte kommt. Und ebenso ist der radicale Unterschied aller modernen Ethik, die auf Psychologie und Erkenntnistheorie beruhend und das Culturproblem viel stärker mit dem religiösen verbindend zu der katholischen und altprotestantischen in gemeinsamem Gegensatze steht, nicht genügend hervorgehoben. Aus diesem Grunde sind die Accentuierungen und Beleuchtungen häufig sehr unsicher und drängt sich eine moderne ethische Terminologie fälschend und verwischend ein. Auch ist des Guten zu viel gethan, wenn die verschiedenen Versuche der Dogmatiker, synonyme Bezeichnungen durch immer genauer detaillierte Definitionen in dem immer scholastischer werdenden System zu lokalisieren, als besondere Theorien genommen und jedesmal feierlich als neue Fortentwicklungen der Theorie behandelt werden.

Vor allem hätte der Unterschied der beiden Hauptprobleme stärker betont werden müssen, die in aller Behandlung der christlichen Ethik zu Tage treten, und die daher der altprotestantischen und katholischen trotz abweichender Lösung charakteristisch gemeinsam sind. Es ist der bereits oben hervorgehobene Punkt. Die offizielle und prinzipielle Ethik des Katholicismus und Protestantismus beschäftigt sich ganz überwiegend mit dem Problem der Form der ethischen Kräfte und Ideen, indem sie die Kräfte aus übernatürlichen Gnadenwirkungen ableitet und die Ideen auf göttliche Gesetzesoffenbarungen zurückführt. Damit empfängt sie die beiden Grundinteressen, einerseits die Passivität der Gnadenwirkung mit der Aktivität und Verantwortlichkeit des Handelns, andererseits die Gesetzesform der sittlichen Ideen mit der Innerlichkeit und Freiheit des aus dem religiösen Besitz quellenden sittlichen Triebes zu vereinigen. Das Problem ist für Katholicismus und Protestantismus auf Grund der gemeinsamen Wunder- und Offenbarungslehre dasselbe. Die Lösungen sind bei verschiedener religiöser Grundanschauung, Metaphysik und Anthropologie verschieden, indem im ersten Fall zur Creatur ein *donum superadditum* durch das Wunder hinzutritt, im andern Fall das natürliche durch die Erbsünde zerstörte Wesen des Menschen durch das Wunder in *integrum restituiert* wird.

Dieses erste und allein prinzipiell formulierte Problem ist von Ritschls Untersuchungen vortrefflich aufgehehlt worden, und ihm folgend hat Hoennicke die Sache erschöpfend dargestellt, wenn auch freilich die Präcision der meisterlichen Forschungen Ritschls oft zu vermissen ist. Aber neben diesem ersten besteht ein zweites mehr nur nebenher und unter der Hand gelöstes Hauptproblem, in dem die Voraussetzungen und Konsequenzen der Gesamtanschauung eingeschlossen sind und das deshalb von höchster Wichtigkeit ist. Es ist das materielle Problem, die Frage nach dem Inhalt der ethischen Regeln und Zwecke, nach dem, was wirklich konkret unter Anweisung der christlichen Ethik gehandelt werden soll, nach der Ableitung des Verhaltens im praktischen Leben der Kirche, des Staates, der Gesellschaft, der Wissenschaft und der Kunst aus der christlich-sittlichen Idee. Dieses zweite Grundproblem, das Ritschl nur nebenbei gestreift hatte und das vor allem für meine Forschungen leitend war, hat Hoennicke nur sehr flüchtig behandelt. Und doch läge gerade hier das Hauptinteresse, nachdem die anderen Fragen bereits hinreichend geklärt worden sind. Hier hatte die katholische Ethik, die sich auch beim strengsten Augustinismus weniger durch alleinige Betonung der Sündenvergebung die Hände für die Ethik bindet, mit einer Konstruktion geantwortet, die aus dem von der Kirche zu verwirklichenden spezifisch-christlichen Zweck oder summum bonum, aus der das Wesen der Creatur transzendierenden, hyperphysischen Gnadengemeinschaft der Creatur mit Gott, das spezifisch christlich-sittliche Handeln, die christliche Tugend und die christlichen Tugendmittel ableitet und hierbei zu Demut und Gehorsam gegenüber der Kirche, heroischen Leistungen der Carität und Bekämpfungen der natürlichen Concupiscenz zu Ehren des höheren religiösen Zieles als letzten Aufgaben gelangt. Biblische Gebote, kirchliche Gebote und theologisch-ethische Theorien bilden die ethischen Regeln, die von Casuistik und Beichtstuhl weiter ausgeführt werden, und die dabei nicht an einen strengen Gesetzesbuchstaben, sondern an die Konsequenz des Zweckgedankens gebunden sind. Sofern aber der Mensch zugleich Creatur ist, handelt er nach dem kreatürlich-natürlichen Sittengesetz, der *lex naturae* der antiken Popularphilosophie, und der aus ihr interpretierten aristotelischen Ethik, die mit der *lex Mosis* und mit gewissen Teilen der *lex Christi* identisch und dadurch auch von der Offenbarung legitimiert ist. Aus ihm wurden die von der christlichen Ethik anzueignenden Bestimmungen über Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Recht abgeleitet. Für die richtige Combination dieser kreatürlichen und jener überkreatürlichen Ethik sorgte die klerikale Seelenleitung und theologisch-ethische Theorie. Für die ursprüngliche lutherische

Conzeption der Ethik bestand dagegen allerdings die gleiche allgemeine Tendenz auf eine ethische Gesamtauffassung, nur hat sie bei ihrer Fassung des religiösen Gutes als eines dem Menschen wesentlichen und natürlichen auf die doppelte Motivierung der Ethik verzichtet und das gesamte sittliche Handeln aus dem Glauben an die sündenvergebende Gnade Gottes und der dadurch geweckten Liebe zu Gott ableiten wollen. Da aber stellten sich die Schwierigkeiten ein, die zu einer Wiederaufnahme der alten Begriffswelt nötigten und diese nur dem neuen religiösen Grundgedanken anpaßten. Es fehlte nämlich in diesem Gedanken des sittlichen Gutes die entschlossene Betonung seines freien Zweckcharakters, aus dem alle Regeln des Handelns frei abgeleitet werden mußten, und wäre, auch dies möglich gewesen, so fehlte doch dem Zweck der aus dem Glauben geborenen Liebe die Möglichkeit, aus sich die Regeln des innerweltlichen irdischen Handelns in Staat und Gesellschaft abzuleiten. An Stelle des freien Zweckbegriffes, aus dem der Geist autonom sein Handeln reguliert, trat bei dem lutherischen Biblicismus die Sammlung der biblischen Anweisungen und Vorschriften, die um den Dekalog als Zentrum gruppiert wurden, und damit der Begriff des statutarischen geoffenbarten Sittengesetzes. Ferner wurde die grandiose Freiheit der autonomen Ableitung des Handelns aus dem höchsten Zweck beeinträchtigt durch die Entwertung und Zerstückelung alles Handelns, die die Folge der ausschließlichen Betonung der Sündenvergebung war; man sah nur in der Erlangung dieser Gewißheit den eigentlichen Zweck christlichen Handelns, neben der die Auswirkung des christlichen Geistes in einem zusammenhängenden ethischen Lebensganzen zu einem bloßen, immer unvollkommenen Anhang, zu einer Summe bloßer niemals ganz gelingender Anläufe herabsank. So wurde jede Abzweckung des Lebens auf das Ganze einer sittlichen Leistung zu einer tödtlichen Konkurrenz für das Grunddogma von der Rechtfertigung und die Ethik in der Zerstückelung einzelner unsicherer Anweisungen festgehalten. Weiterhin bewirkte aber dieser selbe Umstand, die zentrale Bedeutung der Rechtfertigung und Buße, in der sich der religiöse Individualismus und Subjektivismus der Reformation konzentrierte, die Festhaltung der Ethik in den bloß subjektiven Beziehungen. Die Arbeit an sich selbst, sei es die der Sündenerkenntnis und Buße, sei es die der Bewahrung der Rechtfertigungsgnade, steht durchaus im Zentrum der Ethik und läßt die Gemeinschaftsbeziehungen nirgends prinzipiell und gesammelt zur Wirkung kommen. Auch die Kirche kommt wesentlich als Gnadenmittel, als Mittel, in individueller Arbeit sich das Heil zueignen zu lassen, in Betracht; als Verwirklichung und Spielraum einer gemeinsamen sitt-

lichen Idee und einer auf die Glieder gegenseitig sich beziehenden Arbeit wird sie kaum empfunden. Noch weniger ist das bei den anderen Gemeinschaften der Fall, die dem Konservatismus der Lutheraner selbstverständliche Ordnungen sind wie die Gesetze der Natur, die nur den gegebenen Spielraum für die private Sittlichkeit des bußfertigen und glaubensfrohen Christen bilden. Vor allem aber vermochte eine derartig konstruierte Ethik aus ihrem Begriff des offenbarten Sittengesetzes nicht die weltlichen sittlichen Ordnungen und Zwecke abzuleiten. Man griff daher auf die Identität der *lex Mosis* und *lex Christi* mit der *lex naturae* zurück und leitete so durch Vermittelung der *lex naturae* aus dem göttlichen Sittengesetz alles ab, was man für Staat, Gesellschaft, Recht, Wirtschaft und Wissenschaft bedurfte. Das christliche Sittengesetz bedurfte einer Ergänzung aus dieser Quelle, die man sich durch die Fiktion der Identität beider Quellen auf diese Weise nicht als Ergänzung zum Bewußtsein brachte. Die aristotelische Ethik, das römische Recht und das Polizeiwesen sind so wichtige Quellen für den materialen Inhalt der Ethik, der aus den theologischen Büchern allein gar nicht geschöpft werden kann. Dabei fehlt aber gänzlich der principielle katholische Dualismus beider Quellen der Ethik. Für die Protestanten sind sie identisch: die Erlösung bringt zur erbsündig verstümmelten *lex naturae* nur die ihr an sich wesentlichen und auch im Urstand in ihr dereinst einbegriffenen *motus spirituales*, d. h. die Gesinnung des Gerechtfertigten, hinzu. So ist diese Ethik allerdings eine Weihung der irdisch-weltlichen Sittlichkeit, aber ohne eine innere Verbindung des religiösen Zweckes und der weltlichen Zwecke, sondern nur durch die Identifizierung der beiden Gesetze. Dabei erhellt hier auch das Wesen des lutherischen Konservatismus. Die gegebenen Ordnungen in Staat und Gesellschaft schienen ewige und unveränderliche Ausflüsse der *lex naturae*, der ewigen sittlichen Weltordnung, in die man sich als göttliche Ordnungen und Gesetze ohne Reflexion und Besserwissen zu finden hatte, eine Meinung, die noch durch den beschränkten, individuellen Gesichtskreis dieser Ethik und durch die ausschließliche Wertlegung auf die Rechtfertigungsgewißheit befördert wurde. Die öffentlichen und gemeinsamen Angelegenheiten wurden überhaupt nicht zum Problem gemacht. Hierin hat die ›Leidsamkeit‹ des Luthertums als einer seiner wichtigsten ethischen Grundzüge ihren Grund. Die völlige Abwesenheit aller revolutionären Ideen in der deutschen Aufklärung geht darauf zurück, und noch die konservative Ethik Stahls trägt die Züge dieses Gedankens.

Sehr vieles von dem, was ich hiermit ausgeführt habe, ist in dem Buche Hoennickes entwickelt. Es fehlt nur die rechte Zu-

sammenfassung und Beleuchtung, die durch die paar eingestreuten Reflexionen einer vermittlungstheologischen Ethik nicht hergestellt wird. Insbesondere die Ergänzung der theologischen Ethik aus der *lex naturae* und den diese Bestimmungen ausführenden Quellen ist sehr dürftig ausgefallen. Der kurze Abschnitt S. 115—121 leistet nicht entfernt das, was hier zu leisten wäre. Eine ausführliche Behandlung der hier gestreiften Fragen wäre die eigentlich wünschenswerte Leistung gewesen. Immerhin aber verdienen die Studien auch so unsern Dank und regen vielleicht jemand zur Ausführung dessen an, was von dem Verfasser nur angedeutet worden ist, wobei dann die zeitgenössische nicht-theologische Litteratur und die allgemeinen Verhältnisse ganz anders heranzuziehen wären.

Nicht verschwiegen sei, daß die lateinischen Zitate bei der Correctur sehr lieblos behandelt worden sind.

Heidelberg.

Ernst Troeltsch.

Kreyenbühl, Johannes, Das Evangelium der Wahrheit. Neue Lösung der Johanneischen Frage. Erster Band. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1900. 752 S. Preis 20 Mark.

›Menandros von Antiochia ist der Verfasser des vierten Evangeliums, des Evangeliums der Wahrheit‹ (S. 368), das ist der Satz, auf dem das Werk aufgebaut ist, von dem hier der erste umfangreiche Band vorliegt.

›Das Johanneische Problem, sagt K., bleibt so lange unlösbar, als das Evangelium nicht seinem wahren Verfasser zurückgegeben ist‹ (a. a. O.). ›Die Frage nach dem Verfasser ist der Coincidenzpunkt aller anderen Fragen‹ (S. 352). ›So lange der Verfasser nicht gefunden ist, so lange gleicht das Evangelium dem Menschen des Saturnilos, es ist ein kriechender Wurm, dem der Funke geistigen und göttlichen Lebens fehlt. Der Verfasser allein ist der Funke des Lebens, der Schlüssel des Rätsels‹ (S. 353).

Ich will diese Sätze nicht diskutieren, aber wenn es wahr ist, daß das Verständnis des vierten Evangeliums von der Kenntnis des Verfassers abhängt, so ist es klar, daß diese Kenntnis nicht irgendwie aus dem Evangelium selbst abgeleitet, sondern unabhängig von ihm gewonnen werden muß. Ich untersuche daher, ob K. diese Forderung erfüllt hat, und da er zu der Verfasserschaft des Menander auf dem Wege über das Evangelium der Wahrheit gelangt,

zunächst, ob er die Identität dieses Evangeliums mit dem vierten Evangelium erwiesen hat.

Was wissen wir von dem Evangelium der Wahrheit? Nicht mehr und nicht weniger als was Irenaeus davon in seinem großen Werke III, 11, 9 sagt: *Hi qui sunt a Valentino plura habere gloriantur quam sint ipsa evangelia, si quidem in tantum processerunt audaciae, uti quod ab his non olim conscriptum est veritatis evangelium titulent in nihilo conveniens apostolorum evangelis.*

Wie diese Worte lauten, widersprechen sie der von K. aufgestellten These so entschieden wie möglich: das Evangelium der Wahrheit stimmt in keinem Punkte mit den Evangelien der Apostel überein, zu diesen Evangelien aber gehört nach der Meinung des Irenaeus das vierte Evangelium. Man wird daher gespannt sein, wie K. es fertig gebracht hat, aus Irenaeus das Gegenteil von dem herauszulesen, was darin steht. Dies ist nun nicht so ganz leicht zu sagen, weil K.s Darstellung sich nicht in gerader Linie bewegt, sondern in mancherlei Variationen den Gedanken wiederholt, überhaupt aber nicht sowohl mit concludenten Schlüssen als mit Phantasien und mit einer unerschöpflichen Fülle von Worten und Wendungen arbeitet. Im Grunde weiß K. von dem Evangelium der Wahrheit so viel zu sagen, weil Irenaeus uns so wenig davon verrät. Dies Wenige findet er zu viel, wenn Irenaeus nicht aus eigener Kenntnis von dem Evangelium rede, wenn er es aber gekannt habe — und daß er es gekannt habe, könne man nicht bezweifeln, weil er keinen Grund gehabt hätte, seine Angabe zu erfinden (S. 117) — so sei es unbegreiflich, warum er die Frechheit der Fälschung nicht aus der Fälschung selbst bewiesen habe (S. 106). Wie man auch die Mitteilung des Irenaeus ansehen möge, so werde man den Eindruck nicht los, daß Irenaeus sich mit ihr in eine Zwickmühle und heillose Sackgasse verrannt und in einer Schlinge gefangen habe (S. 107).

Wer den Irenaeus unbefangen nachliest, wird gestehen, daß er in dem Zusammenhange seiner Darstellung mehr zu sagen keine Veranlassung hatte; den Eindruck aber, den K. schildert, kann man nur gewinnen, wenn man mit ihm das was er beweisen will, voraussetzt. Beweisen aber läßt sich die Behauptung nicht, sondern es ist eine ganz willkürliche Voraussetzung, daß jenes Evangelium der Wahrheit das vierte Evangelium sei, und während K. >die heillos verzwickte Lage< schildert, in die sich Irenaeus gebracht habe (S. 125 f.), verwickelt er sich selbst immer rettungsloser in seine eigenen Hirngespinnste.

Die Thatsache, daß das von ihm für kanonisch erklärte Evan-

ter dem Einfluß der Kirche ihre eigene Tradition über ihr Evangelium aufgegeben hätten.

Es ist nun einmal nicht anders: Irenaeus ist nur dann verständlich, wenn er wirklich geglaubt hat, daß das Evangelium der Wahrheit von dem Evangelium des Johannes verschieden war, und wenn er, wie K. meint, das Evangelium der Wahrheit selber eingesehen hat, so werden wir auch wohl unsererseits glauben müssen, daß es von ihm verschieden war. Die geradezu hypnotisierende Kraft der vorgefaßten Meinung konnte sich nicht deutlicher offenbaren, als wenn K. eben die Behauptung des Irenaeus, daß das Evangelium der Wahrheit mit dem kanonischen nicht stimme, zum Beweise für die Identität des vierten Evangeliums mit diesem macht. »Von welchem Evangelium kann ferner mit besserem Grunde behauptet werden: *in nihilo conveniens apostolorum evangelii*, als von dem vierten?« heißt es bei K. (S. 122). Als wenn diese Charakteristik von K. und nicht von Irenaeus wäre, und als wenn Irenaeus ebenso wie K. das vierte Evangelium von den drei andern als wesensverschieden betrachtete!

Ueber das Evangelium der Wahrheit führt kein Weg zu dem Verfasser des vierten Evangeliums. Selbst wenn das vierte Evangelium unter dem Titel eines Evangeliums der Wahrheit bei den Valentinianern in Gebrauch gewesen wäre, so wäre dieser Umstand für Irenaeus nichts weniger als verhängnisvoll gewesen. Nur unter einer Bedingung befand er sich dem Evangelium gegenüber in einer heiklen Lage, nämlich wenn er wußte, daß das vierte Evangelium nicht nur in gnostischen Kreisen in Gebrauch, sondern auch daraus hervorgegangen sei. Das wagt nun K. nicht geradezu zu behaupten, aber er streift doch wiederholt daran. Denn er schreibt zwar dem Irenaeus eine Ueberzeugung von dem apostolisch-johanneischen Charakter des vierten Evangeliums zu (z. B. S. 127), nennt denselben aber wieder eine Fabel (S. 124) und sagt, Irenaeus habe niemals zugeben können, daß das Evangelium schon von Valentin gebraucht und als ein gnostisches Evangelium der Wahrheit mindestens vierzig Jahre vor seiner kirchlichen Sanktion in Gebrauch gewesen sei (S. 121). Das heißt doch nichts anderes als: Irenaeus wußte, daß, was er von dem Evangelium der Wahrheit sagte, nämlich daß es vor nicht gar langer Zeit von den Valentinianern verfaßt sei, in Wahrheit von dem Evangelium Johannis gelte. Um es den Haeretikern zu entreißen und der Kirche zu gewinnen, schrieb er es dem Apostel Johannes zu. Nicht weil er überzeugt war, daß dieser der Verfasser sei, nahm er es für die Kirche in Anspruch, sondern um den Haeretikern das Wasser abzugraben, fälschte er den Titel des Evangeliums. Irenaeus

Wahrheitsevangelioms beilegte, wenn er doch wußte, daß beide identisch waren? Haben denn etwa die Valentinianer das vierte Evangelium dem Johannes abgesprochen und seinen apostolischen Ursprung geleugnet? Aber wir wissen ja positiv, daß sie es als das Evangelium Johannis citierten. Irenaeus schreibt nämlich I, 8, 5: Ἐτι τε Ἰωάννην τὸν μαθητὴν τοῦ Κυρίου διδάσκουσι τὴν πρώτην ὁγδοάδα μεμνηομέναι αὐταῖς λέξεσι λέγοντες οὕτως· Ἰωάννης ὁ μαθητὴς τοῦ Κυρίου βουλόμενος εἰπεῖν τὴν τῶν ὅλων γένεσιν . . . ἀπὸ τῆς ἀρχῆς τούτῃσσι τοῦ Θεοῦ καὶ τοῦ Λόγου τὴν διδασκαλίαν ποιεῖται. Λέγει δὲ οὕτως· Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ Λόγος u. s. w. Hier citiert also Irenaeus eine bestimmte Schrift eines Valentinianers — es ist Ptolemaeus, wie aus dem Schluß des Kapitels in der lateinischen Uebersetzung hervorgeht (*Et Ptolemaeus quidem ita.*) — wörtlich, und dieser citiert ebenso wörtlich das vierte Evangelium unter dem Namen des Johannes. K. befindet sich dieser Thatsache gegenüber ungefähr in der Lage, in der er den Irenaeus gegenüber den Valentinianern erscheinen läßt. Er verfährt daher auch entsprechend, indem er die Thatsache zu verschleiern sucht und es so darstellen möchte, als wenn die Bezeichnung des Johannes als Verfasser des Evangeliums von Irenaeus herrühre (S. 102). Freilich gesteht er im nächsten Augenblicke, daß auch in dem Briefe des Ptolemaeus an die Flora (Irenaeus, ed. Stieren I, 924) eine Stelle aus dem Evangelium als einem Werke des ἀπόστολος citiert wird. Außerdem haben wir ja die Fragmente von dem Commentar des Valentinianers Herakleon zu dem vierten Evangelium.

Nun ist aber nach Irenaeus das Evangelium der Wahrheit noch zu seiner Zeit bei den Valentinianern als solches in Gebrauch gewesen. Wäre es nun in Wahrheit mit dem vierten Evangelium identisch gewesen, so hätten ja Ptolemaeus und Herakleon genau dasselbe gethan, wie Irenaeus, indem sie den gnostischen Namen und Ursprung fallen ließen und es für ein apostolisches Werk ausgaben. Irenaeus brauchte sich doch wirklich keine Mühe mehr zu geben, durch Verdrehung und Fälschung von Thatsachen das Evangelium den Händen der Haeretiker zu entreißen, wenn die Thatsachen von jenen selbst bereits in seinem Sinne verdreht und gefälscht waren. Wenn aber K. behauptet, die späteren Valentinianer hätten die Tradition über den Verfasser des vierten Evangeliums von der Kirche übernommen (S. 103), so kann diese nicht, was doch andererseits auch die Meinung K.s ist (S. 76), erst um 180 das Evangelium recipiert haben, da ja doch Ptolemaeus und Herakleon vor Irenaeus geschrieben haben und von diesem bekämpft werden; vielmehr müßte das erheblich viel früher geschehen sein, wenn die Valentinianer un-

ter dem Einfluß der Kirche ihre eigene Tradition über ihr Evangelium aufgeben hätten.

Es ist nun einmal nicht anders: Irenaeus ist nur dann verständlich, wenn er wirklich geglaubt hat, daß das Evangelium der Wahrheit von dem Evangelium des Johannes verschieden war, und wenn er, wie K. meint, das Evangelium der Wahrheit selber eingesehen hat, so werden wir auch wohl unsererseits glauben müssen, daß es von ihm verschieden war. Die geradezu hypnotisierende Kraft der vorgefaßten Meinung konnte sich nicht deutlicher offenbaren, als wenn K. eben die Behauptung des Irenaeus, daß das Evangelium der Wahrheit mit dem kanonischen nicht stimme, zum Beweise für die Identität des vierten Evangeliums mit diesem macht. »Von welchem Evangelium kann ferner mit besserem Grunde behauptet werden: *in nihilo conveniens apostolorum evangeliiis*, als von dem vierten?« heißt es bei K. (S. 122). Als wenn diese Charakteristik von K. und nicht von Irenaeus wäre, und als wenn Irenaeus ebenso wie K. das vierte Evangelium von den drei andern als wesensverschieden betrachtete!

Ueber das Evangelium der Wahrheit führt kein Weg zu dem Verfasser des vierten Evangeliums. Selbst wenn das vierte Evangelium unter dem Titel eines Evangeliums der Wahrheit bei den Valentinianern in Gebrauch gewesen wäre, so wäre dieser Umstand für Irenaeus nichts weniger als verhängnisvoll gewesen. Nur unter einer Bedingung befand er sich dem Evangelium gegenüber in einer heiklen Lage, nämlich wenn er wußte, daß das vierte Evangelium nicht nur in gnostischen Kreisen in Gebrauch, sondern auch daraus hervorgegangen sei. Das wagt nun K. nicht geradezu zu behaupten, aber er streift doch wiederholt daran. Denn er schreibt zwar dem Irenaeus eine Ueberzeugung von dem apostolisch-johanneischen Charakter des vierten Evangeliums zu (z. B. S. 127), nennt denselben aber wieder eine Fabel (S. 124) und sagt, Irenaeus habe niemals zugeben können, daß das Evangelium schon von Valentin gebraucht und als ein gnostisches Evangelium der Wahrheit mindestens vierzig Jahre vor seiner kirchlichen Sanktion in Gebrauch gewesen sei (S. 121). Das heißt doch nichts anderes als: Irenaeus wußte, daß, was er von dem Evangelium der Wahrheit sagte, nämlich daß es vor nicht gar langer Zeit von den Valentinianern verfaßt sei, in Wahrheit von dem Evangelium Johannis gelte. Um es den Haeretikern zu entreißen und der Kirche zu gewinnen, schrieb er es dem Apostel Johannes zu. Nicht weil er überzeugt war, daß dieser der Verfasser sei, nahm er es für die Kirche in Anspruch, sondern um den Haeretikern das Wasser abzugraben, fälschte er den Titel des Evangeliums. Irenaeus

müßte es gewesen sein, der die kirchliche Sanktion zu Stande gebracht hätte — wie ja allerdings das Urteil der Späteren hauptsächlich auf ihn sich stützt und noch ein protestantischer Forscher unserer Tage auf Irenaeus als den festen Felsen seine Ansicht von der kanonischen Bedeutung der vier Evangelien baut — und diese Sanktion hätte er durch die frechste Lüge fertig gebracht, indem er, wohl wissend, daß das Evangelium ein haeretisches Produkt sei, es für das Werk des ehrwürdigsten Apostels ausgab. So scharf hat K. das zwar nirgend ausgesprochen, aber erst wenn man diese Konsequenzen zieht, bekommt sein Raisonnement einen inneren Zusammenhang.

Es ist kaum nötig auszusprechen, daß wir damit zu einer historisch ganz unmöglichen Vorstellung gelangen. Das vierte Evangelium ist gewiß aus ganz anderen Kreisen hervorgegangen als die synoptischen und es ist sicherlich unter schweren Kämpfen und heftigem Widerspruch von der Kirche recipiert worden. Irenaeus, der es dem Apostel Johannes zuschreibt, hat dafür weder stichhaltige noch auch ganz ehrliche Gründe. Aber gesetzt, das Evangelium stamme aus gnostischen oder gnostisch angehauchten Kreisen, was ich hier weder bestreiten noch behaupten will, so ist doch so viel klar, daß die Möglichkeit, es zu recipieren, für die Kirche nur bestand, wenn es schon in jenen Kreisen für ein apostolisches Werk ausgegeben wurde. Die Kirche hatte wahrlich keine Veranlassung, gnostischen Schriften, deren Ursprung die Gnostiker selbst für sich in Anspruch nahmen, den Stempel der Apostolicität aufzudrücken. Ganz etwas anderes war es natürlich, wenn von einer gnostischen Schrift apostolischer Ursprung behauptet wurde, und der Glaube daran sich in weiten Kreisen verbreitete.

Aus dem Umstande, daß die späteren Valentinianer das vierte Evangelium als das Evangelium des Johannes citierten, meint K., folge nicht, daß Valentin selbst es als solches gekannt und anerkannt habe (S. 114). Wenn Valentin das Evangelium benutzt hat, — mit welchem Rechte K. dies annimmt, werden wir gleich sehen — so folgt das allerdings. Wie sollte wohl die Tradition sich innerhalb der Schule so schnell haben verflüchtigen können, wenn anders Valentin irgend welchen Wert darauf gelegt hatte, daß das Evangelium als ein Produkt des Gnosticismus anerkannt wurde? Völlig unbegreiflich aber ist es, wenn K. fragt, wie denn die Gnostiker zu der gnostischen Deutung des vierten Evangeliums hätten kommen sollen, wenn sie so felsenfest wie Irenaeus von dem apostolisch-johanneischen Charakter der Schrift überzeugt gewesen wären (S. 102). Haben sie denn etwa die übrigen Schriften des Neuen Testaments

nicht gnostisch gedeutet? Und was hat es zu sagen, daß die Valentinianer trotz des Gebrauchs des vierten Evangeliums an der einjährigen Lehrthätigkeit Jesu festgehalten haben (S. 103)? Haben nicht Clemens Alexandrinus, Origenes und Tertullian dasselbe gethan und sind sie darum weniger von dem johanneischen Ursprung des Evangeliums überzeugt gewesen? (Cf. Hilgenfeld, Die clementinischen Recognitionen und Homilien, S. 160 Anm.). Gerade die Gnostiker thaten sich etwas darauf zu gute, daß sie im Besitze der apostolischen Ueberlieferung seien. (Cf. Harnack, Dogmengesch. I, S. 215 f.). Das betonte z. B. Ptolemaeus in dem Briefe an Flora (Epiphanius, XXXIII, 7 g. E.). Basileides sollte den Interpreten des Petrus Glaukias zum Lehrer gehabt, Valentin den Theodas, einen Schüler des Paulus, gehört haben (Clemens, Strom. VII, 17, 106). Sie schieden genau zwischen apostolischen Schriften und Schulschriften, und wenn die Valentinianer ihre Speculation auf das vierte Evangelium gründeten, so konnten sie das nur unter der Voraussetzung, daß es apostolischen Ursprungs sei. Wenn also Ptolemaeus und Herakleon den johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums als selbstverständlich betrachten, Irenaeus aber seinerseits so lebhaft bemüht ist, diesen Ursprung zu erweisen, so ist es klar, daß er damit nicht gegen die Gnostiker ficht, sondern zweifelnde Gemüther innerhalb der Kirche beruhigen will.

Ueber Herakleon und Ptolemaeus hinauf läßt sich der Gebrauch des vierten Evangeliums bei den Gnostikern nicht mit Sicherheit constatieren, so laut auch K. verkündet, Irenaeus habe gewußt, daß das Evangelium seit mindestens vierzig Jahren von den Valentinianern gebraucht worden sei. Dürften wir den Bericht der Philosophumena VII, 1, 20 ff. als authentisch ansehen, so könnten wir allerdings behaupten, daß Basileides das Evangelium gekannt habe (§ 22). K. verwirft diesen Bericht kurzer Hand (S. 100), sucht aber auf indirektem Wege zu erweisen, daß Basileides in seinen Exegetica Kenntnis des Evangeliums verrate (S. 98 ff.). Gesteht er selber zu, daß diese Beweisführung keine bindende Kraft habe (S. 101), so glaubt er dagegen, auch ohne auf das valentinianische Lehrsystem näher einzugehen (S. 107), mit Sicherheit behaupten zu können, daß nicht nur die Valentinianer, sondern auch Valentin selbst das vierte Evangelium gekannt und stark benutzt habe.

Den Beweis hat K. sich unendlich leicht gemacht. Er setzt ganz einfach das, was er beweisen sollte. Er nimmt an, daß Irenaeus I, 11, 1 mit Recht auf das Schulhaupt selbst die Erfindung der ersten Ogdoade (᾽Αρχή — Σγή, Πατήρ — Ἀλήθεια, Λόγος — Ζωή, Ἄνθρωπος — Ἐκκλησία) zurückführe. Stamme die erste Syzygie aus

den Kreisen der Simonianer, so sei dagegen ohne weiteres zuzugeben, daß die drei anderen dem vierten Evangelium entnommen seien. Ebenso stamme die erste Syzygie der aus der Verbindung des Ἀνθρώπου und der Ἐκκλησία hervorgegangenen zwölf Aeonen, Παράκλητος und Πίστις, aus dem vierten Evangelium (S. 108).

Auf solche Weise wird »die Thatsache« erschlossen, daß die ersten Valentinianer, Valentin selbst voran, das vierte Evangelium in Gebrauch gehabt und hochgeschätzt haben! (S. 120).

Ich glaube, ich darf die weiteren Irrgänge, auf denen K. seinem Ziele zustrebt, dem Leser ersparen und ihn unmittelbar vor die Schwelle führen, hinter der sich der geheimnisvolle Verfasser des Evangeliums verbirgt.

Wenn Valentin seine Lehre aus dem vierten Evangelium geschöpft hat, so kann er nicht sein Verfasser sein. War ein Gnostiker sein Verfasser, so müssen wir also noch höher hinauf.

Nun, was wissen wir denn von Menander? Nichts, abgesehen von ein paar Bemerkungen über ihn bei Justin, apol. I, 26, und Irenaeus I, 23, 5, die von K. mit Hilgenfeld u. a. auf denselben Justin zurückgeführt werden. Aber man muß nur zu lesen verstehen. »Die wenigen Zeilen sprechen Bücher«. »Es ist uns, wenn wir diese Berichte lesen, als ob wir in einen Hohlspiegel schauten, in dem eine große Menschengestalt sichtbar wird, aber in allen Verhältnissen gräßlich verzerrt« (S. 359). Aber wichtiger ist noch, was wir nicht lesen. Es wird uns kein Titel einer Schrift von Menander angeführt, nicht einmal, daß er überhaupt etwas geschrieben hat. »Sollte Menander allein unter allen gnostischen Schulhäuptern nichts geschrieben haben«? K. braucht über eine Seite, um aus allgemeinen Gründen zu erweisen, daß Menander eine Schrift verfaßt haben müsse (S. 359—361). Warum just eine, und nicht vielleicht auch zwei oder drei, weiß ich nicht. Genug, Menander muß eine Schrift geschrieben haben. »Müssen wir aber eine solche Schrift voraussetzen, müssen wir annehmen, daß es eine hervorragende Schrift gewesen ist, so entsteht für uns die weitere Aufgabe, nach dem allfälligen Vorhandensein dieser Schrift Nachforschungen anzustellen« (S. 361).

Kaum bleibt K. hier seiner inneren Bewegung Herr. »Wenn diese Nachforschung in einer Art von dramatischer Entwicklung sich vollzieht, wenn der Knoten, der unter Spannung aller Verhältnisse sich geschürzt hat, plötzlich sich löst und die Jahrhunderte lang unterdrückte Wahrheit endlich im glänzenden Gewande der Siegerin auf der Bühne erscheint u. s. w.«. Ein Schauer aber faßt ihn wie den Jüngling in Sais, als er nun endlich den letzten entscheidenden

Schritt thut. »Es gilt, den letzten Schleier von dem verhüllten Bilde wegzuziehen, die feierliche Enthüllung eines der gewaltigsten Denkmäler der christlichen Gnosis und die Entlarvung einer der frechsten kirchlichen Fälschungen vorzunehmen« (S. 365).

Die Mittel, durch die der Vorhang gehoben wird, gewähren folgende beiden Sätze: 1) Menandros von Antiochia verlangt eine Schrift. 2) Das vierte Evangelium verlangt einen Verfasser. D. h. die Schrift des Menander ist unbekannt und der Verfasser des vierten Evangeliums ist auch unbekannt, es muß aber sowohl eine Schrift des Menander als auch einen Verfasser des Evangeliums gegeben haben. Das letztere ist unbestreitbar und das erstere will ich des lieben Friedens wegen zugeben. Aber ich finde es eine eigentümliche Logik, daraus den Schluß zu ziehen, daß Menander darum der Verfasser des vierten Evangeliums sein müsse. Man könnte es ja auch noch mit andern identischen Prädikaten versuchen, z. B. die Schrift des Menander war bedeutend, der Verfasser des vierten Evangeliums ist ebenfalls bedeutend, oder meinetwegen auch: die Schrift des Menander war gnostisch, auch das vierte Evangelium ist gnostisch — der Schluß würde darum doch nicht bindender werden.

Das fühlt nun allerdings K. auch. Daher geht er hier über die Linie hinaus, die er sich gezogen hatte, und obwohl er erklärt hatte, daß erst der Name des Verfassers das Evangelium wie ein Transparent erleuchte, so nimmt er nun doch das Licht des Evangeliums zu Hülfe, um damit das Dunkel des Verfassers aufzuhellen, indem er sagt, das von den kirchlichen Interpolationen befreite Evangelium enthalte eine Lehre, die den Anklagepunkten der kirchlichen Polemik gegen Menander wesentlich entspreche.

So war die lange Suche auf 365 Seiten nach dem Namen des Verfassers ganz vergebens. Denn nun kommt's heraus, daß wir das Evangelium erst zustutzen und deuten müssen, um zu sehen, daß es mit der Lehre des Menander übereinstimmt. Es ist nichts mit dem blendenden Licht, daß von dem Namen des Verfassers ausstrahlen sollte, nichts mit dem überwältigenden Bühneneffekt, in dem die Wahrheit auf der Stirn Menanders über das Dunkel der Jahrhunderte triumphierend erglänzen würde. Denn der Name des Menander gewinnt erst in dem Augenblicke Ueberzeugungskraft, wenn wir das vierte Evangelium so zu verstehen wissen, daß wir in ihm die reinen Züge des in dem kirchlichen Hohlspiegel so gräßlich verzerrten Antlitzes des verketzerten Gnostikers wieder erkennen. Ein schöner circulus vitiosus!

Auf S. 544 verrät K., was ihn darauf gebracht hat, den für uns in völligem Dunkel liegenden Menander für den Verfasser des vier-

ten Evangeliums zu halten. Es ist eine knappe Bemerkung von Hilgenfeld in seiner Ketzergeschichte, S. 187, daß der johanneische Christus ähnlich wie Menander sich für den Gesandten Gottes an den Kosmos in fast ausschließlichem Sinne erkläre und wie dieser eine geistige Auferstehung verheiße. Ich glaube, es war sehr weise von Hilgenfeld, daß er diesen beachtenswerten Hinweis bescheiden in eine Anmerkung stellte, und vielleicht würde er Selbstüberwindung genug gehabt haben, diesen Hinweis ganz zu unterdrücken, wenn er hätte voraussehen können, was er damit anrichten würde.

Ein Verfahren, wie K. es geübt hat, daß man annimmt, Justin habe eine boshafte Verdrehung der Lehre und eine bis zur Unkenntlichkeit gehende Verzerrung der Persönlichkeit des Menander gegeben (S. 361), dann aber das richtige Bild dieser Persönlichkeit in dem Evangelium erkennt, lediglich auf Grund des Postulats, daß eben jener Menander, von dem man doch nichts weiß, sein Urheber sei, ein solches Verfahren hat mit Wissenschaft nichts zu thun, das gehört ins Gebiet der Hallucination. Ich beschränke mich daher auf eine letzte Bemerkung, um das angebliche Verhältnis zwischen Justin und dem Verfasser des vierten Evangeliums noch kurz zu beleuchten.

Wenn unser ganzes Wissen von Menander auf Justin zurückgeht, so ist es für die Frage, ob er das vierte Evangelium verfaßt haben kann, von eminenter Wichtigkeit Justins eigenes Verhältnis zum vierten Evangelium zu erkennen. K. ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß Justin es gekannt hat. Aber nach seiner Art untersucht er nicht etwa, ob die Anklänge an das vierte Evangelium, die man bei Justin zu finden glaubt, wirklich echt sind. Das hat man natürlich als transscendentaler Forscher nicht nötig. Woher hat denn Justin seine Nachrichten über Menanders Lehre? fragt er (S. 355). Es ist selbstverständlich, daß die Antwort lautet: aus dem vierten Evangelium. In ihm, sagt er, fand er die ganze Teufelei, die er Menander vorwarf, in aller Ausführlichkeit entwickelt: Selbstvergötterung, Erhebung über Christus, Erklärung der eigenen Gottessohnschaft des Verfassers und der eigenen Sendung zum Heile des Menschen, magische Taufe als Photismus der Gnosis, Verheißung der Unsterblichkeit schon in diesem Leben (S. 563). Nachdem wir von ihm belehrt sind, daß Justin das Evangelium als ein ketzerisches kenne und seinen Verfasser für einen Erzketzer halte, meint K. herablassend, man werde jetzt vielleicht verstehen, warum Justin nirgends johanneische Logien als Herrenworte citiere (S. 546).

In Wirklichkeit führt nun aber Justin ein Wort als Ausspruch des Herrn an, das materiell gleich Joh. 3, 3 ist (Ap. I, 61): Καὶ γὰρ Χριστὸς εἶπεν· Ἄν μὴ ἀναγεννηθῇτε, οὐ μὴ εἰσέλθῃτε εἰς τὴν βασι-

λαίαν τῶν οὐρανῶν, ein Wort, das nach K.s Meinung eine der Grundlehren Menanders, seine Unsterblichkeitslehre, enthält (S. 589). Justin setzt hinzu: ὅτι δὲ καὶ ἀδύνατον εἰς τὰς μήτρας τῶν τεκνοῦσάν τοὺς ἅπασι γεννωμένους (al. γενομένους) ἐμβῆναι, φανερόν πάντιν ἐστίν, d. h. es kehrt bei ihm die Einwendung des das Wort grob-sinnlich mißverstehenden Nikodemus in der Form eines Arguments für seine geistige Bedeutung wieder. K. begnügt sich damit, ganz allgemein zu bemerken, daß Bousset eine Tradition oder Quelle neben den synoptischen Evangelien nachgewiesen habe, aus der sich alle Anklänge an das vierte Evangelium bei Justin erklärten (S. 545). Nun hat aber Bousset thatsächlich diesen Beweis gar nicht geliefert, worauf ich hier nicht näher eingehen kann, und namentlich die höchst bemerkenswerte und m. E. entscheidende Berührung Justins mit der Antwort des Nikodemus (Joh. 3, 4) überhaupt gar nicht beachtet. Aber gesetzt, Bousset hätte bewiesen, was er nicht bewiesen hat, so müßte es doch von K.s Standpunkt aus höchst sonderbar, ja unerklärlich erscheinen, daß Justin eine Grundlehre des von ihm so wüthend gehaßten Erzketzers Menander so gelassen als einen Ausspruch Christi citierte. —

Ließe sich K.s These, daß Menander der Verfasser des vierten Evangeliums sei, beweisen, so wäre damit für Menander viel, für das Evangelium nichts gewonnen. Wir würden dann eben erklären müssen, daß alles, was uns über Menander überliefert ist, grundfalsch sei, aber das Verständnis des Evangeliums würde durch den bloßen Namen seines Verfassers nicht gefördert werden. Ließe sich dagegen beweisen, daß der Apostel Johannes der Verfasser sei, so bliebe das Evangelium darum auch durchaus, was es ist, und es würde nicht um einen Deut wahrscheinlicher, daß in den geschichtlichen Differenzen zwischen dem vierten Evangelium und den Synoptikern jenem vor diesen der Vorzug zu geben sei, oder gar, daß seine Gedankenwelt uns den Geist des historischen Christus treuer widerspiegelte. Wir hätten dann eine uns rätselhafte, darum aber noch keineswegs unmögliche Entwicklung einer uns im übrigen fast ganz unbekannten Persönlichkeit anzuerkennen. Es als eine Absurdität zu bezeichnen, wenn man einem Manne von der Bildungsstufe eines galiläischen Fischers zutraue, daß er jemals im Stande gewesen wäre, im besten Falle etwas anderes zu schreiben als einen einfachen und schlichten Bericht über seine Erlebnisse (S. 351), ist nicht nur unhöflich, sondern auch ganz unangebracht. Die Apostel sind gewiß nicht auf der Bildungsstufe galiläischer Fischer stehen geblieben, und wie ein Fischer sich geistig entwickeln kann, darüber läßt sich auch von dem gescheitesten Philosophen a priori nichts

sagen, denn dazu muß man den Fischer und alle Momente, die auf seine Entwicklung eingewirkt haben, kennen, und von alledem wissen wir in diesem Falle so gut wie nichts.

Darin hat K. gewiß Recht, daß das vierte Evangelium eine Geschichte des Lebens, der Lehre und der Wirksamkeit Jesu nicht ist und auch nicht sein will (S. 372), in gewissem Sinne auch wohl darin, daß es uns wesentlich das persönliche Christentum des Verfassers darbietet (S. 440). Dies persönliche Christentum des vierten Evangeliums herauszustellen und so durch »Orientierung an einem Denker der urchristlichen Zeit« persönliches Christentum in der Gegenwart zu wecken und zu fördern, das ist das eigentliche Ziel, das K. mit seiner Untersuchung verfolgt (S. 53). Der Verfasser des vierten Evangeliums ist ihm »ein Philosoph, der alle mühsamen und künstlichen Geschichtskonstruktionen unserer Entwicklungsphilosophen umstößt und den von dem Personalitätsphilosophen Teichmüller aufgestellten Lehrsatz bestätigt, daß die philosophischen Ansichten der Menschen sich nach ihren Köpfen und Herzen und nicht nach dem chronologisch bestimmten Punkte ihres Auftretens in der Geschichte richten,« (S. 31). Und doch findet K. den Schlüssel zum Verständnis dieses zeitlosen Philosophen erst dadurch, daß er ihn, auf seine Weise allerdings, historisch einreihet.

K. nennt seine Untersuchung ein wahrhaft philosophisches Unternehmen (S. 30). Ich weiß nicht, was ich mit der schönsten Philosophie anfangen soll, die das Objekt ihrer Spekulation durch eine völlig willkürliche, auf unzulänglichen und falschen Schlüssen beruhende Konstruktion gewinnen muß. Oder ist etwa diese Konstruktion selbst ein philosophisches Werk?

Wenn K. betont, daß er sich zu keiner kirchlichen Partei rechnet und keine theologische Richtung vertritt (S. 53), so hat er leider bewiesen, daß man nicht Theologe zu sein braucht, um eine theologische Untersuchung mit vorgefaßten Meinungen zu unternehmen. Ein litterarisches Problem, wie es das vierte Evangelium bietet, sollte nach den Grundsätzen einer Kritik bearbeitet werden, die nüchtern und voraussetzungslos mit strenger Interpretation und historischem Verständnis verfährt, die sich ihres Gegenstandes von innen und nicht von außen zu bemächtigen sucht, sich nicht an willkürlichen Einfällen berauscht und auf blendende Effekte verzichtet, die zufrieden ist, wenn sie in saurer Arbeit bis an die Grenze des Möglichen vordringt und nicht nach einem Zauberschlüssel verlangt, um unlösbare Geheimnisse zu erschließen.

Berlin.

Peter Corssen.

Diwan des 'Umeir ibn Schujelm al Qutâmi, herausgegeben und erläutert von J. Barth, Leiden, E. J. Brill, 1902. XXIII, 53 und 9r S.

Der taghlibitische Dichter Qutami lebte wie sein Stammgenosse Achtal in der Zeit der blutigen Fehden zwischen Qais und Kalb und zwischen Qais und Taghlib unter dem Chalifen Abdalmalik. Er war uns bisher nur fragmentarisch bekannt, namentlich durch einen Artikel im Kitâb al Aghâni. Sein Divan ist uns in zwei Handschriften erhalten, die zwei nach der Anordnung und Zahl der Lieder und nach den Scholien verschiedene Recensionen wiedergeben. Barth legt die sehr alte Handschrift zu Berlin (Ahlw. 7527) zu grunde und vergleicht die zu Kairo nach einer nicht von ihm selbst gemachten Copie. Man kann sich bei ihm auf gewissenhafte und sachverständige Arbeit verlassen. Er hat auch eifrig nach hie und da zerstreuten Citaten von Versen Qutamis gefahndet und namentlich werthvolle Scholien des Sukkari aus der Chizâna und dem Aini gesammelt, wobei er von dem gütigen Dr. Rudolf Geyer in Wien unterstützt worden ist. Die Kaiserliche Akademie in Wien hat zu den Kosten des Druckes beigetragen.

Dem Texte schickt Barth ein historisches Resumé voraus, und Noten zu den einzelnen Liedern, worin er zu Anfang jedesmal über Inhalt, Zweck und Composition des betreffenden Liedes handelt. Von der herrschenden Sitte, eine Uebersetzung beizugeben, ist er abgewichen. Ich bedauere das. Denn eine Uebersetzung zwingt zur Vollständigkeit, Noten adspargiert man nach Gutdünken. Zwar ist Barth gewiß nicht mit Absicht den Schwierigkeiten ausgewichen, aber es sind mir gar manche begegnet, die er nicht als solche empfunden zu haben scheint. Sein Interesse ist mehr auf das Lexikon (und die Grammatik) gerichtet, als auf die Erläuterung, die Exegese. Lexikalische Sammlungen stellt man aber besser in einem alphabetischen Glossar zusammen, sowie es de Goeje zu machen pflegt; am allerbesten, wenn es sich um eine alte Liedersammlung handelt, in einer vollständigen Concordanz. Ich gebe im Folgenden einige Nachträge und Correcturen, die indessen bei weitem nicht alle Punkte betreffen, bei denen ich angestoßen bin.

Erstes Lied. Abu Uthman scheint nach 1, 34 Statthalter von Medina gewesen zu sein, was auf den Umaiiden Abdalvâhid b. Harith nicht zutreffen würde. Ein anderer Umaiide Abdalvâhid (ob ebenfalls Abu Uthman?), der wirklich Statthalter von Medina war, wird durch seine späte Zeit ausgeschlossen. Darin hat Barth Recht, nur hätte er die süd-arabischen Chavârig, vor denen jener

A. 129 floh, nicht mit einer *contradictio in adiecto* abbasidenfreundlich nennen sollen. Sie waren der Schia ebenso feindlich wie alle anderen Chavârig und arbeiteten keineswegs mit Absicht den Abbasiden in die Hände. Zweites Lied. Die قَرَح 2, 27 sind auf keinen Fall Kamele, wozu keine einzige Aussage des Verses passen würde, sondern in der Tat scharfe (قَرَح = عَص) Verse, die paarweise (als Qaçide) und einzeln (als Urguza) vom Dichter aus sich in die weite Welt zerstreuen, nachdem er sie erst in petto gehegt hat. Den Zusammenhang von 2, 41—45 hat Barth nicht erfaßt. »Deine Leute, o Zufar, sind in der Wintersnoth die freigebigsten, in der Gefahr verteidigen sie ihren Schützling mit krummen und graden Klingen; zu einer Zeit, wo meine eigenen Leute mich verloren gaben, zog mich aus der finsternen Grube heraus dein Seil, von dem mein Herausholen und Hinablassen abhing; dein Schutz war unvergleichlich, als u. s. w.«. In 2, 47 ist *Banu Umm* ein Begriff wie *Banu 'Amm*; das Wort muß indeterminiert sein, weil ein Relativsatz ohne Relativpronomen folgt; das Fehlen der Determination hat zudem qualifizierende Bedeutung (»derart, daß«). Die Bemerkung, die Barth dazu macht, beruht auf mechanischer Anwendung einer grammatischen Regel. Wie B. نُبَيْت 2, 49 versteht, sagt er nicht; es muß natürlich نُبَيْتْ punktiert werden. Sehr merkwürdig ist من العاد 2, 56 in der Bedeutung von من عهد عاد Hamasa 341 v. 3. Das Wort (عاد?) ist eigentlich Appellativ, nicht Eigennamen des bekannten mythischen Volkes. Von dem erstarrten Appellativ und nicht ursprünglich von dem Volksnamen wird auch die Nisba عادى abgeleitet sein (theilweise auch von عاد im juristischen Sprachgebrauch). Denn Tulaiha bezeichnet mit العرب العادية nicht die Aditen, sondern die alten heidnischen Araber insgesamt; die Lesart العاربة Tab. 1, 2618, 3 ist falsch, kein alter Ueberlieferer würde jenem Beduinen das späte und rein gelehrte Wort in den Mund gelegt haben. Man darf vielleicht vermuten, daß das mythische Volk (»Olim«) erst aus dem obsoleten und erstarrten Appellativ entstanden ist, freilich schon in vorislamischer Zeit; bei der نَجَّة عاد kann man zweifeln, ob damit das »alte sprichwörtliche« Schaf oder das Schaf von Ad gemeint ist, und ähnlich in anderen Fällen. Mit Thamud läßt sich Ad gar nicht auf eine Linie stellen, ebenso wenig mit Gurhum, eher vielleicht mit Iram. Was das Scholion zu 2, 57 will, weiß ich nicht. Der Sinn ist: »es hat Leute gegeben, noch schlimmer gegen die Qais als wir, nämlich unsere Vorfahren, die uns im Tode vorangegangen sind, aber nicht länger auf uns zu warten brauchen, als vom

Morgen bis auf den Abend«. Daß die Taghlib auch zu den Mudar gehören, ist nicht richtig; sie gehören vielmehr mit den Qais und Chindif zusammen zu den Nizâr (Ma'add, Adnân). Drittes Lied. Das **الحين** 3, 36 bezeichnet nicht den Umstand, sondern die Folge: daß der Stier sich zur Wehre setzte, führte zum Untergange des Anderen, d. h. des Hundes — vgl. v. 39: »seine scharfe Waffe (das Horn) richtete sich gegen den gierigsten Hund, der ihm am meisten zusetzte«. Zum Verständnis von 3, 47 wäre zu sagen, daß die jamanischen Hamdân von Kufa Feinde des qaisitischen Asmâ waren; darum soll der Bote an Asmâ ihrem Quartier ausbiegen. Daß 3, 52 durch 3, 53 erklärt wird, hat Barth richtig gesehen; da nun **هجان** ein edles Kamel bedeutet, so ist also **قسامى** im Gegensatz dazu ein unedles Kamel — die Etymologie bleibt allerdings zweifelhaft. Viertes Lied. In 4, 8 bedeutet **تمشى** nicht herumstürmen, sondern eher kribbeln, wie die Ameisen, welcher Vergleich zuweilen hinzugefügt wird. Im Scholion zu 4, 9 lies **ممن** für **بممن**: für einen Preis, den er nach Gutdünken bestimmt. Durch das Prosit 4, 12 **حياكم الله** wird die Formel **اللهم حتى** (Gott, laß es wohl bekommen!) bei Achtal 3, 7 erklärt, die Barth zu 3, 20 anführt. In 4, 13 wird man *qilnâ* statt *qulnâ* vokalisieren müssen, so daß mit dem folgenden Verbum der Nachsatz beginnt, der sonst fehlen würde — in 4, 11 ist es Morgen, in 4, 13 Abend, also dazwischen in 4, 12 Mittag. Sprachlich und sachlich interessant ist 4, 29: »Wir gehorchen und widerstreben, alles Beides, unserem Emir, und nicht immer ziehen wir ihn zu Rathe«, vgl. zu **كل ذاك** als Dual Nöldeke Del. 80, 6 **بعض ذا** (so zu lesen) = eins von beiden. Fünftes Lied. In 5, 6 sind die **جوازي** die vergeltenden Mächte, vgl. das Scholion zu 6, 16 und Hudh. 2, 2; die Bemerkung Barths, es sei der Plural eines Infinitivs, beruht wohl auf einem Versehen. Sechstes Lied. Die Erwähnung des Chalifen 6, 25 liegt nicht vom Wege ab, sondern ist durch das Vorhergehende vorbereitet, besonders durch v. 24, vgl. 29, 71. Der Dichter hat die Verwandtschaft der Rabia mit den Mudar zu dem Zweck betont, um den Chalifen, der ja Mudarit ist, seinen Bruder nennen zu können. Siebentes Lied. In 7, 4 kann nicht der alte längst verstorbene Hudhail gemeint sein, sondern nur ein noch lebender Held dieses Namens, wenngleich vielleicht nicht der bekannte Sohn des Zufar b. Harith. Ein Zusammenhang des Ubaidallah b. Umar 7, 10 mit den Qudâa kann nicht darin gesucht werden, daß jener von einer Mutter aus Chuzâa stammte; die Chuzâa hatten mit den Qudâa nichts zu thun und waren ihnen eher feindlich. An sich würde man bei Ubaidallah in dieser Zeit immer zunächst an

den berühmten Ibn Ziād denken, der in der Schlacht am Chazir fiel, freilich, so viel wir wissen, nicht durch die Hand von Taghlibiten. Aber durch Taghlibitenhand fiel auch der andere Ubaidallah nicht; keine Ueberlieferung sagt das. Ist mit العارض 9, 10 (Wolke) die Fahne gemeint? Das folgende Epitheton gehört zu الحيل. Elfte Lied. Höchst gezwungen will Barth احاديث 11, 4 zum Object von علاني 11, 1 machen. Vielmehr hängt 11, 4 logisch eng mit 11, 3 zusammen, wenn auch die syntaktische Verbindung lose ist: »die Todten nehmen nichts mit ins Grab; (sie sind) nur noch alte Geschichten, die von den scharfsinnigen Forschern wieder aufgewühlt werden«. In 11, 5 bezieht sich منها nicht, wie das Scholion angibt, auf die احاديث, sondern auf eine Geliebte; es sind vorher einige Verse ausgefallen. Zwölftes Lied. Wegen Dusares ist das Scholion zu 12, 15 beachtenswerth. »Ich will an die Kamele Qaçiden hängen« 12, 20 bedeutet: die Karavanen sollen meine Verse überall hin verbreiten. Man könnte sich versucht fühlen, den Namen der Mu'allaqât von einem solchen Sprachgebrauche abzuleiten. In 12, 36 fällt die außerordentlich ungleichmäßige Konstruktion auf, an der aber gewiß nichts geändert werden darf. Dreizehntes Lied. Der Dual in 13, 2 geht auf die beiden Söhne Nizars, die erst 13, 6 genannt werden: wie sollen sie sich wieder vertragen, nachdem sie das Heilige (ihre Verwandtschaft) profaniert haben! Mit 13, 46 beginnt eine genetische Beschreibung von Qutâmis Reitkamel ab ovo durch alle Stadien der Entwicklung, Conception 47—50, Geburt und Aufwachsen 51—56, Zureitung 57—61, endliche Leistungsfähigkeit 62 ff. Lies الغواة 13, 70 im Nominativ. In der Inhaltsübersicht von No. 14 sollte es m. E. heißen: »Hammam war ein bewährter Führer; jetzt fehlt es an solchen«; der Mann scheint in der Zeit der großen Eroberungen gelebt zu haben, vgl. 19, 11 s. In 14, 6 ist آس = أس. Funfzehntes Lied. Zu عازب 15, 8 vgl. Agh. 16, 40, 5. Der Sinn von 15, 16—18 ist: »Obgleich der Reisende auf freundliche Aufnahme Anspruch hat und man ja auch gewärtigen kann, daß er im widrigen Fall es weiter erzählt, so bin ich doch bei einer Wirthin schlecht angekommen und erzähle es hiermit«. Barth übergeht mit Still-schweigen den keineswegs leicht verständlichen Passus, der die gelungenste Scene einleitet, die in den Gedichten Qutamis vorkommt. Zu جانب 15, 26 vgl. Hudh. 74, 1. 104, 1: die dort angegebene Bedeutung (kurz) ist aber gewiß nicht die ursprüngliche. Die beiden letzten Verse sehen aus wie Hohn; das böse Weib scheint in 15, 41 angeredet zu werden. In 16, 6 ist تبيت zu punktieren: einer von den Löwen, welche die Nacht zubringen, indem sie murren. Zu 16, 9

vgl. Hudh. 44, 6. Nach 16, 18 stammt Qutami mütterlicherseits von Tamim. Zu 17, 14 würde ich eher vorschlagen *طرحت بها*: er nimmt allein die Last auf sich, wenn die übrigen Fazariten sie als zu schwer abgeworfen haben. Zwanzigstes Lied. »Die beiden Berge von Nizar« müßten 20, 3 etwas ganz anderes bedeuten als 7, 3. 29, 59; vermuthlich aber steckt in Nizar hier ein Ortsname. In 20, 7 muß man *jâ laqaumi* vokalisieren. In 20, 11. 15 bedeutet *خالط* kam beinah in Verlegenheit, drohte vor Schwäche zusammenzubrechen. In 20, 13a ist von der Gefahr des bösen Blicks aus der Ferne die Rede; kann *بالمناكب* (29, 9) bedeuten: auf allen Seiten? Der Sinn von 20, 21 ist: so hätten die Qais nicht gekämpft und ihre Männer wären keine Männer gewesen. In 21, 3 lies *لخص*; 21, 5 wird aufgenommen durch *يحملن* 21, 6. In 22. 14 f. ist meines Erachtens gesagt: ein Taimit geht nicht auf Erwerb, indem er seine Kamele (für Karavanen) im Iraq vermietet, sondern er sucht und findet daheim in der Wüste echt arabische Genüsse, die der Auswanderer im Stich läßt. Im dreiundzwanzigsten Liede findet sich eine Beschreibung des Tauchens nach Perlen: ein gelber magerer Indier läßt sich hinausfahren auf die See, stürzt sich nackt in die Wellen (*gall*), zum Schrecken des Schiffers, der sich bekreuzigt (*irtasam*), speit im Tauchen Oel aus, und holt unter Todesgefahr die Perlmuschel vom Grunde. Der Vers 23, 39 bildet den Uebergang zur Polemik gegen Achtal 23, 40: ich kämpfe eifrig (v. 38), aber bequemer ist etwas anderes als mein Kämpfen, nämlich das Weintrinken — dem Achtal obliegt. Der Sinn von 26, 5 ist: Fuqaim ist ein Verwandter des Qais, dessen Ader (als seines mütterlichen Oheims) in ihm schlagen sollte; aber er ist ihm unähnlich, ebenso wie seinen Söhnen Salil und Bistam (v. 9. 10). Neunundzwanzigstes Lied. Für *الى جميع* 29, 38 würde es in der Prosa *الى الجماعة* heißen. Die Taghlib thun sehr loyal und friedfertig, um sich bei dem Chalifen einzuschmeicheln, wünschen aber in der That nur aus Noth die Beilegung der Fehde durch seine Vermittlung. Den Vers 29, 42 hat Barth nicht verstanden; man muß *hibâr* = *hibâr* fassen und vorher *gaddatiha* aussprechen: »kein Stück Zeug, das nicht vergeht, und die Gewänder werden verschlissen, nachdem sie neu waren«. Die Aussage Qutamis 29, 56, die alten Qudâa seien Maadditen gewesen, wird von Barth rektifiziert: in Wirklichkeit hätten sich bekanntlich die Qudâa von den Qahtan abgeleitet, nicht von den ismaelitischen Maadd. Was er Wirklichkeit nennt, ist in Wahrheit bekanntlich nur das genealogische Schema; die Verwunderung des Qutami, daß die Qudâa über Nacht plötzlich zu Jamaniten

geworden sind, kann nicht erheuchelt sein. Der Nominativ der Volksnamen in 29, 66 läßt sich nicht construieren, ebenso wenig der Akkusativ zu Anfang von 29, 67; die Auskünfte Barths sind unmöglich. Die beiden Mudar 29, 69 sind nach v. 66 Qais und Chindif. Aus 29, 71 (6, 24) wird das Motiv klar, warum Qutami seinen Stamm so nah wie möglich an die Mudar heranbringen möchte; er will auch Antheil haben an dem Propheten und dessen Nachfolgern, den Chalifen. Gegen Barths Emendation von 29, 77 erheben sich sprachliche und sachliche Bedenken. Der Vers ist unverständlich; auch شَرٌّ für قَرٌّ würde wenig helfen. Der Oelbaum 29, 82 ist der Baum von Syrien, die Palme der von Arabien; die Datteln in Himç 29, 83 sind noch Blüthen, wenn sie in Hagar schon als reife Früchte geerntet werden — in dieser Weise wird der Gegensatz der syrischen und der südlichen Araber pflanzengeographisch symbolisiert. Das Objekt zu وِطَاقٍ 29, 85 ist dasselbe wie zu وَانَفٍ 29, 84. »Die Rede des Mannes dringt mit der Zeit durch Stellen, durch welche Nadeln nicht durchkommen« 29, 88. Wenn Barth behauptet, die Belobung Abdalmaliks 29, 89 ff. habe hier keine passende Stelle, so verkennt er den Zweck des ganzen Gedichtes (vgl. zu 29, 71. 6, 25), er vermag nicht zwischen den Zeilen zu lesen. In 29, 92 ist kein Subjekt zu حَلٍّ und حَمَلٍ zu finden, wenn es nicht Gott ist: das Chalifat war eine Weile in Bewegung, jetzt ist es an eine feste Stelle gelangt. Die Jaman behaupten 29, 94, die Qudâa hätten in Urzeiten zu ihnen gehört; Qutami will das nicht grade leugnen, macht aber geltend, die angeblichen urzeitlichen Verhältnisse hätten sich dann in der Gegenwart völlig verändert und in der wirklichen Geschichte gehörten die Qudâa zu den Maadd; in 29, 95 fügt er hinzu, auch die Bagila wollten etwas anderes sein als sie wirklich wären. Der Sinn von 29, 96 ist: wenn sie zu Pferde steigen und mit den Lanzen stechen sollten, so richten ihnen die Kaufleute einen Markt statt des Stechens ein. Ein Gegensatz von Lanzen- und Schwertkampf, den Barth hier findet, ist nicht vorhanden; zu Pferde gebraucht man die Lanze und nicht das Schwert. Der »Markt des Stechens« ist ein Oxymoron, das ich in der Uebersetzung aufgelöst habe. Die Polemik Qutamis gegen das Christenthum (No. 31), hängt zusammen mit seinem Bestreben, die Taghlib aus der Isolierung, in die sie durch das Festhalten an ihrem alten Glauben gerathen waren, heraus- und in enge Verbindung mit der arabischen Gesamtheit zu bringen.

Historisch interessant sind diese Gedichte weniger durch Anspielungen auf einzelne Ereignisse, die wir schon aus Ibn Athir und

dem Kitab al Aghani kennen, als durch das Licht, welches auf die Stellung und Gesinnung der Parteien und ihrer Führer fällt. Barth hat darüber in der Einleitung das Nöthige gesagt. Nur den einen Punkt hat er, wie bereits bemerkt ist, nicht richtig gewürdigt, daß Qutami nicht anders weiß, als daß die Qudâa zu Maadd gehören, und sehr befremdet darüber ist, daß die Jaman sie für sich reklamieren wollen.

Göttingen.

Julius Wellhausen.

Waltz, Georg, Gesammelte Abhandlungen. Erster Band: Abhandlungen zur deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Karl Zeumer. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung 1896. XIII, 601 Seiten.

Dreißig Schriften aus den Jahren 1843 bis 1886 — 13 Aufsätze und 17 Recensionen — sind in dem Bande vereinigt worden. Die Benutzung dieser Ergänzungen zu der deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz ist durch die Sammlung vielen Lesern erst möglich und allen leichter geworden. Die Auswahl der Stücke ist mit Umsicht getroffen. Der Neudruck ist ein Abdruck der alten Drucke. Nur Druckfehler und Versehen sind nach den S. VI f. dargelegten Regeln berichtigt (S. 379 geht die Verweisung wohl auf Waitz V¹, 257, 1 statt V¹, 251, 1) und gemäß den S. VII f. ausgesprochenen Gesichtspunkten sind bestimmte Citate aus jüngeren Quellenausgaben erneuert oder hinzugefügt worden. Eine Behandlung, durch die erreicht wurde ›die ursprünglichen Drucke vollkommen zu ersetzen‹ S. VI. Der Herausgeber hat eine ›Anmerkung über die sogenannte Admonitio generalis und das angebliche Duplex legationis edictum vom Jahre 789‹ S. 403—410 eingeschaltet, weil Waitz wegen ihrer bevorstehenden Veröffentlichung in der Selbstanzeige der zweiten Auflage des vierten Bandes seiner Verfassungsgeschichte 1885 — in unserem Buche S. 396 — von einer Erörterung abgesehen hatte.

In der weiteren Besprechung beschränke ich mich auf Bemerkungen zu dem ersten Aufsatz vom Jahre 1843 ›Ueber die Gründung des deutschen Reichs durch den Vertrag von Verdun‹. In diesen Vertrag hat Waitz die Gründung des deutschen Reichs verlegt. Wir lesen S. 11: ›das deutsche Reich hat damals seinen Anfang genommen‹; S. 18: ›es bestand von nun an ein deutsches Reich. Ludwig hat es begründet, der Verduner Vertrag hat es in die Geschichte eingeführt‹. Und S. 20: 870 ›hatte das deutsche Reich

seine wahren Grenzen erreicht«. Sein rechter Anbeginn, so wiederholte Waitz in der Neuen Jenaischen Literaturzeitung 1844 S. 300, ist der Vertrag von Verdun. In den Göttingischen Anzeigen 1850 S. 21 f. schrieb er: 870 »gewann Ludwig für sein deutsches Reich eine Westgrenze, die in hohem Grade der Sprachseidung entsprach«; S. 22: »der Begriff des deutschen Reiches als eines selbständigen stellte sich mehr und mehr gerade in diesen Jahren fest«. Seine Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich I. (3. Auflage 1885 S. 1) leitete er mit den Worten ein, daß die Anfänge des deutschen Reichs darauf zurückgehen, »dass die Verduner Theilung von dem großen fränkischen Reich dem einen der Söhne Kaiser Ludwigs die Mehrzahl der deutschen Lande und wesentlich nur deutsche Lande zuwies«. Nach dem Vertrage von Verdun hat er in seiner Verfassungsgeschichte die fränkische und die deutsche Zeit geschieden. Hier äußert er IV², 700, daß bei diesem Vertrage »der Anfang des deutschen Reichs zu setzen ist«; S. 701: »fortan besteht ein deutsches Reich: der Verduner Vertrag hat es in die Geschichte eingeführt«. V², 7: »das Gebiet, welches Ludwig in der Verduner Theilung empfing, ist die Grundlage des deutschen Reichs geworden«; S. 86 ist es »der Vertrag zu Verdun, durch den das deutsche Reich begründet ward«. VI², 161 ist es »das ostfränkische Reich, auf dem das deutsche beruht«.

Die Auffassung von Waitz hat viele Anhänger. So schließen sich ihr an Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes I, 1866, S. 494: »der Vertrag von Verdun bezeichnet den Anfang eines selbständigen deutschen Reiches«; Šuklje, Die Entstehung und Bedeutung des Verduner Vertrages 1876 S. 22: der Verduner Vertrag ist »die Geburtsstunde eines deutschen und eines französischen Reiches«; Maurenbrecher, Geschichte der deutschen Königswahlen 1889 S. 21: die Betrachtungsweise, daß der Theilungsvertrag von Verdun »die Wiege der Selbständigkeit der neueren nationalen Staatswesen sei«, dürfe heute als gesichert gelten; Lilienfein, Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger 1902 S. 83: »der Vertrag von Verdun hat diejenigen Neugebilde geschaffen, auf deren Grundlage zwei nationale Staaten im Norden Europas erwachsen sind.« Unter den Juristen theilt Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte⁸ 1898 S. 100 diese Ansicht: »die Grundlage für die Aussonderung des deutschen wie des französischen Reiches aus dem Gesamtverbande des fränkischen Reiches ist der Verduner Vertrag geblieben. Mit dem Jahre 843 endigt die Geschichte des fränkischen Gesamtreiches; die Geschichte des deutschen und französischen Nationalstaates beginnt«; S. 384: »die Ausscheidung des französischen und

deutschen Nationalstaates aus dem Verbande des fränkischen Reiches hat sich 843 vollzogen«. Weitere Vertreter derselben Meinung verzeichnen Waitz IV², 700 und Parisot, *Le royaume de Lorraine sous les Carolingiens* (843—923) 1898 S. 23, 3.

Daß das ostfränkische Reich von 843 ein Theil des fränkischen Reiches gewesen ist, hat Waitz sehr wohl gewußt. Er nennt es in seinem Heinrich I. S. 1 »im Anfang nur ein Theil des fränkischen Reichs« und in seiner Verfassungsgeschichte V, 4: »das Reich Ludwigs war ein Theil des fränkischen Reichs«; S. 9: »zunächst galt das Reich als Theil des allgemeinen Frankenreichs, dessen Begriff und Name so wenig jetzt wie bei andern Theilungen früher aufgegeben worden ist«; S. 128: »das deutsche Reich war in seinem Anfang ein Theil des fränkischen Reichs«; VI, 457: »das deutsche Reich war in seinem Ursprung nichts als der Theil des fränkischen Reichs, welcher in dem Theilungsproceß unter den Nachkommen Karls d. Gr. demjenigen zufiel, der seinen Sitz auf deutschem Boden hatte«. Der »Theil« bedeutet hier einen Theilstaat. Denn er war durch fränkisches Recht entstanden, blieb unter fränkischem Recht und ist durch fränkisches Recht beendet worden, wie auch Waitz IV, 699. V, 4. 20. VI, 161 andeutet. Für diesen Staat hat sowohl in seinem Verhältnis zu den übrigen Theilstaaten als auch in seinem Innern fränkisches Staatsrecht und nur fränkisches Staatsrecht gegolten. Waitz selbst spricht ihm die Eigenschaft eines Theilreichs zu, Verfassungsgeschichte V, 86.

Die Formulierung, welche Waitz seiner Auffassung gegeben hat, stellt eine Ursache dem Erfolge gleich; sie nimmt zwei wesentlich verschiedene Acte, die Vorbereitung eines neuen Staats und die Errichtung dieses Staats, als gleichbedeutend. Sie setzt die Gründung des deutschen Reiches in ein Ereignis vor der staatsrechtlichen Gründung, vor der That, die einem ostfränkischen Reiche die Eigenschaft eines deutschen Reiches durch eine deutsche Verfassung gegeben hat. Ein Staat, der ein fränkischer Theilstaat und nur ein fränkischer Theilstaat ist, kann kein deutscher Staat sein, jene seine Natur schließt diese aus.

Waitz V, 7 hält für ein Merkmal des deutschen Staats Ludwigs, daß er »wesentlich nur deutsche Lande, wenn auch nicht alle deutschen Lande umfasste«; S. 13: die in ihm vorhandene undeutsche Bevölkerung »war weder zahlreich noch hatte sie für die allgemeinen Verhältnisse irgend welche Bedeutung: ein Theil befand sich in Abhängigkeitsverhältnissen. Dem wesentlich deutschen Charakter des Ganzen hat es keinen Abbruch gethan«. Sowohl die Bemerkung, daß ein deutscher Staat bestehen könne, der nicht alle Deutschen

enthält, als auch die, daß fremde ihm unterthänige Reichsangehörige sein deutsches Wesen nicht hindern, ist richtig, aber die hieraus gezogene Folgerung ist es nicht. Zwar kann ein deutscher Staat nicht ohne Deutsche sein, aber ein Staat wird durch sie noch nicht zu einem deutschen Staat. Es kommt in unserem Falle nicht sowohl darauf an, daß Ludwig Deutsche beherrschte, sondern darauf, weshalb er sie beherrschte; sein Staat hat durch die bloße That- sache, daß seine Bevölkerung größtentheils eine deutsche war, noch keine neue Natur angenommen. Und eine rechtliche Veränderung hat er während seines Bestehens nicht erfahren. Der Rechtsgrund jener staatlichen Vereinigung der Deutschen hat 843 im fränkischen Reichsrecht gelegen, er war ein Anwendungsfall des fränkischen Theilungsrechts, und dieser Staat, der nicht als ein besonderer für das deutsche Leben bestimmter Staat in die Geschichte eingetreten ist, hat seine ursprüngliche Art bis zu seinem Untergange behauptet. Weil es ein durch Vorgänge innerhalb des Frankenreichs bewirktes Ereignis blieb, daß Ludwigs Staatsvolk das deutsche Volk und sein Staatsgebiet Deutschland war, hat sein Staat von Rechts wegen nur so lange bestanden, als er ihn regierte: seine drei Söhne haben auf ihr Erbreich das fränkische Königsrecht der Theilung zur Anwendung gebracht und durch Frankenrecht hat Karl III. das Reich der Franken unter seiner Herrschaft wieder vereinigt.

Waitz wendet ein, »daß trotz jener Theilungen und trotz der Vereinigung Deutschlands mit Italien und dem westfränkischen Reich unter dem Kaiserthum Karls des Dicken das Bewußtsein seiner Einheit und Selbständigkeit Deutschlands, wie es durch die Regierung Ludwigs des Deutschen begründet war, nicht unterging, sondern sich in den Gemüthern kräftig erhielt, das zeigt uns die Geschichte selbst. Karl war schon nicht bloß durch das Recht der Erbfolge, wenigstens in Westfranken durch freie Wahl und Anerkennung der Großen zur Herrschaft gelangt; es ist nicht Ein Reich, dem er König ist, sondern mehrere Herrschaften sind in seiner Person vereinigt. Deshalb zählt er auch seine Regierungsjahre nach den verschiedenen Regierungen verschieden«, Abhandlungen, S. 20 f. Er nennt in der Verfassungsgeschichte V, 24. VI, 161 jene Ereignisse nur eine Gefahr für den Bestand des unter Ludwig gebildeten, die deutschen Stämme vereinigenden Reichs; es war nicht untergegangen, denn Arnulf succedirte in ihm: »ein Resultat der vorangegangenen Entwicklung«, Göttingische Anzeigen 1850 S. 22. »Die Erhebung Arnulfs bestätigte und befestigte den Bestand eines nationalen deutschen Reiches«, Verfassungsgeschichte VI, 162. »Für die Befestigung des deutschen Reichs ist die Erhebung Arnulfs von

größter Wichtigkeit gewesen«, V, 29; es »hat sich der Verband der deutschen Stämme zu einem staatlichen Ganzen behauptet und jetzt durch gemeinsames Handeln in der wichtigsten Angelegenheit, der Aufstellung und Annahme eines neuen Königs, sich bethätigt und gesichert«, V, 30; bei der nach Karl III. eintretenden »weiteren Auflösung ist der staatliche Zusammenhang der Stämme deutscher Nationalität nur noch entschiedener als bisher zur Geltung gekommen«, V, 24. Es hat jedoch die »Wiederherstellung eines deutschen Reichs« stattgefunden, V, 22.

In diesen Aeußerungen hat Waitz die politischen Nachwirkungen, die Ludwigs ostfränkisches Reich hinterlassen hat, mit der Fortdauer dieses Reiches identifiziert; die damalige Zusammengehörigkeit hat in der Zukunft fortgewirkt, sie hat den König Ludwig überlebt, aber nicht in der Gestalt eines Staates sondern als politische Macht. In dem Programm S. 21 treffen wir auch eine solche Fassung des Gedankens: »die Regierung Ludwigs ist der Grund, auf dem alles Folgende beruht, die Voraussetzung dessen, was nachher geschah«, jedoch vorher wird gesagt: »Arnulfs Regierung ist ein Beweis, ja ein Resultat davon, daß der Begriff eines deutschen Reichs sich gebildet und in dem Bewußtsein der Nation Wurzel geschlagen hatte«, vgl. S. 488. Eine Voraussetzung für die dereinstige Gründung eines deutschen Reichs, die zeitlich erste und die sachlich wichtigste Voraussetzung ist der Vertrag von Verdun gewesen, aber er war auch nur eine Voraussetzung neben anderen Voraussetzungen. Ein deutscher Staat ist Ludwigs ostfränkischer Staat nicht gewesen, er steht sogar mit dem späteren deutschen Staate in keinem rechtlichen Zusammenhang. Er kann daher nicht die Gründung eines deutschen Staats oder der Anfang der Gründung sein.

Waitz nennt die Gründung eines Staates einen Vorgang, der eine der Entstehungsursachen des späteren Staates gewesen ist. Wenn unter der Gründung eines Staates alle die Ereignisse verstanden werden dürften, die seine Schöpfung ermöglicht oder begünstigt haben, so ließe sich die Vorgeschichte des deutschen Staates noch über 843 zurückverfolgen und nicht nur bis zu der Reichsordnung von 817, die Baiern zu einer Unterherrschaft Ludwigs im Kaiserstaate bestimmte, sondern noch weiter. Waitz selbst sagt in dem Aufsatz von 1843 S. 10, daß Karl der Große durch die Einverleibung Sachsens die Gründung eines deutschen Staates ermöglicht hat, ja S. 8, daß »Chlodowech den Grund gelegt hat zu einem deutschen Reiche«. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches II, 1865, S. 3, 2. Aufl. III, 1888, S. 3 erklärt: »das fränkische Reich ist nicht bloß die Vorstufe und der Keim des deutschen gewesen, sondern

vielmehr das Vorbild und der wahre Anfang desselben; denn in ihm liegen schon alle die schöpferischen Gedanken beschlossen, die die spätere Entwicklung der deutschen Geschichte während des Mittelalters bestimmen. Der Grund, daß der fränkische Staat den größten Theil des Staatsrechts des späteren deutschen Staates geliefert habe, würde ebenso für den französischen Staat gelten und läßt die Frage nach dem Gründungsact des deutschen Reiches bei Seite.

Bei dem von Waitz vertretenen Gesichtspunkt wird die Entstehungsgeschichte eines Staates lediglich politisch aufgefaßt. Wenn nun die Umstände, welche die Gründung eines Staates gefördert haben, unter der Gründung mitbegriffen werden, so läßt sich, wo mehrere auf einander folgende Begebenheiten den späteren Staat verursacht haben, dessen Entstehung überhaupt nicht datiren, weil es sich hierbei um quantitative Unterschiede bei der Hervorbringung des Staates handelt. Mag auch bei jenen graduellen Differenzen das Maß der einzelnen Vorgänge sich abschätzen lassen, mögen Unterscheidungen unter den beteiligten Kräften nach ihrer Unentbehrlichkeit oder nach ihrer nur unterstützenden und beschleunigenden Wirksamkeit ausführbar sein, so hat doch keiner der beteiligten Factoren den Erfolg selber herbeigeführt und sie alle gehören der Zeit vor dem Staate an. Der Anfang eines Staates ist sein Recht, das Recht aber entsteht durch einen Act, der von den Beweggründen unterschieden werden muß. Wer hier die geschichtliche Bewegung des öffentlichen Lebens von einer Stufe zur andern fortschreiten läßt, bis schließlich die höchste erreicht ist, verkennt die Ungleichartigkeit, die zwischen der Vorbereitung eines Staates und der staatsrechtlichen Verwirklichung des Staates obwaltet.

Leopold Ranke hat wohl den Unterschied empfunden, aber zu deutlichem Ausdruck hat er ihn nicht gebracht. Die Theilung von Verdun, so urtheilt er in der Weltgeschichte VI, 1, 1885, S. 111, »stellte werdende Reiche, die auf historischen Grundlagen beruhten«; S. 240: »das ostfränkische Reich kann als die Grundlage des deutschen betrachtet werden«. Er nennt es S. 240, 241 schon »das deutsche Gemeinwesen«, dem S. 241 Ludwig »zuerst Einheit und concentrische Gestaltung gab«. Er verzeichnet S. 223 den von Ludwig dem Jüngeren nach seines Vaters Tode 876 über Karl II. erfochtenen Sieg unter den Ereignissen, »auf welchen das deutsche Reich beruht«, und stellt schliesslich für Karls III. Zeit in Abrede, daß bereits ein deutsches Reich gegründet sei, »noch gab es kein deutsches, kein italienisches, kein westfränkisches Reich«, VI, 2 S. 50. Auch Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens I, 1868, S. XXXVII f. erwägt, wie unter den Deutschen der Wille

entstand und sich verstärkte, einen deutschen Staat zu haben. S. XXXVIII: ›man wird die Reihe der hier ausschlaggebenden Thatsachen mit dem Vertrage von Verdun beginnen können, wird dann insbesondere der Erhebung Arnulfs und was daran sich knüpft die größte Bedeutung beilegen müssen. Als die Reihe der karolingischen Herrscher schloß, war das Herkommen fest genug gewurzelt, um als Recht sich geltend machen zu lassen‹.

Nach einer anderen Beurtheilung haben die Deutschen 887 einen eigenen Staat errichtet und zu seinem ersten König Arnulf erkoren.

Von den Schriftstellern, die diese Ansicht vertreten haben, erwähne ich Pütter, Entwicklung der Staatsverfassung des Teutschen Reichs I, 1786, S. 101: seit Arnulfs und Odos Wahl ›blieben Teutschland und Frankreich zwey getrennte von einander unabhängige Reiche‹. Eichhorn, Rechtsgeschichte I³, 1821, S. 6 (in den beiden späteren Auflagen wiederholt): ›erst das Erlöschen des karolingischen Mannsstammes in Deutschland 888 trennte Frankreich und Deutschland‹; I⁴, 1834, S. 599 (ebenso 5. Aufl. I, 1843, S. 550): aus den Wahlen ›entwickelte sich die Auflösung des fränkisch-carolingischen Reichs‹, jedoch mit der Einschränkung, daß Arnulf sich noch als den Erben der Karolinger betrachtete, dem die Obhut über Neuster eben sowohl als die Verwaltung von Ostfranken Kraft angestammten Rechts zustehe; Phillips, Der Vertrag zu Verdun vom Jahr 843, 1843, Vermischte Schriften I, 193 theilt nur mit, daß Eichhorn in seinen Vorlesungen darthue, daß jener Friedensschluß nicht geeignet sei, als Schlußpunkt einer Periode zu dienen. Scholle, De Lotharii I. cum fratribus de monarchia facto certamine 1855 S. 62: ›Germanorum gens tum demum societatem et conjunctionem cum ceteris gentibus, quae regnum Francorum efficiebant, diremit et omnino liberi arbitrii se fecit, cum Karolum Crassum a dominatu submovit et Arnulfum regem appellavit‹. Zöpfl, Grundsätze des deutschen Staatsrechts I⁴, 1855, S. 140 (5. Aufl. 1863, I, 153): ›die vollständige und bleibende Lossagung Deutschlands von dem Frankenreiche geschah durch die Absetzung Karls des Dicken im Jahre 887. Von hier an war Deutschland ein selbständiges Königreich‹; und vorher: ›Deutschland erscheint als ein besonderes Königreich seit der Theilung durch den Vertrag von Verdun im Jahre 843‹. Dümmler a. a. O. II, 1865, S. 618 (2. Aufl. III, 621 f.): die Theilung von Verdun ›sollte keine völlige Sonderung bedingen, unter drei Königen gleichsam immer noch ein Gesamtreich schaffen. — Die Königswahlen Bosos, Odos und Rudolfs, Widos und Berengars erscheinen wie Akte der Lossagung einzelner selbständiger Reichtheile. — Arnulf erkennt diesen Thatbestand durch seinen Verzicht auf die ihm

dargebotene westfränkische und arelatische Krone an«. W. Richter, Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten 1889 S. 48: »durch die Wahl Arnulfs zum Nachfolger Karls in Deutschland ist die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung in zwei nur lose verbundene Theile des fränkischen Gesamtreiches in zwei politisch gesonderte Theile vollendet«. Mühlbacher, Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern I, 1889, S. LXVII: »Arnulf war nur König des deutschen Reichs, das auch Lothringen einschloß«; S. LXVIII: »er beschränkte sich auf sein deutsches Reich«; in seiner Deutschen Geschichte unter den Karolingern, 1896, S. 620: »Arnulf war von den deutschen Stämmen auf den Thron erhoben worden, nur sie huldigten ihm. Er war nur ihr König, nur König im Umfang des ostfränkischen Reichs«. Das karolingische Erbreich löste sich auf, das »Frankenreich hörte auf zu bestehen und mit ihm das ostfränkische Reich. Das ostfränkische Reich wurde zum deutschen Reich«; S. 658: nach Karls III. Entthronung »hörte das Frankenreich auf zu bestehen«. Arnulfs »Reich hörte mit der Zerbröckelung des Frankenreichs auf das ostfränkische zu sein und wurde durch seine Nationalität, wenn auch diese nicht die treibende Kraft der Staatsbildung gewesen war, das deutsche Reich. Deutschland blieb auf sich selbst beschränkt. Der Fortbestand des deutschen Reiches« war gesichert. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 1887, S. 193: durch Karls III. Sturz »fiel die fränkische Monarchie in fünf selbständige Reiche auseinander. — Die Trennung zwischen Ostfrancien und Westfrancien, auf deren Verbindung das Wesen des fränkischen Reiches beruhte, ist eine dauernde geblieben«; II, 1892, S. 31: »die Erhebung Arnulfs durch die ostrheinischen Stämme war der Anlaß zur Auflösung der fränkischen Monarchie«; S. 29: »die Theilung von Verdun betrachtet man ohne durchschlagenden Grund als den Akt der Auflösung des fränkischen Reiches«; Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte, 1901, S. 24 f.: eines von den fünf kleineren Reichen, in welche das fränkische Reich auseinanderfiel, »bildeten die rein deutschen Stämme, die sich 887 den Karolinger Arnulf zum König setzten. Seit dieser Zeit gab es ein deutsches Reich. Nicht der Vertrag von Verdun bestimmt sein Geburtsjahr, weil darnach trotz der Theilungen der Gedanke der Gesamtherrschaft noch lebendig blieb und unter Karl dem Dicken eine Wiedervereinigung der Reichtheile erfolgte. Das deutsche Reich ist auch nicht von dem Aussterben der ostfränkischen Karolinger zu datieren. Die karolingische Dynastie hat das fränkische Reich überlebt, welches seinerseits den Sturz des merovingischen Königsgeschlechtes über-

dauert hatte. Für die rechtsgeschichtliche Betrachtung ist nicht das dynastische Moment maßgebend, sondern die 887 erfolgte dauernde Sonderung Westfranciens und Ostfranciens, auf deren Verbindung das Wesen der fränkischen Universalmonarchie beruht hatte.

Die Richtigkeit dieser Auffassung ist daran zu prüfen, ob Arnulf im Frankenreiche als Karls III. Nachfolger geherrscht hat oder ob unter ihm die Deutschen in einem Staate für sich organisiert worden sind.

Gegen die Meinung, daß Arnulf als erster König der Deutschen einem von den Deutschen 887 errichteten deutschen Reiche vorgestanden habe, hat Böhmer bei Mühlbacher, Regesten I S. XI Anm. geltend gemacht, daß »man bei Arnolfs Wahl sicher nicht die Absicht hatte, ein damals selbst dem Gedanken nach noch gar nicht bestehendes Deutschland aus den fränkischen Reichen abzutrennen, vielmehr waren diese gerade unter Arnulf noch vereinigt, indem alle damaligen fränkischen Herrscher ihm Geschenke brachten und ihn als Oberherrn erkannten«. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches I, 1854, S. 566: »Der Gedanke des politischen Zusammengehörens des ganzen Frankenreiches war trotz aller Zerrüttung im Zusammenhange der Glieder doch noch so mächtig, daß einer dieser kleinen Könige nach dem anderen kam und freiwillig Arnulf als seinen Oberkönig, als das oberste Haupt des Frankenreiches anerkannte, ihm huldigte und den Treueid leistete«. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung II, 1902, S. 275: Arnulf »hielt den Einheitsgedanken fest«. S. 281: die Deutschen »sagten sich 911 von dem Erbrechte der Karolinger los und trennten die beiden Reiche endgültig«.

Auch Gegner dieser Datierung des deutschen Reiches räumen ein, daß Arnulf mehr als ein König in Deutschland war. So Waitz, Verfassungsgeschichte V, 33: »er blieb auch den Angelegenheiten der anderen Reiche innerhalb des Umfangs fränkischer Herrschaft nicht fremd; wenn er auch nicht das eigene Reich zu erweitern dachte, eine gewisse Oberhoheit über jene hat er in Anspruch genommen«, vgl. V, 92 f., obgleich schon früher der festgehaltene Gedanke einer Einheit des Frankenreichs »den Verhältnissen, wie sie thatsächlich lagen, mit nichten entsprach«, das. V, 87. Mühlbacher, Regesten I S. LXVIII: »seine Stellung war doch eine so überragende, daß ihm wenigstens eine formelle Oberhoheit, der Nachschimmer des alten Reichs, zukommen mußte«; Deutsche Geschichte unter den Karolingern S. 620: »der überragenden Macht des deutschen Reiches, Arnulf selbst, dem nächstberechtigten Erben der Dynastie, fiel von selbst eine gewisse Oberhoheit zu, aber sie blieb eine nominelle«.

Schröder, Rechtsgeschichte S. 384: »Der Vertrag von Verdun hatte nicht die völlige Auflösung des fränkischen Reiches bewirkt«; diese »ideale Einheit dauerte« selbst unter Arnulf fort, dem »immer noch eine gewisse Oberhoheit« zuerkannt wurde.

Arnulfs Königthum hat weder den Zweck noch die Wirkung gehabt, ein deutsches Königthum zu sein. Zwar war zu seiner Zeit das Frankenreich in Auflösung begriffen, aber es war noch nicht aufgelöst, und Arnulfs besonderes von ihm selbst regiertes Land ist gerade dasjenige Gebiet des fränkischen Reiches gewesen, in welchem das alte Reichsrecht in unveränderter Geltung blieb; diesem Gebiete ist eine staatsrechtliche Selbständigmachung durch Herstellung eines besonderen, eines deutschen Staatsrechts nicht zu Theil geworden und ohne die Einführung eines solchen neuen Rechts konnte das Land nicht aufhören ein fränkisches Land zu sein.

Endlich gibt es Gelehrte, die das deutsche Reich mit Heinrich I. anfangen lassen. Nach Böhmer bei Mühlbacher, Regesten I S. XI »beginnt erst mit den Regenten aus dem sächsischen Hause eine neue Periode und eine bestimmtere Aussonderung eines Deutschlands aus dem zerfallenden Frankenreiche«. Phillips, Die deutsche Königswahl, 1857, Vermischte Schriften III, 217: Heinrich I. »gründete ein neues Reich, welches ihm durchaus nicht als die juristische Fortsetzung des früheren galt. Das Reich war ein sächsisches«. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I⁵, 1881, S. 205 gibt einem Abschnitt die Ueberschrift: »Gründung des deutschen Reichs durch Heinrich I.«. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches I, 2 (2. Aufl. I, 4) glaubt erst da von einer deutschen Geschichte »im engeren Sinne reden zu können, wo die deutsche Nation, unter einem Haupt egeeinigt, als ein selbständiges Ganze in die Geschieke der Welt eingreift, also seit Heinrich I.«. Ranke, Weltgeschichte VI, 2 S. 178 spricht von dem zu Heinrichs I. Zeit »entstehenden deutschen Reiche«, S. 277 von »dem Reich, das Heinrich I. gegründet«; S. 152: Ottos I. Krönung 936 »enthält die Gründung eines deutschen Reiches dem von Heinrich I. zusammengebrachten Gebiete gemäß«. Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls I, 1893, S. 133 folgt der Meinung von Phillips, daß Heinrich I. ein neues Reich geschaffen habe; S. 147: »Heinrich I. hat das deutsche Reich gegründet«.

Die Verschiedenheit der Urtheile über die Begründung des alten deutschen Reichs ist weniger durch eine verschiedene Auslegung der Thatsachen als durch einen ungleichen Gebrauch des Wortes Gründung entstanden. Den einen ist Gründung die Schaffung politischer Voraussetzungen, unter denen ein deutscher Staat errichtet werden

konnte, oder eine Begebenheit, die auf seine spätere Gründung von Einfluß gewesen ist, und den anderen ist Gründung eine innere Neuerung in einem Staate, eine Aenderung nicht nur seiner Verfassung, sondern auch eine Aenderung der Politik seiner Leiter, so daß ein und derselbe Staat oftmals gegründet werden könnte. Aber über den Eintritt des Staates in die Geschichte — seine Gründung in diesem Sinne — entscheidet allein das Recht, welches dem Staate sein Dasein gibt.

Gegenstand des Theilungsvertrages von Verdun ist das Frankenreich, soweit es noch ungetheilt war, gewesen: *diviserunt inter se Francorum imperium*, *Francorum regum hist. p. I SS. II, 324, 19 f.*; *imperium Francorum inter se diviserunt*, Regino 842 S. 75; *regnum Francorum trifariam dividitur*, Adrevald, *Mir. Benedicti c. 33 SS. XV, 493, 35 f.*; *Francorum divisum est regnum*, Erchempert, *Hist. Langobard. Benevent. c. 11, Script. rerum Langobard. S. 239, 13*; *Francorum regnum sibi diviserunt*, Bovo, *Inventio Bertini c. 6 SS. XV, 529, 50*.

Nur das den drei Königen noch gemeinsam gehörige Staatsgebiet wurde vertheilt. Die bereits in ihrem Sonderbesitz und Sonderrecht befindlichen Länder Italien, Baiern und Aquitanien sollten nach einem früheren Vertrage in die zu vertheilende Masse nicht eingebracht werden (Nithard IV, 3. 4 SS. II, 669, 31. 670, 9. 19 f.) und sind nicht eingebracht worden, Waitz S. 16, Verfassungsgeschichte IV, 697. Die Sachlage, daß diese Länder Eigenthum der Könige blieben und nur die übrigen Besitzungen durch den Vertrag von Verdun empfangen wurden, hat auch in dem Falle keine Aenderung erlitten, daß in dem Vertrage eine auf jene drei Reichstheile bezügliche Bestimmung Aufnahme fand. Denn sie würde nur besagt haben, daß jeder König sein altes Land behalte, während er das andere ihm jetzt zuertheilte Gebiet neu erhielt.

Der Theilungsplan wurde entworfen, nachdem Lothar auf Grund der ihm von seinen Brüdern bewilligten Auswahl sich für ein mittleres Gebiet entschieden hatte (Nithard IV, 3. 4. 6 SS. II, 670, 10. 20 f. 28. 671, 48), so daß er in dem 841 erledigten Erzbisthum Köln 842 einen Nachfolger designierte (Ann. Colon. brev. 842 SS. I, 97, vgl. Mühlbacher, *Regesten I² Nr. 1132 S. 467*) und sein zukünftiges Land für Prudentius, Ann. Bertin. 843 S. 29 schon »sein Reich« war. Demgemäß war für ihn ein Drittel zwischen dem östlichen Drittel Ludwigs und dem westlichen Karls abzugrenzen, denn Ludwig sollte nicht außer Baiern gallische Landschaften und Karl nicht mit Aquitanien ostrheinische Territorien beherrschen, vgl. Dümmler, *Ostfränk. Reich I, 201 f.* Sind nun 843 nicht drei neue Theilstaaten aus dem Gesamtreich gebildet worden, sondern haben die Theilhaber von

dem bisher unvertheilten Gebiet einen neuen Antheil für sich erhalten, so hat ein jeder König am Tage des Abschlusses des Verduner Vertrages zwei Länder besessen, deren Verhältnis zu einander seiner Entscheidung überlassen war. *distributis portionibus*, sagt Prudentius a. a. O., haben die Könige Verdun verlassen; *et paterna donatione et vobiscum regni partem accepit*, so schreibt die Synode von Quierzy 858 c. 7 an Ludwig über Karls Reich, das ihm theils sein Vater, theils der Vertrag von Verdun gegeben hat, Capit. II, 431, 39—41. Wie Karl II. nicht König von Aquitanien, so ist Ludwig nicht König von Baiern geblieben. Sie konnten es nur bleiben, wenn sie entweder ihre neuen Erwerbungen jenen Königreichen einverleibten, so daß diese sich ausdehnten aber fort dauerten, oder wenn sie als Könige zwei Staaten beherrschten. Sie haben jedoch aus ihren beiden Ländern mittelst einer einheitlichen Regierung ein neues Königreich geformt, in welchem ihr älteres Reich nicht mehr fortbestand. So haben sie unter dem Gedanken, daß aller ihr Besitz ein gleichartiger Bestandtheil des regnum Francorum sei, gehandelt. Seit der Vereinigung seiner neuen Länder mit Baiern ist Ludwig nicht mehr König der Baiern gewesen. Diesen Titel, den er selbst nur von 830 bis 833 geführt hat, haben zwar einzelne ihm auch noch für seine spätere Regierungszeit gegeben, aber eine staatsrechtliche Bedeutung hat die Titulatur in keinem Falle besessen und oft hat ihr auch ein politischer Sinn gefehlt. Außer den Stellen bei Dümmler I, 206, 2 und Waitz V, 10, 4 (wo Jaffé 3039 f. rex Baioariae und Jaffé 3137 f. rex Baioariorum hat) treffen wir eine derartige Bezeichnung in einer Privaturkunde aus Trient 855, welche Ludwig als Baiovariorum rex von dem gleichnamigen Langobardorum rex unterschied (Fontes rerum Austriac. II, 31 Nr. 15 S. 17), und rex Bavariorum heißt er Chron. S. Clementis Mett. 875 SS. XXIV, 497, 24. Sein Land heißt Baiovaria 847, 858 Wartmann, Urkb. St. Gallen II, 401. 458 S. 22. 75; *Bavarium sibi vindicavit* (843) Hist. Francor. Senon. SS. IX, 365, 12; *Baioarium regebat imperium*, Erchempert, Hist. Langobard. Benevent. c. 11 S. 239, 14 und *Baioariam regebat* c. 19 S. 241, 42. Aber Ludwig selbst hat schon 833 sein politisches Ziel, König in Ostfrancien zu werden, deutlich ausgesprochen, er hat nicht, wie Dümmler I, 218 urtheilt, das »Gebiet« der Baiern »gleichsam über ihre Nachbarn erweitern« wollen. In Alemannien blieb es übrigens nicht ungewöhnlich, ihn, der bereits 834—838 rex Alamannorum (Wartmann I Nr. 346 f. 351. 358. 362—365. 367. 369. 375. 377) oder rex in Alamannia (I Nr. 348—350. 355 f. 371) genannt worden war, auch nach dem Vertrage von Verdun als rex Alamannorum (843—855 das. II Nr. 386. 389. 393. 403. 424. 442)

oder als rex in Alamannia (845, falls nicht zu 838 gehörig, das. II Nr. 397) zu bezeichnen. Die Titulatur rex Alamanniae hat in demselben Sinne bei Gütern in Alemannien Karl II. 865 oder 866 angewendet, Tardif, Monum. historiques 1866 Nr. 196 S. 128. Einmal ist der Titel rex Alamannorum atque Pejowariorum gewählt worden, 851 Wartmann II, 417 S. 37.

Anderen hat sich Ludwigs Königreich zu einem Königreich in Germanien oder über Germanen im Sinne des Alterthums erweitert, Ausdrücke, die am gebräuchlichsten im westfränkischen Reiche gewesen, aber auch in Germanien benutzt sind, wie schon die Angaben bei Waitz S. 19, 1 und Verfassungsgeschichte V, 138, 2 zeigen. Regino sagt, nachdem er 842 erzählt hatte, daß Ludwig 843 *omnis Germania* zu Theil wurde, 868: *Germanis imperabat* (S. 75. 95). *rex Germanorum* hat Prudentius, Ann. 844—847. 849. 854—856. 858 S. 31. 33. 34. 35. 36. 37. 44. 46. 50; Hincmar, Ann. 865 S. 79. 853 Audradus, Revel. 11, Abhandl. der philos.-philol. Cl. der Bayer. Akad. XIX, 384, 17. 385, 9 neben S. 384, 10. 21. 385, 13 *Hludovicus Italarum rex*. Cod. Sangall., Poetae Carol. IV, 335 Nr. II, 6. Johannes, Transl. Glodesindis c. 28 SS. XXIV, 506, 67. Guido in Albericus von Trois-Fontaines SS. XXIII, 740, 19. Eine gefälschte Urkunde Karls III., Bouquet IX, 358 (Mühlbacher, Reg. Nr. 1688). — *rex Germaniae* heißt Ludwig bei Prudentius, Ann. 853. 857. 860 S. 43. 47. 54. Hincmar, Ann. 861—867. 869—875. 879. 882 S. 55. 58. 59. 60. 62. 72. 73. 75. 82. 84. 85 f. 86. 87. 100. 101. 106. 108. 117. 119. 120. 122. 123. 124. 126. 127. 150. 152; Vita Remigii c. 25, Script. rer. Merov. III, 322, 5; an Nicolaus I. 864 und an Hadrian II. 870, Opera II, 260. 690 (Migne 126, 41. 175). Flodoard, Hist. Rem. II, 20. III, 18. 20 SS. XIII, 474, 36. 510, 6. 511, 8. Heiricus, Mirac. Germani II, 8 SS. XIII, 403, 52. Chron. Vindocinense 879. 883, Chroniques des églises d'Anjou 1869 S. 160. Ann. Alam. 870. 876. 880, St. Galler Mittheilungen XIX, 251. 253; Ann. Sangall. maj. 876 das. XIX, 275; Ann. Sangall. brevissimi 876 das. XIX, 211; Notker, Erchanbert cont. SS. II, 329, 20. 30. 34; Gesta Karoli II, 11 SS. II, 754, 19 (*rex vel imperator totius Germaniae*); Coll. Sangall. 1 ed. Zeumer S. 395, 23; Form. Sangall. miscell. 18 S. 388, 18, wo der Verfasser der Formeln den Titel gegeben hat. Ademar III, 16 éd. Chavanon S. 133 stellt *Ludovicus rex Germaniae* neben *Carolus Calvus rex Francie et Burgundie*. — *Germanus*, wie Ann. Fuld. 863 S. 58 (Jaffé 2751) in einem Schreiben des Papstes Nicolaus I. überliefern, ist wohl nicht in der päpstlichen Kanzlei, sondern von Rudolf geschrieben, wie auch Wenck, Das fränkische Reich 1851 S. 208, 2 annimmt; Waitz V, 8 Anm. nimmt das Wort als päpstlich. *Ger-*

manicus ist, soweit unsere Ueberlieferung reicht, Ludwig zuerst und erst von Notker, Coll. Sangall. 10 S. 404, 2 in einer von ihm überarbeiteten Urkunde genannt worden. Entsprechende Beiworte hat Karl II. erhalten. *Galliae tyrannus* Ann. Fuld. 873. 875. 877 S. 78. 84. 90; *imperator de Gallia*, Ann. Alam. 878, St. Galler Mittheilungen XIX, 253; *rex Galliae*, Ann. Xant. 871. 873 SS. II, 234, 10. 235, 20. Er trägt auch den Beinamen *Gallicus*, *Invectiva in Romam*, Dümmler, *Gesta Berengarii* 1871 S. 145 f. *regnante per provincias Galliae Karolo*, Synode von Germigny 843 und Paris 847, Mansi XIV, 793. 843. Erchempert a. a. O. läßt ihn Aquitanien beherrschen. Bei Richer I, 4 S. 3 ist er *Germanorum atque Gallorum imperator*.

Da jedoch diese Reiche von 843 nur durch ihre Könige entstanden sind und bestanden, so sind sie von Zeitgenossen auch nach ihren Königen benannt worden. *regnum Hlutharii*, Ann. Fuld. 850. 851 S. 39. 41, vgl. Parisot, *Le royaume de Lorraine* S. 748 ff. *regnum Hludowici*, Epist. VI, 163, 8. Ann. Fuld. 848 Red. II. 873. 876 S. 38. 80. 81. 86. Ann. Bertin. 848. 864. 873, vgl. 876 S. 35. 72. 124, vgl. 130, 132; 870 Hincmar II, 690. Die päpstliche Kanzlei z. B. Jaffé, Reg. 2751. 2886. 2898. 2931. *regnum Karoli*, 872 Capit. II, 342, 7. Epist. VI, 225, 22 f. 228, 25 f. 232, 31. Prudentius, Ann. 855 f. 858 S. 45. 46. 49. 50. Hincmar, Ann. 865. 869. 873. 875 S. 76. 77. 100. 121. 124. 127. Ann. Fuld. 845. 850. 858. 865. 873. 875. 877. 878 S. 35. 40. 50. 64. 80. 84. 89. 91. Jaffé 2684. 2749. 2799. 2879 und sonst.

In Verdun haben die regierenden Karolinger einen Frieden geschlossen, der ihren Krieg beendigte, und ihr Land getheilt; »was weiter vereinbart worden ist, wissen wir nicht«, so schrieb Waitz 1843 S. 17, so wiederholte er 1861, *Verfassungsgeschichte* IV, 592 f. und 1885 änderte er nur die Worte, IV², 698: »was sonst vereinbart worden, ist ganz unbekannt«. Auch Parisot a. a. O. S. 35 ist derselben Meinung: es gebe kein Mittel um zu entscheiden, ob le régime de la concorde in Verdun oder erst ein Jahr später eingeführt worden sei. Calmette, *La diplomatie carolingienne du traité de Verdun à la mort de Charles le Chauve* 1901 S. 1 behauptet, daß Friede und Theilung der einzige Inhalt des Vertrages zu Verdun gewesen sind. Faugeron, *De fraternitate seu conloquiis inter filios et nepotes Hludowici Pii* 1868 S. 25 glaubte, daß die Könige schon 843 die Verpflichtung eingegangen sind sich gegenseitig Beistand zu leisten, denn die spätere Erwähnung einer derartigen Vereinigung deute auf eine frühere Verbindung hin. Pouzet, *La succession de Charlemagne et le traité de Verdun* 1890, *Bibliothèque de la Faculté des Lettres de Lyon* VII, *Mélanges carolingiens* S. 75 zieht zunächst aus der Thatsache, daß Prudentius, Ann. Bertin. 843 S. 30

nur berichtet: *factisque sacramentis tandem altrinsecus est discessum*, den unrichtigen Schluß, daß dieses Verschweigen anderer Vertragsbestimmungen deren Fehlen erweise, bemerkt jedoch, daß nach Johann VIII. bei Jaffé Nr. 3000 die Könige Achtung ihrer Landesgrenzen auch für ihre Neffen und eine gegenseitige Freundschaft sich zugeschworen haben: »ce fut sous cette forme qu'ils firent ensemble un pacte solennel d'union«, S. 75 f. Den Brief Johanns VIII. hat auch Dümmler I, 209 benutzt. Doizé, *Les fils de Louis le Pieux et l'unité de l'empire, Le moyen âge XI*, 1898, S. 275 hat auf Verträge Bezug genommen, welche die drei Könige 842 eingegangen sind, mit der Folgerung, daß sie dieselben 843 in Verdun bestätigt haben. Lothar hat seinen Brüdern 842 den Vorschlag gemacht, nicht nur das Reich zu theilen, sondern *frueretur alter alterius subsidio ac benevolentia, concederent pacem et leges invicem sibi subjectis essetque inter illos Deo auctore pax pacta perpes*; Ludwig und Karl haben diese Anträge angenommen, Nithard IV, 3 SS. II, 669, 33 f. 37. Während der nunmehr über die Art der Reichstheilung begonnenen Verhandlungen haben die Herrscher am 15. Juni 842 einen weiteren Vertrag geschlossen: *hoc sacramentum mutuo sibi juraverunt, videlicet ut ab ea die et deinceps invicem pacem conservare deberent et — regnum — prout aequius possent in tribus partibus sui dividerent — et quique illorum partem, quam quisque acciperet, cuique deinde omnibus diebus vitae suae conservare deberet, in eo, si adversus fratrem et suos frater suus similiter faceret*, Nithard IV, 4 S. 670, 17—23; hier haben sie sich die Einhaltung ihrer zukünftigen Grenzen zugesagt. Prudentius theilt über diesen Vertrag mit, daß die Könige *sacramentum quoque alter alteri verae pacis fraternitatisque juraverunt*, Ann. Bertin. 842 S. 28. Demnach sind in den Verträgen vor Verdun außer dem beständigen Frieden und der Theilung ausbedungen worden gegenseitiger Beistand wider Feinde und Privatrechte der Angehörigen eines Theilstaats in den anderen Theilstaaten, eine Rechtsfähigkeit, auf die Nithard mit *leges invicem sibi subjectis* hingedeutet hat. Was ist hiervon in den Vertrag von Verdun übergegangen?

Für die Hülfpflicht stehen drei oder vier Zeugnisse zu Gebote. Karl II. sagt in seiner Klageschrift gegen Wenilo 859 c. 2: *divisionem inter me et fratres meos de cetero a me substantialiter tenendam, sicut et alii, qui ibi adfuerunt, episcopi Wenilo mihi fratribusque meis propria manu juravit, pacem etiam et mutuum adjutorium inter me et praefatum fratrem Hludowicum Wenilo sacramento firmavit*, Capit. II, 451, 11—14. Dümmler I, 241 denkt bei pax und adjutorium an einen von den beiden Königen in Verdun unter einander geschlosse-

nen Vertrag, aber ist es möglich, daß sie neben dem Frieden mit dem Bruder gleichzeitig einen zweiten Friedensvertrag unter sich eingingen und zudem ein Abkommen trafen, das sich auch gegen Lothar gerichtet haben würde? Die Annahme Dümmlers, daß Ludwig seinem Bruder Karl noch nach Verdun im J. 843 »rathend und helfend zur Seite gestanden« habe, läßt sich nicht damit begründen, daß Ludwig eine Urkunde Karls II. vom 14. October 843 mit unterschrieben habe; diese Unterschrift ist, wie Mühlbacher, Neues Archiv XXV, 641 nochmals dargelegt hat, nicht gleichzeitig. Die auf Ludwig und Karl allein gestellte Fassung der obigen Anklageschrift erklärt sich nicht sowohl daraus, daß Lothar nicht mehr lebte, sondern wie Capit. II, 452, 19. 431, 40 aus dem Umstand, daß lediglich die Verpflichtung Ludwigs gegenüber Karl in Frage war. In Anlehnung an die Anklage des Königs hat die Synode von Savonnières an Wenilo 859 geschrieben, daß Karl II. dem Erzbischof imputat: *in divisione regni iuramentum cum aliis feceritis pacis et alterni adjutorii inter se et fratrem Ludovicum perpetuitate sacramento prius a vobis firmata*, Sirmont, Concilia Galliae III, 145, woraus Mansi XV, 530; an dieser Stelle werden pax und adjutorium mit der Reichstheilung 843 verbunden, sie gehören zu ihr nicht nur zeitlich und örtlich, sondern sind Bestandtheile desselben Vertrages¹⁾. Hiermit stimmt eine Aeußerung Hadrians II. in einer Mahnung an die weltlichen Magnaten Karls II. 869 überein. Indem er sich auf den Vertrag von Verdun beruft, bemerkt er: *potius pio conveniat affectu fratrem fratri ac patruos nepotibus totius praesidium conferre juvaminis et secundum promissam invicem iuramento fidem omnis auxilium praestare solatii*, Sirmont III, 381 (Jaffé 2917). In derselben Sache hat Johann VIII. sich an zwei Söhne des ostfränkischen Ludwig gewendet, weil die drei Könige in Verdun sich gegenseitige Freundschaft gelobten, Coll. Brit. ep. 38, Neues Archiv V, 310 (Jaffé 3000); die Freundschaft der Könige scheint hier nicht bloß in der Unterlassung feindlicher Handlungen gegen ihren Besitzstand von 843 zu bestehen, denn diese Verpflichtung ist daneben ausgesprochen: *sibi et filiis suis singulas metas ad invicem conservantes et amicitiam mutuam custodirent et nemo eorum fraternam sortem transiliret*, vgl. *amicitiae foedus* unten S. 618.

Auch die in Meerssen 847 c. 9 auftretende Vertragsbestimmung: *ut regum filii legitimum hereditatem regni secundum definitis prae-*

1) An das Bündnis von Straßburg 842 kann auch deshalb nicht wohl mit Pouzet a. O. S. 66, 3 gedacht werden, weil es erledigt war; es war durch den Vertrag der Contrahenten mit Lothar aufgehoben. Außerdem haben die Brüder in Straßburg keinen Frieden abgeschlossen, sie waren schon einig.

senti tempore portiones post eos retineant (Capit. II, 69, 37 f.), reicht wenigstens inhaltlich bis Verdun zurück. Schon die Wendung: *definitas praesenti tempore portiones* scheint vorauszusetzen, daß die Abmachung gleichzeitig mit der Feststellung der Antheile in Verdun erfolgt ist. Für die damalige Einbeziehung der Erben sind drei Papstbriefe entscheidend, der vorher angeführte Johanns VIII. mit den Worten *ut sibi et filiis suis singulas metas ad invicem conservantes*, der Hadrians II. a. a. O., der die Angabe bringt, *quod fratres sibi mutuo pro integra inter se ac nepotes suos custodienda parte regnorum, quam singuli distincta sorte perceperant, juramentis terribilibus spoponderant*, und das Schreiben Nicolaus I. 864 an den Episcopat im Reiche Karls II.: der König *conservandam fratribus eorumque liberis inviolabilem pacem spopondit*, Mansi XV, 289 (Jaffé 2774). Daß Karl II. zur Zeit des Verduner Vertrages noch keinen Sohn besaß, konnte ihn nicht abhalten, zu Gunsten der Neffen ein Abkommen einzugehen, das auch auf seine Familie Anwendung erlitt, sobald seine am 13. December 842 geschlossene Ehe einen Erben hinterließ.

Nach dem Gesagten haben die Könige im Verträge von Verdun sich verpflichtet, einander gegen Feinde zu unterstützen und ihren Neffen ihr Reich zu belassen; daß sie nicht versprochen haben, auch den Neffen Hülfe zu leisten, wie aus Hadrians II. Bemerkung S. 616 gefolgert werden könnte, ist daraus zu entnehmen, daß der Vertrag von Meerssen 847 eine solche Abrede nicht kennt. Die Beistandspflicht unter den Brüdern beruht auf Lothars Vorschlag S. 615, aber die Vereinbarung, einen Theilstaat auch unter den Neffen sich nicht widerrechtlich anzumaßen, geht über den auf die Lebenszeit der Könige lautenden Vertrag vom 15. Juni 842 (vorher S. 615) hinaus. Ob außerdem eine Ordnung der Rechte der Reichsangehörigen in dem S. 615 angegebenen Sinne Platz gefunden hat, ist, so viel ich sehe, nicht zu ermitteln, aber wenn eine Regelung dieser Rechtsverhältnisse unterblieben wäre, so würden die Reichsangehörigen dennoch ihr früheres Recht behalten haben, weil es in der Eigenschaft ihrer Staaten fränkische Theilstaaten zu sein begründet war.

Die sonstigen Quellen über den Inhalt des Vertrages von Verdun stehen mit den vorigen Ergebnissen nicht im Widerspruch. Den meisten dieser Äußerungen ist gemeinsam, daß sie nur die Theilung und den Frieden erwähnen, weil diese ihnen am wichtigsten gewesen sind. So eine zur Zeit des Vertrages bei Verdun ausgestellte Privaturkunde vom 10. August 843 über ein Rechtsgeschäft zwischen Bischof Erchanbert von Freising und Paldrich, welche nur meldet: *trium fratrum Hludharii, Hludowici et Karoli factu est con-*

cordia et divisio regni ipsorum, Meichelbeck, *Histor. Frising.* I^o, 629 S. 320. Dasselbe berichtete Rudolf, *Ann. Fuld.* 843 S. 34: *regnum inter se dispertunt — factaque inter se pace*. Karl II. erklärte auf der von ihm zu Coulaines im November 843 gehaltenen Versammlung: *inter nos fratresque nostros pacificatio et paterni regni ex consensu divisio*, *Capit.* II, 254, 5 f., Germigny 843 und Paris 847 (oben S. 614) redeten von *pace et divisione regni*, desgleichen Hincmar *SS.* XV, 1168, 21 und *Transl. Glodes.* *SS.* XXIV, 506, 47 f. Ver 844 sprach lediglich aus: *redistis ad pacem cum fratribus vestris*, *Capit.* II, 383, 17. Lothar I. gedenkt in einem Briefe an Leo IV. des Vertrages: *firmato inter nos fratresque nostros amicitiae foedere regnum nostrum aequaliter in tres partes divisum, immo distinctum est*, *Mon. Germ.*, *Epist.* V, 610, 21 f. (Mühlbacher, *Reg.* Nr. 1149); ob hier *amicitia* mehr als Frieden bedeutet, ist wohl zweifelhaft, vgl. oben S. 616. Andere Angaben beschränken sich auf einen einzelnen Artikel des Vertrages, weil nur er für ihren Zweck in Betracht kam. Karl II. hat in seiner Beschwerde bei dem Papst über Ludwigs Angriff auf ihn sich auf die Verduner Vertragsbestimmung berufen, daß *inter nos divisione regnorum facta pacem fecimus et jurejurando juravimus, quod nemo nostrum alterius metas invaderet*, *Sirmond, Concilia* III, 388 (Jaffé 2926), ob 854 oder 858 (s. Dümmler I, 385. 455), ist für unsere Frage gleichgültig; 859 sagte er: *partem divisionis cum mutuis sacramentis tenendam et gubernandam suscepi*, worauf die S. 615 abgedruckten Worte folgen. Das Schreiben der Synode von Quierzy an Ludwig 858 c. 7 (oben S. 612) macht den Theilungsvertrag geltend. Zwischen 875 und 877 hat Heiricus, *Mirac. Germani* II, 8 *SS.* XIII, 403, 52 f. 404, 1 ausgesprochen, daß der ostfränkische Ludwig 858 *fraternae sortis regnum sanctissimo jurisjurandi interventu olim Francorum judicio confirmatum absque ullo respectu icti foederis temerarius inhiavit*. Vgl. Jaffé 2927—2929 nachher.

Die Formulierung des Vertrages von Verdun ist noch theilweise sichtbar. Der vorhin mitgetheilten Angabe Karls II. (Jaffé 2926) kommen Wendungen Hadrians II. 870 nahe. Er schrieb den Bischöfen und den weltlichen Optimaten in Westfrancien, daß ihr König *jusjurandum olim cum fratribus suis pepigit, quo nemo illorum regnum fratris alterius invaderet vel usurparet*, *Sirmond* III, 389 f. 391 f. (Jaffé 2927. 2929), und an Hincmar: *fili quondam Hludowici imperatoris in unum convenientes regnum inter se diviserunt jureque jurando sibi invicem promiserunt, ut nullus eorum regnum alterius fratris sibi usurparet aut omnino pervaderet*, *das.* III, 391 (Jaffé 2928), was Hincmar in seiner Antwort an den Papst 870 wiederholt hat, *Opera* II, 691 (Migne 126, 176). Vergleichen wir diese Fassungen

mit der in der Reichstheilung 806 c. 6 gegebenen und 831 c. 2 wiederholten, welche lautet: *ut nullus eorum fratris sui terminos vel regni limites invadere praesumat* (Capit. I, 128. II, 22), so wird erkennbar, daß ein ähnlicher, hieraus entlehnter Satz in dem Verträge von Verdun gestanden hat. Die Unterstützungspflicht der Brüder und die Verpflichtung das Recht ihrer Erben zu achten entstammen derselben karolingischen Vergangenheit, beide sind 806 c. 6. 5 und 831 c. 2. 1 angeordnet gewesen ¹⁾.

Unser Wissen von dem Verduner Vertrag bleibt Stückwerk, aber so lückenhaft, wie Waitz angenommen hat, ist es nicht. Und schließlich ist Waitz V², 14 zu demselben Ergebnis wie Calmette (oben S. 614) gekommen.

1) Hadrian II. hat 870, als er den Vertrag von Verdun zur Vertheidigung des Rechts Ludwigs II. auf Lothars II. Reich benutzte, mehrmals nur geltend gemacht, daß die Brüder 843 die Einhaltung ihrer Grenzen sich verheißen haben. So schrieb er Karl II.: *contra propriae fidei sponsionem, qua jurejurando pollicitus es, ne aliena et praecipue fratrum tuorum regna concupisceres aut invaderes, regnum quondam Hlotharii, quod Hludovico Augusto filio ejus juxta divinas et humanas leges debetur, praesumpsisti invadere*, Sirmond III, 387 f., Jaffé 2926; desgleichen in den vorher angeführten Stellen bei Jaffé 2927—2929. Diese Argumentation war unschlüssig, weil ein solcher nur auf die Könige lautender Vertrag sich nicht auf ihre Erben erstreckt haben würde. Aber hier lag nur eine nachlässige Begründung des päpstlichen Einschreitens vor, während der Papst aus der noch in seinem Archiv verwahrten, von den Contrahenten in Verdun an Gregor IV. geschickten Ausfertigung des Vertrages (s. Jaffé 2926. 3000), wie es Jaffé 2774. 2917. 3000 geschehen ist, die auf die Söhne bezügliche Vertragsbestimmung hervorheben mußte. Karl II. hat in seiner Bestreitung, daß er mit der Besetzung des Reiches Lothars II. den Verduner Vertrag verletzt habe, nur eingewendet, daß ihm das Land aus der Reichstheilung von 839 gebühre, Hincmar, Opera II, 691, vgl. 694 (Migne 126, 177, vgl. 180).

Straßburg.

Wilhelm Sickel.

Guglia, Eugen, Friedrich von Gentz. Eine biographische Studie. Wiener Verlag 1901. XII, 307 S.

Zu den vielen, hier nicht anzuführenden, Darstellungen des Lebens und der Wirksamkeit des denkwürdigen Mannes, unter denen nach meiner Ansicht immer noch die in mancher Beziehung veraltete, aber durch einsichtsvolle Analyse der Schöpfungen bedeutende Arbeit von R. Haym hervorragt, hat Guglia eine neue zu fügen unternommen. Nicht ein wissenschaftlich abschließendes Werk war beabsichtigt, auch nicht eine alles umfassende Biographie. Den Gegenstand des flott geschriebenen Buchs bildet die Persönlichkeit

von Gentz in ihrer Wirkung auf die Gesellschaft und erst in zweiter Linie in geistesgeschichtlicher und politischer Beziehung. Diesem Zweck soll die Disposition gerecht werden, deren Schema deshalb nicht zu umgehn ist: I. Persönlichkeit (Aeußeres, Beredsamkeit, Naivetät, Wahrhaftigkeit, Lüge. Beziehungen zu den Frauen, Freundschaft. Güte. Freigebigkeit, Verschwendung. Poesie. Katholicismus. Kraft. Muth, Klarheit). II. Rationalistische Denkweise, Preußisches Beamtenthum, Französische Revolution, historische Politik, Romantisch-theosophische Politik, Classicismus. Gesellschaft. Uebergang nach Oesterreich. III. Kampf gegen die Revolution, gegen die französische Vorherrschaft und Napoleon. Für die Stabilität. Orientalische Politik. Oesterreich. Finanzpolitik. IV. Resultate.

Wie man sieht eine Fülle verschiedenartigster Beziehungen, die, wenn sie erschöpfend entwickelt wären, in der That eine ganze Biographie umschließen würden. Zur Lösung seiner Aufgabe hat der Verfasser unbekanntes Material nur in geringfügigem Maaß herangezogen. Seine Kenntniss der gedruckten Litteratur ist umfassend; er hatte zuvor Nachträge zu der bei Goedeke (2te Auflage) gegebenen Gentz-Bibliographie geliefert (Mittheilungen des Instituts f. öster. Gesch. 22, 1901). Es scheint nicht, daß er Wichtigeres übersehen hat, obwohl, bei seiner Enthaltung von Citaten, volle Sicherheit nicht gegeben werden kann. In dem am Schluß stehenden Verzeichnis der im Text erwähnten Schriften von Gentz ist mir aufgefallen, daß die Stücke der *Mémoires et lettres par Schlesier* (1841) aus den Jahren 1804 ff. nur theilweis aufgenommen sind und daß statt des hier allein vollständig gedruckten *Journal . . . dans le voyage . . . au quartier-général de S. M. Le roi de Prusse* (1806) nur die übersetzte ›Geheime Geschichte‹ genannt wird.

Zur Sache hat Guglia ein unbefangenes, von Gunst oder Haß gleich weit entferntes Urtheil mitgebracht. Ob es seinem ehrlichen Willen gelungen ist, in der Hauptsache das Richtige zu treffen? Daß er das eigentlich Bleibende an der Gestalt von Gentz nicht in der einleitenden Epoche mit ihren stark epitomatorischen Schriften gegen die Principien und die Ausbreitung der französischen Revolution erblicken kann und ebensowenig in seiner amtlichen, vielfach nach Außen anonymen Thätigkeit im Dienst der Staatskunst Metternichs, muß Zustimmung finden. Dagegen habe ich den Eindruck empfangen und behalten, als ob Guglia die Leistungen des großen Publicisten doch nicht hoch genug einschätze, aus der Epoche etwa von 1801—1809, der Zeit also, wo Gentz als Rufer im Streit, als unermüdlicher und unerschrockener Anwalt der Staatenfreiheit in ähnlichem Sinn, aber mit größerer Gewalt, wie dereinst ein anderer

Oesterreicher, Baron Lisola, vorankämpfte. Es widerspricht nicht nur der allgemeinen Annahme, sondern ist auch unrichtig, wenn die großen für die Oeffentlichkeit bestimmten Bücher oder für Staatszwecke ausgearbeiteten Memoiren aus dieser Zeit unter dem Vorwurf stehen, nicht originell zu sein oder wenigstens nur in geringem Maaß (ich meine Stellen wie S. 3. 30. 110. 170 [theilweise 190] 292). Es ist ja wahr, Gentz' weiche Natur war geeignet, fremdes Gut mit dem eigenen geistig zu verschmelzen. Aber ohne Originalität? wo hatten die Wessenberg u. a. Zeitgenossen, wo die R. Mohl u. A. ihre Augen, als sie gerade sein originelles Empfinden und Gestalten zu rühmen wußten. Vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich den Grund der Auffassung Guglias in einer Art Selbstanklage von Gentz (S. 30), in einem Brief a. d. J. 1803 an Rahel zu erkennen glaube, wo er sie als den Mann, sich als das erste aller Weiber bezeichnet. »Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet (ausgelassen bei Guglia), nie etwas gemacht . . . aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus« u. s. w. Guglia sieht in der Frau »die Mutter seiner Gedanken«. So entfernt man auch sein muß, den starken Einfluß hochgemuthen Frauen auf das Gemüth von Gentz oder geradezu auf sein Handeln zu verkennen, so hat Guglia doch wohl zu viel aus dieser und ähnlichen brieflichen Ergießungen entnommen. Wenn er aber gar beweisen will »die Zeit seiner stärksten Produktivität fällt gewiß in die seines lebhaftesten Umgangs mit Frauen aller Art, etwa nach Dresden 1806« unter Berufung auf eine Tagebucheintragung »Zur Ausschweifung geneigt und auch fähig«, so hat er sehr fehl gegriffen. Einmal stimmt der Zeitpunkt nicht, denn die Notiz ist aus dem Februar 1803 (Tagebücher I, 25). Sodann scheint mir wenigstens der Zusammenhang unwiderleglich zu ergeben, daß hier gar nicht von sinnlichen Ausschweifungen oder auch nur Empfindungen die Rede sein kann. Gentz erinnert sich der tiefbewegten Stimmung eines nächtlichen Gesprächs mit Adam Müller über dessen Ansicht von der Unsterblichkeit und flicht obigen Satz ein, der so nur von der seelischen Disposition zum Sichgehenlassen, zur Abschweifung verstanden werden kann. Zum Glück läßt sich beweisen, daß dem Wort damals in Gentz' Kreisen jene Bedeutung beigelegt ward. Es ist kein anderer als Adam Müller selbst, der im Juni 1803 auf jenes Gespräch brieflich zurückkommt und seine seitenlange Erörterung schließt mit den Worten: »Ich breche diese Ausschweifung ab, die mich zu weit geführt hat«. (Briefwechsel zwischen F. Gentz und Adam Heinrich Müller S. 18). — Nun freilich darf man den Anspruch auf Originalität in politischen Dingen nicht vergleichen mit dem auf Priorität in rein intellektuellen.

tuellen Fragen. Nicht, daß ein politischer Gedanke an sich noch nie ausgesprochen ist, begründet seine Originalität: es kommt ebenso darauf an, wie ein Plan zur rechten Zeit aus der Rüstkammer der Gedanken hervorgeholt und als zur Zeit herrschenden Umständen allein entsprechend dargestellt wird. Vielleicht wird Guglia mit mir einverstanden sein, daß in diesem Sinn die Gentz'schen Denkschriften nicht arm sind an originellen Vorschlägen. Aber selbst darüber hinaus gebracht es keineswegs an nagelneuen Auffassungen und Hilfsmitteln. Des Raumes halber sei nur auf ganz wenig hingewiesen. In einem Memoire von 1806 über die Principien einer General-Pacification soll die Nothwendigkeit eines allgemeinen Stillstands zur Aufbewahrung des Ueberrestes aller Kräfte der künftigen Rettung, also ein Friede Rußlands und Englands mit Napoleon, als erstrebenswerth erwiesen werden. Ich müßte mich sehr irren, wenn der Gedanke nicht neu wäre, daß man die zur Erlangung eines solchen Friedens an Napoleon zu machenden Abtretungen auf dem Boden des augenblicklichen Besitzstandes gewähren möge, ohne dies Zugeständnis zu knüpfen etwa an Erhaltung der gegenwärtigen politischen Form der Theile dieses Besitzstandes, also z. B. unbekümmert zu bleiben, falls zeitige Vasallenstaaten zum Kaiserreich geschlagen würden u. dgl. Das ist sehr viel weitergehend als bei irgend einer Verhandlung seit 1798 proponiert war und auch viel klüger, wenn man erwägt, wie oft wesentliche Sicherungsmittel gegen das steigende Uebergewicht Frankreichs bei Seite gelassen waren, gerade wegen solcher Nebenfragen rein dynastischen Interesses oder gar dynastischer Etiquette. Die merkwürdige Denkschrift ist auch außerdem schier unerschöpflich an originellen Kombinationen, von denen nur erinnert sei an den Vorschlag für den Fall, daß dieser Friede, der seiner Natur nach nur Waffenstillstand sei, nicht zu erlangen wäre. Dann müßte ein neues Schachbrett gewählt werden, indem Rußland die Hand auf die Türkei als Kompensationsobjekt legte und England das südliche Amerika aus den Händen des Frankreich dienstbaren Spaniens befreite und dadurch zugleich sich einen Ersatz sicherte für den möglichen Verlust des Europäischen Markts. Also was Canning dereinst wagen sollte, hat Gentz zwanzig Jahre vorher gefordert. Zu dem wundervollsten, was in jener Zeit geschrieben ist, gehört nach meinem Gefühl in demselben Memoire S. 80 die Stelle, wo die aus allen lebendigen Kräften zusammengefaßte Stärke als rettendes Staatsprincip der Jetztzeit, an Stelle schwindelhafter Theorien oder schwächlicher Frömmeler- und Routinier-Wirthschaft mit fast prophetischem Blick gefordert wird. Und das führt auf einen weiteren

Punkt, den Fournier früher schon schärfer gefaßt hatte wie Guglia. Wie schon 1794 Gentz durchaus die Gefahr hatte vermeiden wissen wollen, das Schiff auf einer Seite zu überladen (aus Archenholz Minerva analysiert bei Haym 332), aus dem gleichen Geist des Opportunismus heraus hat er sich 1805 in einem unvergänglichen Brief an Johannes Müller (Schlesier 4, 176) vertheidigungsweise dafür ausgesprochen, daß man je nach den in einer wilden Zeit vorherrschenden Tendenzen sein müsse entweder »für die Cultur bis zum Märtyrerthum« oder »bis zur Halsstarrigkeit altgläubig«. Ich meine, daß dieser Zug auch schon 1791 oder 1792 mit bestimmend gewesen sein wird, als Gentz aus einem Anhänger der Gegner der französischen Revolution geworden war. Guglia, der im Allgemeinen hierbei mit seinen Ausführungen (auch gegen Ranke S. 100) das Richtige getroffen hat, hat obigen Zug, den er S. 115 würdigt, nicht zur Erklärung herangezogen. Vielleicht trägt die Disposition des Buchs daran die Schuld.

Eine zweite entscheidende Wendung im Leben von Gentz ist dank der Dürftigkeit der Quellen noch weniger aufgeklärt, ich meine die Verknöcherung des glühenden Agitators für Staatenfreiheit zum unselbständigen Werkzeug der österreichischen Politik. Nicht einmal der Zeitpunkt ist ganz sicher festzustellen. Noch bis 1812 tritt in dem Tagebücher-Auszug ab und zu eine Opposition gegen die von Metternich eingeschlagene Richtung zu Tage. Man ist beinahe versucht zu meinen, daß er Scheu getragen, dem Minister ins Fahrwasser Frankreichs zu folgen. Hatte er doch bei seiner energischen Friedensforderung seit Juli 1809 alle Bedingungen des Feindes für erträglich ansehen wollen, nur nicht eine Verbindung Oesterreichs mit dem Kaiser von Frankreich zum Nachtheil anderer Mächte. Aber schon im Februar 1810, als Metternich sich anschickte, in Paris Früchte der kaum geschlossenen Familienallianz einzuheimsen, hatte Gentz sich von ihm den Auftrag ertheilen lassen, eine Denkschrift über die Lage des Moments so abzufassen, daß er sich in seine, des leitenden Ministers, Stelle versetzte. Gentz hat sich wiederholt unzufrieden über das Resultat seiner Bemühung geäußert (Tagebücher 239 und 247). Man könnte über den Sinn dieses sehr starken Mißvergnügens zweifeln, jedoch dürfte alles in allem Guglia Recht haben, wenn er in diesem Vorgang nur eine »flüchtige« Beziehung sieht und die Anknüpfung bleibender Verbindung beider Männer in viel spätere Zeit verlegt. Uebrigens wäre es irrig, den Gentz der Napoleonischen Epoche als steten Kriegsschürer anzusehen. Er hat nicht nur 1806 England den Frieden empfohlen, 1807 hat er in Anbetracht des europäischen Gesamt-

interesses auch Rußland vor Aufreibung seiner Kräfte im fortgesetzten Kampf gewarnt. Und wenn ich, im Allgemeinen der Auffassung Guglias über seine Beziehungen zu England beistimmend, etwas noch stärker unterstreichen möchte, so wäre es dieses: ein an England verkaufter Gentz würde schwerlich vor 1805 den Grundsatz so energisch verfochten haben, daß jeder Krieg gegen Napoleon ohne das Zusammenwirken der vier großen Mächte und ohne die reelle Hülfe Oesterreichs und Preußens schädlich sei. Den Interessen Englands entsprach damals jeder partikuläre Krieg auf dem Festland, durch den die anscheinend drohende Gefahr einer Landung verschoben wurde.

Mehr Ausstellungen habe ich zu erheben gegen das was, S. 219 ff. ausgeführt wird über das Zusammensein von Gentz mit dem Freiherrn von Stein in Prag Anfang 1809 und die vermeintliche Einwirkung des letzteren auf die Ende 1808 verfaßte Denkschrift von Gentz: Gedanken über die Frage: »was würde das Haus Oesterreich unter den jetzigen Umständen zu beschließen haben, um Deutschland auf eine dauerhafte Weise von fremder Gewalt zu befreien«. Guglia hat sich wesentlich dem anbequemt, was der Herausgeber der Denkschrift, der jüngere Prokesch gesagt hatte. Aber woher weiß man, daß Gentz die Denkschrift erst im Februar 1809 abgeschlossen hat und wo ist die »starke Aehnlichkeit« der Denkschrift mit gleichzeitigen Briefen Steins und gewissen (von Prokesch citierten) Denkschriften desselben Politikers a. d. J. 1812 und 1813? Bei der Flüssigkeit der praktischen Anschauungen Steins ist es methodisch kaum räthlich, jene Denkschriften in dem bezeichneten Sinn heranzuziehen. Aber auch ihr Inhalt giebt so wenig wie der der Briefe hinlänglichen Anhalt für obige Behauptung, abgesehen von dem einen Punkt, daß auch Stein die Auflösung des Deutschen Reichs für rechtmäßig nicht ansehen wollte. Die Sache ist wichtig genug, um einmal genauer untersucht zu werden: jedenfalls stimmt nicht, daß Gentz vorher nie mit einer künftigen Reorganisation Deutschlands sich beschäftigt habe. Vgl. z. B. das *mémoire* von 1806 und für 1808 den Brief an J. von Müller bei Schlesier IV. 179. Eher als bei diesen Gentzschen Vorschlägen würde ich an einen Zusammenklang der Gesinnung beider Männer, bezüglich an eine Einwirkung Steins glauben können, bei den den deutschen Fürsten durch österreichische Proklamation für den Fall ihres Nichtanschlusses anzu drohenden Zwangsmaßregeln. Doch ist die Fassung im Einzelnen, wenn ich recht urtheile, wenig Steinisch. Von den Zwangsmaßregeln soll nur gerade der Gebrauch gemacht werden, »den die Umstände schlechterdings gebieten«; auch werde S. M. nie aufhören, jeden

deutschen Souverän als natürlichen Freund und Bundesgenossen anzusehen, so daß dessen Gegenhandlungen nur »als vorübergehende Anomalie« aufgefaßt werden würden. (Aus dem Nachlaß F. v. Gentz, Wien 1868, II S. 119). —

Guglia sieht weniger in der Kantschen Rechtslehre, als im Rationalismus, bez. in Garves Ansichten, die für Gentz' Jugend bestimmenden Lehren. Ich will mich hierüber eines allgemeinen Urtheils enthalten, und nur bemerken, daß Gentz in seiner ersten, noch für die Principien der Revolution 1791 gedruckten Schrift: »Ueber den Ursprung und die obersten Principien des Rechts« sich (nach Haym 328) ausdrücklich auf Kant berufen hat. — Am wenigsten scheint Guglia mit der Geschichte der preußischen Verwaltung vertraut zu sein: freilich hätten nur systematische, auch archivalische, Studien eine abgerundete und zugleich vertieftere Vorstellung ermöglicht, was für die innere Entwicklung von Gentz diese später als Fessel abgestreifte Staatsanstellung eigentlich bedeutet. Was mit Worten von Gentz selbst über seine intimen (auch später noch gepflegten) Beziehungen zu Graf Hoym gesagt wird, ist nur geeignet, den Appetit zu reizen: die Mittheilungen über die amtlichen Arbeiten am Generaldirektorium sind so, wie sie gegeben sind, zu dürftig, um ein begründetes Urtheil sich zu verschaffen. Nicht unerwähnt hätte bleiben sollen, daß das zwei Jahre hindurch von Gentz herausgegebene Historische Journal auch mit Subvention der Regierung erschien (zu S. 96).

Auch die Partien, in denen die Anknüpfung der Beziehungen zu Metternich und die Zeit der Freiheitskriege zur Darstellung gelangen, fördern unsere Kenntnis nicht. Trotz der gerade hierbei peinlichen Dürftigkeit der gedruckten Quellen hätte ihre gründlichere Ausnutzung, z. B. die der erst neuerdings veröffentlichten Denkschrift vom 4. Juni 1813, doch wohl dazu gedient, die Stellung von Gentz zu den zeitbewegenden Fragen schärfer zu umschreiben. Freilich hätte sich Guglia dann nicht damit begnügen dürfen, die Paraphrase des Herausgebers Luckwald (S. 273) wörtlich (und zwar ohne das zu sagen) wiederabzuschreiben. Ein Biograph von Gentz hatte hierbei eine ganz andere Aufgabe, als der Verfasser einer Monographie über die österreichische Politik. Die Umschreibung giebt übrigens meines Erachtens die für die österreichische Politik seit Dezember 1812 maßgebenden Gesichtspunkte nicht vollständig wieder. Auf den Gentz der Stabilitätszeit gehe ich nicht ein. Nur der Hinweis ist erforderlich, daß Guglia S. 257 eine von ihm in der Vierteljahrsschrift für deutsche Geschichte 1900 veröffentlichte Denkschrift a. d. J. 1822 als schon vorher bekannt anerkennt. Von

störenden Versehen nenne ich S. 199 den Satz: »Rußland schloß (1806) Frieden ohne Rücksicht auf Europa«. S. 293 ist die Bemerkung über die seit 1840 erschienenen Schriften von Gentz (gemeint sind die für das Publikum) mißverständlich. Damit habe ich schon den letzten Abschnitt berührt, in dem der Verfasser seine »Resultate« zusammenfaßt. Man kann dem zustimmen, was hier über den praktischen (d. h. unmittelbaren) Erfolg der Wirksamkeit des Helden ausgeführt wird. Daß ich die Bedeutung des Publizisten höher einschätze als der Verfasser, habe ich schon zu begründen versucht. Als Landeskind wird Guglia hoffentlich dem da drüben leicht erhobenen Vorwurf parteiischer Unterschätzung oder gar schwarzgalliger Gesinnung gegenüber der Größe eines österreichischen Politikers nicht ausgesetzt sein.

Greifswald.

Heinrich Ulmann.

Salomon, Felix, William Pitt. Erster Band. Bis zum Ausgang der Friedensperiode (1793). Erster Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. Preis 4.80 M.

Es verspricht ein lehrreiches und wissenschaftlich wertvolles Werk zu werden, mit dessen erstem Halbband uns Salomon im vergangenen Jahre beschenkt hat. Sowohl die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, als auch die Arbeits-Methode, die er gewählt hat, entspricht den Forderungen, die heutzutage von der Historie ihren Jüngern gegenüber erhoben werden. Der Biograph darf nicht mehr, wie S. hervorhebt, bloß die Thaten seines Helden zur Darstellung bringen oder sein Handeln aus seinem Wesen heraus erklären, er muß auch dieses Wesen und sein ganzes Verhalten mit der Umgebung, mit den Zeitverhältnissen in Connex bringen, die hier bestehende Wechselwirkung verständlich zu machen suchen, und das eben ist es, was der Verfasser mit der Lebensgeschichte des großen englischen Staatsmannes bezweckt. Die Aufgabe ist freilich keine leichte. Es gilt nicht bloß die Zeitereignisse des betreffenden Landes, die bestehenden politischen und religiösen, socialen und wirtschaftlichen Zustände zu studieren, man muß vielmehr Staat, Kirche, Gesellschaft, Wirthschaft in ihrer Gesamtentwicklung im Auge fassen, um erkennen zu können, was sie für den Helden, was er für sie bedeutet hat. Wir werden zu betrachten haben, ob und wie weit der Verfasser dieser Aufgabe gerecht geworden ist.

Die Quellenbasis, die sich S. zu verschaffen gewußt hat, ist eine

außerordentlich breite. Er hat nicht allein seine Vorgänger auf dem gleichen Gebiete, die aber nicht bis zu einer allen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Biographie vorgedrungen sind, gründlich studiert, die gedruckten Werke und Quellensammlungen, die für sein Thema irgend in Frage kamen, methodisch durchgearbeitet, sondern auch viel handschriftliches Material verwertet, so die Akten des Public Record Office, des Berliner Archives, Einzelnes aus dem Pariser und Dubliner Archiv und die handschriftlichen Schätze des britischen Museums. In seinem Vorwort giebt er in höchst dankenswerter Weise Auskunft darüber, so daß auch Forschern, die verwandte Gebiete zu bearbeiten haben, Nutzen daraus erwachsen kann. Daß ihm, wie er hervorhebt, bei der Auffindung der Quellen Mr. Hubert Hall vom Public Record Office in umfassender Weise behülflich gewesen ist, habe ich vorausgesetzt. Auch ich habe Gelegenheit gehabt, das ausnehmend lebenswürdige Entgegenkommen dieses Herrn zu erfahren.

So ist das Fundament, auf dem sich der Bau errichtet, ein sehr solides und breites. Es ist dadurch dem Verf. die Möglichkeit gegeben, über seine Vorgänger hinauszugehn nicht bloß in Weite des Ziels und Tiefe der Auffassung, sondern auch in Feststellung des Tatsächlichen. Daß aber dem Gegenstand eine mehr als lokale Bedeutung innewohnt, daß er wert ist, auch von einem Nichtengländer, ja ich möchte sagen, gerade von einem Deutschen im Interesse allgemeiner Welterkenntnis behandelt zu werden, kann nicht bezweifelt werden. Gerade der Fernstehende, der zu der behandelten Entwicklung in keiner äußeren oder innerlichen Beziehung steht, vermag dieser strenge Objectivität erfordernden Aufgabe am besten zu nützen. Sehen wir, wie der Verfasser die Sache angefaßt hat.

Es ist, wie man schon aus dem ersten Halbbande erkennen kann, nicht eine Biographie im gewöhnlichen Sinne, die wir da vor uns haben. Es ist eine Geschichtserzählung, ein Lebenslauf wird uns geboten, in dem zum besseren Verständnis eine Darlegung der wirkenden Kräfte, der eingreifenden und beeinflussten äußeren Verhältnisse eingefügt ist, sondern das Ganze stellt sich als die Lösung von Problemen dar. Es soll gezeigt werden, wie eine solche bedeutende, eigentümliche Persönlichkeit erstehen, namentlich wie sie so rapide zu ihrer Vollendung erwachsen konnte — Pitt errang bekanntlich schon mit 21 Jahren das leitende Staatsamt —, und wie sie dann, derart vollendet, die Verhältnisse des Heimatstaats und der Welt umgestaltet und beeinflusst hat. Die Erzählung seiner Schicksale und Thaten erstreckt sich dabei von selbst, aber sie sind nicht die Hauptsache, sondern nur Mittel zum Zweck, Mittel zur Lösung des Problems. Wer

Schluß scharf hervorgehoben werden. Auch in den Kapiteln hätte wohl mehr Bezug auf ihn genommen werden können, um das Interesse nicht erlahmen zu lassen. Die Ueberschrift des ganzen den Halbband füllenden Teils »Die Grundlagen« scheint mir trefflich gewählt. Ich würde nun, davon ausgehend, die Kapitel benannt haben: 1) die Grundlagen der Persönlichkeit, 2) die Grundlagen der politischen Ideen Pitts, 3) die Grundlagen der wirtschaftlichen Ideen Pitts. Gewiß würde aber der Verfasser, dazu angeregt, noch treffendere Formulierungen haben finden können. Das Materielle des Inhaltes hätte sich ja immer noch durch Seitenüberschriften oder Randnoten oder auch durch längere Nebentitel kundgeben lassen.

Nun aber zu den Darlegungen selbst, und zwar zunächst einige Worte über die Grundauffassung englischer Geschichte, englischer Entwicklung, die sich in dem Buche ausspricht. Ich sage von vorn herein, daß ich auf einem von dem des Verfassers prinzipiell verschiedenen Standpunkt stehe, ohne daß ich mir schmeichle, ihm den seinen durch meine Darlegungen verrücken zu können.

Wenn man die Geschichte eines fremden Landes erforscht, so hält man sich vornehmlich an die Quellen und Darstellungen dieses Landes. Ihre Verfasser besitzen eine Kenntnis von Land und Leuten, Einrichtungen, Zuständen und Ideen des betreffenden Staats, wie sie sich der Ausländer selbst bei längerem Aufenthalt nicht zu verschaffen vermag, und diese Kenntnis ist auch für längst vergangene Zeiten von hohem Wert. Für Feststellung der Tatsachen, Motive und Zusammenhänge gebührt diesem Material die erste Stelle. Hingegen giebt es andre Seiten der Geschichtsschreibung, bei denen es leicht in die Irre führen kann, bei denen gerade der Fremde richtiger zu sehen vermag, wo es sich nämlich um Auffassung, Beurteilung, tieferes Verständnis des Geschehens, der Entwicklungen handelt. Hier wirkt gerade das Darinstehen nachteilig, das Außenstehen vorteilhaft. So darf man hier die einheimischen Quellen nur sehr kritisch zu Rathe ziehen. Und das ist vornehmlich in England zu beachten, wo selbst die Gebildetsten nicht imstande sind, sich von den überkommenen Ideen und Auffassungen, besonders auf politischem Gebiete, loszureißen. Die älteren, primären Quellen sind minder gefährlich. Da treten sich noch verschiedene Tendenzen und Ideen feindlich gegenüber, sodaß der Forscher zur Objektivität genötigt wird, aber die modernen Werke sind durchtränkt von einer spezifisch englischen Staats- und Geschichtsauffassung, die gerade der Deutsche nur allzu geneigt ist zu akzeptieren, umsomehr als die englischen Theorien auch in unser Staatsleben eingedrungen sind und darin noch heute eine gewisse Bedeutung beanspruchen¹⁾.

1) Vgl. meinen Aufsatz »Das englische Königthum« Nord u. Süd 1902 No. 303.

S. ist ernstlich bestrebt gewesen, sich davon freizuhalten, er ist sicher der Ueberzeugung, daß er sich davon freigehalten hat, aber gerade daran sieht man, wie tief diese Ideen bei uns Wurzel geschlagen haben, daß er nicht merkt, wie wenig es ihm in Wahrheit gelungen ist. Er steht den englischen Staatsmännern und Philosophen der früheren Jahrhunderte kritisch gegenüber, aber die Grundlage, von der er bei seiner Kritik ausgeht, ist im Ganzen die der heutigen britischen Verfassung, die er, wenigstens in ihren Grundzügen, für eine wenn nicht für alle Staaten, so doch für England ideale Einrichtung zu halten scheint. Gewisse Sätze haben für ihn axiomatische Gültigkeit, sodaß er gar nicht an die Möglichkeit denkt, daß sie angefochten werden könnten. Ihm erscheint es wie jedem Engländer als eine Notwendigkeit, die sich gerade aus der Tüchtigkeit des englischen Volkes ergab, daß das Königtum unter das Parlament gebeugt wurde. Da sich die Rechte des Einzelnen, vornehmlich seine Teilnahme an der Parlamentsbildung nach seinen ›Leistungen‹ regelten, so gab das den mächtigsten Ansporn zur Tatkraft und Tüchtigkeit (S. 46), und dieses von Leistungsfähigen gebildete Parlament mußte um so mehr die Oberhand über das Königtum, die politische Macht gewinnen, je ›mittelbedürftiger‹ das Königtum allmählich wurde (S. 43). Was war nun aber die Leistungsfähigkeit, die da Macht verschaffte? War es intellektuelle, sittliche Kraft? Nein, es war einfach die Zahlungsfähigkeit. Und warum wurde das Königtum mittelbedürftiger? Hatte es etwa für Hof und Vergnügungen so viel auszugeben? Nein, sondern weil sich die Staatsbedürfnisse steigerten. Wenn es also diese Bedürfnisse nicht aus der eigenen Tasche befriedigen konnte, dann sollte es seine angestammte Macht abtreten, die Erfüllung seiner Pflichten Anderen überlassen. Der Geldbeutel sollte herrschen, die wirtschaftlich Starken sollten auch politisch stark werden, damit der Schwache völlig unterjocht werden konnte. Ich will die Stuarts nicht reinwaschen, sie haben gewiß viel gesündigt, aber waren sie nicht fast gezwungen, sich auf illegale Weise Gelder zu verschaffen, wenn das Parlament für seine pflichtmäßigen Bewilligungen politische Rechte einzutauschen, das Königtum zu erniedrigen strebte? S. ist offenbar der Meinung (S. 46), daß eine einsichtsvolle Dynastie der erhöhten ›Leistungsfähigkeit‹ des Parlaments hätte Rechnung tragen, also ihre leitende Stellung hätte aufgeben sollen, wiewohl er bezeichnender Weise bezweifelt, daß sich eine solche Dynastie hätte finden lassen. Nun ich meine auch, so pflichtvergessen konnte kein angestammtes Herrscherhaus sein. Dazu mußte man sich erst landfremde Könige über's Meer holen.

Ganz englisch ist S.s Auffassung der »glorreichen« Revolution von 1688. Ihm sind es auch »Errungenschaften«, die man da gewann (S. 50), während das Reich tatsächlich nie einen unersetzbareren Verlust erlitten hat. Das wahre, eingewurzelte Königtum ging unter, die Staatsgewalt ging auf eine Körperschaft über, die nun zum Tummelplatz der Machtkämpfe zwischen den Fraktionen wurde, Kämpfe, an denen sich dann auch das neue Königtum auf gleichem Fuße beteiligte, ohne je wieder zu selbständiger Eigenmacht zu gelangen. Eine bloße Beengung des Königtums, wie S. behauptet (S. 50), war es nicht, sondern eine vollständige Unterwerfung, wenn es auch an Versuchen nicht fehlte, den Umschwung rückgängig zu machen. Daß das Gesetz der höchste Regulator geworden wäre (S. 50), ist durchaus falsch. Der Buchstabe kann nicht herrschen, sondern nur die Gewalt, die ihn setzt, ändert und anwendet. Burke hat völlig recht, wenn er die geringe Wirkung der Gesetze betont, bei denen das Meiste davon abhinge, wie sie angewendet würden (S. 42). Daß 1688 die unbedingte Gültigkeit des Gesetzes festgestellt, das königliche Dispensrecht beseitigt wurde, war ja gut und ein staatsrechtlicher Fortschritt, aber das war mit der leitenden Gewalt des Königtums sehr wohl vereinbar.

Dem Verf. gilt es auch als selbstverständlich, daß die Art des Aufsteigens auf der sozialen Stufenleiter, wie sie sich in England herausgebildet hat, unbedingt zweckmäßig sei. Der Adel, auch der höchste, ist keine abgeschlossene Kaste, sondern erneuert sich immer von unten herauf durch die Elemente, die sich Besitz zu erarbeiten oder — anderweitig zu verschaffen wissen, auch steht der Adel mit Handel und Gewerbe in ungehindertem Connex. Nun, ich halte das keineswegs für einen Vorzug, sondern im Gegenteil für einen schweren Nachteil. Wenn überhaupt eine bevorzugte Kaste vorhanden sein soll, die als ihren Hauptzweck betrachten muß, dem Staat, wenn auch keineswegs ausschließlich, seine Leiter, Beamten, Offiziere zu stellen, so ist es ganz gut, wenn sie ein bischen unter sich bleibt und die feine, edle, christliche Gesinnung pflegt, die gerade für solche Stellungen von höchster Wichtigkeit ist. Das nötige frische Blut wird sie am besten gerade nicht den finanziell emporstrebenden Klassen entnehmen, die dazu am wenigsten tauglich sind, sondern durch Zuziehung derer, die sich, aus niederen Kreisen stammend, in jenen Berufen und anderen ähnlichen bewährt haben. Der Erwerbsinn darf so wenig wie möglich in diese Sphären Eingang finden, das ist aber gerade in England trotz seines Adels in erschreckendem Maße geschehen.

An diesen Beispielen also wollte ich zeigen, daß der Verfasser

sich nicht von den in den englischen Werken vertretenen Anschauungen loszumachen vermocht hat, die man bei uns so überaus lange guten Glaubens hingenommen hat. Das muß aber geschehen. Es heißt sich unabhängig machen von den englischen Legenden und scharf auf den Grund schauen, um auch die Fehler zu erkennen, die der Ausgestaltung des englischen Staats anhaften.

So viel im Allgemeinen über das Werk und nun zum Besonderen, zu den einzelnen Abschnitten.

Ueber die Vorfahren Pitts hat S. viele Daten zu beschaffen gewußt und in anschaulicher Weise zu einer trefflichen Darstellung verbunden. Namentlich der würdige Thomas Pitt, der Großvater des älteren Pitt, der Besitzer des berühmten Pitt-Diamanten, tritt uns lebendig vor Augen. Aber zu einer irgendwie sympathischen Erscheinung vermag er uns trotz der liebevollen Behandlung, die S. seinem Wesen und Charakter hat angedeihen lassen, doch nicht zu werden. Ein Mann, der als Schmuggler beginnt, seiner großen Gewandtheit wegen für den Dienst der ostindischen Compagnie gewonnen wird und zum Gouverneur aufsteigt, der sich bei sonst tüchtigem Wirken ein großes Vermögen zu beschaffen weiß und dann als angesehener, einflußreicher Mann, aber vergrillt und mit seiner Familie zerfallen endet, bis zuletzt um Vergrößerung seines Vermögens besorgt, das mag nach englischen Begriffen ein vornehmer Mann sein, nach unsern sicherlich nicht. Es ist der Typus des frischen Zuwachses, der dem englischen Adel von unten her zuteil wurde, des ›leistungsfähigen‹ Elements, dem die Mitherrschaft gebühren soll. Die moralischen Sentenzen, die er gelegentlich kundgab, vermögen mich von seiner Trefflichkeit nicht zu überzeugen. Offenbar und glücklicherweise kam durch seine Frau, die ›weder sein Geschäftsinteresse in seinem Sinne wahrnahm, noch die Kinder in seinem Geiste erzog‹ (S. 6) und mit der er sich deshalb überwarf, eine bessere Gesinnung in die Familie, die in dem edelgesinnten Sohne Robert Ausdruck fand. Aber noch bei dessen Sohne, dem großen Chatham, sind Spuren der großväterlichen Denkweise zu entdecken.

Diesem letzteren, dem Vater seines Helden, widmet S. naturgemäß einen beträchtlichen Teil seines Buches. Seine Persönlichkeit, seine Thaten, seine Ideen sind ja auch von entscheidendem Einfluß auf Pitts Entwicklung gewesen, so daß eine eingehende Behandlung dieser Dinge zur Lösung des gestellten Problems von höchster Wichtigkeit war. In fesselnder, fein pointierter Auseinandersetzung weiß S., an die Philosophie der Zeit anknüpfend, den Leser in das Verständnis des Wesens dieses bedeutenden Staatsmannes

einzuführen, ihm dessen Einwirkung auf England, auf die Welt und namentlich auf seinen Sohn darzulegen. Im ersten Kapitel ist nur die Persönlichkeit, ihre äußeren Geschicke und die persönliche Beziehung zwischen Vater und Sohn berücksichtigt, während im zweiten dann auf die politische Bedeutung, die politischen Ideen Chathams näher eingegangen wird. Wir haben zunächst das erstere zu betrachten.

Ein gewisser panegyrischer Zug ist es, der mich, wiewohl der Verfasser zweifellos strenge Objectivität angestrebt und nach seiner Meinung auch beobachtet hat, doch wieder stört. Chatham war sicherlich ein großer Mann von einer hervorragenden Kraft des Willens, wie das auch S. scharf betont, ihm damit eine dominierende Stelle in der englischen Entwicklung anweisend. Aber ob er als ein großer Staatsmann im engeren Sinne des Wortes, als ein ideenreicher, weit- und tiefschauender Staatsleiter angesehen werden kann, das dürfte zu bezweifeln sein. Ich weiß, daß er sich zur Geltung zu bringen, seine Gedanken, wenn sie durchführbar waren, auch glänzend durchzuführen verstand, daß er einen gewaltigen Eindruck auf seine Umgebung, auf große Versammlungen auszuüben, für seine Ansichten Propaganda zu machen wußte, aber ich kann nicht finden, daß er den Dingen auf den Grund gegangen, daß er intellektuell den schwierigen, verwickelten Zeitverhältnissen gewachsen gewesen wäre. Er ist bemüht, seinem Verhalten den Anschein innerer Konsequenz zu geben und seiner Rednergabe gelang es, viele Zeitgenossen und Geschichtsforscher von dieser Konsequenz zu überzeugen, im Grunde aber zeigt seine Politik doch sehr bedenkliche Schwankungen, die nur zum Teil der Rücksicht auf das eigne Emporkommen, hauptsächlich aber dem Mangel an tiefdringender Erkenntnis zuzuschreiben sind. Energie und Willensstärke überragen die Intelligenz. Erst wo ein klares Ziel aufgestellt war, das seinen Ideen entsprach, vermochte er die Leitung zu übernehmen, und in der Erreichung dieses Ziels zeigte sich dann seine Größe; wenn es aber galt, neuen schwierigen Aufgaben gerecht zu werden, dann versagte seine Kraft. Selbst ein neues, erreichbares Ziel zu finden und zu setzen, war ihm nicht gegeben. Was er dann erstrebte, waren mehr oder weniger Utopien, die sich in der Opposition trefflich verwerten und anpreisen ließen, die aber keine Regierung auf ihr Programm setzen konnte. Wir werden das noch des Näheren sehen.

Auch das Familienleben Chathams scheint mir etwas zu ideal aufgefaßt. Aus den Briefen allein kann man darüber keinen authentischen Aufschluß erlangen. Diese sind, in damaliger Zeit wohl noch mehr als heute, eine Art von Kunstprodukt, indem die persönlichen

Beziehungen, auch wenn sie in Wahrheit zu wünschen übrig ließen, mit einem idealen Schimmer umkleidet werden. Sicherlich haben die Familienglieder, besonders Vater und Sohn, in einem glücklichen Verhältnis zu einander gestanden, aber Menschen waren es doch wohl auch. Und auf die üblichen Moralpredigten, zu denen sich damals jeder Vater verpflichtet fühlte, darf man wohl, wie ich schon bei Thomas Pitt bemerkt habe, zur Erkennung der Charaktere kein zu großes Gewicht legen. Natürlich hat die Wirksamkeit des Vaters auf den Sohn einen tiefen Eindruck gemacht und ihn zum Nachstreben auf gleichem Wege angespornt. Wie war das auch anders denkbar bei der glänzenden Redegabe Chathams, verbunden mit einem etwas theatralischen Auftreten, das besonders jugendliche Gemüther hinzureißen geeignet ist, aber später ist Pitt von den Bahnen des Vaters recht erheblich abgewichen. Sehr richtig betont S., daß die Erziehung, die Chatham seinem Sohne zuteil werden ließ, auf manchen Andern hätte nachteilig wirken können, daß sie aber auf Pitt günstig gewirkt habe. Mir scheint besonders die oratorische Dressur bedenklich, da man damit leicht statt Staatsmänner zu erziehen, Politiker heranbildet. Chatham selbst hatte ja viel vom Politiker an sich.

Der Darlegung von Chathams verfassungsrechtlichen Ideen, die ja unzweifelhaft von größter Bedeutung für die Tätigkeit Pitts gewesen sind, schickt der Verfasser einen Diskurs über die gesamte englische Staatsentwicklung voraus, der dem Leser in trefflicher Weise mannigfache Aufklärung giebt, besonders über Parlamentsbildung, Parteigestaltung, soziale Gliederung in den verschiedenen Epochen, und der so ein gutes Fundament beschafft für die nachfolgenden Deduktionen. In solcher allgemeinen Uebersicht werden ja selten zwei Historiker völlig übereinstimmen. Der eine hat dieses, der andre jenes Gebiet selbst bearbeitet, der eine hat mehr diesen, der andre mehr jenen Werken seine Ansicht entnommen. Alles selbst zu durchforschen hat noch Niemand vermocht. So hat es keinen Zweck hier über Einzelheiten zu streiten, die sich doch ohne ein Zurückgehen auf die Quellen nicht entscheiden lassen. Worin meine Auffassung principiell von der des Verfassers abweicht, das habe ich schon an früherer Stelle ausreichend hervorgehoben. Ich gehe daher gleich zu den Ideen Chathams und seiner Zeitgenossen über.

Es ist wieder ein recht panegyrischer Ton, in dem S. hier den Vater seines Helden einführt, wie er mit seinen Freunden den »jungen Patrioten« in sprudelnder Frische dem Volke zu Liebe, allen zu Leide, welchen er Mißachtung des nationalen Wohles vorwarf,

die politische Bühne betritt. Man wird dabei an Treitschke erinnert, der von seinen Lieblingen derart zu sprechen pflegte. Alles Gute wird scharf betont, alles Fehlerhafte oder Schlechte mit Uebereilung, mit »Enthusiasmus für seine Sache, die ihn fortgerissen hat« (S. 69) entschuldigt. So weit ich die Dinge übersehen kann, waren die jungen Patrioten eine Clique wie die andern auch, eigensüchtig und machtbegehrlich wie sie und in gleicher Weise den Patriotismus im Munde führend. Ein erfreulicher Anblick ist es keineswegs, diese Jugendtätigkeit des älteren Pitt: maßlose Angriffe gegen die bestehende Regierung, auch wo sie ihr Bestes tut, den Zeitverhältnissen gerecht zu werden, und rücksichtsloses Umschwenken, sowie eine neue Regierung, von der er ausgeschlossen geblieben, die entgegengesetzten Wege verfolgt. Er hat gegen die Friedensliebe Walpoles und gegen die Kriegslust Carterets gleichermaßen geeifert, und diesen Widerspruch mit höchst fadenscheinigen Gründen bemäntelt. Er war in dieser Zeit ein gewandter, pathetischer Redner, aber staatsmännisch oder gar sittlich hebt er sich keineswegs über seine Umgebung empor. Man könnte wohl meinen, und auch ich habe es einst so aufgefaßt, er wäre sich seines Genius so bewußt gewesen, daß er ihm um jeden Preis freie Bahn zu schaffen gesucht hätte, aber einmal kann das eine Zurücksetzung des Staatswohls hinter eigne Interessen nicht entschuldigen, und dann hat gerade seine Art des Auftretens ihm die Pforten der Regierung lange Zeit verschlossen. Er ist dann mit den ihm zufallenden großen Aufgaben gewachsen, auch sittlich. Seine spätere Opposition trägt einen besseren Charakter, wenn auch an Uebertreibungen in seinen Reden kein Mangel ist.

S. stellt die politischen Ideen dreier Männer neben einander, die auf ihre Zeit den größten Einfluß geübt haben, und entwickelt die eines jeden in ausführlicher Gründlichkeit. Es sind Chatham, Edmund Burke, Georg III. S. hat damit in der Tat die wichtigsten Richtungen getroffen, in denen sich damals die Verfassungspolitik zu bewegen strebte, allein seine Ausführungen zeigen nicht die volle Klarheit und Präzision, die wohl erreichbar gewesen wäre. Die eigentliche Herrschaftsfrage wird, wie das meist bei politischen Deduktionen geschieht, mit Verwaltungs- und Wirtschaftsfragen vermenget und dadurch ganz unnützer Weise kompliziert und verdunkelt. Herrschaft ist etwas ganz anderes als Verwaltung. An der Verwaltung können tausend Kräfte, kann das Volk bis in seine tiefsten Schichten teilnehmen, auf diese Verwaltung üben die wirtschaftlichen Verhältnisse größten Einfluß, die Herrschaft aber hat jederzeit nur Einer, denn auch in einer herrschenden Gruppe wird immer

der oder jener, oft in häufiger Abwechselung, die Leitung in Händen haben. Wenn man ein Regiment als Oligarchie oder Demokratie bezeichnet, so heißt das nichts anderes, als daß der Herrscher, wer es auch sei, im einen Fall vornehmlich die Interessen und Ideen einer kleinen Gruppe, im anderen die Instinkte der Menge berücksichtigen muß. Daß er ihnen wirklich dient, ist damit noch nicht gesagt. Aus den wirtschaftlichen Verhältnissen heraus ein Herrschaftsrecht zu konstruieren, wie es S. thut, ist nicht angängig. Das entwickelt sich aus persönlichen Anlagen. Eine Herrschernatur nützt die Verhältnisse für Begründung ihres Regiments aus, mögen sie liegen wie sie wollen. Je nachdem es die Lage verlangt, weiß sie in die regierende Kaste zu gelangen, schmeichelt sie dem Volke, dient sie den wirtschaftlichen Bedürfnissen, gewinnt sie das Vertrauen des Monarchen.

Wenn man die Sache so ansieht, so treten die Tendenzen der drei Männer klar ans Licht. Jeder von ihnen wollte der Herrscher sein, Georg III. und Chatham offenkundig als Leiter des Staates, Burke mehr in verhüllter Form als innere treibende Kraft. Dazu vertrat Georg, wenn nicht den königlichen Absolutismus, so doch die Uebermacht des königlichen Einflusses in dem souveränen Parlament, Burke die Uebermacht der Whigoligarchie, also einer Kaste, Chatham eine Utopie. Chatham hielt das Wohl des Staates für ein bestimmtes, fest formulierbares Ziel und glaubte, daß sowohl ein patriotischer König als ein frei gewähltes Parlament dieses Ziel erstreben, daß die Tendenzen Beider identisch sein müßten. Das Ziel zu formulieren und handelnd zu erreichen, hielt er für seine eigenste Aufgabe, wobei er sich, da er durch seine Redegewalt beide Theile zu überzeugen hoffte, ihrer Zustimmung und Unterstützung sicher glaubte. Eine Art von prästablierter Harmonie zwischen König und Volksmehrheit war es, auf der sich sein System erbaute, und die leitende Ministerstellung seiner selbst sollte das Resultat sein.

Daß Jeder von diesen (so zu sagen) Prätendenten seine Bestrebungen durch philosophische, verfassungsrechtliche und sonstige Gründe, denen S. einen übergroßen Raum einräumt und zu viel Wichtigkeit beilegt, zu stützen suchte, ist selbstverständlich, aber durchaus nebensächlich. Es waren trotz all der schönen Argumente doch im Grunde eigensüchtige Tendenzen, aber nicht im schlechten Sinne, denn der Staat brauchte einen tüchtigen Leiter, und wenn ein begabter Staatsmann die Leitung zu übernehmen strebte, so war das nur zu billigen. Am berechtigtesten dazu war der König als der legale Monarch, doch hatten seine Mittel, Einfluß und Korruption, viel Bedenkliches. Burke's Bestrebungen waren weder in Ziel noch

Mitteln empfehlenswert. Diese beiden aber, Georg und Burke, standen wenigstens auf realem Boden, ihre Wünsche ließen sich unter Umständen verwirklichen, ja die des Königs sind zeitweise durchgeführt worden. Chatham dagegen ging von irrigen Voraussetzungen aus, jene Harmonie konnte nie herbeigeführt werden, selbst wenn das Parlament zur wahren Volksvertretung wurde. Einen König, der, weil er pflichtgetreu war, aus innerer Notwendigkeit mit der Volksmehrheit zusammenstimmen mußte, konnte es nicht geben. Gerade sein Pflichtgefühl hätte ihn oft mit unreifen oder egoistischen Majoritätswünschen in Gegensatz bringen müssen. Das weiß man heute aus langer Erfahrung, damals wußte man es noch nicht, man erwartete von dem ungefälschten Volkswillen Wunderdinge. So ist Chathams Irrtum wohl zu entschuldigen, aber man kann doch nicht behaupten, daß er sich besonders weitsichtig erwiesen, daß er über seine Zeit hinausgeragt hätte. Seine Ideen waren gewiß sehr schön und edel, aber leider utopisch. Wenn S. für sie Worte der Anerkennung und der Sympathie findet, so liegt darin wieder die spezifisch englische Auffassung verborgen. Die heutige parlamentarische Verfassung auf demokratischer Grundlage ist das Ideal, das Ziel, zu der eine gesunde Entwicklung hinstreben mußte. Chathams Bestrebungen, wenn sie auch keinesfalls auf den modernen Parlamentarismus zielten, waren doch geeignet darauf hinzuwirken. Er bekämpfte Parteiwesen und Korruption, um ein von König und Volk gleichmäßig getragenes Ministeramt zu schaffen. Da das nicht möglich, so kam sein Streben dem vom Volk allein getragenen Ministeramt, also dem heutigen Parlamentarismus zu gute, und das wird ihm zum Verdienst gerechnet. Ich stehe auf anderm Standpunkt. Ich sehe im heutigen Zustand eine Entartung. Das Gesunde in Chathams Ideen war nach meiner Meinung gerade die Hinneigung zum Königtum und ich bin auch überzeugt, daß hier der Schwerpunkt seiner Tendenzen lag. Man denke sich einmal, daß Georg III. ein anderer Mann gewesen, daß er auf Chathams Ideen eingegangen wäre und fest zu ihm gehalten hätte, daß es auch gelungen wäre, die Parlamentsreform derart durchzusetzen, daß eine wirklich freie Volksvertretung herauskam. Chatham würde dann bald gemerkt haben, daß es mit der prästabilierten Harmonie nichts sei. Schon über die amerikanische Frage hätte er sich mit diesem Parlament überworfen. Und glaubt man, daß er sich dann ruhig gefügt oder seine Entlassung genommen hätte? Er würde sicherlich, auf die Krongewalt gestützt, alle Mittel zur Umstimmung der Majorität aufgeboten und, falls dies mißlang, doch wohl die königliche Prärogative auszubauen versucht haben. Die einmal erlangte Macht hätte

er nicht so leicht aus der Hand gegeben. Ein Mann wie Chatham war zum parlamentarischen Minister im heutigen Sinne nicht geeignet, wie ihm überhaupt dieses System keineswegs im Sinne gelegen hat.

Daß Chatham in der amerikanischen Politik, in dem Verhalten gegen die aufsässigen Kolonisten Fehler begangen, ja daß sein Auftreten geradezu schädlich gewirkt hat, erkennt der Verfasser wohl an, ob er aber das Wesen der Fehler richtig dargelegt hat, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein. S. ist der Ansicht, daß Chatham sich durch seine merkantilistischen Anschauungen zu Inkonsequenzen habe verleiten lassen, indem er zwar die Besteuerung der Kolonien durch das Parlament, wodurch die Bewegung veranlaßt wurde, verwarf, die Regulierung des Handels aber, einseitig durch das Parlament, für zulässig und notwendig erklärt habe. Das war gewiß eine willkürliche Abgrenzung und die Amerikaner haben sich auch mit der einen Konzession nicht zufrieden gegeben. Aber der Irrtum Chathams ist damit keineswegs erschöpft. Er ließ sich nicht blos durch veraltete wirtschaftliche Theorien täuschen, sondern war überhaupt der ganzen Frage nicht gewachsen, und dieser Mangel an Einsicht in den Kern der Dinge kontrastierte eigentümlich mit der Anmaßung und Energie seines Auftretens, die er, aber wohlgemerkt nicht während seines Ministeriums, sondern in der Opposition, zu Gunsten seiner Ideen zeigte. Er selbst war es gewesen, der ahnungslos, ohne die Tragweite seiner Handlungen zu übersehen, den Knoten geschürzt hatte. Er hatte unter kräftiger Mithilfe der Kolonien die Franzosen aus Kanada und den Hinterlanden vertrieben. Das hätte man wohl auch früher vermocht, da die englischen Kolonien viel stärker bevölkert waren als die französischen und England zur See die Uebermacht besaß, man scheute aber davor zurück, da man dadurch den Kolonien die Hilfe des Mutterlandes entbehrlich machte und ihr Selbstbewußtsein förderte. Schließlich wurde aber doch das Vordringen der Franzosen zu gefährlich und so erhielt Chatham freie Hand, die Eroberung unter Beiseitesetzung aller Bedenken zu vollziehen. Nun wurde die Abrechnung mit den Kolonien unausweichlich und dabei gab es, infolge der Nachlässigkeit, mit der man bisher die kolonialen Dinge behandelt hatte, nur zwei Möglichkeiten. Entweder man überließ ihnen die volle Selbstherrschaft, nicht blos Selbstverwaltung, nach Art des heutigen responsible government, sodaß nur ein nominelles Band verblieb, oder man kämpfte sie nieder und gab ihnen dann, unter voller Wahrung der ausübenden Parlaments-Autorität, eine ausreichende Selbstverwaltung. Alle Lösungsversuche liefen auf eine der beiden Alternativen hinaus. Der

König begehrte die Niederkämpfung, Burke wünschte die Konstatierung aber Nichtausübung der Autorität, was eben responsible government bedeutete. Die philosophische Begründung Burkes hätte S. ruhig fortlassen können, sie diente nur, das wahre Wesen des Vorschlags zu verhüllen. Chatham erstrebte wieder eine Utopie. Er hoffte die Autorität der Reichsgewalt durch Nachgiebigkeit zu wahren und glaubte wirklich, daß die Amerikaner durch einige Konzessionen zum demütigen Gehorsam in allen sonstigen Dingen gebracht werden könnten. Natürlich erlebte er eine gründliche Enttäuschung, sodaß er schließlich selbst den Krieg predigen mußte. S. glaubt trotzdem Ursache zu haben, ihn als bahnbrechenden Staatsmann zu preisen, und zwar in Worten, die zwar schön klingen, aber keinen brauchbaren, klaren Gedanken enthalten. Nachdem er hervorgehoben, daß England durch den siebenjährigen Krieg zum Mittelpunkt eines Weltreichs geworden sei, was Niemand behaupten wird, der die damaligen geringen Besitzungen Englands betrachtet, äußert er: »Chatham gab als erster den Anstoß, den neuen Bedingungen nationaler Größe im Geiste des Imperialismus Rechnung zu tragen; durch eine Regelung, welche den Zusammenhang zwischen Mutterland, Kolonien und Dependenzen auf eine verfassungsrechtliche Grundlage stellte und für das Reichsinteresse die Autorität der Krone in Anspruch nahm«. Ich vermute, daß diese gewundenen Sätze bedeuten sollen: Chatham wollte die Souveränität der Krone d. h. der heimischen Staatsgewalt gesichert, aber nur bei Dingen, die das allgemeine (Reichs-)Interesse berührten, ausgeübt sehn (was ja jede vernünftige Centralregierung thut), verlangte aber, daß je nach Bedarf Selbstverwaltung, Privilegien, Verfassungen im Wege der Gesetzgebung verliehen wurden. Was liegt aber darin Neues, Epochenmachendes? Diese Wünsche hatten viele englische Staatsmänner, es handelte sich nur um die Durchführung und dafür wußte Chatham keinen annehmbaren Rat. S. meint nun, Chatham wäre nur mit den Konzessionen, durch den Merkantilismus verführt, nicht weit genug gegangen, sonst hätte er Erfolg gehabt. Das ist wohl richtig, dann hätte er aber gerade die Lösung erzielt, die er nicht erzielen wollte, statt der Kron-Autorität hätte er das responsible government, die faktische Verselbständigung der Kolonien herbeigeführt.

Es ist wieder die spezifisch englische Geschichtsauffassung, die S. hier bekundet. Er möchte Chatham zum Vorboten der neuen Zeit stempeln. Wie ihm der Anstoß zum heutigen Parlamentarismus zugeschrieben wurde, so soll er auch für die heutige Kolonialverfassung, die jedem Engländer natürlich als ein Ausfluß höchster

Weisheit erscheint, den Grundstein zu legen versucht haben. Nur eine kleine Verirrung, die merkantilistische Neigung, soll ihm den Erfolg vereitelt haben. Das ist aber durchaus unrichtig. Das responsible government wäre ihm ebenso unsympatich gewesen, wie das parlamentarische Regime unsrer Zeit. Er wollte eine wirksame Centralgewalt, die nur nicht willkürlich und offenkundig in den Geldbeutel der Kolonisten griff. Der Kampf erschien ihm nur deshalb als ein Unglück, weil er dieses Ziel im Frieden zu erreichen hoffte. Eine Preisgabe der Souveränität ohne Kampf wollte er keineswegs.

Einen verhältnismäßig großen Teil, fast die Hälfte des Buches, widmet S. den wirtschaftlichen Verhältnissen. Er giebt einen Abriss der ganzen englischen Wirtschaftsgeschichte, der in einer Darstellung des Adam Smithschen Systems ausmündet, durch das der Jahrhunderte lang herrschende Merkantilismus endgültig überwunden wurde. Der vom Verfasser angegebene Zweck dieser Ausführungen ist der, die besonderen Bedürfnisse zu zeigen, die auf wirtschaftlichem Gebiete Pitt zu befriedigen oblagen, und darzulegen, welche Mittel für diese Befriedigung bereitgestellt waren. Der Umfang des Kapitels läßt vermuten, daß der wirtschaftspolitischen Tätigkeit des Helden ein außergewöhnlich großer Raum zugeteilt werden soll, denn wenn ein Achtel des ganzen Werkes nur der ökonomischen Vorgeschichte dient, so muß doch wohl der ökonomischen Geschichte ungefähr die Hälfte des Werkes zufallen. Dann bliebe, da der vorliegende Halbband schon wegfällt, nur noch ein Halbband für die ganze politische Geschichte und alles Uebrige. Ich kann ja mit dem Verfasser über seine Einteilung nicht rechten und wenn das Kapitel für das Verständnis unentbehrlich ist, dann muß man sich auch mit einer irregulären Gestaltung bescheiden. Mir scheint aber doch, wenn ich die Resultate der langen Abhandlung am Schluß betrachte, daß diese zu der aufgewendeten Arbeit in keinem richtigen Verhältnis stehn. Die Folgerungen beziehen sich ganz allein auf Adam Smith und seine Lehre und besagen nicht mehr, als daß Pitt, wie er durch Chatham die Behandlung von Verfassungsfragen gelernt, so durch Smith eine Formulierung der wirtschaftlichen Forderungen gewonnen habe. Ich gebe ja gern zu, daß dem jungen Staatsmann in der Realisierung eines so epochemachenden Wirtschaftssystems, wie es A. Smith erschaffen, eine ungeheuer dankbare und wichtige Aufgabe zufiel, deren Ergreifung ihn überraschend zu hoher Bedeutung emporschnellen konnte, daß also dies System sowie auch jenes, an dessen Stelle es sich setzte, wohl geschildert zu werden verdient, ja geschildert werden muß. Aber sind denn diese Dinge so schwer verständlich, daß man dazu bis in die Anfänge

englischen Wirtschaftslebens zurückgreifen und unzählige Details über Handel, Industrie, Landwirtschaft vieler Jahrhunderte vorführen muß? Es könnte wohl so scheinen, denn selbst nach diesen genauen Darlegungen ist mir der Zusammenhang noch nicht in allen Punkten deutlich geworden. Ich habe vermutlich sorgfältiger gelesen, als die meisten andern, die dies Buch studieren, und doch habe ich, als ich mir vom Inhalt dieses Kapitels Rechenschaft geben wollte, gemerkt, daß da erschreckend wenig haften geblieben war. Da kommt mir aber doch der Gedanke, daß es wohl gerade die Ausführlichkeit war, die dies mangelhafte Resultat verschuldet hat. Die Kernpunkte sind in den vielen Details versunken und haben sich daher nicht zur Geltung bringen können. Ich möchte also behaupten, daß diese Ausführlichkeit nicht bloß nicht nötig, sondern im Gegenteil dem Zwecke des Buches schädlich war.

Nun könnte man freilich behaupten, daß diese breite Basis für die Beweisführung, für die Lösung des Problems nicht entbehrt werden konnte. Das mag wohl sein, aber was würde man nicht Alles heranziehen müssen, wenn man in dem Buche selbst für Alles einen festen Untergrund schaffen wollte. Folianten würden nicht ausreichen. Meiner Meinung nach muß eine solche einleitende Auseinandersetzung zu dem Ganzen in einem rationellen Verhältnis stehn. Wenn man aber zur wissenschaftlichen Begründung eines größeren Raums bedarf und man sich auf keine fremde Arbeit beziehen kann, so empfiehlt es sich, eine besondere Abhandlung zu schreiben, die jeder einsehen mag, der eingehendere Studien zu machen oder die Auffassungen des Verfassers nachzuprüfen wünscht. Der Fall scheint hier vorzuliegen. S. sagt selbst, daß eine solche Zusammenstellung, wie er sie hier gäbe, noch nicht existiere. Da sie ihm nun unentbehrlich scheint, so konnte er sie gesondert publizieren, wobei es ihm auch freigestanden hätte, die einzelnen Partien breiter auszuführen und so das Verständnis wesentlich zu fördern. Hier ist ja leider die verhältnismäßige Kürze nicht durch Beseitigung des Unwesentlichen, sondern durch Komprimierung des Stoffes, d. h. durch Beseitigung der näheren Darlegungen und Erklärungen erreicht worden. Der Leser dieses Buches würde sich dann von einer Last befreit fühlen und doch, wenn ihm nur die Kernpunkte mitgeteilt wären, vollständig in der Lage sein, die staatsmännische Tätigkeit Pitts zu verstehen. Es würde nicht wie jetzt bei ihm ein Gefühl der Enttäuschung Platz greifen, daß er von dem Manne, über dessen Lebensgang er unterrichtet zu werden wünschte, auf über 90 und wenn man das zweite Kapitel hinzu-

rechnet, in dem er auch so gut wie gar nicht erscheint, auf fast 170 Seiten gar nichts Positives erfährt.

Ich halte mich kaum für berufen, den großen wirtschaftlichen Abschnitt zu beurteilen, soweit ich aber die Dinge übersehe, scheint mir die ökonomische Entwicklung Englands richtig und trefflich dargestellt, die Charakterisierung der verschiedenen Wirtschaftssysteme, ihres Kampfes und ihrer Wirkungen gut gelungen. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in das ganze Getriebe und manche wertvolle Erkenntnis auch bezüglich der politischen Wandlungen, besonders der Parteiverschiebungen, die mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im engen Konnex standen. Hochinteressant ist es zu sehen, wie es zu Anfang des 18. Jahrhunderts den herrschenden Whigs, den Vertretern von Handel und Industrie, gelang auch einen Teil der Landwirtschaft, und zwar die Großgrundbesitzer, in ihr Interesse zu ziehen und so die Uebermacht der Partei zu befestigen. Es wurden Exportprämien für Getreide festgesetzt, die die Ausfuhr überschüssiger Quanten ermöglichten und so einen umfassenden Anbau lohnend machten. Das Erstehen und die Erhaltung kleiner Besitzer wurde dadurch freilich nicht begünstigt, diese wichtige soziale Aufgabe also, um die sich bei uns das Königtum so große Verdienste erworben hat, nicht erfüllt. Ueberhaupt kann ich aus den ganzen Darlegungen nicht die Erkenntnis gewinnen, daß die wirtschaftliche Entwicklung im Ganzen eine gesunde gewesen wäre, besonders seit der Zeit, da das Königtum seine Macht an die wirtschaftlich Starken, an die »Leistungsfähigen« abtrat. Die Bevorzugung von Handel und Industrie, der gegenüber die zeitweilige Hebung der Landwirtschaft doch nur ein Kunstprodukt war, das keine Dauer versprach, die rapide Vergrößerung der Städte und Entvölkerung des Landes, das Zusammenströmen großer Reichtümer in den Händen der höheren Klassen und manches Andere, das Alles waren doch Momente, die wohl den äußeren Glanz erhöhten, aber nicht den wirklichen Wohlstand, d. h. das innere Wohlbefinden des Volkes verbürgten. Es ist wohl auch nicht zu leugnen, daß das englische Volksleben grauenhafte Nachtseiten aufwies und aufweist. Nichtsdestoweniger ist die Rührigkeit, Geschicklichkeit, Tatkraft, namentlich auch der Patriotismus, mit dem die Nation bedeutende Ziele erreicht hat, voll anzuerkennen.

Eins scheint mir vom Verfasser nicht genügend betont und begründet zu sein, nämlich der Kontrast, der da besteht zwischen der verhältnismäßig langsamen Entwicklung auf allen Gebieten vor dem siebenjährigen Kriege und dem raschen Aufschwung nach dem Kriege. Er ist wohl (S. 141) erwähnt und beschrieben, aber nur als Tatsache

und nicht in Würdigung seiner Bedeutung. Jetzt plötzlich, seit 1760 drangen neue soziale Schichten empor, jetzt wurden zahlreiche Erfindungen gemacht, jetzt das Kapital zu ihrer Verwertung aufgebracht, jetzt wichtige Verbesserungen, Straßen, Kanäle geschaffen. Da fragt es sich doch, warum das grade Alles in diesem Momente geschah. Zu alle dem gehört doch eine innere Disposition des Volkes, die nicht plötzlich entstehen kann, sondern schon lange vorher wirksam gewesen sein muß. Es muß also ein Hemmnis vorhanden gewesen sein, vor dem sich alle Kräfte gewissermaßen gestaut haben, bis sie durch Beseitigung des Hemmnisses plötzlich frei wurden und nun ihre vielseitige Wirkung zu äußern vermochten. Meiner Meinung nach bestand dieses Hemmnis in der Feindschaft und bedrohlichen Uebermacht Frankreichs, das Regierenden und Regierten noch immer einen enormen Respekt einflößte. Früher hatte man starke Bundesgenossen gehabt, Oesterreich mit seinen Klienten, die Niederlande, jetzt hatten sich die Dinge so gestaltet, daß auf sie nicht mehr zu zählen war, und so sah sich England isoliert dem gewaltigen Rivalen gegenübergestellt, mit dem die Abrechnung über kurz oder lang kommen mußte. Das muß wohl auf das Volk einen gewissen lähmenden Einfluß geübt haben, der eine wirtschaftliche Unternehmungslust nicht recht aufkommen ließ. Als dann aber Frankreich nach fünfjährigem Ringen nicht bloß abgewehrt, sondern besiegt und vieler Besitzungen beraubt war, da hob sich das Selbstbewußtsein gewaltig und alle aufgespeicherte Kraft drängte sich zu betätigen, da war der Boden bereitet für neue Erfindungen, neue Wirtschaftssysteme, umfassende Fortschritte auf allen Gebieten. Durch diese Dinge ist dann natürlich die Volkskraft noch wesentlich erhöht worden und der Verfasser hat vollkommen recht, der Wirksamkeit des Adam Smith eine entscheidende Bedeutung hierbei zuzuschreiben.

Wenn ich nun das Ganze nochmals überblicke und frage, ob dem Verfasser die Lösung der Aufgabe, des Problems gelungen ist, das er sich gestellt hat, so vermag ich das doch nicht mit einem vollen Ja zu beantworten. Er wollte uns zeigen, wie es möglich war, daß Pitt in so jungen Jahren nicht bloß das höchste Amt erlangen, sondern auch unter Erringung großer Erfolge verwalten konnte. Da lernten wir denn als wirkende Momente kennen: einmal die wirtschaftliche und soziale Stellung der Familie, die gute Erziehung, die persönlichen Anlagen und die persönliche Einwirkung des Vaters, dann die politischen Maximen und Ideen des Vaters, die ihm das politische Ziel gesetzt hätten, endlich die wirtschaftlichen Ideen von Adam Smith, die sich ihm zur Durchführung ge-

boten und somit die von Chatham gelassene Lücke ausgefüllt hätten. Von diesen Momenten lasse ich die ersten vier vollkommen gelten. Es ist in der That erstaunlich, wie da alles zusammentraf, um Pitt gleich auf die Höhen des Lebens emporzuheben. Das nächstangeführte Moment scheint mir dagegen nicht recht zu stimmen. Chatham hat dem Sohne wohl tausendfache Anregungen und praktische Belehrungen zuteil werden lassen, aber daß er ihm ein Ziel vor Augen gestellt und Pitt diesem Ziele nachgestrebt habe, kann ich beim besten Willen nicht finden. Und noch weniger will mir das letzte Moment gefallen. Daß eine neue Wirtschaftslehre geboten war, hatte doch für Pitts Entwicklung noch gar nichts zu bedeuten. Neue fruchtbare Ideen treten sehr häufig zu Tage, wenn auch selten von solcher umwälzenden Kraft, es kommt nur darauf an, daß sie von einem scharfsichtigen Staatsmann ergriffen werden. Wer das thut, der erhebt sich über die Andern, und ihm ist es zum Verdienst zu rechnen. Man darf aber nicht sagen, daß ihm die Verhältnisse zu Hülfe gekommen wären, denn so kommen sie Jedem gleicher Maßen zu Hülfe. Wenn Pitt von seinem Vater epochemachende Ideen überliefert erhielt, so kann man ihn für vom Schicksal begünstigt erklären, das ihm diese Ideen ohne sein Zuthun nahebrachte. Adam Smith aber stand Pitt ebenso fern wie jedem andern Engländer. Dessen Lehren wurden ihm von Niemand nahegebracht. Wenn er sie verwertete, und dadurch seiner Amtsführung Erfolge verschaffte, so war das ein Ergebnis seiner persönlichen Tüchtigkeit, deren Quellen an ganz anderen Orten zu suchen sind.

Diese mannigfachen Ausstellungen sind nun keineswegs geeignet und bestimmt, den wissenschaftlichen Wert des Buches abzuleugnen. Es steckt eine tüchtige, umfassende Forschungs- und Gedanken-Arbeit darin, die uns reiche Belehrung gebracht hat und hoffentlich bald in den folgenden Teilen noch bringen wird.

Halle.

Albert von Ruville.

Nestle, W., Euripides der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart 1901. W. Kohlhammer. XIV und 594 S. Preis 15 M.

Derselbe, Untersuchungen über die philosophischen Quellen des Euripides. Leipzig 1901. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Philologus, Supplementband VIII, Viertes Heft. S. 559—656).

Nestles Buch über Euripides ist leicht zu lesen, aber mühselig zu beurteilen. Denn der Verfasser hat, damit der gebildete Leser sich nirgends mit dem Staube der philologischen Arbeit beschmutze,

nicht nur auf die eigentliche Darstellung etwa 200 eng bedruckte Seiten Anmerkungen folgen lassen, sondern auch die Quellenuntersuchung in eine besondere Publikation verwiesen, wo nun freilich notgedrungen manches zum zweiten Male erscheint. Wäre nur in anderer Weise besser für den unkundigen Leser gesorgt! Belegstellen sind in einer Fülle gegeben, die dem Verfasser selber bedenklich scheint; alle in deutscher Uebersetzung. Aber welche Vorstellung wird der Leser von Euripides bekommen, wenn er ihn aus den hier übersetzten Citaten kennen lernt! Bald schreitet der Dichter in natürlicher Grazie dahin (wenn nämlich die Uebersetzung von Wilamowitz ist), bald stelzt oder stolpert er über unerträgliche Elisionen oder falsche Wortbetonungen mühsam durch das Versmaß einher, besonders oft, wenn ihn Nestle selber verdeutschte hat. Seine Verse sind durch die sonst gültigen Betonungsgesetze in keiner Weise beschränkt; er bietet uns als Anapaeste:

S. 47 Wer kann das schau'n und wer erkennet nicht Gott . . ,
als Pentameter:

S. 162 Die vor Potidaeas Thoren erlitten den Tod.

Ist in einem Trimeter ein tonloses *e* zu viel, so wird es schonungslos elidiert:

S. 148 Ueb'rall ist Dike nah, wenn man nur sehen will.

S. 185 Und jagt nach Reichtum und gewinnt ihn üb'rall her.

S. 366 Die Erde, die uns nährt, ist üb'rall Vaterland.

S. 24 Ein Thor, der vieles umtreibt (?) und's doch lassen könnt',
Der ohne Umtrieb' (?) leben könnt' ganz angenehm;
eine unbetonte Stammsilbe trägt mit Leichtigkeit den Iktus:

S. 46 Was ist denn schlecht als was dem, der zuschaut, so
scheint?

S. 54 . . Als dieser That Urheber; dann erst preise mich . .

S. 60 Noch wurde keiner glücklich, der Unrecht verübt.

S. 127 . . Er nicht dieselben stets unglücklich lassen sein.

S. 177 . . Ein schlechter Mensch abstammen? Niemals glaub'
ich dies.

S. 44 Warum denn sitzt auf Weissagestühlen ihr . . ;
aber ebenso gut eine Bildungssilbe:

S. 194 Wer ward je ohne Anstrengung berühmt und wer . .

S. 259 Doch so schrecklich ist nichts als wie ein böses Weib.

S. 161 Kein Sterblicher ist, den nicht Unglück heimgesucht.

S. 172 . . So mag ich häßlich sein; lieber als schön und schlecht.

S. 190 Die Tugend ist der allerwertvollste Besitz.

ib. Um so viel mehr wächst und vervollkommnet sie sich;
wobei sich vortreffliche Choliamben ergeben können:

- S. 216 Denn welch ein guter Ringer oder Schnellläufer
Ein Diskuswerfer oder guter Faustkämpfer . . .
Ein Tetrastichon noch, zugleich als Probe der elocutio:
S. 280 Wärest Du kein schlechter Kerl, so würd'st Du loben nicht
Auf Kosten Deines Vaterlands hier diese Stadt.
Denn guten Charakters scheint mir der nicht zu sein,
Der pietätslos spricht vom eignen Vaterland.

Schlimmer ist, daß ihm grobe Uebersetzungsfehler passieren. Es ist verhältnismäßig harmlos, wenn er einen Satz falsch konstruiert:
Eur. fr. 760 ἔξω γὰρ ὀργῆς πᾶς ἀνὴρ σοφώτερος.

- S. 201 Denn frei von Zorn ist jeder wirklich weise Mann.
Aber die einfachsten Thatsachen des euripideischen oder auch allgemein griechischen Sprachgebrauches sind ihm unbekannt. Er hält es für möglich, daß in dem ersten Verse der bekannten Schlußformel

πολλὰ μορφαὶ τῶν δαιμονίων

der Genetiv von οἱ δαιμόνιοι komme (S. 54). Eur.¹⁾ El. 386 ff.:

οἱ γὰρ τοιοῖδε τὰς πόλεις οἰκοῦσιν εἶθ'
καὶ δώμαθ', αἱ δὲ σάρκες αἱ κεναὶ φρενῶν
ἀγάλματ' ἀγορᾶς εἰσιν

übersetzt er S. 182:

Jedoch die Fleischesmenschen, leer an Geiste, sind
Bilsäulen auf dem Markte,

und vergleicht τὸ μὲν πνεῦμα πρόθυμον, ἡ δὲ σὰρξ ἀσθενής nebst anderen neutestamentlichen Stellen. Wenn in dem eben citierten Fragmente des Autolykos Euripides sagt (v. 13 ff.):

ἐμεμφάμην δὲ καὶ τὸν Ἑλλήνων νόμον,
οἱ τῶνδ' ἔκατι σύλλογον ποιοῦμενοι
τιμῶσ' ἀχρεῖους ἡδονάς,

so schwankt er S. 217 noch, ob Euripides »die hellenischen Nationalfeste oder auch private Turnvereine meine«, und ebenso in der Anmerkung (S. 492): »so wäre das Fragment des Euripides eine der ältesten Belegstellen für das griechische Vereinswesen«; aber S. 220 ist er zur Gewißheit durchgedrungen: »Weiteres, wie den Angriff auf die Turnfeste und -vereine, hat Euripides selbst hinzugefügt«. Und folgerecht übersetzt er fr. 449 σύλλογον ποιεῖσθαι: »einen Bund schließen«. Ob σύλλογος denn »Verein« heißen kann, darnach zu fragen kommt ihm gar nicht in den Sinn. fr. 635:

οἱ τὰς τέχνας δ' ἔχοντες ἀθλοώτεροι
τῆς φανότατος καὶ γὰρ ἐν κοινῷ φέγειν
ἄπασιν κείσθαι δοστοχῆς κοῦκ εὐτοχῆς

1) Die Verse sind interpoliert, aber gewiß von Euripides; daß sie sich auf die Athleten beziehen, zeigt fr. 252, 10 λαμπροὶ δ' ἐν ἱππῇ καὶ πύλῳ ἀγάλματ' ἔσονται.

versteht er (S. 214)

Wer sich der Bildung hingiebt, ist unglücklicher,
Als wer noch ungebildet.

fr. 360, 25 ff.

ἀλλ' ἔμοιγ' εἴη τέκνα,

ἃ καὶ μάχοιτο καὶ μετ' ἀνδράσιν πρέποι,

μὴ σχήματ' ἄλλως ἐν πόλει πεφυκότα

bedeutet ihm (S. 277)

Nicht wie man sonst sie in der Stadt erwachsen sieht.

fr. 915

νικᾷ δὲ χρεῖα μ' ἡ κακῶς τ' ὀλουμένη

γαστήρ, ἀπ' ἧς δὴ πάντα γίγνεται κακὰ

deutet er uns (S. 200)

Mich zwingt die Not und mein gar übel leidender Magen;
wunderlicherweise zieht er daraus keinen Schluß auf den Gesundheitszustand des Dichters. Denn daß dieser ›auch der Freude des Mahles nicht abhold‹ ist, beweist klärlich — der Schluß von οὐ παύσομαι τὰς Χάριτας (S. 200).

Doch ernsthaft! Wiederholt übersetzt er ohne die mindeste Rücksicht auf den Zusammenhang. Daß ein Sklave nicht selber denken soll, beweist ihm fr. Alex. 48

σοφὸς μὲν οὖν εἶ, Πρίαμ', ὅμως δέ σοι λέγω·

δοῦλου φρονοῦντος μᾶλλον ἢ φρονεῖν χρεῶν

οὐκ ἔστιν ἄχθος μεῖζον . . .

S. 353 Ein Sklave, der mehr denkt, als er denken soll . .

Er brauchte nur das vorhergehende Fragment zu lesen, um zu sehen, daß φρονεῖν hier ›stolz sein‹ heißt; aber er zieht es vor, die falsche Deutung noch auf fr. 51 zu übertragen. Doch auch innerhalb der erhaltenen Dramen mißachtet er den Zusammenhang; allein in den Troerinnen dreimal:

101 ff. μεταβαλλομένου δαίμονος ἀνέχου.

πλεῖ κατὰ πορθμόν, πλεῖ κατὰ δαίμονα

μηδὲ προσίστω πῶρ' ἀν βιότου

πρὸς κύμα, πλέουσ' τόχαισι.

Hekabe sieht ihr Lebensschiff nicht auf offener See, sondern in einem Sunde treiben; dessen Strömung will sie folgen. Nestle denkt offenbar an die wirkliche Fahrt nach Hellas (S. 197): ›Fahr' übers Meer, fahr' nach dem Willen der Gottheit‹.

411 f. ἀτὰρ τὰ σεμνὰ καὶ δοκίμασιν σοφὰ

οὐδέν τι κρείσσω τῶν τὸ μηδὲν ἦν ἄρα.

S. 210 Die hohen Worte, die so weise scheinen, sind

Um gar nichts besser als das Allernichtigste.

Das soll gegen die Rhetorik gehen. Hätte Nestle ein bischen weiter gelesen, so hätte er vielleicht gesehen, daß Talthybios hier den Hoch- und den Niedriggestellten vergleicht:

ὁ γὰρ μέγιστος τῶν Πανελλήνων ἄναξ,
Ἀτρέως φίλος παῖς, τῆσδ' ἔρωτ' ἐξαίρετον
μαινάδος ὑπέστη· καὶ πένης μὲν εἰμ' ἐγώ,
ἀτὰρ λέχος γε τῆσδ' ἂν οὐκ ἐκτεσάμην.

Tro. 365 ff. will Cassandra zeigen, daß Troja glücklicher ist als die Achaier: die Troer starben fürs Vaterland und empfangen die gebührenden Grabeshhren (386—90); die Ueberlebenden erfreuten sich ihrer Familie (391—93); Hektor ist ruhmvoll gestorben (394—97), Paris Eidam des Zeus geworden (398. 99).

400 φεύγειν μὲν οὖν χρή πόλεμον ὅστις εὖ φρονεῖ·
εἰ δ' ἐς τόδ' ἔλθοι, στέφανος οὐκ αἰσχρὸς πόλει
καλῶς ὀλέσθαι, μὴ καλῶς δὲ δυσκλεές;

also »ein Untergang in Ehren ist für eine Stadt ein nicht unrühmlicher Siegeskranz«; Nestle verwechselt πόλει und ὑπὲρ πόλεως und übersetzt (S. 308):

Doch kommts dazu, so ists ein Ruhm, fürs Vaterland
In tapfrem Kampf zu sterben.

Aber selbst auf die Struktur der einzelnen Stelle achtet er nicht, wenn er die Vokabeln zu erkennen meint:

fr. 275 κακῶς δ' ὀλοῖντο πάντες, οἱ τυραννίδι
χαίρουσιν . .
τοῦλούθερον γὰρ ὄνομα παντὸς ἄξιον.

S. 298 Des freien Namens würdig ist ein jeder Mann.

fr. 483 ἐγὼ γυνὴ μὲν εἰμι, νοῦς δ' ἔνεστί μοι,
ἀβτῇ δ' ἐμαυτῆς οὐ κακῶς γνώμης ἔχω.

S. 266 Und von mir selber denk' ich wahrlich niemals schlecht.

fr. 948 θεοῖς ἀρέσκει· πᾶν γὰρ ἐκ θεῶν τέλος.

S. 52 Denn alles was von ihnen kommt hat seinen Zweck.

Er verwechselt die genera verbi:

fr. 950 ὥς ἡδὺ πατέρα παισὶν ἥπιον κυρεῖν
καὶ παῖδας εἶναι πατρὶ μὴ στυγομένους.

S. 273 Wie schön, wenn seinen Kindern gütig weiß zu sein
Der Vater und auch sie ihm hegen niemals Groll.

fr. 360, 38 f. δώσω κόρην
θῦσαι πρὸ γαίας· εἰ γὰρ αἶρεθ' ἤσεται
πόλις, τί παίδων τῶν ἐμῶν μέτεστί μοι;

S. 277 Die Tochter geb' ich hin fürs Vaterland; denn wenn
Sie dieses ruft, sind meine Kinder dann noch mein?

Er weiß nicht, wo οὐ und wo μή steht:

El. 975 OP. μητροκτόνος νῦν φεύξομαι, τόθ' ἄγνος ὢν.

HA. καὶ μὴ γ' ἀμύνων πατρὶ δυσσεβῆς ἔσῃ.

S. 123 El. Rächst Du den Vater, wirst Du auch kein Frevler sein. Und noch ist das Aeüßerste nicht erreicht :

fr. 918 πρὸς ταῦθ' ὅτι χρὴ καὶ παλαμάσθων
καὶ πᾶν ἐπ' ἐμοὶ τεκταινέσθων.

S. 185 Mögen sie gegen das, was sein soll, ankämpfen. Dem schließt sich würdig an seine Uebersetzung von fr. 981 :

εἰ δὲ † πάρεργον χρὴ τι κομπάσαι, γίναι,
οὐρανὸν ὑπὲρ γῆς ἔχομεν εὖ κεκραμένον,
ἴν' οὐτ' ἄγαν πῶρ οὔτε χεῖμα συμπίτνει·
ἀ δ' Ἑλλάς Ἀσία τ' ἐκτρέφει κάλλιστα, γῆν
δέλεαρ ἔχοντες τήνδε συνθηρεύομεν.

S. 171 »In Hellas und in Asien gedeiht alles am schönsten. Solch ein Land als Lockspeise bietend ziehen wir mit auf die Jagd«. Er druckt 'A δ' Ἑλλάς; offenbar findet er hier den Artikel in dorischer Form. Die richtige Erklärung giebt der von Nauck citierte Lobeck (ad Ai. p. 252).

Auch wo er keine Uebersetzung giebt, zeigt oft die Verwendung der Stelle, daß er sie falsch übersetzt hat.

El. 294 ἔνεστι δ' οἶκτος ἀμαθία μὲν οὐδαμοῦ,
σοφοῖσι δ' ἀνδρῶν· καὶ γὰρ οὐκ ἀζήμιον
γνώμην εἶναι τοῖς σοφοῖς λίαν σοφῆν.

S. 488 »Das Mitleid (οἶκτος) muß der Moral des Egoismus als etwas Dummes (ἀμαθής) erscheinen. Aber eben gegen dies »Uebermaß von Weisheit«, das man nicht ungestraft sich aneignet, polemisiert hier Euripides«. In Wahrheit macht der Dichter die feine Bemerkung, daß mit der geistigen Kultur auch das schmerzliche Mitgefühl mit fremdem Leide wächst. — Platon kann er natürlich so wenig übersetzen wie Euripides: S. 359 »Auch Gorgias muß ähnliche Lehren verkündigt [die Sklaverei für unberechtigt erklärt] haben: in dem nach ihm benannten Dialoge Platos (p. 510^b) erwähnt Sokrates offenbar als eine von Kallikles und Gorgias zugestandene Voraussetzung, daß jeder Mensch des andern Freund sein soll, nach dem Grundsatz, daß gleich und gleich zusammen gehöre«. Die Stelle lautet: φίλος μοι δοκεῖ ἕκαστος ἑκάστῳ εἶναι ὡς οἶόν τε μαλιστα, ὅνπερ οἱ παλαιοὶ τε καὶ σοφοὶ λέγουσιν, ὁ ὁμοῖος τῷ ὁμοίῳ.

Die Kritik, welche er übt, ist dieser Interpretationskunst würdig. Den Kyklopen, der sich rühmt περδόμενος ἀντικτοπεῖν ταῖς ἐκ Διὸς βρονταῖς, macht er nach Donners Uebersetzung gesellschaftsfähig¹⁾:

1) Durch Interpretation weiß er an einer anderen Stelle dem wahren Sinne züchtig aus dem Wege zu gehen. S. 498 »In einen derartigen Zusammenhaug

327 . . ἐπεκπιῶν γάλακτος ἀμφορέα. πέπλον
κρούω, Διὸς βρονταῖσιν εἰς ἔριν κτυπῶν.

S. 205 »und lärme mit

Zeus' Donnern um die Wette, stampfend auf den Grund« (πέπλον)

Dagegen schützt er die Ueberlieferung fr. 645 (S. 127):

συγγνώμονάς τοι τοῦ θεοῦ εἶναι δοκεῖ.

ἔταν τις ὄραμ θάνατον ἐκφυγεῖν θέλῃ

ἢ δεσμὸν ἢ βίαια πολεμίων κακὰ.

ἢ παῖσιν ἀποθνήσκεισι κοινωνῇ δόμων.

5 ἢ τᾶρα θνητῶν εἰσιν ἀσυνετώτεροι

ἢ τὰπεικῇ πρόσθεν ἡγρόνται δίκης.

Hier findet er alles in Ordnung und Useners οἷ in v. 6 »durchaus überflüssig« (S. 446). Wir haben hier »eine schlagende Parallele zu der Stelle des Herakles (339 ff.), welche in das Dilemma ausläuft, daß es dem Zeus entweder an Weisheit oder an Gerechtigkeit fehle«, und die beiden Verse heißen:

Sei's daß sie thörichter noch sind als Sterbliche,

Sei's daß bei ihnen Sitte höher gilt als Recht.

ἐπεικῆς ist nämlich »was der Anstand erfordert, also was θέσει für sittlich gilt«. Vielleicht belehrt er sich einmal aus einem Lexikon darüber, was das ἐπεικὲς im Gegensatze zum δίκαιον ist; er wird dann sehen, daß Usener recht hat und die Verse bedeuten: Sonst (ἢ) ergiebt sich (ἄρα) wahrlich (τοι), daß sie weniger Einsicht als die Sterblichen haben, welche die Billigkeit höher stellen als das Recht.

Aber er macht auch selber Konjekturen; eine zur Probe:

fr. 833 τίς δ' οἶδεν εἰ ζῆν τοῦδ' ὃ κέκληται θανεῖν,

τὸ ζῆν δὲ θνήσκειν ἔστι; πλὴν ὅμως βροτῶν

νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὀλωλότες

οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτενται κακὰ.

Daß die Stelle von Blass (Herm. XXXVI 312) definitiv erledigt ist, konnte er nicht wissen; aber darum durfte er immer noch keinen Vers verbrechen wie diesen (S. 450):

τὸ ζῆν δὲ θνήσκειν ἔστ'; ἢ μὴν ὅλως βροτῶν . .

Also einzelne Stellen wird uns Nestle schwerlich besser verstehen lehren; vielleicht entwirft er doch ein richtiges Gesamtbild des Dichters? Das hat er sich durch einen methodischen Fehler

scheint auch fr. 895 zu gehören: ἐν πλησμονῇ τοι Κύπρις, ἐν πεινῶντι δ' οὔ. Nach Ath. 270^b hätte Euripides den Gedanken aus dem Satyrspiel Aithon des Achaëus entlehnt, wo es hieß: ἐν κενῇ γὰρ γαστρὶ τῶν καλῶν ἔρως οὐκ ἔστι· πεινῶσιν γὰρ ἡ Κύπρις πιχρά. Zur Liebe gehört demnach ein gewisser Wohlstand. Man mag dabei an das deutsche Sprichwort denken: »Armut ist eine Haderkatze«. Vielleicht denkt man noch besser an Catulls Billet an Ipsitilla.

selber unmöglich gemacht: er faßt durchweg die Äußerungen der Personen des Dichters als Selbstzeugnisse des Euripides auf. Leider kann er sich dafür auf Rohde berufen ¹⁾, aus dessen Psyche (II² 252) er die Stelle citiert (S. 7): »Im antiken Drama gilt die völlige Ablösung des dramatischen Bildes von dem Bildner, dem Dichter des Dramas, nur in eingeschränktem Sinne. Viel einschneidender als die Größten unter den Neueren übt der antike Dramatiker sein Richteramt: der Verlauf seines Gedichtes zeigt deutlich an, welche Thaten und Charaktere ihm als verwerflich gelten, aber auch welche Meinungsäußerungen er billigt, welche nicht . . So darf man solche Aussprüche der Bühnenpersonen, die ohne tatsächliche oder ausgesprochene Korrektur bleiben, als solche ansehen, die dem Dichter selbst nicht als verwerflich gelten. Euripides vollends läßt seine Personen so oft Meinungen und Lehren vortragen, die nur seine eigenen Ansichten und Stimmungen ausdrücken können, daß man auch da, wo ihre Äußerungen mit den Annahmen des überlieferten Glaubens übereinkommen, zumeist annehmen darf, daß im Augenblick solche Glaubensäußerungen die Ansicht des subjektivsten der Tragiker wiedergeben«. Mir scheint es im Gegensatze dazu selbstverständlich, daß man, um des Dichters eigene Meinung zu erfahren, ausgehen muß von den Stellen, wo seine Personen sozusagen aus der Rolle fallen, wo er selber den Kopf durch die Tapete steckt. In die so gewonnenen Grundlinien werden wir dann vorsichtig solche Züge eintragen, die sich aus den Stellen ergeben, wo die Personen aus ihrem Charakter und ihrer Situation heraus reden. Nestle geht übrigens weit über die von Rohde gesteckten Grenzen hinaus: er verwendet auch die Fragmente ganz unbesorgt als Selbstzeugnisse des Dichters. ἐγὼ δ' ἐμὸς εἰμι ist ein Fetzen, den Priscian bewahrt hat (fr. 1005). Angenommen, das könnte so richtig überliefert sein, so wüßten wir doch nicht, wer dies sagte und in welcher Lage. Nestle weiß, daß der Dichter selbst redet (S. 22): »Er war sich seiner Eigenart, der besonderen Weltauffassung, die ihn von der Menge trennte, sehr wohl bewußt. . . »Ich gehöre mir selbst«, sagt er (fr. 1005)«. Aber er hält nicht pedantisch an solcher Deutung fest; S. 200 kann er das Steinchen für ein anderes Mosaikbild

1) Er führt auch einen antiken Zeugen an, der sich solcher Ehre wohl kaum versehen hätte: Q. Tullius Cicero, der »sich dahin ausspricht, daß er die einzelnen Verse des Euripides für einzelne »Zeugnisse« desselben halte«. Er mahnt ad fam. XVI 8 Tiro, an seine Gesundheit zu denken: ψυχὸς δὲ λεπτῷ χρωτὶ πολέμιώτατον inquit Euripides: cui tu quantum credas nescio; ego certe singulos eius versus singula [eius] testimonia puto. Er hat das Citat aus Bergk (Gr. Littg. III 507), der es natürlich richtig verstand, ausgeschrieben, ohne es im Zusammenhange nachzusehn.

verwenden: »Die Ueberwindung sinnlicher Neigungen und Leidenschaften ist . . . nur ein Teil der Selbstbeherrschung, die jeder sittliche Mensch gegen sich üben muß . . . an den bekannten Ausspruch Aristipps *ἔχω οὐκ ἔχομαι* erinnert das selbstbewußte Wort: »Ich gehöre mir selbst« (fr. 1005). Ja, ein herrenloses Fragment erkennt er erst als euripideisch und dann als Selbstzeugnis. Daß Euripides »ein Mann des Fortschritts« war, bezeugt fr. adesp. 509 (nach seiner Lesung) *χρόνος αὖ χρόνος ἅμα κραταῖα χρημοσύνη βίου πόλλ' ἀνευρίσκει σοφὰ μαιόμενοις* (S. 336). Dabei kommt er denn allerdings zu überraschenden Ergebnissen. Zwar wenn einer aus den Worten des Chores (nicht Polyphems S. 382) *Cycl. 186 μηδ' αὖ γένος ποτὲ φθῶναι γυναικῶν ὄφελ'*, — *εἰ μὴ 'μοὶ μόνῃ* eine »Selbstironie des Dichters« heraushören will (S. 25, 392), so kann ihm das keiner verbieten, solange er sich bewußt bleibt, daß ihn dabei nichts leitet als ein subjektives Empfinden; aber Nestle geht weiter. Wir lernen in dem Dichter zu unserm Erstaunen einen Bewunderer roher kriegerischer Kraft kennen:

fr. 1048 *οὐκ ἔστιν οὐδὲν τῶν ἐν ἀνθρώποις ἴσον*.

χρῆν γὰρ τύχας μὲν τὰς μάττην πλανωμένας

μηδὲν δύνασθαι, τὰμφανῇ δ' ὑψηλ' ἄγειν.

ὅστις κατ' ἰσχὺν πρῶτος ὦν ἡτάζετο

ἢ τόξα πάλλων ἢ μάχη δορὸς σθένων,

τοῦτον τυραννεῖν τῶν κακίωνων ἐχρῆν.

Euripides »protestiert« hier »gegen eine vernunftwidrige Gleichmacherei«. »Freilich nimmt er hier die Herrschaft nicht für die Angehörigen einer Geburtsaristokratie in Anspruch und insofern bleibt er auch hier seinen demokratischen Grundsätzen treu, als er jedem bedeutenden Mann den Weg zur Herrschaft offen lassen will« (S. 294). Ja, es läßt sich beweisen, daß Euripides »an der volkstümlichen Vorstellung des Alastor festhält und an dem Glauben, daß die Sünden der Väter sich an den Kindern und Enkeln rächen« (S. 184. 58 ff. 61 f. 148). Wahrlich, er verdient »der Dichter der griechischen Aufklärung« zu heißen!

Ich verzichte darauf, den Bau, den er aus solchen Materialien zusammenfügt, hier in allen Einzelheiten zu prüfen. Aber eine Behauptung, deren Wichtigkeit der Verfasser selbst betont und deren Konsequenzen sich durch das ganze Buch hindurchziehen, müssen wir doch etwas näher untersuchen. Man glaubte doch wohl bisher, daß es Euripides nicht gelungen sei, eine ihn selber befriedigende Weltanschauung zu gewinnen, daß er in dem Weltlaufe und den Geschicken der Menschen keine vernünftige Ordnung zu erkennen vermöge. Nestle ist es gelungen, eine einheitliche Weltanschauung

bei ihm zu entdecken, »durch die der Dichter die Widersprüche des Weltlaufes in eine Harmonie sich auflösen sah«, auf Grund deren er »in erhabener Ruhe, seines Gottes gewiß, über dem Streit der Meinungen« steht (S. 47). So zeigt ihn fr. 913

τίς τάδε λεύσσω θεὸν οὐχὶ νοεῖ,
μετεωρολόγων δ' ἑκάς ἔρριψεν
σκολιάς ἀπάτας; ὦν ἀτηρὰ
γλῶσσ' εἰκοβόλει περὶ τῶν ἀφανῶν
οὐδὲν γνώμης μετέχοῦσα.

Daß wir den Zusammenhang dieses Fragments leider nicht kennen, muß Nestle selber zugeben, trotzdem weiß er, daß hier der Dichter selbst redet. »Die scharfe Sprache, die hier gegen die »Meteorologen« geführt wird, muß in dem Munde des Euripides, der zu einem Anaxagoras pietätvoll aufblickte, befremden«. Sie erklärt sich durch den Einfluß des Philosophen, dem Euripides zumeist vertraut, der eine noch viel größere Wirkung auf ihn ausgeübt hat, als man bisher annahm, des Herakleitos.

Nestle findet zunächst dessen Erkenntnistheorie ¹⁾ bei Euripides wieder, d. h. die Ueberzeugung, daß das Zeugnis der Sinne trügt und das Denken allein zur Wahrheit führt. Zum Beweise dient fr. 909, 6, wo Nestle mit Hirschig liest:

οὐ γὰρ ὀφθαλμοῖς τὸ κρινόν ἐστι κάλλος, ἀλλὰ νοῦς
»denn nicht das Auge urteilt, sondern der Geist«. Hier haben wir also genau wie bei Heraklit den Geist (νοῦς) als Organ richtiger Erkenntnis. Wenn nur nicht der Zusammenhang wäre! Aber das Fragment beginnt:

οὐδεμίαν ὦνησε κάλλος εἰς πόσιν ξυνάορον,
ἀρετὴ δ' ὦνησε πολλὰς;

d. h. es kommt nicht auf die äußere, sondern auf die sittliche Schönheit an (fr. 548, wahrscheinlich aus demselben Stück, dem Oedipus, νοῦν χρὴ θεᾶσθαι, νοῦν· τί τῆς εὐμορφίας ὄφελος, ὅταν τις μὴ φρένας καλὰς ἔχῃ; 212 εἰ νοῦς ἔνεστιν· εἰ δὲ μή, τί δεῖ καλῆς γυναικός, εἰ μὴ τὰς φρένας χρηστὰς ἔχοι;) und diese kann freilich schlechterdings nicht durch das Auge erkannt werden. Von den übrigen Belegstellen noch eine:

fr. 1018 ὁ νοῦς γὰρ ἡμῶν ἐστὶν ἐν ἐκάστῳ θεός.

Dieses Fragment erinnert Nestle an Heraklit fr. 119 ἦθος ἀνθρώπων δαί-

1) Die vornehmen Ausdrücke der modernen Wissenschaft sind oft schon bei den vorsokratischen Philosophen wenig angebracht, noch weniger aber bei Euripides. Nestle findet sogar, daß dieser »der Psychophysik seine Aufmerksamkeit nicht versagt hat« (S. 171). Beweis fr. 917 ὅσοι δ' ἰατρεύειν καλῶς, πρὸς τὰς διαίτας τῶν ἐνοικοῦντων πόλιν τὴν γῆν ἰδόντας τὰς νόσους σκοπεῖν χρεῶν.

μων — welches also offenbar in die Erkenntnistheorie des Ephesiers gehört! Auch Untersuchgg. 567 ist das Wort ein Synonym zu *φρῆν*, *γνώμη*, *νοῦς*; ebd. 575 freilich bezeichnet es in demselben Bruchstücke den »geistig-leiblichen Gesamthabitus des Menschen«.

Wie Euripides nun in seiner Weltanschauung von Heraklit abhängig ist, soll die Verwendung dreier Begriffe zeigen: *νόμος*, *αἰών* und *δίκη*. *νόμος* zunächst findet er S. 56 f. im Sinne Heraklits verwandt in der bekannten Stelle der Hekabe (799)

ἀλλ' οἱ θεοὶ σθένουσι χά κείνων κρατῶν
νόμος· νόμῳ γὰρ καὶ θεοὺς ἡγοῦμεθα
καὶ ζῶμεν ἄδικα καὶ δίκαι' ὠρισμένοι,

wo Euripides spricht im Sinne Heraklits fr. 114 *τρέφονται πάντες οἱ ἀνθρώπειοι νόμοι ὑπὸ ἑνὸς τοῦ θεοῦ· κρατεῖ γὰρ τοσοῦτον ὀκόσον ἐθέλει καὶ ἐξαρκεῖ πᾶσι καὶ περιγίνεται*. Der *νόμος* bei Euripides wäre also »nichts anderes als das Naturgesetz, das der ganzen Welt zu Grunde liegt und darum auch die Religion, die Ethik und das Staatswesen hervorgebracht hat und beherrscht«. Und von diesem *νόμος* soll Hekabe weiter sagen:

ὃς εἰς σὲ ἀνελθὼν εἰ διαφθαρήσεται . . . ?

Ich denke, das kann sie nur sagen von einem den Menschen gebietenden *νόμος ἄγραφος* (den der Fromme als von den Göttern gegeben ansieht); von einem solchen *νόμος* sagt Theseus (Suppl. 562 f.):

οὐ γὰρ ποτ' εἰς Ἑλλήνας ἐξοισθήσεται,
ὥς εἰς ἔμ' ἐλθὼν καὶ πόλιν Πανδίωνος
νόμος παλαιὸς δαιμόνων διεφθάρη.

Für den *νόμος* hat Nestle nur diese eine Stelle zur Verfügung, für den *αἰών* desto mehr. Natürlich sollen sie sich beziehen auf Heracl. fr. 52 *αἰὼν παῖς ἐστὶ παίζων, πεττεύων· παιδὸς ἢ βασιλῆς*. *αἰών* ist hier nach Nestle eine Bezeichnung für den Begriff »Weltgeist, Naturgesetz« (S. 420). Geben wir das einmal zu — so falsch es ist —, so werden wir nun doch Stellen verlangen müssen, wo *αἰών* als weltregierendes Prinzip bei Euripides erscheint. Wir werden uns also Stellen verbitten, an denen *αἰών* die bekannte Bedeutungsverschiebung von dem Begriffe der relativen (auf ein Ding, also auch auf einen Menschen sich beziehenden) Zeit zu dem des menschlichen Schicksals durchgemacht hat (Hipp. 1108, Iph. T. 1121); ebenso Stellen, wo von der Macht des *χρόνος* die Rede ist (fr. 304, Herc. 776 — oder will Nestle alles, was er Stob. I 8 zusammengestellt findet, aus Heraklit ableiten?); dann bleibt eine Stelle: Heracl. 898

πολλὰ γὰρ τίκτει
Μοῖρα τελεσσιδῶταιρ'
αἰὼν τε χρόνου παῖς.

Ich finde es hübsch, daß Euripides die relative Zeit von der absoluten abstammen läßt; aber von Heraklit sehe ich nichts. Doch freilich, ich vergesse, daß Herakles bei Euripides sagte (fr. 864):

παίζω· μεταβολὰς γὰρ πόνων ἀεὶ φιλῶ.

Ἐνθομοῦμαι ὦ ἑταῖρε μὴ παίξης πρὸς με καὶ ἐκὼν ἐξαπατᾷς. Hier ist ihm denn doch hinterher selber bange geworden: in den Anmerkungen S. 419 und in den Untersuchungen S. 570 gesteht er zu, daß die Beziehung zweifelhaft ist.

Aber die eigentliche Göttin des Euripides heißt Dike — als Leitbegriff Heraklits natürlich erschlossen aus fr. 94 ἥλιος γὰρ οὐχ ὑπερβήσεται μέτρα· εἰ δὲ μὴ, Ἐρινόες μιν Δίκης ἐπίκουροι ἐξευρήσουσιν. Sie umfaßt bei Euripides viel mehr als den bloßen Begriff der Gerechtigkeit im juristischen und auch im moralischen Sinne. Sie ist nicht nur das Recht, sondern auch das Rechte, das Vernünftige, kurz sie ist ein kosmisches Wesen, der Weltgeist, die Weltvernunft. Sie ist ihm der Urgrund alles Seins (S. 247); der kosmischen Dike im Weltganzen entspricht die sittliche Dike im Menschenleben (S. 227). Und dennoch klagt derselbe Euripides so bitter über die Ungerechtigkeit des Weltlaufes? Eben als Herakliteer; als solcher kennt er eine doppelte Betrachtungsweise der Welt: diejenige, welche nur die Einzelercheinungen ins Auge faßt und die freilich Uebel in Menge gewahr wird, und diejenige, welche den ganzen Weltlauf überschaut und durch die einzelnen scheinbaren Dissonanzen die Harmonie des Ganzen hindurch hört (S. 150). Nun kann uns kein Widerspruch mehr irre machen: die Gegensätze sind nur relativ und lösen sich in der höheren Harmonie einer sie beide umfassenden Ordnung auf¹⁾ (S. 344; vgl. Untersuchgg. S. 572).

Aber hören wir die positiven Beweise. Das Bekenntnis zu dieser pantheistisch gedachten Göttin legt Euripides . . . Hekabe in den Mund (S. 146):

Tro. 884 ff. ὦ γῆς ὄχημα καπὶ γῆς ἔχων ἔδραν,
ὅστις ποτ' εἰ σὺ, δυστόπαστος εἰδέναι,

1) Im einzelnen Falle werden auch harmonistische Künste nicht verschmäht. Daß das Recht schließlich über das Unrecht siegen muß, soll eine Ueberzeugung des Euripides sein; wie paßt dazu Pal. fr. 584 εἰς τοὶ δίκαιος μολῶν οὐκ ἐνδίκων κρατεῖ τὸ θεῖον τὴν Δίκην τε συλλαβών, wo doch der Ausgang des Palamedes eben diesen Satz widerlegte? Nestle weiß sich zu helfen (S. 203): ». . . doch wissen wir nicht, in welcher Weise der Dichter seinen Stoff behandelt hat. Die angeführten Bruchstücke [dies und 585] zeigen eben, daß der Dichter auch hier seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben hat, und die Unschuld des Palamedes kam ja schließlich doch zu Tage, wenn auch erst nach seinem Tode«.

Ζεὺς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν, ¹⁾
 προσηυξάμην σε· πάντα γὰρ δι' ἀφόφου
 βαίνων κελεύθου κατὰ δίκην τὰ θνήτ' ἄγεις.

Nestle scheidet eben nicht Hekabe und Euripides. Jene ruft, als sie hört, daß Helena, die Urheberin all ihres Leides, büßen soll, ihrem Charakter und der Situation entsprechend aus: προσηυξάμην σε, ὦ Ζεῦ· πάντα γὰρ δι' ἀφόφου βαίνων κελεύθου κατὰ δίκην τὰ θνήτ' ἄγεις; dieser spricht durch ihren Mund: ὅ τι δ' ἄρ' ἐστὶν ὁ Ζεὺς, σαφῶς οἶδεν οὐδεὶς. Ebenso Hec. 799. Die troische Königin mahnt den Agamemnon: ἀλλ' οἱ θεοὶ σθένουσι χά κείνων νόμος; der Dichter setzt ironisch lächelnd hinzu καὶ αὐτοὶ δὲ οἱ θεοὶ νόμῳ εἰσὶν. Also mit diesem Bekenntnis des Dichters zu Dike ist es nichts.

Es folgt denn auch eine Wolke anderer Zeugnisse: leider sagen sie alle nur aus, daß Dike jeden Frevler dereinst straft — was man bekanntlich ohne Heraklit und vor ihm wußte und was den Menschen der Heldensage die Situation oft genug eingeben konnte. Wo aber tritt sie denn nun als kosmisches Wesen, Weltgeist, Weltvernunft auf? Erstlich werden wir hier (S. 149) auf Hel. 711 ff. verwiesen:

ὦ θύγατερ, ὁ θεὸς ὥς ἔφυ τι ποικίλον
 καὶ δυστέκμαρτον· εὖ δέ πως ἀναστρέφει
 ἐκείσε κακείσ' ἀναφέρων· δ μὲν πονεῖ,
 ὁ δ' οὐ πονήσας αὖθις ὀλλυται κακῶς,
 βέβαιον οὐδὲν τῆς αἰεὶ τύχης ἔχων.

• Allerdings heißt hier die Gottheit nicht mehr Dike; es wäre auch eine wunderliche Dike, die so verführe. Es folgen noch mehrere solche enfants perdus, die ich und mit denen ich den Leser verschonen will; entscheidend sind die beiden Stellen Herc. 739 ἰὼ δίκαια καὶ θεῶν παλίσρρους πότμος und El. 1155 παλίσρρους δὲ τάνδ' ὑπάγεται δίκαια, in denen der Ausdruck παλίσρρους deutlich genug auf die παλίντονος ἀρμονίη des Herakleitos hinweist (vgl. Untersuchgg. S. 569). Allerdings bethätigt sich Dike an beiden Stellen nicht eigentlich als kosmisches Wesen, aber doch, πάλιν hier, πάλιν da — was brauchen wir weiter Zeugnis?

Genug davon, vielleicht zu viel. Besprechen will ich noch Nestles Auffassung der Bakchen, weil er hier eine schon gefundene Wahrheit wieder verschüttet. Er hatte die Frage schon Philol. LVIII 326 ff. behandelt und thut es hier in kürzerer Form S. 74 ff. Wenn Nestle die Anschauung bestreitet, daß das Stück von einer

1) Nestle übersetzt: »ob Zeus, Naturgesetz, Geist in den Sterblichen«. Er führt selber (450) das aeschyleische Ζεὺς ὅστις ποτ' ἐστὶν an; daran muß doch Euripides gedacht haben. Also Zeus gehört zu ὅστις ποτ' εἰ σύ; es war als Vokativ intendiert und glich sich dann im Casus der Apposition δυστόπατος εἰδέναι an.

Rückkehr des Dichters zum alten Glauben zeuge, so stimmt das zu den Ausführungen in meiner Ausgabe des Stückes (S. 17 ff.) — die er Philol. a. a. O. 367 citiert, ohne sie gelesen zu haben — aber er faßt die beiden wichtigsten Chorlieder, das erste und das dritte Stasimon, so verkehrt auf, daß er dadurch den Verteidigern der falschen Ansicht höchstens Material zur Bestreitung der richtigen liefert.

Das Problem ist doch dieses: Wie kommt es, daß Euripides hier eine den überlieferten Glauben antastende Forschung abweist? Die alte Ansicht erwidert: er hat eben seine Meinung geändert. Das ist falsch; aber ebenso falsch ist es, wenn Nestle das Problem beseitigt, indem er behauptet, daß Euripides hier teils gar nicht von solcher Forschung rede, teils sich nicht anders darüber äußere als früher. Es handelt sich im ersten Stasimon um die erste Antistrophe (386—401) und den Schluß der zweiten (428—31). Nach Nestle sollen 386—394 auf »hetzerische Tagespolitiker«, 428—31 ebenso auf »politische Demagogen«¹⁾ gehen; in v. 395—401 dagegen »ist nun allerdings der menschlichen Weisheit eine Grenze gesteckt und gesagt, daß sie im Streben das Transcendente zu erkennen über das Ziel hinausschießen könne«. Also ein so haltloses Hin- und Herschwanken von einem Gedanken zum andern traut Nestle dem Dichter zu. Vielmehr ist es ganz klar, daß die Empörung über des Pentheus Frevel wider Dionysos (Str. 1) den Chor auf die Prophezeiung führt, daß es mit dem, der seinen Mund nicht zügeln könne und sich in seiner Verblendung über die νόμοι (= θεοὺς σέβασθαι) hinwegsetze, ein böses Ende nehmen müsse. Dies konnte von Pentheus gelten, es konnte aber auch auf eine die Götter antastende Philosophie gehen. Und ganz auf eine solche beziehen sich die folgenden Verse, in denen der Dichter — was wir festhalten wollen — sagt, daß, wer solche Ziele verfolgt, sich die Freuden des Tages verkümmert. Und so schließt sich in der zweiten Antistrophe an den Preis des Freudenbringers Dionysos wieder ganz natürlich der Gedanke an, daß es weise sei, Herz und Sinn von den περισσοί φῶτες fern zu halten und anzunehmen, was das schlichtere Volk (τὸ πλῆθος τὸ φαυλότερον²⁾) dem Brauche folgend anerkennt (ἐνόμισε) und

1) Freilich, in der Anmerkung (S. 429) hat er das wieder vergessen. »Der Sinn der Worte [τὸ πλῆθος δ' τι τὸ φαυλότερον ἐνόμισε χρῆται τε, τόδ' ἂν δεχοίμαν] ist genau derselbe wie Phoen. 469—72 [ἀπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἐφ' αὐτοῦ ποιῶν δαί τ' ἀνδρῶν ἐρμηνευμάτων· ἔχει γὰρ αὐτὰ καιρὸν· ὁ δ' ἀδικὸς λόγος νοσῶν ἐν αὐτῷ φαρμάκων δεῖται σοφῶν]. Die Stelle wendet sich lediglich gegen die sophistische Herrenmoral à la Plato, Gorg. 488b εἶναι βίαν τὸν κρείττω τὰ τῶν ἡττόνων καὶ ἀρχειν τὸν βελτίω τῶν χειρόνων καὶ πλεον εἶναι τὸν ἀμείνω τοῦ φαυλοτέρου«. Das vereinige mit dem Text und begreife an sich, wer kann.

2) Er kann es nicht billigen (S. 429), daß ich φαυλότερον mit ἀμαθέστερον

praktisch befolgt (χρηται): wer das nicht thut, stört sich eben die Lebensfreude.

Also es muß dabei bleiben; das erste Stasimon wendet sich gegen eine theoretische Bestreitung des Götterglaubens. Eine zweite Frage ist es, ob diese Bestreitung ernst gemeint ist. Kann man sich wirklich nicht vorstellen, daß ein Mensch, der ein langes Leben fruchtlos gekämpft und sich als Greis vom Kampfplatze in die Stille zurückgezogen hat, nun in müder Resignation, mit schmerzlich ironischem Lächeln sagt: »Kämpft doch nicht an gegen das, was die Masse glaubt; ihr kürzt euch dadurch nur die Freuden des Tages«. Nun, Euripides sagt uns im dritten Stasimon deutlich, wie er jene Äußerungen des ersten aufgefaßt wissen will. »Langsam, aber sicher ziehen die Götter Gottesfrevler zur Rechenschaft. Und mit Recht; denn man muß im Denken und Handeln sich nicht über die νόμοι erheben wollen«. Soweit der Chor; nun der Dichter:

κούφα γὰρ δαπάνα νομίζειν ἰσχὺν τόδ' ἔχειν

ὃ τι ποτ' ἄρα τὸ δαιμόνιον

τό τ' ἐν χρόνῳ μακρῷ νόμιμον ἀεὶ φέσει τε πεποκός.

»Es kostet nicht viel zu glauben, daß diese Macht Kraft habe« — spricht so der Gläubige? Kann man hier die Akkommodation an einen Glauben, den der Sprechende nicht teilt, verkennen? »Was denn auch immer das Göttliche ist«¹⁾ — also er weiß das nicht. Aber freilich, er weiß es doch, wenn wir die folgende Zeile fassen, wie es üblich ist: »und das was im Verlauf der langen Zeit stets Brauch war und von Natur existiert«. τὸ ἐν χρόνῳ μακρῷ νόμιμον ἀεὶ sind die θεοὶ οὕς νομίζουσιν οἱ ἄνθρωποι; wenn diese φέσει existieren, so haben die νομιζόμενα recht, so weiß der Dichter allerdings, ὃ τι ἐστὶ τὸ δαιμόνιον. Aber dieser Widerspruch verschwindet, sobald wir erkennen, daß ἐν μακρῷ χρόνῳ zu ἀεὶ, νόμιμον zu φέσει im Gegensatze steht, und richtig konstruieren: κούφα τε δαπάνα τὸ ἐν χρόνῳ μακρῷ νόμιμον νομίζειν ἀεὶ φέσει τε πεποκός: »und das, was (in Wahrheit nur) lange Zeit νόμος existierte, für immer und φέσει existierend zu halten«²⁾. Also der Dichter glaubt, was er immer

erklärt habe. »Ueber φαῦλος bei Euripides vgl. Kap. VI 2 Anm. 26a«. Erwartungsvoll schlagen wir nach und finden S. 520 — elf aus Naucks Apparat abgeschriebene Testimonia für fr. 473 φαῦλον, ἀκομφον, τὰ μέγιστ' ἀγαθόν u. s. w., aus denen also Nestle offenbar zu ersehen vermag, was φαῦλος bei Euripides bedeutet. — Daß Euripides σοφός gern in einen Gegensatz zu φαῦλος stellt, lehrt den, der es nicht weiß, das Lexikon.

1) Auch dies simple Griechisch war Nestle zu schwer; er übersetzt: »was doch einmal das Göttliche ist«.

2) Wir müssen das eine νομίζειν, weil es zwei verschiedene Konstruktionen hat, durch zwei deutsche Verba übersetzen; wer sich daran stößt, findet Belege in meinem Anhang zum Schneidewin-Nauckschen Sophokles S. 114, 22.

glaubte, aber er ist des Kampfes müde geworden. Er hat sich vor dem Sturm im Hafen geborgen; keinen ἐλπίδες jagt er mehr nach, sondern ὃ τι τερπνὸν ἐφάμερον διώκων ἔκαλος ἔπεισι γῆρας ἔς τε τὸν μόρσιμον αἰῶνα (Pind. Isthm. VII 40):

μυρίαι <δὲ> μυρίοισιν
 ἔτ' εἴς' ἐλπίδες· αἶ μὲν
 τελευτῶσιν ἀνολβοὶ (ἐν δλβφ v.)
 βροτοῖς, αἶ δ' ἀπέβησαν·
 τὸ δὲ κατ' ἡμᾶρ ὅτφ βίωτος
 εὐδαίμων, μακαρίζω.

Ueber das schon mehrfach erwähnte Ergänzungsheft, das Nestle seinem Buche beigegeben hat, kann ich mich kurz fassen. Natürlich leidet es an denselben Fehlern wie jenes; doch ist anzuerkennen, daß Nestle in dem Abschnitt über Epicharm sich mit Erfolg bemüht, das allgemeine Verwerfungsurteil über die dem sogenannten carmen physicum zugeschriebenen Verse zu entkräften; er trifft darin zusammen mit Gomperz (Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller VII S. 5 ff. [Sitzungsberr. der Wiener Akademie Bd. 143]). Freilich finden sich auch hier starke methodische Mißgriffe. So will er durch folgenden Schluß beweisen, daß Ennius' Epicharm keine bloße Uebersetzung war (S. 607): »Aus fr. 1 des Ennianischen Epicharm wissen wir, daß die Einkleidung dieses Gedichtes die war, daß der Dichter sich im Traum in die Unterwelt versetzte. Diese Einleitung, die wir z. B. auch bei den πολλοὶ des Timon von Phlius finden, hat nun Ennius ganz gewiß nicht seinem Original entlehnt, mag dies nun epicharmisch oder pseudopicharmisch gewesen sein. Wenigstens haben wir dafür nicht den Schatten von einem Beweis. In der Form war also Ennius jedenfalls selbständig«. Also wenn ich nicht beweisen kann, daß zwei Größen gleich sind, so ist damit bewiesen, daß sie ungleich sind. Vielleicht vergleicht er einmal Dieterichs Nekyia (S. 132).

Frankfurt a. M.

Ewald Bruhn.

Neumeyer, Karl, die gemeinrechtliche Entwicklung des internationalen Privat- und Strafrechtes bis Bartolus. Erstes Stück: Die Geltung der Stammesrechte in Italien. München 1901, J. Schweitzer. XI, 313 S. Ladenpreis 8 Mk.

Vor uns liegt eine rechtshistorische Untersuchung auf Grund von Urkunden, schriftstellerischen Erzeugnissen und Gesetzen hauptsächlich aus der Zeit vom 10. bis 15. Jahrhundert. Welchen Auf-

wand an Fleiß und Arbeitskraft eine solche erfordert, weiß nur derjenige zu schätzen, der selbst schon in die Tiefen der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Litteratur jener Jahrhunderte hinuntergestiegen ist. Um so dankenswerter ist es, daß es dem Verfasser gelungen ist, aus dem spröden Stoffe ein deutliches Bild vom Werdegang, dem Höhepunkte und dem Untergange des Systems der persönlichen Rechte in Italien zu gestalten. Zugleich liefert er einen wertvollen Beitrag zur Darstellung des Lebenslaufes des langobardischen Rechtes in Italien. Insofern wirkt die Abhandlung packend, wie eine Erzählung des tragischen Unterganges eines germanischen Stammes in Italien. Er zeigt uns, wie das germanische Recht fest in Italien Wurzel faßt, Jahrhunderte hindurch blüht und gedeiht, um dann Schritt für Schritt kämpfend, der Uebermacht des erwachenden italienischen Nationalstolzes und des wiedergeborenen römischen Rechtes zu weichen.

Der Kernpunkt der Arbeit liegt aber im Systeme der persönlichen Rechte. Es entsteht nun vor allem die Frage, zu welchem Rechte (im objektiven Sinne) ist dieses ›System‹ zu rechnen? Der Verfasser geht nicht näher auf diese Frage ein. Dem Titel seiner Abhandlung nach zu schließen bringt er es unter das internationale Privat- und Strafrecht. Wie aus folgenden Erörterungen hervorgehen wird, ist diese Subsumierung nicht zutreffend, vorausgesetzt, daß man unter dem internationalen Rechte wie allgemein üblich die örtlichen Kollisionsnormen versteht.

Das System der persönlichen Rechte ist nichts anderes, als ein Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen¹⁾, der den Herrschaftsbereich persönlich oder stammlich verschiedener Rechtsordnungen von einander abzugrenzen hat. Man kann hier nicht sagen, es handele sich um jenen Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen, der den Herrschaftsbereich örtlich verschiedener Rechtsordnungen von einander abzugrenzen hat. Der Volksstamm, der das Recht erzeugt, braucht keinen festen Wohnsitz zu haben. Das Stammesrecht wandert mit dem Stamme überall hin; es ist ein umherziehendes Recht im Gegensatze zum Territorialrechte oder dem Ortsrechte, welches der Hauptsache nach ein stehendes Recht bedeutet.

Der Verfasser ist diesem Rechte der Rechtsordnungen auf der Spur, wenn er S. 17 sagt: ›Ob in Kapitularien oder im longobardischen Recht oder in ungeschriebenem Ortsgebrauch enthalten, notwendig muß eine einheitliche Ordnung für die Bestimmung des anzuwendenden Rechts bestehen, die für

1) S. meine Geschichte des intertemporalen Privatrechtes, Leipzig 1902, Einleitung § 1.

alle, die zum Rechtsschutz dieses Orts in Beziehung treten, verbindlich ist«.

In der Auffassung des persönlichen und örtlichen Rechtes stimme ich mit dem Verfasser in der Hauptsache überein. Wenn ich das persönliche Recht als ein umherziehendes Recht bezeichne, so kommen dieser Bestimmung seine Äußerungen auf S. 6 sehr nahe: »Auch dort, wo die Stämme ihr eigenes Gebiet bewohnten, gab es keine räumliche Beziehung, die zu einer Anwendung des Stammesrechts geführt hätte« »die Eigentümlichkeit im Geltungsbereich der Stammesrechte ist eine negative: sie beruht in dem Fehlen eines räumlichen Unterwerfungsgrundes unter das Recht«. »Und seine Geltung unterscheidet sich von derjenigen des staatlichen Rechtes der Gegenwart nur eben darin, daß es keinerlei räumliche Beziehung zu dem Stammland herbeiführen kann«. Vgl. auch S. 10: ... »Der Staat selbst ist nicht die einzig mögliche Quelle des Rechts. . . . Das Stammesrecht ist der Ausfluß des Stammesverbands«.

Mit dem Verfasser gehe ich auch darin zusammen, daß in der Aburteilung durch Richter gleichen Rechtes kein Begriffsmerkmal des Systems der persönlichen Rechte enthalten ist; S. 11. Ebenso bin ich mit seiner Auffassung des Territorialrechtes einverstanden. Zur Anwendung des Territorialrechtes führen räumliche Anknüpfungspunkte, nicht persönliche; S. 16. 17. Es ist, wie ich sage, ein stehendes Recht. Nur für das Territorialrecht besteht unser heutiges internationales Privatrecht, welches den Zweck verfolgt, die Herrschaftsbereiche räumlich verschiedener Rechtsordnungen von einander abzugrenzen.

Ist nun jener Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen, der den Herrschaftsbereich persönlich oder stammlich verschiedener Rechtsordnungen von einander abzugrenzen hat, m. a. W. ist das »System der persönlichen Rechte« selbst wiederum persönliches oder Stammesrecht oder gehört es zum Territorialrechte? Darauf lautet die Antwort: das Recht der Rechtsordnungen ist immer Territorialrecht; selbst jener Zweig, der sich mit der Abgrenzung des Herrschaftsbereiches persönlich oder stammlich verschiedener Rechtsordnungen beschäftigt, m. a. W. das »System der persönlichen Rechte« muß irgend wo von den Gerichten anerkannt, muß also in diesem Sinne *lex fori* sein. Der Verfasser hat diese Frage berührt, wenn er S. 17 sagt: »territorial in diesem Sinne ist also auch das System der persönlichen Rechte«.

Es erhebt sich aber noch eine andere, wichtigere Frage. Ist dieser Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen, welcher das Herrschaftsgebiet persönlich oder stammlich verschiedener Rechts-

ordnungen von einander abzugrenzen hat, m. a. W. ist das System der persönlichen Rechte *privates* oder öffentliches Recht? Diese Frage hat der Verfasser nicht einmal gestreift. Das Recht der Rechtsordnungen ist öffentliches Recht; denn es hat zur Aufgabe, das Verhältnis der persönlich, örtlich und zeitlich verschiedenen Rechtsordnungen zu einander zu regeln, nicht die Verhältnisse der Privatpersonen. Die Rechtsordnung, das objektive Recht selbst ist ein Begriff, der dem öffentlichen Rechte angehört, nicht dem Privatrechte, wenn auch im Allgemeinen Teile der Pandekten-Lehrbücher und jetzt der Lehrbücher des bürgerlichen Rechtes die Rechtsordnung behandelt wird¹⁾.

Da das Recht der Rechtsordnungen zur Aufgabe hat, andere Rechtsätze zur Durchführung zu bringen, ist es ferner formelles und sekundäres Recht. Sind die Rechtsätze, die durchgeführt werden sollen, wie beim Systeme der persönlichen Rechte *privater* Natur, so handelt es sich um *privates* Recht der Rechtsordnungen, privat nicht seinem Wesen, sondern bloß seinem Gegenstande nach. Das »System der persönlichen Rechte« gehört also seinem Gegenstande nach zum privaten Rechte der Rechtsordnungen, wie das intertemporale Privatrecht oder das internationale Privatrecht.

Auf eine sehr merkwürdige gesetzgeberische Erscheinung ist der Verfasser bei Verarbeitung seines reichen Quellenmaterials gestoßen, ohne jedoch auf das Wesen derselben näher einzugehen. Folgende Frage kommt zur Lösung: wenn eine italienische Stadt ein neues Stadtrecht einführt, das mit dem bisherigen Systeme der persönlichen Rechte bricht, wie sollen dann die Thatbestände und Rechtsverhältnisse behandelt werden, die aus der Zeit stammen, wo noch das System der persönlichen Rechte in voller Herrschaft stand? Hier kommt wieder ein Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen zur Geltung, nämlich jener Zweig, der die Herrschaftsgebiete zweier zeitlich verschiedener Rechtsordnungen von einander abzugrenzen hat, m. a. W. das intertemporale Recht.

Die Hauptregel des intertemporalen Rechtes lautet nun dahin, daß die aus der Zeit der alten Rechtsordnung stammenden Thatbestände und Rechtsverhältnisse nach deren Vorschriften zu beurteilen sind²⁾.

In der That ist die Hauptregel des intertemporalen Rechtes auch von den einschlägigen italienischen Stadtrechten anerkannt. So wird in Bergamo im Jahre 1391 für künftige Erbfälle ein neues Erbrecht eingeführt, mit dem Vorbehalte, daß für die vor-

1) S. meine Gesch., Einleitung § 3 S. 6. 7.

2) S. meine Gesch. des intert. Privatrechtes § 5 S. 30 fg., § 10 S. 71 fg.

verstorbenen Personen die alten Statuten und das langobardische Recht gelten solle wie bisher¹⁾; s. S. 43.

In c. 27 des Mailänder Stadtrechtes wird bemerkt, ein Lehen könne man nur neu verleihen: *si maiores fuerint annis viginti secundum novum statutum quacumque lege durante*; S. 106 n. 4. Die letzten Worte enthalten die Gewährungsklausel direkt für das System der persönlichen Rechte.

Dann bestimmt das Stadtrecht von San Geminiano vom Jahre 1252, daß künftighin die Ehen nur mehr *de iure Romano et non aliter* eingegangen werden, doch mit dem Vorbehalte für vorher geschlossene Ehen, *si lis mota fuerit, per eandem legem causa finiatur, per quam probatum fuerit matrimonium fuisse contractum*. Wir haben es hier mit der intertemporalen Ausnahmeklausel zu thun zu Gunsten der rechtshängigen Sachen; S. 108 n. 5²⁾.

Hierher gehören auch die Statuten von Parma vom Jahre 1347: *maritus quarunque lege vivat, habeat potestatem iudicandi seu legandi uxori suae si voluerit 100 libros parm.*; wiederum mit der Gewährungsklausel für das System der persönlichen Rechte. Und noch die Statuten von 1494 wiederholen die Bestimmung; S. 109 n. 1 und 2.

Endlich sind noch anzuführen die Statuten von Vercelli vom Jahre 1241. Diese treffen Bestimmung über die Vererbung der »dos« bei kinderloser Ehe: *in nullo tamen matrimonio contracto in quo dos seu tertia vel quarta est constituta, quod ordinatum est supra, praeiudicium debeat generare*; S. 110 n. 1. Auch hier die Gewährungsklausel zu Gunsten des Systemes der persönlichen Rechte; erst die Revision der Statuten vom Jahre 1341 hat sie beseitigt; S. 110 n. 1.

Noch eine Frage ist in diesem Zusammenhange zu beantworten. Ist dieses intertemporale Recht, das die materielle Fortwirkung des Systems der persönlichen Rechte für die aus seiner Herrschaft stammenden Thatbestände und Rechtsverhältnisse gewährleistet, intertemporales Privatrecht oder intertemporales öffentliches Recht? Seinem Wesen nach ist das intertemporale Recht als ein Zweig des Rechtes der Rechtsordnungen immer öffentliches Recht. Dem Gegenstande nach, auf den es sich bezieht, kann es bald privates, bald öffentliches sein. Nun ist aber das System der persönlichen Rechte selbst öffentliches Recht; also gehört das intertemporale Recht, das dessen materielle Fortwirkung gewährleistet, zum intertemporalen öffentlichen Rechte. —

1) Ähnliches bestimmt jetzt Art. 213 EG. Es handelt sich um eine Gewährungsklausel; vgl. meine Gesch. des intertemp. Privatrechtes § 30 S. 173, vgl. auch § 69 S. 561 n. 1 g. E.

2) S. meine Gesch. d. intert. Privatrechtes § 32 S. 201.

Im langobardischen Volksrechte entwickelte sich ein intertemporalrechtliches Prinzip, das ich das langobardische genannt habe¹⁾. Danach erhält grundsätzlich ein jedes neue Volksgesetz (edictus) Ausschließlichkeit, weil das langobardische Volksrecht in den Augen der langobardischen Gesetzgeber als eine einheitliche und lückenlose Rechtsordnung erschien. Daher wurde ein neues Gesetz wie eine authentische Interpretation dieser einheitlichen und lückenlosen Rechtsordnung behandelt.

Dieses langobardische Prinzip ist zwar dem Verfasser als solches nicht bekannt, aber in seinen historischen Untersuchungen mußte er notwendig darauf stoßen. In der That ist das der Fall. So S. 55: »Es war ein geschlossenes Ganzes, das in thesi auf alle Rechtsfragen Antwort bot«. Das langobardische Prinzip hatte auch zur Folge, daß »die Rechtssätze römischen Ursprungs durch ihre Aufnahme zu langobardischem Recht« wurden; s. ebenda.

Mit der Kraft des langobardischen Rechtes erlosch auch im Laufe der Jahrhunderte das langobardische Prinzip. An seine Stelle trat die Rechtsanschauung, daß das langobardische Recht aus einer Summe von Einzelbestimmungen bestehe. Damit war der Untergang des langobardischen Rechtes besiegelt; vgl. S. 60 n. 1: »Schon hatte die Anschauung, daß das langobardische Recht nur eine Fortbildung des römischen in bestimmten Punkten darstelle, Bresche gelegt in seine Auffassung als eine einheitliche und ganze Rechtsordnung«.

Unter den Schriftstellern, die der Verfasser S. 63 n. 3 namhaft macht, hätte er auch Petrus de Ancherano erwähnen sollen. In seiner *tabula edita super c. canonum statuta de constitutionibus* behandelt er die Frage, was aus dem Rechte eines Staates nach dessen Untergange werde.

Der Verfasser führt auch die beiden intertemporalrechtlichen Schriftsteller Jacobus de Belviso und Fellinus an, s. z. B. S. 64 n. 1; S. 63 n. 4; jedoch mit einer andern Schreibweise. Was Fellinus betrifft, so hat er sich selbst so geschrieben²⁾ und die Schreibweise J. de Belviso fand ich in einer Ausgabe seines Werkes, die sich in der Münchner Bibliothek befindet³⁾.

1) S. meine Gesch. § 17 S. 136 n. 3 und § 20 S. 131 n. 3.

2) S. meine Gesch. § 41 S. 249 n. 1.

3) S. Gesch. § 42 S. 249 n. 7.

Heidelberg.

Friedrich Affolter.

Barth, J., Wurzeluntersuchungen zum hebräischen und aramäischen Lexicon. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1902. IV, 59 S. Preis M. 4.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, »die Entsprechungen für hebräische und aramäische Wurzeln in den verwandten Sprachen nachzuweisen und in gegebenen Fällen homonyme Wurzeln nach ihren verschiedenen Ursprüngen zu scheiden, zum Theil auch verkannte Bedeutungen hebräischer Wurzeln erst festzustellen« (Vorwort). Die Abhandlung zeigt enge Verwandtschaft mit seinen »Etymolog. Studien« (1893), nur daß er hier nach lautlichen Gesichtspunkten gruppiert hat, jetzt aber mehr lexicalisch verfährt und die behandelten Wurzeln alphabetisch ordnet. Wer über gemeinsemitische Bildung verfügt und das Vertrauen hat, daß sich in dem engbegrenzten A.T.lichen Schrifttum mit Hülfe der Sprachvergleichung noch wesentlich über das bisher erreichte philologische Verständnis werde hinauskommen lassen, der wird mit Interesse zu Barths neuesten Beiträgen greifen. Und er findet auch allerlei, was anerkannt werden kann und Bestand haben wird. Das sind m. E. jedenfalls folgende Aufstellungen¹⁾: אנמים Jer. 51, 32 entspricht dem arab. أُجِمَّ (sing. آجَام) »Bürgen«, eine Bedeutung, die dort allein paßt und auch schon postuliert worden ist. חבליהם Hiob 39, 3 ist = أَحْبَال, sing. حَبْل »Foetus«. חבר (Hiph.) Hiob 16, 4 ist = حَبَّر »ausschmücken« (vgl. speciell Goldziher, Abhandl. 1, 129 ff.), was aber eigentlich حَبَّرَ — ähnlich machen« bedeutet, denn die Grundbedeutung liegt nicht, wie B. meint, in حَبَّرَ »Schönheit« vor, sondern ist »streifen«; die Wurzel steckt ja auch in חברבורה »Streifen« Jer. 13, 23. חחרח Prov. 6, 27. 25, 22 ist »anzünden« wie aeth. *hatawa*, was übrigens schon lange

1) Ich übergehe oben die schon ältern, wenn auch nicht zur Geltung gekommenen, richtigen Erklärungen von אֶשֶׁךְ »Zeit« (Prov. 7, 9. 20, 20; vgl. Wellhausen in Frankenbergs Comm.), von מֶךְ דָּ (gemeinaramäisch) = مَنْد, oder selbstverständliche, wie חֲמִיר 1) = מֶרֶר, 2) = מִיר, אֲחִיר, מִיר = وَحִי, und einiger anderer Wurzeln.

vor Gesenius u. A. der alte de Dieu (Animadvers., z. Prov. 25, 22, p. 429) erkannt hat. סִפֵּט ist zu مُطِيطَة , bezw. pl. مُطِيطَات (vgl. noch den Regezvers in I. al Sikkit's Alfāz 533, 8) zu stellen. סִפֵּט »hinaufsteigen« ist auch im Arabischen vertreten durch سَلَق V.

Andere werden vielleicht noch mehr ihnen Zusagendes finden. Die mir sicher erscheinenden Resultate sind in dieser Liste aufgezählt, und ich erlaube mir nun, eine Anzahl Artikel genauer zu erörtern, indem ich gleich jeweilen das »Facit« zur Ueberschrift wähle.

Daß man gut tut, zu Beginn solcher Untersuchungen mit der regelmäßigen Lautentsprechung auszukommen zu suchen, und daß sich so, wenn auch nicht auf den ersten Obtutus, sicherere und namentlich lehrreichere Resultate ergeben können, als mit bloßen (oft verdächtig einfachen) etymologischen Einfällen, läßt sich an Barths Artikel זָנַן (p. 13 f.) »sinnen, denken« zeigen. B. identificiert es mit زَن »denken, vermuten« und erklärt sich den — allerdings nicht unerhörten — Wechsel von n und m auf seine Weise: nicht ahnend, daß زَن bloße Nebenform des von ihm (aus guten Gründen) p. 13, A. 4 für die Bedeutungsentwicklung verglichenen ظَن ist¹⁾. Aber nun ist das syr. ܙܡܪ »sein Augenmerk auf etwas richten« zweifellos mit זָנַן identisch; folglich hat man es mit זָנַן zu versuchen, und dies muß, da es einerseits »kritisieren« (so im Neuarab.) und »tadeln«, andererseits »Acht geben, beschützen« ist, wirklich so viel als »ins Auge fassen, beobachten« bedeutet haben.

In einer ganzen Anzahl von Fällen muß sich B. den Vorwurf gefallen lassen, daß er teils den arabischen Lexicographen, wo er sich auf sie beruft, nicht scharf genug auf die Finger gesehen hat, teils überhaupt zu wenig dem arabischen Sprachgebrauch nachgegangen ist. Es sind da Combinationen, für die er ausschließlich mit dieser oder jener Angabe eines Nationallexicons operiert, ohne nach der Verlässlichkeit nur zu fragen (z. B. bei רָעַן p. 46, רָעַח p. 27). Ich meine, daß, will man eine Etymologie wahrscheinlich machen, man in solchen Untersuchungen für alle nicht alltäglichen Wörter und Phrasen Belege, und zwar möglichst reichliche, aus der Literatur zu geben hat; solche sind nicht überflüssiger »gelehrter Apparat«, sondern allererstes Erfordernis, erst recht im Arabischen. Nur aus den Lexicis bekannte Wörter dagegen sollte man nicht zum Etymologisieren heranziehen. Zu diesen, eigentlich selbstverständ-

1) Die schon von arabischen Philologen (z. B. alFarrâ' zu Sûra 81, 24) erkannte Identität beider steht fest; und die bis ins Kleinste gleichmäßige Anwendung und Konstruktion erhärtet sie.

lichen, Bemerkungen, veranlassen mich folgende Artikel: Hebr. אִיר »befeinden« (die Wurzel ist noch neuhebr., sowie assyr., aber nicht aram.) stellt B. (p. 5) zu arab. وَأَب »zünnen« (so übersetzt er nach T. 'A.). Vorausgesetzt, dem אִיר liege nicht eine uns unbekannte concretere Bedeutung zu Grunde, möchte وَأَب leidlich dazu passen; die Metathese der beiden schwachen Radikale wäre gut zu begreifen. Nun geben uns aber die Quellen und auch manche Philologen über die Bedeutung von وَأَب eine ganz andere Auskunft. Allerdings erklärt der Qâmûs (T. 'A. u. s. w.) أَوَّابٌ mit اغضب »erzürnen«, aber dies scheint fast wie aus irgendwelchen Stellen abstrahirt, wo diese Bedeutung gefunden werden konnte. Tatsächlich ist es »Schande machen, beschämen«, bezw. »sich schämen«. So in dem Vers des (vorislamischen) Ḍamra b. Ḍamra bei Abû Zaid, Nawâdir 2, 10 (= Fleischer, Kl. Schr. 3, 477): فَكَفَّاكَ مِنْ آيَةٍ عَلَى وَعَابٍ »da hättest du, statt meiner, Schande und Schmach«. Wie hier mit وَعَابٌ, so steht es mit عَارٌ verbunden in dem ganz ähnlichen Vers in I. Duraid's Istiq. 80, 11: فَكَفَى بِهِ آيَةً عَلَى وَعَارٍ. Abû Zaid 3, 6 ff. erklärt آيَةً einfach und richtig mit »sich schämen« (خزى, استحيى), أَوَّابٌ mit أَحْشَمٌ¹⁾, u. s. w. Ferner vgl. den Vers in Ḥarir's Maq.² 539, 2, wo اتَّيَّبٌ im Scholion wieder durch استحيى umschrieben wird. In der von Barth citirten Stelle Mufaḍḍ. 15, 35 umschreibt das Schol. اتَّيَّبٌ آيَةً mit اتَّيَّبُوا آيَةً, und führt noch die Meinung Anderer an, wonach آيَةً = فَضِيحَةٌ (»Blamage«) sei, wofür ein Vers des Dhû Rumma beigebracht wird, in dem es wieder neben عَارٌ steht. Für وَأَب ergibt sich also, soweit ich sehen kann, nur »sich schämen« oder »blamiert sein«, aber weder »zünnen«, noch gar »befeinden«. Es scheint mir übrigens gar nicht ausgeschlossen, daß diese Wurzel im Nordsemitischen gerade durch jenes ʾb repräsentiert sei, das B. (p. 3) zu אָבֵר²⁾ stellt; psychologische Begriffe Einer semit. Wurzel

1) Auch dies ist »beschämen«, St. I »sich schämen«; Belege sind Jedem zur Hand. Ob es aber solche für die von alAḡma'î (bei I. Qutaiba, Adab ed. Grünert 23, 8) behauptete Bedeutung »zünnen« gibt, muß ich bezweifeln. Etymologisch wird es zu ʾb gehören.

2) Man darf sich billig wundern, daß B. über אָבֵר noch so elementar denkt. Zur Richtigstellung genügt der Hinweis auf Kampffmeyer, Die arab. Verbalpartikel b (m) p. 8, A. 3.

machen bekanntlich in den einzelnen Dialecten besonders leicht große Bedeutungsnuancen durch.

Zu זרב (Pu'al) Hiob 6, 17, das hier nach B. (p. 14) ›einengen‹ bedeutet(?) und nach ihm زرب entspricht, vergleicht er nicht etwa زرب, sondern das abweichende زرم. Das ist mir um so unbegreiflicher, als زربية ›Pferch‹ (Prov. 1, 597 g. u. ¹), زرب ›Dickicht, wo sich der Jäger auf den Anstand legt‹ (Ru'ba bei I. alSikkit a. a. O. 439, 1 ²), das — vielleicht entlehnte — مَرَايِبُ pl. مَرَايِبُ (Lagarde, Materialien 2, 75, 24) und مَرَايِبُ (Prov. 2, 236 g. u.), pl. مَرَايِبُ (alKisâ'i in Z. A. 13, 38, 8), aram. מִרְבָּא מְרַחַל ›Einengung‹ von fließendem Wasser, ›Canal‹ (vgl. Lane), sowie زرب ›se presser, sich beeilen‹ (s. Dozy), زربان ›pressé, eilig‹ ³) u. s. w. von diesem زرب ›einengen, drängen‹ ausgehn, wogegen زرم gerade umgekehrt ›zurückhalten‹ bzw. (intr.) ›stocken‹ ist, z. B. von Thränen (I. alSikkit a. a. O. 675, 16), vom Handel (Nâbigha 23, 16), wie auch in den von B. citierten Stellen aus Buhâri verständigerweise zu übersetzen ist.

Hebr. בלק (p. 7) soll überall, außer Hos. 10, 1, bedeuten ›jem. Schlimmes antun, ihn überfallen, plündern‹, angeblich wie das arab. باق, dem es entspreche. Mir scheint, Jes. 24, 1 reicht zur Widerlegung aus, denn hier ist jene Bedeutung nicht bloß viel zu matt, sondern auch durch das parallele בלק ausgeschlossen, das, gerade wie בלק ›aufreißen‹ (Obj. ist הָאָרֶץ) und daher ›verwüsten‹ ist. Aber auch بَقِ الْقَوْمِ ist durchaus nicht richtig verstanden, denn die Erklärung der Lexx. غدر بهم وسرقهم bedeutet nicht ›er beraubte sie heimtückisch‹ ⁴), sondern ›er raubte sie verräterischerweise‹. Tatsächlich ist indessen باق ›unvermutet, heimtückisch überfallen‹, z. B. Prov. 1, 239 (No. 92), besonders vom Schicksalsschlag, vgl. اَنَا بَأْتٌ بِوَدُقٍ in dem Vers I. alSikkit a. a. O. 606, 9, der 436, 2 بَأْتُهُ geradezu mit دَاجِيَةً umschreibt ⁵). Dazu stimmt neuarab. بَوَاق: nicht etwa ›Plünderer‹, sondern ›Heimtückisch, Verräter‹, vgl. Goldziher, Abhandl.

1) Neuarabisch ebenso, z. B. im Dialect von Mogador (Socin) 34, 20.

2) Neuarabisch dasselbe, im Dialect der Houwara (Socin) 51, 15.

3) Im Tunis. u. Marokkan., vgl. Fischer, Sprichwörter No. 46 und Comm., Socin, Mogador 24, 3.

4) Denn سرق wird mit Acc. und من (oder ل) construiert, nur in der Poesie manchmal mit doppeltem Acc.

5) Dies bedeutet es auch I. Hiš. 572, 14 u. s. w. von B. citiert).

1, 33 Anm., Wallin ZDMG 5, p. 18 und (zu ⁹باتق, dasselbe) ebenda p. 11, Z. 5.

Und so, wenn er (p. 46) hebr. רִעָן »frisch, saftig« zu מִרְנָעָה stellt, für das er wieder bloß T. 'A. (u. L. 'A.) anzuführen hat, aber nicht Gauh. ! Allerdings gibt es ein Sprichwort (Var. وَقَعْتُ فِي مَرْنَعَةٍ فَعِيشَى (فَعِيشَى (Prov. 2, 823, No. 75, ed. Bûl. 2, 274), und ein anderes اَنْ فِي الْمَرْنَعَةِ (Var. مَرْنَعَةٍ (مَغْنَعَةٍ (Prov. 1, 64 f., ed. Bûl. 1, 37). Aber im zweiten wird die (von Freytag im Text gegebene) LA مَرْنَعَةٍ überliefert: Dies bedeutet »futterreiche Stelle« und daher, übertragen, *commoditas vitae*, ganz wie jenes مَرْنَعَةٌ, mit dem das angebliche مَرْنَعَةٍ im T. 'A. (vgl. Barth) erklärt wird. Wie in den Sprichwörtern, ist in der von B. aus T. 'A. citierten Redensart ظَلُّوا فِي مَرْنَعَةِ الْعَيْشِ اَرْتَعَ الْقَوْمُ, was wieder von Leuten gesagt wird اِذَا وَقَعُوا فِي خِصْبٍ, I. alSikkit a. a. O.

14, 12. Weitere Belege für رَتَعَ sind überflüssig. رَتَعَ dagegen soll allerlei, mir Uncontrolierbares, bedeuten, nur gar nichts, was zu der für مَرْنَعَةٍ postulierten Bedeutung irgendwie paßte.

Daß in עֹלָה »Brandopfer« die Art des Opfers etymologisch erkennbar sein müsse, ist eine bloße Vermutung; es kann sehr wol »das [als Ganzes] auf den Altar gebrachte« Opfer bedeuten, im Gegensatz zu יָבֵחַ¹⁾, von dem nur das Blut und ein Benefiz auf den Altar kommt. עֹלָה braucht nicht in die für unsere Etymologie ungünstigste Bedeutung »Hinaufsteigendes« (B.) gezwängt zu werden, man darf es ohne Weiteres so übersetzen, wie ich vorhin getan²⁾; und daß diese Benennung »nichtssagend« sei, ist nach dem soeben Bemerkten gerade nicht der Fall. חֶבֶט »Altar«, das allerdings hieher gehört, aber eine andere Bildung ist, entspricht genau dem arab. عِلَاة: eine Steinplatte, die zu dem von I. Duraid, Malâhin 7, 13 beschriebenen Zweck auf 2 andere Steine gelegt wird³⁾. Höchst unlogisch fährt nun aber Barth, nachdem er das angezogene عَلَى mit

1) Barth hätte sich über den faktischen Unterschied dieser Opferarten besser instruieren und auch wissen können, daß der eigentliche Name für ὀλόκαυστον כְּלִי, nicht עֹלָה, ist.

2) Vgl. עֹלָה 1 Reg. 18, 36 (das Barth mißdeutet), Lev. 19, 19 u. s. w., und die im Semitischen weit verbreitete Construction intransitiver Verba mit מִן des Täters.

3) Weiterhin »Amboss«: Lablâ ed. Châlidî p. 1, V. 4 (nach dem Schol.), Kâmil 515, oben.

›aufwallen, sieden, kochen‹ übersetzt hat, fort: ›פָּלַח ist demnach¹ das im Feuer verglühende‹: als ob die Brandopfer gesotten würden, als ob غلى ›brodeln‹ je vom Kochfleisch¹) und nicht vielmehr bloß vom Wasser (und, mit poet. Lizenz, manchmal vom Kessel selber) gebraucht würde, oder als ob ›im Feuer verglüh‹ und ›sieden‹ einerlei, oder auch nur vereinbar, wäre!

Sehr wenig plausibel scheint mir auch der Artikel (hebr.) פָּלַח (p. 39 f.). Mich. 4, 6 f., Zeph. 3, 19, und von da aus Jer. 20, 10 u. s. w., versteht B. פָּלַח (פָּלַח u. s. w.) als ›irrende‹, d. h. ›verloren gehende‹, und setzt die Wurzel = פָּלַח. Böte nur diese Gleichung weniger lautliche Schwierigkeiten, so ließe sich das eventuell hören. Daß ›hinken‹ im buchstäblichen Sinn an jenen Stellen nicht paßt, hat man bereits entdeckt und sich freilich dadurch zu allerlei Umschreibungen verführen lassen. Es darf aber darauf hingewiesen werden, daß das arab. طلع²) auch in einem weiteren Sinn vorkommt: ›erschläft sein‹ oder Ähnliches, den man auch dem Hebräischen zutrauen dürfte. So in der Redensart طلعت الأرض بأقلها (s. Lane nach T. 'A., Belege fehlen mir) und überall, wo es mit ب construiert wird, z. B. Kāmil 281, 3 (›mit etwas im Rückstande sein‹), ferner in der von Freytag s. v. gleich zu Anfang citierten Redensart, zu der man Tab. 2, 868, 7 vergleiche. Dem Dichter von Mufaḍḍ. No. 34 vergeht V. 14 die Nacht so langsam, als seien die Gestirne طلّعت, d. h. als kämen sie nicht vom Fleck: wol vor Ermattung infolge des weiten Weges, wie es in jener Tabari-Stelle Z. 10 erklärt wird. Mit einer solchen Bedeutung wird denn auch der syrische Repräsentant der Wurzel (die hier nicht als ›hinken‹ vorkommt, gegen Barth) zu tun haben: المله = لحقه سبات من الأمراض الباردة B. Bahl. 325, 27, ملهج³) etwas wie Koma, vgl. Brockelmanns Beleg und B. Bahl. 1704, 5; neusyr. مله, مله ›schlafen‹ (Macl., Dict. 111^b). Eine solche Erklärung ist mir jedenfalls lieber als Barths פָּלַח.

In den allermeisten Fällen aussichtslos ist es, dunkle ἀπαξ λεγόμενα im Hebr., die dem Nordsemitischen ganz fehlen, mit arabischen Wurzeln zu combinieren, wie פָּלַח Prov. 20, 25 mit وَلَع ›lügen‹ (p. 27) — wo B. obendrein einfach drauflos übersetzt ›zu belügen‹, ohne dem unerträglichen Perfect ein Wort zu widmen! — oder פָּרַח Thr. 4, 15 mit نصا ›eilte vorwärts‹.

1) Von diesem sagt man قيص u. A., aber nicht غلى.

2) Nach Dalman's Lex. auch das jüdische פָּלַח (›straucheln, fallen‹, nicht bloß ›hinken‹); Belege dafür fehlen mir.

So ist auch die Erklärung von חִצְבִּי Ps. 29, 7 mit »entzündend« (p. 22) nach حَصْب wieder von beiden Seiten ausgeschlossen. Einmal ist man aus sachlichen und formellen Gründen längst darüber einig, daß auf jenen (Halb-)Vers eine Lücke folgt. Aber auch حَصْب ist sicher nie etwas anderes, als »mit kleinen Steinen (event. auch Sandkörnern u. dgl.) bewerfen«, wofür Jeder Belege hat. Die Bedeutung »Brennstoff der Hölle«, die, nebst anderem, für Sur. 21, 98 überliefert wird, wird wol ein exegetisches Experiment der Dogmatiker sein ¹⁾; aber selbst wenn ihr etwas Richtiges zu Grunde läge, wäre es eine Kuriosität, die nicht für Etymologien verwertet werden dürfte.

Eine etwas weitere Umschau primitivster Art hätte Barth davor bewahrt, سَلَ »direxit« mit سَلَ zu combinieren (p. 21), das ja im Hebr. als סָלַח »leiten« vorkommt, und im Aram., wenn erhalten, gewiß auch so lauten würde; oder gar יָגַעַל Hiob 21, 10 mit أَجَلَ (p. 9 f.): der Araber braucht dies Verbum »zu früh werfen«, verständigerweise nur vom Weibchen ²⁾, nach B. aber steht es in der Macht des Stiers, solche Unfälle zu bewirken und zu vermeiden. Difficile est satiram non scribere.

Zu גָּרַם (p. 10) — für גָּרַשׁ — dürfte bemerkt werden, daß das Aramäische mit seinen Derivaten, besonders aber das Neusyrische (Macl. a. a. O. 57^b) zeigt, daß es eigentlich »zermahlen« bedeutet. Dies paßt gut Thr. 3, 16 ³⁾: »er läßt mich mit den Zähnen Kiesel zermahlen«, ein bekanntes Bild; und so Ps. 119, 20: »meine Seele reibt sich auf vor Sehnsucht«.

Was er (p. 43 f.) unter קִרַּם und קִרַּץ beibringt, ist eine rudis indigestaque moles; er setzt jenes = قَرَم (auch arab., aeth.), dieses = قَرَز (!). Die beiden Artikel erledigen sich dadurch, daß die Identität von קִרַּם und קִרַּץ ⁴⁾ über jeden Zweifel erhaben ist. Barth

1) Nach Ikrima (s. Lane) soll حَصْب zwar in Neġd und Jemen vorkommen. Nach Sujūṭī, Itqān c. 38 (bei Sprenger, Journ. As. Soc. Beng. 21, 111; die Ausgabe ist mir nicht zur Hand) galt das Qōrānwort als abessinisch und war den Arabern unbekannt. Uebrigens käme man mit dem Abessinischen nur auf حَطَب (חֶטֶב), das bedeuten könnte »Brennholz sammeln«; dann wäre es eins der halbverdauten Fremdwörter, mit denen Muhammed imponieren wollte.

2) Daher sagt er gewöhnlich نَاقَةٌ مُعْجَلَةٌ, nicht نَاقَةٌ مُجَلَّةٌ, u. s. w.; vgl. die ganze große Classe solcher, formell masculiner, Adjectiva, die nur den weiblichen Sexus angehn.

3) So, nicht 3, 13, wie B. den Druckfehler bei Gesen.-Buhl nachschreibt, als hätte er den Text gar nicht nachgesehen.

4) Weiter ist eine Nebenform נָקַט Hiob 10, 1 (assyrl. naqātu, s. Friedr. Delitzsch, Hiob, 1902, p. 151); Alles mit נָקַט construiert.

meint, weil das Hebräische beide Formen habe, so können sie nicht identisch sein: eine Ansicht, die bei ihm mehr überrascht, als bei B. Jacob anlässlich eines solchen Wurzelpaars im Aramäischen (s. u.). Ist etwa נָסַח Gen. 45, 17 (J oder E) wurzelhaft verschieden von נָסַח in der viel jüngeren Stelle Jes. 33, 20, oder נָסַח vor נָסַח¹⁾, נָסַח von נָסַח, (u. s. w.)? Solche dialektische Formen wurden eben nicht nach dem Heimatschein gefragt, sondern lebten unangefochten und ebenbürtig neben ihren Stiefbrüdern. Man kann dies in allen, auch den reinsten (und bekanntlich nicht nur in den semitischen) Schriftsprachen beobachten²⁾. Ein besonders drastisches Beispiel ist das christl.-paläst. מַסְחַח (ἀσπασσαι καὶ ἀδμησεν) Mt. 26, 37 im Lectionar sowol, als (in umgekehrter Reihenfolge) in der eigentlichen Uebersetzung (Land 4, 133, 11): da braucht der Uebersetzer das echte مَسَحَ und das fremde مَسَحَ in Einem Athemzug, ohne sie für mehr als synonym zu halten³⁾.

Notorisch schlechte Textstellen sollten (auch dies wieder selbstverständlich) in derartigen Untersuchungen außer Spiel gelassen werden. Das gilt von מַסְחַח Ez. 7, 7, das — ob in gleicher Bedeutung, macht der zerstörte Zusammenhang fraglich — in V. 10 wiederkehrt. Barth stellt dieses מַסְחַח unter ein מַסְחַח »umkehren«, das er Jud. 7, 3 findet (p. 42), wo er übersetzt: »wer sich fürchtet und zittert, möge umkehren vom Berge G.«. Diese Stellen genügen ihm, ein מַסְחַח »umkehren« = مَسَحَ »wenden« (VII. St. »weggehn«) zu constatieren. Indem ich die Ez.-stellen ignoriere, gebe ich zwar gern zu, daß Jud. a. a. O. mit מַסְחַח wenig anzufangen ist und daß besonders Ewalds bekannte Erklärung nicht einleuchtet. Aber V. 4 legt nahe genug, daß es aus מַסְחַח verschrieben ist, und man wird Moores Lesung (Comm. p. 203) einfach beistimmen. Und wo bleibt denn bei Barth das hebr. מַסְחַח = مَسَحَ? Das hebr., assyr., aram. מַסְחַח ist allerdings eine etwas complicierte Gruppe, namentlich weil einige von מַסְחַח gebildete technische Ausdrücke weit gewandert zu sein scheinen, und es mir wenigstens nicht gelingen will, מַסְחַח ganz fernzuhalten; aber als sicher kann gelten, daß dem מַסְחַח »läutern,

1) Nach B.s Artikel נָסַח (p. 29) allerdings. Statt auf den Gedanken eines Aramaismus zu kommen, erhascht er lieber das assyr. *naṣālu* »schauen, anblicken«! מַסְחַח in der alten Stelle 1 Sam. 20, 20 kann alte Dialektform (nordpalästinisch?), aber auch jüngere Correctur sein; jedenfalls nicht die echt-hebräische Form.

2) Z. B., um beim Semitischen zu bleiben, im Edessenischen, das neben מַסְחַח und מַסְחַח (wie hebr.!) noch andere solche Brüderpaare aufweist. Das ließe sich zu einem lehrreichen Aufsatz ausführen.

3) Gänzlich mißverstanden von B. Jacob, ZATW. 1902, 107 f. und ZDMG 55, 141.

reinigen« regelrecht **صَرَفَ** entspricht; vgl. **صَرَفَ** »reiner Wein« Tab. 1, 752, 17 u. oft, **مَصْرُوفَةٌ** (dass.) in dem Hudhailitenvers bei I. alSikkīt a. a. O. 222, 11 (mit vorhergehender Erklärung), **صَرِيفَ** »reines Silber« 'Aini 2, 91, 4¹) und »reine, (daher auch kamelwarne) Milch« Agh. 15, 29, 2¹), Ps.-Ġāhiz's Maḥāsin 362, 8. **صَرَفَ** »wenden, wechseln« davon zu trennen, ist mir früher, trotz lebhaften Wunsches, nicht gelungen.

Auch der Schématismus, der uns von Barths »Nominalbildung« her so wol bekannte, kommt zum Vorschein, er leitet das Buch sogar ein. Unter dem Titel »Reducierte aram. Wurzeln« kommt u. A. (p. 2) **צִירָא** »hören« vor: es sei aus dem Aph. **צִירָא** (= **צִירָא**) zurückgebildet, das das arab. **أَنْصَتَ** sei; da aber das Aph. dieser Wurzel pr. *n* nicht im Syrischen, sondern nur im Westaramäischen (?) das *z* der 2. Silbe dehne, so müsse hier diese Neubildung **צִירָא**, **צִירָא** erfolgt sein (Anm. 3). Ließe man sich diese Doktrin noch gefallen, so doch gewiß nicht die, sich für jeden logisch Denkenden ergebende, Konsequenz, daß syr. **צִירָא** (das viel gebräuchlicher ist, als **צִירָא**) aus dem Westaram. entlehnt sei. Will man nicht mit Nöldeke ZDMG. 54, 156 **צִירָא** = **أَنْصَتَ** von **√צִירָא** überhaupt trennen, so wird man sich damit zu begnügen haben, daß die Wurzeln **צִירָא** und **צִירָא** wegen ihrer nahen Verwandtschaft von Alters her vielfach wechseln (vgl. »Homon. Wurzeln« p. 20, A. 1). Und eben dies reicht auch völlig aus für **צִירָא** »lachen« und **צִירָא** (woneben ja auch **צִירָא**) »doppelt sein«. Richtig ist das 4. Beispiel (p. 3): targ. **בְּבִין, בְּבִין** »Feindschaft« ist aus **בְּבִין** [בעל] etc. verkürzt; das **ב** wurde als vermeintliche Genitivpartikel weggelassen, da man den Ursprung des Wortes vergessen hatte²) —, wie sich Aehnliches bei *l, d* überall nachweisen läßt; nur möchte hiefür die Ueberschrift unzutreffend, weil rein äußerlich, sein.

Aber auf reiner Willkür ist der Artikel **גִּירָא** »siech werden, hinsiechen« (p. 8) aufgebaut. Schon diese Uebersetzung muß tendenziös genannt werden, da sie nicht etwa das Resultat der Untersuchung ist, sondern einfach dekretiert wird. Kann nun **גִּירָא** Num. 20, 29. Hiob 3, 11 (um nur diese Stellen aus lauter bekannten herauszugreifen) dies oder irgend sonst etwas bedeuten, als »sterben«³). Ist mišn. **גִּירָא** »Hinsiechen«? Ist das einigemal zu **גִּירָא**

1) Diese Stelle hat mir früher einmal Nöldeke mitgeteilt.

2) Die Samaritaner haben **בְּבִין** »Feind« statt **בְּבִין**, dem jüd. **בְּבִין** (mišn. **בְּבִין** »feindlich«) entspricht, wo aber auch **בְּבִין** u. s. w.

3) Es läßt sich bekanntlich in der vorexilischen Literatur nicht nachweisen.

gesetzte **יָמָה** nötig, oder wird etwa **גָּרַע** ohne dasselbe nicht vom Sterben gebraucht? Darum unbekümmert, geht B. von der ungewöhnlichen Verbindung **יָמָה וַיָּגַע** aus und setzt **גָּרַע** = **وَجَعَ** »krank sein«, — das zwar dies bedeuten kann, im Altarabischen aber gewöhnlich von irgendwelchem physischen oder psychischen Schmerz steht, weshalb es denn, gewiß richtig und ohne die bei Barth beinahe obligatorische Metathese, von jeher mit hebr. **יָגַע** combinirt wird (vgl. **כָּרַא**, **כָּרַא** u. s. w.)¹⁾.

Ob **חָנֹחַ** Ps. 77, 10 (p. 20 f.) richtig ist, weiß ich nicht, aber jedenfalls hat die Masora, indem sie das **נ** dageschirte, an **חָנֹחַ** gedacht.

Im Artikel **חָרַב** geriet in Aufregung, Zorn«, wie B. (p. 22) übersetzt, und das er in 2 Reg. 3, 23 und zugleich (varietas delectat) in **חָבַר** Prov. 21, 9. 25, 24 findet²⁾, ist zunächst dieses Nebeneinander bedenklich — um Dialectformen kann es sich ja hier nicht handeln —, aber auch die Existenz dieses **חָרַב** gänzlich fragwürdig. Jenes **חָרַב חָרַבְרָה** (2 Reg. 1. l.) erkläre ich mir einfach als »sie haben sich gegenseitig umgebracht«, und nehme die etwas naive, aber bei einem alten hebräischen Erzähler weder ganz thörichte, noch ganz einzigartige Fortsetzung. . . . lieber in den Kauf, als daß ich Klostermanns gewaltsamer Correctur nach Luc. und Targ. beipflichten möchte, die, auf's Raten angewiesen, fast notwendig auf »in Streit geraten« verfallen mußten, während LXX unsern masoret. Text gelesen und (notdürftig) übersetzt haben³⁾.

Noch ein Wort in eigener Sache. Zu p. 15 f.: Ich leite, wie wol Jeder, **חָבַל** »Seil« von **חָבַל** »drehen, winden« ab und erkläre **חָבִיל** u. s. w. »schlau« natürlich von da aus. — Mit Recht, wenn auch seit Nöldekes Anzeige in ZDMG. 54 unnötig, wirft er mir im Artikel **רָעָה** (p. 46), der sich wieder gegen den meinigen (p. 69 ff.) wen-

Ursprünglich wol ein ganz vulgäres Wort »zu Grunde gehn«, hat man ihm (so erkläre ich mir die Sache), wo es von Frommen, Patriarchen gebraucht war, (nachträglich?) das **יָמָה** als Milderung beigesetzt — vgl. mišn. . . . **וַיָּגַע וַיָּאָסֶף**, — was nicht geschehen ist, wo es von Thieren gebraucht ist.

1) Für **יָגַע** recurriert B. auf **جَاع** »hungern«, dem er noch ein bisschen nachhilft mit der, frei ad hoc improvisierten, Bedeutung »(eigtl.) matt sein«.

2) Uebrigens steht an beiden Stellen **חָבַר חָבַר**, nicht bloß an der zweiten.

3) Müßte geändert werden, so läge m. E. näher **חָרַח חָרַח** »sie entbrannten gegen einander« zu lesen.

4) Diese Wurzel habe ich »Homon. Wurzeln« p. 26 ff. für **חָבַל**, **חָבִיל** vorausgesetzt und nur von dem Verbum **חָבַל**, aeth. *ḥabala* »(mit dem Seil) binden« behauptet, es sei von jenem denominirt.

det, den Irrtum betr. ارعى vor¹⁾; im Uebrigen ist derselbe aus Nöldekes und meinen Ausführungen zusammengeschweißt, mit einigen Verwaschungen obendrein.

Den Schluß, p. 54—59, bilden Nachträge zu B.'s ›Etymol. Studien‹, meistens eine Polemik gegen die ihnen von Seiten S. Fraenkels in ›Beitr. z. Assyriologie‹ (hrsg. von Haupt und Delitzsch) gewordene scharfe, aber solid fundamentirte, Besprechung.

Ich habe damit etwa die Hälfte des Buches besprochen; die andere muß ich hier übergeln, und bemerke nur, daß diese in der zu Anfang gegebenen Liste der m. E. sicheren Resultate miteinbezogen ist.

Barth spricht in Sachen der formalen Seite der semitischen Grammatik und der rein philologischen Erklärung altarabischer Poesie ein gewichtiges Wort mit und genießt in dieser Hinsicht verdientes Ansehen. Das schließt aber nicht aus, daß man ihn auf seine Schwächen aufmerksam mache, wie sie sich immer mehr in seinen etymologischen Schriften äußern. Unmethodisches Etymologisiren rächt sich beim Hebräischen z. Z. zwar selten sichtbar, da die modernste Richtung des Alttestamentlichen Fachbetriebs auf Anderes ausgeht, als auf philologische Erkenntnisse, und in der Annahme dessen, was von semitistischer Seite geboten wird, oft nur zu gütig ist. Aber gerade als das z. Z. fast herrenlose Grenzgebiet, das es ist, darf es nicht für rechthaberisches und wildes Experimentiren ausgenützt werden. Darum habe ich es für meine Pflicht erachtet, mein Urtheil über dieses Büchlein rückhaltlos auszusprechen und zu begründen. —

1) Ich gebe mein Peccavi um so bereitwilliger ab, als es mir schon damals an reichlichen Belegen für die von Freytag s. v. richtig gegebene Bedeutung nicht fehlte; es war ein einfacher lapsus.

Göttingen.

Friedrich Schulthess.

Roll, Stéphane, Les Monuments antiques de l'Algérie. Ouvrage publié
dans les auspices du Gouvernement général de l'Algérie. Paris, Fontemoing
1901. 2 Bände (VIII, 290; 447). Mit 34 Tafeln und 89 Abbildungen. 40 Francs.

Während die archäologische Forschung auf dem an römischen
so reichen Boden des französischen Nordafrika in den ersten
Jahren der französischen Herrschaft (seit 1840) im wesentlichen
in den Händen von Lokalforschern ruhte, die zwar mit dem besten
Willen, aber mit der nötigen archäologischen Vorbildung aus-
gerüstet waren, ist hierin während der letzten 20 Jahre ein er-

freulicher Wandel eingetreten. Man wird den Aufschwung von zwei ins Jahr 1881 fallenden Ereignissen datieren dürfen. Damals erschien der erste Band von CIL VIII, der zeigte, wie viel es in Nordafrika zu thun gab, und wurde gleichzeitig mit der Uebnahme des Protektorats in Tunesien der Service des Antiquités (heute unter Gauckler) eingerichtet. Seine Thätigkeit wirkte anregend auf den matten Betrieb der archäologischen Forschung in Algerien. Die École de Rome sandte ihre Schüler nach Afrika; in ihnen gewann die dortige Archäologie die bisher fast ganz fehlenden fachmännischen Kräfte, deren es zur Leitung der Grabungen und zur Publikation der Funde bedurfte.

Wie Paul Gauckler in Tunis, hat sich Stéphane Gsell in Algier, auch er ein Mitglied der École de Rome, um eine wissenschaftliche Forschung der nordafrikanischen Altertümer Verdienste erworben, die ihnen den Anspruch sichern, neben den älteren Namen der nordafrikanischen Archäologie: Cagnat, Boissier, Perrot, Babelon, Berger, Villefosse, Saladin etc. genannt zu werden.

Gsell war schon vor seiner Uebersiedelung nach Algier der archäologischen Welt durch das große Werk über die Nekropole von Vulci (1891) bekannt und hatte in seinem Essai sur le règne de l'empereur Domitien (65. Band der Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome) 1894 eine sorgfältige historische Arbeit geliefert. Seine afrikanischen Arbeiten sind meist archäologischer Natur, aber die Behandlung der Monumente läßt überall den Blick erkennen, der das einzelne Denkmal nach seiner historischen Bedeutung würdigt. So sind z. B. in der kleinen Schrift L'Algérie dans l'antiquité (Algier 1901) die Ergebnisse der archäologischen Forschung aufs beste mit denen der schriftlichen und inschriftlichen Ueblieferung verbunden.

In dem neuen, großen Werke legt G. die Ergebnisse einer langjährigen Beschäftigung mit den algerischen Denkmälern nieder. Er hat das Land nach allen Richtungen bereist und umfassend wie die eigene Anschauung ist die Kenntnis der in Nordafrika recht großen Litteratur, besonders auch der älteren Arbeiten, in denen Monumente beschrieben werden, die jetzt nicht mehr oder wenigstens nicht in ihrem damaligen Zustande vorhanden sind. Leider ist die Zahl solcher der französischen Kolonisation zum Opfer gefallener Altertümer eine recht große.

Wie das große tunesische Denkmälerwerk (Les monuments historiques de la Tunisie), dessen erster die römischen Tempel beschreibender Band in diesen Blättern angezeigt wurde (1899 S. 368 f.), will G. ein vollständiges Inventar der größeren Bauwerke geben,

während es für die kleineren Altertümer (Häuser, kleine Grabdenkmäler etc.) genügte, die wichtigsten Beispiele mitzuteilen. Ein solches Inventar wird natürlich hier wie dort kein absolut vollständiges sein können, da in Algerien nicht minder wie in dem erst seit 20 Jahren, aber seitdem um so gründlicher erforschten Tunesien zahlreiche Denkmäler erst durch eine Ausgrabung identifiziert werden können. Man wird trotzdem jenes tunesische Prachtwerk wie diese bescheidener ausgestattete Zusammenstellung der algerischen Denkmäler nicht als verfrüht ansehen, da die Menge der vorhandenen Monumente eine Aufzeichnung lohnt, und die durch künftige Ausgrabungen hinzukommenden Stücke sich leicht in dieselbe einreihen lassen. G. hat wie Cagnat und Gauckler in den *Monuments de la Tunisie* die Denkmäler nicht nach topographischen, die verschiedenen Monumente einer Gegend vereinigenden Gruppen, sondern nach Klassen (Tempel, Thermen, Mausoleen etc.) angeordnet. Die Bedenken, welche ich a. a. O. gegen eine solche den lokalen Zusammenhang der Denkmäler zerreißende Disposition geäußert habe, sind durch G.'s Einwand (p. V), daß bei einer solchen Anordnung Denkmäler der verschiedensten Zeiten vermengt würden, nicht erledigt, denn wie bei einem Corpus der Inschriften wird auch bei einem solchen der Denkmäler nur die Anordnung nach topographischen Einheiten, also nach Städten oder Landschaften, jedes Denkmal an seinen historischen Platz stellen und wie dort den epigraphischen, so hier den monumentalen Niederschlag der geschichtlichen Entwicklung eines Landes zum Ausdruck bringen. Grade auf das Nebeneinander der verschiedenartigsten und in verschiedenen Zeiten entstandenen Denkmäler kommt es hier wie dort an. Sobald man freilich weniger das Material für eine monumentale Geschichte des Landes, als ein Handbuch der wichtigsten Denkmäler geben will, wird die Anordnung nach Denkmälerklassen ebenso angezeigt sein wie bei einem epigraphischen Handbuch die Gruppierung der ausgewählten Texte nach sachlichen Gesichtspunkten. G. erklärt denn auch, weniger ein Inventar der Denkmäler als ein »Manuel d'archéologie monumentale algérienne« geben zu wollen (p. V). Ueber die derselben Stadt oder derselben Gegend angehörenden Denkmäler belehrt in etwa der topographische Index (II p. 432 f.). Was man neben ihm und auf jeder Seite des Buchs vermißt, war aus den dem Verf. zur Verfügung stehenden Mitteln nicht zu beschaffen und wird auch bei seinem Werk nicht mehr vermißt als bei anderen Arbeiten über das römische Afrika: eine archäologische Karte des Landes. Eine solche, die ein jeder Autor über afrikanische Altertümer in den Händen seiner Leser voraussetzen könnte, ist ein dringendes Bedürfnis

da die vorhandenen Karten, selbst die größeren, nur einen bescheidenen Teil der Ruinenplätze enthalten und eine Orientierung in dem Gewirr der arabischen, noch dazu schwankenden Ortsnamen, sehr schwer ist. Eingetragen sein müßten nicht nur die größeren Ruinenplätze — Städte, Dörfer — sondern auch kleinere, aber für die betreffende Gegend charakteristische Denkmäler wie Dolmen, Mausoleen, Stauwerke etc. Jede Denkmälerklasse müßte durch eine besondere Vignette gekennzeichnet werden. Durch die Anwendung archäologischer Vignetten würde der Atlas archéologique de la Tunisie sehr gewonnen haben, in dem zwar alle antiken Reste, aber nur durch Zahlen bezeichnet sind, von denen überdies in den beigegegebenen Erläuterungen nur ein Teil erklärt wird. Für die archäologische Karte würde der Maßstab 1 : 500 000 genügen. Man könnte also die für fast ganz Algerien und Tunesien vorhandene Generalstabskarte 1 : 50 000 auf 1 : 500 000 reduzieren und müßte aus den vorliegenden archäologischen Detailkarten, vornehmlich aus dem Atlas archéologique, die wichtigsten archäologischen Punkte eintragen. Vielleicht ließe sich sogar direkt die Karte 1 : 800 000 benutzen. Es kommt am Ende weniger auf ein vollständiges Verzeichnis aller Ruinen als auf eine kritische Auswahl derselben an, welche die jeder Gegend eigenen Denkmäler erkennen ließe. Ein ausführlicher Kommentar müßte die so gewonnene Uebersicht spezialisieren. Zu diesem Zwecke würde die Karte in größere — nach den Grenzen der Provinzen — und kleinere geographische Kreise¹⁾ einzuteilen sein, deren genauere Beschreibung (mit Angabe der wichtigsten Litteratur) der Kommentar geben müßte.

Als Vorgänger Gsells sind zu nennen Ravoisé (*Exploration scientifique de l'Algérie*, Paris 1853—58) und Delamare (*Expl. archéol. de l'Afrique*, Paris 1850), deren große Tafelwerke aber nur die Altertümer einiger Gegenden des damals ja auch noch wenig erforschten Landes enthalten.

Gsells Werk ist in drei Bücher eingeteilt. Buch 1 (Band I S. 1—74) behandelt die berberischen (libyschen) und punischen, Buch 2 (Band I, 75—281, II, 1—112) die römischen, Buch 3 (Band II, 113—281) die christlichen und byzantinischen Denkmäler. Diese drei Abschnitte bezeichnen keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, eine zeitliche Folge, denn die einheimischen Dolmengräber stammen nur zu einem Teil aus prähistorischer, also hier vorpunischer, zum anderen Teil aus punischer, römischer,

1) Die natürlichste Teilung der Provinzen: nach Territorien läßt sich, da wir deren Grenzen nicht genug kennen, nicht durchführen; bekannte Territorialgrenzen, wie die der IIII coloniae Cirtenses, sind natürlich einzutragen.

byzantinischer Zeit; ja, diese uralte Gräberform ist sogar noch heute in Nordafrika in Gebranch; zeitlos wie die Berbern selbst sind auch ihre Denkmäler. Ebenso besteht die punische Kultur, wie ja auch die punische Sprache, unter römischer Herrschaft fort; sie sind erst und gleichzeitig mit der römischen Kultur im 7. Jahrh. n. Chr. untergegangen. Nicht minder ist schließlich die Unterscheidung der »christlichen« von den »römischen« Denkmälern weniger eine chronologische als eine kulturelle, denn die christlichen Denkmäler stammen grade in dem sehr früh christianisierten Afrika zum teil noch aus der mittleren Kaiserzeit. Es könnte auffallen, daß sich kein Abschnitt, »Vandalische Denkmäler« findet, aber wir kennen wohl aus vandalischer Zeit stammende Basiliken (Gsell, II, 175) und unter den nichtkatholischen Kirchen mögen einige nicht den einheimischen Donatisten, sondern den arianischen Vandalen gehören, aber spezifisch vandalische Baudenkmäler sind nicht bekannt, wohl dagegen Schmuck und Gerät der Vandalen (s. meinen Bericht in Jahrb. des arch. Instituts, Archäol. Anzeiger 1901, 79), wie die silberne Schüssel mit der Inschrift (CIL VIII, 17 412): *Geilamir rex Vandalorum et Alanorum*.

Die Darstellung der berberischen Ueberreste, der prähistorischen Höhlen, der Dolmen und der rohen von den Bewohnern der Sahara herrührenden Felsbilder verdient besondere Beachtung, weil hier zum ersten Mal eine Zusammenstellung dieser eigenartigen Denkmäler gegeben und eine historische Analyse derselben versucht wird. Auf S. 30 findet man den Beweis, daß die Dolmen zum teil aus römischer Zeit stammen.

Wenn in ähnlicher Weise einige der Felsbilder recht jung, vielleicht sogar modern zu sein scheinen, so ist doch das hohe Alter anderer dadurch bewiesen, daß sie mit Steinwerkzeugen hergestellt sind (S. 51). Hervorzuheben ist eine offenbar von Aegypten beeinflusste Darstellung: das Bild eines Widders, der zwischen den Hörnern die von der Uräusschlange getragene Sonnenscheibe hält (S. 46), also der libysche Widdergott Ammon in ägyptisierender Auffassung. Die Darstellung dürfte für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Aegypten und Libyen von Bedeutung sein.

An punischen Denkmälern ist Algier, das alte Numidien und Mauretanien, natürlich im Vergleich mit Tunis, dem karthagischen Afrika, arm. Zum karthagischen Gebiet gehören nur einige Küstenplätze, in denen sich denn auch punische Nekropolen finden (S. 56 f.), im übrigen war der karthagische Einfluß nur ein kultureller. Aus dieser Sphäre, der der sog. »libyphönizischen« am Hof der Berberkönige Massinissa, Jugurtha, Iuba etc. gepflegten Kultur stammen die

bekannten Mausoleen, welche die Form der alten Dolmen bewahren, aber im architektonischen Detail karthagischen Einfluß verraten (S. 63 f.). Eine andere, rein griechische Form, die sich z. B. bei dem sog. »Grab des Theron« von Girgenti wiederfindet, hat das »Suma« genannte Grabmal in der Nähe von Constantine (Tafel IV). Es ist bisher außerhalb Afrikas wenig bekannt, hat aber wegen seiner dorischen Architektur ein allgemeines archäologisches Interesse.

In dem zweiten, den römischen Bauten gewidmeten Teil, stehen voran die militärischen Anlagen und hier natürlich Lambäsis. Während die älteren Publikationen von dem Lager wenig mehr als das »Prätorium« kennen, kann G. auf Grund der neueren Ausgrabungen über den ganzen mittleren Teil des Lagers berichten. Wir wissen jetzt, daß das »Prätorium« an der vorderen, nördlichen Seite eines großen (etwa 120×120 m.) Peristyls lag, an dessen hinteren, südlicher, Seite sich das Sacellum und eine Reihe von kleinen Räumen, *scholae*, befindet, in denen die militärischen Vereine ihre Patrone, die Gottheit des regierenden Kaisers und der *divi*, verehrten. Besser als der kleine Plan auf S. 78 unterrichtet über die ganze Anlage der C. R. de l'Académie des Inscr. 1902, 40 mitgeteilte große Plan. G. begnügt sich damit, zu sagen, daß das Ganze das Prätorium darstelle, und der bisher so benannte Bau nur der vordere Teil desselben sei. Die bei ihm fehlende Analyse der Anlage ergibt Hygin de mun. castr. (S. 54 d. Ausg. von Domaszewski) und der Vergleich der Limescastelle z. B. des Castells Butzbach¹⁾.

Das Prätorium besteht, wie bei den Limescastellen, aus drei Teilen, die auch Hygin unterscheidet: 1) der bisher fälschlich »Prätorium«, von Hygin *forum* genannten Halle, die man »Opferhalle« nennen darf, da hier nach Hygin die Opferaltäre standen, 2) dem mittleren Teil, dem eigentlichen Prätorium (der Kommandantur), dessen Räume an einer großen Area liegen, 3) dem *posticum* (Hygin), mit den *scholae* und dem Fahnenheiligtum, das auch hier ein gewölbtes zur Aufbewahrung militärischer Kassen dienendes Souterrain hat. Da das Lager, wie es Hygin verlangt, auf sanftgeneigtem Abhang, also seine dem Feinde zugekehrte Front (mit der *porta praetoria*) tiefer liegt als die Hinterseite, so besteht zwischen den beiden vorderen Teilen und dem Posticum eine kleine Niveaudifferenz, die durch 2 Treppenstufen ausgeglichen wird. Diese bezeichnen zugleich die Grenze zwischen dem Posticum und dem mittleren Teil.

Die Maaße des Prätorium sind 140:120 m. Von den beiden

1) Bei Hettner, Bericht über die Erforschung des obergermanisch-raetischen Limes (Trier 1895) S. 21.

andern bisher ausgegrabenen Lagerfestungen hat Carnuntum 56 : 42 M. (nach dem »Führer durch C.« Abb. 67) und Novaesium (^b/Neuss) 88,8 : 88,8 M. Die Prätorien der Limeskastelle sind natürlich bedeutend kleiner (beim Kastell Butzbach jedoch 80 : 60 M.). Das Lager selbst hat in Lambäsis 500 : 420 M. (Gsell p. 70), in Novaesium 571 : 434 M.; Carnuntum hat eine unregelmäßige Form. G. ist übrigens sehr im Irrtum, wenn er das Lager Lambäsis für das am besten erhaltene ausgiebt (S. 72). Während bei Lambäsis ein beträchtlicher Teil des Lagers durch moderne Bauten zerstört ist, haben wir Noväsium so vor uns, wie es nach der Zerstörung im Bataverkriege (70 n. Chr.) liegen blieb; die Mauern sind bis auf 1—2 M. Höhe erhalten; es fehlt wenig mehr als der hölzerne Oberbau. Aber die Opferhalle von L., ein stolzer Bau von bedeutender Höhe¹⁾, steht freilich einzig da.

Nach Lambäsis behandelt G. die Castelle des numidischen und mauretanischen Limes (S. 86 f.). Außer diesen Grenzbefestigungen giebt es auch im Inneren des Landes, an strategisch wichtigen Punkten, Castelle. Wie die Castelle des germanischen Limes und die Donau- und Rheinfestungen haben auch die afrikanischen Castelle ihre *canabae* (vgl. S. 45 mit dem Plan auf S. 92). Den Castellen sehr ähnlich sind die befestigten, dem heutigen »Bordsch« entsprechenden Farmen der afrikanischen Grundherrn, wie die S. 103 beschriebene, über deren Thor die Inschrift: *Spes in deo Ferini. Amen* steht.

Das Kapitel über die algerischen Stadtruinen eröffnet natürlich Timgad, an dessen Ausgrabungen seit mehreren Jahren mit Aufwand bedeutender Mittel gearbeitet wird²⁾. Nächst Timgad sind bedeutende Stadtruinen vorhanden in Lambäsis, der Lagerstadt, Dschemila (Cuicul) an der Straße Sitifis-Cirta, Annuna (Thibilis) bei Constantine, Khamissa (Thubursicum Numid.) an der tunesischen Grenze, doch ist an diesen Plätzen bisher noch kaum gegraben wor-

1) Man scheint die Höhe noch nicht gemessen zu haben, wenigstens giebt sie weder Gsell (S. 80) noch Cagnat (in seinem Führer Lambèse S. 38) an.

2) Nachdem erst seit kurzem die Ausgrabung von Timgad in gebührender Weise gefördert wird, geschieht in Publikationen über diesen Stolz der algerischen Archäologie fast zu viel. Während das große Lieferungswerk Timgad, une cité rom. de l'Afrique, von dem erst 7 Lieferungen vorliegen, recht langsam fortschreitet, hat der leitende Architekt Ballu jetzt ein Prachtwerk über die bereits in dem genannten Werk beschriebenen Gebäude veröffentlicht (Théâtre et forum d. T., Paris, Leroux 1902). Es ist bereits sein 5. Werk über T.: 1) das Lieferungswerk, 2) Tébessa, Lambèse, Timgad 1894, 3) Les ruines de T. 1892, 4) Guide de T. 1892. Vielleicht wäre es besser schneller zu graben und langsamer zu publizieren. — Timgad hat 60 Hektar Fläche (Pompei 64, 7), ausgegraben ist erst $\frac{1}{10}$ (Ballu, Théâtre et forum p. 5).

den, sodaß sich an die Beschreibung des Forums und der am Forum liegenden Gebäude (Basilika, Curie etc.) von Timgad nur kurze Notizen über die entsprechenden Anlagen der anderen Städte anschließen.

Etwas besser steht es mit den Tempeln, und diesmal findet sich das besterhaltene Beispiel nicht in Timgad. Es ist der sog. Minervatempel von Tebessa, in dem heute das Museum untergebracht ist, nächst dem Capitolstempel von Dugga (in Tunesien) der schönste Tempel von ganz Nordafrika. Er steht der Maison carrée von Nîmes wenig nach. Bemerkenswert ist bei diesem Tempel die hohe über dem Architrav angebrachte Attika. Der Tempel des Aesculap in Lambäsis fällt durch eine halbkreisförmige Vorhalle auf, die man als Erweiterung der Pronaos wird auffassen müssen (S. 141). Etwas ähnliches finde ich bei zwei tunesischen Tempeln. Bei dem Capitol von Abthugni hat die Pronaos, bei dem von Althiburus die Cella solche Seitenflügel (Monuments hist. de la Tunisie Tafel IV). Eine weitere Besonderheit ist der dorische Stil der Pronaos — sonst ist in Afrika überall die korinthische Ordnung angewandt — und eine Reihe von Kapellen der verschiedensten Gottheiten an der zum Tempel führenden Straße. Das Capitol von Lambäsis hat statt der drei bei einem Tempel der capitolinischen Trias zu erwartenden Räume nur zwei Zellen. Ich vermute, daß die Minervastatue in der kleinen Nische in der Rückwand der linken Cella (S. 144) gestanden hat.

In dem Tempel von Tizirt (S. 149) ist die Cella um mehrere Stufen über die Pronaos (oder, wie Gsell will, die Vorhalle, denn eine eigentliche Pronaos fehlt) erhöht. Dasselbe finde ich bei zwei tunesischen Tempeln (a. a. O. Tafel XXIX). Wie die tunesischen sind die algerischen Tempel fast alle Prostýloi-tetrastýloi; nur das Capitol von Timgad ist ein Peripteros mit 6 Säulen in der Front (S. 134). Das achtsäulige Capitol von Lambäsis (S. 144) ist als doppelter Tetrastýlos (vor jeder Cella 4 Säulen) aufzufassen.

Cagnat macht (Journal des Savants 1902, 76) darauf aufmerksam, daß unter den algerischen Tempeln keiner der punischen Gottheiten ist, von denen es in Tunesien solch prächtige Beispiele giebt (in Thugga). Wenn es auch nicht ganz ausgeschlossen ist, daß man auch im Westen einmal einen Saturntempel finden wird — die Steine bezeugen das Fortbestehen des Kults — so ist doch zu erwägen, daß in Numidien wohl nur die niederen Schichten, die sich wohl eine Kapelle, aber keinen Tempel bauen konnten, punisch waren, während im karthagischen Herrschaftsgebiet, wie die Mausoleen mit neu-

punischen Inschriften lehren, neben der römischen eine punische Aristokratie bestand.

Besonderes Interesse bietet der den »Triumphbögen« gewidmete Abschnitt, da die den Triumphbögen der Hauptstadt nachgebildeten und nach ihnen benannten Prachtthore nirgendwo so oft und in so vielen zum Teil ganz singulären Spielarten vorkommen wie in Nordafrika (vgl. P. Graef in Baumeisters Denkmälern unter »Triumphbögen«). Gsell hebt mit Recht hervor (S. 155), daß zwischen den in der Stadtmauer liegenden, also ein Stadtthor darstellenden *arcus triumphales* und den frei gelegenen, rein dekorativen Thoren in Bezug auf ihre Architektur kein Unterschied besteht und daß jene ebensogut *arcus triumphales* genannt werden. G. gruppiert die Thore nach der Zahl der Durchgänge. Innerhalb der einzelnen Gruppen sind die Beispiele sorgfältig nach dem architektonischen Detail — der Gestaltung des Bogens, der Zahl der den Bogen flankierenden Säulen oder Pfeiler u. s. w. — gesondert. Eine besondere Species von Triumphbögen wird man als afrikanisch bezeichnen dürfen, da sie sonst nur sehr selten, dagegen in Afrika sehr häufig vorkommt: die Thore, bei denen vor die den Durchgang flankierenden Pfeiler noch Vollsäulen gestellt sind — ein barokkes Motiv, da der Pfeiler hinter der Säule nicht zur Geltung kommt. Beispiele sind die Bögen von Markuna, Tebessa, Timgad (s. S. 163—171 und 174—181). Bei dem Trajansbogen von Timgad sind diese vorgestellten Säulen durch flache Bögen verbunden (Tafel XL). Das ist eine Architekturform, die bei einem Triumphbogen nur hier vorkommt. Sowohl die einthorigen wie die dreithorigen Triumphbögen sind häufig, während es von zweithorigen nur ein Beispiel, von vierthorigen nur zwei Beispiele giebt. Der vierthorige Triumphbogen von Tebessa zeigt in besonders starkem Maaße die bei vielen nordafrikanischen Bauwerken, auch bei einigen Triumphbögen, auffallende Ueberladung mit Ornamenten. Gsell macht es wahrscheinlich, daß dieser Janus quadrifrons, der dem Caracalla und seiner Familie gewidmet ist, mit einer Kuppel überwölbt war (S. 183). Er würde dann eines der ältesten Beispiele der Verbindung eines quadratischen Grundrisses mit dem Kuppeldach darstellen.

Gut erhaltene Theater giebt es in Algerien drei: in Dsche-mila (Cuicul), Khamissa (Thubursicum Numidarum) und Timgad. In Timgad ist zwar der Zuschauerraum sehr gut erhalten, dagegen nicht die Bühne. Die Bühnen der beiden anderen Theater weichen in keinem wesentlichen Punkt von dem üblichen Schema ab. Die Bühnenwände sind noch bis zu 7 M. Höhe erhalten (S. 188, 190).

Während Tunesien in dem Amphitheater von Thysdrus

eines der schönsten und größten Beispiele dieser Denkmälergruppe besitzt, sind die algerischen Amphitheater (in Tebessa, Scherschel, Tipasa, Lambäsis etc.) sämtlich bis auf geringe Reste zerstört. Man hat sie meist als Steinbrüche benutzt. Es gibt auffallenderweise in Algerien mehrere Städte, die nur ein Theater, aber kein Amphitheater haben, während der umgekehrte Fall nur in der Soldatenstadt Lambäsis vorliegt, wo man natürlich mehr Freude an Tierhetzen und Gladiatorenspielen hatte. Cagnat, der diese Beobachtung macht (*Journal des Savants* 1902, 78), folgert daraus mit Recht, daß in Afrika die Bühnenspiele mindestens ebenso, vielleicht sogar mehr beliebt waren wie das blutige Spiel der Arena. Ein Circus kommt nur einmal vor (in Scherschel) und dieses einzige Beispiel ist schlecht erhalten.

Das Macellum von Timgad — das einzige sichere Beispiel der Art — ist ein Peristyl mit Absis. Je drei Fleischerläden liegen links und rechts vom Eingang, sieben andere sind in der Absis angebracht. An den beiden anderen Seiten des Peristyls liegen keine Läden. Diese Anlage stimmt in manchen Punkten mit dem Macellum von Pompei überein, so in den Größenverhältnissen des inneren Raums (Pompei 16 : 25, Timgad 15,30 : 24,30 m.), dagegen sind in Timgad sämtliche Verkaufsstände vom Hof aus zugänglich, während in Pompei ein Teil nach dem Hof, der andere nach der Straße geöffnet ist. Das Bassin in der Mitte des Peristyls ist in Pompei rund und war mit einer Kuppel überdeckt; in Timgad ist es offen und rechteckig. Die Absis fehlt im pompejanischen Macellum, findet sich aber in dem Gebäude der Eumachia, dem Kaufhaus für Wollwaren. Sie wird in Timgad von dem Peristyl getrennt durch eine von Arkaden getragene Wand. Da das Gebäude aus dem Anfang des 3. Jahrh. zu stammen scheint, liegt hier ein viel älteres Beispiel für den Ersatz des Architravs durch die Archivolte vor als es der Palast des Diocletian zu Spalato darstellt, der bisher als der älteste Beleg für die Archivolte galt. Die Verbindung zwischen Säulenkapitäl und Archivolt ist wie in der »byzantinischen« Architektur durch Kämpfer hergestellt, die sich bisher erst aus der Mitte des 4. Jahrh. nachweisen ließen (Holtzinger, *Handb. d. altchristl. Arch.* S. 47). Ähnlich wie die »byzantinischen« Kämpfer mit Monogrammen geziert sind, steht auf den Kämpfern des Macellum je einer der Buchstaben, die den Namen des Stifters der Fleischhalle bilden. In der unmittelbar neben dem Macellum liegenden Halle von der Form einer Basilika (Langschiff mit Absis) sieht Cagnat (*Journal d. S.* 1902, 77) gewiß mit Recht eine basilica vestiaria — sie hat den Grundriß des Gebäudes der Eumachia.

Die Kapitel 8—10 behandeln die Wasserwerke (Thermen, Nymphäen, Aquädukte, Cisternen). Die bedeutendsten Thermen finden sich in Scherschel (Caesarea) und Timgad. Die großen Thermen von Scherschel erinnern in der strengen Symmetrie ihrer Anlage an die Thermen der Kapitale, während die zwei bisher publizierten Badeanstalten von Timgad wie die pompejanischen Bäder unregelmäßig gebaut sind. Auch die Größenverhältnisse des Hauptbades von Scherschel sind bedeutend: c. 110 : 60 m. (die Caracallathermen in Rom bilden ein Quadrat von 330 m. Seite). Sowohl Timgad wie Scherschel hat drei Bäder — ebenso viel wie Pompei. Die 1895—1900 ausgegrabene dritte Thermenanlage von Timgad, über die G. einige Notizen giebt (S. 224 f.), hat wie das Hauptbad von Scherschel die strenge Symmetrie der großen Thermen, steht ihnen aber in den Dimensionen (80 : 66 m.) nach. Auf S. 231 ist ein kleines Versehen zu korrigieren. G. übersetzt in der auf eine Badeanstalt bezügliche Inschrift: *Bene laves, hodie assem des, cras gratis, res tuta*, letzteres mit; *»n'en doute pas«*, während es offenbar bedeutet: »die Garderobe wird sicher aufbewahrt«. S. 232 ist ein Plan der in der Nähe von Khenschela gelegenen warmen Bäder (Aquae Flavianaë) mitgeteilt, die heute wieder benutzt werden. Die Anlage enthält zwei Bassins, ein rundes, welches von einer Kuppel bedeckt war, und ein offenes von rechteckiger Form, außerdem eine Reihe von Zellenbädern. Im übrigen sind von den ziemlich zahlreichen aquae, die in den arabischen hamman fortbestehen, nur geringe Reste erhalten. Die einzige wohl erhaltene monumentale Fontäne (in Tipasa) zeigt die bei solchen Bauwerken beliebte halbrunde Anlage (vgl. das Nymphäum am Dschebel Zaguan in Tunesien: Gauckler, *L'archéologie de la Tunisie* p. 22). Ein »septizonium« von Lambäsis ist wie die meisten Altertümer dieses Platzes zerstört worden (S. 241). Kleinere Fontänen nach Art der pompejanischen finden sich mehrfach in Timgad.

Der bedeutendste Aquädukt ist der von Scherschel. Ein Teil desselben, der ein Thal überspannt, hat drei Bogenreihen übereinander und ist 35 M. hoch. Sehr bedeutend ist natürlich die Zahl der Cisternen, deren mannigfaltige Formen aus der *Enquête sur les installations hydrauliques rom. en Tunisie* bekannt sind.

In dem Kapitel »Wege« behandelt G. mit gutem Grund nicht das ganze, noch nicht genügend erforschte Wegenetz Algeriens, sondern einige charakteristische Beispiele. Die großen Chausseen, wie die Straße Karthago—Theveste, sind nur in der Nähe der Städte gepflastert, sonst chaussiert und mit Randsteinen und Quer-

schwollen versehen. Eine beliebte Breite scheint 6.75 m. = etwa 23 pedes¹⁾ gewesen zu sein (S. o. bei der Straße Hippo Regius—Calama und Karthago—Theveste). Von Brücken ist wenig erhalten. Am meisten zu bedauern ist die Zerstörung der Riesenbrücke von Cirta, die 65 m. hoch, 60 m. lang und aus drei Bogenreihen zusammengesetzt war.

Cap. 12 behandelt die Wohnhäuser in Stadt und Land. Bisher war wenig über das afrikanische Haus bekannt. Die einzige gut ausgegrabene Villa, der Palast der Laberier in Udna, hat den Plan des orientalisch-griechischen Hauses (mit zentralem Hofe, an dem die Zimmer liegen), muß aber, als römisches, ›in praediis Laberiorum‹ gelegenes Haus zunächst als villa suburbana gelten, die denselben Grundriß hat (s. meine Besprechung von Gaucklers Le domaine des Laberii in diesen Anzeigen 1898 S. 475 f.). Die Ausgrabungen von Timgad haben nun aber gelehrt, daß auch die Stadthäuser diesen Plan hatten. Hier ist die Heranziehung der villa suburbana ausgeschlossen, wir lernen vielmehr, daß im römischen Afrika das orientalisch-griechische Peristylhaus herrschte. Offenbar haben die Römer die karthagische, dem Klima angemessene Bauweise beibehalten. Die von G. mitgeteilten Pläne stimmen natürlich mit denen pompejanischer Peristyle überein, da dieselben nichts anderes als das griechische Haus sind. Hier wie dort unterscheidet sich eins der um das Peristyl liegenden Zimmer von den andern durch Größe und Ausstattung: der oecus. Die in Timgad ausgegrabenen Häuser hat G. wohl aus Rücksicht auf die von Cagnat und Ballu vorbereitete Publikation nicht behandelt. Außer in Timgad sind bisher nur in St. Leu (Portus Magnus) städtische Wohnhäuser ausgegraben worden. Aus dem Oecus eines der Häuser von St. Leu stammt das von Robert (Jahrb. d. Inst. 1890) besprochene Kabirenmosaik. Die Villen haben, wie auch sonst, die Peristylform. Auf S. 24 findet man den Plan der zu der Villa des Pompeianus bei Ued Atmenia gehörigen Badeanlage, in der die prächtigen aus dem Leben und Treiben der afrikanischen Landlords geschöpften Mosaikbilder gefunden sind. Diese Mosaikbilder zeigen uns, wie das afrikanische Landhaus mit seinen der Wirtschaft und dem Vergnügen dienenden Annexen aussah²⁾. Der Plan eines stark befestigten Schlosses ist in

1) Also wohl 3 Fuß (0,887 m.) für die beiden Randleisten und 20 Fuß (5,914) für die eigentliche Chaussée (zusammen 6,801). 20 Fuß ist die Breite des cardo, des zweiten Hauptwegs der Limitation (Feldmesser II S. 350).

2) Ich habe in meiner Schrift: Das röm. Afrika Anm. 100 eine Zusammenstellung der damals (1899) bekannten Villenbilder gegeben.

dem Kapitel über die Verteidigungsbauten (Band I, 102) mitgeteilt. Die Mauern der afrikanischen Häuser sind eine Combination von im Abstand von mehreren Metern aufgestellten Steinpfeilern und Bruchsteinen, die die Zwischenräume der Pfeiler ausfüllen. Da die Füllung in der Regel zerstört ist, findet man in den afrikanischen Ruinen meist nur jene Pfeilerreihen (vgl. Tafel LXXV). Größere afrikanische Farmen scheinen noch nicht ausgegraben zu sein (s. II, 30), obwohl man sie in der Gegend von Sétif und Tebessa etc. überall findet. Interessant sind die II, 28 f. behandelten Oelkeltereien. Eine in den Steppen südlich von Tebessa gefundene enthält nicht weniger als sechs Oelpressen (II, 30 f.). Im Anschluß an die landwirtschaftlichen Zwecken dienenden Bauten berührt G. die römischen Wasserwerke auf dem platten Lande: die Sperren, vermittelt derer die im Winter niederstürzenden Wassermassen reguliert wurden. Er lehnt eine eingehendere Darstellung dieses wichtigen Gegenstandes ab, weil er eine besondere Untersuchung — nach Art der tunesischen *Enquête sur les installations hydrauliques des Romains* — erfordere.

Mit dem Kapitel »Gräber« kommt G. zu einer Denkmälerklasse, die in Nordafrika durch besonders schöne Beispiele vertreten ist: durch die ragenden Mausoleen, die besonders in den Steppen des Südens das augenfälligste Zeugnis der ehemaligen Blüte des Landes darstellen. Unter den in Algerien vorkommenden Bestattungsarten dürfte aus (1): *sépultures à inhumation* (7 Arten) die Beisetzung der Leichen in großen Thongefäßen (S. 43), aus (2): *sép. à incinération* (5 Arten) die *cupula*-Form (Aschenurnen in der Form eines halben Cylinders) hervorzuheben sein. Die *cupulae* sind besonders im Süden häufig (S. 47). Nach den Einzelgräbern (I) werden die unterirdischen Grabkammern (II), deren es sowohl aus punischer wie aus römischer Zeit giebt, und die Mausoleen (III) behandelt. Man wird G. unbedingt Recht geben, wenn er den bei den römischen Mausoleen so häufigen pyramidenförmigen Aufsatz aus orientalischer Sphäre herleitet (S. 58), wie denn ja überhaupt die Sitte, das Grab durch einen monumentalen Oberbau zu bezeichnen, ja selbst die einfache Grabstele, aus dem Orient stammt. Von den 65 beschriebenen Mausoleen haben 61 die gewöhnliche, viereckige, 3 polygonale (sechso- oder achteckige) Form, während es nur ein Beispiel der durch das Grab der *Caecilia Metella* berühmten runden Form giebt: das von dem *praef. urbis Q. Lollius Urbicus* in der Nähe von Constantine für 5 Mitglieder seiner Familie erbaute Grab.

Den Schluß des Hauptteils, der römischen Altertümer, bildet ein Kapitel über die Mosaiken (S. 100—111), in dem die wich-

tigsten in Algerien gefundenen Beispiele dieser in keiner Provinz so wie in Afrika verbreiteten Kunstübung zusammengestellt sind. G. kennt 54 Mosaikböden mit figürlichen Darstellungen. Das ist im Vergleich mit Tunesien, wo der eine Palast der Laberii (Udna) deren 67 ergeben hat (Gauckler, *les domaine de Laberii* p. 6) sehr wenig und leider dürfte der Grund dafür nicht allein die geringere Kultur der westlichen Provinzen und der bescheidenere Umfang der Ausgrabungen, sondern zum guten Teil auch der Vandalismus, der in Algerien einige 40 Jahre lang ungestört sein Werk getan hat, sein. Ich erwähne nur die völlige Zerstörung der prächtigen Villenbilder von Uëd Atmenia, von denen leider nicht einmal getreue Copien vorhanden sind (Wiedergabe in Tissots *Géographie de l'Afrique rom.*). Und selbst die von G. angeführten Bilder führen zum Teil die Beischrift »de-truit«! Am häufigsten sind Bilder von phantastischen Seewesen (Tritonen, Nereiden etc.) — N. 1, 3, 7, 8, 15, 16, 19, 26, 27, 34, 43, 47 —, und Jagdszenen (und Tierbildern): N. 6, 11, 17, 24, 25, 42, 46, 49, 50). Eines der beliebtesten Sujets waren in Afrika Bilder von Rennpferden und Circusszenen. In Tunesien sind deren eine Menge gefunden worden (vgl. meine Schrift, *Das röm. Afrika* S. 48 f.). G. kann nur ein Beispiel beibringen (N. 13). Auch hier ist dem Renner, wie so oft, der Name beigeschrieben (Muccosus). Außer den zerstörten Villenbildern von Uëd Atmenia (N. 38—40) wird noch ein Bild dieser Art angeführt (N. 37). Aus Tunesien sind viel mehr Beispiele bekannt.

Besondere Beachtung verdienen — oder verdienen, denn selbst sie sind zum Teil zerstört — folgende Mosaiken: N. 31: Leda mit dem Schwan, zur Seite der Eurotas, N. 41: die Liebesabenteuer des Jupiter (. . . »de ce magnifique pavement il ne reste plus que des debris«), N. 44 das Kabirenbild (s. oben S. 686), N. 48 ein Mosaikboden mit den Figuren eines Brettspiels, aus Tebessa (Gsell, *Musée de Tebessa* [Musées et Collections de l'Algerie et de la Tunisie, 1902] Tafel IX). Von Wandmalereien ist nichts von Bedeutung erhalten (S. 111). Das liegt teils an der geringen Haltbarkeit derselben, teils daran, daß in der späteren Kaiserzeit, besonders im Westen, das Freskobild ganz hinter dem Mosaikbild zurücktrat. Ich halte diesen Satz (*Das röm. Afrika* S. 76), den Rostovzew bestritten hat, im vollen Umfange aufrecht. Man braucht nur den Reichtum der afrikanischen Häuser (wie des Palastes von Udna) an figürlichen Darstellungen in Mosaik mit der Seltenheit derselben in Pompei zu vergleichen, um zu sehen, daß hier, in einer halbgriechischen Stadt der ersten Kaiserzeit, das Fresko-, dort, im römischen Westen, das Mosaikbild dominirt.

Die größere Hälfte des 2. Bandes nimmt das den christlichen Altertümern gewidmete Kapitel ein (S. 113—342). Wenn G. bei der Zusammenstellung und Beschreibung der römischen Monumente mancherlei Vorarbeiten benutzen konnte, steht er in diesem Teil ganz auf eigenen Füßen. Er hat das Verdienst, zum ersten Male die zahlreichen christlichen Bauwerke (Basiliken und Gräber) der afrikanischen Provinzen wissenschaftlich behandelt zu haben ¹⁾. Leicht mag in diesem umfangreichen Kapitel ebenso viel Arbeit stecken wie in dem ganzen übrigen Werk. Nicht weniger als 169 Basiliken sind beschrieben.

Bei der frühen und intensiven Aufnahme, die der neue Glaube in Afrika gefunden hat, sollte man erwarten, daß sich hier besondere alte Denkmäler desselben, zumal Kirchen, finden würden. Dem ist aber nicht so. Die älteste datirte Basilika (in Orléansville, Mauretanien), ist im J. 324, also nach dem Mailänder Toleranzedikt (312), erbaut worden (S. 115) und kein anderes Indiz spricht dafür, daß in Algerien Kirchen aus der Zeit der *ecclesia pressa* erhalten sind. Es bleibt abzuwarten, ob sich in der früher als der Westen christianisirten Proconsularis ältere Kirchen feststellen lassen. Vorhanden waren sie dort wie auch im Westen natürlich schon im 3. Jahrhundert ²⁾. Älter sind die Gräber. Es giebt deren in der Hafenstadt Tipasa (bei Algier) aus dem Jahre 238. Tipasa war ein Hauptsitz des neuen Glaubens; derselbe drang wie überall so auch in Afrika zuerst in die Seestädte ein. Wenn uns also auch die afrikanischen Basiliken nicht in die älteste Zeit der afrikanischen Kirche führen, so ist doch die Zahl alter, aus dem 4. und 5. Jahrh. stammender Kirchen (s. die Uebersicht der datirten Beispiele auf S. 116) recht bedeutend, und, was allein schon den afrikanischen Basiliken großes Interesse sichert, das Vorhandene ist nicht durch mittelalterliche Umbauten entstellt wie meist in den anderen Provinzen. G. unterscheidet fünf Arten christlicher Bauwerke: 1) die eigentlichen, nur dem Kult dienenden Kirchen, 2) Gedächtniskirchen für die Reliquien eines Heiligen oder zur Verehrung einer heiligen Stätte, 3) Ora-

1) Das »die monumentalen Zeugnisse« behandelnde Kapitel in Al. Schwarzes »Untersuchungen über die äußere Entwicklung der afrikan. Kirche (1892)« beruht nicht auf eigenen Untersuchungen und giebt nur kurze den Inschriften und Reise werken entnommene Notizen. Wielands »Ein Ausflug in das altchristliche Afrika« (1900) kann höchstens zu einer ersten Orientirung dienen und entbehrt jeder wissenschaftlichen Bedeutung.

2) Für Algerien sind Basiliken aus der Zeit der diocletianischen Verfolgung bezeugt z. B. in Constantine (S. 192; vgl. S. 116 Anm. 2). Eine Aufzählung der litterarisch bekannten Kirchen der Proconsularis giebt A. Schwarze, Untersuchungen etc. S. 34 f.

torien, 4) Friedhofskirchen über dem Grab eines Märtyrers, 5) Baptisterien. Bei der Anführung der einzelnen Gebäude hat sich G. mit Recht weder an diese Gruppen gebunden — denn ihnen entsprechen architektonische Unterschiede nicht — noch eine Gruppierung nach dem Stil versucht, da derselbe in der ganzen Zeit, vom 4.—7. Jahrh., ziemlich gleichförmig geblieben sei. Eine chronologische Klassifizierung war ausgeschlossen, da nur wenige Kirchen genauer datierbar sind. Man findet deshalb die Beispiele einfach alphabetisch, nach den Oertlichkeiten, aufgezählt. Das hat vor allem den großen Vorteil, daß so die demselben Ort angehörigen Gebäude zusammen bleiben (s. oben S. 677). Die Gleichförmigkeit der älteren und der jüngeren, aus byzantinischer Zeit stammenden Basiliken (S. 120) wird gerade jetzt, wo man sich lebhaft um »spätromisch« und »byzantinisch« streitet, bemerkt werden. G. kennt keinen einzigen Centralbau (mit Kuppel), sondern nur Longitudinalbauten. Die afrikanischen Kirchen sind ebenso zahlreich wie unbedeutend. Sorgfältige Architektur ist eine Ausnahme (S. 122). Wie die byzantinischen Festungen sind schon die christlichen Basiliken fast durchweg aus dem Material zerstörter älterer Gebäude, besonders Tempel, erbaut. Die Bauweise ist die der afrikanischen Wohnhäuser: Bruchsteinmauern mit eingesetzten Steinpfeilern (s. oben S. 687), während die heidnischen Tempel auch in Afrika durchweg massiv gebaut sind (vgl. die von G. mitgeteilten Ansichten der Tempel). Meist sind die Basiliken nach Osten orientiert, (Absis im Osten, Eingang im Westen), aber selten genau. Man wird sich eben, wie es ja auch die Feldmesser bei der Feststellung ihrer Standlinie (*decumanus*) zu thun pflegten, nach dem scheinbaren Ostpunkt, dem Erscheinen der Sonne über dem Horizont, gerichtet haben, was dann je nach dem Standpunkt und der Jahreszeit recht starke Schwankungen in der Orientierung ergab¹⁾. In der Regel hat auch die afrikanische Basilika drei Schiffe und wenn mehr — bis zu 9 — vorkommen, so beruht das meist auf späterer Teilung, die man wohl am besten aus dem Mangel an genügend langen Dachbalken erklären wird. Die Höhe der Säulen oder Pfeiler beträgt meist nur 2—2,75 m. Der Architrav ist durchweg durch die Archivolte ersetzt (S. 129). Kämpfer findet man regelmäßig, wo die Archivolte Pfeiler, oft auch, wo sie Säulen verbindet. Auf den Arkaden ruhen die Mauern. Die der Mittelschiffe werden hier wie überall höher gewesen sein wie die der Seitenschiffe. Ebenso muß wie sonst das Mittelschiff ein Giebeldach und in den Seitenmauern Fenster

1) Vgl. meine Darstellung der in der *Proconsularis* bei der Landteilung (*Centuriation*) angewandten Orientierungen in dem Aufsatz *L'arpentage romain en Tunisie* (Bull. du Comité des Travaux histor. 1902 p. 129 f.).

gehabt haben, während die Seitenschiffe ein Pultdach und in der Regel keine Fenster hatten. Für Ueberwölbung des Mittelschiffs giebt es kein sicheres Beispiel, doch scheinen hie und da die Seitenschiffe überwölbt gewesen zu sein. Fast alle Basiliken haben Presbyterien, die, wie sonst, meist die halbkreisförmige Form der Absis, seltener eckige Form haben. Oft ist die halbkreisförmige Absis nach außen von gradlinigen Mauern eingerahmt. Das ist eine spezifisch orientalische Bauweise (s. Holtzinger, Die altchristl. Archit. S. 78). Einmal kommt auch die absis trichora, von der Form eines Kleeblatts (Holtzinger S. 81), vor, aber es handelt sich hier wohl um die Umwandlung einer Kapelle in ein Presbyterium. Die Absiden scheinen durchweg gewölbt gewesen zu sein. Neben der Absis liegen meist zwei Sakristeien, seltener eine. Das Presbyterium liegt regelmäßig über dem Niveau der Schiffe. Die afrikanischen Kirchen bieten manches Material für die Entwicklung der confessio, des Heiligengrabes, zur Krypta (vgl. S. 143). Der Altar war von Holz — denn es findet sich nur eine steinerne Basis — also eine wirkliche mensa. Zuweilen stand der Altartisch in einem von 4 Säulen getragenen Ciborium. Der Altar stand meist nicht in der Absis, sondern in einiger Entfernung von derselben im Hauptschiffe und war vom Publikum durch eine Schranke gesondert. Auf S. 149 f. stellt G. die charakteristischen Merkmale der afrikanischen Kirchen zusammen. Aus ihnen ergibt sich ihm das sehr wichtige Resultat, daß die afrikanischen Basiliken nicht, wie man erwarten sollte, den Kirchen Roms sondern denen des Orients nahe stehen. Aus der nun folgenden Beschreibung der 169 Basiliken hebe ich nur einzelnes hervor. Die Krypta von Bénian (S. 176), in der die 434 getötete donatistische Märtyrerin Robba vor 439 beigesetzt war, dürfte die älteste erhaltene Krypta sein, denn von der Krypta, in der Constantin nach der Vita Silvestri die Gebeine des h. Laurentius beisetzen ließ (s. Holtzinger a. a. O. 126) ist nichts erhalten und die anderen uns bekannten ältesten Krypten stammen frühestens aus dem 6. Jahrhundert (z. B. die von S. Apollinare in Classe). S. 238 f. wird die älteste Basilika, in Orléansville, beschrieben, 265 f. die Anlage vor dem Caracallathor von Tebessa, das sogenannte Kloster, in Wahrheit eine Basilika mit verschiedenen späteren Anbauten, darunter auch Zellen und Refektorium (?). Die Basilika von Tigsirt (S. 294 f.) ist wichtig wegen einiger architektonischer Details (z. B. wegen der Kämpfer mit Reliefs). S. 309 f. findet man die Kirchen und Kapellen von Timgad. Zu den interessantesten Basiliken gehören die große neunschiffige Basilika und die Grabeskirche der h. Salsa in Tipasa (S. 317 f.), deren Martyrologium (aus dem 4.—5. Jahrh.) — es wurde fast gleich-

zeitig mit der Auffindung der Grabeskirche edirt — mit dem Fundbestand übereinstimmt, also authentisch ist.

Während G. für das Kapitel über die Basiliken keine anderen als eigene Vorarbeiten benutzen konnte, lag für die Darstellung der byzantinischen Verteidigungswerke das große Werk von Diehl, *L'Afrique byzantine* (1896) vor, in dem diese Anlagen ausführlich (p. 138–298) behandelt sind. Das Werk des praefectus praetorio und magister militum von Afrika Solomon — er ist der Schöpfer der Befestigungen — verdient wegen der schnellen Herstellung und der Menge der Anlagen volle Bewunderung. Das bekannteste Beispiel der byzantinischen Fortifikation ist Tebessa. Seine hohen Mauern haben noch den Franzosen dieselben Dienste geleistet wie 1300 Jahre vorher den Byzantinern. Außer solchen Stadtbefestigungen hat Solomon noch eigentliche Festungen und zwischen ihnen kleine Forts angelegt. Wo man immer die Ruinen einer römischen Stadt findet, fehlt auch nicht die mit römischem Material erbaute byzantinische Citadelle (aus ihren Mauern entnehmen wir heute eine Menge römischer Inschriften). Nicht als ob die Byzantiner römische Städte zerstört hätten, um daraus ihre Festungen zu bauen; das hatten bereits die Berbern und Vandalen besorgt. Indem sie dieselben in ihre Mauern aufnahmen, haben die Byzantiner im Gegenteil manchem Bauwerk, das sonst wohl eingefallen wäre, Halt gegeben. So bildet das Thor des Caracalla in Tebessa, so das Capitol von Dugga ein Glied der byzantinischen Mauern dieser Städte. Auf diese Weise ist vor allem eine Reihe von Triumfbögen erhalten worden. Die byzantinischen Mauern bestehen aus einem Kern von Bruchsteinen, der nach außen und innen mit Quadern belegt ist, eine Bauweise, die man bekanntlich schon bei spätrömischen Befestigungen findet.

Das letzte Kapitel behandelt die christlichen Gräber. Eigentliche Katakomben scheint man bisher nur selten gefunden zu haben; wir wissen aus Tertullian, daß die Christen selbst in der Zeit der Verfolgung offene Begräbnißstätten hatten, die *areae*. Die Gräber der Märtyrer waren durch Grabkapellen (*cellae*) bezeichnet, ganz wie auf den arabischen Friedhöfen die Gräber der »Marabus« durch eine »Kubba«, (Kuppel). Die christlichen Gräber zeigen dieselben Formen wie die heidnischen. Wie man seine Toten gerne auf Friedhöfen, die das Grab eines berühmten Märtyrers enthielten, beisetzte, so füllten sich auch die Kirchen, deren ja viele unter dem Altar das Grab eines Heiligen (die »*confessio*«) besaßen, mit Gräbern. In Erinnerung ist mir die große Basilika von Tipasa; auf ihrem Boden reiht sich Grab an Grab.

Es ist kein Zufall, daß das Buch mit derselben Denkmälergruppe beginnt und schließt: mit den berberischen Mausoleen, denn wie der Medraçen und Sâma zu den ältesten, so gehören die Dschedars, ähnliche Mausoleen im Westen der Provinz Oran, zu den jüngsten Denkmälern Algeriens. Sie stammen, wie eingemauerte byzantinische Inschriften und christliche Symbole beweisen, aus dem 6.—7. Jahrhundert. Mit der ihnen eigenen Zähigkeit haben die Berbern an der uralten Grabform festgehalten. Ein Jahrtausend mag den Medraçen von den Dschedars trennen.

Gsell hat seine Geschichte der algerischen Monumente geschrieben so wie sie geschrieben werden muß: sorgfältig das Erhaltene bis auf die unscheinbarsten Denkmäler aufzeichnend, jedem Denkmal seinen historischen Platz anweisend, aber zurückhaltend mit dem historischen Commentar, zu dem er gewiß vor anderen befähigt war, der aber an die Stelle der Ruinen eine Rekonstruktion gesetzt hätte. Auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. So wird das Werk, wie viele Altertümer noch immer hinzugewonnen werden mögen, nichts von seinem Wert einbüßen. Es wäre zu wünschen, daß die Leitung der algerischen Denkmalspflege, die heute in technischen Händen liegt, dem Verfasser dieses Werkes übertragen würde, welches seine technische Kompetenz verbürgt und doch eben nur von einem Archäologen und Historiker geschrieben werden konnte. Zweifelsohne würde unter Gsell die Erforschung der algerischen Altertümer ähnliche Fortschritte machen wie der Service des Antiquités in Tunis unter Gauckler.

Göttingen.

Adolf Schulten.

Strzygowski, Josef, *Orient oder Rom. Beiträge zur Geschichte der spätantiken und frühchristlichen Kunst.* Mit 9 Taf. und 53 Abbild. im Texte u. a. nach Aufnahmen der Palmyra-Expedition Sobernheim. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1901. VIII und 149 S. 4°. Preis geb. 17 M.

Das Buch veröffentlicht eine Reihe von Kunstdenkmälern des spätantiken und altchristlichen Orients, die theilweise von Strzygowski selbst, theilweise von Anderen in der letzten Zeit gefunden wurden, oder aus dem Handel in die Museen gelangten. Den verknüpfenden Faden bildet dabei eine polemische, durch den Titel bereits angedeutete These, die in erster Reihe gegen Wickhoff, in zweiter gegen F. X. Kraus gerichtet ist. Die Einleitung bespricht unter dem Titel: die Entwicklung der Kunst in den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. das Programm des vorliegenden Buches. Es sei

mir erlaubt, auf die hier behandelten, wie man meinen könnte, universalhistorisch wichtigen Probleme der Kunstforschung etwas ausführlicher einzugehen, wobei ich gleich bemerke, daß dazu weniger der geringe sachliche Inhalt der Ausführungen Strzygowskis, als die ihnen zugrunde liegende wissenschaftliche Arbeitsmethode Veranlassung geboten hat.

Man kann den polemischen Theil des Buches Strzygowskis kaum richtig characterisiren, ohne einige Worte über das Buch, gegen das er gerichtet ist, vorangeschickt zu haben. Es ist das Wickhoffs Einleitung zur Publication der Wiener Genesis. Diese Einleitung ›über den Stil der Genesisbilder und die Geschichte seiner Entwicklung‹ enthält bekanntlich weit mehr, als der Titel besagt. Es ist ein Grundriß der Geschichte der bildenden Kunst in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus. Man darf ihn wohl ohne Uebertreibung nicht nur als grundlegend für die Erkenntnis der nachhellenistischen, sondern auch als bahnbrechend für eine neue Beurtheilung der gesamten antiken Kunstentwicklung bezeichnen. ›Mit der Diadochenzeit wird die progressive Entwicklung der antiken Kunst abgeschlossen‹ so lautete beiläufig einer der Fundamentalartikel des Glaubensbekenntnisses der älteren Archaeologie. Die spätere Kunst wurde als eine Decadenzerscheinung, die römische Kunst als eine parasitische Pflanze auf dem Baume der griechischen Errungenschaften betrachtet. Die Hauptschuld an der, wie es scheinen könnte, unerklärlich langen Lebensdauer dieser unglaublich oberflächlichen Auffassung der antiken Kunstgeschichte hatten einestheils die aesthetischen Voraussetzungen, die jeder archaeologischen Kunstbetrachtung zugrundegelegt wurden, andertheils die philologisch-antiquarische Forschungsmethode der klassischen Archaeologie. Im Anschlusse an litterarische und künstlerische Strömungen des XVIII. Jahrh. entstand das Dogma von dem Aufsteigen der antiken Kunst, bis zu dem Gipfelpunkte einer aurea aetas der Kunst ›im höchsten und specifischen Sinne‹, die ideale und absolute Normen des Edlen und Schönen geschaffen hat und der gegenüber es nur ein abwärts geben kann. Unter dem Einflusse der exact positivistischen historischen Wissenschaften vollzog sich im XIX. Jahrh. die Loslösung der archaeologischen Forschung von der speculativen Aesthetik und die Archaeologie wurde eine Hülfswissenschaft der Philologie. Dem künstlerisch-sachlichen Inhalt der antiken Kunstwerke und der stilistischen Entwicklung der antiken Kunst wurde fast gar keine Beachtung geschenkt, die Nebendinge wurden wie in vielen anderen historischen Disciplinen zur Hauptsache und ein halbes Jahrhundert lang hat die klassische Archaeologie fast ausschließlich an einer unendlichen Encyclopädie der griechischen und

römischen Alterthümer gearbeitet. Dieses Jenseits jeder aesthetischen Untersuchung hatte zur Folge, daß das alte Gespenst einer absoluten Aesthetik in archaeologischen Büchern und Seminarien noch in einer Zeit herumspukte, in der Niemand mehr daran glaubte, der ein Herz und ein Auge für die Kunstentwicklung hatte, die sich seit der classicistischen und akademischen Periode vollzogen hat.

In der ›Einleitung zur Genesis‹ wurde zum erstenmale wiederum auf Grund einer profunden und überlegenen Kenntniss der Kunstentwicklung aller Epochen eine große Periode der antiken Kunst ihrem künstlerischen Inhalte nach untersucht und zum erstenmale geschah eine solche Untersuchung nicht nach dem conventionellen Maßstabe der ›ewigen griechischen Ideale‹, sondern der Stil der Monumente wurde seinem technischen, historischen und psychologischen Ursprunge nach erklärt und gewürdigt. Wir verdanken es Wickhoff, daß sich sowohl die archaeologische Forschung mit der künstlerischen und stilistischen Entwicklung der antiken Kunst wieder intensiver beschäftigen mußte und seitdem auch beschäftigt hat, als auch, daß in die allgemeine Kunstforschung an die Stelle der unhaltbaren abstracten und aprioristischen aesthetischen Gesetze energisch die Probleme einer modernen historisch-psychologischen Aesthetik eingeführt wurden.

Das wichtigste Resultat der Untersuchungen Wickhoffs war die Entdeckung der julisch-flavisch-trajanischen Kunst. Den alten Theorien von dem Stillstehen oder Zurückgehen der Kunstentwicklung in der nachhellenistischen Zeit gegenüber führte Wickhoff den Beweis, daß die antike Kunst auch nach der Diadochenzeit nicht nur in Bezug auf die alten Probleme der hellenischen und hellenistischen Kunst selbständig war, sondern in aufsteigender Weiterentwicklung zu neuen Aufgaben und Zielen gelangte und in ihrer Art unvergleichliche Kunstwerke der Nachwelt hinterlassen hat. In einer eingehenden und scharfen Analyse der erhaltenen Monumente weist Wickhoff nach, daß die antike Kunst in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus eine Reihe von Stilwandlungen durchgemacht hat, die sich in vielfacher Hinsicht mit der Entwicklung der modernen Kunst seit dem XV. Jahrh. berühren und uns in diesem Parallelismus wie auch in dem unmittelbaren stilistischen Zusammenhange den weltgeschichtlich einheitlichen und innerlich nothwendigen Verlauf der gesamten Kunstgeschichte erkennen lassen. Erst auf Grund dieser kunstgeschichtlichen Erforschung und Würdigung der Kunst der römischen Kaiserzeit konnten die stilistischen Grundlagen der christlichen Kunst richtig erkannt und auf ihre Quellen zurückgeleitet werden. In gleicher Weise wie der klassischen Archaeologie hat das

Buch Wickhoffs auch der altchristlichen Kunstforschung eine Reihe neuer Aufgaben gestellt und die vielfach zum Selbstzweck gewordene und deshalb sterile ikonographische und theologische Alterthumskunde durch eigentliche kunst- und stilgeschichtliche Untersuchungen ersetzt.

Diese großen Verdienste Wickhoffs, welche die ›Einleitung‹ als eine der wichtigsten Thaten der kunstgeschichtlichen Forschung der letzten Decennien erscheinen lassen, verschweigt Strzygowski und bemüht sich, das Werk wenigstens in Bezug auf die bekämpfte These als eine leichtfertige Arbeit hinzustellen, in der ›alles Für breit in den Vordergrund, alles Wider weit in den Hintergrund‹ gestellt wird und deren Resultate, ›mit denen wie mit erwiesenen oder selbstverständlichen Thatsachen gerechnet wird — da und dort, besonders bei jüngeren Fachgenossen, Glaubenssätze geworden sind und drohen die frei nach allen Quellen der Entwicklung ausblickende Forschung für lange Zeit lahm zu legen‹.

Strzygowskis Polemik gilt der Ansicht Wickhoffs, daß sich in Rom in den ersten Jahrhunderten nach Christus eine neue, der hellenistischen gegenüber selbständige Kunst entwickelte, deren Einfluß sich über das ganze römische Reich verbreitet hat. In einer Reihe von rhapsodischen Aufstellungen bestreitet Strz. in Bausch und Bogen und gleichzeitig die beiden Theile dieser Ansicht, die er als den erschöpfend wesentlichen Inhalt des bekämpften Werkes bezeichnet¹⁾.

In einer sachlichen und concreten Weise wurden bereits früher Einwendungen gemacht gegen den römischen Ursprung und Charakter des antiken Illusionismus, welchen Wickhoff als ein wesentliches Merkmal der römischen Kunst betrachtet. Das alte Dogma von der Unproductivität der Römer auf dem Gebiete der Kunst war so eingewurzelt, daß man sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, die neue nachhellenistische, selbständige und fortschreitende Kunst wäre nicht ebenfalls eine That des griechischen Genius gewesen. Es ist das gegenüber den sonstigen Ergebnissen Wickhoffs besonders der Feststellung der Stilwandlungen und der Weiterentwicklung der antiken Kunst in der Kaiserzeit wie auch der Beleuchtung der dieser Entwicklung zu Grunde liegenden künstlerischen Probleme gegenüber gewiß eine Frage zweiter Bedeutung. Die ersten und wichtigsten Denkmäler des antiken illusionistischen Stiles sind uns in Rom und in Pompeji erhalten. Entscheidende Stilwandlungen haben sich im Verlaufe der Kunstentwicklung fast stets dann vollzogen, wenn ein neues Volk die Führung in der Kunst und Cultur übernommen hat; die Annahme, daß es auch in der spätantiken

1) Auf S. 2.

Kunst der Fall gewesen sei, liegt besonders nahe. Zu widerlegen wäre sie nur durch den Nachweis des neuen Stiles an einer Reihe von Kunstwerken, deren Zugehörigkeit zu dem vorrömisch-hellenistischen Kunstkreise unzweifelhaft ist. Diesen Nachweis versuchten Mau und Winter an Werken der pompejanischen und römischen Malerei durchzuführen¹⁾.

Der Illusionismus erobert die Antike in der Zeit der Flavier. In der Plastik sind die Reliefs des Titusbogen seine erste große Manifestation. Beiläufig gleichzeitig sind die Gemälde des sogen. vierten Stiles, der ebenfalls illusionistisch ist und dessen Ursprung folglich der Ansicht Wickhoffs nach auch in Rom zu suchen wäre. Dem gegenüber machen Mau und Winter geltend, daß sich die illusionistische Malerei bereits in einzelnen Gemälden des zweiten, unzweifelhaft hellenistischen Stiles nachweisen läßt. Sie berufen sich dabei hauptsächlich auf die Esquilinischen Odysseuslandschaften, welche von Mau als »der Angelpunkt der Frage« bezeichnet werden. Sie gehören zu dem vollendetsten, was uns von der antiken illusionistischen Malerei erhalten blieb. Mau versucht sie aus folgenden Gründen in die Zeit des zweiten Stiles zu verlegen: »Das Mauerwerk, (auf dem sie gemalt waren) wurde von Sachverständigen (Canina) dem des Pompejtheaters gleichartig gefunden; an der Mauer war ein Calendarium angebracht: es ist bekannt, daß Calendarien nach Claudius nicht vorkommen. Und vor allen Dingen, der architectonische Theil der Malerei läßt nicht den mindesten Zweifel, daß diese dem zweiten Stil angehört«.

Ich halte diese Gründe für wenig beweiskräftig. Die Entstehung des Mauerwerkes, auf dem Wandmalereien ausgeführt sind, bietet ja doch stets nur einen terminus a quo. Nach der Beweisführung Maus müßte man z. B. die Frescen des Perin del Vaga in der Engelsburg in die Zeit Hadrians versetzen. Mit dem ersten Grunde entfällt natürlich auch der zweite. Die Verwendung von Sonnenuhren ist auch heute nicht gebräuchlich, doch wie viel alte Schlösser oder Landhäuser giebt es, auf denen auch heute noch Sonnenuhren angebracht sind und deren Räume auch heute noch oft neue Plafonds und Wanddecorationen erhalten. Es übergeht übrigens bereits Winter, der sich auf Mau beruft, diese Gründe mit Stillschweigen und stützt sich nur darauf, daß die Architecturen der Gemälde dem zweiten Stile angehören. Diese Architectur beschränkt sich auf eine Trennung der einzelnen Bilder durch einfache rothe Pilaster. Es scheint

1) Mau in den Mittheilungen des Römischen Instituts 1895 S. 227 ff., Winter im Repertorium XX, S. 47 ff.

mir im allgemeinen bedenklich zu sein, die Architecturen für ein absolutes Criterium der einzelnen Stile zu halten. Man dürfte darin zu weit gegangen sein, denn zwischen dem zweiten und dritten, oder zweiten und vierten Stil läßt sich gerade in dieser Beziehung oft schwer eine Grenze ziehen. Aehnliche einfache architectonische Einrahmungen wie die der Esquilinlandschaften kann man nun ganz gewiß nicht als einen zwingenden Datierungsgrund betrachten, sie waren in der Antike jedenfalls ebenso conventionell, wie ähnliche Pilaster-einrahmungen in der Renaissance und Neuzeit und lassen sich überdies thatsächlich auch auf Gemälden unangezweifelt vierten Stiles nachweisen.

Damit ist alles erschöpft, was für die Entstehung der Odysseuslandschaften in der Zeit des hellenistischen, zweiten Stiles angeführt werden konnte. Sie stehen ihrem künstlerischen Inhalte nach am Ende einer Entwicklung, der gegenüber die malerische Production des ersten Jahrhunderts noch weit zurückliegt, und sie diesem Jahrhunderte zuzuweisen, wäre dasselbe, wie aus irgendwelchen vermeintlichen Gründen nachweisen zu wollen, daß Raffael dem Giotto, oder Rembrandt dem Raffael vorangegangen sei. Die Erkenntnis der in einer gesetzmäßigen Chronologie verlaufenden Aufeinanderfolge der einzelnen Perioden in der Evolution der Probleme der Kunst sollte doch schon auch in der antiken Kunstgeschichte das Rückgrat der Forschung bilden; ohne diese Erkenntnis fehlt jedem Beweise der Boden und das Ziel und er hängt in der Luft, wie die Scheinbeweise der Urkundenforscher des XVII. Jahrhunderts.

Mau führt dann noch einige Gemälde des zweiten und dritten Stiles an, bei denen er eine illusionistische Behandlung des Details zu finden vermeinte und im Gegensatz hierzu Gemälde des vierten Stiles, die zum Theil naturalistisch, zum Theil illusionistisch gemalt sind. Er stellt sich die Entwicklung so vor, daß die illusionistische Malerei bereits in der Zeit des zweiten Stiles und zwar nur für ganz bestimmte Zwecke erfunden und verwendet wurde, und diese Einschränkung gelte auch für die spätere Zeit. Diese Auffassung verkennt ganz die prinzipielle Revolution, welche dem Illusionismus zugrunde lag. Es ist ganz ausgeschlossen, daß in den siebziger Jahren des XIX. Jahrh. einfache Handwerker im Stile Manets gemalt hätten, wohl ist es aber erklärlich, wenn sich dreißig Jahre später auch sonst zurückgebliebene Meister einzelne besonders effectvolle Kunstmittel des Impressionismus angeeignet haben. Die Beispiele des Illusionismus, welche man aus der Zeit des zweiten und dritten Stiles kennt, z. B. die monochromen Landschaften auf den schwarzen und weißen Feldern des Hauses in Trastevere oder die Gerichtsszenen

in diesem Hause sind ebenso wenig illusionistisch, wie der weibliche pergamenische Kopf, der von Winter als ein vereinzelt erhaltenes Beispiel des Illusionismus in der hellenistischen Plastik bezeichnet wird. Zum Wesen des Illusionismus gehört das Bestreben, durch unvermittelt neben einander gesetzte Licht- und Schattenmassen die Illusion der Dreidimensionalität und der Raumvertiefung zu erhöhen. Davon findet man weder in den von Mau genannten Landschaften, noch in der Berliner Büste eine Spur. Die Landschaften, mit großer Bravour mit dem Pinsel auf die Wände gezeichnet, erinnern, wie von Wickhoff treffend bemerkt wurde, an die Pinselzeichnungen der Raffaelschule, die doch niemand als illusionistisch bezeichnen kann. Der Pergamenische Kopf in Berlin ist ein Wunderwerk des Naturalismus und erinnert in seiner Fleischbehandlung vor allem an Michelangelo, den doch auch Niemand einen Illusionisten nennen wird.

Man wird also trotz der Einwendungen Maus und Winters dabei bleiben müssen, daß erst im vierten Stile die illusionistische Malerei aufgekommen ist. Die compositionellen Merkmale, welche von Mau als charakteristisch für den vierten Stil bestimmt wurden, sind dann jedoch an und für sich nicht der eigentliche Inhalt der Stilwandlung, sondern ihre Folge und Begleiterscheinung. Man begann phantastische Architecturen zu malen, als man den strengen imitativen Naturalismus aufgegeben hat. Dafür scheint mir ein Beweis in der Ausmalung des Hauses am Palatin vorzuliegen. Wir finden da Augusteische Motive, so in den Fruchtkränzen verbunden mit ägyptisierenden Ornamenten des dritten Stiles, gleichzeitig jedoch bereits Versuche, impressionistische Probleme zu lösen. Die Entstehung des vierten Stiles in Rom nennt Mau selbst eine »nach der Zeit seines Auftretens schwer zu umgehende Annahme«, und der Einwand, den er dagegen geltend gemacht hat, ist leicht zu widerlegen. Der vierte Stil hat sich wahrscheinlich wie der dritte aus dem zweiten entwickelt, von dem er jedoch in Pompeji durch einen Zeitabstand von beiläufig fünfzig Jahren getrennt ist. Das sei nur so zu erklären, daß sich der vierte Stil aus dem zweiten außerhalb Italiens entwickelte und erst um die Mitte des Jahrhunderts nach dem Westen verpflanzt wurde. Eine so genaue chronologische Trennung der einzelnen Stile erscheint mir mehr als gewagt. Man darf nicht vergessen, daß das Material in Pompeji vielfach von local zufälligen Werkstattverhältnissen abhängig sein kann; was sich uns aus Rom oder sonstigem Italien erhalten hat, ist verschwindend wenig und keinesfalls ausreichend, die Verwendung des zweiten Stiles nach oben bestimmt abzugrenzen. Es ist schon von Winter darauf hingewiesen worden, daß der vierte Stil erst nach dem Erdbeben vom

J. 63 in Pompeji allgemein aufgekommen ist und er stellt sich den Sachverhalt so vor, daß er durch römische Künstler eingeführt wurde, an die man sich gewendet hat, da die localen Maler der großen Nachfrage nicht genüge leisten konnten. Wie weit jedoch in Rom der Stil zurückgeht, darüber kann, da sich dort Wandmalereien nur ganz sporadisch erhalten haben, nicht einmal eine Vermuthung geäußert werden. Ein älterer Stil hat sich auch in der modernen Kunst oft lange unvermittelt neben dem neuen erhalten und für die Erscheinung, daß ein neuer Stil nicht an die letzte Mode anknüpft, sondern aus einer älteren Kunst emporwächst, gibt es genug Beispiele im Verlaufe der Kunstgeschichte.

Das dürfte so ziemlich alles sein, was an wirklich wissenschaftlichen Gründen und Gegengründen in der Frage vorläufig gesagt werden kann. Strzygowskis Polemik knüpft nicht etwa an dieses thatsächliche und sicher discutable Problem an, sondern bewegt sich zum großen Theil in zeit- und gegenstandlosen Verallgemeinerungen. »Man hätte die Wiener Genesis mit anderen griechischen Bilderhandschriften vergleichen« — fordert er zunächst — »die gemeinsame Eigenart des Kreises — und eine solche liegt zweifellos vor — feststellen und diese dann den lateinischen Handschriften gegenüber halten« sollen. »Hätten beide Gruppen, wie Wickhoff annimmt, künstlerisch denselben Ursprung, dann müßten sie wenigstens im Stil übereinstimmen. Davon kann nicht die Rede sein«. Für jeden, der in der spätantiken und altchristlichen Kunst einigermaßen bewandert ist, bedürfen diese Sätze kaum einer Glosse. Es ist uns aus den ersten sechs Jahrhunderten der christlichen Aera kaum ein Dutzend Bilderhandschriften im Original erhalten, die alle verhältnismäßig spät und natürlich in verschiedener Zeit und in verschiedenen Kunstcentren entstanden sind. Aus den sollen nun Gruppen gebildet werden und darnach »die Eigenart des Kreises« bestimmt werden. Erinnert das nicht an das Verfahren jener Diplomatiker, um auf ein bereits genanntes Exempel zurückzukommen, die auf Grund von sechs Urkunden eine Urkundenlehre geschrieben haben. Man stelle sich vor, daß sich aus der gothischen Zeit etwa 10 Miniaturcodices erhalten hätten und dann die großen Kathedralen in Frankreich. Was würde man von einem Forscher halten, der den zeitlichen und localen Ursprung des gothischen Stiles nach jenen Handschriften bestimmen wollte und nicht vor allem die zeitlich vorangehenden und monumentalen Denkmäler des Stiles befragen würde?

Welche Beweiskraft hätte es, wenn sich thatsächlich ein stilistischer Gegensatz zwischen den wenigen lateinischen und griechischen Bilderhandschriften feststellen ließe, konnte er nicht bei diesem ver-

schwindend kleinen Material nicht ebenso gut wie durch verschiedene locale Provenienz durch einen zeitlich verschiedenen Ursprung und durch viele andere Gründe mit ebensoviel oder besser ebenso wenig Berechtigung erklärt werden? Und worin soll dieser Gegensatz bestehen? Strz. führt das an, was von Wickhoff als charakteristisch für den malerischen Stil der römischen Kunst angeführt wurde: die kontinuierliche Composition und den Illusionismus, die sich wohl im Osten, doch nicht im Westen nachweisen lassen.

Die kontinuierliche Darstellung sei hellenistisch, denn man finde sie bereits auf den homerischen Bechern und auf der Tabula Iliaca. Doch gerade dieser ältere Ursprung der kontinuierlichen Compositionen wurde von Wickhoff hervorgehoben und der kontinuierliche Stil wird keinesfalls in der »Einleitung« als »ein Kennzeichen des spezifisch römischen Stiles« hingestellt, wie von Strz. behauptet wird, sondern als ein erst durch den Illusionismus zur vollen Wirkung erhobenes Kunstmittel, das sich in der gesamten späteren Kunst lange erhalten hat. Wenn Wickhoff als die wichtigsten Beispiele der kontinuierlichen Darstellung die Triumphsäulen in Rom nennt, so hätte er nach Strz. hinzufügen sollen, daß sich auch in Constantinopel zwei solche Säulen nachweisen lassen. Man wird dieses Argument kaum für möglich halten, denn die Säulen in Constantinopel sind bekanntlich aus dem IV. und V. Jahrh. n. Chr., doch, wir werden es auch später noch oft bei Strz. finden, daß er ein östliches Beispiel aus einer beliebigen, gleichzeitigen oder späteren Zeit als einen entscheidenden Beweis für die Priorität eines Motivs oder einer Kunstweise hinstellt, etwas, was ja in einem historischen Proseminar nicht vorkommen darf. Wichtiger sei die Thatsache, daß sich kontinuierliche Compositionsweise »weder in der breiten Masse der römischen Malereien, noch in den Gemälden von Pompeji, noch in den christlichen Katakombenmalereien nachweisen« lasse. Das ist eine ganz unbegründete Behauptung. Bereits Wickhoff hat Beispiele kontinuierlicher Erzählung aus römischen und pompejanischen Malereien genannt und Mau hat eine ganze Reihe hinzugefügt¹⁾. Im Allgemeinen boten die Stoffe der spätantiken Wandmalerei wenig Gelegenheit sich dieser Compositionsweise zu bedienen, doch dort, wo es möglich war, wurde sie verwendet. Welche Verwendung hätte sie in den Katakomben finden sollen? [Strz. hält nach der zuletzt angeführten Stelle, die pompejanische Malerei in Bausch und Bogen für römisch, wie es scheint ohne zu ahnen, daß dadurch in dem tatsächlichen Probleme des Ursprunges der spätantiken Kunst eine Ent-

1) Mittheilungen des Römischen Instituts 1895. S. 229 ff.

scheidung doch nicht im Sinne der Tendenz des Buches ausgesprochen wird]. Und wie in der Wandmalerei so lasse sich auch in den lateinischen Miniaturen die kontinuierliche Darstellungsweise nicht feststellen. Das ist wiederum nicht richtig, denn es gibt auch in den lateinischen Handschriften Miniaturen, welche kontinuierlich componiert sind¹⁾. Umgekehrt enthalten natürlich auch die griechischen Codices nicht kontinuierliche Compositionen. Im allgemeinen verschwindet die kontinuierliche Darstellungsweise bald dort, wo der fortlaufende Streifen der aneinander gereihten Szenen durch einzelne umrahmte Miniaturen ersetzt wurde, was nach und nach überall erfolgte. Es kann ein Zufall sein, daß sich gerade nur solche lateinische Bilderhandschriften erhalten haben, die vorwiegend Rahmenminiaturen enthalten, es läßt sich jedoch vielleicht auch eine bestimmte Erklärung dafür vermuthungsweise aufstellen, auf die in der Besprechung der Publication der Quedlinburger Itala von Schultze in dieser Zeitschrift hingewiesen wurde.

Den Ursprung der kontinuierlichen Compositionsweise hält Strz. für »ungemein einfach erklärlich«. Sie sei mit der Sitte angekommen, Schriften in Rollenform mit fortlaufenden Miniaturen zu schmücken. Man könne also aus der Verwendung der kontinuierlichen Darstellungsart lediglich darauf schließen, daß die Bilderrolle im Orient besonders beliebt gewesen ist, was ja auch durch den Josuarotulus bewiesen wird. »Die Gewohnheit, in Rollen fortlaufend darzustellen, mag sich dann auf die Plastik übertragen haben«. Aus Handschriften des V. und VI. Jahrh. schließt also Str., daß Bilderrollen besonders im Osten beliebt gewesen sind und daß aus ihnen »dann« der kontinuierliche Stil in die Plastik, also in die monumentalen Werke des ersten Jahrhunderts eingedrungen sind. Die größte Gruppe von Monumenten mit kontinuierlichen Darstellungen, die Sarkophage, läßt er dabei ganz unberücksichtigt. An und für sich wäre ja nicht unmöglich, daß Bilderrollen auf die Entstehung der kontinuierlichen Compositionen eingewirkt haben, es müßte dann jedoch Rollen mit Bilderreihen bereits mindestens im ersten Jahrhundert vor Chr. gegeben haben. In dieser Zeit könnten es nur Papyrusrollen gewesen sein, da das Pergament für literarische Zwecke damals nicht verwendet wurde²⁾. Trotz der hundertfachen Papyrusfunde besitzen wir keine griechische oder lateinische Papyrusrolle mit Miniaturen (die dürftigen geometrischen Zeichnungen in der pariser Nationalbibliothek kann man nicht als Bilder bezeichnen) und

1) Vgl. Nothac, *Le Virgil du Vatican et ses peintures*. Paris 1897. S. 40.

2) Birt, *Das antike Buchwesen* S. 47 ff.

alle Vermuthungen über die Art der Bücherillustrationen vor dem dritten Jahrhundert bleiben unbelegbare Hypothesen.

Ein noch ärgeres sachliches und chronologisches Durcheinander enthalten die folgenden Ausführungen Strzygowskis über den antiken Illusionismus. Man liest da folgende Einwendungen gegen den römischen Ursprung der illusionistischen Kunst. Wickhoff hätte für diesen »den Hauptbeweis nicht mit Werken des eigensten Gebietes dieser rein malerischen Technik« geführt, sondern an der Hand von Reliefs. Weiter wörtlich: »Ich muß gestehen, daß ich für meine Person die Grenze zwischen den durchaus malerisch gehaltenen, technisch wunderbar vollendeten hellenistischen Reliefbildern und diesen sogenannten römischen Bildwerken nicht sehr scharf finde . . . Das aber ist Nebensache. Hauptsache ist, daß das Darstellen mit den Mitteln von Licht und Farbe nicht nationaler Begabung entspringt, sondern bei allen überhaupt kunstbegabten Völkern auftreten kann, weil es Sache der Technik und einer virtuellen Entwicklung ist. . . . Wenn Wickhoff diesen Schritt erst in der römischen Kaiserzeit geschehen läßt, so mag das richtig sein, wenn er aber Rom die bahnbrechende Stelle zuweist, so ist das nicht richtig, so deuten auch hier alle Anzeichen nach dem griechischen Orient und darauf, daß es wie später im Abendlande die Oelmalerei, so in der Antike die enkaustische Technik war, die diese Entwicklung herbeiführte«. Es lohnt sich wirklich kaum, solche Aufstellungen zu widerlegen. Soll man es erst versuchen, den Autor, einen modernen Kunstforscher, zu überzeugen, daß der Illusionismus nicht als eine Sache der Technik und ihrer virtuellen Entwicklung betrachtet werden kann, oder, daß die hellenistischen Reliefs und die Reliefs z. B. des Titusbogens nicht demselben Stile angehören, daß der Illusionismus der flavischen Kunst gegenüber dem Naturalismus der augusteischen Epoche eine tiefe Wandlung in den Mitteln und Aufgaben der Kunst bedeutet? Es wäre dasselbe, als müßte man erst beweisen, daß die Kunst des Velazquez stilistisch und in ihren Zielen und Mitteln von der Kunst des Raffael verschieden ist. Wer das Buch Wickhoffs gelesen hat, weiß, daß er parallel mit der Analyse der Entwicklung des Illusionismus in der Skulptur die Entstehung und Ausgestaltung des neuen Stiles in der Malerei an allen Gruppen von erhaltenen Gemälden bis zum vollen Siege des Illusionismus verfolgt hat. An welchen »Werken des eigensten Gebietes dieser rein malerischen Technik« hätte er die Untersuchung führen sollen? Später erfahren wir, was damit gemeint wurde. Für ausschlaggebend in der Frage nach dem Ursprunge des illusionistischen Stiles hält Strz. die enkaustischen illusionistischen Porträts aus Aegypten, »deren Auffindung an sich geeignet gewesen

sein sollte, die Ansicht von der Vormacht Roms auf künstlerischem Gebiete völlig auszurotten«. Strz. versetzt selbst die enkaustischen Porträts in das 3. oder 4. Jahrh.¹⁾. Es kommen also nach der Beweisführung Strz. die so zahlreichen und monumentalen Werke der illusionistischen Malerei aus dem ersten Jahrhundert und folgender Zeit in Rom und Pompeji — die er summarisch für römisch hält — gar nicht in Betracht, sondern weil im 3. oder 4. Jahrh. in Aegypten enkaustische Portraits illusionistisch gemalt wurden, müsse die illusionistische Malerei im Orient entstanden sein und in der enkaustischen Technik ihren Ursprung haben. Das bedarf wiederum keines Commentars! Und so geht es weiter. Philostrat, der uns illusionistische Gemälde beschreibt, sei ein Grieche gewesen, und die zerstörten Flußlandschaften in Sta Costanza, in Sta Maria Maggiore hätten Analogien mit dem wenigstens dem Motive nach ägyptischen Mosaik in Palestrina und in den Malereien, die Bischof Markian zu Gasa ausführen ließ. Philostrat lebte bekanntlich im 3. Jahrh., also in einer Zeit, in der der antike Illusionismus bereits seinen Höhepunkt erreichte, Bischof Markian regierte im 6. Jahrh., und was das Motiv des Paviments in Palestrina für den Ursprung des Illusionismus beweisen soll, dürfte kaum verständlich sein. Als letztes Glied in der Kette seiner Beweisführung führt dann Str. die Codices an, in denen »die Mehrzahl der lateinischen Miniaturen mehr gezeichnet als gemalt, die Mehrzahl der griechischen mehr gemalt als gezeichnet ist«. Erstens ist die hier ausgesprochene Behauptung wieder einmal rein aus der Luft gegriffen, denn gezeichnet ist keine von den erhalten altchristlichen Handschriften und die technische Ausführung der Virgilhandschriften und der Itala stimmt mit jener der Ilias in der Ambrosiana, oder des Josuarotulus völlig überein — sie sind durchweg mit dem Pinsel gemalt und zweitens kann die Gegenüberstellung gemalt und gezeichnet nicht als identisch mit illusionistisch und nicht illusionistisch bezeichnet werden. Zudem sind die erhaltenen Bilderhandschriften, wie bereits gesagt wurde, aus einer verhältnismäßig späten Zeit und würden für den Ursprung des Illusionismus auch dann nichts beweisen, wenn in dieser Beziehung tatsächlich ein Gegensatz zwischen ihnen bestehen würde.

Die Bilder der Wiener Genesis weisen in gleicher Weise wie die sonstigen Miniaturen und die Mosaiken der altchristlichen Zeit sowohl im Osten als im Westen einen gemeinsamen malerischen Stil auf mit Ueberresten einer hochentwickelten Kunst, die in ihrem Wesen illusionistisch war. Verfolgt man diese illusionistische Kunst

1) Das Etschmiadzinevangeliar S. 123.

zurück, gelangt man bis zu den Skulpturen und Gemälden der julisch-flavischen Zeit in Rom und Pompeji. In dieser Zeit hat sich also beiläufig der neue Stil der antiken Kunst entwickelt, und die Frage, wo dies geschah, müssen Denkmäler dieser oder vorangehenden Epoche entscheiden. Es ist methodisch unzulässig und unwissenschaftlich, sich auf Denkmäler einer beliebigen späteren Zeit zu berufen und sie als entscheidende Beweise für den localen Ursprung des bereits Jahrhunderte früher bestehenden Stiles anzuführen. Ebenso könnte man aus den gothischen Bauten auf Malta schließen, daß der gothische Stil auf dieser Insel entstanden ist. Ein solches Verfahren, das in einer anderen historischen Description kaum mehr vorkommen dürfte, muß auf das entschiedenste abgelehnt werden.

Der Einleitung folgt die Publikation einiger bisher unbekannten oder unbeachteten Denkmäler, welche Belege für die Tendenz des Buches und die Ausführungen der Einleitung liefern sollen. Es sei uns gestattet, einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Im I. Cap. veröffentlicht Strz. die Gemälde einer heidnischen Grabanlage in Palmyra nach Aufnahme des Herrn Sobernheim. Die Gemälde sind aus dem III. Jahrh. nach Chr. Soweit man nach den nur schwer enträtselbaren Reproduktionen schließen kann, entsprechen sie dem Stile nach im allgemeinen der sonstigen Wandmalerei der späten Kaiserzeit. Besonders die leicht eingemalten Victorien und die breiten Portraits in Medaillons, welche von den Victorien getragen werden, zeigen deutlich Spuren der Einwirkung einer großen illusionistischen Malerei. Daneben finden wir z. B. in den Ornamenten oder in dem großen Gemälde noch viele Residuen der hellenistischen Zeit und das verleiht neben der derben Auffassung der Motive der ganzen Decoration recht deutlich den Character einer provinzialen und in der Entwicklung zurückstehenden Kunst.

Die Grabanlage hat einen Grundriß in Kreuzform, der sich auch bei Grabhöhlen in Alexandrien nachweisen läßt und daraus folgert Strz., daß kreuzförmige Centralbauten wie die zerstörte Apostelkirche in Constantinopel, S. Nazaro in Mailand oder Galla Placidia in Ravenna nach dem Vorbilde solcher Grabanlagen entstanden sind. Wir lesen da: »Die berühmte Grabkirche der byzantinischen Kaiser in Constantinopel, die Apostelkirche hatte Kreuzform. Im Ostarm befand sich das Heroon Konstantins, im Westarm das Heroon Justinians, die Südstoa barg die Sarkophage, die Nordstoa diejenigen des Julian und Jovian. (Konst. Porph. de caer. II. 42, Kodinos ed. Bonn. p. 205 f.). Die Kirche ist zerstört. Ein Abbild im kleinsten Maßstabe bietet heute noch das sogenannte Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna, wo in drei Kreuzarmen Sarkophage stehen . . . Die

von Strz. benützte und angeführte Beschreibung der Apostelkirche bezieht sich auf den Bau Justinians. Soll damit also etwa gesagt werden, daß das sogen. Grabmahl der Galla Placidia nachjustinianisch sei? In der Frage selbst wäre vor allem hervorzuheben, was Strz. verschweigt, daß sich Räume vom ähnlichen kreuzförmigen Grundriß bereits sowohl im römischen Profanbau als bei römisch heidnischen Grabbauten nachweisen lassen¹⁾. Es ist also völlig unnöthig und unbegründet, die Erklärung dieser Bauform in einer unterirdischen Grabhöhle des 3. Jahrh. in Palmyra zu suchen.

In einem Excurs bespricht dann Strz. die Miniaturen des Ashburnham Pentateuch. Er wendet sich gegen die Ansicht Springers, der in diesen Miniaturen ein Denkmal der beginnenden germanischen Kunstübung sehen wollte, eine Meinung, die ja auch schon früher als unhaltbar betrachtet wurde. Aus der zahlreichen Darstellung der Frauen, aus einer gewissen Vertrautheit des Malers mit dem Orient und vor allem aus der Kopftracht der Männer und Frauen, für die sich auf Denkmälern aus Palmyra Analogien nachweisen lassen, schließt Strz., daß die Bilder im Osten entstanden sind und zwar in Aegypten, — da sich ähnliche Architecturdarstellungen dort nachweisen lassen, — als ein Werk eines semitischen Christen, da der Maler mit den jüdischen Sitten vertraut war. Dieser Beweis erscheint mir wenig zwingend. Es ist wohl anzunehmen, daß die Bilder nicht für den erhaltenen Codex erfunden wurden, dessen Datierung übrigens auch unsicher ist; doch woher die Vorlagen stammen, die sich kaum in der ursprünglichen Redaction erhalten haben, dürfte vorläufig schwer zu entscheiden sein. Die vielen Frauen können ebenso dem biblischen Texte oder einer Vertrautheit mit den Sitten des Ostens entnommen sein, als den heimatlichen Gewohnheiten des Malers und ob die Kopftracht, auf die Strz. seinen Beweis stützt, nur in Palmyra üblich war, und ob man sie auch nicht anderswo hätte zur Characteristik der vornehmen Juden verwenden können, das alles müßte erst bewiesen werden²⁾. Die Hintergrundsarchitecturen erinnern noch mehr als auf die ägyptischen Elfenbeintafeln mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Marcus auf das Pallioto von Salerno und verwandte Werke, auf die auch von Strz. verwiesen wird und die vielleicht in Süditalien entstanden sind. Es kann hier jedenfalls ein weit verbreitetes altes Schema zu grunde

1) Dehio I. 44 ff.

2) Eine ähnliche Kopftracht finden wir auch noch in der karolingischen Bibel Mst. lat. 6 der pariser Nationalbibl. und in der Biblia Farfensis (Cod. Vat. lat. 5729).

liegen, dessen antike Vorbilder nicht erst gesucht werden müssen¹⁾ und das nur dann als ein Beweis einer bestimmten Provenienz gelten kann, wenn sich die Denkmäler sonst stilistisch decken. Strz. geht aber in der Bestimmtheit seiner Aufstellungen so weit, daß er »das unbegreiflich rohe Durcheinanderschieben der vielen Szenen auf einem Blatte und die geschmacklose Loslösung der einzelnen Darstellungen von einander durch verschiedenfarbige Hintergründe« als eine Eigenthümlichkeit bezeichnet, welche durch den semitischen Ursprung des Werkes zu erklären ist und welche einen Gegensatz den karolingischen Miniaturen gegenüber bildet, die, wie ihre syrischen und griechischen Vorbilder voll vom feinsten Rhythmus und einer seltenen idealen Einheit der räumlichen Anordnung stecken. Ist etwa die Bibel von St. Paul, in der wir dasselbe rohe Durcheinanderschieben der Szenen auf einem Blatte und dieselbe Loslösung der einzelnen Darstellungen von einander durch verschiedenfarbige Hintergründe finden²⁾, ebenfalls ein Denkmal der semitischen Kunstübung?

Im II. Kap. veröffentlicht Strz. die Seitenwand eines altchristlichen Sarcophages aus Constantinopel (jetzt im kgl. Museum zu Berlin), der er einen »unermesslichen kunstgeschichtlichen Werth« zuschreibt. Mit dem Berliner Relief stellt Strz. anderweitige Sarcophage zusammen, die, wie er sich ausdrückt, »der Masse nach in Kleinasien ihre Heimath haben«. Es sind dies zwei Sarcophage in Constantinopel und einer in Conia. »Unerwartet« lassen sich ähnliche Sarcophage in Italien auch nachweisen und zwar führt Strz. vier an, zu denen noch zwei andere beizufügen wären³⁾. Die Figuren dieser Sarcophage sind hellenistisch beeinflusst und die erhaltenen Exemplare dürften auch alle bis auf den Ludovisisarcophag und den Sarcophag in der Villa Mathei im Osten entstanden sein. Doch die Folgerungen, die Strz. daraus gegen das »schleichende Gift« der römischen Reichskunst ziehen zu müssen vermeint, sind wiederum Stockhiebe in die Luft. Daß sich hellenistische Typen in der Kunst des Ostens lange erhalten haben, ist weder neu, noch dürfte es je von jemandem bestritten worden sein. Ueber den Ursprung des malerischen Stiles, in welchem diese Reliefs ausgeführt sind, besagt

1) Man vgl. beispielsweise die Stadtveduten auf der Marcussäule oder im Josuarotulus.

2) Man vgl. die Blätter mit der Geschichte des Moses, des Josua, des Baalam u. s. w.

3) Der eine steht in der Villa Mathei, von dem anderen befinden sich Reste im Vatican. Museum. Eine Abbildung einer Seite des Sarcophages in der Villa Mathei bei Riegel, Die spätromische Kunstindustrie Fig. 16.

das ebensowenig, wie z. B. die Nachwirkung der gothischen Typen bei Donatello über die Heimath der italienischen Renaissancekunst oder gegen ihren allgemeinen Einfluß das Festhalten an bestimmten nordisch-mittelalterlichen Compositionen und Formen, die man bis in das XVII. Jahrh. hinein in Deutschland und den Niederlanden beobachten kann. Die ersten Anfänge der malerischen Behandlung des Reliefs, der Faltengebung und der malerischen Umgestaltung des alten griechischen Ornaments, wie wir sie auf dem Berliner Relief und den verwandten Stücken finden, lassen sich an römischen Kunstwerken der trajanischen Zeit nachweisen, denen gegenüber die Sarcophage unter allen Umständen als jünger betrachtet werden müssen. Gerade die unvermittelte Verbindung des malerischen Stiles mit Typen einer eminent plastischen Epoche läßt darauf schließen, daß sich der neue malerische Stil nicht in der Heimath dieser Sarcophage entwickelt haben kann.

Im III. Cap. veröffentlicht Strz. eine Holzsculptur aus Aegypten, die in den letzten Jahren vom Berliner Museum erworben wurde. Sie stellt das Zurückwerfen eines Angriffes auf eine Festung dar, was von Strz. auf die Vertreibung der Feinde von der Feste des Glaubens gedeutet wurde. Es wurde bereits von Goldschmidt darauf hingewiesen, daß es sich wahrscheinlicher um eine Darstellung aus der Geschichte des Josua handeln dürfte¹⁾. In einen stilistischen Zusammenhang mit der Holzsculptur bringt Strz. den bekannten Porphyrsarcophag der hl. Helena im Vatican. Da sich nun für den zweiten Porphyrsarcophag aus Sta Costanza die Entstehung im Osten dadurch nachweisen läßt, daß sich zwei ganz analoge Stücke in Konstantinopel und in Alexandrien erhalten haben, sei auch für den Helenasarcophag eine nichtrömische Herkunft anzunehmen, umso eher, als er, wie es dem Verfasser scheint, »aus der römischen Art überhaupt etwas herausfällt«. Es ist wahrscheinlich, daß der Sarcophag aus Sta Costanza in Aegypten entstanden ist, vor allem deshalb, weil kaum anzunehmen ist, daß das ägyptische Material des Alexandrinischen Stückes außerhalb Aegyptens bearbeitet worden wäre. Doch man findet denselben Decorationstypus, worauf Strz. selbst hinweist, auch auf einem Marmorfriese aus Reims, der jedenfalls nicht in Aegypten gearbeitet wurde. Es ist das nur ein Beweis, wie allgemein einzelne Decorationsschemen verbreitet waren. Warum die Provenienz des einen Sarcophages entscheidend für die Provenienz des anderen sein soll, ist mir unersichtlich. Ueber den Ursprung des Stiles des sogen. Helena-Sarcophages kann kein Zweifel bestehen.

1) Repertorium für Kunstgeschichte XXIV, S. 147.

Es ist bereits von Riegel auf die stilistische Uebereinstimmung des Reliefs des Sarcophages mit der Basis der Antoniusssäule hingewiesen worden. Strz. wendet dagegen ein, daß verwandte Reiterzüge ebenso auf den Säulen in Konstantinopel aus theodosianischer Zeit, in der Josuarolle und »sonst« in der auf hellenistischer Grundlage entstandenen Kunst des Ostens vorkommen. »Rom nimmt seine Typen im 2. Jahrh. gerade so von daher, wie der Orient noch im 4. Jahrh.«. Es ist schade, daß wir über die von Strz. entdeckten hellenistischen Vorbilder der römischen Triumphalreliefs nichts näheres erfahren. Es handelt sich jedoch ganz und gar nicht nur um »verwandte Reiterzüge«, sondern um eine Stilübereinstimmung in der Compositionsart, in der Reliefbehandlung und in der ganzen Formengebung, wie sie schlagender gar nicht sein kann. Die dieser Gruppe zuzurechnenden Stücke stehen nicht etwa vereinzelt da; man kann die Entstehung und Entwicklung der gemeinsamen Schultradition, die ihnen zu Grunde liegt, an einer Reihe römischer Denkmäler verfolgen. Man betrachte nur etwa daraufhin einmal die trajanischen Reliefs des Konstantinbogens oder die Reliefs des Bogens des Septimius Severus, um sich zu überzeugen, wo die nächsten und größten Analogien zu suchen sind und innerhalb welcher Entwicklungsreihe der Helenasarcophag einzureihen ist. Die in der Composition verworrene und in der Ausführung derbe Berliner Holzsulptur zeigt uns den Einfluß dieser Werke in späten und provinziellen Formen.

Im IV. Cap. veröffentlicht Strz. eine Reihe von einfarbigen Stoffen mit biblischen Darstellungen, die in Aegypten gefunden wurden. Teppiche und Vorhänge verschiedenster Art spielten wie bekannt bei der Ausschmückung der altchristlichen Kirchen eine große Rolle und dürften zur allgemeinen Verbreitung bestimmter Darstellungstoffe und Compositionen gewiß viel beigetragen haben. Doch die Wandlung, die sich im Westen in der nachconstantinischen Zeit von der symbolischen Katakomben-Kunst zu der didaktisch-historischen und monumentalen Ausschmückung der Basilika vollzogen hat, auf sie zurückführen zu wollen, wie es Strz. will, ist eine ebenso aus der Luft gegriffene als unnütze Hypothese. Als das Christenthum an die Stelle der alten Staatsreligion getreten ist, nimmt es bald in jeder Beziehung einen historisch-dogmatischen Character an. Das läßt sich ebenso in der Dogmengeschichte, als in der Literatur und in der Kunst nachweisen. Die neue officielle christliche Kunst übernimmt naturgemäß zum großen Theil die Aufgaben der officiellen Kunst des Heidenthums. Ueber den Ursprung der Decorationsformen der altchristlichen Kirche kann ebensowenig Zweifel sein, wie über die Analogien, nach denen die Typen, Compositionen und Darstel-

lungsstoffe der neuen monumentalen Kunst gewählt wurden. Man schmückte die christliche Kirche in ähnlicher Weise wie die antiken privaten und öffentlichen Räume geschmückt gewesen sind. Die alten Mythen und Classikerillustrationen werden in Büchern und monumentalen Malereien durch biblische Bilder ersetzt, Victorien werden in Engel verwandelt, wo die *largitas* Augusti dargestellt wurde, stellt man nun die *largitas* Christi dar, und das Leben und die Wunder Christi oder die Thaten des Josua werden wie die Triumphe eines Imperators geschildert. Sobald sich die neue Religion über einen kleinen Kreis hinaus verbreitet hat, mußte sie sich nothwendigerweise den bestehenden allgemeinen Formen des kulturellen und öffentlichen Lebens anfügen. So auch in der Kunst. Es ist dies ein Proceß, der sich in der gesammten christlichen Welt der nachconstantinischen Zeit vollzogen hat und zu dessen Erklärung es eines äußeren Anlasses nicht bedarf. Ueberdies erscheint nach dem Bestande der Monumente auch in formaler Hinsicht jede Beeinflussung durch die künstlerisch unbedeutenden Stoffe, auf welche Strz. seine Hypothese stützt und durch Teppiche jeder Art überhaupt ausgeschlossen sein. Die ältesten altchristlichen Wandmalereien unterscheiden sich im Stile in keiner Weise von antiken Wandgemälden und in den älteren Mosaiken sind die Künstler bestrebt, die Figuren wie in einem Bilde völlig durchzumodelliren und der Composition als einen geschlossenen Raumausschnitt zu gestalten.

In dem letzten Cap. weist Strz. nach, daß die an der jetzigen Zugangsseite der Kirche des hl. Grabes in Jerusalem befindlichen antiken Gesimsstücke nicht eingebaute Fundstücke sind, sondern daß sie mit der Mauer, die sie trägt, einen Rest des Constantinischen Baues bilden. Diese Mauer war nach den Ausführungen Strzygowskis der südliche Abschluß des Atriums, das zwischen der Grabrotunde und der Basilika lag und welches, wie nach den Gesimsen zu schließen ist, zweigeschossig war. Die Gesimse sind natürlich wiederum ein Beweis gegen den »Wahn der römischen Kunst«. Denn sie zeigen »einen liebevoll der Arbeit hingegebenen Künstler, einen auf das Malerisch-Anziehende gerichteten Geist, nicht den römischen akademisch gebildeten Ingenieur (sic!), der imposant wirken will«. Da verstummt fast jede Kritik. Soll man dieser Auffassung der römischen Kunst widersprechen, bei der man glaubt, in die Zeit der Großväter zurückversetzt zu sein? Soll man heute noch darüber Worte verlieren, daß gerade umgekehrt für die römische Kunst der griechischen gegenüber die Bevorzugung und Ausbildung des Malerischen in der Plastik und Architektur charakteristisch ist und daß wir gerade ihr in Bezug auf anmuthige und phantasiereiche Decorationen die aller-

bedeutendsten Kunstwerke verdanken. Daß sich der malerische auf starken Licht- und Schattenwirkungen beruhende Stil der Decoration des Gesimses bis zu seiner Entstehung in der flavischen Zeit in Rom zurückverfolgen läßt, ist bereits gesagt worden und kann durch eine fast ununterbrochene Reihe von Monumenten bewiesen werden. Neu gegenüber der älteren römischen Kunst ist nur das geistlose, unorganische Aneinanderreihen verschiedener Motive einerseits, und die Schematisierung des einzelnen Motivs anderseits. Es sind dies Merkmale, die der gesamten nachconstantinischen Kunst gemeinsam sind und die als die ersten Anzeichen der beginnenden Auflösung der antiken Kunst betrachtet werden können.

Wir müssen gewiß gerade für die Veröffentlichung von Denkmälern der altchristlichen Kunst des Ostens besonders dankbar sein, doch es ist, abgesehen von gutem Geschmack, kaum als ein wissenschaftlicher Gewinn zu bezeichnen, wenn die Publication für die polemische Verfechtung einer Tendenz benutzt wird, die in ihrer Allgemeinheit an gewisse Schulheftprobleme erinnert. Die summarisch gestellte Frage »Orient oder Rom« hat keine thatsächliche und wissenschaftliche Bedeutung. Es dürfte kaum jemandem einfallen zu leugnen, daß es auch nach Augustus ebenso wie früher und später im Osten eine Kunst gegeben hat, aus der Vieles auch in die späteren Perioden übergegangen sein mag; fraglich kann nur sein, wo sich die leitenden Probleme entwickelt haben und dafür giebt es sicher nicht eine allgemeine, für alle Epochen gleiche Antwort. Es wird heute von allen einsichtigen Forschern anerkannt, daß in der constantinischen und späteren Zeit, aus der die Mehrzahl der von Strz. herangezogenen Denkmäler stammt, die großen Culturcentren des Ostens der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung entsprechend die Führung in der Kunst übernommen haben, wie es seinerzeit nachdrücklich von Wickhoff hervorgehoben wurde, und ein Apologet des Ostens dieser Zeit läuft Gefahr wie der unsterbliche Held des Cervantes gegen Windmühlen zu kämpfen. Aber ebenso fraglos ist es, daß in gleicher Weise wie die geschichtliche auch die kunstgeschichtliche Stellung des Ostens nach Constantine nicht ohne Weiteres in die vorangehende Zeit übertragen werden darf. Jeder Versuch in dieser Richtung bleibt ohne wissenschaftliche Berechtigung und kann nicht auf eine ernste Erwägung rechnen, solange er sich nicht auf Monumente berufen kann, die den westlichen vorangehend oder wenigstens gleichzeitig und gleich an Bedeutung wären.

Wien.

Max Dvořák.

Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740—1748. Vierter Band. (Mit zehn Beilagen). Nach den Feldakten und andern authentischen Quellen bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des k. u. k. Kriegs-Archivs von Oscar Chrste und mit Verwerthung der Vorarbeiten von Hermann Kusmanek, Heinrich Kematmüller und Andreas Kienast von August Porges. Wien, Seidel u. Sohn, 1900. 968 S. 8°. Zehn Tafeln in Folio.

Nachdem im 3ten Bande der erste schlesische Krieg zum Abschluß gebracht ist, greift der 4te Band auf das Jahr 1741 zurück, beginnt mit jener wichtigen Wintercampagne Khevenhüllers und endet mit dem Vordringen der oesterreichischen Armee nach dem Oberrhein im Frühsommer 1743.

Ober-Oesterreich und Baiern bilden durch ihre geographische Lage ein für sich abgeschlossenes Kriegstheater, auf dem der Königin von Ungarn nur zwei Feinde, die Franzosen und Baiern, gegenüberstanden. Einwirkungen der Diplomatie haben sich dort wenig bemerkbar gemacht, wohl aber haben die Kriegsereignisse in Böhmen und Mähren die in Baiern operierenden Armeen auf das stärkste in Mitleidenschaft gezogen, weshalb Verfasser, Hauptmann August Porges, einer der jüngeren Offiziere des Generalstabs-Corps, sich genöthigt sah, seine Aufgabe bedeutend zu erweitern und die augenblicklichen Situationen auf den anderen Kriegsschauplätzen mit in seine Arbeit hineinzuziehen, um dadurch die den österreichischen Armeen in Baiern zugehenden Ordres verständlich zu machen. Unentbehrlich zur Orientierung sind die 12 kleinen im Maßstabe von 1:350000 beigegeführten Textskizzen, auf denen die Stellungen sämtlicher Heeresabteilungen, auch die auf den andern Kriegsschauplätzen am gleichen Tage wiedergegeben sind. Der Verfasser hat vollkommen den umfangreichen Stoff verarbeitet und sich zu eigen gemacht, an manchen Stellen freilich hätte er durch größere Zusammenziehungen sein Buch sehr entlasten können — der Text umfaßt 871 Seiten —, aber andererseits sind die ausführlichen Inhaltsangaben der Correspondenz Maria Theresias mit ihren Feldherren der Forschung nur erwünscht.

Mit dem Fortgange der Arbeit ist die Sicherheit und die Kritik des Verfassers merklich gewachsen, nur vermißt Recensent eine eingehendere Charakteristik Khevenhüllers, des Mannes, der sich damals die größten Verdienste um den Fortbestand der Monarchie erworben hat. Der glänzend durchgeführte Feldzug in Ober-Oesterreich berechtigt durchaus nicht, in Khevenhüller einen Vorläufer der modernen Strategie zu sehen. Seine Weigerung Linz im Januar 1742

mit Sturm zu nehmen, läßt sich aus der Nothlage des Staates erklären; da sich derzeit die »kostbare Infanterie« (S. 233) sehr schwer in Oesterreich ersetzen ließ. Aber auch während des ganzen Sommers 1742 manövrierte Khevenhüller in Baiern durchaus wie ein Feldherr, der sehr ungern die Verantwortung einer Schlacht auf sich nahm (S. 521); ein General des 19ten Jahrhunderts hätte ganz anders die Vorteile seiner Position auszunutzen verstanden. Im Anhang No. 27 finden wir einen Bericht vom 28. September 1742, in dem sich Khevenhüller als ein Schüler Guido Starhembergs bekennt und klagt, daß ein General, der sich nicht schlägt, nicht mehr estimiert werde; aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich seine große Vorliebe durch Formierung von Cordons das Hinterland zu schützen (S. 268 und 388), und aus demselben Gesichtspunkte muß seine Thätigkeit in Baiern beurteilt werden, mögen auch mancherlei Schwierigkeiten, namentlich die mangelnde Unterstützung seitens der ihm unterstellten Generäle — über die er gelegentlich bitter klagt — und die Schwächung seiner Armee durch die Abgabe einer Anzahl Regimenter nach Böhmen dazu beigetragen haben, daß nicht alle Erwartungen Maria Theresias, mit denen sie den Einmarsch in Baiern begrüßte, in Erfüllung gingen. Neben der sympatischen Gestalt Khevenhüllers treten die andern höheren Führer im österreichischen Lager mit Ausnahme des Generals Bärnclau (S. 244) sehr zurück. Mit Recht hat Verfasser den Namen dieses tüchtigen Offiziers, der 1746 auf italienischem Boden den Heldentod fand, der Vergessenheit entrissen. Schärfere Kritik hätte an den Verlustlisten der Baiern und Franzosen geübt werden können. Die von Porges gegebenen Zahlen entstammen in den meisten Fällen österreichischen Quellen und scheinen durchgehends zu hoch gegriffen. So läßt sich — um ein Beispiel zu geben — der österreichische Verlust von 17 Todten und 73 Verwundeten im Gefechte von Deggendorf schwer mit der Annahme vereinen, daß der Gegner 600 Todte und Verwundete auf dem Platze gelassen habe, zumal der Verfasser ausdrücklich bemerkt, der Kampf sei kurz und wenig blutig gewesen (S. 796).

Im Folgenden wird Recensent an erster Stelle den Hauptteil des Werkes besprechen und am Schluß auf die einleitenden Kapitel zurückkommen, in denen Major O. Christe im Anschluß an die diplomatische Thätigkeit des Marschalls Belle-Isle im Frühjahr 1741 seine Stellung zur Nymphenburger Convention vom 22. Mai 1741 des näheren begründet.

Nach den von Belle-Isle selbst ausgearbeiteten Kriegsplänen sollte sich Kurfürst Carl Albert nach der Besetzung von Linz direkt nordwärts gegen Böhmen wenden. Auf die Besetzung Prags hatte Belle-

Isle den größten Werth gelegt, deshalb waren außer einigen bairischen Truppen die 4te Division des ersten und das ganze zweite französische Hülfs corps, das im September den Rhein passierte, nach Amberg in die Oberpfalz dirigiert. Unter diesen Verhältnissen hat das Eingreifen Friedrichs des Großen in die Operationen des Kurfürsten auf das nachhaltigste den Ausgang des Feldzuges beeinflußt. Am 11. September hatten die Baiern die Grenzen Ober-Oesterreichs bei Scharding überschritten, nach drei Tagen waren ihre Spitzen ohne Widerstand in Linz eingerückt. Auf dem Wasserwege die Donau hinunter trafen wenig später auch die Franzosen in Linz ein. Nichts hätte die Alliierten gehindert, sich nun in den Besitz der Hauptstadt Böhmens zu setzen, lag es doch dem Kurfürsten sehr am Herzen gerade hier den Sachsen zuvorkommen. Wer vermag zu sagen, wie sich dann die Lage auf dem Kriegsschauplatze gestaltet hätte, nach menschlichem Ermessen wären Böhmen sowie Schlesien verloren gegangen.

Als sich nun Carl Albert von dem preußischen Bevollmächtigten, dem Grafen Schmettau, bestimmen ließ, den Marsch donauabwärts fortzusetzen, lag es durchaus nicht in seiner Absicht, wie Porges mit großer Schärfe betont, wirklich auch bis Wien vorzurücken; vielmehr verband er mit dem Entgegenkommen auf die Wünsche Friedrichs die Hoffnung, bei Krems die Donau zu überschreiten und auf den Plan Belle-Isles zurückzukommen (S. 172).

In ganz unverantwortlicher Weise hat aber der Kurfürst in jenen Monaten die kostbare Zeit vergeudet; zu seiner Entschuldigung bemerkt Verfasser, daß die Kunde von den geheimen Verhandlungen Friedrichs die an sich schon geringe Thatkraft des Kurfürsten völlig gelähmt habe (S. 155). Die vereinigten Baiern-Franzosen brauchten 41 Tage für einen Weg von 200 km., am 21. October besetzten sie erst die Linie St. Pölten-Krems (S. 172). Besonderes Gewicht legt Verfasser auf den Umstand, daß die 30 Bataillone (davon 12 bairische) und 66 Schwadronen, die endlich am 12. October im Lager bei Ybbs vereinigt waren (S. 147), bei weitem nicht zur Ausführung der Aufgaben genügten, die der König dem Kurfürsten stellte. Friedrich glaubte damals seine Alliierten bereits in den Vorstädten von Wien (S. 151)! Die vorgeschrittene Jahreszeit hinderte den Kurfürsten die in der Oberpfalz und Böhmen stehenden Abteilungen nach Ober-Oesterreich zu ziehen, namentlich fehlte es ihm nach eigenem Bekenntnisse an schwerer Artillerie, ohne die Wien nicht belagert werden konnte (S. 152).

Die junge Königin von Ungarn hingegen hatte die ihr gewährte Frist auf das beste benutzt. Zwar wurde erst am 9ten September

in dem Augenblicke, als die Baiern den österreichischen Boden betraten, das Oberkommando der energischen Hand Khevenhüllers anvertraut, aber schon Mitte October befand sich die Hauptstadt in vertheidigungsfähigem Zustande (S. 173); sieben Bataillone Infanterie, zwei Grenadier-Compagnien, 2000 Croaten, das Stadtgrenadier-Regiment, acht Compagnien Bürgerwehr und 1327 aus der Bürgerschaft ausgehobene Rekruten erwarteten innerhalb der Wälle den heranziehenden Gegner. Schanzen sicherten die Verbindung mit der Donau, auf der eine Flottille von Tschaiken ankerte. Im freien Felde allerdings hatte Khevenhüller außer 2 Reiterregimentern nur Irreguläre zur Verfügung, die den Anmarsch des Kurfürsten wohl stören, aber nicht ernstlich hindern konnten (S. 173). Leider hat der Verfasser sich begnügt, an dieser Stelle das mit sehr großem Fleiße gesammelte Material dem Leser vorzulegen, ohne die Chancen der Belagerung Wiens im Spätherbste des Jahres 1741 des weiteren zu erörtern.

Dem Feldmarschall Khevenhüller allein gebührt nach Porges das Verdienst, daß der Kriegsschauplatz nach wenigen Monaten in die Lande des Kurfürsten verlegt wurde. Mit aller Entschiedenheit trat Khevenhüller von Anfang an für den Vormarsch der im Spätherbste gebildeten neuen Armee nach Ober-Oesterreich und Baiern ein; ängstliche Gemüther im Rathe der Königin beantragten, die aus Italien kommenden Regimenter zur Verstärkung der alten Neippergschen Armee zu verwenden (S. 177). Mit einem auffallend schwachen Bestande trafen die eben erwähnten Regimenter nach einander in Niederösterreich ein. In der im Dezember von Khevenhüller formierten Armee zählte das Fußvolk nach den Listen nur 12252 Mann, dagegen die Reiterei 4800 und die Irregulären 2300 zu Fuß und 1310 zu Pferde (S. 195).

Die vom Feinde begangenen Versäumnisse ermöglichten den Oesterreichern ein rasches Vordringen bis nach Baiern. Marschall Belle-Isle als tüchtiger Militär hatte sofort die gefährvolle Position des schwachen Corps des Generals Ségur erkannt, den der Kurfürst nach dem Abmarsche nach Böhmen in Linz zurückgelassen hatte (S. 207). Aus den Akten des Pariser Depot de la guerre geht hervor, daß Ségur selbst nicht minder schwere Bedenken hatte. Die Schuld an der Katastrophe trägt nach Hauptmann Porges der Kurfürst. Sonst immer schwankend und geneigt, fremden Einflüssen nachzugeben, habe er Linz bis aufs äußerste zu halten befohlen (S. 211). Dem Feldmarschall kam bei seinen ersten Erfolgen die numerische Ueberlegenheit zu gute; auch war die feindliche Artillerie, wie er selber gesteht, so schlecht, daß sie garnicht in Be-

tracht kam (S. 238). Dagegen bleibt es sein Verdienst den unregelmäßig bezahlten, zum großen Teile von einem langen Marsche ermatteten Regimentern, die nach der Sitte der Zeit Anrecht auf ruhige Erfrischungsquartiere hatten, mit dem Gedanken einer Wintercampagne vertraut gemacht zu haben. Vor der Kapitulation des Ségurschen Corps unternahm er das für einen Strategen des 18ten Jahrhunderts große Wagnis, seine Armee zu teilen und den General Bärnclau in Baiern einrücken zu lassen. Bei Schärding fand am 17. Januar auf bairischem Boden das erste für die Oesterreicher in diesem Kriege siegreiche Treffen statt, das die ganze bairische Infanterie mit Ausnahme des Leibregiments außer Gefecht setzte (S. 251). Einige Wochen später erlitt die bairische Kavallerie in dem Ueberfalle bei Mainburg ebenfalls sehr schwere Einbußen. Der größere Teil des bairischen Verlustes kam auf die nach dem Gefechte desertierten Soldaten. Alles Land südlich der Donau wurde von den Baiern in großer Ueberstürzung geräumt. Die Waffenehre hielt nach den österreichischen Quellen einzig ein halbinvalider Platzkommandant aufrecht, der sich in Straubing auf dem rechten Donauufer behauptete (S. 348).

Der human denkende Khevenhüller suchte mit Zustimmung der Königin Land und Leute in Baiern nach Möglichkeit zu schonen. Viel schaden aber in der öffentlichen Meinung die ungeschickt abgefaßten Proklamationen, die Bärnclau und Menzel beim Ueberschreiten der Grenze veröffentlicht hatten. Schwere Excesse konnten später nicht ausbleiben, als die Oesterreicher im Frühjahr 1742 das Land zum Teil räumten, und die aufgehetzte Bevölkerung den kleinen Krieg gegen den abziehenden Feind eröffnete. Auch jetzt haben nach Porges die Befehlshaber das volle Kriegsrecht nicht ausgeübt. Der Feldmarschall selbst hat gefangenen Bauern, die sich gegen das Völkerrecht vergangen hatten, das Leben geschenkt (S. 487). Bärnclau gewährte bei der Wiederbesetzung Münchens am 6ten Mai, nachdem die am meisten Kompromittierten sich gerettet hatten, der aufrührerischen Bevölkerung so auffallend milde Bedingungen, daß sie den Unwillen der Königin erregten (S. 427). Es ist allerdings kaum zu rechtfertigen, daß Khevenhüller im Mai 1742, als er sich genöthigt sah schärfer aufzutreten, gerade Trenck und dessen Panduren die Züchtigung der Ortschaften übertrug (S. 404). Denn bereits bei der Kapitulation von Reichenhall am 30. März 1742 war der Ort mit knapper Noth vor den Brandlegungen der Kroaten geschützt worden. Der Wildheit der Grenzer fiel im September desselben Jahres die Stadt Cham im Böhmerwalde zum Opfer. Die nach der Erstürmung dort verübten Greuelthaten bewogen Maria

Theresia den Obristleutnant Trenck seines Commandos zu entsetzen. In unverantwortlichem Leichtsinn hatte Trenck den Ort mit der gefangenen bairischen Garnison verlassen, ohne sich um das Schicksal der Einwohner in der brennenden Stadt zu kümmern.

Selbstverständlich haben die Oesterreicher auf Kosten des Landes gelebt, alle Kriegsvorräthe, namentlich den Inhalt des Zeughauses in München, ließ Khevenhüller sofort donauabwärts führen (S. 379). Nach dem Vorbilde der Baiern und Franzosen in Böhmen und der Preußen in Mähren legte der Hofkriegsrath den bairischen Landen die Stellung von Rekruten auf. Khevenhüller hat sich aber aus Gründen der Menschlichkeit rundweg geweigert, diese Ordres auszuführen (S. 318).

In sehr große Erregung versetzte im Januar 1742 den Feldmarschall der Befehl, vier deutsche Infanterie- und zwei deutsche Kavallerieregimenter sowie 4000 Irreguläre an die Armee des Prinzen Karl nach Böhmen abzugeben. Es war nach seinen Ausführungen, die auf den Principien der damaligen Strategie fußten (I. S. 711), der kleinen Armee Friedrichs II. in Mähren unmöglich, südwärts nach der Donau vorzurücken, ehe nicht Brünn belagert und eingenommen wäre. Allerdings hat nach dem Verfasser Khevenhüller den im Januar 1742 von Friedrich unternommenen Vorstoß gegen Süden bedeutend unterschätzt (S. 285).

Nach dem Abmarsch der zurückgerufenen Truppen fühlte sich Khevenhüller nicht stark genug, ganz Baiern beim Herannahen des neuen französischen Hülpscorps zu behaupten. Lebhaft beklagt er in seinen Relationen, den Anmarsch der feindlichen Kolonnen, die ganz zersplittert hinter einander Schwaben passierten, nicht stören zu können (S. 388). Beim Rückzuge der Oesterreicher sammelten sich überall die Landfahnen, einzelne Soldaten und Offiziere wurden ermordet (S. 409), scharfe Repressalien blieben nicht aus, die Freischarenführer Menzel und Trenck zersprengten im Frühsommer die Landfahnen (S. 459), und das flache Land lernte die Schrecken eines Volkskrieges kennen.

Monatelang haben sich während des Sommers 1742 Franzosen und Oesterreicher an der Donau zwischen Deggendorf und Vilshofen in befestigten Lagern gegenübergestanden. Die thatsächlich herrschende Waffenruhe wurde nur einmal unterbrochen, als am 28. Mai die Franzosen und Baiern das auf dem linken Donauufer gelegene Schloß Hilgartsberg zu überrumpeln suchten: der mit zu schwachen Kräften unternommene Angriff scheiterte gänzlich; außer zahlreichen Gefangenen verloren die Angreifer auch noch fünf Geschütze. Nachdem sich die Ueberlegenheit der Oesterreicher so glänzend gezeigt

hatte, durfte Maria Theresia erwarten, daß der Feldmarschall den »gedeihlichen Anfang« weiter verfolgen und nicht länger das Heil ausschließlich in der Anlage von Cordonlinien suchen würde (S. 268 und 388). Es war nach dem Verfasser ein großer Fehler von Khevenhüller, daß er die Stellung von Kelheim, die seine Armee im April einnahm, nicht festgehalten hatte. Dort beherrschte er die Hauptstraße von Regensburg nach Böhmen und hielt die neuen französischen Hülfsstruppen an der Donau fest. Jetzt nach dem siegreichen Kampfe bei Hilgartsberg plante er sogar, sich nach Passau zurückzuziehen, weil er seine rechte Flanke gefährdet glaubte. In Passau deckte er allerdings Oberösterreich vollständig, aber er hätte seinem Gegner Harcourt die Freiheit gegeben, ungehindert nach Böhmen abzumarschieren, wo die Franzosen in Prag belagert wurden (S. 455).

Die matte Kriegsführung der Franzosen läßt sich im Sommer 1742 aus den Friedensverhandlungen des Versailler Hofes erklären; an Harcourt erging sogar der Befehl, die Armee keinem Kampfe auszusetzen (S. 474). Um so entschiedener hätte Khevenhüller gemäß den Intentionen seiner Monarchin eine Entscheidung suchen müssen, nachdem er am 30. Juni 1742 zwischen Pleinting und Hofkirchen 41 Bataillone, 17 Grenadiercompagnien und 52 Schwadronen zusammengezogen hatte (S. 464). Selbst ein sehr wenig wahrscheinlicher Mißerfolg der Offensive hätte die Lage der Oesterreicher in Baiern nicht verschlimmert (S. 522); aber der Feldmarschall hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, nicht die Stellungen der Franzosen anzugreifen, sondern deren Angriff abzuwarten (S. 482).

Unermüdlich thätig waren in dieser Zeit auf österreichischer Seite die Führer der leichten Truppen, Bärnclau, Menzel und Trenck; sie streiften bis tief in Franken hinein und überfielen z. B. einen französischen Transport in der Nähe von Nürnberg (S. 516). Die größten Erfolge erzielte Trenck; bis zum 24. Juli hatte er 1048 reguläre Soldaten als Gefangene ins Hauptquartier abgeliefert (S. 486).

Erst Anfang September kam es in Baiern wieder zu größeren militärischen Bewegungen. Nachdem der Comte de Saxe, der Nachfolger Harcourts, die alten Stellungen an der Donau verlassen hatte, bewerkstelligte er in der Oberpfalz seine Vereinigung mit dem aus Westphalen anrückenden Corps Maillebois. Dieser letzte Versuch der Franzosen, den in Prag eingeschlossenen Broglie zu retten, veranlaßte den Prinzen Karl von Lothringen, auch die Armee Khevenhüllers nach Böhmen zu rufen. Die wenigen Regimenter, mit denen Bärnclau zur Deckung Baierns zurückgelassen war, konnten die aus-

gedehnten Linien nicht halten. Bei dem Rückzuge vor den an Zahl weit überlegenen Baiern, Pfälzern und Hessen erlitten die Oesterreicher am 16. October zum ersten Male in Baiern einen empfindlichen Echec, der ihnen 250 Mann ungarische Infanterie kostete.

Auch im Winter sollte Baiern nicht von den Misereen des Krieges frei bleiben. Der Großherzog Franz war den Franzosen nach Baiern gefolgt — Tafel VIII reproduziert die parallelen Märsche der Gegner bis an die Donau —, hatte aber bei dem Zustande der Truppen nach dem Verfasser mit Recht jeden Zusammenstoß vermieden (S. 615). Unter den Irregulären kam es im Spätherbste zu offenen Meutereien, als ihrem Abzuge in die Heimat nach Ablauf der Insurrektionstermine Schwierigkeiten gemacht wurden. Mit den Grenzern werde nach einem Ausspruche Khevenhüllers »nie was Gedeihliches auszurichten sein«, solange nicht allein den ins Feld Gezogenen, sondern auch ihren Familien die Kopfsteuer erlassen werde (S. 654).

Für den Feldzug des Jahres 1743 wurde der Operationsplan von Khevenhüller entworfen (S. 699); ihm gebührt an erster Stelle das Verdienst, die Armee wieder auf einen feldtüchtigen Fuß gebracht zu haben. Während Prinz Carl von Lothringen und zahlreiche höhere Offiziere nach Schluß der Campagne Urlaub nahmen (S. 653), teilte Khevenhüller die Beschwerden der Winterquartiere mit seinen Soldaten. Am meisten Anspruch auf den Oberbefehl in Baiern hatte sicher der Feldmarschall, doch betraute die Königin im Frühjahr mit dieser Function ihren Schwager Carl, der am 22. April 1743 den Oberbefehl übernahm. Der Prinz war aber nach dem Verfasser so verständig, Khevenhüller volle Selbständigkeit einzuräumen (S. 740).

Von vornherein haben die Oesterreicher im Feldzuge von 1743 die numerische und moralische Ueberlegenheit gehabt. Bei der Haltung der Engländer war es dem Versailler Hofe unmöglich, an Stelle der 69 Bataillone, deren Cadres der Marschall Belle-Isle aus Prag gerettet hatte, und die zur Reorganisation in die Heimat zurückgingen, neue intacte Körper nach Oberdeutschland zu senden. Sogar von den in Baiern kantonierenden Regimentern wurden 6 Bataillone und 12 Schwadronen an den Rhein zurückgerufen (S. 667). Ueber die in Baiern und in der Oberpfalz lagernden Truppen — 69 Bataillone, 93 Schwadronen und 2 Artillerie-Bataillone — erhielt der Marschall Broglie den Oberbefehl. Deutlicher als mit der Wahl dieses Mannes, der größtenteils die Verantwortung für den Ausgang des böhmischen Feldzuges trägt, konnte die französische Regierung ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Sache des Kaisers nicht dokumentieren. Die Stärke seiner Armee giebt Broglie wohl mit Absicht nur auf 30000 Mann an, nach den Ermittlungen des Verfassers kann sie

nach Einreihung der Ersatzmannschaften gegen 45000 Mann betragen haben (S. 671). Beim Ausbruche des Krieges betrug die französische Infanterie 193 Bataillone und 224 Schwadronen, demnach war im Frühjare 1743 der 3te Teil des Fußvolkes und zwei Fünftel der Reiterei fern von den Grenzen der Monarchie für eine bereits aufgegebenen Sache engagiert. In trauriger Verfassung war trotz aller Mühen die Armee des Kaisers, keins der Bataillone zählte mehr als 500 Köpfe (S. 672). Von Anfang an war sich der neue Befehlshaber der Baiern, Seckendorff, der Aussichtslosigkeit des ferneren Krieges bewußt und bat seinen Herrn wenn möglich Frieden zu schließen (S. 711).

Im Frühjahre 1743 konnte Khevenhüller, der im Jahre vorher nicht um Vorwände verlegen gewesen war, den Beginn der Operationen hinauszuschieben (S. 431), den Termin nicht früh genug ansetzen. Der von ihm entworfene Feldzugsplan wurde vom Prinzen Karl adoptiert (S. 699), nur eröffnete der Prinz die Feindseligkeiten erst am 6ten Mai. Gleich in dem ersten Gefechte bei Simbach am 9ten Mai wurden die Baiern geschlagen, ein großer Teil ihrer Truppen wurde in Braunau abgeschnitten und kam für den offenen Krieg nicht mehr in Betracht.

Im vergangenen Jahre hatten nach dem ungünstigen Ausgange der beiden Gefechte bei Hilgartsberg und bei Kadau die Franzosen alle Offensivbewegungen in Baiern und Böhmen eingestellt; jetzt befahl Broglie bei der Nachricht von der Niederlage der Baiern und nach dem Verluste eines kleinen Gefechtes bei Pfarrkirchen den Rückzug seiner Armee hinter die Isar (S. 755). Nur an zwei Stellen versuchten die Franzosen Widerstand zu leisten. Dingelfing an der Isar, von 1200 Mann vertheidigt, wurde von dem später so berühmten Daun erstürmt (S. 775). Nach wenig blutigem Kampfe fiel auch Deggendorf, der Hauptstützpunkt der Franzosen an der Donau, in die Hände der Oesterreicher (S. 796). Die Donaulinie war nun nicht länger zu halten, wie Broglie dem Kaiser mitteilen ließ (S. 799). Eine thatkräftige Vertheidigung hätte nach dem Verfasser die Oesterreicher beim Uebergang aufs linke Donauufer in große Verlegenheit bringen können, denn ihre Anordnungen waren durchaus nicht einwandsfrei (S. 811). Schon vor dem Tage von Dettingen (26. Juni) war ganz Baiern, nur nicht die Festungen, im Besitze der Königin. Mit Ausnahme von 5 Bataillonen, die Eger vertheidigten, traf die Armee Broglies Anfang Juli wieder am Rhein ein. Der Verlust vor dem Feinde muß bei den meisten Abteilungen ein ganz minimaler gewesen sein, ein großer Teil der unter Broglie zurückkehrenden Infanterie hat kaum Gelegenheit gehabt auch nur einen Flintenschuß

abzugeben, desto mehr haben Krankheiten namentlich in den Winterquartieren die Truppen dezimiert, und werden die anstrengenden Rückmärsche durch Baiern und Schwaben die Disciplin stark gelockert haben. Der Versailler Hof enthob Marschall Broglie im Juli seines Kommandos (S. 866) und machte ihn damit der Oeffentlichkeit gegenüber verantwortlich für den Ausgang des Feldzuges in Oberdeutschland. Außer der schwächlichen Haltung Broglies hat nicht minder die allgemeine politische Situation den raschen Vorstoß der österreichischen Armee gegen den Oberrhein ermöglicht. Daneben soll das Verdienst der österreichischen Heeresleitung, vor allem Khevenhüllers, voll anerkannt werden, der die Versäumnisse des Sommers 1742 wieder gut gemacht hat.

In den drei ersten Capiteln des 4ten Bandes (S. 1—59) bespricht Major O. Christe, bekannt durch seine »Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes 1799«, die folgenschwere Rundreise des Marschalls Belle-Isle an die Höfe von Mainz, Dresden und München im Frühjahr 1741. Mit großer Bestimmtheit tritt Major Christe unter eingehender Berücksichtigung der früher erschienenen Litteratur für die Echtheit des sogenannten Nymphenburger Vertrages ein, den der Kurfürst Carl Albert am 22. Mai 1741 mit Belle-Isle abgeschlossen haben soll. Die meisten Forscher, vor allem auch Heigel, haben sich der Ansicht Droysens angeschlossen, der den genannten Vertrag für eine gleichzeitig in Holland entstandene Fälschung erklärt hat. Einzig Leopold Ranke hat auf Grund seiner Kenntnis des Charakters und der Regierungsart Ludwigs XV. die Folgerung gezogen, daß der Abschluß eines geheimen Tractates in der überlieferten Form durchaus wahrscheinlich, aber der Vertrag den Ministern verheimlicht worden sei (S. 35). Diese Ansicht Rankes, die auch in den späteren Auflagen festgehalten wird, hat Verfasser mit großem Geschicke näher zu begründen versucht.

Außer den beiden Monarchen werden nach Christe nur Cardinal Fleury und die beiden Marschälle Belle-Isle und Töling mit dem Inhalte bekannt gewesen sein. Es entspricht nun vollkommen den Anschauungen der damaligen Diplomatie, daß auch nach Abschluß eines geheimen Vertrages die Verhandlungen der offiziellen Persönlichkeiten in den Ministerien ihren Fortgang nahmen (S. 43). Ohne jeden Werth sind deshalb alle Aeüßerungen französischer Staatsmänner und des bairischen Geschäftsträgers in Paris, die gegen die Existenz eines Geheimvertrages sprechen. Namentlich nach dem üblen Ausgange der Operationen hatten alle Mitwisser keine Veranlassung das Geheimnis zu lüften. Von den beiden Originalausfertigungen wird die für Frankreich bestimmte in der Kanzlei Belle-Isles

geblieben und höchst wahrscheinlich von ihm kurz vor seiner Gefangennahme in Elbingerode a. d. Harz mit den anderen Papieren vernichtet worden sein. Nachforschungen nach dem Verbleib des bairischen Originals werden durch die strenge Absperrung des bairischen Haus- und Staatsarchives unmöglich gemacht (S. 47).

Droysen hat nun seinen Erörterungen eine Abschrift zu Grunde gelegt, die vom preußischen Gesandten aus dem Haag eingesandt war. Die einleitenden Sätze, auf die Droysen an erster Stelle seine Verwerfung des Vertrages gestützt hat, fehlen in der Copie des Pariser Archives, die in den Jahren 1760—1770 mit anderen Aktenstücken zu einem Bande vereinigt wurde (S. 35). In Uebereinstimmung mit Th. Wiedemann, der allerdings in seinem Aufsatz (Historische Zeitschrift Bd. 69) unter Vorbehalt der Ansicht beitrifft, daß der fragliche Vertrag unecht sei, weist Verfasser die Behauptung Heigels zurück, daß dem französischen Cabinete im Mai und Juni 1741 der Gedanke fern gelegen habe, den Kurfürsten von Baiern in einem Kriege gegen Oesterreich zu unterstützen. Denn bereits ein Geheimartikel des französisch-preußischen Bündnisses vom 5. Juni 1741 erlegte Frankreich die Verpflichtung auf, dem Kurfürsten die zum Kriege gegen Oesterreich nöthigen Hülfsstruppen zu stellen (S. 41). Von allen Artikeln des Nymphenburger Vertrages giebt nach Ansicht des Verfassers nur der Inhalt des 5ten Geheimartikels Anlaß zu Bedenken (S. 40). Denn dem Kurfürsten, der ohne den Beistand der Franzosen nichts unternehmen konnte, wird hier die Verpflichtung auferlegt, 12000 Mann eigener oder Hülfs-Truppen zur Unterstützung des Königs beider Sizilien gegen entsprechenden Entgelt nach Italien zu senden. In dem spanisch-bairischen Vertrage vom 28. Mai 1741, der allgemein als echt anerkannt wird, findet sich die gleiche Verpflichtung in abgeschwächter Form. Der Kurfürst sollte nur 5000 Mann Infanterie und 1000 Reiter stellen. So seltsam diese Bestimmung uns scheinen mag, so ist sie doch nach dem Verfasser kein Grund sie deshalb und ferner den ganzen Vertrag für ein gefälschtes Machwerk zu halten.

Göttingen.

Ferdinand Wagner.

Abulḳasim ein bagdäder Sittenbild von Muḥammad ibn Aḥmad abulmutaḥhar alazdi. Mit Anmerkungen herausgegeben von Adam Mez. Heidelberg 1902. C. Winters Universitäts-Buchhandlung.

Ein gewisser Abu 'l-Mutaḥhar Muḥammad ibn Aḥmad al-Azdi, über den wir sonst nichts mit Sicherheit wissen, schrieb, allem Anschein nach in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts der Hedsjra, ein Buch unter dem Titel Hikājat Abu 'l-Qāsim, das Mez nicht übel durch »Sittenbild« übersetzt. Es ist eine Anthologie, in der alle Stoffe, »mit denen seine Zeit Ball spielte«, behandelt werden, nicht schematisch geordnet, wie gewöhnlich, doch so wie sie in einer lustigen Gesellschaft nach einander an die Reihe kommen. Der Held der Erzählung, Abu 'l-Qāsim, ein wohlberedter unverschämter Schmarotzer, befindet sich in einer gastlichen Wohnung zu Ispahan, wo er als frömmelnder Scheich anfangend sich bald in seiner ganzen Frechheit entpuppt. Nachdem er den Gästen, selbst dem Hausherrn allerlei Grobheiten gesagt, verfällt er in eine Verherrlichung Bagdads zu Kosten Ispahans, schlägt aber nachher beim Genuß der aufgetischten Speisen und Getränke in eine Lobpreisung Ispahans und eine Schmähung Bagdads um. Mitunter werden allerlei andere Sachen besprochen. Am Ende der Mahlzeit wird er betrunken und gebährdet sich so, daß die Gesellschaft froh ist, ihn los zu werden. Den folgenden Morgen, als er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist er wieder ein frommer Mann und als solcher verabschiedet er sich.

Als Kunstwerk steht die Hikāja m. E. nicht hoch, wie vom Herausgeber S. XIX f. doch eigentlich zugegeben wird. Viel Schmutz, wenig Geist. Im Katalog wird mit Recht gesagt: »facundi quidem — sed impii, procacis, verborum obscenitatibus et convitiis foedissimis referti«. Falls es wirklich ein Sittenbild der Bagdadenser des 5ten Jahrhunderts ist, so sind diese Sitten einfach abscheulich. Es ist aber wahrscheinlich, daß wir den realistischen liederlichen Erzeugnissen des Mittelalters keine höhere Bedeutung zuschreiben dürfen als solchen unserer Zeit. Ich habe den Ibn al-Hadjdjadj nicht gelesen und kann daher nicht beurtheilen, ob er das hohe Lob verdient, das Mez ihm spendet. »Er hat ihn (den farbigen Mantel des täglichen Lebens) leider gern in Kot schleppen lassen, auch darin die kräftige Erfüllung seiner Vorgänger«, schreibt M. S. XIII. Das bezeugen die meisten Specimina seiner Kunst bei Abu 'l-Qāsim, die sich durch eine eklige Obscönität auszeichnen.

Der Werth des Buches liegt für uns in der lexicographischen Ausbeutung. Dafür hat nun M. wohl etwas gethan, doch bei weitem

nicht genug. Nach seiner Anmerkung S. LXI hat er in seinem ›Verzeichnis der in den Wörterbüchern fehlenden Ausdrücke‹ alles weggelassen, was schon in Glossaren etc. verzeichnet war. Allein in diesen ist manches Wort weiterer Belege bedürftig, und M. hätte uns das viele Nachschlagen ersparen sollen. Manches Wort sucht man aber überall vergebens. Die Anmerkungen enthalten viel Werthvolles, namentlich hat der Herausgeber viele Citate berichtet und manchen schwierigen Ausdruck erklärt. Man verkleinert dieses Verdienst nicht, wenn man sein Bedauern darüber ausspricht, daß vieles unerklärt geblieben ist. Eins muß aber gesagt werden. M. schreibt von Zeit zu Zeit, daß er ein Wort oder einen Ausdruck nicht verstehe. Wo also nichts bemerkt ist, muß man annehmen, daß er den Text wohl verstanden habe. Das bezweifle ich aber für manche Stelle, wo mir wenigstens der Text unverständlich ist, oder wo gewiß falsch punktiert ist. M. schreibt S. XXI: ›Die Herausgabe einer solchen Schrift aus einer einzigen, späten Handschrift ist Vertrauenssache‹. Gewiß, und außerordentlich schwierig dazu. Desto genauer aber muß die Wiedergabe der Handschrift sein, mit sorgfältiger Vermeidung von Druckfehlern und fleißiger Angabe aller Stellen, wo entweder die Buchstaben oder die Punkte und Vocale unsicher sind, wenn nicht der Text mit völliger Sicherheit herzustellen ist. Eine Vergleichung meiner nach Rosens Excerpten gemachten Copie beweist, daß dies nicht immer geschehen ist. Vermuthlich ist es dem Herausgeber nicht möglich gewesen, seine Abschrift, nachdem er seinen Text bearbeitet hatte, noch einmal mit der Handschrift genau zu vergleichen, was stets höchst erwünscht ist. Denn man liest erst dann gut, wenn man versteht.

Zu bedauern ist noch, daß der Herausgeber die Zeilenzahlen nicht am Rande angegeben hat, und auch bei andern Arbeiten nur die Seiten citiert, wo die Zeilen gezählt sind. Ueberhaupt hat er sich zu kurz gefaßt. Man sucht z. B. in seiner Einleitung vergebens, aus welcher Handschrift der Text herausgegeben ist. Es ist die Hs. des Brit. Museums Add. 19, 913, im Katalog II, 513 f. beschrieben und wahrscheinlich vom Jahre 727.

Ich habe das Buch nicht ganz lesen können. Was ich aber bei der Lectüre als Frage oder Verbesserung am Rande notiert habe, will ich hier mittheilen:

Einl. XII, 3 b. al'umaid l. ibn al-'Amid.

XIV, 8 abul 'ibar l. abu 'l-'Abar.

XIV vorl. Z. und XV Burâtâ. Die Aussprache Barâtâ steht fest. Falls die Hs. Text 23, 4 wirklich ein Dhamma hat, sollte das bemerkt worden sein.

Einl. XIX Anm. 1. Z. لمان ist wohl لعان zu lesen.

XXII »S. 108 ist بطكات Mißverständnis für للكات. In meiner Abschrift steht auch بطكاتهم. Wessen Mißverständnis liegt da vor?

Ebendas. in den Corr. »S. 25 letzte Zeile مدق. Es muß wohl S. 27 1. Z. gemeint sein wo قذف.

1, 10 فيتفق 1. فينفق

13 وكاتما 1. وكاتها

14 تحتها 1. تحتهم

2, 7 كلفت wahrsch. 1. كفلت »dem verbürge ich«.

3 a f. سخفى. Die Anm. S. XXVI ist zwar richtig, doch kommt die سَخْفَة للروع schon in der Tradition vor.

3, 13 1. اخضر (wohl Druckf.).

16 حلقيا nach meiner Copie (= R) HS. ohne P. Es ist حلقيا zu lesen, s. z. B. *Agh.* XII, 1. v., 7 u. 9, Chafādji, *Schifā*, ..

Das Fem. Baihaqi ٢٩٥, 4 يا حَلْقِيَة. Der Artikel خلفى S. LXII ist demnach zu streichen.

17 مندرا 1. منددا

18 كاروكا. M. hat im Verzeichnis nur; »Wbb. nur das Femininum«. Solche Kürze ist belästigend. Der Lisān hat ابو عمرو الزاهد قال الكاروكة القوادة قال لا حظ في الدينار للكاروكة. Es ist aber das Lateinische curruca.

6 a f. اشتر من طيز R اشتر. Es ist wohl طيز zu lesen.

5 a f. دكول ودقيش (ودقيس R) وقمور وذكلاش. Von all diesen Wörtern hat das Verzeichnis bloß ذكلاش »pers., schlechtes Weib«. Woher M. das hat, weiß ich nicht. Es mag richtig sein. Die drei anderen Wörter sind Räthsel; قمور kann vielleicht »Spieler« sein.

4 a f. جلب? R beide Mal حرب

3 a f. اعبق — اصنّ wohl اعتق — اصتر.

4, 8 1. يانف u. يانفلا.

5, 4 1. بترخيم ونعمة

7 a f. 1. نفسا (wohl Druckf.).

6, 4 wahrscheinlich مكلم البقر, Tabari I, ٢٣٣٤, 4.

12 1. جزانا

- 6, vorl. Z. Es ist wohl, wie Dr. v. Vloten mir vorschlägt, مَمَادٍ
und مَكْدِيَّة und l. Z. بِرَخِي zu lesen.
- 7, 4 1. واغتابي
5 1. كتاب الفصيح
11 1. أشه da nach S. XXVIII »das Tešdid in H«, so daß
dieses und nicht آسه »die Asche« zu lesen ist.
- 12 يصربه l. يضربه
4 a f. l. بعرة
8, 7 البائس l. البائس
13 wohl الماقيات »die Reste« zu lesen.
6 a f. عاربة wahrsch. عاربة
4 a f. بنار جبن. Es ist klar daß wir hier dasselbe Wort haben
als Djâhiz, *Bochalâ* و, 13 اكلوا بالبارجين, das v. Vloten S. XII
durch cuiller? fourchette? übersetzt.
شراعة l. شراعة hier wahrscheinlich die *Ausmündung* der Cloake.
vorl. Z. حنيد?
9, 13 l. منتقبا, denn von ما bis حمار ist ein Vers.
16 ابو العقلين l. ابو الغفلين
10, 1 1. شتم Hs. بشم
3 1. حدود (Druckf.).
7 1. الويل
8 a f. l. ابلع للجدي
11, 4, 5 شعير حبجي الخ. Die Worte sind mir unverständlich. Was
hat der Herausgeber sich bei حبجي gedacht?
8 a f. l. فينادى l. فينددى
13 vorl. Z. عرصة المصر l. عرصة للمصر
16, 2 مطروح ما لى ist wohl Druckf. für ما لى مطروح, allein die Bedeu-
tung der Worte عيس (auch vorl. Z.) und مطروح ist nicht klar.
7 1. نعنت?
17, 9 a f. ist wohl zu lesen مَتَلَكُم فِي السَّمَاءِ مَلَكُ اسْمِهِ الْقَفَنَدَرُ. M. citiert
S. XXXI den langen Artikel حمار aus Damiri. Er hätte an-
geben sollen, welchen Passus er meint.
21, 8 البت l. البت und الثناء l. البناء
9 1. واصفهان
10 1. غتا وفجاجة
13 1. التجلف l. التجلف

- 21, 17 بلديكم wahrsch. بلدتكم zu lesen.
- 20 عُرَبان l. عُرَبان
- 22 قصى l. قضى. Es muß auch wohl حتى und مرقى geschrieben werden, um so viel mehr da wir mehrmals شيئا für شيئا finden z. B. 45, 5.
- 22, 6 a f. und XXXII. Falls der Herausgeber meine Note zu 'Arib f3 (auch Tab. III, 181, 6) gelesen hätte, würde er Streck's الخرسى, das nur auf die citierte Stelle von Jāqūt beruht, nicht angenommen haben. Die Londoner Hss. des al-Chatib haben مربعة الخرسى (sic) هو سعيد الخرسى, aus welchen Worten mit Gewißheit folgt daß الخرسى zu lesen ist.
- 24, 6 نزوى ist بروعى zu lesen.
- 11 يسيل l. بسبيل
- 4 a f. ويفتخون vielleicht ويفتحون zu lesen.
- 33, 5 حجر wohl Druckf. für حجر
- 35 l. Z. تعاريجها R richtig تفاريجها. Der Artikel تعاريج im Verzeichnis LXVI ist demnach zu streichen.
- 36, 7 a f. R والنبالى والخوحيى. Gegen M. XXXVII bezweifle ich daß am festzuhalten sei. Damiri s. v. طوى nennt eine Art للرجارى Muskus
- 5 a f. l. الغنصرى; — R والتبردى والرفق
- 4 a f. l. وعلى
- 37, 1 R richtig والنقلى; R والناعق
- 2 R والدنديه
- 3 (Dozy) والتفاجى l. والتفاحى; شبهكم l. شبههم
- 4 R richtig والقشميرى والسسميرى
- 5 R الربحى
- 6 R والنجوى
- 8 R richtig شرابى شرابى —; بحادى R خارى
- 8 a f. R كتابية كنباتية
- 7 a f. R كنف. Wahrscheinl. كبست zu lesen.
- 38, 1 R تعلق معلق
- 5 R richtig حمرة حمرة
- 6 auch كرمازك geschrieben. Vgl. Ibn abî Oseibia I, 191, 27 ثلاث رقاقات كرمازك

- 38, 8 عجينة R richtig عجينة
 9 R richtig مشطاح ويُطرح
 11 منى R richtig فناء
 16 R richtig (i. e. البية) أو سمي
 17 مشرب R richtig مشرق
 4 a f. l. واشترغاز
 3 a f. الدخّل R الدخّل, ist wohl الدخّل. Was aus الحركان zu machen sei, sehe ich nicht.
 39, 2—3 l. wie richtig R محروّت يغتّ الاسنان
 5 R نقل was besser scheint.
 13 R ماورد من واسط. Der Text scheint mangelhaft. Aus بن weiß ich nichts zu machen.
 14 Hier hat R والليمون
 17 واحد l.
 18 كوز l.
 4 a f. R طريفة
 vorl. Z. والنورية l. والموردة R النعمانية
 40, 1 l. نبا ohne Hamza.
 4 معلوفة l. معلوفة fettgemästet.
 7 ونفائق l. وبقابق. Für و صفائر ist wohl zu lesen und wahrsch. Würste zu übersetzen.
 8 وجلابى R وجلابى. Es ist wohl ein junger Vogel gemeint. Vielleicht خلاسى?
 10 الفتية l. الفتية
 11 R والعصافير
 14 بالعص والحسب R بالفص واللبن. Da läßt sich die wahre Lesart nicht errathen.
 15 nach والفستقية hat R الشمشية والقشمية والسعشية
 16 R ohne P. والنوبية
 17 والديكبراجة im Verzeichnis LXIII durch »Gurkenfleisch« übersetzt. Antaki *Tazjîn* ١٣٧ erklärt ديكبريكة durch سكباچ. Es ist aber ein davon verschiedenes Gericht, wie aus der folgenden Anekdote erhellt, die ich Dr. v. Vloten verdanke, Djâhiz, *Hajwân*, Wiener Hs. f. 404^a وكان قَرَجَ الحَجَامِ علوك جعفر بن سليمان إذا حاجمه واخذ من شعره لم يتكلم ولم يتحرك ولم ياخذ في شيء من الفصول فقال له (dele) جعفر ذات يوم والله لامتحننه فان كان

الذى هو فيه من عقله لاثبينه وان كان كالطبيعة والخلقة لاجد الله على ذلك فقال له يوما ما اسمك يا غلام قال فرج قال فاكنيتك قال لا اكنى بحضرة الامير قال فهل تحتجيم قال نعم قال ومنى قال عند الهبيج قال وهل تعرف وقت الهبيج قال في اكثر ذلك قال فأتى شىء تاكل مع الحجامنة قال اما في الصيف فسكباجة محمصة عذبة واما في الشتاء فداكبراجة خائفة حلوة فاعتقه وزوجه ووهب له مالا وكان قاطع الشهادة ولم يكن احد من مواليه يطعم ان يشهده الا على شىء ما يختلف فيه الفقهاء وهو الذى ذكره ابو فرعون فقال

خلوا الطريق زوجتى امامى انا حميم فرج الحجام

Eine der zwei anderen Hss. hat ديجبراجة. Die Lesart bei De Koning, *Traité sur le calcul*, 142, الديكبرديجية, durch »étouffées (?)« übersetzt, ist unsicher. Nachträglich finde ich bei Ibn Džazla, der die Formen ديكبريكه und داجبراجة hat, die Bereitung ausführlich beschrieben. Gurken gehören gar nicht dazu.

والدرواج R والندرواج. Die wahre Lesart ist mir nicht bekannt.

3 a f. يجير. l. يجير.

41, 1 R ومغمومات

4 مسبعة R متبعة

9 والعيلية R والعباسية

10 والسكر R richtig والسلس

13 R الخلل, beide unverständlich.

14 R richtig منصودة und ebenso Z. 16 تعصر und Z. 19 مدارى

1. Z. نصّر (glänzend) für نصّر und ايديهم منها l. اليد بها ومنها

42, 6 حقى l. خفى s. Gloss. Geogr.

13 R اخرق wohl besser.

14 R richtig بالطريخ

15 Die Erklärung von رسكجة, durch Ragout-Schüssel scheint mir bedenklich wegen des folgenden اى البطون und da كجه nicht Schüssel sondern Löffel bedeutet.

17 بلحم البقر الغلاظ. Der Herausgeber scheint nach seiner Anm. XLI das Adjectiv als zu البقر gehörig zu betrachten. Er citiert dazu Muwašša S. 180, welches Citat aber falsch sein muß. Es ist vielleicht 130 gemeint, wo ich jedoch auch nicht finde, was hier paßt. Es ist aber »grobes Rindfleisch« zu übersetzen.

- 43, 7 ذَا اَرْقَمَتَيْنِ وَذَا ذَاتِ اَرْحَمَيْنِ R. ذَاتِ اَرْحَمَيْنِ ذَا. wahrsch. ist ذَا اَرْقَمَتَيْنِ zu lesen.
- 11 حَمَضَةٌ muß hier eine andere Bedeutung als die gewöhnliche haben.
- 3 a f. ل. دَيْفٌ
- 44, 7 وَلِلرَّحْمٰنِ R. وَلِلرَّحْمٰنِ
- 8 ل. يَنْفَعُ
- 9 a f. رُودٌ XLII »Dazu die Konjektur de Goejes BG IV s. v. <اَبْرَهِيْمِي>. Ich habe aber gar keine gemacht.
- 8 a f. النَّمْرُودُ R. النَّمْرُودُ, wahrsch. النَّمْرُودُ zu lesen, eine witzige Zusammenstellung von نَهَمٌ <gefräßig> und dem verhaßten رُودٌ.
- 7 a f. الْمَلَّاسِ hat Dozy aus Z.D.M.G. XI, 524. Dagegen kann ich الْاَتْرَجُ الْمَقْفَعُ nicht belegen.
- 6 a f. Es ist kein Grund اَنْرَامَشِيْنِ in اَنْرَامَشِيْنِ (S. XLII) zu ändern, da es sehr gut von رَامَشْنَه <Myrtenblatt> abgeleitet sein kann.
- 3 a f. السَّيْسَنْبَرِ l. السَّيْسَنْبَرِ R. البَشْنِينِ
- vorl. Z. l. الْخُودَانِ
- 45, 5 الرَادِمَا R. الدَارِمَا. Man weiß nicht einmal ob von einer Pflanze oder etwas anderem die Rede ist, zumal da vor فِي الْبَطُونِ eine Lücke im Text zu sein scheint.
- 8 وَنَرَجَسَه l. قَرَا حه R. فَرَا حه (Druckf.).
- 9 ohne Tešdid und Z. 12 النَابَاتِ ohne Hamza.
- 13 R. فَلَا نَرِيْ und da kann اَلَّا behalten werden: »so daß wir nichts sehen als«. R. hat auch كَاسَاتٍ, man hätte lieber كَاسَاتٍ
- 15 قُوطُولِيْ und ١٨٠, 5 ib. قُوطُولِ, ١٧٩, 2 Maṣūṭih قُوطِيلِ. قُوطُولِيْ Avicenna II, ١٢٧ unter اِسَارُونِ ist κορυλη. Hier scheint das n. relat. eine Farbe zu bedeuten. Ebenso vielleicht 73, 19 اَنْفَلَه الْقَاطُولِيْ
- 16 was ist الْفَضَّةُ? Man erwartet الْفَضِيصُ (Silber).
- 17 طَاوَلَاتٍ? Man ist geneigt hier an das moderne طَاوَلَاتٍ (tabulae) zu denken.
- 46, 4 دَبْنٍ, الْاَدْبَانِ l. (الادبان R) الْاَزْبَانِ
- 5 a f. مِّنْ زَجَاجِ الْبَلُّورِ wahrsch. مِّنْ لِّحَاحِي الْبَلُّورِ
- 3 a f. وَهْرَةٌ l. وَهْرَةٌ
- 48, 1 مَزْرُوءَةٌ (im Verzeichnis: Trinkgefäß) l. مَزْرُوءَةٌ »unächt«.

- 48, 2 اِنِّى 1. اى
 12 sprich الْقَفْص (nicht الْقَفْص).
- 49, 1 1. ظرفا 2. Z. 2. ظرفا
 4 رقيق الخلد 1. رقيق الخلد (Honig). Für ذفر hat R زمن ›die Zeit der Rosen‹.
 5 R richtig ونسيم und بطبع
 9 nach سلط الله عليه ist ausgefallen.
 12 عَيْتِى 1. عِنِّى
 7 a f. 1. ويجرّض
 6 a f. 1. باطرائد u. (für الامداح).
- 50, 6 Wenn man die vom Herausgeber citierte Stelle des Huḳrī vergleicht (in meiner Ausgabe des 'Iqd S. ۳۳۱) wird es klar daß der Text mangelhaft ist. Lies: هذا والله شعر غناءه [يقدم نوراً] في القلوب، [القلوب] والله
 7 وَقَعِه Weiter ist entweder الجذوب zu lesen oder الشكر 1. ا. شارة beide ohne Tešdid, wie auch وقعه. Weiter
 11 متعالفا لحمد السرور
 12 صفعان ist wohl صفعان zu lesen.
 13 ضربه يوجب 1. ضربه توجب ›sein Spielen verdient Schläge‹.
 7 a f. الغناء 1. القنا
 vorl. Z. sprich اُبْلِيَّة
 1. Z. شارية 1. سارية. Es ist die berühmte Sängerin.
- 51, 4 1. كواكب für كوكب ohne مَشُوف
 53, 7 a f. الغياص 1. الغياص
 6 a f. ابلعت جيدها 1. ابلعت جيدتها
 54, 3 1. تقبض حافظتها
 5 1. سَكِينِيَّة s. Gloss. Tabarī.
- 55, 3–4 1. ولا بل Wahrscheinlich ist بل Glosse zu ولا, vgl. Wright * II, 333 C.
- 56, 11–12 تستنزل 1. تستنزل له
 12 بجانب = بَصْفَق viell. بصفو
 57, 9 1. هناك ohne Tešdid.
 11 مَسْؤَدَة عَرْضَنَة viell. مَسْؤَدَة عَرْضِيَّة

57, 18 صفا 1. صفا

58, 3 Der Herausgeber schreibt XLVI zu قصره: ›alḥuṣrī falsch نصرته‹. Was ist dann aber قصره? Ich halte نصرته (نصرته) im Sinne von ›goldgrüner Farbe‹ für richtig.

10 Was hat der Herausgeber sich bei dem 2. Hemist. gedacht?
Am Ende ist gewiß الحُصَصُ zu lesen. In ماء يشا steckt vielleicht ماميثاء

4 a f. كبلأ ليف? viell. كتلافيف

1. Z. بدد 1. برد, s. *Hamâsa* ٨٣, 1.

65, 11 فتكون. Es ist wohl فيقول zu lesen.

67, 9 was ist هرميا?

70, 5 a f. امرأه فتح وفحة قدرة) wahrsch. الفحات zu lesen und so vielleicht auch S. 127, 9 a f. خاجة فتحه statt خاجة (vgl. LXII).

3 a f. 1. حبيب. Dies ist ein Vers, s. *Jâqût* III, ٣٧١, 1 (wo كدر zu lesen).

1. Z. أن أترك 1. ان انزل

72, 2 1. وضراطه u. خبره

73, 9 كان darf nicht eingeschaltet werden. حمار الشوك ist der Esel der gebraucht wird um die gesammelten Dornen und Aeste zu transportieren, vgl. *Agh.* IX, ٣٤, 10 und *Masûdi* VII, 113.

Allein für كان ist لكان zu lesen.

15 بهار 1. نهار

16 1. فارغ ›leer‹ (gieb einen vollen, und nimm den leeren fort)
und ويحلى (statt ويحلى)

8 a f. وحسك 1. وحسك

3 a f. دبقا? viell. دبسا

vorl. Z. امتشه 1. املشه

74, 1 1. صفائره. Das Suffix bezieht sich auf das Landgut.

3 1. الجذر 1. اللذر ›der Lohn der Sängerinnen‹, s. *Fikh al-logha*

اجرة المغنى ١٦٧ und Gloss. Geogr. 203. Oben 48, 9 a f. der Plur.
جذور

جبيته 1. جبيته

12 انها تصلح انت يصلح wahrsch.

74, 8 a f. l. اخذنى

7 a f. l. ببغداد und بقرارك. Was aus المداينى مثلك zu machen sei, sehe ich nicht.

6 a f. Was ist نقش البارية (نقش?)

1. Z. l. معوجا wie auch 45, 5 معوجا

75, 5 وتمشكك l. وتمشكك, denn تمشك ist eine andere Form von شمشك جمشك Schuh (Gloss. Geogr. 277). Beispiele Ibn abi Oseibia II, 144, 29, 30 (wo die Hss. شمشك), 140, 6, 14, 21. Es erhellt aus dem Verse daß تمشك zu sprechen ist, und Mutar-rizi (sub ت) hat تمشك = صندلة. Für بوائلك ist wohl برانكك, pl. v. بركان, zu lesen.

12 امسك sprich امسك

76, 2 بضنة l. مضنة

3 الخفان läßt موضوعين (für الخفاف) vermuthen, doch تلك wider-setzt sich.

13 النعمة l.

vorl. Z. سرى l. يسرى

77, 8 u. 7 a f. beidemal l. تزود. للعواقب scheint poëtische Freiheit für للعواقب

78, 1 l. يختلسن

5 a f. l. وازيد (wohl Druckf.).

80, 2 l. بغى

82, 2 دينه l. ذنبه

8 u. 9 l. متى ohne Tesdid.

12 شبيب l. شبيب

83, 14 l. عزب, s. Gloss. Tabari.

84, 6 a f. wohl المنطيقى

85, 6 l. بالداء وأخشى

13 der Name ist, glaube ich, علون

86, 14 l. العدالة

87, vorl. Z. الاستتاقة ist wohl für الاستتاقة

89, vorl. Z. تجدل l. تحذوك

1. Z. وتستمد من l. وتستمدين

91 l. Z. دندان مُرد l. ديدان فرد ein Gastgeschenk. Es ist nichts

Unanständiges (LXIII) darin. Das Folgende ist eine Aufzählung der Sachen, die er sich wünscht.

100, 4 Die Lücke ist wohl mit يعبس auszufüllen.

13 تغلط l. تغلط

16 الكائد ? viell. الكائد, da es mit التراث reimen soll.

5 a f. seq. l. فيعتريه كالحجل من شرهه

102, 12 يستدعى ist wohl Druckf. für يستدعى

14 تم l. تم

6 a f. ابرع l. انزع

4 a f. المحاجد ? Wegen des Reimes ist المانح ausgeschlossen.

103, 4 والدثرة l.

5 والظفر l. والظفر

7 بدان l. يدان

11 القفر l. القفر

4 a f. اعز l. اغر

3 a f. جدله ? viell. حلاجل

l. Z. العتايين 'attabisticker' (LII)? Ich kenne عتابي nur als Stoffnamen. Es liegt nahe vor der Hand اللعابين 'die Musikanten' zu lesen. Ist die Lesart وانفى sicher?

104, 8 unverständlich: ترقو ist nichts, صوح ist wohl ضبوح zu lesen.

10 حفص ist hier خفص gemeint?

11 بغصونه und الفيجن l.

106, 1 يستخر l.

5 a f. معورها l. بغواريا wovon die Pforte باب بغواريا den Namen hat.

4 a f. ودمما und الغثر

3 a f. يصلب l. يصلب

vorl. Z. R فاقى

107, 3 R بين ? سمين

13 ist wohl الطواف الزنابيري zu lesen.

16 الكندوريات l. والكندوريات

18 اشتر به بن l. اشتر به من. Für عند R وعنده

19 مرافقه R مرافقه

4 a f. l. وسكة

- 107, 1. Z. R تقنبر für تعنبر. Auch sonst hat R in diesem Passus verschiedene Abweichungen. Er sollte diplomatisch getreu copiert sein, lieber noch photographiert. Im *Mostatraf* II, 281 seq. hat man auch ein Specimen aus der Schiffersprache.
- 108, 3 1. المذايين
ومن برأ برأ لا statt ومن برابر آلا und هر وقت R نهر وقت 13
الشط 1. النشط 4 a f.
- 110, 2 غوامض 1. غوابض
والمَرْقَة عن اللّوأس 1. والمَرْقَة عن المحوأس 4
- 111, 4 a f. 1. دَجَل دَجَل 4
- 116, 5 a f. 1. فلا تعدّه من الفتیان عَقْلًا 1.
- 118, 5 a f. 1. آيَة
vorl. Z. وحزّت
- 120, 4 a f. 1. والاياب ohne Tešdid.
- 121, 14 1. ينصبّ
3 a f. 1. واحد (Druckf.).
vorl. Z. النّوير؟ Man erwartet ein Wort das »Schlangenbeschwörer« bedeutet.
- 122, 1 عدلتها 1. عدلتها ohne Tešdid.
16 خدأش 1. حراش. Es ist ein oft citierter Vers, z. B. *Fragm.*
Hist. ۳۴۸, *Agh.* XI, ۷۴, 4.
- 123, 4 اَقه 1. افيّه
15 بصدك 1. ينبص ohne Tešdid, und Z. 19
- 126, 6 يقول 1. يقول
- 138, 3 اللّخج. Dazu bemerkt M.: »Die Konjektur de Goejes Istachri, S. 191, ist also unrichtig«. Ich habe aber gar keine Conjectur zu dieser Stelle gemacht, nur B.G. IV, 404 mitgetheilt, daß Jâqût III, ۱۴۹, 17 u. 22 آل كنكر hat.
3 a f. 1. ورجيه (wohl Druckf.).
- 139, 2 1. لفرعون
3 تافروت LIX, aber نافروت
14 عبر 1. عشر
- 145, 7 a f. 1. الكبيرينج, s. *Agh.* I, v., 10. Von كير abgeleitet, also ist die Form جيزجنك bei Vullers falsch.

Diese Bemerkungen können vielleicht zum Verständnis des schwierigen Buches etwas beitragen. Wir sind Prof. Mez sehr dankbar daß er es uns zugänglich gemacht hat.

Leiden.

M. J. de Goeje.

von Scala, R., Die Staatsverträge des Altertums. 1. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. XIV, 226 S. 8°.

Dieser 1. Teil des Scalaschen Werkes enthält die sicher datierten Staatsverträge oder »solche, deren Einreihung wegen weiten Abstandes von anderen Zeitereignissen keine falschen Schlüsse hervorbringen kann«, bis 338 v. Chr. Ein 2. Teil wird die Verträge bis 467 n. Chr. bringen und außerdem die nicht sicher datierten, die zweifelhaften und endlich die fragmentierten.

Ich stimme darin Scala völlig bei, daß eine Sammlung der Staatsverträge des Altertums ein durchaus nützliches und nothwendiges Unternehmen ist und Forschenden sowol wie Lernenden höchst willkommen sein wird. Seit dem Erscheinen von E. Eggers *Études historiques sur les traités publics chez les Grecs et chez les Romains* ist viel neues Material hinzugekommen; aber auch der Zweck, den Egger verfolgte, schloß eine Sammlung der auf Stein oder Erz oder bei Schriftstellern erhaltenen Verträge im authentischen Wortlaut aus. Also hier füllt Scalas Buch eine Lücke aus und als Sammlung des einschlägigen Materials wird es seinen Wert haben und solange behalten, bis etwas Besseres vorliegt.

Je bereitwilliger man anerkennen wird, daß eine jede Sammlung derartigen weit zerstreuten Materiales eine schwierige und entsagungsvolle Arbeit ist und wohl selten, vielleicht nie gleich beim ersten Male so vollständig hergestellt werden wird, daß keine Ergänzungen und Nachträge nöthig wären, um so nachsichtiger wird man das, was man bei Scala vergebens sucht, anmerken und sein Fehlen damit entschuldigen, daß eben εἰς ἀνὴρ οὐ πᾶνθ' ὁρᾷ. So ist bei Scala die Erwähnung des delischen Bundes unterblieben, obwohl Aristoteles 'Aθ. π. XXIII aus den bei der Stiftung desselben geschworenen Eiden die Worte erhalten hat: ὥστε τὸν αὐτὸν ἐχθρὸν εἶναι καὶ φίλον, eine Formel, die gerade bei Symmachieverträgen oft vorkommt und an deren Authenticität zu zweifeln nicht der mindeste Grund vorliegt. Man vergl. die Zusammenstellungen bei Grätzel, *De pactionum inter graecas civitates factarum ad bellum pacemque*

pertinentium appellationibus formulis ratione in den Dissertationes philolog. Halenses vol. VII. Auch den zwischen Alkibiades und Pharnabazos im J. 409 abgeschlossenen Vertrag sucht man vergebens, und doch hat Plutarch (vita Alc. XXXIII) die darin stipulierten Bedingungen mitgeteilt. Alkibiades und die übrigen athenischen Strategen schlossen diesen Vertrag im Namen Athens, grade wie den Vertrag mit Selymbria, den später die athenische Ekklesie bestätigte (Scala nr. 93 S. 87) und wie die Strategen bei Pydna einen Vertrag und ein Bündnis im J. 432 mit Perdikkas II. von Makedonien abschlossen, was Scala S. 52 anführt, trotzdem wir nichts Näheres über den Inhalt und die Bedingungen erfahren. Diese σύμβασις καὶ συμμαχία mit Perdikkas war nach Thukydides zudem eine ἀναγκαία, eine nothgedrungene und wurde sofort wieder gebrochen. Aufnahme in die Sammlung hätte nach meiner Meinung auch das Bündnis der delphischen Amphiktionen verdient; aus den Eiden, die Aeschines de falsa leg. 115 anführt, ebenso wie aus dem Fluch, den er Ctesiph. 110 erwähnt, sind doch die Bedingungen, worunter es abgeschlossen wurde, genügend klar. Freilich ist die Zeit, wann es entstand, nicht zu ermitteln; aber kann nicht dieser amphiktionische Bundesvertrag chronologisch an die Neuorganisation der delphischen Amphiktionie nach der Zerstörung Krisas angeschlossen werden? Der Inhalt dieses Vertrages ist doch so wichtig, daß er irgendwo erwähnt werden mußte; er fehlt bei Scala auch im Vorwort, wo die nicht sicher datierbaren und daher für den 2. Teil zurückgestellten Verträge aufgezählt werden. In der That hat v. S. doch genug Verträge aufgenommen, die nicht sicher datiert sind und auch nicht sicher datiert werden können. Ich verweise auf nr. 18 S. 15: Vertrag zwischen Athen und Eleusis, 27 S. 21: Bündnis zwischen Elis und Heraia, das Köhler, Athen. Mitth. VII 377 um 500, Hicks in Greek historical inscriptions VIII zwischen 550 und 500, Scala aber zwischen 588 und 572 ansetzt, und zwar mit Gründen, die sehr anfechtbar und durchaus nicht durchschlagend sind, 36 S. 26: Vertrag zwischen Karthago und Etrurien, 41 S. 29: I. Vertrag zwischen Rom und Karthago, den Scala 508/07 setzt, während er noch jüngst von anderer Seite ins Jahr 376 verlegt wurde. Dagegen ist der 30jährige Friedensvertrag zwischen Sparta und Mantinea (Thukyd. V 81 und Xen. Hell. V 2, 2) laut Vorwort für den 2. Teil zurückgelegt. »Wo die Einreihung den Ueberblick stören und bei aller Vorsicht der Benutzung doch zu irrigen Eindrücken führen könnte, ist sie unterblieben«, sagt Scala. Und doch wird man diesen 30jährigen Frieden zwischen Sparta und Mantinea grade da suchen, wo Scala S. 80—82 das Bündnis zwischen Argos

und Sparta bespricht und ihm noch Perdikkas von Makedonien und die Chalkidier anschließt, nachdem unmittelbar vorher der zwischen Mantinea Elis Korinth, dem thrakischen Chalkis und Argos geschlossene Bund zur Besprechung gekommen war. Ich vermag nicht einzusehen, wie die Einreihung des spartanisch-mantineischen Friedensvertrages, mag man ihn ins Jahr 418 oder 416 setzen, in dem eben berührten Zusammenhang den Ueberblick hätte stören oder zu irrigen Eindrücken hätte führen können. An dieser Stelle darf man auch wohl darauf hinweisen, daß das ins Jahr 454/53 gesetzte Bündnis Athens mit den Phokern chronologisch ganz unsicher wird, wenn Scala, wie er es in der Anmerkung thut, die Kirchhoffsche Lesung: ἐπ' Ἀρ[ιστωνος ἄρχοντος, worauf einzig und allein der chronologische Ansatz beruht, verwirft und statt in den Resten ΕΠ Α Ρ den Archontennamen zu suchen, dieselben zu einem Verbum wie ἐπάραισθαι ergänzen will.

Ich kann nicht finden, daß Scalas Scheidung der datierten und der nicht datierten Verträge überall glücklich ist. Auch die Fragmente schließt er von diesem vorliegenden 1. Teil aus. Und doch bringt er nr. 53 S. 38 und nr. 142 S. 137 Fragmente! Oder sind das keine Fragmente, wenn von einem eine weibliche Figur darstellenden Relief nur die Ueberschrift οκλῆς φι, von einem anderen,
 μεσο
 πρ

das Athena einem bärtigen Manne die Rechte reichend darstellt, nur die Worte Κίος und weiter Σωτίων ἐγραμμάτευεν 'Ε[λευσί]νιος· Καλλίας 'Αγγελῆθεν ἦρχεν erhalten sind? Uebrigens ist auch die Behandlung dieser beiden Bruchstücke nicht richtig. Im 1. Falle ergänzt Scala, allerdings nicht ohne sich die dabei entstehenden Schwierigkeiten zu verhehlen, Φιλ[οκλῆς] und versteht darunter den Archon des Jahres 459/58. Das ist sicher verkehrt; es kann nur der Name des Schreibers auf der Inschrift, wie bisher alle annahmen, gestanden haben. Im 2. Falle hat Scala übersehen, daß der Archon Kallias 'Αγγελῆθεν nicht ins J. 377, sondern ins J. 406/05 gehört, wie aus Aristoteles 'Αθ. π. XXXIV hervorgeht.

Scalas Scheidung des ganzen Materiales in 4 Abschnitte hat viel willkürliches. Sollte nicht eine Ordnung nach sachlichen Gesichtspunkten praktischer gewesen sein? Sollte nicht Forschenden wie Lernenden viel daran liegen, auf einen Blick zu sehen, was an Handelsverträgen, was an Friedenstraktaten, was an Offensiv- und Defensivbündnissen aus dem Altertum erhalten ist? Auch Rechtsverträge wie Unterwerfungsacte sind erhalten; und so richtig es ist, daß Scala die bloßen ›Erlasse‹, wie er sich ausdrückt, für einen be-

sonderen Abschnitt seines Buches zurückgestellt hat, so erwünscht würde es sein, unter dieser Rubrik nicht bloß die von Scala im Vorworte aufgezählten, fälschlich sogenannten ›Verträge‹ Athens mit Erythrai 470, Kolophon 467, Milet 450/49, Samos 405/04, Thasos 389 zu finden, sondern auch den ›Vertrag‹ Athens mit Keos a. d. J. 363/62, den Scala nr. 173 S. 163 bringt, und den höchst wichtigen Erlaß Athens betreffs Chalkis C. I. A. IV 1 p. 10 n. 27* = Dittenberger² 17, den Scala gar nicht erwähnt. Was Scala in diesem einen Punkte wenigstens teilweise will, nämlich nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet das Material vorlegen, hätte er nach meiner Ansicht durch das ganze Werk durchführen sollen. Ganz so, daß alle zufrieden gewesen wären, hätte er voraussichtlich auch nach diesen sachlichen Gesichtspunkten die Scheidung des Materials nicht durchführen können; aber so wie er uns seine Sammlung dargeboten hat, sind zu viele Willkürlichkeiten und zu viele Abweichungen von dem im Vorwort aufgestellten Grundsätzen vorhanden.

Vielleicht hätte sich auf diese Weise auch ein anderer Uebelstand, der jetzt recht lästig ist, umgehen lassen. Wenn man nämlich die Verträge nach ihrem Inhalt ordnet, läßt man von selbst diejenigen, welche keinen Inhalt haben, bei Seite. Denn der Zweck einer solchen Sammlung, wie Scala sie uns geboten hat, kann doch nicht der sein, daß man von allen Verträgen, die überhaupt mal zwischen 2 Contrahenten geschlossen wurden und irgendwie erwähnt werden, erfährt, sondern daß man ihrem Wortlaut und Inhalt nachforscht und sie in möglichst weitem Umfange festzustellen sucht. Mir scheint, daß Scala viel zu viel Unnötiges aufgenommen hat. Einige Beispiele mögen genügen. S. 210 nr. 205 liest man: Zweiter Friedensschluß zwischen König Philippos von Makedonien und dem Odrysenfürsten Kersebleptes — aber in den angeführten Stellen steht auch nicht ein Wort von einem Friedensschluß. S. 176 nr. 178 liest man: Frieden zwischen König Philippos von Makedonien und Agis, dem Könige der Paionier — hier steht allerdings in der angeführten Diodorstelle etwas von Frieden, aber die Fassung der ganzen Stelle beweist doch, daß von einem Staatsvertrag, von einem schriftlich fixierten und eidlich beschworenen Vertrag nicht die Rede sein kann, wo Philipp Bestechungen und Versprechungen aufzuwenden hat, um die Paionier dahin zu bringen, daß sie Frieden halten und zwar nur *κατὰ τὸ παρόν*. Ich glaube, daß dies und Aehnliches nicht nur ohne Schaden fortbleiben konnte, sondern auch fortbleiben mußte. Die ersten 17 Nummern enthalten Bündnisse, Verträge und derlei zwischen orientalischen Herrschern; zieht man davon nr. 13 S. 6:

Vertrag des großen Fürsten von Chati, Chatisir, mit dem großen Fürsten von Aegypten, Ramses Miamu, der ein wirklicher Vertrag ist und genaue und eingehende Stipulierungen enthält, ab, so hätten alle übrigen gut fortgelassen werden dürfen. Denn wer nr. 1, 3, 6 z. B. durchliest, fragt sich doch, was in aller Welt diese Stücke mit »Staatsverträgen« zu thun haben — natürlich, nachdem er die von Scala herrührende Ueberschrift nicht weiter beachtet hat.

Wenn ich nun zu den Einzelheiten übergehe, so finde ich auch da mancherlei anzumerken, womit ich mich nicht einverstanden erklären kann. Von Druckfehlern will ich schweigen, nur einzelne, ganz sinnstörende bezeichnen. S. 192 ist *διὰ τούτοις τοὺς θεοὺς ἐχθροὺς* statt *τούτοις τοὺς θεοὺς ἐχθροὺς*, S. 206 *ἐπέργησαν* statt *ἀπέφηναν*, S. 216 *Atheas* ... *Massiliam a Philippo per Apollonienses petit* statt *auxilium*, S. 135 *συνέδρους τοὺς ἐπὶ τῶν νέων* statt *νεῶν* sogar zweimal und ebendort nicht weniger als siebenmal *Μεθομναῖοι* statt *Μηθομναῖοι* gedruckt. Das sind doch häßliche Fehler, die sich nicht allzu schwer hätten vermeiden lassen.

Bei der Besprechung des Philokratesfriedens S. 206 wird unter I das Datum festgestellt. Der Archon ist Themistokles; dann heißt es weiter: »ἐπὶ τῆς Πανδιονίδος ὀγδόης προτανευούσης (doch wohl *προτανείας*) muß die Zeitbestimmung gelaute haben: Demosthenes Paianieus war am 24. Elaphebolion Proedros«. Das ist verkehrt. Aus CIA IV 2 p. 37 nr. 109^b = Dittenberger² 129 erhellt, daß die Aigeis unter dem Archon Themistokles die 8. Prytanie hatte; vgl. noch CIA II 109 = Ditt.² 125. Also mußte die Zeitbestimmung lauten: ἐπὶ τῆς Αἰγίδος ὀγδόης προτανείας. Der Hinweis Scalas auf Demosthenes Paianieus als Proedros hätte, da Paiania zur Phyle Pandionis gehörte — s. Kirchners Index zum CIA II und Athen. Mitth. XVII 371 — und da die Proedren nach einem bekannten Gesetz nicht aus der prytanierenden Phyle genommen zu werden pflegen — genügt, um die Einsetzung der Pandionis statt der Aigeis als verkehrt erscheinen zu lassen. Was die weitere Bemerkung Scalas: »ἐνάτη τῆς προτανείας würde es wenigstens 345/44 (CIA IV 2, 111^c) lauten« bezweckt, ist mir unklar; in der Inschrift CIA IV 2, 111^c fehlt der Name der Phyle. Ebenso ist die von Scala nr. 159, dem Bündnis zwischen Dionys I und Athen (CIA II 52 und Ditt.² 90) gegebene Ergänzung: ἐπὶ Ναυσίγενος ἄρχοντος ἐπὶ τῆς Αἰαντίδος πέμπτῃς προτανείας falsch. Es müßte heißen: ἐπὶ τῆς Αἰαντίδος ἑβδόμῃς προτανείας, wenn überhaupt Aiantis da stehen soll, da diese Phyle im Jahre des Nausigenes die 7. Prytanie hatte, s. C. I. A. IV p. 15 n. 50 mit Köhlers Anmerkng. Dagegen ist in dem Bündnis zwischen Athen Korkyra Akarnanien und

Kephallenia (nr. 143) richtig ἐπὶ τῆς Ἀντιοχίδος δευτέρας πρωτανσίας ergänzt; nur hätte auf CIA IV 2, 49^c verwiesen werden sollen, woher der Name der Phyle genommen ist. In demselben Document ist Z. 17 vor ἀποληφομένους τοὺς ὄρκους der Artikel τοὺς ausgelassen, der nicht entbehrt werden kann; wenn Scala S. 178 nr. 181 Z. 5 die trümmerhaften Reste zu ἐλέσθαι ἀποληφομένους τοὺς ὄρκους παρὰ τῶν Εὐβοιῶν ergänzt, so ist das aus dem gleichen Grunde nicht annehmbar, weil vor ἀποληφομένους gleichfalls der Artikel fehlt, der nicht entbehrt werden kann. Köhlers Restitution: ὅπως δ' ἂν οἱ ἀποληφόμενοι τοὺς ὄρκους ist doch weit probabler. Nach Εὐβοιῶν ergänzt Scala weiter: ὁμόσαι δὲ αἰδοῖς τοὺς ταξιάρχους καὶ τοὺς στρατήγους καὶ τὴν βουλὴν; abgesehen davon, daß die Taxiarchen in diesem Falle vor den Strategen und der Bule genannt sein würden, was, soweit ich beobachtet habe, unerhört ist, ist beim Schwure selbst gar keine Rede von den Taxiarchen, da schwören die Bule und die Strategen, sonst niemand. Und daß die Inschrift unten nicht vollständig sei, also noch die Taxiarchen hätten genannt sein können, nimmt Scala wohl auch nicht an. Bei dieser schwierigen Inschrift wäre ein Hinweis auf CIA II 65 = Dittenberger² 110 wohl am Platze gewesen; die hätte ebensogut die Verhältnisse, unter denen das Bündnis zu Stande kam, illustriert wie die Schriftstellerzeugnisse, die Scala anführt. Um nochmals auf das vorhin angezogene Bündnis zwischen Athen Korkyra Akarnanien und Kephallenia (nr. 143) zurückzukommen, so scheint mir Scala mit Recht geltend zu machen, daß die von Lolling gegebene Restitution τοὺς ἀποληφομένους τοὺς ὄρκους παρὰ τῶν πόλεων τοὺς καὶ ἀναγραφησομένους εἰς τὴν στήλην τὴν κοινὴν, οὗ οἱ σύμμαχοι ἐγγεγραμμένοι εἰσὶν sich schlecht verträgt mit der durchaus berechtigten Annahme, daß die Eidhelfer nicht auf der κοινῇ στήλῃ τῶν συμμάχων verzeichnet waren. Alle Schwierigkeiten wären gehoben, wenn man παρὰ τῶν πόλεων τῶν καὶ ἀναγραφησομένων u. s. w. lesen dürfte — eine sichere Entscheidung brächte vielleicht eine nochmalige Revision des Steines. Ausdrücklich wird im Vorhergehenden der Ratsschreiber angewiesen die Namen der Städte, mit denen das Bündnis abgeschlossen wird, auf die gemeinsame Stele der Bundesgenossen zu schreiben; es ist gewiß nicht unberechtigt anzunehmen, daß, wenn dann nochmals deutlich diese κοινὴ στήλη τῶν συμμάχων vorkommt, dies auf die zu vereidigenden Städte, nicht auf die dahin entsandten Eidhelfer bezogen werden muß.

Dann bleibt zu erwägen, ob nicht besser die beiden Verträge zwischen Athen und Mytilene, die Scala trennt und S. 134 und 204

bringt, unter eine Nummer gebracht wären; allerdings nimmt er an, daß Mytilene seit 354 unabhängig gewesen sei. Ist das richtig, dann sind auch die beiden Verträge zu trennen; ist das nicht richtig, dann stellt sich der 2. Vertrag, wofür mir auch sein Wortlaut zu sprechen scheint, nur als Erneuerung des ersten, nicht als selbständiger neuer Vertrag dar. Als Demosthenes im J. 352 seine Rede gegen Aristokritos hielt, war Lesbos nach seiner Darstellung eine Athen verbündete Insel, als 349/48 Athen mit Orontes Unterhandlungen pflog, wurden den Strategen Chares Charidemos und Phokion χρήματα τῶν συντάξεων τῶν ἐλλείψεω angewiesen (CIA II 108). Dies alles spricht doch nicht dafür, daß Mytilene seit 354 unabhängig war. Dieser Punkt ist bei Scala nicht genügend geklärt.

Schon Dittenberger hat im Anhang zur 2. Auflage seiner Sylloge darauf hingewiesen, daß Scalas Restitution S. 199 der Inschrift CIA II 105: ἐπὶ Καλλιμάχου ἀρχ[οντος] . συμμαχία Χαλ[κιδῶν] τῶν ἀπὸ Θράκης τοῖς ἐσπερίοις unhaltbar ist, weil der darin genannte Schreiber Kalliades nicht unter dem Archon Kallimachos dies Amt bekleidete, welches vielmehr Dieuches — s. Scala nr. 201 S. 201 — inne hatte. Auch wenn statt des Archonten Kallimachos der Archon Theellos eingesetzt wird, bleiben Schwierigkeiten genug; aber muß man denn συμμαχία ergänzen, kann man nicht ebensogut συνθήκαι, wozu auch weit besser der Dativ passen würde, herstellen? Wenn unter den Χαλκιδαῖς οἱ ἐσπεριοί nicht nothwendig auch die Olynthier zu verstehen wären, fiel der Friedensabschluß mit den Olynthiern ins J. 352, weil die in diesem Jahre gehaltene Rede des Demosthenes gegen Aristokritos ihn bereits kennt, der Friede mit den westlichen Chalkidiern etwas später in das Jahr des Theellos also 351/50 und das Bündnis Athens mit den Olynthiern in das Jahr des Kallimachos also 349/48 (cf. Philochoros bei Dionys. ad Amm. I 9, 1).

Hier und da können auch die Bestimmungen der Verträge noch ergänzt werden. So S. 143: Friedenskongreß zu Sparta, zu dessen Abmachungen aus Xenoph. Hell. VI 4, 26 noch hinzugefügt werden könnte: συμβαλέσθαι εἰς ναὸν τοῦ Ἀπόλλωνος ὅποσον βούλοιο ἐκίστη πόλις, wozu man Köhler athen. Mitth. I 16 und CIA II 51, aus dem Ehrendecret für Dionysios I: περὶ μὲν τῶν γραμμάτων ὧν ἔπεμφεν Διονύσιος τῆς οἰκοδομίας τοῦ ναοῦ καὶ τῆς εἰρήνης vergleiche. S. 171: Allgemeiner hellenischer Frieden vom J. 362/61, worauf sich ohne Zweifel der Bescheid der hellenischen Städte an den Gesandten der Satrapen CIG II 18, vgl. Wilhelm, Oesterr. Jahreshefte III 144 und Rhein. Museum LVI 567 und Fränkel, Rhein. Mus. LVI 233, bezieht. Nach dieser Urkunde gilt als Zweck der κοινῇ εἰρήνῃ, ὅπως

ἀπαλλαγέντες τοῦ πρὸς αὐτοὺς πολέμου τὰς πόλεις ἕκαστοι τὰς αὐτῶν ὡς μεγίστας καὶ εὐδαίμονας ποιῶσιν καὶ χρήσιμοι μένωσι τοῖς φίλοις καὶ ἰσχυροί] und weiter die Abwehr jeden äußeren Feindes. Das sind doch äußerst wichtige Bestimmungen — aber bei den Schriftstellern, die Scala citiert, findet man nichts davon. Und schließlich S. 185 nr. 185: Frieden zwischen König Philippos von Makedonien und dem chalkidischen Bunde hätte wohl die von Demosthenes gegen Aristokr. 108 aufbewahrte Bestimmung: ἂν τις ἀποκτείνῃ τινα τῶν ἐκείνῳ συγκατασκευακῶτων τὴν ἀρχὴν ἐκ τῶν ἐαυτοῦ συμμάχων ἀγῶγιμον εἶναι Beachtung verdient.

So verdienstlich die Sammlung Scalas an sich ist, so bedauerlich sind die mancherlei Mängel, die ihr anhaften. Ein Teil derselben ist derartig, daß der in Aussicht gestellte 2. Band sie vermeiden kann. Die aus der allzu vagen und willkürlichen Scheidung des gesamten Materiales in die von Scala beliebten vier Abschnitte hervorgegangenen Unzuträglichkeiten und Unebenheiten wird ja leider auch der 2. Band nicht wieder beseitigen. Gleichwohl wird man das Ganze, wie es nun mal ist, gewiß oft benutzen und oft auch mit Nutzen benutzen.

Charlottenburg.

Carl Georg Brandis.

Fragmentsammlung der griechischen Aerzte. Band I. Die Fragmente der sikelischen (!) Aerzte Akron, Philistion und des Diokles von Karystos herausgegeben von Max Wellmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1901. 254 S. Preis 10 M.

Von der medicinischen Litteratur der Griechen liegt uns bis jetzt nur ein verhältnismäßig kleiner Teil in guten kritischen Ausgaben vor; manches ist nur in lateinischen Uebersetzungen, manches noch gar nicht veröffentlicht. Die preußische und die dänische Akademie haben sich vor kurzem vereinigt, um diesem Zustand ein Ende zu machen und ein würdiges *Corpus veterum medicorum* zu schaffen. Man kann deshalb fragen, ob es nicht ein verfrühtes Unternehmen ist, wenn schon jetzt mit einer groß angelegten, auf eine Reihe von Bänden berechneten Sammlung der Bruchstücke der griechischen Aerzte begonnen wird. Indessen das Bedürfnis nach einer solchen Sammlung ist dringend, und das Corpus steht noch im ersten Stadium der Vorbereitung. So wird man es wohl allgemein mit Freude und Dank begrüßen, daß sich zwei der besten Kenner dieses Ge-

bietes aus der Schule von Wilamowitz, Max Wellmann und Carl Fredrich, zusammengethan haben, um der Wissenschaft dieses wichtige Quellenbuch zu liefern.

Der vorliegende von Wellmann bearbeitete erste Band ist eine sehr tüchtige und gelehrte Arbeit, die nur in der textkritischen Behandlung der Fragmente einiges zu wünschen läßt. Im übrigen stimme ich in der Beurteilung dieses Bandes mit Ilberg so sehr überein, daß ich mich begnügen kann, dafür auf dessen Besprechung in der Berliner philologischen Wochenschrift 1902 Nr. 17 zu verweisen, die auch eine gute Uebersicht über die wichtigsten Ergebnisse der den Fragmenten vorausgeschickten Untersuchungen enthält. Dagegen möchte ich hier eine Reihe von einzelnen Bemerkungen zusammenstellen, zu denen ich bei der Benutzung des wertvollen Buches Anlaß gefunden habe¹⁾.

Seite 6: Die ätiologischen Abschnitte des Anonymus Parisinus führt Wellmann (vgl. Hermes XXXVI 140 ff.) nach dem Vorgange von Diels auf Soran (und zwar auf die Schrift *Περὶ παθῶν αἰτιῶν* oder *Αἰτιολογούμενα*) zurück, während sie Fuchs einem älteren Methodiker (Themison?) zuweisen will. Was Fuchs in der Festschrift zu Vahlsens siebenzigstem Geburtstag S. 141 ff. gegen Soran vorgebracht hat, beruhte zum größten Teil auf einem höchst seltsamen Mißverständnis. Daß der Name *ἐλεφαντίασις* bei den alten Aerzten nicht vorkomme, konnte Soran natürlich trotz der Caeliusstelle (Chr. IV 1,4) sehr wohl sagen, wenn er den Themison zu den *νεώτεροι* rechnete, wie ja auch *Περὶ γυναικείων* I 6, 27 p. 190 R. *οἱ ἔμπροσθεν* und *Θεμισίων δὲ καὶ οἱ πλεῖστοι τῶν ἡμετέρων* gegenüber gestellt werden. Die bei Pagel und Neubauer (Handbuch der Geschichte der Medicin I 331 f.) angeführten Gründe sind zum Teil von gleichem Kaliber, doch wird über einige von ihnen ein sicheres Urteil erst dann möglich sein, wenn die demnächst erscheinende Ausgabe des ganzen Textes vorliegt. Einstweilen gebe ich einige Beiträge zur Berichtigung der in der genannten Festschrift veröffentlichten Stücke: fol. 81^v 8 viell. *ὅπερ ἐπὶ τὴν ἐπιφάνειαν διὰ φλεβῶν ἐλθὼν ἐπιλήθῃ <εἰς> ὀχθώδεις ἐπαναστάσεις* || 14 *ζημοῦν*] *ζυμοῖ* || 20 *ὑποπήγιοι*] *ὑπόπτοι* || 22 scheint *χρόνου* eine unter dem Einfluß von *τοῦ χρόνου* Z. 20 entstandene Corruptel zu sein; man erwartet etwa *πάθους* || 82^r 15 *<ὧν ἐστ>* καὶ τὸ διὰ τῆς μοροβαλάνου μεμιγμένον || 40^r 13 *οἶον*] *οἶων* || 40^v 3 *προκάπτοντες*, vgl. Z. 12 *ἐπὶ τὸ χεῖρον προϊοῦσι* || 17 *λύσιν*] *δόσιν* wie 41^r 2.

1) Einiges andere habe ich dem Herausgeber bei der Correctur mitgeteilt, die ich für einige Bogen mitgelesen habe; leider konnte ich nicht viel Zeit darauf verwenden.

S. 15, 16 (Anon. Par. 26^v 14) erklärt Wellmann unrichtig »κατ' αὐτόν (scil. τὸν ἐγκέφαλον)«; gemeint ist κατὰ τὸν Διοκλέα.

S. 22, 5 (Anon. Par. 49^v 8) αὐτὴν] lies αὐτὸ (nämlich τὸ ἐνθεαστικὸν πάθος). — S. 22² (Anon. Par. 23^v 15) Ἐρασίστρατος μὲν κατὰ τὸ ἀκόλουθον αὐτῶν φησι ist unverständlich; zu lesen ist αὐτῷ, vgl. 39^v 22. 52^v 9. 16. Soran. p. 377, 24 R.

S. 29: Die hier citierte Stelle des Anon. Par. (151^v 8) ist S. 140 (vgl. S. 254) richtiger behandelt; das δὲ vor φησι (151^v 3) sollte in der Vorlage der Pariser Hs. vielleicht eine Correctur zu dem folgenden μὲν sein, doch könnte man auch schreiben (καὶ) τὸ μὲν εἶδος τῆς αἰτίας παραλέλοιπεν. Zu diesem παραλέλοιπεν ist aber gewiß ebenso wie zu οἴεται (151^v 2) und φησιν (5) Diokles Subject, nicht wie Wellmann meint Praxagoras; denn dieser hatte die Art der Ursache der Verstopfung nicht ausgelassen, sondern, wie der vorausgehende Bericht zeigt, genau angegeben: φλεγματικῶν χυμῶν συστάντων ἐν αὐτῇ (scil. τῇ παχείᾳ ἀρτηρίᾳ), οὗς δὲ πομπολογουμένους ἀποκλείειν τὴν διόδον τοῦ ἀπὸ καρδίας ψυχικοῦ πνεύματος. Ob es richtig war κατασταθεῖσάντων τῶν πομπολόγων in καταρραγείσάντων τ. π. zu ändern, bezweifle ich, da καθιστάναι im Sinne von *sedare* den ärztlichen Schriftstellern sehr geläufig ist, vgl. Steph. Thes. s. v. p. 789 BC; nur wird statt des passiven Aorists gewöhnlich der intransitive (καταστασών) gebraucht. Die letzten Worte über Diokles scheinen heillos verdorben und lückenhaft zu sein; auch καταλέξει ist schwerlich richtig. — Den unbegreiflichen Einfall von Fuchs (Rhein. Mus. L 597⁹), der f. 151^v 8 statt des überlieferten Πραξαγόρας Ἐρασίστρατος einsetzen will, hat Wellmann mit Recht unberücksichtigt gelassen; das von Fuchs a. a. O. veröffentlichte Bruchstück des Erasistratos zeigt ja gerade, daß die Aetiologie der Epilepsie bei ihm eine wesentlich andere war; der Anfang ist etwa so zu lesen: Ἐπιληψία σπασμός ἐστιν ὅλου τοῦ σώματος μετὰ βλάβης τῶν ἡγεμονικῶν ἐνεργειῶν, οὗς ποτὲ μὲν ἐν αὐτῷ τῷ ἐγκεφάλῳ συνισταμένην ἔχει τὴν αἰτίαν, ποτὲ δὲ ἐν ταῖς ἐντὸς τοῦτο κοιλίαις, ἐμφράττουσαν (?) τὰς διεόδους τοῦ ἡγεμονικοῦ πνεύματος, ὥστε πίπτειν (scil. τὸν κάμνοντα) καὶ ἀπρίζειν.

S. 33. Wenn der Anon. Par. f. 42^v 11 sagt: »Die alten Aerzte haben übereinstimmend eine Verstopfung der Därme als Ursache des εἰλεός bezeichnet« und dann fortfährt: »dem Diokles eigentümlich ist dies, dem Praxagoras jenes«, so kann man daraus doch nicht schließen, daß er nun unter den ἀρχαῖοι gerade nur »den Diokles und Praxagoras verstanden wissen will«; das ist auch wohl nicht eigentlich die Meinung des Verfassers. Vgl. f. 41^v 4 κατ' οὐδὲν οὕτως συνεφωνήσαν εἰς ἑαυτοὺς οἱ ἀρχαῖοι (ὡς ἐν) τῇ κατὰ χολέραν αἰτίᾳ.

S. 36: »Zur Konzeption genügt es nicht, daß der männliche Same in die Uterushöhle eindringt, sondern es muß die Gebärmutter die männlichen Samenteilchen anziehen und in seine (ihre?) Poren einströmen lassen«. Das ist ein Mißverständnis: mit *ininitas* sind gewiß nicht die Poren der Gebärmutter gemeint (wie sollte sich dort der Same weiter entwickeln können?), sondern die Uterushöhle, und es soll nur gesagt werden, die *eiaculatio seminis* genüge nicht, um den Samen zum *fundus matricis* zu befördern, und deshalb dürfe sich der Uterus nicht rein passiv verhalten, sondern müsse activ anziehend mitwirken, wenn eine Conception stattfinden soll. In der Vindicianstelle ist *ipsam quoque iactum semen* zu lesen, vgl. S. 223, 11.

S. 37 f. wird die Lehre des Erasistratos von den Synanastomosen zwischen Venen und Arterien erwähnt. In seinen »Beiträgen zur Geschichte der Medicin im Altertum« (Hermes XXXV 375) gebraucht Wellmann für diese Anastomosen den Ausdruck »Venenklappen«. Es ist dringend zu wünschen, daß man diese Uebersetzung wieder aufgibt; sie ist durchaus verkehrt und irreführend, da unsere Anatomen unter Venenklappen bekanntlich taschenförmige Anhängsel der Venenwand verstehen, die die Rückstauung des venösen Blutes verhindern, während es sich ja bei Erasistratos um Ventile von ganz anderer Einrichtung und Function handelt, nämlich um unendlich kleine Schläuche, die so eng sind, daß sie unter normalen Umständen nicht vom Blute passiert werden können.

S. 43 ist in der Galenstelle nach Ἰπποκράτους εἴρηται hinzuzufügen.

S. 46 ist in der Stelle aus Tertullian *in primis* zu lesen.

S. 58 (vgl. 156 Fr. 97): Wenn die Formen τοῖσι σημείοισιν und χυμοῖσι durch die Galenhandschriften bestätigt werden, so wird es sich empfehlen sie stehen zu lassen, da es nicht ausgeschlossen ist, daß Diokles ebenso wie Plato auch die längeren Formen gebraucht hat.

S. 66⁴ (vgl. 157 Fr. 99): In der pseudogalenischen Stelle XIV 530 ist οὐ μόνον αὐτός φησι durch den Gegensatz ἀλλὰ καὶ τοὺς ἀρχαίους στορεῖ so gut geschützt, daß es schwerlich angetastet werden darf; es ist also wohl etwas ausgefallen, vielleicht genügt οὐ μόνον αὐτός (ταὐτό) φησιν.

S. 75⁴ hat Wellmann die Stelle der Menoneia über die Lehre des Dexippos von den Säften (XII 29 ff. D.) gut ergänzt. In der vorausgehenden Zeile 28 hat die von Diels aufgenommene Ergänzung π[ιμελὴν καὶ σάρκα γί(νεσθαι)] meines Erachtens wenig Wahrscheinlichkeit; es wäre doch zu seltsam, wenn Dexippos Fleisch und Fett durch eine pathologische Veränderung der Galle und des Schleimes

hätte entstehen lassen. Man wird also statt dessen etwa an π[ώρους καὶ λίθους γί(νεσθαι)] oder Aehnliches zu denken haben.

S. 79 (vgl. S. 111 Fr. 4): Die Ergänzung νόσος [εἰ]ς θ[άνατον ἄγει wird zwar den Sinn der zerstörten Stelle der Menoneia (XX 50 f. D.) richtig treffen, ist aber unmöglich, da der Papyrus nach Diels und Kenyon deutlich [...]αθ[...] bietet; vielleicht [δι]αθ[ήσεται αὐτὸ (scil. τὸ σῶμα) θανασίμως.

S. 88 ist in der Stelle aus Theophrast εἰτ' statt εἰγ' zu schreiben.

S. 91: Die Venen der Brustwand ergießen sich größtenteils in die *vena azygos*, diese selbst und die *hemiazygos* ziehen sich aber nicht an den Rippenknorpeln hin, sondern an der Wirbelsäule.

S. 108 Fr. 2 ist statt προέστης entweder προέστη oder mit H. Schöne (*De Aristoxeni . . libro*, Diss. Bonn 1893 S. 24¹) προέστης zu schreiben.

S. 112 Fr. 6, 3 ὡς <δ> τοῦ Νικάρχου Πραξαγόρας wie S. 123.

S. 113 Fr. 9: vgl. Galen *De victu atten.* 6, 32, wo p. 13, 13 ἐπὶ τῶν und p. 18, 5 φουώδη statt δυσώδη zu schreiben ist (*inflatiua* L).

S. 125 (Anon. Par. 39^r 23, vgl. S. 226): Nach ὁρῶντος ist eine Lücke anzunehmen, zu ergänzen ist etwa <ὡς φησιν ὁ μὲν Ἐρασίστρατος ἐν τοῖς περὶ καταπόσεως> (Gal. II 60. III 316) oder eine ähnliche Angabe.

S. 163 Fr. 112, 11 ist τοῦτο δὴ ποτ' οὖν unmöglich; ich vermute τὴν ὅλην φύσιν αἰτίαν εἶναι νομιστέον ὅτι οὐ δὴ ποτ' οὖν ἐπ' αὐτῶν ἐκάστω συμβαίνειν εἶωθεν; wenn man diese allerdings seltene Art der Attraction (Kühner, Griech. Gramm. § 555, Anm. 4) nicht annehmen will, so wird man δι schreiben müssen. Ueber die ζεῖα (Fr. 113) vgl. auch Gal. *De victu atten.* 6, 42.

S. 177 ff. Das umfangreiche Bruchstück aus der Gesundheitslehre des Diokles hat Wilamowitz in sein Griechisches Lesebuch aufgenommen (II 279) und an zahlreichen Stellen einleuchtend verbessert. Diese Probe erweckt den lebhaften Wunsch, daß den nächsten Bänden dieses Unternehmens die Unterstützung von Wilamowitz zu gute kommen möge. Bei der Benutzung seiner Bearbeitung ist natürlich nicht zu vergessen, daß entsprechend den im Nachwort (S. 268) ausgesprochenen Grundsätzen einige Stellen aus pädagogischen Gründen weggelassen oder geglättet sind. S. 178, 3 (280, 1 Wil.) scheint mir τὸ ὅλον ohne Not getilgt zu sein: der ganze Körper soll ausgereckt, die beweglichen Glieder sollen häufig gebeugt werden. S. 179, 6 (280, 29 Wil.) genügt es wohl nach λαπάττουσιν καὶ einzusetzen, da λαπάττειν auch sonst absolut gebraucht und εὐοχος auch von der Last gesagt wird, die leicht zu tragen ist.

S. 181, 19 (282, 17 Wil.) würde ich πλεῖον τοῦς ἐρθούς (scil. τῶν ὀπτῶν ἢ προκτῶν) stehen lassen, vgl. S. 184, 11 (283, 31 Wil.).

S. 205 Fr. 189, 5 ist διασπάζθαι leichter als διασπασθῆναι.

Am Schlusse des Bandes hat Wellmann den Brüsseler Tractat, dessen Uebereinstimmung mit Vindicianus schon Rose erkannt hat, als eine wichtige Quelle diokleischer Lehren auf Grund einer Collation von Hacher neu herausgegeben. Der Text ist besonders durch Krolls Beiträge erheblich gefördert worden, doch bleibt hier noch viel zu thun. Ich hoffe bald bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückzukommen. S. 226 unten muß in der Galenstelle statt ἔτοι wohl ἦ ὅπδ geschrieben werden; ἔτοι gehört vielleicht vor δια; vgl. die entsprechende Stelle des Anon. Paris. S. 230 unten in der Stelle aus den Problemen des Alexander lies ἀποπάρθεις, vgl. Stephan. Thes. s. v. ἀποπορδή.

Von störenden Druckfehlern möchte ich noch folgende berichtigen: S. 30 Anm. τερωμένου statt τερωμένου. — S. 32, 3 Vind. c. 31. — S. 51, 4 von der *Meinung* des Anaxagoras. — S. 96 *calvula*. — S. 97¹ Gal. IV 596. — S. 112 Anon. Lond. XXIII 38. — S. 116 Fr. 18, 12 *tibicinium*. — S. 155 Fr. 90 gehört die Anm. zu Z. 4; Fr. 91 in der Anm. ist statt 5) zu setzen ὁ δὲ]. — S. 226, 3 v. u. λόπου. — S. 232, 4 v. u. λόγους statt λόγοι.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dem guten Anfang des nützlichen Werkes bald die Fortsetzung folgen möge.

Rostock.

Karl Kalbfleisch.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Dritter Band: 1391 bis 1415. Nummer 1260 bis 1785. Mit fünf Tafeln Siegelabbildungen. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Hermannstadt 1902. In Kommission bei Franz Michaelis. VIII, 763 S. M. 10.

Den beiden ersten Bänden des großen siebenbürgischen Urkundenbuches, die 1892 und 1897 erschienen sind (s. diese Zeitschrift 1893 S. 256 und 1899 S. 126) ist zu Beginn des Sommers 1902, also abermals nach fünf Jahren, der dritte gefolgt, der zwar an Umfang seinem unmittelbaren Vorgänger gleich kommt, aber nur einen viel kleineren Zeitraum, als jener, der von 1342 bis 1390 reicht, umfaßt, da er wenig mehr als die Hälfte, fünfundzwanzig

Jahre gegen achtundvierzig umspannt. Es ist bekanntlich das Schicksal aller bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters hinabreichenden Urkundenbücher, daß der Stoff mit jedem Jahrzehnt der fortschreitenden Arbeit immer massenhafter aus den Archiven hervorquillt. Die fünfundzwanzig Jahre, aus denen hier 537 Urkunden vorliegen, gehören ganz der Regierung König Sigmunds aus dem Hause Luxemburg an, es ist der Beginn der sogenannten Türkenzeit in Siebenbürgen, doch hält sich in diesen Jahren der Feind noch jenseits der Grenzen des Berglands, nur die Vorbereitungen zu dem mit der Niederlage bei Nicopolis endigenden Feldzuge von 1396 lassen sich bis in unseren Band verfolgen (n. 1292, 1349, 1359, 1360, 1379, 1422, 1547), die Türkennoth begann erst später. Die Regierung Sigmunds hat in Siebenbürgen ein dankbares Andenken hinterlassen; er schirmte, wie sein Schwiegervater Ludwig der Große die Freiheiten der deutschen Ansiedler, denen er 1406 (n. 1551) das große Privileg Andreas II. von 1224 (n. 43) bestätigte und suchte dem Räuberunwesen durch strenge Bestrafung auf frischer That ein Ende zu machen, 1391 (n. 1265). Einhundertdreißig Königsurkunden aus diesen fünfundzwanzig Jahren (35,94 % des ganzen Bandes gegen 35,45 % im zweiten Bande) legen Zeugnis davon ab, wie eifrig sich die königliche Kanzlei mit den Verhältnissen der Deutschen in Siebenbürgen beschäftigte; den größten Theil dieser königlichen Begünstigungen erhielt Klausenburg, 36, je 18 Hermannstadt und Kronstadt, 14 die sieben Stühle insgesamt und 9 Bistritz. Die Fundorte, denen die 537 mitgetheilten Urkunden entnommen wurden, von denen 249 hier zum ersten Mal gedruckt sind, waren im Ganzen natürlich dieselben, wie in den beiden ersten Bänden, doch ist ihre Zahl etwas geringer, statt 55 des zweiten Bandes haben zum dritten nur 46 Sammlungen beigetragen, 35 siebenbürgische, 8 ungarische, 2 österreichische und eine russische (Moskau); den meisten Stoff lieferte das ungarische Landesarchiv in Budapest, 109 Nummern, von denen 68 in ihrem Wortlaut, 41 als Regest gegeben werden, 70 davon sind im Original erhalten. An zweiter Stelle steht das Archiv der sächsischen Nation und der Stadt Hermannstadt mit 83 Nummern (75 Texte, 8 Regesten, 58 Originale). Von einer weiteren statistischen Aufzählung sehe ich ab und will lieber darauf hinweisen, daß das Repertorium des Hermannstädter Archivs, das sein Vorsteher, der Landesarchivar Franz Zimmermann 1887 herausgegeben hatte (s. diese Zeitschrift 1887 S. 934) im Jahre 1901 in zweiter, auf den doppelten Umfang vermehrter Ausgabe erschienen ist (Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Ein Führer durch dasselbe von Franz Zimmer-

mann, Archivar. 2. Auflage. Hermannstadt 1901. Verlag des Archives, VI 201 S. gegen VI 115 der ersten Ausgabe). Das Buch enthält viel mehr als sein Titel besagt, da auf den ersten 47 Seiten ein vollständiges Ortschaftsverzeichnis von Siebenbürgen nach der alten, 1876 aufgehobenen, politischen Eintheilung in Komitate, Stühle und Distrikte gegeben wird, das bei der Benutzung des Urkundenbuches ein sehr brauchbares Hilfsmittel bildet. Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu diesem zurück, so giebt der vorliegende dritte Band noch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Erfreulich ist auch in diesem die große Anzahl der erhaltenen Originale; trotz aller Kriegsstürme, die über das rings von kriegesischen Völkern umgebene Grenzland im Laufe der sieben Jahrhunderte seit der deutschen Einwanderung dahingebraust sind, haben sich von den rund 1800 Urkunden, die in den bis jetzt veröffentlichten Bänden gedruckt sind, fast zwei Drittel im Original erhalten, für diesen dritten Band beträgt der Procentsatz der erhaltenen Originale sogar noch etwas mehr, 378 von 537, also 73 %. Bereits im zweiten Bande war ein großer Theil der Originale nicht mehr auf Pergament, sondern auf Papier geschrieben, während der erste Band nur zwei Papieroriginale aufweist, Nr. 506 von 1334 (Königsurkunde) und 544 von 1338, beide aus dem Budapester Landesarchiv, fanden sich im zweiten Bande (1342—1390) von 451 Originalen 126 auf Papier, also 28 %, dagegen im dritten (1391—1415) von 378 Originalen 127 Papierurkunden, also bereits 33 %, man sieht, wie der Gebrauch des leichteren (und billigeren?) Materials zugenommen hat. Die bewährten Grundsätze der Herausgeber, von denen der zweite, Carl Werner, durch Wechsel des Wohnorts nur noch an der Herstellung der Register Antheil hat, sind natürlich die nämlichen, wie in den beiden ersten Bänden: abweichend sind die Herausgeber nur in einem Punkte verfahren, indem sie fünf Mal Nachträge zu Band 1 und 2, die sich in Stücken des dritten Bandes transsumiert fanden, mit kleinerem Drucke im Anhang an die Transsumpte haben abdrucken lassen (S. 216 ff., 253 ff., 309 ff., 326, 629). Daß bei einem so weitreichenden Werke, wie dem Siebenbürgischen Urkundenbuche, Nachträge unvermeidlich sind, begreift Jeder, der mit derartigen Arbeiten vertraut ist, ohne Weiteres, um so mehr, wenn man beachtet, daß sie zum Theil Quellen entlehnt sind, die für die ersten Bände noch nicht benutzt wurden, dem Kapitelsarchiv in Gran (nr. 1448 Zusatz 1, 2) und dem Kirchenarchiv in Großscheuern (1502 Zusatz 1—3). Das hier angewandte Verfahren hat aber bereits für diesen Band den leicht vermeidbaren Nachtheil gehabt, daß Urkunden von 1399 und 1406 zu 1400 und 1404 eingereiht wurden,

der Hinweis im Inhaltsverzeichnis S. V hilft diesem Uebelstand nicht ab. Besser wäre es gewesen, alle diese Ergänzungen, deren die nächsten Bände sicher noch mehr bringen werden, am Ende des ganzen Werkes zusammenzustellen. Eine Anzahl von ungefähr 30 Bullen Bonifacius IX. (1389—1404), welche die Verhältnisse der Deutschen in Siebenbürgen betreffen und in den Jahren 1888 und 1889 in den Monumenta Vaticana Hungariae I 3 und 4 herausgegeben wurden, ist, wie ich höre, aus dem Grunde hier nicht neuerdings abgedruckt worden, weil genanntes, neueres Werk ohnedies allgemein zugänglich ist. Doch hätte bei Nr. 1448, 1454 und 1485 in den Literaturangaben ein Hinweis auf diesen Druck und eine Erwähnung des Sachverhaltes in der »Vorbemerkung« S. VIII nicht ausfallen sollen. Manche der so übergangenen Stücke sind doch für die Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen nicht unwichtig, so Mon. Vat. IV n. 143 Beziehungen des Bischofs Maternus von Siebenbürgen zu Stendal 1399, Verehrung eines Christusbildes an der Michaeliskirche zu Klausenburg 1401 IV n. 404 u. a. m.

Von einzelnen besonders interessanten Stücken, die hier zum ersten Male gedruckt sind, möchte ich auf n. 1324 hinweisen, ein umfangreiches (S. 85—95) Zeugenverhör über eine zwiespältige Pfarrerwahl in Stolzenburg, nördlich von Hermannstadt, aus dem wir die Namen von 115 Bauern von 1394 kennen lernen, leider ist das im Brukenthalschen Museum in Hermannstadt aufbewahrte Document nur fragmentarisch erhalten. In Nr. 1359 von 1395 April 6 (aus dem Ungarischen Nationalmuseum in Budapest) beauftragt König Sigmund den Ritter Gregor von Bethlen sich zur Musterung der gegen die Türken in der Walachei (*ad partes Transalpinas*) versammelten Söldner zu begeben, besonders die Bogenschützen (*pharetrarii seu archerarii*) zu besichtigen, »*aprodianos seu alios non valentes*« aber zurückzuweisen. Unter Nr. 1406 werden S. 194—208 die Statuten des Mediascher Kapitels von 1397 mitgetheilt, die aus 16 Paragraphen bestehenden Satzungen nehmen nur darum so viel Platz in Anspruch, weil der Herausgeber in der Nachweisung aller biblischen, patristischen und canonistischen Citate etwas zu weitläufig geworden ist; so dankenswerth diese Nachweise an sich auch sind, hätte sich hier durch knappere Fassung besonders der bibliographischen Angaben viel Platz sparen lassen. In Nr. 1445 erhalten wir eine Bulle des Papstes Bonifacius IX. vom 15. Dec. 1399, in der allen, die in Kronstadt für die Bekehrung der Griechen, Walachen, Bulgaren, Armenier und anderer Ungläubigen thätig sind, Ablass von vier Jahren und ebensoviel Quadragenen gewährt wird. Zu der Arenga von Nr. 1466, Ablassbulle für die Marienkirche zu

Birrhälm von 1402, macht der Herausgeber die Bemerkung: Satzbau unvollständig — der Transsumment von 1493 hat nur den Anfang der Arenga copieren lassen.

Die drei bis jetzt im Laufe von 10 Jahren erschienenen Bände des Urkundenbuches zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen reichen von 1191 bis 1415; wenn das in Band I S. XI gesteckte Ziel, das Jahr 1526, erreicht werden soll, würden im gleichen Verhältnis der Zeit und des wachsenden Stoffes noch vier Bände und zwanzig Jahre erforderlich sein. Möge ein gütiges Geschick dem Herausgeber Kraft und Rüstigkeit zum Abschluß der Arbeit erhalten.

Halle.

M. Perlbach.

Berichtigung.

In Folge eines Versehens der Expedition ist die Druck-Korrektur des Bogens 30 mit dem entsprechenden Manuskript nicht rechtzeitig in meine Hände gelangt. Ich bitte den Leser folgendes zu verbessern:

S. 459 in der Anmerkung Zeile 10 ist vor dem ersten Semikolon: k. 125^{ab}, Zeile 12 hinter dem zweiten Semikolon: 1557 15/2 Regensburg (k. 206*), Copie; ausgefallen. Zeile 17 ist 225 in 235 und in der vorletzten Zeile das Kolon vor s. d. in ein Semikolon zu verwandeln. Zeile 25 ist das am Ende stehende Wort »Adresse« zu tilgen.

Wien.

Theodor Gottlieb.

- I Sickenberger, J., Titus von Bostra.** Studien zu dessen Lukas-homilien. (Texte und Untersuchungen hrsg. von O. von Gebhardt und A. Harnack. Neue Folge VI, 1). Leipzig, J. C. Hinrichs 1901. VIII und 268 S. 8°. Preis 8,50 M.
- II Derselbe, Die Lukaskatene des Niketas von Herakleia unter-sucht.** (Ebenda: VII, 4) 1902. VIII u. 118 S. Preis 4 M.

Seiner 1898 in der Römischen Quartalschrift p. 55—84 ver-
öffentlichten Studie über die Niketascatene zum Lukasevangelium
hat Sickenberger in dem erstgenannten Werke eine Ausgabe der
Titusfragmente zu Lukas folgen lassen: damit hängt das an zweiter
Stelle aufgeführte Heft eng zusammen als eine auf breitester Basis
ruhende Neubearbeitung jener ersten Veröffentlichung. Die Frag-
mente der Lukasexegese des Antimanichäers Titus, Bischofs der
Stadt Bostra in Arabien, sind uns zum weitaus größten Teil in der
Niketascatene erhalten, und so hat denn mit Recht in der Analyse
dieses Quellenwerkes die Vorarbeit für die Ausgabe bestanden.
Der Verf. hat da in vollem Maaße seine Schuldigkeit gethan, und
das Verzeichnis der in jener Catene benutzten Autoren II 81—101
wird jeder fernere Editor aus Niketas dankbar zu Rate ziehen. Be-
sondere Anerkennung verdient, daß S. allenthalben die Fragmente
aus direct überlieferten Schriften identifiziert hat; auch daß es nach
Migneseiten geschehen ist, darf bei einem Buche, das erst in den
Handschriftenzimmern der Bibliotheken voll zur Geltung kommt, für
angemessen gelten. In den Nachweisen gedruckter Catenenfragmente
hätte wohl S. 84 für Clemens auch Zahn Forschungen III 51 citiert
werden können. Zu den Origenesscholien stehen bei Gallandi XIV
appendix p. 91 Nachträge aus Ven. 494. Das Fragment des Julius
Africanus (S. 85) ist nur indirect, im Zusammenhang des Euseb, in
die Catene geraten. An Eusebfragmenten (S. 86 f.) hat Mai Nov.
Patr. Bibl. IV 1, 283 auch die aus den quaestiones ad Marinum,
286 aus denen ad Stephanum nach Vat. 1611 abdrucken lassen;
ebenda p. 310 steht ein Nachtrag zu den Theophaniefragmenten.
Ein paar Kyrillbrocken hat auch Pusey in seiner Ausgabe des

Johannescommentars t. III p. 450. 453. 458. 472. 475 planlos zusammengestoppelt. Die Catena Lipsiensis (S. 97) ist 1772, nicht 1672 gedruckt. Das Capitel über die Handschriften der Lukascatene ist durchweg zuverlässig, kleine Irrtümer des ersten Aufsatzes sind berichtet, die Abteilung der vielen Hss. in Familien ist gut gelungen. Die Datierung des Laur. conv. soppr. 176 ins XII/XIII. Jahrh. ist auch mir jetzt zweifellos, meine aus der falschen Ansetzung ins X Jahrh. früher gezogenen Folgerungen also hinfällig. S. 41, 2: Auch Coisl. 201 liest *γεγονία* hinter *διδασκάλου*; S. 45, 10 ist zu corrigieren *καὶ τῷ κλεόπα*. Unter den Werken des Niketas II 21 vermisste ich die große und sehr wichtige Catene zum Hebräerbrief, vollständig erhalten im Ambros.¹⁾ E 2 inf. s. XIII. Titel: συναγωγή ἐξηγήσεων ἀπὸ τε θείων πατέρων καὶ τῶν ἄλλων διδασκάλων εἰς τὴν πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολὴν τοῦ ἁγίου ἀποστόλου Παύλου συλλεγείσα [παρὰ τοῦ] ἱερωτάτου μητροπολίτου Ἑρακλείας κυ' κυ' [Νική τοῦ?] Σεργίων: ([] auf Rasur). Ein Teil, Cap. 1—8₁₁ ist ohne Titel im Parisinus 238 s. XIII erhalten und daraus von Cramer VII 279—598 abgedruckt. Da übrigens S. mich um meine auf Niketas bezüglichen, damals noch ungeordneten Notizen gebeten hat, werde ich wohl selbst die Schuld an der Auslassung tragen. Die zweite Recension der Jobcatene wird keinesfalls von Niketas stammen, weil sie zunächst eng mit der ersten zusammenhängt, deren Hss. bis ins VIII Jahrh. reichen: da wäre N. nur ein Ueberarbeiter, was wir sonst nicht von ihm sagen können. Daß unter den Hss. der zweiten Classe sich der Pal. 230 s. X/XI Bodl. Bar. 201 und Ambr. B 117 sup. s. XII befinden²⁾, will — ich bin jetzt vorsichtig geworden — vielleicht nicht so viel besagen, als daß den Niketastitel nur Hss. des XV/XVI Jahrh. führen; alle älteren sind anonym. Uebrigens entstammen die Mattheus- und Johannes-Catenen einer früheren Periode, wie außer der eigenen Bemerkung des Niketas (I S. 51) auch der Umstand zeigt, daß sich in ihnen nur ganz vereinzelt Schriftentitel — ein Charakteristikum der späteren Niketascatenen — vorfinden. Die Marcuscatene werden wir aber erst einer »näheren Untersuchung« (S. 22) unterwerfen können, wenn wir sie gefunden haben. Wichtig ist, daß wir nun endlich das τοῦ τοῦ Σεργίων verstehen lernen (II 26 f.): die Catenen sind Werke des »Metropolitan von Herakleia, des Neffen des Bischofs von Serrai«.

Die Ausgabe der Titusfragmente zu Lukas ist erfreulicher Weise

1) Von Mai NPB III, 107 und IV 1, 207 unter dem falschen Namen E 63 inf. zu Editionen benutzt. Nikéas als Verf. ist aber genannt.

2) Niketas lebte in der zweiten Hälfte des XII Jahrh.

auf der breitesten Grundlage aufgebaut: alle in Betracht kommenden Catenentypen sind herangezogen worden, und die Folge dieser sorgfältigen Verwertung des ganzen Materials ist denn auch gewesen, daß wir das Quellenproblem zwar noch nicht sicher lösen, aber richtig stellen gelernt haben. Wir besitzen zum dritten Evangelium 5 Catenentypen: I (c) die von Cramer edierte, aufgebaut auf einem unter dem täuschenden Namen des Titus gehenden Lukascommentar (Pseudotitus). II (r) eine auf ähnliche Weise in den Commentar des Petrus von Laodikea hineingearbeitete Catene. III (p) die Catene des Palatinus 20. IV (n) die Niketascatene. V (m) die des Makarios Chrysokephalos. Nun ist V eine einfache Uebersetzung von IV, während IV selbständig aus den Originalwerken gezogen ist. Das Verhältnis der drei anderen Typen zu einander stellt S. mit aller Reserve so dar, daß I und III selbständige Arbeiten sind, wenn auch auf älteren Quellen fußend, und II diese beiden seinerseits benutzt. Da Niketas (IV) die weitaus größte Anzahl von Fragmenten in der Regel auch in der wenigst gekürzten Form bietet, so hat S. den durch ihn gebotenen Text abgedruckt und die Varianten der anderen Typen in den Apparat gerückt in mechanisch reinlicher Scheidung: die Frage, ob nicht hie und da I oder III die Urgestalt treuer überliefere, ist nirgends im Einzelfalle behandelt worden. Bei der Lage der Dinge ist diese Technik der Ausgabe wohl zu billigen: nur muß sich der Benutzer stets der Relativität unseres Wissens bewußt bleiben und die noch ungelösten Probleme im Auge behalten. Die sehr auffällige Uebereinstimmung von I und III, wie sie z. B. zu 4, 13 (S. 156) 4, 35 (S. 157) 8, 31 (S. 177) 10, 13 (S. 191) 19, 13* (S. 231 f.) hervortritt, beruht doch mit Notwendigkeit entweder darauf, daß beide unabhängig von einander getreuer das Original copieren oder daß sie quellenmäßig zusammenhängen. Klarheit kann da nur eine auf die vollständigen Catenen I II III gerichtete Untersuchung bringen, eine Fortführung des für IV durch S. bereits geleisteten. Der Sinn des Originals ist 5, 19 (S. 160) überhaupt nur aus I II III zu entnehmen, während der Niketastext einen Anacoluth bildet, ähnlich wie zu 7, 12 am Ende (S. 166, 30). Daß II (p) den Petruscommentar benutzt habe, ist S. 62 vom Verf. nachgewiesen: aber er hat ihn sicher in einer anderen Gestalt vor sich gehabt, die den excerpierten Originalen noch näher stand. Der Anfang der angezogenen Stelle stimmt nämlich bei p genauer mit der Originalquelle Titus als bei Petrus: dann kann also p den Petrustext des Vat. 358 nicht benutzt haben! Und wenn man hier an eine Correctur aus dem Original, welches p ja zur Verfügung hatte, denken wollte, gilt das auch für das Wörtchen *σίδοις*

in der sonst völlig von Petrus abhängigen Umgebung? Für den Pseudotituscommentar dürfte es ebenso stehen: auch hier S. 65 Ende, trotz aller sichtlichen Abhängigkeit von Ps.-Titus originalere Fassung bei p. Eine Frage, deren Beantwortung gleichfalls nur im Zusammenhange einer großen Quellenuntersuchung möglich ist, dann aber auch ein wertvolles Hilfsmittel zu weiterer Analyse an die Hand giebt, stellen die zahlreichen falschen Lemmata: wie sind sie entstanden, und ist es Zufall, daß gerade Stücke aus Kyrills Commentar besonders häufig mit dem Namen Τίτου versehen sind? Uebrigens kann man zu 2. 40 nicht gut von einem Tituslemma reden, da Η' θίτω d. h. Θεοθωρίτω giebt. Der Apparat der Ausgabe ist im allgemeinen praktisch und übersichtlich angelegt. Die Foliozahlen der einzelnen Hss. wären wohl besser in einer Liste zusammengestellt worden (wie bei Klostermann Origenes III p. XXIX ff.): dadurch hätte man zugleich ein übersichtliches Bild der Gesamtüberlieferung erhalten. In Fällen wie bei 1, 49 ist es für den Benutzer bequemer statt 1 πῶς — κατόρθωμα zu schreiben 1 πῶς — 7 κατόρθωμα. S. 173, 15 f. muß es im Apparat heißen τὸ σπεῖρειν oder fehlt hinter τὸ σπεῖραι das Hs.zeichen? Der Text des Niketas ist vortrefflich erhalten und bietet kaum Schwierigkeiten. Zweimal hat, soviel ich sehe, der Verf. den Text selbst emendiert (S. 175. 227); andere Fehler hat beim Durchlesen des Manuscripts Brinkmann beseitigt (S. 166. 188. 195. 206. 213. 214. 215): seine Aenderungen werden vom Verf. mit der ungewöhnlichen Formel »ich machte aber obige Conjectur auf Vorschlag von Prof. Brinkmann« (S. 166) oder ähnlich eingeleitet. S. 165 im Apparat ist das δὲ nicht zu tilgen und S. 183 zu 9, 35 der Einschub in Μω<υ>σῆς überflüssig; ῥῶ schreiben wir nicht mehr, wohl aber σφῶ (S. 185). S. 155, 22 ist das sinnlose ὁπωπιασμός nach Basilius in ὁπωπιασμός zu corrigieren. Die Erörterungen des Verf. über den Bibeltext des Titus sind weniger befriedigend: als Beispiel dafür, daß T. frei citiere, führt S. Amos 8, 11 an (S. 116)

Titus

LXX

καὶ ἔσται ἐν τῇ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ	ἰδοὺ ἡμέραι ἔρχονται, λέγει
δώσω λιμὸν ἐπὶ τὴν γῆν, οὗ λιμὸν	κύριος καὶ ἐξαποστελῶ λιμὸν
ἄρτου οὐδὲ δίψαν ὕδατος, ἀλλὰ λι-	ἐπὶ τὴν γῆν, οὗ λιμὸν ἄρτων οὐδὲ
μὸν τοῦ ἀκοῦσαι λόγον κυρίου.	δίψαν ὕδατος ἀλλὰ λιμὸν τοῦ ἀκοῦ-
	σαι τὸν λόγον κυρίου.

Das sieht ja auch recht frei aus, aber: statt ἄρτων hat ἄρτου wie Titus AQ* und τὸν läßt Titus ebenfalls mit ABQ weg: καὶ ἔσται ἐν τῇ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ ist aus 8, 9 und das δώσω wird man auch ernster nehmen, wenn man bei Joh. Chrysost, contra Anhom. XI 3 (I 545^c Montf.) gelesen hat δώσω γὰρ αὐτοῖς οὗ λιμὸν ἄρτου οὐδὲ δίψαν ὕδατος ἀλλὰ

λειτουργοῦ τοῦ ἀκούσαι λόγον κυρίου: da haben wir genau den Titustext. Der Fall ist aber überhaupt lehrreich für die Art und Weise, wie man den Bibeltext seines Autors zu untersuchen hat, für das Alte wie für das Neue Testament. S. stellt in der üblichen Weise — denn das ist gar nicht etwa ein ihm eigentümlicher Fehler — S. 117 f. zusammen, wie oft Titus von \aleph A B C L und wie die Codices alle heißen abweicht: im Urteil ist er von Westcott und Hort abhängig, und zu den einzelnen Stellen finden wir des öfteren notiert, ob die Lesart des Titus »gut, besser oder schlechter bezeugt« sei. Gewonnen ist natürlich nichts damit. Nun schreibt unser Autor nach der Mitte des IV Jahrhunderts und zwar in Bostra, einem von Antiochia abhängigen Bischofssitz: folglich haben wir seinen Bibeltext zunächst und wesentlich mit dem des gleichzeitigen antiochenischen Presbyters Johannes Chrysostomus zu vergleichen, resp. wo dessen Citate versagen mit der syrischen Bibel — erst wenn wir hier keine Uebereinstimmung finden, werden wir ein Recht haben uns zu wundern und nach andern Parallelen umzuschauen. Der Verf. konnte sich ja auf Montfaucons Bibelindex beschränken — man lernt schon allerlei daraus. Die Peschito ist 3, 16 ganz richtig zum Vergleich herangezogen: sie entscheidet aber auch in Verbindung mit dem Titusscholion ganz unzweifelhaft dahin, daß Titus 11, 2 »dein Wille geschehe u. s. w.« sowie 11, 4 »erlöse uns vom bösen« in seinem Text las, trotzdem die Worte »mit B L Vulg. Syr^{cur}. Arm. Tert. Orig. Aug. zu streichen sind«. 10, 20 steht γέγραπται gar nicht etwa »für ἐν γέγραπται der Ev.-Hss. \aleph B L«, sondern Chrys. hom. XXI, 1 in Matth. (I 299^o Montf.) liest ganz ebenso γέγραπται. 15, 17 ist ἄρτος gleichfalls kein Unicum. Die Minuscel 44 hat es, ebenso, was uns angeht, die Peschito, und daß es eine alte Lesart ist, bezeugt der Vercellensis a *abundant pane*: Augustin scheint sie auch zu kennen serm. 96, 2 (V 511^s Maur.) *quantum mercennarii patris mei panem manducant*. Ganz eigenartig ist dagegen die scharf betonte Lesart 2, 49 οὐκ οἶδας: vielleicht liegt sie auch bei Iuvenus I 300 zu Grunde *an nondum sentis genetrix*. Jedenfalls wird eine gründliche Untersuchung bestätigen, worauf diese Andeutungen hinweisen, daß wir im Tituscommentar einen neuen Zeugen für die antiochenische Textgestalt haben, der uns wichtiger ist als eine Uncialhandschrift, deren Alter wir nur sehr annähernd, deren Heimat wir gar nicht kennen. Der Ausgabe selbst hat die ungeschickte Wertung der Citate zum Glück nichts geschadet: ich habe die Sache hier schärfer betont, weil es vielleicht für zukünftige Arbeiten von Nutzen sein kann.

Was zum Zweck der Datierung der Schrift S. 115 über kaiser-

freundliche Stimmung des Titus gesagt wird, ist doch sehr problematisch: daß Valentinian (364—375) den Katholiken günstig war, macht dabei gar nichts aus, denn der Bischof von Bostra hatte doch den Valens zum weniger liebenswürdigen Herrn! Da müßten wir schon mit der Datierung bis zur Zeit des Theodosius warten, aber es geht auch so.

Bonn.

Hans Lietzmann.

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 15 Bd.¹⁾. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger 1899. VIII, 922 S. Preis 23,50 M.

An dem vorliegenden Bande von Luthers Werken, der sich chronologisch an Bd. 14 anschließt, haben viele Hände gearbeitet, Albrecht in Naumburg a. d. S. und Buchwald in Leipzig als Hauptherausgeber, außerdem Berger und Pietsch, der in diesem Falle aus äußerlichen Gründen auch die kritischen Erörterungen zu den von Buchwald herausgegebenen Predigten übernommen, während Berger die sprachlichen Vorbemerkungen und Lesarten »vielfach auch die Fassung des Berichtes über Urdruck und Nachdruck« redigiert hat.

Albrecht beginnt mit einer trefflichen Einleitung zu Luthers Empfehlungsbrief für Bugenhagens Psalmenkommentar vom Jahre 1524, demselben, der ob der Veränderungen, die sich Bucer bei seiner Uebersetzung vom Jahre 1526 erlaubte, später im Abendmahlsstreit eine nicht kleine Rolle spielen sollte, und schon hier mag erwähnt werden, daß sich Albrechts Editionsarbeit durch Gründlichkeit und Genauigkeit auch nach Seite der historischen Einleitungen und der von ihm dem Texte beigelegten Erläuterungen dem Besten anreicht, was die Weimarer Ausgabe bisher aufzuweisen hat. Das zeigt sich sogleich bei der Wiedergabe von Luthers berühmter Schrift »an die Rathherren aller Städte deutschen Landes« S. 9. Hierzu hatte Albrecht bereits in einem sehr wertvollen Aufsatz in den Theol. Stud. u. Krit. 1897 umfängliche Vorarbeiten veröffentlicht, auf die er dankenswerter Weise hier nicht nur verweist, sondern die er in trefflicher knapper Bearbeitung wiederholt. Ich wüßte nicht, was ich dem zuzufügen hätte. Sehr gut ist auch die hie und da nicht

1) Meine Besprechung des 1898 erschienenen XX. Bandes, bearbeitet von Georg Buchwald, Gustav Koffmane und Paul Pietsch — enthaltend Vorlesung über den Prediger Salomo 1520; Annotationes in Ecclesiasten 1532; Predigten der Jahre 1526; Uebersicht darüber; Vorlesung über den 1. Johannesbrief; Nachträge und Berichtigungen — ist leider im Sommer 1901 auf dem Wege von der Redaktion zur Druckerei verloren gegangen.

leichte Commentierung. Mit Recht zieht der Herausgeber zu diesem Zweck die Uebersetzung des Obsopoeus heran, die, obwohl sie oft sehr frei ist und sich auch humanistische Ausschmückungen erlaubt, doch vielfach die richtige Auffassung erkennen läßt. Entgangen ist dem Herausgeber, daß Obsopoeus in dem Ausdruck ›vnd ymer lernen vnd doch nymer nichts erlernen‹ (S. 53, 2) richtig eine Anspielung auf 2 Tim. 3, 7 sah und Luthers Worte in engerem Anschluß an die Vulgata wiedergiebt: *semper discentes nunquam tamen ad veram scientiam pervenientes*. — Auch mit der folgenden Schrift: ›Ein christlicher Trostbrief an die Miltenberger‹ etc. hatte der Herausgeber sich schon früher beschäftigt in seiner Schrift ›die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger‹ (Halle 1896, Nr. 28 der Volksschriften des Vereins für Ref.-Gesch.). Dazu kam dann die Arbeit Kaweraus in meinen Beiträgen z. bayr. Kirchengesch. III. S. 247 ff. Gegen Enders, Luthers Briefwechsel III, 156 wird Albrecht Recht haben zu behaupten, daß Drach sich von Wittenberg den Doctorhut holte. Der S. 57 unten erwähnte Goldschmied, bei dem er in Wittenberg wohnte, ist natürlich der bekannte Christian Döring, der eine vielbesuchte Herberge unterhielt. Auch hier wird des Obsopoeus Uebersetzung zur Erklärung herangezogen. Daß dieser den Satz ›das sie nicht wissen‹ S. 71, 7 unrichtig, d. h. ungenau übersetzt, kann nicht bezweifelt werden, aber den Gedanken scheint er mir doch richtig wiedergegeben zu haben. Die Erklärung, die Pietsch zu der Stelle ›fahren doch auf solch ungewissen grund, zu lestern etc.‹ giebt, scheint mir zu gesucht. Warum darf man hier ›fahren‹ nicht im Sinne von ›fortfahren‹ fassen: sie fahren auf ungewissem Grund fort zu lästern und zu verfolgen, was sie nicht kennen? — Es folgen ›Eine Geschichte, wie Gott einer Klosterjungfrau ausgeholfen hat‹, und ›Wider das blind und toll Verdamniß der siebenzehn Artikel von der elenden schändlichen Universität zu Ingolstadt ausgangen‹ S. 95 ff. Die letztere Schrift steht in Verbindung mit dem Proceß gegen Arsacius Seehofer von München, über dessen Verlauf Albrecht in kundiger Weise berichtet. Im Einzelnen bedarf dessen Geschichte übrigens trotz Druffels Arbeit noch mancher Aufhellung, die natürlich hier nicht zu geben war, doch hat der Herausgeber auch neues Material verwertet. Sehr wichtig ist S. 100 der Hinweis auf die mir bisher unbekannten Acta concilii, deren Fundort leider nicht angegeben ist. Aber wer war der Verfasser? Das Vorwort beginnt: *C. Emilius Landspergius R. patri, fratri, viro, domino Wolffgangiolo Capellomayorolo Augustiniolo*, das ist der bekannte Münchner Augustinerprior Wolfgang Ostermayer vulgo Cäppelmayer. Aber wer ist Emilius Landtsperger? Soeben hat M. Martin

(Johann Landtsperger, die unter diesem Namen gehenden Schriften und ihre Verfasser Augsburg 1902. Th. Lampart) in die unter dem Autorennamen Johann Landtsperger gehenden Schriften Ordnung gebracht und erwiesen, daß der Hofprediger Landtsperger von Landshut bisher mit Unrecht mit dem zeitweilig täuferisch gesinnten Gegner der Wittenberger in der Abendmahlsfrage identifiziert worden ist, letzterer vielmehr ein Augsburger Carmelitermönch war. Von Augsburg ist die Satire datiert. Als Drucker wird Schobser in München angegeben. Diese Firma existierte, und Schobser verlegte die Schriften Schatzgeyers (vgl. N. Paulus, K. Schatzgeyer, Straßburg 1898 S. 145). Wenn nicht schon der Inhalt, so ergibt die am Schluß befindliche Notiz: *Correctore doctissimo viro patre domino fratre Casparo Schatzgeyro ordinis sanctissimorum fratrum Minorum discalciatorum Dictatore ter. Imperatore quater. Censore semel.* mit Sicherheit, daß auch der Druckort fingiert ist. Obwohl der Verf. sich *Emilius Landtsperger* nennt, was ja in der Absicht, anonym zu bleiben, seinen Grund haben könnte, bin ich geneigt, sie dem Carmeliter Johann L. zuzuschreiben. Ist diese Vermutung richtig, und nur als solche möchte ich sie aussprechen, dann läge es nahe, den nach Wellers Urteil aus der Officin von Sylv. Ottmar hervorgegangenen ersten Druck der siebzehn Artikel (S. 88) gleichfalls demselben Landtsperger zuzuschreiben. Ueber Martinus Reckenhofer zu Clausen, dem Herausgeber der Schrift ›die Artikel, warumb der rector etc.« S. 101 hat inzwischen Clemen, Beiträge zur Reformationsgesch. I, 49 u. 41 Einiges beigebracht. Zu berichtigen sind S. 102 die Notizen über Paul Speratus. Wie ich in meinem Aufsatz: P. Speratus und J. Poliander als Domprediger in Würzburg, Beiträge zur bayr. K.-G. VI, 48 ff., den der Herausgeber noch nicht kennen konnte, nachgewiesen habe, kann nicht mehr davon die Rede sein, daß Speratus ›um der Priesterehe willen zweimal in die Verbannung gegangen war«. Nach einem Briefe des Wittenberger Studenten F. Rayther an Thom. Blarer vom 8. April vermutet der Herausgeber S. 100, daß Luthers und Speratus' Schrift spätestens in den ersten Tagen des April die Presse verlassen, das ist richtig, aber wir sind in der Lage, das Datum noch genauer zu bestimmen. Der Leipziger Dr. Georg Breitenbach schreibt Dornstags nach Quasimodogeniti (7. April) an Herzog Georg: Vnd nachdem auch negst Mittwochs fru erst aus der Drugkerey dem Wittenbergischen Gebrauch noch, von Doctori Martino vnd Sperato ayn Lob buchleyn wider dye Universitäten Ingelstadt vnd Wien ausgangen« (Seidemann die Reformationszeit in Sachsen, Dresden 1848, S. 2). Danach ist die Schrift am 6. April erschienen. —

Es folgen Duae episcopales bullae, das Edikt des Samländer

Bischofs Georg v. Polentz und des Ermländer Bischofs Moritz Ferber, dann ›daß Eltern die Kinder zur Ehe nicht zwingen noch hindern‹ S. 155 ff. und ›Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden‹ S. 171. Hier wäre zu S. 172 zu bemerken, daß diese Schrift schon Ende Mai ausgegangen ist, da sich — dies wohl die früheste Erwähnung — W. Zceiner in Zwickau schon am 2. Juni für ihre Uebersendung bei St. Roth bedankt (Buchwald, Arch. f. Gesch. d. deutschen Buchhandels XVI S. 34). Besondere Beachtung verdient dann die Einleitung zu ›Ein Sendbrief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geiste‹ S. 199 ff. Auch für Lösung der hier einschlagenden Fragen hatte Albrecht schon in den Beiträgen zur Reformationsgesch. J. Köstlin gewidmet (Gotha 1896 S. 74 ff.) wichtige Untersuchungen veröffentlicht. Die im Eingang der vorzüglichen und durch Klarheit ausgezeichneten Einleitung unter Hinweis auf Ranke vorgebrachte Vermutung, daß in Allstedt vielleicht noch Ueberlieferungen des flagellantischen Spiritualismus aus dem 15. Jahrhundert nachwirkten, halte ich für verfehlt. Abgesehen davon, daß wahrscheinlich schon Volksprediger wie Simon Haferitz (vgl. über ihn Th. Kolde, Joh. Denk und die gottlosen Maler von Nürnberg in Beitr. z. bayr. K. G. Bd. VIII, 23 ff. u. Clemen, Beitr. zur Ref.-Gesch. II, Berlin 1902, S. 14) bedarf es keiner besonderen Gründe für den Erfolg seiner Wirksamkeit in Allstedt, der überall derselbe war, wohin er kam. Doch müssen seine neuen Gottesdienste, die wir erst jetzt nach der schönen Arbeit von Sehling, die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrh. (1902) I, 1 S. 470 ff. genau kennen gelernt haben, neben der Unmittelbarkeit seiner Predigt eine große Anziehungskraft gehabt haben. — Mit Recht fragt Albrecht, um die Datierung von Luthers Sendbrief und seinen Ursprung festzustellen, auf welche Schriften Münzers Luther darin abzielt bez. welche er damals kannte. Nun ist zweifellos richtig, daß an zwei Stellen, an denen Luther von seiner Schrift und ihrer Schrift (Obsoepoeus richtig: e scriptis) spricht, vgl. S. 203 u. Beiträge S. 8 Münzers ›Protestation oder empietung‹ gemeint ist. Dadurch ist aber für die betreffende Frage nichts gewonnen, denn auf dem Titelblatt finden sich nach Seidemann S. 36 unter dem Holzschnitt die Worte: ›Horstu welt ich predige dir Jesum Christum den gecreuzigten zum newen Jahre‹. Hiernach wird kaum zu bezweifeln sein, daß diese Schrift schon um Neujahr 1524 erschienen ist, dann kann sie aber, auch wenn Luther auf sie zurückgreift, nicht der Anlaß gewesen sein, daß er gerade damals im Sommer seinen Sendbrief ausgehn ließ. Auch muß ich die Vermutung Albrechts S. 204. Beitr. S. 10 Anm., daß in ihr und der bald darauf erschienenen Schrift ›Von

dem getichten glawben« etc. die angeblich verloren gegangene Antwort Münzers auf die elf ihm von Spalatin gestellten Verhörsfragen (Kapp, kleine Nachlese II, 631 f.) vorliege, als unhaltbar zurückweisen, denn unter die betreffenden Fragesätze hat Spalatin geschrieben: *Ad quae Thomas Muncerus mihi G. Spalatino rescripsit ut sequitur manu sua*, wobei doch unmöglich an jene Schriften gedacht werden kann. Meine Meinung, daß Luther wesentlich durch die vor den sächsischen Fürsten in Allstedt gehaltene Predigt zu seinem Sendbrief veranlaßt worden sei, verwirft Albrecht, weil die betreffende Predigt eigentlich nichts Aufrührerisches enthalte. Allerdings muß er zugeben, daß sich gegen den Schluß die Bemerkung finde: »daß man die gottlosen Regenten, sonderlich die Pfaffen und Mönche tödten soll, die uns das heilige Evangelium Ketzerei schelten und wollen gleichwohl die besten Christen sein«, aber der Hauptnachdruck der Predigt falle vielmehr auf die Mahnungen an die Fürsten, sie sollten wie Hiskias etc. die Pfaffen Israels verstörten, so alle, die der Offenbarung Gottes zuwider sind, ohne alle Gnade erwürgen. Zweitens macht er dagegen geltend, daß Münzer in seiner »Schutzrede« betont, er habe in jener Predigt den Fürsten das Schwert und die Schrift gezeigt, »das sye es solten brauchen, auff das nit empörung erwüchse«. Aber daraus geht doch deutlich hervor, daß Münzer selbst in seiner Predigt den ersten Anlaß zu Luthers Sendbrief sieht, nur daß er ihm vorwirft, daß er sie nicht richtig gewürdigt und ihm eine Aeüßerung als dort geschehen imputiert habe, die er vielmehr, was Luther verschweige, an anderer Stelle, in seinem »Sendbrief an die Berggesellen« gethan habe. Daß Luther auch dieser Brief vorgelegen hat, ist natürlich sehr wahrscheinlich, aber leider haben Albrechts Untersuchungen, was darunter zu verstehen, zu keinem sicheren Resultat geführt. Endlich macht Albrecht gegen mich geltend, daß der Schösser Zeiß jene Predigt erst am 20. Juli nach Wittenberg schickte und Luthers Sendbrief schon am 3. August in Allstedt gelesen wurde. Dagegen ist zu sagen, daß nach sonstigen Beispielen von der Schnelligkeit, mit der Luther arbeitete und solche kleine Schriften die Presse verließen (vgl. unten Luthers Sendbrief an die Straßburger S. 382), aus der Kürze der Zeit kein Gegengrund gegen meine Annahme zu entnehmen ist. Dabei muß eine andere Frage mit in Betracht gezogen werden, nämlich wann eigentlich jene Predigt in Allstedt gehalten worden ist. Albrecht meint S. 201, man wisse es nicht genau, ob schon im Frühjahr oder erst Anfang Juli, in den Beiträgen S. 11 hatte er das erstere für wahrscheinlicher erklärt, der terminus a quo sei die Rückkehr des Kurfürsten von Nürnberg, am 11. März sei er in Altenburg gewesen. Auf Grund

meiner Nachforschung in dem ›Reisebuch‹ des Kurfürsten (›anno dñ XV^e XXIII beschlossē Archiv zu Weimar), das die Reiserechnungen enthält, bin ich in der Lage, das Datum jetzt genau festzustellen. Beide Fürsten sind 1524 zweimal in Allstedt gewesen. Die betreffenden Einträge lauten: ›Allstedt. Montag nach Oculi (29. Febr.) anno etc. XXIII sein bayde mein gnedige herrn vffs nachtmal ankomen vnd dienstags (1. Maerz) volgendt wieder abgeritten. — Alstedt. Dienstags nach Kiliani (12. Juli) anno etc. XXIII sein beide m. g. h. vffs nachtmal einkomen vnd mitwoch margarethe (13. Juli) nach dem morgen mal wider abgeritten‹. Nun ist klar, daß wenn der Schösser Zeiß am 20. Juli von Münzer schreibt: ›er thett nechst vor mein g. Hern bade furste hie ein sermon‹, sich das nur auf die letzte Anwesenheit der Fürsten beziehen kann. Hier-nach hat Münzer seine Predigt am 13. Juli gehalten. Durch Feststellung dieses Datums gewinnen wir aber noch weiteren Einblick in den Verlauf der Dinge. Vier Tage vorher am 9. Juli hatte der Kurfürst seinen Bruder auf dessen Klage über das Treiben Münzers in Allstedt ersucht, ihm zu befehlen, keine Bücher ohne vorherige obrigkeitliche Censur drucken zu lassen (Neue Mitth. XII, 170). Herzog Johann hat nun, was wir bis jetzt nicht wußten, seine Anwesenheit in Allstedt benutzt, mit Münzer verhandeln zu lassen. Das ergibt mit Sicherheit eine an den Herzog gerichtete Erklärung Münzers von demselben 13. Juli (N. M. XII, 169), auf die jetzt erst rechtes Licht fällt und die offenbar das Resultat der Verhandlungen Münzers mit dem Kanzler Brück ist, von denen Zeiß bei Uebersendung der Predigt an Spalatin am 20. Juli berichtet (Kapp, Kleine Nachlese II, 613 f.). Danach hat man erstens Münzer verpflichtet, seine Schriften der Censur zu unterwerfen. Das hat dieser angenommen, wie Zeiß berichtet, und Münzer selbst schreibt am 3. Aug. an den Kurfürsten (Förstemann, N. Urkundenbuch S. 248 f.): ›Ich hab gelobt dem thewren Hern Hertzog Johansen, ewrem gebruder, meyne bücher vorm Druck zu besichtigen darzustellen. — — Drumb hab ich ewrem Hern Bruder die Auslegung des Euangelion luce und ein Unterricht durch unsern Schosser schriftlich gethan, wie man gotlicher Weise zukunfftigem auffruh begegnen soll‹ (worunter ich nach dieser Inhaltsangabe eben jenen besprochenen Sermon verstehe). Zweitens hat der Herzog von ihm verlangt, daß er sich einem Verhör vor den Wittenbergern unterziehen sollte, was aber Münzer rund ablehnte: ›Wolt ihrs haben, ich sol vor den von Wittenberg allein verhoret werden, das bin ich nicht gestendig‹ (N. Mitt. XII, 169). Und dabei ließ man es bewenden, obwohl man sich soeben von seiner Geistesrichtung mit eigenen Ohren überzeugt hatte. Obwohl der

Schösser unter Hinweis auf die Gefahr immer von neuem auf ein Verhör drängte, geschah nichts. Von alledem erhielt Luther durch Spalatin Kunde. Und es wird dabei sein Bewenden haben müssen, daß Luther, wie ich schon früher in m. M. Luther II, 147 und Anmerkung zu S. 146 betont habe, auf Grund des Umstandes, daß Münzer, wie er gethan, vor den Fürsten hatte predigen dürfen und man trotz seiner Erklärung vom 13. Juli nichts that, um ihn verhören zu lassen, seinen Sendbrief schrieb, in dem er freilich auch auf andere Auslassungen Münzers einging. Endlich muß noch erwähnt werden, daß in dem von Albrecht am Schluß seiner Darlegungen angeführten Titel von Münzers Gegenschrift ›Hoch verursachte Schutzrede‹ S. 205 sich wohl ein Druckfehler eingeschlichen hat: ›mit verklärter Weise‹ (Strobel S. 162 u. Seidemann S. 47 schreiben: ›mit erklärter Weise‹), während der Originaldruck nach Enders wohl richtigem Neudruck ›verkärter Weise‹ bietet. —

Wie die eben besprochene Schrift, sind auch die beiden folgenden Nummern: ›Ein Sendbrief des Herrn Wolfen von Salhausen‹ etc., zu dessen Verständnis der Herausgeber mit großer Spezialkenntnis erstaunlich Vieles beigebracht hat, sowie der ›Sendbrief an Bürgermeister etc. zu Mühlhausen‹ S. 230, die man sonst in den Briefsammlungen fand, mit Recht hier aufgenommen worden. Richtig ist auch der Nachweis, daß, wie schon Enders annahm, das Datum des Briefes ›Sonntag Ass. Mar.‹ hier Sonntag nach Mariä Himmelfahrt aufzulösen, der Brief also am 21. August geschrieben worden ist. Leider hat sich das Anfang des vorigen Jahrhunderts noch in Mühlhausen vorhandene Original nicht auffinden lassen. Besondere Beachtung verdient dann wieder die Bearbeitung der Schrift ›Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend‹ S. 243 ff., auch nach der Richtung, als Wredes Mitteilungen (in den Reichstagsakten) über das Wormser Edikt wertvolle Ergänzungen erfahren. In der Einleitung zur Schrift ›Von Kaufhandel und Wucher‹ etc. S. 282 ff., war mir die auf S. 283 sich findende Notiz besonders interessant, daß dem Herausgeber allein von der ersten Ausgabe 62 Exemplare bekannt geworden sind, woraus man einen Schluß auf die große Verbreitung und die Bedeutung, die die Schrift gehabt hat, wird ziehen dürfen. Sehr ausführlich ist die Einleitung zu dem Bericht über das Gespräch Luthers mit Carlstadt in Jena, den sog. Acta Jenensia S. 322 ff., faßt doch der Herausgeber in gedrängter aber übersichtlicher Darstellung das Verhältnis zwischen den beiden Gegnern seit Luthers Rückkehr von der Wartburg bis zu Carlstadts Vertreibung aus Sachsen zusammen, und ich stehe nicht an, das als die beste Darstellung zu bezeichnen, die wir darüber haben. Aller-

dings kann ich nicht verhehlen, daß ich meinen früher (M. Luther II, S. 577 Anm. z. S. 149) ausgesprochenen Zweifel an der Möglichkeit, in die Chronologie der Schriften Carlstadts, von denen ich selbst 29 Originaldrucke besitze, namentlich im Jahre 1524, Ordnung zu bringen, noch immer hege. Jedenfalls ist der Versuch einer historisch fundierten Bibliographie der Schriften Carlstadts ein dringendes Bedürfnis. Auch habe ich Bedenken, den sicher durch die persönliche Gegnerschaft sehr gefärbten Berichten des Caspar Glatz so viel Glaubwürdigkeit zuzusprechen, als Albrecht S. 325 und 327 thut. Die Frage, ob Martin Reinhard v. Jena wirklich Verfasser und Herausgeber der Acta ist, wird, soweit ich sehe, nicht untersucht. Albrecht schreibt S. 329: Am 3. Okt. [De Wette II, 552. Enders V, 32] hatte er (Luther) es in den Händen, nachträglich [am 27. Okt. De Wette II, 557. Enders V, 39] nennt er Martin Reinhard als Verfasser. Aber Luther schreibt a. a. O. *Orlamundae acta nequiter edidit Martinus Reinhardus*. Es könnte ja hier *pars pro toto* genannt sein, auch könnte Luther aussagen wollen, daß die Wiedergabe der Orlamünder Verhandlungen böswillig wiedergegeben sein, während er den Inhalt der Jenenser anerkannte, aber sicher ist das nicht, und nachträglich finde ich, daß P. Pietsch am Schluß des Bandes S. 814 sehr richtig darauf aufmerksam macht, daß nur in dem Bericht über die Orlamünder Verhandlungen einmal der Berichterstatter mit seiner Person hervortritt (342, 7) und daß zwischen beiden Berichten insofern ein formeller Unterschied stattfindet, als im Jenaer die Reden meist nur durch die Namen der Redenden eingeführt sind, im Orlamünder aber meist durch einen Satz. Und mir wird die Sache ganz unklar, wenn wirklich, was Albrecht oder Berger (S. 330) ohne Begründung allerdings nur als Vermutung ausspricht, der Urdruck von Georg Erlinger in Wertheim herrühren sollte. Das letztere halte ich für unmöglich, wenn Reinhard Verfasser und Herausgeber ist. Seine und Carlstadts endgültige Ausweisung ist vor Ende September nicht erfolgt, ja die Art, wie Luther am 27. Okt. über seinen Weggang von Jena spricht, läßt vermuten, daß Reinhard erst kurz vor diesem Termin die Stadt verlassen hat. Jedenfalls hat er sich erst später nach Süddeutschland gewandt, und wurde am 17. Dez. in Nürnberg ausgewiesen. Da Luther die Schrift aber schon am 3. Okt. kannte, kann kein süddeutscher Druck vorliegen, und der fragliche Druck wird, zumal wenn ihn Reinhard wirklich besorgt hat, noch in Jena entstanden sein. Uebrigens ist zu beachten, daß er das Eingangswort der Bannbulle gegen Luther ›*Exsurge Domine*‹ als Motto auf dem Titelblatt trägt. —

›Der 127. Psalm an die Christen zu Riga in Liefland‹ (S. 348 ff.), .

über den Albrecht sich bereits ZKG XVII S. 398—400 ausgelassen hat, wird richtig in die zweite Hälfte des Jahres 1524 gesetzt sein, dafür spricht auch die Stellung, die ihm Obsopoeus in seiner Farrago giebt; auch wird man P. Pietsch zustimmen müssen, wenn er S. 350 darauf hinweist, daß Luther an der Ausgabe von 1534 nur insoweit beteiligt sein wird, als er sie zugelassen hat. Für die Frage, wer sie veranstaltet hat, weiß ich nichts beizubringen. Unrichtig ist die Erklärung von Pietsch S. 361: stationarii = Reliquienhändler. Stationarii ist dasselbe wie terminarii, die von den einzelnen Bettelklöstern in ihre Termineien zum Betteln geschickten Mönche. — Als letzte der Druckschriften folgt endlich »ein Brief an die Christen zu Straßburg wider den Schwärmergeist« (S. 380 ff.) mit einer die Sachlage erschöpfenden Einleitung, deren Begründung im Einzelnen der Herausgeber bereits früher in dem mehrfach angezogenen Aufsatz in den Beiträgen zur Reformationsgesch. S. 17 ff. gegeben hat. Mit Recht betont er gegen meine Annahme, daß die zwei, die vordem nach Luthers Meinung geschickter die tropische Auslegung vertreten haben, Honius und vielleicht Erasmus seien, Luthers Bemerkung »die geschickter zu mir geschrieben haben«. Danach wird man allerdings besser an den Brief des Franz Kolb denken. —

Den zweiten Teil des Bandes füllen wesentlich nach den Handschriftenreihen der Jenaer Bibliothek, unter Hinzunahme der im Druck überlieferten, 63 Predigten, die allerdings nicht alle in diesem Jahre gehaltenen Predigten (vgl. S. 403) umfassen. Die Vorbemerkungen wie die sehr dankenswerte Uebersicht über Luthers Predigtthätigkeit in dem fraglichen Jahre rühren von P. Pietsch her, während Buchwald im Wesentlichen den Text besorgt hat, doch sind bei der Benutzung immer die teilweise sehr umfänglichen Nachträge von P. Pietsch am Schluß des Bandes zu berücksichtigen. Ob die Predigten, die in der Handschrift durchaus nicht alle als von Luther herrührend direkt bezeichnet sind, wirklich alle ihm zugeschrieben werden dürfen, muß ich dahin gestellt sein lassen, da sich dies nur auf Grund sehr eingehender, die Mühe kaum lohnender Einzeluntersuchungen feststellen ließe, wozu mir die Zeit fehlt. Daß wie die früher aus den Rörerschen Handschriften mitgeteilten Predigten auch diese manche interessante Einzelheiten bieten, lehrt schon ein flüchtiges Durchblättern. Auf einzelne wichtige Punkte, auch auf die Anwesenheit fürstlicher Persönlichkeiten bei den Predigten hat schon der Herausgeber in den Vorbemerkungen — eine dankenswerte Neuerung — aufmerksam gemacht. Ich erwähne hier noch die wichtigen Auslassungen de praedestinatione S. 456 f., über den Kampf gegen die Wittenberger Stiftsherrn 516 f., 546, 759, die Kanonisation des hl. Benno

S. 546, 10, 553, 14, 565, 636, 22 f.; über die Ehescheidung S. 559; über die Feier des Fronleichnamfestes in Wittenberg und Remberg S. 570; gegen die Bestimmung mancher Innungen, keine unehelich Geborenen zuzulassen, wie überhaupt über das Zunftwesen S. 651; Ueber falsche Propheten, Kindertaufe S. 668; Sabbathfeier 692 f. 709. Sehr merkwürdig ist eine Aeußerung über den Gemeindegesang S. 719, 3 ff.: *Damnavimus cantica in templis. Pro pueris bonum est, ut discant, sed quod adulti hoc faciunt, nihil est.* Besondere Beachtung aber verdienen die ausführlichen Auslassungen über das Wesen der Ordination und ihr Verhältnis zum allgemeinen Priestertum aller Gläubigen S. 721 ff., die vielleicht die klarsten sind, die wir von Luther über diese Frage haben.

Erlangen.

Theodor Kolde.

Hilde-Gudrun. Eine Sagen- und Literaturgeschichtliche Untersuchung von Friedrich Panzer. Halle a. S., M. Niemeyer, 1901. XV, 452 S. 12 M.

Der Verf. hat seine Arbeit in der Absicht unternommen, die mhd. Gudrun-Dichtung entgegen den herrschenden Anschauungen als das einheitliche Werk eines Verfassers zu erweisen. Durch eine für diese Hauptfrage erschöpfende Behandlung der Form und des Inhalts, der Dichtung und der Sage hat er sein Ziel zu erreichen gesucht. Bei weitem der größte Teil des Buches ist der Sage gewidmet und hier ist sein Werk überreich an neuen Resultaten. Aber er selbst zweifelt, ob sie Anerkennung finden werden, und mir scheint dieser Zweifel sehr begründet; ich halte die Ergebnisse der Untersuchung für unrichtig, die Methode für verfehlt.

L. Laistner hat in der ZfdA. 38, 113 ff. nachweisen wollen, daß die Orendelsage, die Erzählung von Buovo von Antona, der erste Teil des Romans von Apollonius von Tyrus, auch Rothers Brautfahrt zu einem verbreiteten Märchentypus gehören, zu dem Märchen vom Goldner oder Eisenhans oder Werweiß. In diesen Kranz hat Panzer auch die Hildensage eingeflochten.

In einer deutschen Fassung ist das Märchen aus Grimms Sammlung (Nr. 136) bekannt; aber neben dieser finden sich in Deutschland selbst und bei andern Völkern Europas und Asiens noch viele andere, zum Teil stark abweichende Fassungen — 72 führt der Verf. an —, als deren Kern er auf S. 254 folgendes angiebt: »Ein Knabe — es ist zumeist ein Königssohn — kommt in die Dienste eines dämonischen Wesens (des Eisenhans bei Grimm) und erwirbt bei ihm goldene Haare. Er scheidet von ihm entweder in Güte und erhält dann

die Zusicherung fortdauernden Beistandes, oder im Bösen, ihm heimlich auf einem wunderbaren Rosse entfliehend, das dann im folgenden die Rolle des dämonischen Helfers übernimmt. Als Tier oder Mensch niedrigen Standes verkleidet, tritt der Held, gewöhnlich als Gärtner, in die Dienste eines Königs, giebt sich vielleicht noch als einen Grindkopf, Narren, Stummen aus. Die Königstochter aber entdeckt die goldenen Haare unter der Verkleidung des Dienenden, verliebt sich in ihn und begehrt ihn, nachdem er zumeist noch in einem ritterlichen Spiel, bei dem nur die Prinzessin ihn erkannt hat, einen Beweis seiner adeligen Herkunft geliefert hat, zum Mann. Der Vater muß einwilligen, verbannt das Paar aber vom Hofe. Gleich darauf entsteht ein Krieg; der verachtete Schwiegersohn will mitziehen und erhält zum allgemeinen Spott eine elende Mähre. Er aber vertauscht heimlich den Klepper gegen sein irgendwo verborgenes Wunderroß, bez. erhält vom Eisenhans Roß und Rüstung und besiegt so dreimal den Feind. Zweimal vermochte er sich einer Erkennung zu entziehen, in der dritten Schlacht wird er verwundet, erkannt und nun auch vom alten König freudig als Schwiegersohn angenommen. Das soll die Grundlage der germanischen Hildensage sein. Wie alt das Märchen ist, wie es zu seinen Gestalten gekommen ist, in welcher Form und ob es überhaupt im 8. oder 9. Jahrh. im westlichen Europa bekannt war, bleibt unerörtert. »Es wäre interessant genug«, sagt P. 255, »eine genaue Analyse des Stoffes mit all seinen Varianten zu geben, auch böte eine derartige Untersuchung zugleich ein über unser Märchen hinaus reichendes methodisches Interesse, da sich für Sagenkritik mancherlei dabei lernen ließe; doch würde uns das allzu weit von unserem Gegenstande entfernen«. Jede einzelne Fassung des Märchens und jede Darstellung der Hildensage glaubt er heranziehen zu dürfen, und wo er in irgend einer Form des Märchens oder der Sage einen übereinstimmenden Zug findet, hält er sich für berechtigt, diesen Zug als ursprünglich und als Beweis für die Identität anzusehen, mag er auch in ganz anderem Zusammenhang stehen oder unwesentlich und selbstverständlich sein.

Als Ausgangspunkt für seine Untersuchung nimmt er nicht, wie man erwarten sollte, die einfache Erzählung Snorris, sondern die Darstellung der mhd. Dichtung, die in ihrem Reichtum von Personen und Szenen natürlich leichter Vergleichungspunkte bietet. Sie sieht er als die echtste Form der Sage an, obschon er nicht verkennt, daß auch sie nicht einheitliche Erfindung ist. Aus dem Widerspruch, daß Hetels Boten sich einerseits für geächtete Fürsten ausgeben, anderseits als Kaufleute auftreten, schließt er auf eine ältere, dem Märchen näher stehende Form, in der das Kaufmannsmotiv noch

keine Aufnahme gefunden hatte; und weiter nimmt er an, daß es ursprünglich nicht Wate und Horant, sondern Hettel selbst gewesen sei, der als unbekannter Fremdling an Hagens Hof geweiht habe. Er selbst habe im Zweikampf mit Hagen Proben seiner Meisterschaft abgelegt; er selbst durch seinen Gesang die Königstochter berückt. Damit glaubt er die Brücke zum Märchen geschlagen zu haben. Wie Hetel-Horant durch seine süße Stimme Gelegenheit findet, Hilde insgeheim zu sprechen, so erzeuge auch in einigen Versionen des Märchens der Gärtnerbursche durch seine ausgezeichnete Sangeskunst die Aufmerksamkeit der Königstochter; besonders eine arabische Erzählung schildere ausführlich den entzückenden Gesang, das wundervolle Lautenspiel und die Tanzkunst des Grindkopfs; und gerade wie in der Dichtung werde er in das Zimmer der Prinzessin bestellt, um dort seine Kunst zu wiederholen (S. 261. 302 ff.). Wie Hetel-Wate am irischen Hofe seine Meisterschaft in der Fechtkunst darthue, so zeige auch der Goldner seine Meisterschaft in einem Turnier, im Ringelstechen, Kugelwerfen, Wettrennen, im Fechtspiel u. dgl. Freilich sei da der Vater nicht an dem Waffenspiel beteiligt und das Spiel diene einem anderen Zweck, die Hand der Prinzessin sei zum Preise ausgesetzt. Das sei aber gewiß eine secundäre Umbildung des Märchens; das Ursprüngliche finde sich im Roman von Apollonius und im Jourdain de Blaivies, die gleichfalls aus dem Goldner-Märchen stammten. — Wenn diese Combinationen schon überkühn sind, so noch mehr das Folgende. P. findet selbst, daß die Fortsetzung weniger Uebereinstimmung zeige. Von einer Entführung der Königstochter, von der Verfolgung des Schwähers und seinem Kampf mit dem Entführer erzähle das Märchen nichts, aber diese Abweichungen seien nicht so bedeutend, wie es auf den ersten Blick scheine (S. 315). Entführt werde die Tochter im Märchen freilich nicht, aber sie werde doch mit ihrem unwürdigen Gatten vom Hofe verwiesen, und selbst von einer Flucht des Goldners wisse das Märchen zu berichten; er fliehe aus dem Turnier, in dem er alle Gegner siegreich bestanden, er entfliehe später noch einmal in den dreimal wiederholten Kämpfen, die der Schwäher gegen die abgewiesenen Freier zu bestehen habe. Daß diese Flucht in ganz anderem Zusammenhang steht und ganz andere Bedeutung hat, daß der Goldner nicht entflieht, um wie Hetels Boten seine Beute in Sicherheit zu bringen, sondern um sich der Erkennung und Anerkennung zu entziehen, daß es sich in der Hildensage nicht sowohl um Flucht, als um Entführung handelt, das kommt weiter nicht in Betracht; durch die Möglichkeit, dasselbe Wort in verschiedenem Sinne zu gebrauchen, läßt der Verf. hier und anderwärts sich verführen, verschiedene Dinge und

Vorgänge gleich zu setzen. Ferner, der Goldner kämpfe zwar nicht gegen seinen Schwäher, wie Hettel gegen Hagen, im Gegenteil, er stehe ihm im Kampfe bei. Aber, meint P. S. 216, »wir wissen, daß in einer Reihe von Versionen der Feind, der den König bekriegt, ein ehemaliger Freier der Königstochter ist, dessen Aspirationen Goldners erfolgreiche Werbung geschädigt hat«. Da habe es bei dem ausgesprochenen Gegensatz, in dem der Goldner zum Schwiegervater gedacht werde, gewiß sehr nahe gelegen, unter Ausscheidung des gleichgültigen Dritten den Goldner direct mit dem Feinde des Schwähers zu identificieren; zumal auch der Goldner vom König verwundet werde, gerade wie Hetel von Hagen. Ich finde, daß es sehr fern liegen mußte, und verstehe nicht, wie der Umstand, daß sowohl Hetel als der Goldner verwundet werden, den seltsamen Rollentausch hätte begünstigen sollen. Denn die Verwundung beider geschieht unter Umständen, die eine Vergleichung ausschließen. Hagen tritt dem Räuber seiner Tochter in feindlicher Absicht entgegen, er will ihn vernichten; der Märchenkönig läßt dem Goldner nachjagen, weil er sich ihm zu Dank verpflichtet fühlt; er will wissen, wer der tapfere Mann ist, der ihm so unerwartete Hülfe gebracht hat; und wenn er ihn nach einigen Versionen selbst verfolgt und ihm, da er ihn nicht erreichen kann, seinen Speer nachschleudert, so dient die Wunde doch nur als Zeichen, an dem er glücklich erkannt wird. Also alles ist ganz anders, Motive und Situationen. — Nicht zu leugnen ist, daß das Märchen und die deutsche Hildensage ähnlich schließen. P. hebt das S. 317 f. kräftig hervor: »Gewiß nicht zufällig trifft die Sage mit dem Bericht des Märchens zusammen, daß der Schwäher in dem Augenblick, da seine völlige Niederlage unvermeidlich scheint, durch das Eingreifen des Schwiegersohnes gerettet wird. Und völlig fällt der Schluß der Erzählung in unserem Gedicht mit dem Märchen zusammen; als die Heldenschaft des Entführers im Kampf sich bewährt hat, weigert ihm Hagen nicht länger die Tochter, genau wie der Schwäher des Märchens, nachdem in Goldner der Retter in der Schlacht erkannt ist. Und wenn Hagen vollends glücklich ist über die Wahl seiner Tochter, nachdem er die Macht und den Reichtum der Hegelinge erkannt hat, so sagt genau dasselbe das Märchen in seiner Sprache: der alte König ist voll befriedigt, als der Schwiegersohn beim Siegesmahle die Märchenherrlichkeit seiner Goldhaare enthüllt«. Gewiß, Aehnlichkeiten sind da, aber nicht mehr als sich von selbst ergeben mußten oder konnten; auf die ursprüngliche Identität der beiden Erzählungen ist daraus ebenso wenig zu schließen, als wenn ihnen noch der Satz hinzugefügt wäre: »Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch!«

Also Hetel ist der Goldner; wer ist Wate? In der Fechtscene am irischen Hofe ist er der Vertreter Hetel-Goldners; in dem Kampf der gleichgültige Dritte, gegen den Hetel-Goldner dem Schwäher zu Hülfe eilt; in der Hauptsache aber ist er der Dämon, dessen Zauberkünsten der Goldner alle seine Erfolge verdankt, Wate ist der Eisenhans. Wie Wate ursprünglich ein Wasserriese war, so haust in zwei Märchenversionen der Eisenhans auf dem Grunde eines tiefen Moores, in einer andern auf dem Grunde eines Sees, in der vierten in einer Cisterne, und in fast allen Fassungen ist er der Besitzer eines Teiches oder Brunnens, in dem der Held des Märchens sich die Haare vergoldet (S. 291). Wie Wate der Erzieher Hetels ist, so wächst der Goldner beim Eisenhans auf; wie Wate dem König Hetel seinen Beistand leiht, so der Eisenhans dem Goldner; und endlich: wenn Wate nach glücklich beigelegtem Streit die Wunden heilt, so entspricht auch das den Fähigkeiten des Eisenhans. In der böhmischen Fassung unterrichtet er den Prinzen besonders über die Kräfte der Blumen und Kräuter und verbindet ihm die Wunde, die er im Kriege erhalten hat; in einer russischen Fassung macht der Bettler, der dort den Eisenhans vertritt, dem Helden seine Füße gesund; das Mäuschen, das in einer wendischen Volkssage die Rolle des Eisenhans spielt, heilt mit einem Wunderpflaster die Wunde, die der Held im Kriege erhalten und der böse Arzt ihm vergiftet hat; in der albanesischen Version heißt der Eisenhans geradezu miek, d. h. Arzt, wie Wate str. 529, 3.

Ich wüßte in der That kaum, was man durch solche Künste nicht als identisch erweisen könnte, und selbst wenn ich alle diese willkürlichen und unwahrscheinlichen Combinationen gelten lassen wollte, würde ich doch nicht glauben, daß der Ursprung der Hildensage aus dem Märchen erwiesen sei; denn fast alle Züge, auf die P. seine Behauptung gründet, sind m. E. in der Hildensage nicht ursprünglich. — Bisher hat allgemein die Ansicht gegolten, und sie wird auch fürderhin in Geltung bleiben, daß in dem einfachen Bericht Snorris die relativ älteste und echtste Gestalt der Sage vorliege; daß alle Personen, die neben Hetel, Hagen und Hilde in die Handlung eingreifen, erst später aufgenommen sind, und daß namentlich der freundliche Abschluß, den die Ereignisse in der deutschen Dichtung des 13. Jahrh. finden, auf jüngerer Umgestaltung einer alten Walkürensage beruhen. Was die Hildensage und der Kampf des Heteninge ursprünglich bedeuteten und wie die Sage allmählich zu ihren verschiedenen Formen gekommen ist, auf diese Fragen will ich nicht eingehen; selbstverständlich kann, wer sie überhaupt aufwirft und zu beantworten sucht, hypothetischer Constructionen, zu denen

das Material aus der dürftigen Ueberlieferung selbst genommen werden muß, nicht entraten. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen, die die mhd. Dichtung unmittelbar angehen, und bezeichne kurz, was ich aus ihr für die Geschichte der Sage glaube entnehmen zu dürfen und zugleich als Voraussetzung ihres Verständnisses ansehe.

In unserem Epos werden an vielen Stellen Wate und Fruote als ein ebenbürtiges zusammengehöriges Heldenpaar angesehen, obwohl die Bedeutung Fruotes für die Handlung verschwindend klein ist. Ich habe schon früher hieraus geschlossen, und halte daran fest, daß es eine Gestalt der Hildensage gab, in der Wate und Fruote Hetels Werbung ausführten, jeder in einer charakteristischen Rolle, wie sie unsere Dichtung noch deutlich erkennen läßt. Fruote, der Bedeutung seines Namens entsprechend, giebt den Rat, die gefährliche Werbung mit List in der Verkleidung von Kaufleuten auszuführen; Wate verspricht an der Fahrt teilzunehmen, verschnäht aber den trügerischen Schein; er hält sich im Schiff verborgen und tritt erst hervor, wo man seiner Heldenkraft bedarf, vielleicht schon bei der Aufhebung der Jungfrau am Strande, wohin sie durch die Schätze der Kaufleute gelockt ist, jedenfalls später im Kampfe gegen Hagen. Diesen Kampf läßt das Epos durch Hetel schlichten, aber ursprünglich fand die Sage wohl einen andern Ausgang, durch den sie den nordischen Berichten näher stand. Denn das ältere Alexanderlied bezeugt eine Version, nach der Hagen von Wate erschlagen wird. Von Hetel wird nichts gesagt; er blieb also vermutlich unversehrt, war vielleicht an dem Kampfe gar nicht beteiligt, und gewann Hilde zum Weibe. Von dem Charakter Hagens meldet das Alexanderlied nichts; wenn jedoch die Tochter die Gattin des Entführers wurde, so muß man wohl voraussetzen, daß er als ein schlimmer Tyrann dargestellt war, dessen Tod selbst die Tochter als eine Wohlthat empfand. Die Kenntnis solcher Version verrät der mhd. Dichter, wenn er, obwohl es zu seiner Darstellung gar nicht mehr paßt, Hagen zu wiederholten Malen als Teufelskönig bezeichnet und in Str. 288 es als schändliche Lüge zurückweist, daß Hagen lasterliche zu Baljan geherrscht habe.

Neben dieser Sage muß es eine andere gegeben haben, in der Horant die Hilde erwirbt. Diese Form bezeugt ein altes ags. Gedicht, Deors Klage. Zwar wird dort von Horants Tat im Dienste Hetels nichts berichtet; aber wenn Heorrenda als der berühmte Sänger der Heodeningas bezeichnet wird, so wird die Sage doch wohl schon damals etwas von ihm zu berichten gehabt haben, und die einzige That, die von ihm bekannt ist, ist eben die Entführung der Hilde. Welchen Ausgang die Erzählung in dieser Sage hatte, bleibt

ungewiß. Möglich ist, daß die Entführung das eigentliche Thema des Liedes war, und die Verfolgung des Paares, wenn überhaupt von ihr die Rede war, wenigstens nicht zu einem vernichtenden Kampf gegen den Vater führte (vgl. die Flucht von Walther und Hildegunde aus Etzels Reich und die Flucht Herborts). Auch braucht man nicht anzunehmen, daß diese Horantsage eine Umbildung der Sage ist, wie sie Snorri erzählt; beide können selbständig aus dem Boden der mythischen Anschauung, die im Hjadningavíg lebte, entsprossen sein. Denn daß dieser immerwährende Kampf auf einer mythischen Anschauung des germanischen Alterthums beruht, auch daran wird nicht leicht jemand zweifeln, obwohl P. meint, die Erweckung der Toten durch Hilde stamme aus keltischem Glauben und habe mit der Hildensage gar nichts zu thun. — Wie es sich auch damit verhalten mag: die Entführung der Hilde durch Hetels Boten setzt jedenfalls voraus, daß Hilde sich mit einer wesentlich passiven Rolle begnügen mußte, nicht mehr als die streitstiftende und blutige Wunden heilende Walküre auftrat. Und doch muß auch diese älteste Gestalt der Sage, auf die Snorris Bericht und deutlicher die Strophen des alten Bragi hinweisen neben den erweiterten Formen fortbestanden und bekannt geblieben sein. Denn die wunderliche Scene unserer Dichtung, wo Hilde das Verlangen äußert, ihres Vaters Wunden zu schauen, aber das Anstandsgefühl einer verfeinerten Zeit die jungen Damen abtreten und den alten Wate ihre Stelle einnehmen läßt, ist doch nur so zu verstehen. Auch Saxo, in dessen Bericht Hilde gleichfalls rein menschlich erscheint, kennt noch die ältere Sage; er erwähnt sie am Schluß als Gerede der Leute.

Die beiden Sagen, die, in welcher Horant, und die andere, in der Fruote und Wate für Hetel werben, sind in unserem Epos mit einander verbunden. Die drei Helden haben jeder ihre alte Rolle behalten: Horant tritt als Sänger auf, Fruote als Kaufmann, Wate als tapferer Krieger. Aber gleichzeitig ist auf alle drei eine neue, sie zur Einheit verbindende übertragen: sie geben sich für geächtete Fürsten aus. Dieser Umbildung, für die vielleicht die Rother sage, deren nahe, bis auf die Uebereinstimmung in einzelnen Wendungen sich erstreckende Beziehungen zur Gudrundichtung ja längst bekannt sind, den Anlaß gegeben hat, verdanken wir die Scenen, in denen die Helden ihren Besuch bei Hofe machen und namentlich die hübsche, aber für den Fortschritt der Handlung doch ganz gleichgültige Episode, wo Wate mit Hagen sich im Schirmkampf mißt ¹⁾. Weiter

1) Daß sie auf französischem Vorbild beruht, hat Martin gezeigt, Textausgabe S. XXVII; vgl. Panzer S. 280 f.

aber hängt mit diesem freundschaftlichen Verkehr der Helden am Hofe aufs engste zusammen die Umbildung von Hagens Charakter und der freundliche Ausgang des Ganzen. --

Die Entwicklung der eigentlichen Hildensage hatte hiermit ihren Abschluß erreicht; die reichste Ausgestaltung aber fand sie in der Sage der Gudrun. P. freilich läßt diese »landläufige Ansicht«, nach der die Gudrunsage nur eine Variante der Hildensage ist, nicht gelten. Er nimmt zunächst in der Erzählung zwei scharf geschiedene Teile wahr: die Herwigsage, die bis zur Heimkehr der Hegelingen von der Schlacht auf dem Wülpenwerde reiche, und die Gudrunsage, die das übrige umfasse.

Die Herwigsage erklärt er für identisch mit der Sage von Herbolt von Dänemark, die wir aus einem kurzen Bericht im Biterolf, und aus einem ausführlicheren in der Thidreksaga kennen, und diese leitet er dann ebenso wie die Hildensage aus dem Goldnärmärchen ab (335 f. 417 f.). Ich will nicht näher auf die Beweisführung eingehen und nur bemerken, daß P. den eigentümlichen Charakter der Erzählung in der Thidreksaga nicht erkannt oder wenigstens nicht gewürdigt hat. Die Quelle des Sagaschreibers war offenbar ein Lied, das einen alten Recken travestierend mit Spielmannshumor behandelt hatte. Der Erzähler führt ihn als ein Spiegelbild feiner höfischer Bildung ein; König Artus und seine Mannen stimmen darin überein, daß kein inländischer noch ausländischer Mann so fein und höflich wäre in allen Dingen; und dann wird als Beispiel dieser feinen Gesittung angeführt: »und es geschah einmal, als er sich gewaschen hatte und an des Königs Tische diente, daß er kein Handtuch nehmen wollte, sondern die Hände emporhielt in den Sonnenstrahl und sie trocknete«. Offenbar ist das ein possenhafter Zug; aber P. faßt ihn ernst auf und findet nun (S. 419), daß er in zwiefacher Weise mit dem Vorhergehenden in Widerspruch stehe; einmal passe der hautverderbende Bauernbrauch nicht zu den feinen Manieren Herborts, sodann hätte er, der den König bedienen sollte, sich gar nicht im Speisesaal die Hände waschen dürfen. Das Waschen müsse also ursprünglich bei einer andern Gelegenheit geschehen und das Merkwürdige dabei etwas andres als das Trocknen der Hände in der Sonne gewesen sein. Nun finde sich in dem Märchen thatsächlich eine Waschscene, bei der sich etwas Merkwürdiges ereigne. In mehreren Varianten erfolge die Entdeckung Goldners durch die Prinzessin dadurch, daß er Morgens am Bach oder Brunnen sich wasche und dazu die Fellkleidung, den Hut, die Blase u. s. w. ablege. Hierdurch werden die Goldhaare enthüllt, die nun derart in der Morgensonne funkeln und strahlen, daß durch diesen Glanz die Aufmerk-

samkeit der Königstochter erregt werde. Aus dieser vernünftigen und wohlbegründeten Episode erkläre sich die widerspruchsvolle Erzählung der Saga. Alle Requisite finden sich wieder: »der Held in dienender Stellung, das Waschen, die Sonne, — nur das Goldhaar fehlt«. Aber auch dafür weiß P. Rat; die Saga kennt es auch, nur an anderer Stelle. Eines Tages nämlich läßt Herbort, um die Aufmerksamkeit der jungen Königin auf sich zu lenken, in der Kirche erst eine goldene, dann eine silberne Maus laufen. Natürlich auch wieder ein possenhafter Zug. P. findet, daß es ein höchst ungeschicktes, ja überhaupt unzureichendes Mittel wäre, den vorgeschriebenen Zweck zu erreichen. Denn die goldene Maus sei wohl geeignet, Hilde zum Aufblicken zu bewegen, so daß der Fremde ihr Antlitz sehen könne, aber es sei unverständlich, wie ihre Aufmerksamkeit dadurch auf den weit abstehenden Herbort gelenkt werden könne. Ursprünglich müsse Herbort das Gold notwendig an sich getragen haben; die goldene und silberne Maus sei nur Umgestaltung für das Goldhaar und die goldene und silberne Rüstung, die der Eisenhans seinem Schützling gewähre. Auch der Dichter des Biterolf habe gewiß noch eine Erinnerung daran besessen, wenn er seinem Herbort einen Hirsch mit goldenem Geweih ins Wappen setze. — Das möge genügen. Daß die Herbortsage aus dem Goldnärmärchen stamme, dafür ist auch nicht der Schatten eines Beweises erbracht.

Die Herwigsage soll also bis zur Heimkehr aus der Schlacht auf dem Wülpenwerde reichen. Die Anregung zur Fortsetzung, meint P. S. 447, habe der Dichter wohl aus dem Rother empfangen, wo die Gattin des Helden, die von ihm auf ganz ähnliche Art gewonnen werde wie Gudrun von Herwig(?), ja gleichfalls entführt und rückentführt werde. Aber seine eigentliche Quelle sei doch nicht der Rother, sondern die Salomonsage gewesen. Es habe ihm nicht entgehen können, daß die Fortsetzung des Rother auf der Salomonsage beruhe, und diese sei ihm in einer weit vollständigeren und ursprünglicheren Fassung zugänglich gewesen, als dem Rotherdichter. Daher stamme die Erzählung von der Ankunft der Hegelinge in der Normandie, die Landung und Bergung des Heeres, die Kundschaft der Fürsten, die Erkennung, die Vogelbotschaft, die List der Gudrun, Wates Hornruf, die Teichoskopie, die Schlacht, die Heimkehr; daher auch Hartmuots Schwester Ortrun (S. 368—398). Neben der Salomonsage aber habe der Dichter die *Historia Apollonii* benutzt und ein altes Volkslied von der wiedergefundenen Schwester (das Südeli-lied, Uhland Nr. 121). In dem Volkslied habe er das Waschmotiv und die Heimführung durch den Bruder gefunden, im Roman die Quelle für das Leiden der Gudrun. Gudrun entspreche der Tharsia,

Ludwig dem Pflegevater Stranguillio, Hartmut dem Fürsten Athénagoras von Mytilene — aus Mytilene wird nebenbei Matelâne hergeleitet —, Gerlint sowohl der Frau des Stranguillio als jenem Kuppler, der die schöne Tharsia für sein Bordell gekauft hat, sie gleich zwingt einen Priapus anzubeten und die Jungfrau unter allen Umständen ihrer Jungfräulichkeit beraubt wissen will. Genau so sei mutatis mutandis Gerlints Verhalten; auch ihr Streben sei vom ersten Augenblick darauf gerichtet, daß Gudrun ihre Jungfräulichkeit verliere (! S. 356). Die Rolle der Hildburg endlich findet er in der Amme Lycoris wieder (S. 359). — Die Begründung dieser Ansichten möge der Leser, den darnach verlangt, in Panzers Buch selbst nachlesen. Daß Einzelnes richtig ist, will ich nicht bestreiten; daß z. B. Beziehungen zwischen der Gudrundichtung und der Salomonsage stattfinden, ist zweifellos, auch längst bekannt und anerkannt; aber wenn z. B. Wates dreimaliges Hornsignal uns ähnlich in der Salomonsage begegnet, so folgt daraus nicht, daß der Erfinder der Gudrunsage sie benutzt habe. Denn abgesehen von der Möglichkeit, daß beide Sagen nur mittelbar verwandt sind und in diesem Zuge auf eine gemeinsame andere Quelle zurückgehen, so läßt sich auch gar nicht dartun, daß diese Hornstöße von Anfang an der Gudrunsage angehört haben, denn wesentliche Bedeutung für die Entwicklung der Handlung haben sie nicht. P. berücksichtigt bei seinen Konstruktionen gar zu wenig, daß nicht alle einzelnen Züge unserer Dichtung gleich alt zu sein brauchen, daß wir die Sage von ihrer Darstellung in unserer Dichtung unterscheiden müssen. Alles was nur der Darstellung angehört, wie die Hornstöße, oder was nur ergebnislose Episode ist, wie die Abenteuer am Magnetberge, kann jünger sein (vgl. unten 784). Daß die Gudrunsage in der Weise, wie P. annimmt, aus verschiedenen andern Sagen zusammengeschmiedet sei, daran ist gar nicht zu denken; m. E. ist sie vielmehr frei erfundene Ausgestaltung der Hildensage, die edelste Frucht, die unter der Pflege der Dichtung an dem alten Stamm der Sage gereift ist.

In einer Beziehung ist die Gudrun der alten Sage näher geblieben als die Hildensage in unserem Epos: sie läßt auf die Entführung eine mörderische Schlacht folgen, in der der Vater fällt; ihr eigentümliche Neuerungen zeigt sie namentlich in folgenden drei Punkten: die entführte Jungfrau verschmäht den Räuber; sie ist einem andern verlobt; in einem doppelten Ehebund wird die Versöhnung der streitenden Geschlechter herbeigeführt. Die erste dieser Abweichungen ist aus der alten Sage leicht zu begreifen. Als die Walküre zur menschlichen Jungfrau wurde, ließ sich ihr Verhältnis zum Entführer verschieden auffassen; sie konnte ihm in Liebe ergeben sein, sie

konnte ihn aus irgend einem Grunde verschmähen. In der Hildensage ist der eine, in der Gudrun der andere Weg eingeschlagen; Hilde läßt sich entführen, Gudrun wird geraubt. Weitere Unterschiede ergaben sich dadurch von selbst. Die Hildensage konnte mit dem Kampf zwischen dem Entführer und dem Vater und dem Tode des Vaters schließen (Alexanderlied), die Gudrunsage verlangte eine Fortsetzung, einen späteren Rachezug, in dem die Jungfrau befreit und der Tod des Vaters gerächt wurde. Um diese Fortsetzung zu finden, dazu bedurfte es wahrlich nicht des Musters der Rother- oder Salomonsage, sie ergab sich für den denkenden Künstler von selbst. Was die zweite Abweichung betrifft, so liegt die Annahme nahe, daß sie zugleich mit der ersten eingetreten sei, daß derselbe Dichter, der annahm, daß Gudrun wider ihren Willen entführt wurde, sie auch zur Verlobten Herwigs machte, denn darin findet ihre standhafte Weigerung, Hartmuots Anträge zu erhören, die natürlichste Motivierung. Aber neben diesem Motiv der Treue kennt unsere Dichtung noch ein anderes, den Stolz vornehmerer Herkunft, und die Art, wie Herwig an dem Rachezuge beteiligt wird, läßt schließen, daß dieser älter ist als seine Teilnahme. Ich brauche, was ich früher hierüber gesagt habe, um so weniger zu wiederholen, als andere, auch P., in diesem Punkte mir zugestimmt haben. — Die Dichtung, in die Herwig aufgenommen war, schloß natürlich mit der glücklichen Vereinigung der Liebenden; ob aber ihr Verfasser auch Ortwin und Ortrun, Hartmuot und Hildburg vermählte und dadurch Hegelinge und Normannen freundschaftlich verband, mag unentschieden bleiben. Unverkennbar zwar sind Existenz und Rolle der meisten Personen, die der Gudrun eigentümlich sind, in unserer Dichtung auf diesen Punkt gerichtet. Das Elternpaar Ludwig und Gerlint dienen dazu den Entführer zu entlasten, Ludwig hat der Entführten den Vater erschlagen, Gerlint die Mißhandlungen über sie verhängt: Hartmuots Schuld ist allein seine aufrichtige Liebe; so ist mit ihm der Friede möglich. Ortwin, der Bruder der Entführten, und Ortrun, die Schwester des Entführers, bilden das Paar, durch dessen Vermählung der Friede besiegelt wird. Entscheidenden Einfluß auf den Gang der Handlung haben beide nicht; aber Ortrun ist durch die freundschaftliche Gesinnung, die sie gegen Gudrun gezeigt hat, wohl geeignet, von Ortwin zur Gemahlin genommen zu werden, und sie darf seine Hand annehmen, weil keine Schuld an ihrem Geschlechte auf ihm lastet. Nicht er, sondern Herwig hat Hetels Tod gerächt und den König Ludwig im Kampf getötet; durch Ortwins Jugend ist es genügend motiviert, daß diese That, die von Rechts wegen dem Sohn gebührt, auf einen andern übertragen ist. Und endlich Hildburg, die

treue Gefährtin der Gudrun, sie erfüllt ihren Zweck, indem sie Hartmuots Gemahlin wird; der durfte doch, nachdem ihm Gudrun für immer verloren ist, nicht leer ausgehen. Aber wenn sich auch so die Bedeutung aller dieser Personen erst in dem heiterversöhnlichen Schluß unserer Dichtung erfüllt, so darf daraus doch schwerlich gefolgert werden, daß sie erst mit ihm in die Gudrunsage aufgenommen sind. Ortwin hatte in ihr vermutlich von Anfang an seinen Platz; denn, wenn die Wittwe Hetels einen späten Rachezug ins Werk setzte, was lag da näher, als einen Sohn des Erschlagenen, den Bruder der Entführten daran teilnehmen zu lassen. Gerlint muß ebenso alt sein, als die Darstellung vom Leiden der Gudrun; nur ein Weib konnte diese Mißhandlungen über sie verhängen; und die Aufnahme Ludwigs wurde nicht allein durch das Bestreben den Sohn zu entlasten erfordert, sie ergab sich wohl schon dadurch als notwendig, daß in Herwig auf Seiten der Hegelinge ein Held eingeführt wurde, der durch eine entscheidende That an der Handlung beteiligt werden mußte; denn der Freier der Gudrun konnte in einem Kampf um sie unmöglich ein bloßer Statist bleiben. Nur die Rollen der Ortrun und vielleicht auch der Hildburg erscheinen als lediglich in den Ehebündnissen begründet.

Wie Auswahl und Charakteristik dieser Personen, so ist auch die Reihenfolge der Szenen durch das Ziel der Dichtung bestimmt. Unter den bedeutenderen sind nur zwei, die episodisch sind und sich nicht glatt in den Verlauf der Handlung fügen: die Verkündung des Vogels und die Erkennungsszene am Strande. Von der Erkennungsszene wird der Strom der Erzählung nur mit Mühe in sein Bette zurückgeleitet — es ist nicht genügend motiviert, daß Herwig und Ortwin die Mädchen in der Gewalt ihrer Feinde zurücklassen — und die Verkündung des Vogels beeinträchtigt die Wirkung der Erkennungsszene. Doch würde ich daraus nicht mehr wie früher zu folgern wagen, daß diese Szenen, namentlich die Erkennungsszene jünger seien als dies Uebrige, oder ursprünglich in anderem Zusammenhang gestanden haben. Es ist wohl möglich, daß die Phantasie des Dichters den geraden Weg verließ, zumal wenn er unter dem Einfluß anderer Vorbilder stand.

Im Wesentlichen ist die Hildensage von innen heraus zur Gudrunsage umgestaltet; daß andere Sagen und Dichtungen dabei auf die dichterische Thätigkeit eingewirkt haben, ist dadurch nicht ausgeschlossen und an und für sich wahrscheinlich, aber doch nirgends mit Sicherheit nachgewiesen. Ich glaubte früher, daß in der shetländischen Ballade von Hildina und Hiluge eine Sage erhalten sei, aus der Herwig stamme; ich habe diese Ansicht aufgegeben und

finde, daß P. sie mit Recht ablehnt. Ebenso wenig aber vermag ich seine Ansicht, das Volkslied vom Südeli sei das Original für die Erkennungsscene gewesen, anzuerkennen. Denn die Aehnlichkeiten, auf die P. seine Annahme stützt, mußten sich theils von selbst ergeben, theils braucht man sie nicht als ursprünglich in der Gudrun anzusehen. Daß in der Erkennungsscene eine ältere und jüngere Schicht zu unterscheiden sind, hat schon Müllenhoff erkannt, und gerade in der jüngeren Schicht liegen die Hauptberührungspunkte zwischen der Gudrun und dem Volksliede von der wiedergefundenen Schwester. — Nicht zu bezweifeln ist ein Zusammenhang zwischen der Herbort- und der Gudrunsage, denn beide stimmen in den Namen Ludwig, Hartmuot, Hildburg überein. Ob aber diese Namen in der Herbortsage ursprünglich und aus ihr in die Gudrun übergegangen sind, sehe ich nicht als so sicher an wie andere. Denn während in der Gudrun Hartmuot und Ludwig ihren bestimmten Platz haben, ist Hartmuot in der Herbortsage eine überflüssige Person, und Hildburg, die in unserem Epos zu den Hegelingen gehört, ist in der Herbortsage Ludwigs Tochter¹⁾. Auf jeden Fall aber würde es sich nur um die Entlehnung von Namen handeln; daß die Erfindung der Handlung irgendwie durch die Herbortsage bestimmt worden sei, dafür läßt sich gar nichts beibringen. Das allgemeine Thema einer Entführung war schon mit der Hildensage gegeben.

Auch historische Bestandteile hat man in der Gudrun verschiedentlich nachzuweisen versucht; doch ohne Glück. Nur eine Person scheint einen historischen Namen zu tragen: der Mohrenkönig Siegfried. Längst hat man in ihm den Dänenkönig Siegfried vermutet, der sich im 9. Jahrh. durch seine räuberischen Einfälle den Franken furchtbar machte und 887 in Friesland seinen Untergang fand. Daß dieser heidnische Fürst im Zeitalter der Kreuzzüge zu einem Sarazenen und Mohren gemacht und seine Herrschaft in die orientalischen Fabelländer Alzabé und Abaké verlegt wurde, wäre nicht auffallend. Ja selbst ein bestimmtes historisches Ereignis hat man in der 13. Av. unserer Dichtung wieder zu erkennen geglaubt, die Belagerung der Normannen unter Siegfried und Gottfried in ihren Verschanzungen bei Elsloo an der Maas um 882. W. Müller (Myth. der deutschen Helden. S. 235) hat diese Vermutung ausgesprochen und P. mit großem Eifer weiter verfolgt. Er erklärt daraus die auffällige Erwähnung zweier Mohrenkönige in Str. 702, und glaubt

1) Rüdigers von Martin S. LIII. angenommene Vermutung (ZfdA. 31, 282 f.), Hildburg sei auch in der Gudrunsage ursprünglich Hartmuots Schwester gewesen und erst später durch die Aufnahme der Ortrun aus ihrer hohen Stellung verdrängt, scheint mir nicht ausreichend begründet.

selbst die Vermählung Siegfrieds mit Herwigs Schwester darauf zurückführen zu dürfen, daß zwar nicht der historische Siegfried, aber sein Genosse Gottfried in dem Vertrage von Elsloo eine Tochter Lothars II. als Gattin erhielt. Die letzte Vermutung lehne ich entschieden ab. Denn wie Müllenhoff schon richtig erkannt hat, gehört die Vermählung des Mohrenkönigs mit der Schwester Herwigs, ebenso seine Werbung um Gudrun und alle die Stellen, in denen er als Bundesgenosse der Hegelingen auftritt, der ursprünglichen Sage nicht an. Die Bedeutung Siegfrieds bestand ursprünglich nur darin, daß er durch seinen Einfall in Herwigs Land Hartmut Gelegenheit gab, Gudrun zu rauben; damit war sein Zweck erfüllt. Alles andere ist die Erfindung eines jüngeren Bearbeiters, der diesen Einfall motivieren und die Feindschaft zwischen Herwig und Siegfried dann auch durch einen Ehebund heben wollte. Auch die Aehnlichkeiten zwischen der 13. Av. und der Belagerung bei Elsloo finde ich nicht so beweisend wie P., und gegen die Erklärung von Str. 702, so gern ich sie acceptieren würde, weil die Strophe im Zusammenhang unserer Dichtung ganz unverständlich ist, trage ich Bedenken, weil ich es für fast unglaublich halte, daß die Beziehung auf eine für die Dichtung ganz gleichgültige Person sich durch die Jahrhunderte gehalten haben sollte¹⁾. Aber die Annahme, daß in unserer Dichtung die Erinnerung an die Einfälle der Dänen ins Frankenland fortlebte und Herwigs Gegner wirklich den Namen des historischen Siegfried trage, möchte ich doch nicht ablehnen. Ist sie richtig, so wäre damit zugleich ein chronologischer Anhaltspunkt für die Sagenbildung gegeben. Denn man wird P. (S. 440) zustimmen müssen, daß die Verbindung des Dänen mit der Sage nach aller Wahrscheinlichkeit nicht allzu lange nach den historischen Ereignissen erfolgt sein könne, kaum später als im 10. Jahrh. Damals also müßte die Gudrunsage bestanden haben, wenn auch natürlich nicht mit dem ganzen Reichtum an Helden und Szenen.

Die Frage, ob sie damals selbständig existierte oder nur als Fortsetzung der Hildensage, wüßte ich nicht zu entscheiden. Nur als Fortsetzung ist sie überliefert und vielleicht ist sie nur als Fortsetzung geschaffen. Auf jeden Fall hat sie nur in der Verbindung mit der Hildensage ihre volle Ausbildung erhalten. In der Verbindung beider Sagen war die Notwendigkeit gegeben neue Namen für die Hauptpersonen einzuführen; in ihr findet es seine natürliche Be-

1) Auch Martin nimmt daran Anstoß und sucht es durch die Vermutung zu erklären, dem Bearbeiter des 13. Jahrh. hätten vielleicht die lateinisch geschriebenen Fuldaer Annalen als Quelle gedient. Aber wer möchte dem beipflichten?

gründung, daß Hetels Helden sämtlich auch im zweiten Teil unseres Epos auftreten, obwohl es dem Dichter schwer war, ihnen einen angemessenen Anteil an der Handlung zu geben. Während im ersten Teil Wate, Fruote und Horant ihre bestimmten charakteristischen Rollen haben, findet im zweiten Teil nur Wate Gelegenheit seine Heldenkraft zu betätigen; Horant wird durch seine königliche Würde und die Stelle des Heerführers einigermaßen entschädigt; für den armen Fruote bleibt nicht viel mehr übrig als für Morung und Irolt, die schon im ersten Teile gleichgültige Nebenpersonen sind. Ebenso wird man annehmen dürfen, daß der heitere Abschluß, den in unserer Dichtung beide Sagen finden, ihre Verbindung voraussetzt. Derselbe Mann, der den Kampf zwischen Wate und Hagen durch das Eingreifen der Hilde schlichtet, führt auch in der Gudrun durch die freundlich milde Gesinnung der Heldin alles zum glücklichen Ziel. Ihn hat man als den eigentlichen Schöpfer unseres Epos anzusehen, wenn auch andere ihm die Form gegeben haben, in der es uns jetzt vorliegt. Die einleitenden Aventuren, in denen Hildburg zu einer Altersgenossin Hagens gemacht wird, haben ebensowenig zu seinem Werke gehört, wie Siegfrieds Vermählung mit der Schwester Herwigs.

Viel mehr als für den zweiten wird der Verf. für den ersten Teil seiner Untersuchungen auf Zustimmung und Dank der Fachgenossen rechnen dürfen, für seine grammatischen, metrischen und stilistischen Beobachtungen; mit besonderem Interesse und nicht ohne Gewinn habe ich die Bemerkungen über auffallende Satzconstructions in der Gudrun (S. 73 ff.) gelesen. Unbehaglich ist mir öfters das Bestreben des Verfassers, zu generalisieren, unter allzu hohe Gesichtspunkte möglichst viel Einzelnes zusammenzufassen, wobei dann dem Einzelnen nicht sein Recht wird. So findet er S. 30 für den Stil der Gudrun wie unserer Volksepik überhaupt zweierlei besonders charakteristisch: Wiederholung (incl. Variation) und abstrakte Unanschaulichkeit. Zu den Eigenheiten, in denen sich letztere verrate, rechnet er dann auf S. 82 vor allem die Vorliebe für passive Wendungen, meist in der Form, daß ein Abstractum, Infinitiv oder Nomen actionis mit den Verben geschehen, sin, werden, kunt getân sin u. ä. verbunden wird. Dieselbe Wirkung werde erreicht, wenn die eigentliche Aussage zwar activ gestaltet, aber in einen Satz gestellt werde, der von einem Verbum wie geschehen u. ä. abhängt, oder von den überaus häufigen Ausdrücken wie man sach, hôrte, vant u. ä.; denn wie der wesentliche Unterschied zwischen der passiven und der inhaltsgleichen activen Form der Aussage der sei, daß diese den Begriff

des Wirkens, jene mehr den der Wirkung hervorhebe, so werde auch dadurch, daß der Inhalt der Aussage als Gegenstand einer Wahrnehmung dargestellt werde, die Aufmerksamkeit vom Handelnden und der Handlung selbst ab auf das Resultat gelenkt. Im letzten Grunde aber sei diese Eigenheit unseres nationalen Epos auf die dem Germanen tiefeingewurzelte fatalistische Weltanschauung zurückzuführen, der ja auch Handelndes und Handeln hinter dem von Anfang unverrückbar feststehenden, vom Handelnden unabhängigen Resultat zurücktreten müsse (S. 82 f.). Ich vermag in den erwähnten Konstruktionen weder germanischen Fatalismus noch Mangel an Anschaulichkeit zu entdecken. Die Rede wird dadurch nicht abstrakt, daß ein sogenanntes Abstractum zum Subject des Satzes gemacht wird: »Da entstand ein furchtbares Gedränge« und »Da fingen die Leute furchtbar zu drängen an« unterscheiden sich nicht durch den Grad der Anschaulichkeit, sondern dadurch, daß einmal die handelnden Personen, das andere mal die Handlung oder das Resultat der Handlung in den Vordergrund der Anschauung gestellt sind. Und wenn es Str. 372, 1 heißt: »*Daz kom an einen äbent, daz in sô gelanc, daz von Tenemarke der küene degen sanc*«, so ist da zwar die Hauptaussage durch einen Nebensatz ausgedrückt, aber sie wird dadurch nicht weniger anschaulich dargestellt, sondern nachdrücklicher hervorgehoben; die einleitenden Sätze weisen auf sie als ein besonderes und erwünschtes Ereignis hin. Und wenn der Dichter Str. 1403, 1 anhebt: *Dô sach man Hartmuoten rîten vor der schar*, so ist dieser Ausdruck, wie jeder fühlt, doch sicherlich nicht abstracter als ein einfaches »Hartmuot ritt voran« sein würde. Dieser Satz würde eine Thatsache berichten, die Wendung, die der Dichter braucht, stellt sie als ein Bild vor Augen, wie er es in seinem Geiste erschaut. Nicht der Dichter bewegt sich hier in Abstractionen, sondern der Verfasser. Durch die Worte, mit denen wir grammatische Verhältnisse bezeichnen, hat er sich über die Bedeutung der Rede täuschen lassen.

Auch in dem folgenden Abschnitt, der von den Widersprüchen handelt, wird gelegentlich recht Verschiedenes unter denselben Gesichtspunkt gestellt. Zahlreiche Widersprüche in Zahlenangaben beurteilt er S. 99 richtig; solche Zahlen seien nicht als mathematische Zahlen zu nehmen, sondern gewissermaßen als Tropen, bestimmende Bezeichnungen für eine große Menge. Aber diese Auffassung und Erklärung paßt doch in keiner Weise auf die widersprechenden Angaben über Ortwin, der, als der Rachezug angetreten wird, kaum 20 Jahre alt sein (Str. 1113) und sich doch schon vierzehn Jahre früher

als Fürst und Landesherr an den Kämpfen gegen die Mohren und Normannen beteiligt haben soll. Hier handelt es sich nicht um eine für die sinnliche Vorstellung gleichgültige Zahlenangabe, sondern um eine wesentliche Verschiedenheit in der Auffassung Ortwins. Der ganze letzte Teil der Gudrundichtung setzt voraus, daß er ein jugendlicher Held ist; darauf beruht die Art, wie er an der Handlung teilnimmt; und wenn er dieser Auffassung zuwider vorher als erwachsener Mann auftritt, so ist das nicht anders zu erklären, als daß entweder der Dichter, der ihn in die Sage einführte, im Verlauf der Arbeit seinen Plan modifizierte, oder — und das ist anzunehmen — daß ein jüngerer Bearbeiter, die wohl erwogene Absicht der ursprünglichen Dichtung verkennend oder mißachtend, ihn schon den älteren Helden zugesellte (vgl. Dankwart in den Nibelungen).

Ein großer Mangel in der Arbeit des Verf.s ist, daß er in der Betrachtung, die er der Composition der Dichtung widmet, nicht darüber gehandelt hat, daß zahlreiche Strophen und Strophenreihen den natürlichen Verlauf der Handlung teils hemmen, teils auch störend unterbrechen, so daß sie im Gefüge der Dichtung als Erweiterungen oder Interpolationen erscheinen. Diese und jene Stelle wird erwähnt, aber nicht ins rechte Licht gestellt. So führt er S. 115 die Angabe, daß Hagen auf der Greifeninsel einen Löwen zum Gefährten gewinnt, als ein ›blindes Motiv‹ an, d. h. als ein Motiv, das angeschlagen werde, aber nicht ausklinge; von dem Löwen komme nachher nichts vor. Darin aber liegt nicht der wesentliche Anstoß der Stelle; er liegt vielmehr darin, daß die Strophen, in denen in sehr unklarer und unbestimmter Weise von Hagens Begegnung mit einem Drachen und Löwen erzählt wird, einen offenbar beabsichtigten Zusammenhang in störender Weise unterbrechen. Die Dichtung erzählt, wie der junge Hagen auf der einsamen Insel lernt, kräftige Nahrung zu gewinnen; er lernt Vögel zu schießen, Tiere zu jagen — das muß, wie ich früher (Entwicklung der Kudrundichtung S. 119 f.) gezeigt habe, der Sinn von Str. 98 sein oder wenigstens ursprünglich gewesen sein — Fische zu fangen; leider fehlt noch Feuer, um die Speise gehörig zu bereiten. Aber auch dafür findet er Rat, indem er Funken aus dem Steine schlägt. Der Schluß von Str. 99 *sîn kuchen diu rouch selten* und der Anfang von Str. 104 *viur was in tiure* stellen augenscheinlich den ursprünglichen Zusammenhang dar, und es ist ganz undenkbar, daß der Mann, der diesen Zusammenhang wollte, ihn selbst durch die unklare Erwähnung des Drachen- und Löwenabenteuers durchbrochen habe. Ebenso wird ein schöner Zusammenhang durch Str. 1360 aufgehoben (a. a. O. S. 99 f.), noch

sinnloser in Str. 893, 2^b und 894 (a. a. O. S. 170)¹⁾ und an vielen andern Stellen.

Nicht sowohl auf dem Wechsel zwischen du und ir, nicht auf den Widersprüchen in gleichgültigen Zahlenangaben und andern Aeufferlichkeiten, auch nicht auf den blinden Motiven beruht der Eindruck, daß Gudrun und Nibelungen interpoliert sind, sondern in erster Linie auf den zahlreichen episodischen, teils entbehrlichen, teils störenden Stellen. Nur fragt es sich, ob und in wie weit solche Stellen wirklich als interpoliert angesehen werden dürfen. Der Dichter, der im 13. Jahrh. die Kudrun verfaßte, dichtete doch jedenfalls auf Grund einer älteren Ueberlieferung, und je enger er sich im Ganzen an sie anschloß, um so mehr mußten die eigenen Zutaten ihr gegenüber als Interpolationen erscheinen, obwohl sie in seiner Arbeit doch keine Interpolationen sind. Derselbe Prozeß aber kann sich schon in früherer Zeit und zu wiederholten Malen abgespielt haben, ja schon in dem Werke des ältesten Dichters können Episoden vorgekommen sein, die durch den Gesamtplan nicht gefordert wurden, vielleicht mit ihm nicht einmal immer im besten Einklang standen. Die Schwierigkeit liegt nun darin, diese Erweiterungen der Vorzeit von den etwaigen Zusätzen jüngerer Bearbeiter zu unterscheiden. Der überzeugende Nachweis wirklicher Interpolationen, d. h. von Zusätzen, die von einem jüngeren Dichter herrühren als die umgebenden Strophen, würde voraussetzen, daß man in ihnen Eigentümlichkeiten in Sprache, Metrik und Stil nachweisen könnte, die man doch gar nicht in jeder Strophe erwarten kann, und die sich um so weniger werden finden lassen, je mehr der Bearbeiter seine Kunst eben an dem Gedicht, das er bearbeitete, gelernt hatte und je freier er auch in der Formung der Teile verfahren war, die er in seiner Vorlage bereits fand. Es ist jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt, daß von den Forschern, welche durch Kritik aus unserer Ueberlieferung ältere Lieder wiedergewinnen zu können geglaubt haben, diese Schwierigkeiten nicht genügend gewürdigt sind. Sie gingen von der ganz unwahrscheinlichen Voraussetzung aus, daß trotz wiederholter und sehr umfangreicher Bearbeitung die ursprüngliche Dichtung doch fast unversehrt erhalten sei, und rechneten zu wenig mit der Möglichkeit, daß vieles, was an und für sich wohl Interpolation sein könnte, doch nicht Interpolation zu sein braucht. In Erwägung dieser Umstände sagte ich vor einigen Jahren in die-

1) Die Erklärung, die P. S. 218 dieser Stelle giebt, vermag ich ebenso wenig anzuerkennen, als die Art, wie er sie benutzt, um die Abfassungszeit der Kudrun zu bestimmen.

ser Zeitschrift (1898 S. 21) von den Nibelungen, mir scheine es, je öfter ich das Gedicht gelesen habe, um so schwieriger ›mit Zuversicht und ausreichenden Gründen‹ zahl- und umfangreiche Interpolationen nachzuweisen. Dasselbe gilt auch von der Gudrun. Ich stimme dem Verf. durchaus bei, daß die höhere Kritik ihr Ziel weder in den Nibelungen noch in der Gudrun erreicht habe, vermag aber ebenso wenig, oder noch weniger seine Ueberzeugung zu teilen, daß die Gudrun zwar überarbeitet, aber nicht interpoliert sei. Seine Darlegungen reichen zwar aus, Müllenhoffs Kritik zu widerlegen, nicht aber die Einheitlichkeit der Dichtung zu erweisen.

Die Grenzen der Bearbeitungen zu bestimmen, wird nie gelingen, es müßten denn neue, ganz ungeahnte Mittel der Kritik gewonnen werden. In dieser Beziehung wird man sich also vorläufig bescheiden müssen. Etwas ganz anderes aber ist die Anerkennung, daß in den volkstümlichen Epen verschiedene Schichten der Erfindung und Gestaltung über einander liegen. Wer sich dem verschließt und auf die Bemühung sie zu sondern glaubt verzichten zu müssen, begiebt sich damit zugleich eines wesentlichen Mittels in die Geschichte der Sage einzudringen und der Möglichkeit, ein tieferes Verständnis der Dichtung zu erreichen. Denn in der Geschichte der Sage oder des Stoffes liegt der Hauptschlüssel zur Erklärung der Dichtungen, die ja nur eine Stufe in der Entwicklung der Sage sind.

Bonn.

Wilhelm Wilmanns.

Kudrun, herausgegeben und erklärt von Ernst Martin. Zweite verbesserte Auflage. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1902. [Germanistische Handbibliothek von J. Zacher. II.]. LX, 372 S.

Fast ein Menschenalter mußte verstreichen, ehe eine neue Auflage von Martins Kudrun erscheinen konnte, ein unerfreuliches Zeichen, wie gering im allgemeinen das Bedürfnis nach einer gründlichen und vielseitigen Erklärung literarischer Denkmäler geworden ist, die doch immer die Grundlage aller philologischen Arbeit bleiben muß. Daß Martin nach so langer Zeit die Last einer neuen Bearbeitung, in der so manches geändert werden mußte, auf sich genommen hat, ist mit Freude und Dank zu begrüßen.

Am bedeutendsten ist der vierte Teil der Einleitung, die Untersuchung über die Sage umgestaltet. Er ist nicht nur besser geordnet und inhaltlich reicher, sondern auch vielfach berichtigt, nament-

lich in der Beurteilung der Gudrunsage. In der ersten Auflage (S. XLIV) war M. zu dem Resultat gekommen, daß sie eine selbständige Sage historischen Ursprungs sei. Einer der zahllosen Raubzüge an der friesischen und fränkischen Nordseeküste, wie sie die Sachsen vor ihrer Uebersiedelung nach England, die Dänen in den folgenden Zeiten so oft ausführten, möge gemeint sein. Mit der historischen Sage seien einige mythische Elemente verknüpft (Vogelpropheseiung); einzelnes möge auch durch die Verbindung mit der Hildensage aus der einen in die andere Sage gekommen sein, Horant sei in die Hilden-, Wate in die Gudrunsage übergetreten. Alle diese Annahmen hat der Verf. fallen lassen. Den engen Zusammenhang mit der Hildensage räumt er rückhaltlos ein (S. LI); aus ihr stamme der Kampf auf dem Wülpenwert, der Tod des Vaters der Entführten, ferner Hetels Gemahlin Hilde, seine Helden Horant, Wate und Fruote. Von dem historischen Ursprung spricht er nicht mehr, für die Hildensage lehnt er ihn ausdrücklich ab (S. XLVII); eine märchenhafte Grundlage, wie sie Panzer nachzuweisen sucht, erkennt er nicht an (S. XXVI). Aber leider ist nicht mit Sicherheit zu sehen, wie er sich nun die Sache vorstellt. Die Ansicht, daß die Gudrunsage überhaupt nur eine reichere Variante der Hildensage sei, erwähnt er zwar, als eine nahe liegende und oft ausgesprochene Vermutung, ohne sich jedoch ausdrücklich zu ihr zu bekennen, und wenn er auf die Annahme eines historischen Kernes ganz verzichtete, so würde damit seine Charakteristik des volkstümlichen Epos in Widerspruch stehen; entweder müßte man den Begriff Volksepos anders fassen, oder man müßte die Kudrun aus dem Kreise der Volksepen ausscheiden. Denn der Inhalt des Volksepos, führt M. auf S. XXIII aus, sei hauptsächlich die Erinnerung des Volkes an sein Heldenzeitalter, an die Zeit, in welcher es durch lange und schwere Kämpfe, oft auf Wanderzügen sein nationales Dasein begründete und behauptete; die geschichtlichen Bestandteile dieser Erinnerung wären dann mit den Resten des uralten Götterglaubens verschmolzen. Das paßt nicht zu der mythischen Auffassung der Hildensage und würde nicht zur Gudrunsage stimmen, wenn diese aus der Hildensage entsprossen wäre. — Daß Schöpfung und Ausbildung der Gudrunsage nicht ohne Einwirkung anderer Sagen und Dichtungen erfolgt sei, setzt M. gewiß mit Recht voraus und ist ja für die jüngere poetische Gestaltung auch nachweisbar; aber auch er weiß nichts beizubringen, was uns bis in den Kern der Sage führte. Den Vermutungen anderer steht er meist zweifelnd oder ablehnend gegenüber (S. LIV f.); sowohl den Versuchen sagenhafte Bestandteile nachzuweisen (shet-

ländische Ballade, 1. Gudrunlied der Edda, Apolloniusroman, Salman und Morolf, Orendel), als historische (Ottos I. zweite Gemahlin Adelheid). Nicht mehr Vertrauen aber verdient m. E. die jetzt zuversichtlicher als früher (vgl. ¹XLI, ²LIII) ausgesprochene Ansicht, daß die Gudrunsage zum Teil auf der Sage von Herbort, oder nach M.s eigener Vermutung auch auf der Schwanenrittersage beruhe.

Dringender als der Abschnitt über die Sage hätte der dritte über die Entstehung des Gedichtes der Veränderung bedurft; hier aber hat M. neuen Anschauungen nicht Raum gegeben. Nach wie vor wird Lachmanns Nibelungenkritik als glänzendstes Vorbild gepriesen, nach wie vor fast durchaus an den Resultaten der Müllenhoffschen Kritik fest gehalten. Und doch kann, wie mir scheint, keiner verkennen, wie oft Müllenhoff, geleitet durch das Verlangen für immer verlorne echte Dichtung wieder herzustellen, willkürlich getrennt und willkürlich verbunden hat, wie oft in seinen echten Liedern sich Zusammenhang und natürliche Gedankenentwicklung vermissen lassen. Nicht einmal das giebt M. zu, daß die Vermählungen am Schluß der Dichtung zu dem ursprünglichen Werke gehören, so deutlich doch die Führung der Handlung und die Charakteristik der Personen von Anfang an und überall auf diesen Schluß hinweisen. Nur in nebensächlichen Punkten, wie er selbst richtig bemerkt, hat er Müllenhoffs Kritik verlassen; auf S. XXXIV f. hat er die Stellen angeführt; es sind wenig mehr als in der ersten Auflage. Hier sehe ich mich von dem Verf. durch eine Kluft geschieden, die jede Verständigung ausschließt. In den Beobachtungen sprachlicher und stilistischer Unterschiede, die M. in der neuen Auflage (S. XXVI ff.) in erheblich größerer Zahl bietet als früher (¹XXXI f.), vermag ich eine ausreichende Stütze seiner Kritik nicht zu sehen.

Vorsichtiger als in der ersten Ausgabe urteilt M. jetzt über die Heimat und die Zeit, in der die Dichtung entstanden ist. Die Heimat suchte er früher in der Steiermark, jetzt in Oesterreich, doch, fügt er hinzu, manches weise auch nach Baiern. Inbetreff der Zeit urteilte er früher (¹XXXIV): »Der echte Kern ist auf jeden Fall vor Wolframs Titurel verfaßt worden, weil dessen Strophe unzweifelhaft der Kudrunstrophe nachgebildet ist«. Jetzt heißt es (S. XLI), der Kern möge um 1210 entstanden sein, nach den Nibelungenliedern, aber vor 1215, wenn die Titurelstrophe Wolframs die Kudrunstrophe voraussetze. Und in Uebereinstimmung mit diesem hypothetischen Urteil sagt M. jetzt nicht mehr wie früher (¹VII) Wolfram habe die Kudrunstrophe nachgeahmt, sondern (²XII) er scheine sie nachgeahmt zu haben. Mir ist auch das »scheint« noch zu viel;

denn diese auf der Vergleichung der Strophenschemata beruhenden Combinationen, wie sie M. früher im Anschluß an Müllenhoffs Vorlesungen, jetzt unter Berufung auf Scherers Deutsche Studien vorträgt, sind doch nicht viel mehr als ein Spiel mit ungreifbaren, trügerischen Schatten. Auch was M. noch weiter zur Stütze dieser Zeitbestimmung anführt, zu ihr paßten die politischen Vorstellungen des Gedichtes, hat m. E. keine Beweiskraft. Denn wenn auch die mhd. Dichter oft genug Anschauungen, Sitten und Verhältnisse ihrer Zeit in die alten epischen Dichtungen übertragen, so thun sie das doch nur, weil sie keine lebendige Anschauung von der historischen Entwicklung haben. Daß ihre Stoffe der Vorzeit angehören, wissen sie recht wohl, und so können sie auch in der Darstellung des Hintergrundes von den Verhältnissen der Gegenwart abstrahieren, wenn sie wissen, daß diese früher nicht bestanden haben. Auch ich glaube, wie M., daß die Vorstellung von dem weiten Dänenreich, die der Dichter hat, mit der Machtstellung der Dänen unter Waldemar II. zusammenhängt. Aber wenn der Glanz ihrer Herrschaft seit 1225 rasch dahin schwand und durch die Schlacht bei Bornhöved 1227 völlig gebrochen wurde, so folgt daraus nicht, daß unser Epos vor diesem Zeitpunkt verfaßt sein müsse. Für mich ist es noch eine offene Frage, wann die Kudrun gedichtet ist. Vom Biterolf, dessen nahe Beziehungen zur Kudrun M. S. XL hervorhebt, glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß er, wie Weinhold seiner Zeit annahm, um die Mitte des Jahrh. entstanden ist, nicht wie Jänicke, der Weinholds Ansicht fast unbegreiflich fand, um 1215, oder gar, wie Muth beweisen wollte, um 1190.

Weniger Aenderungen als das dritte und vierte Kapitel der Einleitung haben die beiden ersten über die Hs., die Ausgaben und Bearbeitungen des Gedichtes und über die metrische Form erfahren. Doch zeigen auch hier zahlreiche kleinere Zusätze, auch einige Aenderungen und Ausscheidungen, daß der Verf. die Arbeiten anderer verfolgt und sorgsam an der Besserung seines Werkes gearbeitet hat. Auffallend ist mir, daß auch in dieser zweiten Auflage das Superlativadverbium *gæhest* 444, 4 als apokopierte Form und *triwen*, *vrouen*, (*zouwen*, *frewen*) nach einer früher allerdings verbreiteten Ansicht als kurzsilbige Formen bezeichnet werden¹⁾.

1) Druckfehler: S. XX, Z. 6 ist vor »angewandt« die Negation »nicht« ausgefallen. — S. XXII, Z. 5 l. 426, 3 st. 436, 3. — S. XXVIII Z. 4 paßt der Ausdruck »die beiden letztgenannten Strophen« nicht mehr, nachdem der vorhergehende Absatz erweitert ist. Nicht nur Str. 1326. 1327, sondern auch 467. 468 haben Caesurreim. — S. XXXI, 4 l. 414, 3. 4 st. 1114, 3. 4. — Zweimal (S. XXVII, Z. 8 v. u., S. XL, Z. 6) ist »Anzeigen« für »Anzeichen« gesetzt; oder braucht der Verf. Anzeige in diesem ungewöhnlichen Sinn.

In der Textkritik ist Martin von Anfang an zurückhaltend gewesen und geblieben. Ich würde, wenn ich das Gedicht herauszugeben hätte, vermutlich noch konservativer verfahren, nicht weil ich die Ueberlieferung für zuverlässiger halte als er, sondern weil mein Vertrauen, Fehler und Abweichungen vom Original in ihr nachweisen zu können, geringer ist. Das bezieht sich sowohl auf einzelne grammatische Formen als auf das Metrum. M. versichert zwar (S. VII), daß er sich gescheut habe, Aenderungen vorzunehmen, die nur darauf ausgingen den Vers zu glätten; aber ich finde, daß er diese Scheu doch recht oft überwunden hat (vgl. S. XIII. XVII. XIX). Daß z. B. in den Caesuren neben zweisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe auch solche mit kurzer oft genug vorkommen, giebt er S. XVII zu; aber doch hat er geändert, wo durch leichte Umstellung zu helfen war. Ist das ein ausreichender Grund? Sicher nicht in Str. 437, 3, wo er *ich hân des hœren jêhen* in *jehen hœren* ändert, denn in allen älteren Beispielen, die man für diesen Ersatzinfinitiv kennt, geht das regierende Verbum voran, die Aenderung widerspricht also der Regel der Wortstellung. Ebenso würde ich nicht gewagt haben, die schwach flectierte Form des Subst. *mâc* zu entfernen (vgl. M. zu 4, 3 und Panzer S. 21), oder in den Plural des Wortes *mantel* (332, 1. 333, 2. 1233, 2) den Umlaut einzuführen, oder weil 59, 1 *erschraht: maht* im Reim, 1119, 1 *erstrackten: erkrahten* im Caesurreim steht, im synkopierten Praes. aller schwachen Verba auf *ck* abweichend von der Hs. *ht* zu schreiben, z. B. 105, 2 *kuhten* st. *kückten*, 1234, 1 *erblihte*, 1250 *blihte*, 1393 *schilten* st. *schickten* u. v. a. Wenn die Herausgeber mhd. Gedichte nur da von der Ueberlieferung abweichen, wo sie wirklich einen Fehler nachweisen können, würden die Texte der Ueberlieferung wesentlich näher bleiben. Aber wie weit zu normalisieren ist, darüber gehen ja die Ansichten weit auseinander.

Nicht in der Kritik, sondern in der allseitigen Erklärung hat die Ausgabe ihren Hauptzweck und ihm dienen vorzugsweise die Anmerkungen. Daß sie mir, insofern sie darauf abzielen, die sinnvolle, künstlerisch vollendete Arbeit des Dichters und die alberne, ungeschickte Art der Interpolatoren zu beleuchten, nicht immer gefallen, ist selbstverständlich. Die allgemeinen Anschauungen des Verf.s bringen es mit sich, daß er mehr darauf ausgeht, Widersprüche und Unebenheiten zu betonen als zu erklären und zu heben. Der einleuchtende Vorschlag z. B. Str. 524 hinter Str. 528 zu stellen, den Hildebrand in der Rec. der ersten Auflage begründet hatte (ZfdPh. 4, 363), wird nicht einmal erwähnt. Auch werde ich wohl nicht allein stehen, wenn ich finde, daß M. das Echte und Unechte nicht mit gleichem Maße mißt, zuweilen auch das Unechte nicht

sonderlich geschmackvoll beurteilt. Aber die bei weitem überwiegende Masse der Anmerkungen ist anderer Art, und nicht nur die Anfänger werden in ihnen tüchtige Belehrung finden, sondern auch junge und alte Fachgenossen viel aus ihnen lernen können. Mit besonderem Dank hebe ich die Vermehrung bemerkenswerter Parallelstellen hervor, die wichtiges Material zur Geschichte des poetischen Stils und der literarhistorischen Würdigung des Gedichtes bergen und für die umfassende Belesenheit des Autors rühmliches Zeugnis ablegen.

Bonn.

Wilhelm Wilmanns.

Il libro delle tre scritture e i volgari delle false scuse e delle vanità di Bonvesin da la Riva a cura di Leandro Biadene. Pisa, Enrico Spörri, 1902. XXXVIII, 112 S.

Von dem fruchtbarsten und wol auch sonst bedeutendsten unter den Dichtern, denen im XIII. und XIV. Jahrh. Norditalien eine reiche zumeist didaktisch-religiöse Poesie in einer auf den heimischen Mundarten aufgebauten Schriftsprache verdankt, von dem Mailänder Bonvesin da Riva erhalten wir, nachdem die überwiegende Mehrzahl seiner Schöpfungen in der Vulgärsprache schon 1850/51 von J. Bekker, das Traktat über die Monate 1872 von Lidforss herausgegeben worden war, drei weitere Dichtungen, die, bis vor kurzem nicht publiziert, durch einen unglücklichen Zufall jetzt gleichzeitig zweimal veröffentlicht worden sind, durch V. de Bartholomaeis als erster Band der von der Società filologica romana herausgegebenen Documenti di storia letteraria (Rom 1901) und von Biadene. Unglücklicherweise, denn so wichtig sind die Texte denn doch weder für den Litterarhistoriker, noch für den Linguisten, noch für den Philologen, daß man sie mehrfach zu besitzen ein Bedürfnis empfindet. Noch dazu ist keine der beiden Ausgaben die endgültige! Biadene hat besser gelesen als seine Vorgänger, wodurch sein Text einen bedeutenden Vorsprung erhält; de Bartholomaeis giebt ein getreueres Bild der Hs. N, die die ursprüngliche Sprachform besser bewahrt, sonst aber wesentlich schlechter ist, so daß der zweite Herausgeber mit Recht sie nur gelegentlich herangezogen hat, im übrigen aber T zugrunde legte. Beide Handschriften gehen übrigens auf eine schon Lücken und Fehler aufweisende gemeinsame Vorlage zurück.

Litterarhistorisch am interessantesten ist das Buch von den drei Schriften. Der Verf. unternimmt es hier, die Qualen der Hölle, die

Leiden Christi und die Freuden des Paradieses zu einer Trilogie zu vereinigen. Hölle und Paradies und als Verbindung beider den von der Hölle befreienden und zur Seligkeit führenden Tod des Erlösers — wer denkt da nicht an den etwas jüngeren florentinischen Zeitgenossen unseres Dichters, an Dante. Freilich weiter geht die Ähnlichkeit nicht, und wenn man Bonvesin deshalb unter die ›così detti precursori di Dante‹ rechnen will (S. XXV), so muß der Begriff ›precursori‹ doch schon recht weit gefaßt werden. Ich würde wenigstens Dantes Vorgänger nach einer ganz anderen Richtung hin suchen. Daß die drei Stücke zusammengehören, ergibt sich namentlich aus dem oft fast wörtlichen Parallelismus zwischen dem ersten und dritten. Die zwei anderen Traktate, das von den ›falschen Entschuldigungen‹ und das von der ›Nichtigkeit‹, sind weniger interessant, doch zeigt das zweite die geschickte Verflechtung von Fabeln in die moralische Predigt und alles zusammen giebt uns ein noch vollständigeres Bild des Dichters als bisher, das jetzt von kundiger Hand gezeichnet zu werden wol verdiente.

Die Ueberlieferung der drei Texte ist eine sehr merkwürdige. Der Abschreiber ist bestrebt gewesen, die ausgesprochensten mundartlichen Züge zu verwischen und sie durch indifferente zu ersetzen. Während das altmailändische mit Ausnahme des -a fast alle auslautenden Vokale tilgt, sind sie zum Schaden des Metrums fast durchweg wieder eingeführt worden und zwar, sieht man von einem einmaligen *soa mane* I 544 statt *mano* ab, durchaus richtig. Der Umlaut *e-i* zu *i-i*, *o-i* zu *u-i* ist nur in wenigen Fällen beibehalten worden, ja der spätere Ueberarbeiter hat sich nicht gescheut, *negri: colpeveli: delivri: tormentevri* I 241 zu schreiben, während der Dichter mit *nigri: ivri* ganz korrekte Reime oder wenigstens Assonanzen geschaffen hat; vgl. ähnlich III 169 *steti: afflicti: dicti: benedeti*, wo Bonvesin zweifellos *stigi: affligi: digi: benedigi* geschrieben hat. Auch *ol* vor kons. aus *al* ist gelegentlich im Reime bewahrt, wo eines der Reimwörter altes *o* hat: I 613 *adolti: morti: aspolti: solti*, wo *morti*, III 157 *olto: solto: aspolto: deporto*, wo *deporto* den alten Vokal schützen konnte, in der Mehrzahl der anderen Fälle aber ist *a* eingeführt worden. Zwischenvokalisches *t* und *d*, die im mailändischen schwinden, sind zumeist wieder hergestellt worden, namentlich in den Partizipien, aber auch hier zeigt der Reim II 365 *mia: peria: via: sia* und R 79 *sia: ombria: crida: cria*. Auch der Uebergang von *l* zwischen Vokalen zu *r* ist stark verwischt. *Vontera* statt *voluntera* ist nur noch durch das Metrum zu erschließen, *quiloga, quilo* wird fast stets durch *qui* ersetzt. Auch nicht belegt aber wie ich glaube sicher zu erschließen ist *en(no)* statt *sono*: I 160 *li vermi*

sono *toy parenti*; 199 *ke sono desformati e negri*; 445 *li ogi sono pur fogo ardente*, III 8 *queste sono parole de festa*, 432 *tanto sono quilli stradolcissimi*; dann *v(e)run*, wo der spätere Umschreiber *pur* setzt: I 338 *se l'omo qual se sia ne anassasse pur una gota*, 699 *soffrire fame ne sede non voleva pur una hora*, III 519 *se luy gustasse pur uno poco de quello cibo gloriozo*, wo überall *vrun* metrisch korrekt ist, wogegen eine Verkürzung von *pur* zu *pr* nicht geht. Dann darf wol auch *nessuno* durch *vruno* ersetzt werden: III 396 *per nessuno homo frave creto*. Endlich wird statt *besognare* eine Kurzform *bognare* einzusetzen sein I 288 *ki se guardasse inanze de dreto non ge bisognaria*, III 613 *de pezorare lo stato non bisogna avere temanza*, 713 *de so non ge bezogna avere ne tema ne rancura*. Sonst mag noch erwähnt werden, daß *creto* als Partizipium vom *credere* im Reime natürlich nicht wegzubringen war, daß es aber I 391, 419 in Versinnern vor *creduto* hat weichen müssen, daß *doxe* fast stets durch *dodexe* verdrängt ist u. s. w.

Aber andererseits sind gewisse mundartliche Züge ebenso getreu bewahrt. Da ist vor allem die Wiedergabe der verschiedenen Palatal- und Zischlaute beachtenswert. Toskanischem *z* entspricht *z*: *faza, comenzare*, zwischen Vokalen *x*: *dixe*, und *x* ist auch das Zeichen für tönendes *s*: *vixo*, *z* entspricht ebenfalls *z*: *zentile, zente*. Für *gli* erscheint latinisierend *li* oder lombardisch *y* oder *gi*; für *tt* aus *ct* wieder *ct* oder *gi*: *aspegio* I 871, *condugio* I 657, für *ccii*: *gi*: *oregie, ogi* und entsprechend *masgio* u. s. w. Aus der Formenlehre mag nur *daga, staga, fir* u. s. w., *eve ave* für *ebbi ebbe* und entsprechend das Fut. Prät. genannt werden, dann *ave soffrire* u. s. w., *quen* scheinbar entsprechend *chente* doch mit etwas anderer Funktion s. u.

Wonach ist nun aber die Umänderung der Sprache erfolgt? »*Toscaneggiante*« sagte Biadene. Aber gerade das Charakteristische des Toskanischen fehlt: die Diphthonge *ie* und *uo* und *i* für vortoniges *e* in freier Silbe; *tt, ss, cchi* und *gli* und was oben erwähnt wurde, und in der Formenlehre die 1. Plur. auf *-iamo*. Es liegt hier ein ebenso interessantes wie schwieriges Problem vor: die Schaffung einer neuen Litteratursprache, und es würde sich wol verlohnen, den ihr zu Grunde liegenden Grundsätzen weiter nachzugehen.

Es fragt sich, wie der Herausg. sich einem solchen Texte gegenüber verhalten soll. Handelt es sich nur darum, etwas Lesbares zu geben, so ist die Aufgabe so schwierig nicht, denn in der Tat sind der Fälle, wo man um des Verständnisses willen zu ändern gezwungen wird oder wo geradezu Verstöße gegen die Grammatik zeigen, daß ein Schreiber sich verschrieben hat, nicht allzu häufige. Wenn aber die Aufgabe des Philologen darin besteht, den Text möglichst in die

Gestalt zu kleiden, die ihm der Verf. gegeben hat, so stellen sich allerlei Schwierigkeiten entgegen. Der Herausg. hat danach nicht gestrebt, vielleicht tut er es, wenn er uns die sehnlichst erwartete Ausgabe aller Dichtungen Bonvesins schenkt. In dem vorliegenden Drucke hat er in Anmerkungen mitunter die richtige Silbenzahl hergestellt, häufiger nicht, gar manches in den Nachträgen wieder zurückgenommen. Aufmerksame Beobachtung der Fälle, wo nur eine Möglichkeit der Aenderung vorliegt, wird da, wo man zu mehreren Auswegen seine Zuflucht nehmen kann, die Entscheidung an die Hand geben. So zeigt I 150, III 79, 423, 538 eine überzählige Silbe, die entfernt wird, wenn *si* für *cossì* eingesetzt wird; I 155, II 225, 313 wird *des-* durch *s-* zu ersetzen sein u. s. w.

Ich will noch auf einige Verse eingehen.

I 315 *quen reo tempo yo averere! quen mateza fazo.*

Das zweite Hemistich ist zu kurz, es ist auch grammatikalisch unkorrekt. Der Herausg. übersetzt im Glossar *quen* mit *quale*. Das ist ungenau oder mindestens missverständlich. *Quen* steht ausschließlich vor Adjektiven, ist also durchaus adverbial und entspricht eher *tosk. ehe*, deutschem *wie*. Es muß danach zwischen *quen* und *mateza* ein Adjektivum ausgefallen sein, etwa *gran* oder etwas Ähnliches.

I 106 *e scorpioni e bisse, serpenti e dragoni de gran pagura.*

Der Herausgeber will das erste und dritte *e* tilgen. Für das erste ist das richtig, dagegen sehe ich keinen Grund, das zweite zu tilgen, da *dragon* zu lesen nichts im Wege steht und *e* begrifflich natürlich zu *dragoni* gehört, aber nach altromanischem Akzente enklitisch zum vorhergehenden gehört, oder nach unendlich oft belegtem Usus nach vokalischem auslautendem Worte in der Zäsur *e* mit dem tonlosen Zäsur-Vokal eine Silbe bildet, vgl. I 92, 94, 204, 250, 390, 399 u. s. w. Damit erledigen sich auch die Korrekturen des Herausg. in R 34, 37, 47.

Das Glossar enthält so ziemlich alles wichtige, ja fast zu viel. *Stramitate* I, 495, 499 ist wol durch ein Versehen weggeblieben. Aufnahme hätte *de ogni guiza* »allerlei« verdient, vgl.

I 747 *de la pestilentia, de ogni guiza morbo.*

III 216 *tropo sano de bono li fiori de ogni guiza piantu.*

und entsprechend negativ

I 769 *non è de guiza morbo.*

Auch *faze* »Wangen« I 758 ist der Bedeutung wegen bemerkenswert.

Zu *affaitato* »schön« ist nicht sowol auf lomb. *afaitù* »gerben« als auf afr. *afaitié* hinzuweisen.

cadiva »Fall« im Sinne von *caduta*, aber in dieser Form durch die Reime gesichert und durch *compiva* II 399 statt *compita*. Aber

wie soll man sich *-iva* statt *-ita* denken, wie ferner ein *cadita*, da doch das amail. Ptz. von *cazere* auch in unserm Texte *cazudo* lautet? Man wird vielmehr in *cadica* das Fem. des ja auch sonst weit herum bezeugten Adj. *cadivus* sehen, in *compiva* vielleicht einfache Assonanz: *compia*, vielleicht auch Umbildung von *-io -ia* aus *-ito -ita* nach *-ivo* aus *-ivu*.

incesso wird richtig als postverbales Adjektivum zu *increscere* gefaßt. Daß aber prov. *engrēs* dasselbe sei, ist abzulehnen, da dem prov. *encreisser* ein *encreis* entsprechen würde und prov. *engrēs* nicht von afr. *engrēs* getrennt werden kann.

regoroxo. Der Herausg. rät auf *sregolatamente*. Die Stelle lautet:

*la rota non ha stato, va sempre in regoroxo
hora ride e hora pianze e hora fi damnoxo.*

Der Sinn ist doch wol ›Das Rad ist nicht fest, es geht immer im Kreise herum‹, man denkt an span. *rededor*. Ein *rotulosus* würde lautlich passen, vgl. *sagollo* Q 36 aus *satullu*.

scorlare l 202 soll *scrollare* sein. Aber eine solche Umstellung von *ro* zu *or* entspricht nicht den Gewohnheiten unseres Textes. Begrifflich steht nichts im Wege, in dem Worte eine Ableitung von dem in Norditalien weit verbreiteten *currulus* (Mussafia Beitrag 46, Rom. gramm. II § 430) zu sehen, das unter anderem ein Folterwerkzeug bedeutet.

Auch sonst wird die endgültige Ausgabe noch einiges zu bessern und aufzuklären haben.

Kirchdorf (Ober-Oesterreich).

W. Meyer-Lübke.

Ibrāhim ibn Muḥammad al-Baiḥaqī, Kitāb al-maḥāsīn wal-masāʿi, hrsg. von Schwally. Mit Unterstützung der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. 2. u. 3. Teil. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (A. Töpelmann). S. ۳۲۰ — ۴۴۷, XVI. Preis je 12 Mk.

Mit dem 3. Teile liegt nun Schwallys Ausgabe des Baiḥaqī (s. d. Anz. 1901, S. 342 ff.) vollständig vor. Leider hat der freilich äußerst splendide Druck schon so viel gekostet, daß der Hrsg. auf seinen Plan, dem Werke eine ausführliche litterarhistorische Einleitung beizugeben, hat verzichten müssen. Noch bedauerlicher ist, daß aus dem gleichen Grunde ›vorläufig‹ ein Namensindex nicht beigegeben werden konnte. Hoffentlich macht uns Schw. seine Unter-

suchungen über das Werk doch noch an einem anderen Orte zugänglich. Die von van Vloten offen gelassene Frage nach dem Verhältnis dieses Buches zu dem des Ps. Ġāhiz muß doch einmal geklärt werden. Die litterarhistorische Bedeutung des Werkes scheint der Hrsg. früher ein wenig überschätzt zu haben. Es repräsentiert ja nur einen Zweig des Schuladab, um mit Mez zu reden. Der Stoff bietet allerlei interessantes, aber es dürfte auch kaum ein Kapitel geben, in dem uns nicht ein altbekannter Topos begegnete. Schw. selbst hat in den Noten schon mit anerkennenswerter Belesenheit auf viele Parallelen hingewiesen. Diese lassen sich noch leicht vermehren, aber auf Vollständigkeit wird man verzichten müssen. 235¹⁰ π. 'Iqd² I 117/18, III 121, Ag. VII 53, 'Ainī I 408, Hiz. II 647/8, Zahr al ādāb II 296^{ss}, cod. Goth. 1553 fol. 134^r. 272. Stücke dieses berühmten Gedichtes (Diwān Ġarir I 124, II 176) 'Iqd² I 118⁹⁻¹⁷, 'Ainī II 485/6, IV 145, Hiz. IV 424²¹, Addād 180, cod. Goth. 1533 fol. 134^r, cod. Berl. Landberg 832 fol. 49^r. 374¹⁷ π. Ḥamāsa, Marāṭī 2, op. ar. 123. 539¹¹ π. b. Qotaiba 'Ujūn al aḥbār I 128⁶ π., b. Rašīq 'Umda 41⁵ π. 548⁶⁻⁹. 1001 N. (Kairo 1306) II 88⁶⁻⁸. 581 s. Maḡānī al adab I 255 (nach Goldziher). 621 s. 'Ujūn I 91⁸ π.

Dieser Mangel an Originalität ist freilich nicht dem Autor zur Last zu legen sondern der ganzen Litteraturgattung. Man wird daher in Erwägung ziehen dürfen, ob es nicht für die Zukunft ersprießlicher wäre auf vollständige Editionen solcher Werke zu verzichten und nur das aus andern Quellen noch nicht bekannte mitzuteilen, wie es C. H. Becker und der Ref. mit einigen Schriften des b. alĠauzi gethan haben. Compileren wie Baihaqī gegenüber dürfte das schwerlich als Unrecht zu bezeichnen sein. Sehen wir ganz ab von der auch für einen Araber nicht ganz glücklichen Disposition, so ist auch gegen die Art, wie er seine Quellen wiedergibt, manches einzuwenden. Der berühmten Geschichte von Sābūr und Mulaika (p. 604/5) hat er gradezu die Pointe gemordet, indem er wie so oft der gute Suidas zum Schlusse die Geduld verliert und nun grade das Wesentliche wegläßt.

Für Zeit und Person des Autors verweist Schw. nach dem Vorgang des Leidener Catalogs auf die Stelle 504^s, aus der sich ergibt, daß er unter alMuqtadirs Regierung geschrieben hat. Ebenso wichtig scheint mir die Stelle 571¹⁶, die uns lehrt, daß er zum Kreise des unglücklichen Ibn alMu'tazz gehörte. Hätte er aber dort irgend eine Rolle gespielt, so wäre seine Persönlichkeit schwerlich so ganz der Vergessenheit anheimgefallen.

Den Text behandelt Schw. im 2. und 3. Teil ganz wie im 1.

In der Orthographie will er sich an das Uebliche halten, »wenn auch nicht mit starrer Consequenz«. Aber Regeln sind doch dazu da befolgt zu werden, wenn man nicht in der Lage ist ein Autograph zu reproducieren. Um den 3. Radikal verstümmelte Formen wie *شي* wird man auch in lüderlichen orientalischen Drucken vergeblich suchen, und Formen wie *أَوَّخَذَ* 579₁₂, *اتَّخَذُوا* 367₄, *مَتَكَيَا* 227₁₇, *مَجِيَه* 251₁₀ verstoßen nicht nur gegen die Orthographie sondern auch gegen die Grammatik.

Mancherlei Anstöße und Schwierigkeiten hat der Hrsg. inzwischen noch in den Corr. et Emend. behoben. Es folge hier eine kleine, auf Vollständigkeit nicht abzielende Nachlese. 231₆ l. *سعر* wie *Diwân Garir* I 9₉. 235₅ *حَتَّى* ist verderbt aus *خَلَّ* wie *Ṣaḥāḥ* s. v. *فيه*, cod. Goth. 187 fol. 7^v bieten; im *Diwân* fehlen die Verse. 307₁. Die beiden Wörter stoßen sich; nur eins kann vom Verfasser herrühren. 307₁₆ *أَسْتَوْدِعْ*. 315₅ ist so ganz unverständlich. Lies *يُوضِعُ فِيهَا* = *فُطِنَاءُ* vgl. *‘Omar b. a. Rabi’a* 54₁₇, *فُطِنَاءُ = يَوْضِعُ*. 386₇ *وَأَرْحُوا*. 411₁₇ *أَمَوْتُ*. 417₂₀ *رَجَاءُ*. 421₈ *خَالِدٌ* II l. *بُسُوَا* 492₁₀ *سَوَارِيه* l. 466₁₈ *مَثْبُولَا* l. 456₁₂ *خَالِدَا*. 499₂. Die aramäischen Worte, die Schw. hier vermutet, sind ganz ausgeschlossen, da es sich doch um ein Dokument aus Aegypten handelt. Zudem was sollte *بَنَا* für eine Form sein; der hl. Geist heißt immer *مَهْبِلَا*, nie *مَهْبِلَا*. Lies *وَابْنَا وَرُوحَهُ الْقُدُسَ*. 540, 1 l. *انْغَصَّ* = *اغْتَصَّ*? 555₅ *وَلَاكِنِ*. 619₁₀ *دَلَفَ*.

Breslau.

C. Brockelmann.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska Akademien. Häftet 1—20. Lund, C. W. K. Gleerup 1893 ff. (für alle Länder außerhalb Skandi-naviens M. Spargatis in Leipzig). 4°. Jedes Heft 1 M. 80 *ق*.

Ich war selbst zwei und einhalb Jahr hindurch Mitglied der Redaktion des schwedischen Wörterbuches, und so wird es sich nicht umgehen lassen, daß ich verschiedene Dinge behandle, die ich früher innerhalb der Redaktion als Vorschläge aufgestellt habe, aber nicht zur Annahme bringen konnte. Mehr Bedenken erregt es bei mir selbst, daß ich in Bezug auf viele lexikographische Prinzipien mich durchaus als Schüler K. Söderwalls, des Chefredakteurs des schwe-

dischen Wörterbuches fühle. Ich bescheide mich also damit, nur einen Beitrag zur Charakterisierung und Beurteilung des großen Werkes zu geben.

Der Gegenstand der lexikographischen Behandlung ist das Neuschwedische, d. h. die schwedische Sprache, wie sie sich seit der Reformation entwickelt hat. Näher bestimmt ist das Buch auf die Reichssprache beschränkt, oder besser gesagt auf die beiden Reichssprachen, denn auch die schwedische Sprache Finnlands wird, ihrer schriftlichen Form nach (nicht ihrer Aussprache nach) behandelt. Der mundartliche Wortschatz wird mit Einschränkung herangezogen, nur gelegentlich werden mundartliche Formen aufgenommen, um den literarischen Sprachgebrauch zu erhellen, und zwar der Regel nach in den etymologischen Abschnitten. In zweifelhaften Fällen, z. B. wenn ein mundartliches Wort ausnahmsweise in der Litteratur oder in der gebildeten Umgangssprache auftaucht, ist man bemüht, an dem Grundsatz festzuhalten, lieber zu viel als zu wenig zu geben. Prinzipiell ausgeschlossen ist dagegen der schwankende Sprachgebrauch der schwedischen Bevölkerung Nordamerikas. Daß man in dem Artikel *amerikanism* ausnahmsweise einen amerikanischen Verfasser zitiert, ist natürlich unbedenklich.

Als wesentlichste Grundlage für die lexikalischen Arbeiten dienen die großen und außerordentlich wohlgeordneten Sammlungen von Excerpten, an denen man seit vielen Jahren arbeitet. Ich glaube behaupten zu können, daß ein besseres Material nur selten einem Lexikographen geboten worden ist. Zwar sind die Sammlungen zum Teil von Laien hergestellt, und man merkt ihnen nicht selten die laienhafte Bevorzugung des Auffälligen an. Aber die Laien sowie die wissenschaftlich geschulten Sammler haben nach genauen und wohlbedachten Vorschriften gearbeitet, ihre Arbeit ist sorgfältig geprüft worden, und auf Grund der Ergebnisse dieser Prüfung hat man weitere Vorschriften und Ratschläge für die fortgesetzte Excerptierung festgestellt. Selbst solche Kleinigkeiten wie die Beschaffenheit und das Format des Papiers sind genau geregelt, was die mechanische Handhabung des Materials nicht unbeträchtlich erleichtert.

Der eigentlichen Redaction geht eine vorbereitende Gruppierung der Bedeutungen in einem sogenannten »Stomme« voraus, einem großen Folianten, in den auch, was man in alphabetisch geordneten und deshalb nicht excerptierten Quellen findet, eingetragen wird. Der Redacteur eines Artikels hat seine Ausarbeitung dem »Souschef« der betreffenden Abteilung zur vorläufigen Prüfung vorzulegen. Der Artikel wird abgeschrieben und dabei die von dem Souschef vorgeschlagenen Verbesserungen eingetragen oder die verschiedenen Ansichten

von dem Redacteur und ihm motiviert. Nun wird der Artikel einer neuen Kritik unterzogen, an der E. Tegnér, der neben Söderwall die Sprachforschung innerhalb der Akademie vertritt, den Hauptantheil hat. Darauf geht der Artikel an den Chefredacteur, der jetzt zwischen den verschiedenen Auffassungen zu entscheiden hat und nötigenfalls neue Verbesserungen vorschlägt. Das Manuskript kehrt zum Redacteur des Artikels zurück, wird nun druckfertig gemacht und in erster Korrektur gelesen. Eine zweite Korrektur wird von den erwähnten höheren Stellen genau geprüft, aber auch an andere Beurteiler gegeben z. B. an Sachkundige, wenn der sachliche Inhalt eines Artikels besondere Kenntnisse voraussetzt; F. A. Tamm prüft die etymologischen Abschnitte. Andere Abzüge gehen an die beiden Universitätsbibliotheken, wo die Zitate aufs genaueste mit den Quellen verglichen werden. Fast ebenso gründlich verfährt man mit der dritten Korrektur, und erst die vierte erscheint in der zweiseitigen Form des Wörterbuches.

Ich habe den Leser in die Arbeitsmethode der Redaction einführen wollen, um zu zeigen, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt man bei der Ausarbeitung des Wörterbuches zu Werke geht. Vielleicht wird mancher Leser meinen, des Guten geschehe gar zu viel.

Bedauerlich ist jedenfalls, daß der Chefredacteur seine Kraft nicht ausschließlich dem Wörterbuche widmen kann. Es ist leicht zu verstehen, daß es ihm kaum möglich ist unter diesen Umständen den einheitlichen Ueberblick über das große Werk zu behalten. Daraus ergibt sich zunächst, daß der Redacteur zu wiederholten Malen ein und dieselbe Verbesserung ablehnen muß, weil inzwischen die vorgebrachten Gründe vergessen sind. Das macht die Arbeit oft unvernünftig schwer und verzögert die Fortsetzung. Aber auch wirkliche Fehler können sich auf diese Weise einschleichen. Bei der Behandlung des Wortes *ankare* hatte ich einem Plural *ankrar* besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da das Wort ein Neutrum ist, und diese Endung von Alters her den Neutris fremd ist. Durch eine besondere Untersuchung hatte ich ermittelt, daß die Autoren, die diese männliche Pluralform verwenden, den Singular doch offenbar als ein Neutrum fühlten, und auch sonst konnte ich in Bezug auf dieses Wort im Schwedischen nur neutrales Geschlecht konstatieren¹⁾. Trotzdem und obgleich die Angaben über das Geschlecht in dem Artikel selbst ganz deutlich sind, giebt das Wörterbuch in einer Anmerkung »das schwankende Geschlecht« als Erklärung der schwankenden Flexion an, was eine »Verbesserung« in der vierten oder

1) Anders *ankare* = $\frac{1}{2}$ Eimer.

fünften Korrektur sein muß und also dem allzu großen kritischen Eifer verdankt wird.

Was die Vollständigkeit angeht, dürfte das Wörterbuch auch sehr hohen Anforderungen Genüge thun. Ich will hier nur einige Randbemerkungen mittheilen, die ich in mein Exemplar eingetragen habe, wenn mir Wörter oder Bedeutungen u. s. w. begegnet sind, die nach dem Plan des Werkes wohl aufgenommen werden sollten, die aber aus irgend welchem Grund nicht verzeichnet sind.

Aber: die sehr oft gebrauchte Wendung *Det var ett aber* ist nicht aufgenommen.

Accentuera: Man vermißt den Ausdruck *accentuerande vers*.

Ag: da das Wort von Linné eingeführt worden ist, hätte man die bei ihm vorkommende Zusammensetzung *ag-rot* (Västgöta resa S. 108) aufnehmen sollen.

Aj: Giese bespricht S. 329 (1730) zwei verschiedene Bedeutungen.

Allt adv.: v. Kræmer, *Enstafviga ords rytmska värde*, S. 61 bringt sehr feine Bemerkungen über die satzphonetische Betonung des Wortes in verschiedenen Bedeutungen.

Alruna: Für die Vorstellungen, die sich an das Wort knüpfen, ist die Zusammensetzung *alrune pilt* (Schück und) Warburg, *Litteraturhistoria* 2, S. 775 nicht ohne Bedeutung.

Anafor: Die jetzt gewöhnliche Bedeutung ›Hinweisung auf etwas vorher Besprochenes‹ ist nicht aufgenommen, obgleich sie in der *Encyclopaedie* ›Nordisk familjebok‹ sorgfältig behandelt wird.

Ande: Das Wort begegnet als Femininum schon bei O. v. Dalin (nach Meyers ›Svenska Parnassen‹ S. 140).

Wie man sieht, sind das alles Kleinigkeiten. Von etwas größerer Wichtigkeit ist es, daß die ›Anvisningar till insamlande af språkprof‹ den Excerptierenden eine Sparsamkeit in der Aufnahme romanischer Lehnwörter empfehlen, die mit der später entwickelten Praxis der Redaction im schroffsten Widerspruch steht. Dadurch wird besonders die Chronologie, die man aus den Daten der Sprachprobensammlung erschließt, vollständig irreführend. Für *anarkism* hat das Wörterbuch keinen älteren Beleg als aus dem Jahre 1885; das Wort begegnet aber schon bei Kexél, *Kapten Puff* S. 20 (1789). Ebenso kennt das Wb. *anomalisk* nur seit 1837, es findet sich aber schon bei Giese (1730). Aehnlich ist es mit *andante*, das bei Hof, *Svenska språkets rätta skriftsätt* S. 246 (1753) vorkommt; in den Wörterbuch erscheint 1790 als der *Terminus a quo*. — Daß *acetylen* nicht aufgenommen wird, beruht einfach darauf, daß das Wort jünger ist als das betreffende Heft. Es wird hier erwähnt, um zu zeigen,

mit welcher Geschwindigkeit technische Ausdrücke sich heutzutage verbreiten.

Unmittelbar nach dem Stichwort findet man die Aussprache angegeben. Dadurch hat sich dieses Wörterbuch eine Aufgabe gestellt, der die meisten ähnlichen Werke aus dem Wege gehen. Und die Aufgabe ist durchaus nicht leicht, zumal viele Wörter aufgenommen werden, die irgend einem Fachkreis eigen, dem Redacteur aber vollständig fremd sind. Nach dem vorläufigen Vorwort sind diese Angaben nicht für Phonetiker von Fach sondern nur für das gebildete Publicum bestimmt. Daß die Bezeichnung eine ziemlich grobe ist, geht daraus hervor, daß die beiden Vocale in schwedisch ›stege‹ deutsch ›lebe‹ nicht geschieden werden.

In einer Hinsicht aber ist die Bezeichnung feiner, als ich es in irgend einem anderem Wörterbuch gefunden habe. Das ganze von Lyttkens und Wulff erfundene System ist von den berufensten Forschern, besonders A. Koch sehr streng beurtheilt worden und ich selbst habe an anderer Stelle meine Ansicht darüber ausgesprochen¹⁾. Hier ist nur eine Einzelheit von besonderer Bedeutung, aber ich glaube zeigen zu können, daß das Wörterbuch sich Aufgaben gestellt hat, die die Redaction nie wird lösen können.

Wie in vielen anderen Sprachen wird im schwedischen die Betonung zum Teil von rhythmischen Principien geregelt. Das äußert sich schon bei den stärkeren Accenten, die für die Bedeutung wichtig sind. Aus predika wird also prédikstöl, so daß die starken Silben durch eine schwächere getrennt werden; ebenso wird aus ä'nga und färtyg nicht (wenigstens nicht gewöhnlich) ä'ngfärtyg sondern ä'ngfärtyg. Fast allein herrschend ist dieses rhythmische Princip bei den schwächsten Nebenaccenten, die das Wörterbuch mit der Ziffer 1 bezeichnet. Die allgemeine Regel ist, daß jede zweite oder dritte Silbe in einer Reihe von schwachen Silben die kleinste Stärkung erhält, aber das nähere bleibt noch zu ermitteln. Meine Untersuchungen haben das vorläufige Ergebnis gegeben, daß

1) der Regel nach die erste Silbe lieber verstärkt wird als die zweite, also lieber ¹aluminat als ¹aluminat;

2) daß positionslange Silben gern, Silben mit Hiatus aber un-
gern verstärkt werden, also gegen Regel 1 gern ¹elektriser¹a ¹elektri-
cit¹et (fast unmöglich ist ¹elektrisitet) vgl. noch ¹alienation (¹kaum ¹ali);

3) daß oft Associationen einwirken z. B. ¹amerikansk nach ¹amerika.

1) Grunddragen af den svenska verslärän (Lund 1898) S. 22.

Diese Regeln gelten ja zunächst nur für meine eigene Aussprache, und ich wage die Behauptung, daß es ganz unmöglich ist, vollständige Auskunft über Tausende von Wörtern zu geben, wenn jede Angabe einer beobachteten Thatsache entsprechen soll. Mit andern Worten, man hätte sich mit diesen Dingen überhaupt nicht beschäftigen sollen, man könnte sie sehr wohl den Phonetikern von Fach überlassen. Nun hat man aber die Schwierigkeit anders gelöst, man giebt einfach sämtliche Formen an, die sich aus der obigen allgemeinsten Regel erschließen lassen. Auf die Frage, ob diese oder jene Form wirklich existiert, habe ich hundertmal die Antwort bekommen: »wir pflegen es so zu thun«. Wenn ich also in dem Wörterbuch eine Betonung

³ afe ¹ lie ¹ afstånd, ² anci ¹ ennetet ¹ finde, die ich selbst für unwahrscheinlich halte, muß ich mir mit Kenntnis der Gepflogenheiten der Redaktion sagen: daß die Form hier vorkommt, macht es nicht im geringsten wahrscheinlich, daß sie existiert, es ist in der That ebenso wahrscheinlich, daß sie a priori konstruiert ist.

Noch eine Eigenheit sei hier erwähnt. Den konstitutiven Unterschied zwischen dem starken Nebenton eines Kompositums wie rökfång und eines Simplex wie röka bezeichnen Lyttkens und Wulff nur durch ein + also bezw. 32+ und 32. Das Wörterbuch ersetzt dieses + durch das Zeichen ~, was an und für sich nichts bedeutet, aber das vorläufige Vorwort teilt diesem ~ auch die Funktion zu, die »Pause« zwischen den Gliedern eines Kompositums zu bezeichnen. Ob das große Publikum diese Pausen für merkbarer halten werde, als den Unterschied zwischen e und ø, und ob man in diesen Kreisen für die Doppelformen des Wortes ankartågverk mit verschiedener Stellung dieser Pausen dankbar sein wird — das alles weiß ich nicht. Ganz sicher bin ich aber, dass die Phonetiker hier etwas ganz Neues erfahren. Ob man an das Neue glauben wird, bleibt allerdings unsicher.

Auf die Angabe der Aussprache folgt die Bezeichnung der grammatischen Kategorie. Hier erfordert nur die Bezeichnung des Geschlechts eine Bemerkung. Im Schwedischen hat man ja wie in den übrigen germanischen Sprachen Masculina, Feminina und Neutra gehabt. In der Adjektivflexion wurden der Regel nach die Feminina durch die Endung -a gekennzeichnet, die Masculina hatten in den entsprechenden Formen teils -e (Nominativformen) teils wieder -a (casus obliqui). Wie in anderen Fällen ist auch hier die oblique Form oft in den Nominativ eingedrungen, d. h. der Unterschied zwischen Masc. und Fem. ist zum Teil zu Grunde gegangen, und zwar so, daß nur männliche Personennamen in gewissen Stilarten mit Adjectiven auf -e verbunden werden, während sonst sowohl die alten

Masculina, wie die alten Feminina die Endung mit -a fordern. Ferner hat sich der Gebrauch entwickelt, die Pronomina han (er) und hon (sie) auf lebendige Wesen, richtiger auf Personen und höhere Tiere zu beschränken, während man von Dingen und auch von Tieren, wenn das Geschlecht gleichgültig ist, das Pronomen den verwendet. Die Wortgruppe, die von den vertreten werden soll, wird in dem Wörterbuch durch r. (Realgeschlecht oder Den-geschlecht) bezeichnet.

Dieser Entwicklung stellen sich aber viele Hindernisse im Wege. Zum Teil wirkt noch die litterarische Tradition fort, und zwar kräftig unterstützt durch grammatische Theoretiker, besonders durch Rydqvist. Daneben ist auch der Personifikationstrieb der Dichter von Bedeutung, der jedoch nicht immer den alten Regeln folgt. Endlich giebt es viele Dialekte, die noch sowohl in der Adjektivflexion wie in der Pronominalcongruenz den alten Gebrauch bewahren und auf die Schriftsprache gelegentlich Einfluss üben. Es ist deshalb oft notwendig gewesen, dem r. ein m bzw. f beizufügen. Statt dieser Zeichen tritt oft die Bezeichnung ig. (Geschlecht des Individuums) auf, die besagt, daß das betreffende Wort durch han oder hon je nach dem Geschlecht des zufällig in Frage kommenden Individuums vertreten werden kann.

Die Prinzipien, die wir hier entwickelt haben, sind von Tegnér in seiner trefflichen Abhandlung ›Om genus i nysvenskan‹, aufgestellt worden. Ihre Anwendung ist wohl im ganzen zu billigen. Vielleicht hat jedoch der Systemzwang hier wie auf dem Gebiete der Betonung zu Konstruktionen Anlass gegeben. So ist es wohl nicht ganz sicher, daß ein Aguti oder ein Ajaj je einem Schweden vertraut genug gewesen ist oder sein wird, um das Bedürfnis hervorzurufen, das Tier nach dem ›Geschlecht des Individuums‹ zu bezeichnen. In der Wiedergabe der Quellen wäre es erwünscht gewesen, daß man die Angaben der Wörterbücher und Grammatiker und den Gebrauch der Schriftsteller besser auseinander gehalten hätte. Jene geben uns nur selten den Ausdruck eines Sprachgefühles und meist nur Schlüsse aus halbahren Theorieen. Irreführend ist es, daß die von mir verfaßten Artikel *Ambulans*, *Anakolut* Sundéns Wörterbuch zitieren. Sundén bezeichnet zwar die betreffenden Wörter mit einem m., aber sein Vorwort giebt deutlich zu erkennen, daß er damit in diesem Falle Realgeschlecht gemeint hat.

Der nächste Abschnitt wird der Formengeschichte des Wortes gewidmet, sofern diese besonderes Interesse bietet. Hier werden alle Formen aufgeführt, von denen sich vermuthen läßt, daß sie eine wirklich gesprochene Form repräsentiren. Offenbare graphische Varianten sind dagegen ausgeschlossen. Auch hier giebt man in zwei-

felhaften Fällen lieber zu viel als zu wenig. Daraus erklärt sich, daß Formen wie Alsarin (Alisarin) und amrikansk (amerikanisch) aufgeführt werden, obgleich sie wohl nur auf metrischer Ungewandtheit beruhen. Diesen Abschnitten liegen die Excerpte zu Grunde. Der Forschung wird also neues und wertvolles Material geboten.

Das kann man von dem darauf folgenden etymologischen Abschnitte kaum behaupten. Das vorläufige Vorwort theilt der Etymologie einen sehr beschränkten Platz zu. Nur, wenn die Grundform und Grundbedeutung eines Wortes als ausgemacht angesehen werden kann, soll die Etymologie mitgeteilt werden. Diese Beschränkung ist schon durch den Zweck des Werkes motiviert. Das Wörterbuch ist für lange Zeiten geschrieben, es soll sich deshalb soviel wie möglich auf das beschränken, was als sichergestellte Thatsache oder als ausreichend begründete Hypothese einen dauernden Wert hat. Andere etymologische Hypothesen vorzubringen, lohnt sich nicht, da der beschränkte Raum eine genügende Begründung nicht ermöglicht. In der That sind die mitgetheilten etymologischen Auseinandersetzungen wenig beachtet worden. Was besonders auffällt, ist, daß man bei Behandlung der Lehnwörter die selbst gezogenen Grenzen öfters überschreitet. Daß schwedisch *allojera* aus französischem *alloyer* stammt, ist neben der Bedeutung des frz. Wortes alles, was von einem schwedischen Wörterbuch verlangt werden kann. Ob das französische Wort auf *allegare* oder auf *alligare* zurückgeht, damit hat das schwedische Wörterbuch nichts zu thun. Sein subjektives Dafürhalten mitzutheilen, wo man keine Begründung darbieten kann, und wo niemand eine solche sucht, ist nichts als dilettantische Geschmacklosigkeit. Man wird wohl doch das Wort *andante* behandeln dürfen, ohne vorher die Frage *ambulare* — *aller* — *andare* gelöst zu haben.

Den Schluß bildet der bei weitem wichtigste und wohl auch bei weitem beste Abschnitt, die Zergliederung der Bedeutungssphären. Hier kommt das treffliche Material völlig zur Geltung, hier gewinnen auch die Mitarbeiter die vollständigste Erfahrung, da die Bearbeitung dieser Aufgaben den größten Theil ihrer Zeit ausfüllt. Leider kann ich hier eine allseitige Wertschätzung nicht versuchen. Ich hoffe jedoch, daß der Leser, der sich die Mühe gemacht hat, irgend einen der grösseren Artikel durchzuarbeiten (z. B. *all*, *ande*, *annan*, *band*, *barn*) sofort erkennen wird, daß das Buch in Bezug auf die genaue Bestimmung der Bedeutungen sowie ihrer logischen und psychologischen Verhältnisse, vor allem aber in den historischen Auseinandersetzungen sich den besten zur Seite stellt. Den größten

Einfluss auf die Methode hat vielleicht das holländische Wörterbuch von de Vries ausgeübt.

In den Einzelheiten ist ja immer verschiedenes auszusetzen. Meines Erachtens meint man in der Phonetik mit alveol nicht »tandhåla«, also nicht die Höhlung, in der der Zahn befestigt ist, sondern den von den hinteren Wänden der Zahnhöhlungen gebildeten Wall. In der ersteren Bedeutung kann man von alveolaren Sprachlauten nicht sprechen.

Auf derartiges will ich aber hier nicht weiter eingehen. Nur eine letzte Bemerkung sei noch hinzugefügt, die sich auf die beigebrachten Sprachproben bezieht. In den ersten Heften zitierte man nicht selten ältere schwedische Werke nach der von P. Hanselli veröffentlichten Sammlung. Da die Unzuverlässigkeit dieser Ausgabe fast zum Sprichwort geworden ist, so wirkt es befremdend, daß man überhaupt mit ihr den Versuch gewagt hat, und es ist unbedingt zu billigen, daß nunmehr die meisten Zitate Originalausgaben entnommen sind, selbst wenn diese nur in wenigen Exemplaren zugänglich sind. Ja man begnügt sich nicht damit. Hat der Verfasser mehr als eine Ausgabe selbst besorgt, oder hat er eine Schrift, ein Gedicht u. s. w. zuerst als Einzelwerk in einer Zeitschrift, dann in einer Sammlung veröffentlicht, so vergleicht man die Korrektur mit beiden Redaktionen und giebt der Regel nach die Zitate nach der letzten vom Verfasser selbst besorgten Ausgabe, fügt aber auch die Jahreszahl der ersten bei und giebt nöthigenfalls Varianten.

Von dieser rühmenswert sorgfältigen Methode macht man aber eine Ausnahme, und zwar eine sehr auffallende. Unsere klassischen Dichter werden regelmäßig nach klassischen aber leider posthumen Ausgaben citiert. Und wie ich weiß, hat man sich ohne nähere Prüfung auf die Herausgeber verlassen. Diese Zitierungsweise bietet zwar einen unzweifelhaften Vortheil, sie ist bequem für den Redakteur. Aber sie ist nicht ebenso bequem für den Leser. Tegnér z. B. wird nach der sog. Jubiläumsausgabe zitiert, diese aber ist teuer und nicht sehr vielen zugänglich. Uebrigens fällt es auf, jeden Hinz und Kunz in seiner eigenen Buchstabierung zitiert zu sehen, unseren größten Dichter aber in einer Orthographie, die er nie gekannt hat¹⁾. Ich gestehe ja, daß dies nicht von größerer Bedeutung ist. Aber gerade diese Ausgabe hat mich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, in der man hier schwebt. In der Jubiläumsausgabe findet man folgenden Satz: *Ät de berömdaste alleter-erbjödös ofant-*

1) Auch in Bezug auf die Chronologie behandelt man Tegnér summarisch. Sprachproben aus der Frithjofsage werden c. 1825 datiert, obgleich selbst gymnasiale Lehrbücher die Daten der einzelnen Romanzen geben.

iga summor; ältere Ausgaben¹⁾ haben einfach *De berömdaste* etc. Nun ist es eine wichtige Thatsache der neueren schwedischen Sprachgeschichte daß man in passiven Sätzen nicht mehr das Dativobjekt von dem Akkusativobjekt unterscheidet, sondern bei gewissen Verben auch das erstere zum Subjekt machen kann und also auch im passiven Satz ein direktes Objekt finden kann, z. B. *Jag blef erbjuden en plats* (»Ich wurde eine Stelle geboten«). Wer einmal die Geschichte dieser Bewegung schreiben wird, wird gewiß großes Gewicht darauf legen, daß selbst der Klassiker Tegnér²⁾ sich eine so unklassische Konstruktion hat erlauben können. Aber diese Thatsache hat die Jubiläumsausgabe nach Kräften verhüllt.

Ich will hier meine Bemerkungen abschließen. Wenn sie auch z. Th. als Verwahrung eines betheiligten erscheinen mögen, hoffe ich doch damit der Sache selbst dienen zu können.

1) Efterlemnade skrifter 3, S. 186; vgl. Jubiläumsausg. 3, S. 516.

2) Gerade wie sein Zeitgenosse Oehlenschläger in Dänemark. Vgl. Wiwel Synspunkter for dansk grammatik, S. 67.

Stockholm.

Nat. Beckmann.

ספר ילקוט המכירי על משלי. Jalkut Ha-Machiri. Sammlung midraschischer Auslegungen der Sprüche Salomos. Zum ersten Male nach einer Hs. herausgegeben mit Anmerkungen, Quellennachweis und Einleitung versehen von L. Grünhut. Frankfurt a. M. 1902. J. Kauffmann. 20 S., 104 Bl. 4 M.

Bis in die neueste Zeit waren über den Jalkut Machiri nur einige bibliographische Angaben bekannt geworden. Im Jahre 1860 gab Straschun im Anhang zu S. J. Finus Kirja Ne'eman die kurze Einleitung heraus, die jedem der handschriftlich vorhandenen Theile des Werkes vorausgeschickt ist. Aus dieser Einleitung ist über den Autor selbst fast gar nichts zu entnehmen. Nur seinen Stammbaum bietet er mit großer Genauigkeit, indem er sich als Machir b. Abbamari b. Machir b. Todros b. Machir b. Joseph b. Abbamari bezeichnet. Aber weder seine Heimat, noch seine Zeit giebt er zu erkennen, und auch aus den jetzt gedruckt vorliegenden Theilen des Werkes selbst läßt sich keinerlei Andeutung hierüber schöpfen. Daß der Autor in Südfrankreich lebte, oder wenigstens von dort stammt, kann man mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Namen der angeführten Ahnenliste folgern. Machir hieß jener Gelehrte, den eine alte Sage unter Karl dem Großen aus Babylonien nach Narbonne kommen läßt (s. Neubauer, Mediaeval Jewish Chronicles I, 82) und dessen Nachkommen in Narbonne durch viele Jahrhunderte hohes

Ansehen mit gelehrtem Wissen verbunden. Unter diesen Nachkommen Machirs wird auch ein Todros (Theodoros) genannt. Auch der Name Abbamari weist nach der Provence hin. So darf man vielleicht annehmen, daß unser Machir eben jener altberühmten Familie der Machiriden von Narbonne entstammte und deshalb eine so lange Reihe von Vorfahren aufzählt. Wann er gelebt hat, läßt sich nur annähernd ermitteln. Als terminus ad quem giebt der alte Bibliograph Sabbathai Bas (Ende des 17. Jahrhunderts) aus unbekannter Quelle die spanischen Religionsverfolgungen an (לקוט המכירי מחובר קדם). Diese Angabe, welche von den Späteren (Jechiel Heilprin, Asulai) wiederholt wurde, bezieht sich vielleicht schon auf die erste große Religionsverfolgung vom Jahre 1391. Daß thatsächlich der Jalkut Machiri vor dem Ende des 14. Jahrhunderts verfaßt sein muß, beweist der Umstand, daß eine der vorhandenen Handschriften (die Leydener) dem Anfange des 15. Jahrhunderts angehört. Der Versuch M. Gasters, dem Werke ein höheres Alter zu vindicieren und ihn zur Quelle des Jalkut Schimeoni zu machen (*Revue des Études Juives* XXV, 44 ff.), ist durch A. Epstein mit triftigen Gründen zurückgewiesen worden (ib. XXVI, 75 ff.). Thatsächlich ist der Jalkut Machiri um mindestens ein Jahrhundert jünger als der Schimeoni, wofür als hauptsächlicher Beweis die Thatsache zu gelten hat, daß dieser den aus dem 12. Jahrhundert stammenden Midrasch zu Numeri (Bemidbar rabba) noch nicht kennt, während Machir denselben fleißig excerpiert. Ob Machir das Werk seines Vorgängers gekannt hat? Diese Frage muß auf Grund der erwähnten Einleitung Machirs verneint werden. Diese enthält nämlich nicht den geringsten Hinweis darauf, daß ein solches Werk, wie der Verfasser es zu einem Theile der biblischen Bücher zu bieten beabsichtigt, bereits für die ganze Bibel vorhanden sei; ferner wählt er den Namen seines Werkes selbständig, ohne darauf anzudeuten, daß es schon ein Werk dieses Titels gebe (קראתי שם הספר ילקוט כי לקטתי אותו מן המדרש ומן המשנה ומן הגמרא). Wir müssen also annehmen, daß zu Machir und dem Kreise, für den er seine Arbeit bestimmte, der Jalkut Schimeoni nicht gelangt war. Das darf nicht Wunder nehmen, da Machir sogar ein seit langer Zeit bekanntes und vielbenutztes Midraschwerk, wie die Pesikta rabbathi, der er so Vieles hätte entnehmen können, ebenfalls nicht gekannt hat.

Wie wir in Machirs Einleitung lesen, erstreckte sich sein Werk auf die prophetischen Bücher im engern Sinne und auf die ersten drei hagiographischen Bücher. Von den erstern ist nur Jesaja und das Dodekapropheton erhalten. Der Jalkut Machiri zu Jesaja ist in einer einzigen Handschrift (zu Leyden), jedoch defekt auf uns ge-

kommen: es fehlt 20,⁴—40,²⁰, sowie der Schluß (63,² bis Ende). Diese Handschrift ist durch J. Spira ediert worden (Berlin 1894). Vom Jalk. Machiri zu den 12 kleinen Propheten besitzt das Britisch Museum eine am Anfange und am Schlusse defekte Abschrift, die im Jahre 1514 für den Cardinal Egidio di Viterbi verfertigt wurde. Eine Ausgabe dieses Theiles hat Gaster versprochen. Zum Psalm-buche ist der Machiri vollständig erhalten, und zwar in zwei Handschriften. Eine von ihnen benützte der um die Midraschlitteratur hochverdiente Salomon Buber zu seiner im J. 1899 in Berdyczew erschienenen vortrefflichen Ausgabe. Eine Handschrift des Machiri zu den Proverbien hatte im 18. Jahrhundert Asulai gesehen; aber sie ist seither nicht zum Vorschein gekommen. Neulich jedoch gelangte L. Grünhut in Jerusalem in den Besitz einer defekten, vielleicht mit der von Asulai erwähnten identischen Handschrift und brachte sie in dem vorliegenden Bändchen zum Abdrucke. G. befolgt in seiner Editionsarbeit die Methode Bubers; in der Einleitung giebt er über die von Machiri excerpierten Quellen Rechenschaft, in den fortlaufenden Anmerkungen weist er auf die Quellen der einzelnen Excerpte hin und begleitet diese mit Erläuterungen, die sich zumeist auf die in ihnen zu findenden abweichenden Lesarten beziehen.

Die Bedeutung des Jalkut Machiri ist bei weitem nicht so groß, wie die des Jalkut Schimeoni. Während dieser vermöge der in ihm benützten alten Midraschwerke, die zum Theile als verloren betrachtet werden müssen, zu einem der wichtigsten Quellenwerke der jüdischen Litteraturforschung wurde, sind die von Machir excerpierten Quellen durchaus die auch sonst bekannten und leicht zugänglichen Erzeugnisse des talmudischen und midraschischen Schriftthumes. Eine Bereicherung des bisher vorhandenen Materiales bietet der Jalkut Machiri lediglich nach einer Richtung hin. Er benützte noch den Midrasch Jelandenu (oder Tanchuma) in einer Gestalt, mit der keine der beiden Versionen des Tanchuma identisch ist. Sein Tanchuma enthielt noch Vieles, was weder in dem längst in verschiedenen Ausgaben gedruckten Tanchuma, noch in dem von Buber edierten Tanchuma sich findet. Grünhut, der in den letzten Jahren in sehr dankenswerther Weise die Jelandenu-Fragmente zu den einzelnen Büchern des Pentateuchs gesammelt und ediert hat, wendet in seiner vorliegenden Edition besondere Aufmerksamkeit den Tanchuma-Excerpten Machirs zu, stellt deren Verhältnis zu den erwähnten zwei Versionen von Fall zu Fall fest und widmet demselben auch einen Abschnitt seiner Einleitung. In den betreffenden Anmerkungen weist er auf beide Versionen des Tanchuma hin, jedoch ohne erkennen zu lassen, daß zwischen beiden eine eigentliche Verschiedenheit nur für

Genesis und Exodus vorhanden ist, während sich für die anderen drei Bücher des Pentateuchs der Buber'sche Tanchuma nicht wesentlich von dem gewöhnlichen Tanchuma unterscheidet. Merkwürdig ist, daß Machiri diesen letzteren stets unter dem Titel Jelandenu anführt.

Die Bedeutung des Jalkut Machiri erschöpft sich, wenn wir von den Jelandenu-Excerpten absehn, in den Varianten, welche sein Text zu dem bekannten Texte der excerptierten Quellen darbietet. Einige dieser zum Theile recht bedeutsamen Varianten seien hier angeführt.

Im Sifrê zu Deut. 1, 9 (§ 9, 67 a₂₃ ed. Friedmann) heißt es: מלך בשר ודם יושב על בימה שלו; Machir (zu 22₂₂, 33 b₂) hat st. מלך בשר ודם das charakteristischere: דייק כעני. — Jerusalemischer Talmud, Baba Mezia c. V Ende (10 d₁₉): המיטות הזה לא היינו יודעין: מהו, in Bezug auf Ps. 15, 5. מִטְמוֹת ist das Verbum actionis zum Verbum des Psalmverses (יִמּוֹת), sowie in dem parallelen Satze der Tosefta, Baba Mezia c. 6 Ende. Die bessere Lesung scheint Machir zu bieten (zu 24, 11, 47 a₄): המיטות הזה. Statt מיטות ist zu lesen מיט (מיט), welches Nomen Levy (III, 99 b) aus Koheleth rabba zu 7, 15 verzeichnet. Auf dieser Leseart beruht auch המיטות הזה in Schocher Tob zu Ps. 15, 5. — Babylonischer Talmud, Rosch Haschana 18 b. Der in anderen Quellen vollständig erhaltene Ausspruch Simon b. Jochais über die vier Bibelstellen, die er anders erklärt, als sein Lehrer Akiba (s. Die Agada der Tannaiten I, 313), ist an der erwähnten Talmudstelle defekt angeführt, da nach der allgemeinen Einleitung des Ausspruches (ארבעה דברים היה ר' ע' דורש) nur eine der vier strittigen Bibelstellen angeführt wird. Machirs Excerpt (zu 26₁₉, 62 b unt.) bietet nach der Einleitung noch die Frage: ומאן אינון ארבעה דברים und die Angabe über die erste der vier Controversen (zu Gen. 21, 9). — Chullin 4 b, angeführt zu 29, 12 (84 a₁₄): ישראל מומר לעבודה זרה משומד. — In der bekannten Erzählung von Kamza und Bar Kamza (Gittin 55 b) schreibt Machir (zu 28, 14, 76 a) stets כמצא statt קמצא. — Sonstige Varianten in Texten des babylonischen Talmuds, die Machir darbietet, finden sich gewöhnlich auch in der Münchener Talmud-Handschrift. Grünhut hat die Variantensammlung von Rabbinowicz leider nicht zu Rathe gezogen, weshalb er z. B. p. 5a, n. 3 (zu 19, 9) als irrthümliche Lesung bezeichnet, was bei Rabbinowicz (Dikduke Sofrim V, 392) als gute Variante bezeugt ist. Vgl. auch 10 b, Z. 11 (איני, l. אינא) mit Dikd. Sofr. I, 300; 96 b, n. 13 mit Dikd. Sofrim IX, 124.

Genesis rabba c. 22 (§ 6). Nach dem auf Prov. 29, 27 beruhenden Ausspruche Abins über den bösen Trieb folgt bei Machir (85 a₃) noch die Begründung: שכן דבי ר' אחא קורין לסודה מנן בגימטריא:

ראט"ב. An der auch bei Machir unmittelbar nachher gebrachten Talmudstelle, Sukka 52b, wird diese Deutung des biblischen מנח so referiert: **שכן באט"ב דר' חייא קורין לסודה מנח**. Abin hatte die Deutung in der Schule Achas vernommen. Es ist der jüngere Abin, der auch sonst Aussprüche Achas tradiert (s. Die Agada der paläst. Amoräer III 404). Beachtenswerth ist bei diesem Passus, mit dem Machirs Excerpt den Text des Pen. rabba bereichert, der Ausdruck **גימטריא ראט"ב**, der sonst nicht vorkommt. Die Deutung durch Permutation des Buchstaben ist als Gematria (eig. Grammateia, γραμματεία, von γραμματεὺς bezeichnet¹⁾) und die specielle Art der Permutation durch den Zusatz **ראט"ב** näher bestimmt. — Gen. r. c. 63 Anf. Als Autor der Anwendung von Prov. 23,15 ist hier (39a) nicht Levi genannt, sondern: **ר' חנא בשם ר' בין**, Huna im Namen Abins. Es ist Abin der Aeltere gemeint, dessen Agadasätze auch sonst von Huna tradiert werden.

Leviticus rabba c. 11 Ende. Von den drei eschatologischen Sätzen excerpirt Machir (zu 31,23, 100a) den mittleren. Als Autor desselben ist in den Ausgaben des Lev. r. auf unverständliche Weise angegeben: **ר' יהושע**; **ר' אבין בשם ר' ישמעאל ב"ר יהושע** (einen Ismael b. Josua finden wir nirgends). Machirs Text hat: **ר' ביבי ור' ראובן בשם ר' חנינא**; Reuben ist ein Tradent der Aussprüche Chaninas, und als Tradent Reubens kommt auch sonst Bibi-(Bebai) vor (s. Die Agada der paläst. Amor. III, 79). — Ib. c. 12 g. Ende. Der mit den Worten **אל ישרו מלכים יין** beginnende Satz (Paraphrase zu Prov. 31,4) ist bei Machir nicht anonym, sondern hat **ר' אבין** zum Autor (96a). In der Fortsetzung dieses Satzes steht in Machirs Excerpt (96b), ebenfalls mit **ר' אבין** eingeleitet, folgender, in den Ausgaben des Lev. r. fehlender Passus: **למה מכניסין את היין בנאדות של עזים לומר אחמיל הייה** (der Weinschlauch von Ziegenfell soll dem Weintrinker zu warnendem Beispiele dienen). Es ist dieselbe Symbolik des Schlauches, die zu anderem Zwecke nach Lev. r. c. 6 g. Anf. Aibo vortrug (s. Die Agada der paläst. Amor. III, 65 f.). — Ib. c. 16 Ende. Den spruchartigen Satz **הדר תוביא לתוביה** bringt Machir (61b) so: **הדר תועבה לתועיביה** (vgl. Machiri zu Jes. 57,17). — Ib. c. 31 (§ 5). Statt **ר' יהושע דסכנין בשם ר' אחא אמר** hat Machir (23a unt.): **ר' יהושע בן לוי פתח**. Vielleicht hieß es ursprünglich: **ר' יהושע [דסכנין] בשם ר' לוי פתח**. —

Ruth rabba Einleitung. Statt **ר' ברכיה** hat Machir (7a, Z. 5 v. unt.): **ר' ברכיה ור' סימון**. Das ist das Richtige, nur ist noch der Name des Autors, Josua b. Levi, zu ergänzen, nach Midr. Samuel,

1) S. Die älteste Terminologie der jüdischen Schriftauslegung, S. 127.

c. 23 (s. Die Ag. d. pal. Am. I, 165, 2). — Exodus rabba c. 13. Zu Zach. 2, 12: יהושע אומר חיקון סופרים הוא. Machir (66a₁) schreibt den vollen Namen des Autors: ר' יהושע בן לוי. Demnach war es nicht Simon (s. Ag. d. pal. Am. II, 446), sondern sein Lehrer Josua b. Levi, der sich zuerst des Ausdruckes Tikḡun Sofrim bediente, um gewisse Euphemismen des Bibeltextes (tannaitisch: כונה הכתוב) zu bezeichnen. Danach ist zu ergänzen, was ich Die älteste Terminologie, S. 83, Anm. 4, bemerkt habe.

Tanchuma zu Gen. 32, 25: איש זה סמאל שרו של עשר. Machirs Text (17b₂₀) hat statt עשר das jedenfalls ursprüngliche רומי (Rom). — Tanchuma zu Num. 21, 34 (ed. Buber p. 130): נחלקלו und נחלקלתי. Machir (76b unt.) dafür: נחלקלכתי und נחלקלכו בעבירה. Vgl. die Beispiele bei Levy II, 507 b.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß Machirs Jalkut aus Texten geschöpft ist, die manche gute Lesart enthielten, so daß sein Werk besonders zur textlichen Berichtigung und Ergänzung der von ihm excerpierten Quellen benutzt werden kann. Diesem Zwecke wäre der Jalkut Machiri auf bequeme Weise dienstbar gemacht worden, wenn man sich darauf beschränkt hätte, die in ihm sich darbietenden Lesarten methodisch zu verzeichnen und nach den Quellen geordnet herauszugeben. Die Edition der ganzen Arbeit Machirs, soweit sie vorhanden, ist eigentlich mehr, als im Interesse der Wissenschaft nöthig wäre. Der bei weitem größere Theil der Excerpte Machirs bietet nichts Neues und die Lesarten, um derentwillen vor allem die Herausgabe erwünscht ist, müssen erst aufgesucht werden, da Grünhut sowenig wie seine Vorgänger (Buber und Spira) daran gedacht hat, in einem Register eine Uebersicht der besonders beachtungswürdigen Stellen zu bieten, an denen die Varianten zu finden sind. Es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Jalkut Machiri den Zweck, dem er durch seinen Urheber gewidmet wurde, auch jetzt noch erfüllen kann, indem man von Vers zu Vers die verschiedenen Auslegungen, die in den Quellen zerstreut vorkommen, gesammelt findet: eine Catene zu dem betreffenden biblischen Buche, die für das Studium dieser alten Bibelexegese ein sehr bequemes und nützliches Hilfsmittel darstellt. Es ist nur schade, daß der durch Grünhut edierte Theil unseres Werkes nur zur kleinern Hälfte vorhanden ist, da seine Handschrift mit Cap. 18, V. 16 beginnt, die erste, größere Hälfte des Buches der Sprüche also als verloren zu betrachten ist.

Die erste Pflicht des Herausgebers, den sorgfältigen und genauen Abdruck des Textes, scheint Grünhut gewissenhaft erfüllt zu haben. Wenn der Text seiner Edition dennoch eine beträchtliche Anzahl von

Fehlern darbietet, so ist das wohl zum Theile seiner handschriftlichen Vorlage anzurechnen; für andere der im Folgenden zu berichtigenden Irrthümer fällt die Verantwortung ihm selbst zu. Jedenfalls sind auch einige Druckfehler darunter.

1a, letzte Zeile. וכן (= וכוליה). Lies: וכן. Dieselbe Berichtigung ist auch nöthig 5a, Z. 5; 8b, Z. 11 (wo statt וכן gedruckt ist 'כן'; es heißt: ובאלה שמות רבא כן, sowie 7a³: (ובבראשית רבא כן); 14a⁷ (statt 'כן l. וכן'; 16a vorl. Z. (st. 'וכן l. וכן'). — 2a, vorl. Z. St. מצרות l. מצרה. — 4a¹³. St. ואנהירי l. ואנהירו. — 5b¹⁴. Vor דבר יסרני l. יסרני. — 6b¹³. St. ובנביאי l. ובנביאי. — 9b^{7,8}. St. יסרני l. יסרני. — 13a^{16, 19, 21}. In der Redensart און שחכרע און muß es jedesmal heißen שחכרע (intransitiv), wie in der Quelle des Excerptes, Midrasch Mischle zu 20, 2 (ed. Buber S. 88, Z. 6, 9, 12). — 14b⁴. Der mit לפי beginnende Satz hätte nach dem Texte der Quelle berichtigt werden müssen, da er in der hier vorliegenden Fassung keinen Sinn giebt. — Ib. Z. 7 v. unt. St. פתה l. פתה (d. h. פתה). — 15a¹¹. St. אבי החכמה אבי הנבואה l. אבי החכמים אבי הנביאים (vgl. 52a²⁴). — 17b¹³. St. דורשו l. דורשו. — 23b¹⁶. ברבא ergänzt Gr. zu אבא. Aber der Vater Berechjas hieß nicht Abba, sondern Chija (s. Die Agada der pal. Am. III, 344, 6). Vielmehr ist ברבא zu ברבי zu berichtigen, welches Wort (= בר רבי, בירבי) als auszeichnendes Epitheton dem Namen Berechjas beigefügt zu werden pflegt. — 24a⁹. St. ופסקין l. ופסקין. — 26b⁹. Vor הרשע erg. אורו. — 27b¹⁵. St. סוליסה l. סוליסה. — 33b⁷. St. לאחד l. לאחד. — 35a¹⁶. vor בשם ist zu streichen. — 39a¹⁸. St. בן קיסמא l. בן זמרא. — 43b²⁰. St. כמישור l. כמישור. — 45b¹⁵. St. ר' אמי l. ר' אמי. — 47a Z. 7 v. unt. Nach דימינא erg. בשמאליה (vgl. Dikd. Sofrim I, 303). — 49a⁷. St. הודיעה l. הודיע. — 54b⁴. בן יהושע ist zu streichen. — Ib. Z. 18. St. ואנחנו l. ואלה שנתה ולא שילשה l. ולא שיה ולא שלשה. — 69a¹⁹. St. ואנחנו l. ואנחנו. — 69b¹. St. אלוה l. אלוה. — 72b Z. 3 von unt. St. הקצונין l. הקצונין. — 74b¹¹. Der Satz muß lauten: וכמו שהטעה הוטעה. — 89a¹⁸. St. סמוך l. בר רב (vgl. die Berichtigung zu 23b¹⁶). — 94a¹. St. שמחה l. שמחה. — 95a⁹. St. נדרך יהי l. נדרך יהי. — 96a¹¹. St. שכפתחו l. שכפתחו (vgl. Levy II, 376a oben). — 97a¹⁵. St. מסרתו l. מסרתו. Grünhut versteht das Wort nicht (Anm. 10); es ist natürlich שְׁהָרִי (st. emph. שהדוחא), Zeugniß (s. Levy III, 485a). — 102a¹². St. ר' יוחנן l. ר' חנינא. — 104a, Z. 10 v. unt. ראסמן (worin Grünhut ein »arabisches Wort« vermuthet) ist zu ראסון zu verbessern (Partic. Peal: die heilen). —

Weitere Einzelbemerkungen, zu denen Grünhut in seinen Noten Anlaß bietet, seien hier noch zum Schlusse zusammengestellt. S. 3b, Anm. 6. Die Angabe ist unrichtig, da sich die Worte שביד על מזו שביד

mud (Rosch Haschana 34a) in den Sifre gerathene Glosse. Ferner citiert Grünhut eine Controverse zwischen ר' אליעזר und Samuel b. Nachman, in der aber, wie die Parallelstellen zeigen, אלעזר aus אלעזר verschrieben und Eleazar (b. Pedath) gemeint ist, der sehr oft als agadischer Gegner S. b. N.'s erscheint. Was endlich die aus Gen. r. c. 57 Ende citierte Stelle betrifft, in der Samuel b. Nachman mitten unter tannaitischen Autoritäten genannt ist, so erklärt sich dieser Umstand einfach auf folgende Weise. An der angeführten Stelle werden die Ansichten der Gelehrten über die Lebenszeit Hiobs tradiert und zwar in der chronologischen Folge der verschiedenen Zeitalter, in welche Hiob gesetzt wird. Deshalb steht zuerst die Ansicht Bar Kapparas, wonach Hiob ein Zeitgenosse Abrahams war, zuletzt die Ansicht Josua b. Karchas, er habe zur Zeit des Perserkönigs Achaschwerosch gelebt. An der richtigen Stelle dieser chronologischen Reihe ist die Ansicht Samuel b. Nachmans eingefügt, wonach Hiob zur Zeit der Chaldäer gelebt habe. Uebrigens ist aus der Parallelstelle im jerusalemischen Talmud (Sota 20 c d) ersichtlich, daß Samuel b. Nachman diese Ansicht, wie so viele agadische Lehrmeinungen und Erklärungen, im Namen Jonathans tradiert hat, nur daß dort die Autorenangabe zur vorhergehenden Ansicht gesetzt ist.

Budapest.

Wilhelm Bacher.

Kühnmann, A., Maine de Biran. Ein Beitrag zur Geschichte der Metaphysik und der Psychologie des Willens. Bremen, Max Nössler 1901. VIII, 195 S.

Der Verf. berichtet uns in einer sorgfältig gearbeiteten Monographie über das Leben und die Lehre des »französischen Kant« Maine de Biran, eines Denkers, der einer vermehrten Beachtung der Philosophie-Historiker jedenfalls würdig ist. Im Centrum des Biran'schen Systems steht der Begriff des »effort voulu«, das ist die willkürliche Bewegung als psychischer Vorgang, der den Willensentschluß und die Muskelempfindung einschließt. Im effort voulu sieht Biran die ursprünglichste Thatsache des Selbstbewusstseins (»je veux, donc je suis«), zugleich aber die Brücke zur Erkenntnis der phänomenalen Außenwelt. Der Widerstand nämlich, der sich bei der gewollten Anstrengung einstellt, vermittelt notwendig die Erkenntnis eines Nicht-Ich. Das Ich ist identisch mit dem Willen schlechthin, dem aktiven psychischen Prinzip, nach dessen Art und Grad der Wirksamkeit vier genetische Stufen unterschieden werden müssen: das système affectif (Sensationen, die ohne Antheilnahme des

Ich entstehen), das système sensitif (passive Verbindung des Ich mit den Empfindungen), das système perceptif oder système de l'attention (aktive Verbindung des Ich mit den Empfindungen und Wahrnehmungen) und das système reflexif (die Vernunftthätigkeit). Eine besonders bedeutsame Rolle wird der Aufmerksamkeit zugewiesen; sie wird als ein Wollen charakterisiert, das auf ein Bewußtmachen von Inhalten gerichtet ist. — Das Ich-Bewusstsein als primäre Wahrheit ist die Erkenntnisquelle für die abstrakten metaphysischen Begriffe der Substanz, Kraft, Identität und Kausalität. Der Substanzbegriff ist aus der Dualität, die der effort in sich schließt, abzuleiten, die »Kraft« wird uns durch den bewussten Bewegungsakt bekannt, die Identitäts-Erkenntnis ist Ausfluß des Persönlichkeits-Bewusstseins oder der Icheinheit, die Kausalität endlich verdanken wir unmittelbar unserem effort voulu, dem Urbild der Ursache- und Wirkungs-Beziehung.

Diese psychologischen Theorien baut Biran zu einer Metaphysik weiter. Er knüpft hierbei an Bouterwek (der merkwürdigerweise in Frankreich viel Beachtung findet) an, dessen These »Sein und Wollen ist eins«, auch den Gipfel der Biran'schen Spekulation darstellt. Schopenhauer mag in diesem Punkte von Maine de Biran, den er gekannt und zitiert hat, Einflüsse erfahren haben. Der Verfasser hat es auch nicht unterlassen, die Berührungspunkte jener Willenslehre mit den Anschauungen von Mill, Spencer, Bain, Wundt und Höffding (auch Paulsen wäre heranzuziehen gewesen) aufzuzeigen.

Wie der Verfasser nachweist, liegen die genetischen Wurzeln für das Biran'sche System in einer Polemik wider Condillacs Sensualismus (gegen welchen die Aktivität der Psyche geltend gemacht wird) sowie in einer zustimmenden Anknüpfung an Leibniz, Kant und Destutt de Tracy. In Viktor Cousin hatte das System in der ersten Zeit einen geschickten Anhänger und Fortbildner gefunden; freilich verrannen Cousins Lehren alsbald in einen unfruchtbaren Eklektizismus. Cousin, der Herausgeber der zahlreichen nachgelassenen Schriften seines Lehrers, war es, welcher der Ueberzeugung Bahn brach, daß sich in Maine de Biran die mit Descartes und Malebranche beginnende Reihe der großen spekulativen Philosophen Frankreichs würdig fortsetze. Für unsere gegenwärtige Philosophie sind Birans Werke, wie der Verf. ausführt, noch immer in Details von Interesse. Wenn in heutiger Zeit vielfach die Ansicht verfochten wird, daß alles, was Wille heißt, in Muskelempfindungen auflösbar sei, so mag dagegen der Hinweis Birans ins Treffen geführt werden, daß der gegebene psychische Thatbestand bei der bewußtgewollten Muskelkontraktion von dem Thatbestand bei derselben Kontraktion durch

elektrische Reizwirkung sehr deutlich verschieden ist. Auch darf die Unterscheidung von Reflex-Reaktionen, welche genetische Vorstufen des bewußten effort voulu bedeuten, und Bewegungs-Mechanismen, die aus Willkürakten durch Gewohnheits-Abstumpfung entstanden sind, Interesse beanspruchen. Merkwürdig altväterisch nimmt sich dagegen die Behauptung Biran's aus, daß die tierische Psyche nicht graduell von der menschlichen verschieden sei, sondern als wesensungleich gelten müsse, weil den Tieren das Ichbewußtsein mangle. Die Grenzscheide zwischen Mensch und Tier falle mit der zwischen Psychologie und Physiologie zusammen.

In der zweiten Hälfte seines Buches liefert uns Kühtmann eine lesenswerte Biographie des Philosophen, aus der wir einige Punkte hervorheben. François Pierre Gonthier de Biran (Maine soll ein »Phantasie«-Vorname sein) wurde am 29. Nov. 1766 zu Bergerac in der Dordogne geboren, studierte nach Verlassen des Militärdienstes einige Zeit in Paris, um sich dann in Grateloup bei Bergerac niederzulassen, wo er allen Stürmen der großen Revolution entrückt blieb. Die Abgeschlossenheit von der Welt begünstigte seinen Hang zur grüblerischen Selbstanalyse, deren Ergebnisse er in einem wunderlichen journal intime (über seine sehr labilen Ichzustände) fortlaufend verzeichnete. Die Wahl in den Rath der Fünfhundert gab ihm dem öffentlichen Leben zurück; 1806 wurde er Unterpräfekt in Bergerac (wo er 1807 eine philosophische Gesellschaft begründete), 1809 Deputierter im gesetzgebenden Körper. Nachdem er bereits 1806 den zweiten Preis der Berliner Akademie für eine Bearbeitung der Frage »gibt es innere und unmittelbare Apperzeptionen« errungen hatte, krönte ihn 1811 die Kopenhagener Akademie mit dem ersten Preise für eine Schrift über das Verhältnis von Psychologie und Physik. Von 1812—1824 lebte Biran ständig in Paris. Napoleon konnte ihn nie recht leiden und hemmte seine politische Laufbahn; erst unter Ludwig XVIII. brachte er es zum Staatsrath im Ministerium des Innern und zum Quästor in der Abgeordneten-Kammer. Inmitten seiner nicht unbedeutenden Thätigkeit im öffentlichen Dienste erzwang er sich Zeit zur Fortsetzung seiner philosophischen Forschungsarbeit. Mit Destutt de Tracy und Cabanis, Cousin und Pestalozzi unterhielt er fortdauernd freundschaftliche Beziehungen. Inmitten rüstigen Schaffens ereilte ihn am 20. Juli 1824 in Paris der Tod. Ueber die Herausgabe seiner Posthuma und die Literatur, welche sich an ihn knüpfte, berichtet Kühtmann in genauer, verlässlicher Weise.

Es zeigt von einer erfreulichen Unbefangenheit des Verf., daß er sich von jeder naheliegenden Ueberschätzung Birans (wie sie sich

etwa bei Bertrand findet) freigehalten hat. In schlichter Sprache und unter straffer Stoffgliederung hat er das feste Gerüst der bedenklich schwankenden und weitschweifigen Schriften des Philosophen darzustellen gewusst. Die einzelnen Perioden in der philosophischen Entwicklung Maine de Birans hat er weniger scharf als P. Janet markiert und auch in der Bewertung der prinzipiellen Wichtigkeit der einzelnen Grundgedanken eine eigene Meinung geltend gemacht. Eben darum verdient sein Buch nicht das Schicksal der überflüssigen Referat-Litteratur.

Wien.

Jos. Klem. Kreibitz.

Schmidt, Ludwig, Geschichte der Wandalen. Leipzig, B. G. Teubner 1901. IV, 203 S. M. 2,80.

Die vorliegende Monographie hat aus verschiedenen Gründen ihre Daseinsberechtigung. Wenn auch das vortreffliche, bereits 1837 erschienene Buch Papencordts, des viel zu früh der Wissenschaft entrissenen westfälischen Historikers, noch immer unentbehrlich ist, seines Vorläufers, des Mannert'schen Opus zu geschweigen, so ist doch seitdem keine eingehende kritische Spezialuntersuchung über die Gesamtgeschichte der Wandalen veröffentlicht worden, und selbst seit Felix Dahns Untersuchungen (Könige I, 2. Abth., S. 140—265) ist mehr denn ein Menschenalter verflossen. Sodann sind durch die neueren französischen, auf Ausgrabungen und Lokalforschungen basierten Arbeiten über das römische Afrika auch für die Geschichte des vandalischen Reiches vielfach neue gesicherte Grundlagen geschaffen worden (Vorwort S. III). Von früheren Arbeiten des Verf., die sich auf das Wandalenreich beziehen, seien hier erwähnt: »Aelteste Geschichte der Wandalen 1889. 29 S., ferner zwei Wandalica in der Histor. Vierteljahresschrift 1899 S. 449 ff. und in der Westdeutschen Zeitschrift XX 1901 S. 1 ff. Schmidts Kritik hält durchweg die richtige Mitte zwischen hyperconservativem Festhalten und allzu dreister Verwerfung. Mit berechtigter Anerkennung verwerthet er die Ergebnisse der Dahn'schen Forschungen. Die vorhandene Litteratur ist vom Verf. ausgiebig benutzt. Die wenigen einschläglichen Schriften, die ihm entgangen sind, haben fast alle keine erhebliche Bedeutung. Schmidts Buch ist vor Allem in topographischer Hinsicht recht verdienstlich. Auf die Beigabe einer Karte hat der Verf. allerdings verzichten müssen; für das Topographische verweist er daher auf die Karten im C. I. L. VIII, 2 (Berl. 1881);

Tissot, *Géographie comparée de la province Romaine d'Afrique*, Atlas par S. Reinach, Paris 1888; Cagnat, *L'armée Romaine d'Afrique* . . . Paris 1892; Atlas archéologique de la Tunisie . . . , Paris 1893 ff.; Diehl, *L'Afrique Byzantine* . . . , Paris 1896. Für das Gebiet zwischen Bône und Philippeville (Massif de l'Edough), sowie das Grenzgebiet zwischen Byzacena und Tripolis, ferner für Mauret. Caes. kommen besonders die Karten im *Recueil des notices et mémoires de la soc. arch. du dép. de Constantine* vol. 32 (1898) p. 96. 146 und bei Cat, *Essai sur la province Romaine de Maurétanie Césarienne*, Paris 1891 in Betracht. Lichtvolle umsichtige Gruppierung des Stoffes, sowie eine gewandte ansprechende Darstellung sind weitere Vorzüge des vorliegenden Buches. Gern gestehe ich, daraus viel gelernt zu haben.

Im ersten Buch (S. 1—38) erörtert Verf. die älteste Zeit von Tacitus bis zum Uebergang Geiserichs und seiner Schaaren nach Afrika (99—429). Diese Ausführungen finden in einem Anhang »die Verfassung in ältester Zeit« vielfache Ergänzungen (S. 38--44).

Was zunächst den Namen »Wandalen« betrifft, so geht Schmidt mit Recht von der Annahme aus, er habe ursprünglich eine größere Gruppe germanischer Völker im östlichen Deutschland umfaßt und sei später allein auf zwei Stämmen dieser Gruppe, der Asdingi und Silingi, haften geblieben (S. 3—7). Der Name des wandalischen Königsgeschlechts Asdingi oder richtiger Hasdingi, der später auf den Stamm übertragen wurde, bedeutet: »Männer mit Frauenhaar« und ist auf das Taciteische *muliebri habitu* zu beziehen (S. 5). Eine Betheiligung von Wandalen, von Asdingen und Silingen, an der Zerstörung des Suebenreiches des Vannius im Gebiete der Markomannen und Quaden im Jahre 50 ist nur wahrscheinlich, dagegen die Theilnahme speciell der Asdinger am großen Markomannenkrieg (um 171) unzweifelhaft (S. 7—9). Sehr interessant werden die kriegerischen Conflictte der Kaiser Aurelian und Probus mit den Wandalen erörtert (S. 10—14). Verf. verwirft mit Recht die weit verbreitete Ansicht, Stilicho habe um 407 die Wandalen zur Invasion Spaniens eingeladen (S. 19 f.). Mit gleichem Recht tritt er der unbegründeten Meinung Stadlers von Wolfersgrün, die Wandalen . . . bis zum Tode Geiserichs (Bozen 1884), Stilicho sei Heide gewesen, entgegen (S. 20 Anm. 5). Der mächtige Minister des Kaisers Honorius, wenngleich wandalischer Abkunft, war weder Heide noch Arianer, sondern Katholik. Einem Heiden, nimmt Verf. richtig an, würde der große Theodosius wohl kaum seine Nichte (Serena) vermählt haben. Ich füge hinzu: der fromme Dichter Prudentius sagt von Stilicho und

Honorius im Gegensatz zum Arianer Alarich: »*Deus Christus utrique*¹⁾, stellt also die Confession Beider völlig gleich. Ueber den Aufenthalt der Wandalen in Spanien (409—429), zuerst in Gallicien (bis etwa 423), dann in Bätica (Andalusien) handelt Verf. S. 26 ff. und erörtert (S. 33—35) vortrefflich die Anfänge Geiserichs. Mit Recht meint er (S. 34): »Daß er [Geiserich] ursprünglich Katholik gewesen und nun [428] zum arianischen Glauben übergetreten sei, ist, wie der einzige Gewährsmann, Hydatius, selbst vorsichtig bemerkt, nicht sicher bezeugt (c. 89: *ut aliquorum relatio habuit*); auch an sich aber scheint diese vielleicht erst aus später Zeit stammende, wohl nur auf böswilliger Erfindung beruhende Version wenig glaublich«.

Die Nachricht der erst dem 6., bezw. dem 8. Jahrhundert angehörenden Quellen Prokop, Jordanes und Paulus Diaconus, daß der Militärgouverneur von Afrika, Bonifatius, die Wandalen selbst dahin gerufen, um seine Stellung gegen die Intriguen einer ihm feindseligen Hofpartei (Aëtius) zu stützen oder, um sich wegen erlittener Kränkungen zu rächen, wird vom Verf. (S. 34 ff., s. auch *Histor. Vierteljahrsschrift* 1899 S. 449 ff.) mit gutem Grunde abgelehnt. Die älteren, d. h. noch dem 5. Jahrhundert angehörenden Autoren Possidius, *vita Augustini* c. 28 und Victor Vitensis I, 2, wissen davon nichts zu erzählen und anderseits »die zu jener Zeit in Afrika herrschenden, durch innere Zwistigkeiten hervorgerufenen Verhältnisse, ferner die zur Vertheidigung des großen Gebietes zu wenig genügende Truppenzahl und die damals ausgebrochenen Unruhen der Mauren, Umstände, von denen die Wandalen natürlich nicht ohne Kenntnis blieben . . ., forderten . . . geradezu zu einem Einbruch heraus« (S. 35). Endlich »bestand die Absicht einer Reichsgründung in der Spanien gegenüberliegenden Provinz wohl schon unter seinem [Geiserichs] Vorgänger Gunderich« (S. 34 f.). Mit Recht bevorzugt Verf. (S. 37 f.) das Zeugnis des Victor Vitensis I, 2, wonach Geiserich bei seinem Uebergang nach Nordafrika über 80 000 Köpfe verfügte, gegenüber der Angabe Prokops (*Bell. Vand.* I c. 5), der nur 50 000 Wandalen (d. h. Männer, Weiber und Kinder) übersetzen läßt.

1) »*Contra Symmachum oratio*, opp., Parmae 1788, vol. II. v. 695 bis incl. 744 (p. 196—198) v. 708 ff.: »*dux agminis imperiique* [im Kriege gegen Alarich 402/3] *Christipotens nobis iuvenis fuit* [= Kaiser Honorius] *et comes eius atque parens* [hier = Schwiegervater] *Stilicho: Deus unus Christus utrique* (vgl. auch v. 742—744, *ibid.* S. 198: *At noster Stilicho congressus comminus ipse*

Ex acie ferrata virum dare terga coëgit.

Hic Christus nobis Deus adfuit et mera virtus)

Aus dem ›Anhang‹ (S. 38—44), worin das Wenige, was wir über die inneren Verhältnisse des Wandalenvolkes vor der Niederlassung in Afrika wissen, besprochen wird, hebe ich folgende Ergebnisse aus: Die Wandalen waren zur Zeit ihres Eintritts in die Geschichte bereits über das Nomadenthum hinaus zu einer gewissen Sesshaftigkeit gelangt. Man lebte von Jagd und Viehzucht. Dagegen trat der Ackerbau sehr zurück. . . . ›Namentlich ist die Pferdezeit, und zwar zu Kriegszwecken, eifrig betrieben worden. Aus Dexippus . . . ersehen wir, daß das Heer der Wandalen im Jahre 270 vorwiegend aus Reitern bestand‹ (S. 38 f.). . . . ›Das Volk nahm, als es sich in Spanien niederließ [409 ff.], den Possessoren Theile ihrer Güter weg und trat für diese ganz in die Rechte . . . der bisherigen Eigenthümer ein; die römische Wirthschaftsverfassung, die die Fürsorge für die Ernährung der Heere fast ganz in die Hände der Sklaven und Kolonen legte, blieb bestehen. . . . Die staatliche Gliederung schloß sich völlig an die des Heeres an: die Begriffe Volk und Heer waren identisch‹ . . . (S. 39 f.). ›Aus der Vereinigung der Heerführerschaft und des Oberpriesterthums resultierte die Strafgewalt über das Heer, die die wandalischen Könige, so lange es beisammen war, besaßen; in der . . . Erzählung des Dexippus erschießt der eine König den Befehlshaber der Abtheilung von 500 Mann, die mit dessen Zustimmung das römische Gebiet, dem [mit Kaiser Aurelian 270 abgeschlossenen] Friedensvertrag zuwider, verheert hatte. Namentlich diese letztere Befugnis hat jedenfalls bei dem fortwährenden Kriegszustande auf der Wanderung, begünstigt durch die kraftvollen Persönlichkeiten einzelner Herrscher, wie es namentlich Geiserich war, eine allmählich fortschreitende Stärkung der Machtstellung des Königthums auf Kosten der Volksgewalt bewirkt‹ (S. 42 f.). . . . Diese Entwicklung . . . vollzog sich . . . durchaus auf germanischer Grundlage. . . . Von römischen Elementen wird das wandalische Königthum erst später wesentlich beeinflusst. Hervorzuheben ist, daß Geiserich anfänglich, auch noch in den ersten Jahren der Herrschaft in Afrika, der lateinischen Sprache nicht mächtig war (Vict. Vit. I, 18). . . . Der lange Aufenthalt [der Wandalen] in dem der römischen Kultur entrückten Gebiete an der Theiß [von etwa 330 bis 407] mußte auf die Entwicklung des Nationalitätsbewußtseins von vortheilhaftem Einflusse sein, während die Niederlassung in Spanien von zu kurzer Dauer [409—429] war, um direkt tiefer gehende Beeinflussung durch römisches Wesen hervorrufen zu können‹ (S. 43 f. nebst Anm. 1 S. 44).

Das zweite Buch (S. 45—100) hat das afrikanische Reich unter Geiserich (429—25. Januar 477) zum Gegenstand. Nach einer ge-

drängten, aber gründlichen Einleitung über die beklagenswerthen volkswirtschaftlichen, sozialen und religiösen Verhältnisse der römischen Bevölkerung Afrikas zu Anfang des 5. Jahrhunderts (S. 45—61) führt Verf. den Leser in medias res. Die rohen Gewaltthatigkeiten, die von Geiserich und seinen beute- und zerstörungslustigen Schaaren zwischen 429 und 435 u. A. auch gegen viele orthodoxe Bischöfe und Priester, sowie gegen katholische Cultusstätten, Basiliken, Klöster u. s. w. in jenem Zeitraum verübt wurden, wo die Wandalen, zunächst noch vorübergehend, beide Mauretanien, wohl aber schon zum Zwecke bleibender Occupation Numidien, Zeugitana oder die Proconsularprovinz und Byzacena überschwemmten und verwüsteten (vgl. Procop. Bell. Vand. I c. 3, Vict. Vit. I, 1—4), läßt Verf. S. 61 f. in Uebereinstimmung mit mir (Kirche und Staat im Wandalenreich, Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft X (1893), S. 27—29) noch nicht als eigentliche Religionsverfolgung gelten. Sie müssen vielmehr in der That theils als Consequenzen einer barbarischen Kriegführung aufgefaßt werden, hängen zum Theil aber auch mit dem Bestreben des Germanenfürsten zusammen, einen Fiscus, eine Staatskasse als erste und wichtigste Basis des neu zu stiftenden und fortzuentwickelnden Reiches zu begründen. Den Frieden von Hippo regius vom 11. Februar 435 mit Kaiser Valentinian III. finde ich S. 65 f. richtig gedeutet: »Die Wandalen begaben sich als Förderaten in die Dienste des Reiches, wofür ihnen Land [das östliche Numidien, Zeugitana mit Ausnahme der Hauptstadt Karthago und der Byzacena] gegen einen Tribut zur Bestreitung ihres Unterhaltes . . . zugewiesen wurde«. Der richtige Text (Prosperi Tironis epit. chron. ed. Mommsen (MG. auct. ant. IX, 474) lautet so: »*Pax facta cum Vandalis data eis ad habitandum Africæ portione [per Trigetium in loco Hippone III idus Febr.]*. Also weder triennium noch trigennium, und die eingeklammerten Worte sind späterer Zusatz!

Erst 437 eröffnete Geiserich die erste systematische Katholikenverfolgung; er ließ nämlich vier katholische Spanier, die zu seinem Hofe gehörten, Namens Arcadius, Probus, Paschasius und Eutycianus wegen ihrer Weigerung, zum Arianismus überzutreten, eines martervollen Todes sterben und den Knaben Paulillus, den jüngeren Bruder des Paschasius und Eutycianus, aus demselben Grunde wenigstens lange geißeln und verknechten (s. Prosperi Tironis epit. chron. a. a. O. S. 475 f.). Mit Papencordt (S. 73) und Dahn (Könige I, S. 246. 249) fasse ich im Widerspruch gegen den Verf. (S. 67) diese Begebenheit als die erste systematische Befehdung der Orthodoxie durch den Wandalenherrscher auf. Zu demselben Jahr

437 gedenkt Prosper Tiro a. a. O. einiger katholischer Bischöfe, die von Geiserich ihrer Kirchen beraubt und zur Verbannung verurteilt wurden. Schmidt meint S. 67 Anm. 2: ›Daß jenen Priestern [muß Bischöfe heißen!] das Ansinnen gestellt worden sei, zum Arianismus überzutreten, wie Görres, Deutsche Zeitschr. f. G. X, S. 30 behauptet, ist nicht gesagt‹. Ich erwidere: Ich habe eine solche Zumuthung aus folgenden Worten des Prosper Tiro geschlossen: *Gisiricus . . . quosdam nostrorum episcoporum eatenus persecutus est, ut eos privatos iure basilicarum suorum etiam civitatibus pelleret, cum ipsorum constantia nullis superbissimi regis terroribus cederet.* Deutsche Zeitschrift u. s. w. X, S. 33 f. hatte ich bemerkt: ›Schon früher (als 440) 437 und 438, hatten einzelne Vandalische Schaaren aus eigener Machtvollkommenheit, nicht unter den Auspicien des Königs, verheerende Streifzüge gegen Sicilien und andere Inseln des Mittelmeeres unternommen‹. Verf. fragt (S. 67 Anm. 4): ›Woher weiß G. . . ., daß diese Züge von einzelnen vandalischen Schaaren aus eigener Machtvollkommenheit unternommen wurden?‹ Ich antworte: Ich stütze mich auf Prosper Tiro (a. a. O. S. 475 f.): ›*Eodem anno piraticam barbari foederatorum desertores*; — der Friede von 435, durch den Geiserich zu Westrom in ein Förderatverhältnis trat, war damals von ihm noch nicht formell verletzt — *exercuerunt* (437) *hoc quoque anno* (438): *iidem piratae multas insulas . . . vastavere.*

Zutreffend kennzeichnet Verf. (S. 67 f.) die Eroberung Karthagos durch Geiserich mitten im Frieden (439) als einen Act politischer Nothwendigkeit. Die vandalische Piraterie (seit 440) finde ich gut dargestellt und richtig gewürdigt (S. 69 ff.). Auch folgendem Satze (S. 70 Anm. 2) kann ich zustimmen: ›Von einer Planlosigkeit . . . der . . . Raubzüge, wie man nach Prokop. I 5 annehmen könnte, kann keine Rede sein. Die hier mitgetheilte Anekdote [als nämlich Geiserich wieder einmal in die See stach, antwortete er auf die Frage seines Steuermanns: Wohin segeln wir? ich weiß es selber nicht; ich lasse mich von Wind und Wellen gegen solche Menschen tragen, denen Gott zürnt; Dahn (Germanisch-romanische Urgeschichte I², S. 159), findet in diesem Ausspruch einen recht sagenhaften Zug] mag richtig sein [und von der Reckenhaftigkeit des Meerkönigs zeugen], hat aber jedenfalls ihren Grund darin, daß Geiserich das Ziel seiner Expedition sorgfältig geheim hielt‹. Förderlich handelt Verf. über die Katastrophe des Sebastianus (S. 71). Mit Recht will er den Schwiegersohn des Bonifatius nicht als katholischen Martyrer gelten lassen (a. a. O. Anm. 4), hält aber ohne ausreichenden Grund die Erzählung des Vitensers (I c. 19 ff.)

von dem Gleichnis vom Brote und der Taufe, dessen sich jener Römer bediente, um der Zumuthung, zum Arianismus überzutreten, auszuweichen, für unhistorisch. Gut würdigt Schmidt den Friedensvertrag von 442, der den Wandalenkönig zuerst als Souverän des größten Theiles von Nordafrika anerkannte, seine Bedeutung und Folgen (S. 72—77); ich hebe aus den Satz (S. 73 und Anm. 1 das.): »Besiedelt wurde von den Eroberern in diesem Gebiete jedoch nur die Prokonsularprovinz.« . . .

S. 78 wird die erste Friedensepoche der hartgeprüften Katholiken Afrikas unter Geiserich (454—457) besprochen. Das Hauptsymptom dieses kirchenpolitischen Einlenkens des Wandalenkönigs war die Wiederbesetzung des seit 439 verwaisten Bisthums Karthago durch Deogratias (s. Vict. Vit. c. 8 bzw. I c. 24 und Append. ad Prosp. Tiron. chron. ad a Chr. 454). »Wahrscheinlich war damals der Mehrzahl der ausgewiesenen Bischöfe (d. h. mit Ausnahme der in dem vandalischen Ansiedlungsgebiet ansässig gewesenenen) die Rückkehr in ihre früheren Sprengel gestattet worden«. Aber die Wiederbesetzung des Bisthums Hadrumet durch einen gewissen Felix fällt schwerlich in diese Zeit, wie Verf. S. 78 Anm. 7 meint, ist vielmehr früher anzusetzen. Auf unsere Friedensepoche bezieht sich auch vita s. Fulgentii Ruspensis c. I, Nr. 4 ed. Migne, Patrol. Latina tom. 65, S. 119, diese vom Verf. S. 68 in anderem Zusammenhang verwertete Stelle (*Sed possessionibus suis ex parte per auctoritatem regiam repetitis ad Bizacium* (corr. *Byzacenam*!) *perrexerunt*), wonach Geiserich der Familie des Fulgentius einen Theil ihres (um 439) confiscierten Grundbesitzes wieder zurückgab.

Die Darstellung der Einnahme und Plünderung Roms durch Geiserich (455) ist ein Glanzpunkt des Schmidt'schen Buches (S. 79—83). Die angebliche Einladung des Wandalenkönigs durch die Kaiserin Eudoxia, nach Rom zu kommen, wird S. 80 mit Fug als unglaubwürdig zurückgewiesen: »Wenn es heißt, Eudoxia habe, um sich von der verhaßten Verbindung [mit dem neuen Kaiser Petronius Maximus] zu befreien und Rache an den Mördern ihres Gemahls zu nehmen, den Wandalenkönig herbeigerufen, so ist dies eine Fabel. Muß schon die Aehnlichkeit dieser Erzählung mit andern derartigen unhistorischen Anekdoten aus der spätrömischen Geschichte Bedenken erregen, so kommt hinzu, daß die gleichzeitigen Quellen von einem solchen Motive entweder gar nichts wissen oder es, wie Hydatius und Priskus (*ut mala fama dispergit* und *οί δέ φασί*), als bloßes Gerücht bezeichnen«.

Nach Prosper Tiro a. a. O. S. 483 f. hat Papst Leo I. den Meerkönig durch sein Bitten bewogen, wenigstens von Mord und Brand

abzustehen und sich mit bloßer Plünderung zu begnügen. Diese Uebertreibung des päpstlichen Einflusses auf Geiserich führt Verf. S. 81 in Uebereinstimmung mit Jos. Langen, Römische Kirche I S. 87 f. auf den richtigen Kern zurück: »Haben wir auch keinen Grund, die von Prosper glaubwürdig bezeugte Gesandtschaft des Papstes zu leugnen, so spricht doch manches dagegen, daß dessen Einfluß es beizumessen gewesen, daß Rom von größeren Greueln verschont blieb. In der Predigt wenigstens, die Leo am 6. Juli nach der öffentlichen, anläßlich des Abzuges der Wandalen abgehaltenen Dankfeier gehalten hat (Sermo 84, Migne 54, S. 433), ist nichts davon gesagt; die Rettung der Stadt wird hier lediglich der Gnade Gottes zugeschrieben. Die Wandalen trachteten, wie die Goten Alarichs, in der Hauptsache nur nach Kriegsbeute; die Zerstörung von Häusern und Denkmälern wäre daher meist zwecklos gewesen; dazu kam als wichtiges Moment die Ehrfurcht vor der Größe und Heiligkeit Roms, die allen Germanenfürsten eigen war«.

S. 94 f. erörtert Verf. gut die zweite Friedensperiode der afrikanischen Katholiken unter Geiserich (475—477 oder nach Schmidt 476—477). Aus der schönen zutreffenden Charakteristik Geiserichs (S. 48—100) hebe ich den Schlußsatz aus: »Daß ihm [Geiserich] rein menschliche Gefühle nicht fremd waren, lehrt z. B. sein Verhalten gegenüber dem kaiserlichen Gesandten Severus, dem er wegen seines unantastbaren Charakters die größte Hochachtung bezeugte und dem zuliebe er aus freien Stücken seine Sklaven ohne Lösegeld frei gab [s. Malchus, Hist. p. 260 f. c. 3 und Verf. S. 94 f.], ferner die Gesinnung, die er gegen seine Gefolgsgenossen an den Tag legte, indem er dieselben auf dem Totenbette seinem Nachfolger empfahl«.

Das dritte Buch: Die Nachfolger Geiserichs bis zum Untergange des Reiches S. 101—152 befaßt sich zunächst mit Geiserichs unwürdigem und unfähigem Sohn Hunerich und zumal mit seiner berücktigten Katholikenverfolgung (S. 103—117), die ich zutreffend erörtert finde. Mit Recht spricht Verf. S. 110 von dem »sogenannten Wunder von Tipasa«. Das Schlußcapitel des Vict. Vit. V c. 21 bzw. III c. 71, das in Uebereinstimmung mit andern fanatischen afrikanischen Quellen Geiserichs Nachfolger der Phtheiriasis erliegen läßt, hält Verf. mit Recht für unecht und läßt nicht minder zutreffend den arianischen Fanatiker mit Procop. Vandal. I 8 einfach an einer Krankheit sterben.

König Gunthamunds (484—496) katholikenfreundliche Politik wird S. 112 ff. mit kritischem Tact dargelegt. Bei Erörterung der Gründe der erwähnten Stellung dieses Fürsten zur Orthodoxie S. 113 ff. legt Verf. auf das Schisma in der katholischen Kirche in den Tagen der Kaiser Zeno und zumal Anastasius (484—518) zu wenig Gewicht:

Zur Zeit Gunthamunds war eine Conspiration der afrikanischen Katholiken mit dem ihrer Ansicht nach ketzerisch gewordenen Byzanz in keiner Weise zu befürchten; Hunerichs Nachfolger entsprach demgemäß einfach den Forderungen einer weisen besonnenen Politik, wenn er seinen orthodoxen Unterthanen den äußeren Frieden gönnte. S. 115—121 beschäftigt sich Verf. mit König Trasamund (496—523) und zumal mit seinem zwar unblutigen, aber immerhin katholikenfeindlichen Vorgehen. Ich bemerke ergänzend: In erster Linie hat religiöser Fanatismus den sonst für seine Zeit hochgebildeten Herrscher zu seinen Angriffen gegen den Katholicismus bestimmt; denn zu politischem Mißtrauen lag wenigstens für den größten Theil seiner Regierungszeit (496 bis 518 bzw. 519) auch nicht der geringste Grund vor: Rom und Italien waren im Besitz seines germanischen Verbündeten, Theoderich des Großen, und zu Byzanz herrschte von 491 bis 518 der Ketzerfreund Anastasius, der zudem mit Trasamund die freundlichsten Beziehungen unterhielt (vgl. Procop. Vandal. I c. 8). Freilich seit der Versöhnung beider orthodoxen Kirchen durch Kaiser Justin I. und seinen Neffen Justinian erscheint die Erbitterung des Königs gegen den Katholicismus begreiflicher, um so mehr, da Justinus Schritte that, um die Lage des orthodoxen Episcopats in Afrika zu verbessern (s. Verf. S. 119). Bei solcher Gesinnung Trasamunds finde auch ich es mit Schmidt S. 117 bemerkenswerth, daß, wie aus vita s. Fulgentii c. 14, 19 erhellt, gegen die dem Arianismus besonders unsympathische mönchische Askese und Propaganda von Trasamund nicht eingeschritten wurde.

S. 121—124 erörtert Verf. Hilderichs (523—530, 533, »dem die Neigung zum Katholicismus offenbar von seiner Mutter [Eudokia] her im Blute lag« S. 121) schwächliche unnationale Friedenspolitik und seine übertriebenen Sympathieen für Byzanz. Daß diese Friedenspolitik auch epigraphisch bezeugt ist, vermutet Schwarze, Afrikanische Kirche (Göttingen 1892), S. 172, ohne zu überzeugen, freilich zaghaft genug: »Ein Denkmal dieses Friedensschlusses bietet uns vielleicht die unvollständige Inschrift Nr. 10706, welche sich in einer Kirche zu Hr. Mertum in Numidien befand und von De Rossi ergänzt worden ist . . . : *In nomine domini et salvatoris nostri Jesu Christi tempore domini Hildericis regis qui . . . longamque persecutionem pacavit, hanc ecclesiam . . .*« Verf. meint S. 123 Anm. 2 gewiß richtig: »De Rossis Ergänzung der Inschrift 10706 aus Hr. Mertum am Ostabhange des Auresgebirges: *tempore domini Hildericis regis* ist sehr unsicher«.

Höchst anschaulich wird die Zeit Gelimers, des letzten Wandalenkönigs, und die Unterwerfung des Reiches durch Belisar (530—534) geschildert (S. 124—148). Ich verweise auf die packende Charakte-

ristik des unglücklichen Monarchen (S. 147 f.). In befriedigender Weise erledigt Verf. schließlich eine interessante, mit dem Untergang des Wandalenreichs zusammenhängende Streitfrage (S. 151 f.). »Daß in den den Byzantinern unzugänglichen Landesteilen einzelne Splitter (der Wandalen) sich erhielten, ist nicht ausgeschlossen, aber von größerer Zahl waren dieselben sicher nicht. Thatsache ist allerdings, daß ein großer Prozentsatz der heutigen Berberbevölkerung in Marokko, am Rif in den Gebirgen Aures und Großkabyliens, sowie auf den Kanarischen Inseln blondes Haar und blaue Augen hat (Tissot Géogr. I, 403); aber die wiederholt, zuletzt von Löher (das Kanarierbuch, München 1895) vertretene Ansicht, daß dies auf germanische, speziell wandalische Mischung zurückzuführen sei — nach Löher sollen die Wandschen auf den Kanarischen Inseln Nachkommen der dorthin geflohenen Wandalen sein —, muß als unbegründet verworfen werden«. In der That, die nordafrikanischen Wandalen waren niemals zahlreich, und das Evacuationssystem der byzantinischen Regierung wurde nach Prokop gründlich durchgeführt (s. Verf. S. 148 ff.).

Das vierte Buch (S. 153—202) behandelt die innere Geschichte des afrikanischen Reiches. S. 163 betont Verf. die Steigerung des Königthums unter dem Einfluß des römischen Rechts. Sehr verdienstlich erörtert Verf. S. 165—169 die durch das sog. Testament Geiserichs (Procop. Vandal. I 7) geregelte Thronfolge, wonach, wie im Osmanenreich, immer der älteste Nachkomme Geiserichs in männlicher Descendenz der Thronerbe sein soll. S. 169—194 bespricht Schmidt die Attributive der kirchlichen Gewalt, den Heerbann, das Repräsentationsrecht, die Gerichtshoheit, die Gesetzgebungs- und Verordnungsgewalt, die Amtshoheit, den Finanz- und Polizeibann, die Kirchenhoheit. S. 195—202 erörtert Verf. die Kultur im afrikanischen Wandalenreiche. Seine richtige Würdigung des Victor Vitensis (S. 199 f.) gipfelt in dem Satze: »Zweifelloos hat Victor sich durch seinen glühenden Haß häufig zu Verdrehungen der wirklichen Thatsachen hinreißen lassen, anderseits aber zeigt die Aufnahme einer Anzahl wichtiger Aktenstücke, deren Erhaltung für uns von unschätzbarem Werte ist, daß ihm historischer Sinn durchaus nicht abging«. A. Schönfelders Dissertation, *De Victore Vitensi episcopo*, Vratislav. 1899 gilt unserm Verf. (S. 200 Anm. 1) als »ganz unbrauchbar und ebenso einseitig, wie das Werk Victors selbst«. Vgl. meine Anzeige der Dissertation in der Zeitschrift für wiss. Theol. 1899, S. 635—639. Wenn der Verf. S. 200 Anm. 1 F. Ferrère, *de Victoris Vitensis libro etc.* [Thesis Tolosana] Parisiis 1898. 8°. 191 S. unberücksichtigt gelassen hat, so trifft ihn darum kein Tadel; denn auch diese Monographie zeigt wenigstens im ersten Theil — die

zweite größere Abtheilung ist sprachgeschichtlichen Untersuchungen gewidmet — eine aufdringliche klerikale Anschauung; vgl. meine Recension, Zeitschrift für wiss. Theol. 1900, S. 308—313. Ueber die Kunst im Wandalenreiche äußert sich Verf. S. 201 f. mit berechtigter Zurückhaltung. Eine sehr dankenswerte ausführliche Stammtafel der Asdinger (S. 203) beschließt Schmidts verdienstliche Monographie.

Bonn.

Franz Görres.

Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt herausgg. von J. F. Böhmer. Neubearbeitung. Erster Band 794—1314, bearbeitet von Friedrich Lau. Frankfurt a. M., Joseph Baer u. Co., 1901. XII, 561 S.

Böhmers Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt, zur Zeit seines Erscheinens im Jahre 1836 eine Meisterleistung und bahnbrechend für viele ähnliche Unternehmungen, entsprach schon lange nicht mehr den gesteigerten Anforderungen der neueren Geschichtsforschung. Namentlich das Fehlen der litterarischen Nachweise und eines Registers wurden schmerzlich empfunden und die seit jener Zeit durchgeführte gänzliche Neuordnung des reichhaltigen Stadtarchivs ließ wertvolle Nachträge erwarten. So wurde es daher mit großer Freude begrüßt, als die Administratoren des Böhmerschen Nachlasses im Jahre 1880 beschlossen, die Mittel für eine Neubearbeitung zur Verfügung zu stellen. Da der zunächst mit der Arbeit betraute damalige Stadtarchivar Dr. Grotefend schon nach einigen Jahren als Archivdirektor nach Schwerin berufen wurde und sein Gehilfe Dr. v. Nathusius nur einen kleinen Teil seiner Zeit dafür verwenden konnte, kam die Ausführung erst in schnelleren Fluß, seit sie dem als Bearbeiter genannten Dr. Friedrich Lau übertragen wurde. Die lange Dauer der Arbeit und das Nacheinanderarbeiten Verschiedener hat manche der Mängel hervorgerufen, die nachher zu berühren sein werden, sie haben aber auch mit dazu geholfen, daß eine unerwartet große Bereicherung des Stoffes gewonnen worden ist. Nicht nur wurden für eine größere Zahl bisher nur aus abgeleiteten Quellen bekannter Urkunden die Originale aufgefunden, sondern auch aus der Zeit bis 1314 (die der vorliegende erste Band umfaßt) statt Böhmers 596 nun 972 Urkunden gedruckt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß Lau eine Anzahl von Böhmer aufgenommener Urkunden, namentlich Papstbullen allgemeinen Inhalts, als für die Stadt Frankfurt ohne Bedeutung fortgelassen hat. In seinem Vorworte, worin Lau über

die Entstehungsgeschichte des Buches, die Quellen und die bei der Bearbeitung befolgten Grundsätze berichtet, hat er leider das nächstliegende versäumt, über das Frankfurter Stadtarchiv selbst etwas zu sagen, und doch wäre es nicht nur für den Fernerstehenden notwendig gewesen, hier auf die Veröffentlichung der Inventare des Frankfurter Stadtarchivs und namentlich auf R. Jungs wertvolles Buch, *Das historische Archiv der Stadt Frankfurt a. M.*, Frankfurt 1896, hinzuweisen. Vielleicht holt L. das in einem Vorworte zum zweiten Bande nach.

Die neu aufgenommenen Urkunden gehören zum nicht geringen Teile Beständen an, die Böhmer s. Z. als minderwertig bei Seite gelassen hatte, der großen Masse der Erwerbsurkunden städtischer Bürger und Kirchen, aus denen man für volkswirtschaftliche und Verfassungszustände so reichen Gewinn zu ziehen gelernt hat. Es kommt dadurch freilich auch viel Ballast in das Urkundenbuch und es wäre zu wünschen gewesen, daß Lau in der Anwendung von Regesten und Auszügen statt vollständigen Abdrucks solcher Urkunden, die etwa nur durch Namen, besonders Frankfurter Siegler oder Zeugen für das Urkundenbuch von Wert waren, durchgreifender gewesen wäre¹⁾. Die Urkunden der Deutschordenscommende Sachsenhausen sind in so unverhältnismäßig großer Zahl vertreten, daß der Gedanke sich nicht abweisen läßt, ob es nicht richtiger gewesen wäre, diese große und in sich abgeschlossene Gruppe, die zudem mit der Stadt nicht in so enger Verbindung steht wie die der übrigen geistlichen Stifter, gesondert zu behandeln.

In dem Bestreben möglichst allen urkundlichen Stoff für einen Geschichtschreiber der Stadt Fr. zusammenzubringen ist Lau so weit gegangen, auch Urkunden aufzunehmen, die ganz allgemein über die Befreiung fremder Städte von den Zöllen auf dem Rhein und dem Main handeln (z. B. nr. 16, 25, 28, 29, 35, 41). Wären diese Urkunden unbekannt oder fänden sie sich im Fr. Stadtarchive, so wäre gegen einen Abdruck nichts einzuwenden, aber sie sind gedruckt und allgemein zugänglich und haben keine besondere Beziehung auf Frankfurt. Gewiß, wer über den Handel der Stadt Fr. im Mittelalter schreiben will, muß diese Urkunden benutzen, aber muß der Geschichtsschreiber der Stadt nicht auch die das ganze Reich treffenden kaiserlichen Constitutionen u. ä. berücksichtigen? So scheint es mir auch nicht richtig, daß Lau die schon bekannten Urkunden über die Verleihung der Landvogtei in den Rahmen des Urkundenbuchs hinein-

1) Ich weise hier z. B. auf die nr. 9, 44, 71 hin. Dagegen wäre es richtiger gewesen, von der Notiz über die Reichssteuer nr. 125 mehr zu bringen, so daß die Zahlen durch Vergleichung verständlicher würden.

zieht (nr. 816) ¹⁾. Auch nr. 636, Beholzigung eines Klosters in dem Dreieicherhain, gehört in das Frankfurter Urkundenbuch nur dann hinein, wenn alle Generalurkunden über die Dreieich aufgenommen werden sollen. Ich glaube, daß da eine festere und engere Begrenzung des Arbeitsplanes nötig sein wird; bei der wachsenden Masse des Stoffes wird sich für die folgenden Bände eine größere Einschränkung ohnehin von selbst ergeben.

Die Feststellung der litterarischen Nachweise, die Sammlung der seit Böhmer gedruckten Frankfurter Urkunden und die Durchforschung der fremden Archive zeugen von Sorgfalt ²⁾. Doch genügen die Quellennachweise nicht immer; so wird häufig das Hainaer Kopialbuch in Marburg ohne nähere Bezeichnung genannt. Lau weiß offenbar nicht, daß eine ganze Reihe Kopialbücher dieses Klosters vorhanden sind. Auch die Bezeichnung ›Hanauer Saalbuch‹ zu nr. 383 ist irreführend; wer vermöchte daraus zu ersehen, daß das ein jetzt außer Gebrauch gesetztes Repertorium ist, worin noch vorhandene Urkunden verzeichnet sind. Lau wird es selbst nicht gewußt haben. Für nr. 845 wäre nicht Landau, der einen ungenügenden Auszug mit falschem Datum hat, sondern das Archiv für hessische Geschichte I¹ 131 anzuführen gewesen, der erste Druck nach dem Originale. Das sind Fehler, die L. wol ausgemerzt haben würde, wenn er nicht schon bald nach Uebernahme der Arbeit an ein von Frankfurt weitentlegenes Staatsarchiv einberufen worden wäre.

Die Wiedergabe der Vorlagen scheint zuverlässig zu sein, wenigstens war bei der Nachprüfung einiger dem Marburger Staatsarchiv entnommener kaum etwas anzumerken ³⁾. Es wäre aber richtiger, Schreibfehler, die nur Versehen, nicht Zeichen von Unbildung oder sonst charakteristisch sind (wie Pretus für Petrus in nr. 93, Octobis in nr. 130, pesionis in nr. 388 u. ä.) im Texte zu corrigieren und die Fehler in die Anmerkung zu verweisen. Ihre Belassung im Texte wirkt nur verwirrend. — An einigen Stellen hat Lau ohne Not Schwierigkeiten zu sehen geglaubt: am Schlusse von nr. 672 ist das Ausrufungszeichen nach ›puero‹ zu streichen, da der von *tenebimur* abhängige Dativ ›Jutte et puero‹ ganz richtig ist. Auch die letzten vier Zeilen von Seite 163 bedurften keiner Nachbesserung, namentlich ist ›die nemende wie von derselben Kirchen‹ doch nichts

1) Die Aufnahme von nr. 206, Verleihung der Grafschaft Wetterau, beruht wol nur auf einem Mißverständnisse des Ausdruckes ›Grafschaft W.‹

2) Von nr. 49 und 697 sind die Originale in Birstein und Marburg.

3) In nr. 135 muß es unter den Zeugen heißen: *Hartmannus filius Riprechtii* (nicht ›Ruprechtii‹), *Vulframus* (nicht ›Wulframus‹), in nr. 592 auf S. 238 Zeile 8 *tencatur* (nicht ›tenetur‹).

als etwas ungeschickte Uebersetzung von *>accipientis nomine ejusdem ecclesie<*. In nr. 300 ist in der 5. Zeile nach *>quod nos< (!)<* der Satz *>universis notum esse cupimus quod<* ausgefallen, der aus nr. 304 leicht zu ergänzen ist.

Auf die Nachprüfung der Daten ist großer Fleiß verwendet worden und dadurch manche Berichtigung gelungen, durch die unter anderm mehrere von Böhmer gedruckte Urkunden von ihrem Platze verdrängt wurden ¹⁾. Da ist es denn von großem Nutzen, daß L. in den Anmerkungen auf solche falsche Datirungen hingewiesen hat und dadurch andern unnötiges Suchen erspart.

Die Regesten sind meist knapp und richtig ²⁾ und es ist nur zu billigen, daß die Böhmers Andenken geschuldete Pietät nicht so weit getrieben wurde, auch alle seine oft schwerfälligen Regesten herüberzunehmen. Es zeugt von größerer Pietät gegen einen verdienstvollen Vorgänger, wenn man das von ihm erstrebte vervollkommenet als wenn man seine Fehler bewahrt. Aber auch die neuen Regesten lassen manchmal zu wünschen übrig: ich will nur auf den unschönen Ausdruck *>gethätigt<* in nr. 581 hinweisen. So ist auch die Einsetzung der modernen Namensformen in die Regesten an Stelle der in den Urkunden gebrauchten recht ungleichmäßig; hier wäre eine nochmalige Durchsicht nach Abschluß des Ganzen sehr notwendig gewesen ³⁾.

Am meisten Bedenken erregt das Register, bei dem sich die weite Entfernung des Bearbeiters von Frankfurt und der Wetterau empfindlich geltend macht. Auch bei großem Fleiße wird es dem Nichteinheimischen oft unmöglich oder wenigstens sehr schwer fallen, die richtige Deutung der Namen zu sehen. Ich will nur einige Namen herausgreifen:

Altendorf: es gibt zahlreiche Orte d. N. in Hessen und Nassau, die von Lau fragweise ins Auge gefaßt werden kommen aber nicht in Betracht, da die Adelichen v. A. vermutlich zu dem Geschlechte gehören, das sich nach A. im Amte Katzenelnbogen nannte.

Annenwilre ist nicht Andwil im Kanton St. Gallen, sondern Annweiler ssö. Kaiserslautern.

Berhtolfesheim ist Bechtolsheim in Rheinhessen.

Bischofsheim nr. 120 ist Tauberbischofsheim.

Bockenheim ohne nähere Bezeichnung ist natürlich das B., das nun einen Teil der Stadt Frankfurt bildet; aber die beiden unter

1) Leider ist dabei die von Böhmer zu 1313 Sept. 26 gedruckte Urkunde, für die Lau das Datum 1293 wahrscheinlich gemacht hat, unter den Tisch gefallen.

2) Doch nicht immer, z. B. nr. 21, 42, 305, 602.

3) Man vergleiche z. B. die nr. 32, 366, 388, 406, 566 (Nied für Nidda), 642.

diesem Namen am Schlusse angeführten Ritter heißen so nach B. bei Arnsburg.

Brenden: nicht nach dem im badiischen Seekreise gelegenen Orte sondern nach der Wüstung Altbrenden an der Rhön oder nach Brendlorenzen in Unterfranken wird dieses fränkische Adelsgeschlecht genannt.

Daverin ist Dauborn im Amte Limburg, dicht bei Gnadenthal.

Dydinkeim kann nicht zu Dietesheim werden; es ist entweder Dittigheim bei Tauberbischofsheim oder wahrscheinlicher die Wüstung Dydinkeim bei Eschborn.

Vetzzenberg kann nicht das heutige Vetzberg bei Gießen sein, das im 13. Jahrhundert und später Voytisberg heißt; es ist vielmehr Vitzenburg in der Provinz Sachsen.

Es wird nicht nötig sein, die einzelnen Namen des Registers durchzugehen, da aus den angeführten Beispielen erhellt, daß daselbe einer gründlichen Nachbesserung durch einen Ortskundigen bedurft hätte. Auch die Emendation verderbter Namensformen wie Acryberahe in Byberahe, Burlachin in Hurlachin würde dann gewiß gelungen sein. Klar und übersichtlich dagegen ist die Zusammenstellung unter Frankfurt, und die Trennung der von Schultheißen und Schöffen ausgestellten Urkunden von denen, in welchen auch der Rat neben ihnen erscheint, wird manchem von Nutzen sein; doch fällt auf, daß die übliche Zusammenstellung der Bürgernamen unterblieben ist.

Im Ganzen, um das zum Schlusse noch einmal hervorzuheben, bringt das neue Frankfurter Urkundenbuch eine gute Zusammenstellung alles für Frankfurts Geschichte aus der Zeit bis 1314 bisher zugänglich gewordenen Materials, ist in der Herstellung des Textes zuverlässig, aber in den eigenen Zuthaten noch nicht genügend durchgearbeitet. Es darf erwartet werden, daß Lau, der ja immer besser mit dem Stoffe vertraut wird, in dem angekündigten und hoffentlich bald erscheinenden zweiten Bande auch diese Mängel beseitigen werde.

Marburg.

Reimer.

Günter, Heinrich, Das Restitutionsedikt von 1629 und die katholische Restauration Altwürttembergs. Stuttgart 1901. Verlag von W. Kohlhammer. VII, 387 S. Preis 7 M.

In lichtvoller Darstellung hat uns Moriz Ritter — es sind nun sechs Jahre her — die Genesis des Restitutionsediktes vorgetragen (H. Zeitsch. LXXVI, 62—102) und gezeigt, wie die vieldeutigen Bestimmungen des Religionsfriedens von Augsburg den Grund zu neuem Streite legten. Die beiden nächsten Jahrzehnte sehen ein siegreiches Vorschreiten des Protestantismus fast auf der ganzen Linie. Abgesehen von den Veränderungen im nordöstlichen Deutschland werden noch »ungezählte« Klöster und Stifter reformiert, und schon zwanzig Jahre nach dem Religionsfrieden stehen die protestantischen Reichsstände den katholischen »nach dem äußeren Umfang ihres Machtgebietes ebenbürtig, nach ihrem inneren Zusammenhang überlegen gegenüber«. Die katholische Reaktion setzt — ihr Beginn ist noch nach einigen Seiten hin durch fortgesetzte Forschung völlig klar zu legen — zu Ende der siebenziger Jahre ein und erreicht ihren Höhepunkt mit dem verhängnisvollen Restitutionsedikt vom 6. März 1629, das die traurige Bestimmung hatte, den großen Krieg neuerlich und zwar auf unabsehbare Zeit hinaus aufzublasen. Wie es dazu gekommen, liegt nun nach Ritters sachgemäßen Ausführungen klar zu Tage. Schon im Reichstage von 1608 läßt sich der streitbare Bischof von Augsburg, Heinrich von Knöringen, vernehmen: »Was nach dem Religionsfrieden eingezogen ist, soll restituiert werden«. Der starre Widerstand, den der Pfälzer den im Anfang kaum allzu ernst genommenen Restitutionsplänen entgegensetzte, einigte die Katholiken, die nun mit der gleichen Hartnäckigkeit auf ihren Ansprüchen bestanden. Die Durchführung der Restitution mußte erfolgen, »sobald eine für die katholische Partei günstige Wendung der Machtverhältnisse eintrat«, und das war in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges der Fall. Schon seit 1622 wird nach Kräften restituiert. »In den Restitutionen, läßt der Nuntius Karl Carafa sich vernehmen, liegt das einzige Mittel, Deutschland zum katholischen Glauben zurückzuführen«. In gleichem Sinne wirkte Lamormain. Beide waren es, welche die Frage der Recuperation der niedersächsischen Bisthümer in Fluß brachten und nun auch die weitere Frage anregten, wie das Deutsche Reich auf den Zustand des Augsburger Religionsfriedens zurückgeführt werden könne. Als nach den Siegen der Kaiserlichen der ganze protestantische Norden des Reiches dem Kaiser zu Füßen lag, da hatte, um mit den Worten Herzog Maximilians von Baiern zu sprechen,

›Gott die Mittel gegeben, die katholische Religion im Reich aufs Neue zu erheben und sonderlich die wider alles Recht occupierten Erz-Stifter und Prälaturen wieder zu besetzen«. Es fragte sich, wie sich die evangelischen Reichsstände, denen es an einer kräftigen zielbewußten Führung gebrach, sich zu einer Politik stellen würden, die ihre Existenz bis in die Wurzeln angriff. Leider ist der letzte Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges, Anton Gindely, nicht mehr dahin gelangt, diese Phasen des Kampfes zu schildern. Die fertigen Stücke, die von Tupetz und Hirn aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurden, reichen nur an diese Dinge heran¹⁾, ohne auf sie ausführlicher einzugehen. Um so dankenswerther sind die Studien, die sich nunmehr mit den Wirkungen des Restitutionsediktes auf die einzelnen evangelischen Länder des Reiches beschäftigen. Schon drei Jahre nach der Studie Ritters, schilderte uns die Arbeit von Johannes H. Gebauer ›Kurbrandenburg und das Restitutionsedikt von 1629«, ›wie der Kampf gegen das Restitutionsgelüste des Papismus sich in der Mark Brandenburg abspielte, was die kurfürstliche Regierung daselbst that, um ihm inner- und außerhalb der engeren Landesgrenzen zu begegnen«. Es ist kein schönes Stück deutscher Geschichte, das uns von dem Verf. in sachkundiger Weise vorgetragen wird, auch möchte man geneigt sein, gegen einen Theil der Schlußergebnisse des Buches Einsprache zu erheben, wornach (S. 243) der Kampf gegen das kaiserliche Edikt, der sonst — und das darf wol als gesichert angesehen werden — bei Sachsens Saumseligkeit in einer Unzahl bedeutungsloser Einzelreaktionen verkümmert wäre, durch Brandenburgs Bemühen die ideale Weihe empfangen habe, die in der Allgemeinheit eines reinen Strebens und Empfindens liegt. Das ist sicherlich zu stark aufgetragen, wenngleich es wol andererseits richtig ist, daß es der Politik Brandenburgs schließlich zu danken war, daß das evangelische Deutschland doch nicht ganz würdelos zu Gustav Adolf als seinem Retter emporblickte. Dieser Studie schließt sich ihrem Inhalte nach das vorliegende Buch an, das, wie es in der Natur des Gegenstandes liegt, diesen freilich viel weiter zu führen hatte. In zehn Abschnitten schildert der Verf. (1) den Restitutionsgedanken und die württembergischen Sonderverhältnisse, (2) die Abwehrversuche Württembergs und Löfflers erste Mission an den Kaiserhof, (3) das Edikt und seine nächsten Wirkungen. Die Universitätsgutachten über das Interim, (4) die Krise: die Agitation der katholischen Klosterprätendenten

1) Hirns Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges (aus dem Nachlaß Gindelys) besprechen nur auf den letzten Blättern die Restitutionsfrage.

und Löfflers zweite Mission an den Kaiserhof, (5) die Zeit des Hangens und Bangens, den Kurfürstentag zu Regensburg und den Umschlag, (6) den Streit um die Klöster im katholischen Lager selbst, (7) die katholische Restauration, (8) die katholische Invasion und die protestantische Reaktion (1631–1634), (9) die zweite katholische Restauration und die Jesuiten im Land und (10) die zweite protestantische Reaktion und den westfälischen Frieden.

In einigen knappen Sätzen wird der Leser in die Sache eingeführt. Es war gut, wenigstens in gedrängter Kürze bis auf die Zeiten der Herzöge Ulrich und Christoph zurückzugehen, da nur solchergestalt die Ausnahmstellung Württembergs der katholischen Restauration gegenüber völlig klar gelegt werden konnte. Es handelte sich um die Frage, ob und für welche ehemals geistliche Güter in Württemberg die katholische Partei sichere Rechtstitel für ihre Ansprüche vorlegen, bzw. durch welche Rechtstitel die herzogliche Regierung diesen Ansprüchen begegnen konnte. Gerade im Württemberger Lande lagen diese Dinge nicht so einfach wie etwa in Sachsen oder Brandenburg. Man darf hier nur an den Wechsel des Regiments erinnern, der in Württemberg im Lauf des 16. Jahrhunderts wiederholt eingetreten war: an die Okkupation durch Oesterreich, an die dynastische Restauration, an die Einwirkung des Interims und die Einziehung kirchlichen Gutes, die auch seit dem Religionsfrieden und im Widerspruch zu ihm stattgefunden hatte. Diese Einziehung war nicht immer in reinlicher Weise erfolgt, und ebendies gab der katholischen Partei die Mittel an die Hand, auch in Württemberg die Restitutionsfrage aufzurollen. Es wäre im Interesse der Leser des Buches zu wünschen gewesen, wären in der Einleitung die Motive kurz erörtert worden, die den Kaiser bewogen, die Frage der Restitution, die auch für Württemberg wiederholt in Erwägung gezogen war, auf die Tagesordnung zu stellen, die großen politischen Gesichtspunkte herauszuheben, um die es sich hier handelte, und das Moment stärker zu betonen, daß der Erfolg der Restitutionen an anderen Orten auch hier den Anstoß zu kräftigerem Vorgehen gab. Die Frage wäre aus dem provinziellen auf das höhere Niveau der allgemeinen Politik gehoben und dem Leser die Entwicklung der Dinge trotz der vielen Details, die vorgebracht werden, klarer geworden. Im Uebrigen wird sehr gut ausgeführt, was für das württembergische Herzogthum auf dem Spiele stand. Man wird vielleicht nicht sagen dürfen, daß es sich um seine Existenz handelte, denn es ist doch nicht erwiesen, daß die Reden, es etwa dem Fürsten von Eggenberg oder (einige Jahre später) dem Friedländer zuzuweisen,

eben mehr waren als bloße Gerüchte, von deren wirklichem Wert der Kurfürst von Sachsen nicht viel hielt: aber es gab in Württemberg immerhin 70—75 aufgehobene Klöster, auf deren Wiederherstellung in den alten Stand die jesuitischen Kreise mit einiger Wahrscheinlichkeit rechneten. Wäre ihnen die Restitution in diesem Umfang gelungen, so hätte der Herzog ein Drittel seiner Einkünfte eingebüßt. Der Kaiser war im Prinzip mit dem Vorgehen gegen Württemberg einverstanden, seit die Bischöfe von Augsburg und Konstanz und der Abt von Keisheim im Frühjahr 1627 die Restitution der ihren Stiften entzogenen Klöster begehrten. Es handelte sich für ihn nicht mehr um die Erörterung der Rechtsfrage, sondern um die Frage der Opportunität. In einer von Mainz ausgearbeiteten Antwort der katholischen Fürsten auf die vom Kaiser gestellte Frage über das Begehren dieser Prälaten wird betont, daß der Kaiser befügt sei, nicht allein die in Rede stehenden Klöster zu restituieren sondern anzuordnen, daß alle dem Klerus entzogenen Stifte und Klöster restituiert und »bei verhoffter künftiger Besetzung berührte Stifter diejenigen geistlichen Kurfürsten, die in treuer Devotion standhaft verblieben seien, vor allen anderen in billige Consideration gehalten würden«. — Damit war die Stellungnahme der katholischen Kurfürsten in der Restitutionsfrage schon anderhalb Jahre vor der Publikation des Restitutionsediktes entschieden. Bereits am 3. Juli 1627 ergingen die kaiserlichen Mandate an den Herzog, die volle Restitution der in Rede stehenden Güter begehrten. Der Verf. schildert die Abwehrversuche der Würtemberger, nicht ohne Sachsens klägliche Haltung auch hier in scharfe Beleuchtung zu setzen und stellt die ersten Wirkungen des Edikts auf die von ihm Betroffenen fest. Hatten bereits die ersten Vermittlungsgesuche des Vizekanzlers Dr. Löffler, dessen Persönlichkeit und Haltung in dieser Frage mit sichtlicher Liebe geschildert wird, an den glaubensverwandten Höfen eine mehr als frostige Aufnahme gefunden, so scheiterten auch jetzt, nachdem das Edikt publiziert war, das sie alle traf, die Versuche einer Gegenaktion und auch diesmal zumeist durch das Verschulden des Kurfürsten von Sachsen, der hierin freilich nur älteren Beispielen seines Hauses folgte: »Wenn er selbst nur in Frieden bleibt, nach Anderen fragt er wenig«. Auf Kursachsens Führerschaft mußte sonach von vornherein verzichtet werden. Freilich war auch die Haltung der übrigen evangelischen Stände keine starke: es hätte uns zweckmäßig geschienen, wenn die Motive dieser unglaublich verzagten Haltung doch noch etwas tiefer herausgearbeitet und der Reihe nach vorgetragen worden wären. Ob sich freilich — und das

war die Meinung der Straßburger — durch bloße frühzeitige und ›glimpfliche‹ Remonstrationen noch vieles hätte bessern und wenden lassen, wird man nach Lage der Dinge billig bezweifeln dürfen. Es hätte sich höchstens um einen Aufschub der Aktion handeln können. Immerhin hatten die guten Straßburger Recht, den Herzog von Württemberg zu loben: er war noch immer der eifrigste, freilich hatte er auch zuerst und am meisten zu verlieren. Die Sache war sonach zu einer unabweislichen geworden. Da aber die Fälle sich häuften, in denen über das Faktum der Okkupation gestritten wurde, ob sie nämlich vor oder nach dem Passauer Vertrag erfolgt sei, diese Fälle den ordentlichen Gerichten zugewiesen wurden, gewann man Zeit. Die Untersuchung war deswegen eine schwierige, weil zwar manches Kloster schon vor dem Passauer Vertrage reformiert, dann aber während des Interims restauriert worden war, um schließlich einer abermaligen Reformation unterzogen zu werden. Da fragt es sich, welche Reformation Geltung habe: die erste kam den Protestanten zu Gute, die zweite verfiel dem Edikt. Theologische und juridische Körperschaften wurden um Rath gefragt und es ist ein Verdienst des Verf., diese Sache eingehend erörtert zu haben. Das einzige Gutachten der Tübinger Juristenfakultät fiel — von dieser Seite ganz unerwartet — zu Gunsten der Katholischen aus. Es stammte von Besold her und gelangte zu dem Schluß ›die in Frage stehenden Klöster seien den Katholiken zu Unrecht entzogen worden und fallen sonach unter das kaiserliche Edikt‹. Der Satz S. 66: ›Besold war in jenen Tagen nicht mehr nur Protestant‹ ist etwas unglücklich gefaßt. Viele Leser werden das Wörtchen nur übersehen und dann einen vermeintlichen Widerspruch mit den Ausführungen späterer Blätter herausfinden. Wie sich das Vorgehen der Restitutionskommissäre in Württemberg gestaltete, Löffler und seine Genossen in Wien alle Hebel ansetzten, ihrer Auffassung des Religionsfriedens Anerkennung zu verschaffen, wird unter Mittheilung zahlreicher Einzelheiten auseinandergesetzt. Es ist in hohem Grade interessant zu sehen, wie sich ein sonst so klar blickender Mann wie Löffler über die am Kaiserhof herrschenden Tendenzen täuschen konnte. In dem Gang des württembergischen Restitutionsprozesses fehlt der Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Verhältnissen nicht, die daher, etwas schärfer umrissen, in die Darstellung eingeflochten werden mußten. Hier könnte es, um nur einen Fall herauszuheben, den Anschein gewinnen, als sei die unversöhnlichere Haltung der katholischen Kurfürsten vor dem Regensburgener Tage allein eine Folge des Zusammenschlusses der

evangelischen Stände gewesen, während doch schon Dinge der hohen Politik mitspielten. An verschiedenen Stellen des vorliegenden Buches wird ganz richtig erörtert, daß in den höchsten kirchlichen Kreisen bei der katholischen Restauration in Schwaben den Jesuiten eine hervorragende Rolle zugedacht war. Sie repräsentierten die kampfbereite Truppe, mit der keiner der älteren Orden in den Wettstreit eingehen konnte. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, wenn alle diese Dinge in zusammenhängenderer Weise und etwas methodischer im sechsten Abschnitte vorgetragen worden wären. Die älteren Orden hegten die Ueberzeugung, daß auch sie den neuen Aufgaben gewachsen sein würden: daß dies wirklich der Fall war, muß man nach dem, was sonst hierüber bekannt ist, stark in Zweifel ziehen. Daß der Kaiser in dieser Frage so lange als möglich auf der Seite der Jesuiten steht, ist schon nach den analogen Antecedentien in Innerösterreich in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zu erwarten gewesen. Die literarische Fehde, die hierüber entbrannte, hatte auf den Fortgang des Prozesses kaum einen Einfluß. Die katholische Restauration in Württemberg wird in dem nächsten Kapitel in allen ihren Einzelheiten auf Grundlage eines außerordentlich reichhaltigen archivalischen Materials vorgeführt. In den folgenden Kapiteln sind einzelne Punkte, Verhandlungen und Ereignisse, im Hinblick auf ihre Darstellung in anderen Geschichtswerken übergangen worden. So sehr es im Interesse der (wie man im 17. Jahrhundert sagte) »geliebten Kürze« zu billigen ist, daß bekannte Thatsachen nicht ein zweites mal breit abgehandelt werden, dürfte in diesem Falle einerseits das Verständnis des Ganzen hierdurch wenig gefördert werden, andererseits macht es keinen guten Eindruck, wenn der Leser plötzlich mitten im Text auf eine Darstellung da und dort verwiesen wird, wie das z. B. S. 330 geschieht. Wir hätten die paar Zeilen daselbst in die Note gesetzt und einen kurzen in der Sache selbst liegenden Uebergang geschaffen. Alles in Allem bietet das Buch eine sorgsame Zusammenstellung der Materialien, die auf das Restitutionsedikt und seine Wirkungen in Württemberg Bezug nehmen: in einigen Punkten wird man darin sogar noch mehr finden, als der Titel besagt. Der Verf. hat für seine Zwecke eine Reihe von Archiven ausgenützt: das altwürttembergische Archiv in Stuttgart, das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, die Stadtarchive von Ulm und Zürich und das Universitätsarchiv in Tübingen. Ob nicht auch das k. k. Statthalterarchiv in Innsbruck wegen der Beziehungen zu Vorderösterreich wichtige Materialien geboten hätte, wage ich vorläufig nicht zu behaupten. Nach der formellen Seite hin läßt die Arbeit viel

zu wünschen übrig. Dem Juristen Christoph Besold, beziehungsweise der Frage, wann er konvertirte, ist eine 12 Seiten lange Untersuchung mitten im Texte gewidmet worden, die unbedingt als ein — und zwar dankenswerther Excurs — in den Anhang aufzunehmen war; und in ähnlicher Weise finden sich noch mehrfach Erörterungen, die entweder in die Noten oder in die Beilagen zu setzen waren. Wir würden die Akten auch nicht zu oft selbstsprechend anführen; thut man dies, so muß ein bestimmter Grund vorhanden sein, der aber hier nicht ersichtlich ist. Abgesehen davon wimmelt das Buch {von Fremdwörtern; wir lesen wiederholt von der Litispendenz (z. B. 77. 85), wiederholt das Wort ›er reversirt sich, sein Renommee (S. 295), er ließ auf den Paritoritermin, von der Insinuation abgerechnet, in omnem eventum‹, ja es finden sich im Texte ganze lateinische Sätze (S. 281) vor; aber auch nicht wenige deutsche Ausdrücke, die nicht allgemein verständlich sind z. B. der Widerstand hat ›den rechten Schlag‹ nicht mehr (S. 326), mit den Reichshofräthen wäre er immerhin noch ›zustreit‹ kommen (S. 69), er that das Seine dazu, den Mönchen die Gegend zu ›entleiden‹ (S. 259), und nun war auch Lorch ›vogelfrei‹ (S. 261) u. s. w. Am meisten fällt die eigenthümliche und sehr unzweckmäßige Art auf, die Datierungen im Texte zu stellen; S. 107 schließt ein Satz: ›oder sonst eigenthätlich entsetzet werden‹: 1. Januar 1630. Der folgende lautet: Und im gleichen Sinne wenden sie sich auch an das gesammte Kurfürstenkollegium um seine Interzession im Interesse des Reichsfriedens: 12. Januar 1630. Aus der neueren Literatur war noch manches zu citieren. Statt ›der Abt von Kremsmünster‹ (S. 149) hätte ich vorgezogen zu sagen: der ›Kammerpräsident‹ (Finanzminister), weil dadurch seine Stellung besser markiert ist. Es ist Anton Wolfradt, später Fürstbischof von Wien, dem A. Hopf jüngstens einn Studie gewidmet hat.

Graz.

Johann Loserth.

Koeze, G. A., *Crania Ethnica Philippinica.* Ein Beitrag zur Anthropologie der Philippinen, auf Grund von A. Schadenberg's gesammelter Schädel. Mit Einleitung von J. Kollmann. Veröffentlichungen des Niederländischen Reichsmuseums für Völkerkunde, Serie II. No. 3. 1. u. 2. Lieferung. Haarlem, H. Kleinmann & Co. 1901 und 1902. 4°. 64 S. und Tafel I—XI.

Das niederländische Reichsmuseum kaufte die von Dr. Schadenberg zusammengebrachte Sammlung an und kam dadurch in den Besitz eines anthropologischen Materiales für die Philippinen, das zur Zeit wohl das reichste ist, welches in Europa existiert. Die Bearbeitung der Schädel wurde Herrn Koeze übertragen, der sich der Unterstützung und des Rathes der Herren Dr. Schmeltz, des Directors des Reichsmuseums, Dr. Zaaier, Professor der Anatomie in Leiden und Dr. Sasse in Zaandam, Sekretär der Niederl. Anthropol. Gesellschaft zu erfreuen hatte. Schon die Namen dieser Protektoren der Arbeit geben eine Garantie für deren Güte und die Lektüre selbst erweist, daß man es in der That mit einer sehr genauen und umsichtigen Untersuchung zu thun hat.

Die kurzen einleitenden Worte von J. Kollmann beschäftigen sich im Wesentlichen mit der Pygmäen-Frage, die für diesen Gelehrten zur Zeit im Vordergrund des Interesses steht, sie nehmen also auf die ihnen folgende Abhandlung nur wenig Bezug. In dieser selbst wird vom Verfasser zuerst die angewandte Untersuchungsmethode dargelegt, die fast ganz mit den Vorschriften der bekannten »Frankfurter Verständigung« zusammentrifft. Erwähnung verdient, daß Verf. die Messung der Capacität der Schädel in alter Weise mit Hirse vornimmt, da er sowohl bei der Messung mit Schrot, wie besonders bei der Messung mit Wasser, das in eine in den Schädel eingeführte Kautschukblase eingepreßt wird (nach Poll), keine guten Resultate erzielt hat. Der Profilwinkel wird durch Projection der mit einander zu verbindenden Punkte in eine Ebene bestimmt — nach Ansicht des Ref. die einzig sichere Methode.

Von Wichtigkeit für das Verständnis der eigentlichen Schädeluntersuchung ist die ihr vorausgeschickte allgemeine Uebersicht über die Bevölkerung der Philippinen. Als die Urbewölkerung sind die Negritos anzusehen, die bis zu den Küsten herab die Inseln des Archipels bevölkert hatten. Sie wurden durch zwei zu verschiedenen Zeiten erfolgende Einwanderungen von Malayen immer mehr von den Küsten ab und in die unwirthlichen Gebirge im Inneren des

Landes hineingedrängt. Nur der Norden von Luzon entging dieser Invasion, sodaß er noch heute ganz im Besitz der Negritos geblieben ist. Die erste Einwanderung brachte eine Mischung von Malayen und Negritos, doch nicht sehr stark, so daß die Aehnlichkeit der zurückgewichenen Stämme mit den Negritos noch immer eine sehr große ist; dadurch entstanden die Stämme der Igorroten, Ginaanen und zahlreiche kleinere. Die zweite, viel spätere Einwanderung brachte die Stämme, die jetzt noch die Küsten bewohnen, nämlich die Tagalen, Visayas, Ilocanos. Zwischen die beiden großen malayischen Einwanderungen fällt ein Zuströmen chinesischer und japanischer Elemente, welche sich (besonders gilt dies von den Chinesen) mit den damals vorhandenen Stämmen gemischt haben werden, was aus dem mongolischen Typus der Igorroten erschlossen wird. — Die Spanier, welche zuletzt auf den Philippinen auftreten, spielen in physischer Hinsicht keine Rolle, da sie sich von einer Vermischung mit der vorhandenen Bevölkerung völlig fern hielten.

Die Gesamtzahl der für die Untersuchung zur Verfügung stehenden Schädel beträgt etwa 270, eine stattliche Zahl. Darunter befinden sich etwa 60 Negritoschädel, auch Höhlenschädel mit künstlicher Deformierung sind vorhanden. Man wird also der genauen Beschreibung mit Spannung entgegensehen dürfen. Die bis jetzt vorhandenen beiden Lieferungen behandeln 22 Visayaschädel, 12 Igorroten und 13 Ilocanen. In der Beschreibung der Schädel der Tagbanuas bricht der Text ab. Die schönen Tafeln geben Beispiele von Visayas, Igorroten, Ilocanen, Tagbanuas, Tingianen, Balugas, Ginaanen, Mangianen, alle in Ansichten von verschiedenen Seiten her. Der Text hat also noch Vieles nachzuholen.

Die Visayas, ein besonders rein malayischer Stamm, finden sich auf allen Inseln, welche südlich von Luzon, Masbate, Burias, Ticao und Mindoro und nördlich von Borneo, den Suluinseln und Mindanao liegen; auch an der Küste letzterer Insel werden sie angetroffen. Die untersuchten Schädel stammen hauptsächlich von Samar; sie zerfallen in zwei Gruppen; die eine, größere, ist mesohypsicephal mit einem Index zwischen 77—79, die andere ist brachyhypsicephal mit dem Index 83—84. Verf. nimmt nun an, daß unter den Visayas sowohl der malayische, wie der indonesische Typus vorkommt, der letztere am meisten. Dies wäre so zu erklären: »Während der Invasion der »Malayen« waren diese selbst noch von hauptsächlich indonesischem Typus und die anderen Formen beruhen auf Mischung. Die Leptorrhinie kann auf Mischung mit Hindu- oder mit mongolischem Blut beruhen, die Platyrrhinie dagegen auf Mischung mit

Negritoblut, wobei diese vorwiegend ist. Die Hypsophthalmie ist rein malayisch, wie auch die Mesophthalmie bei den Malayen vorkommt, während ich die seltene Platophthalmie nur als Folge einer Mischung mit malanesischem Blute erklären kann«. — »Die Igoroten gehören zum iudonesischen Stamm, indes giebt es viele Abweichungen, und auch die Uebereinstimmung mit dem für die Indonesier angenommenen Typus ist nur eine teilweise, denn die Augenhöhlen sind im Allgemeinen sehr hoch, wie bei den Chinesen«. Die Igoroten wohnen in Nord-Luzon.

Die Ilocanos bewohnten ursprünglich einen Theil der Westküste Nord-Luzons, haben sich aber während der spanischen Herrschaft weit ausgebreitet. Soweit das Material eine Entscheidung erlaubt, kann man sie als brachyhypsicephal, wie die Malayen ansehen, auch die allgemeine Gesichtsform stimmt mit diesen überein, die Bildung der Nase und der Augenhöhlen aber ist eine abweichende. Trotzdem erklärt Verf. sie jedoch für die reinsten Malayen des Philippinenarchipels.

Mit diesen kurzen Bemerkungen über die vorliegenden Teile der Untersuchung mag es vorläufig sein Bewenden haben; für eine eingehendere kritische Würdigung wird die Zeit erst gekommen sein, wenn die gesammte Arbeit in Wort und Bild vorliegt.

Göttingen.

Friedrich Merkel.

November 1902.

No. II.

Encyclopaedia biblica, a dictionary of the Bible ed. by T. K. Cheyne and J. Sutherland Black. Vol. III. L to P. gr. 8. Spalte 2689—3988 des ganzen Werkes. 7 Karten. London, Adam and Charles Black, 1902. Preis 20 sh.

Abermals nach Jahresfrist ist dem zweiten Bande des großen Werks (vgl. GGA. 1901, S. 673—677) ein dritter, die Buchstaben L bis P enthaltender, gefolgt. Auch in diesem Bande lebt W. Robertson Smith noch fort, dessen Artikel teils von dem Basler Bertholet (Leviten, Priester), teils von Torrey (Maleachi), teils von Bennett (Proselyten), besonders aber vom Herausgeber selbst (Klagelieder, Micha, Nasiräer, Obadja, Psalmen), gelegentlich im Verein mit Kautzsch (Messias), bearbeitet und weitergeführt worden sind. Das Gleiche gilt von des verstorbenen Kisters Nehemia. Auch in seinen zahlreichen selbständigen Arbeiten hält sich der Herausgeber diesmal meistens auf alttestamentlichem Gebiet, wo er seine, schon aus den frühern Bänden bekannte, Jerahmeel-Hypothese fast in jedem Artikel berührt oder durchführt. Beispielsweise ist auch die Sage vom Paradies jerahmeelitschen Ursprungs; babylonische Einflüsse erfolgen erst hinterher. Der Garten Eden liegt also diesmal im Negeb, wohin auch die Namen in der Legende von Moses, dem »idealen Manne Gottes« weisen (S. 3211). An einer großen Anzahl von Stellen soll der Name Jerahmeel geradezu durch Emendation in den Text eingetragen werden; so Gen. 3, 20 (S. 3581), 11, 1 (S. 3575), Jes. 14, 12 (S. 2828. 3571), 1 Kön. 4, 25. 38. 5, 22 (S. 3863) u. s. w. Auch unter dem Berg Nebo, auf dem Moses starb, ist ein Berg im Negeb Jerahmeel gemeint. Melchisedek dagegen verschwindet nicht bloß aus der Geschichte, sondern auch aus dem Text sowohl Gen. 14 als Ps. 110. Denn »Textkritik muß vorangehen und der Archäologie den Weg bahnen, und in Bezug auf Textkritik sind wir noch etwas zurück« (S. 3573). Glücklicher Weise gilt das nicht in gleichem Maße für das Neue Testament. Zwar »kein Kritiker, der weiß, wie es um den neutestamentlichen Text steht, wird sich der Nötigung

zu einem methodischen und vorsichtigen Emendationsverfahren entziehen können, wenn solches auch keineswegs so häufig der Fall ist, wie im Alten Testament, wo die Nötigung auf Schritt und Tritt besteht« (S. 3339). Auf neutestamentlichem Gebiete beschränkt sich der Herausgeber hauptsächlich auf Herleitung des Namens Levi für Matthäus aus Textverderbnis (S. 2769 f.) und auf Ersetzung von τ $\alpha\gamma\alpha\theta\acute{o}\nu$ Joh. 1, 46 durch δ $\tilde{\alpha}\gamma\iota\omicron\varsigma$ (S. 3360). Sonst wären noch zu bemerken die Mitteilung einer babylonischen Parallele zu Marc. 13, 8. 12 (S. 3063) und die Entdeckung, daß für den Geburtsort Jesu die Wahl nicht zwischen Nazareth und Bethlehem in Juda bestehe, sondern unter Nazareth = Genezareth Bethlehem in Sebulon Jos. 19, 15 gemeint sei (S. 3360 f.), was Usener (S. 3346) durchaus ablehnt. Glücklicher bringt Cheyne die Erzählung vom Jüngling in Nain auf Rechnung der Compositionsweise des dritten Evangelisten (S. 3263). Aehnlich geht auch E. A. Abbott zu Werke, der den johanneischen Lazarus wohl in allzuviel Elemente (selbstverständlich darunter auch das lucanische Gleichnis) auflöst (Verschwinden von Bethanien S. 2747 f. gegen S. 548) und den Nikodemus auf Nikodemon, Sohn des Gorias, zurückführt.

Im Uebrigen sind neutestamentliche Dinge vorzugsweise durch den Zürcher P. W. Schmiedel und den Leidener W. C. van Manen vertreten. Der Letztgenannte, der in den frühern Bänden noch fehlte, gibt nicht bloß eine brauchbare Uebersicht über die altchristliche Literatur bis in die Zeiten der katholischen Kirchlichkeit, sondern vertritt auch in den Artikeln Paulus, Philemon und Philipper die bekannte radicale Position, wobei übrigens ein aus der Encyclopaedia Britannica übernommener Artikel des verstorbenen Edwin Hatch dem Standpunkt der sonst herrschenden Schule gerecht wird. In glänzender Weise entsprechen dieser Aufgabe die Arbeiten Schmiedels über Marcus, Lucas, Philippus, Lysanias und ganz besonders die großen Artikel Maria und Ministry. Die erschöpfende Kritik, die dort an der evangelischen Geburtsgeschichte geübt wird, erfährt eine wertvolle Ergänzung in des Bonner Philologen H. Usener Artikel Nativity, darin unter Anderem Hillmanns Hypothese gerechtfertigt, die Dieterichsche Entdeckung mit »vielleicht« gewertet und das von Conrady falsch beurteilte Protevangelium richtig gestellt wird. Der andere Artikel Schmiedels ist zu einer eingehenden Untersuchung über die urchristlichen und altkirchlichen Verfassungsverhältnisse ausgewachsen und findet eine gewisse, mehr im traditionellen Gleise sich bewegende, Ergänzung in Canon J. A. Robinsons Studie, betitelt Presbyter. Der gleiche Verfasser schreibt auch über die neutestamentlichen Prophetie, während die prophetische Literatur

des Alten Testaments zumeist vom Herausgeber, daneben in einzelnen Abschnitten vom Leipziger H. Guthe und Tübinger P. Volz behandelt ist. Der correspondierende Artikel über die poetische Literatur vom Basler B. Duhm ist irrtümlich H. D. gezeichnet, wie sich auch sonst in Schreibung von Eigennamen Versehen eingeschlichen haben. Beispielsweise wird S. 2705 Minocchi, S. 2811 Aall unrichtig gegeben.

Das eben mit einem Beispiel belegte System der Cooperation steht auch in vorliegendem Bande in Uebung. So liefern 4 Mitarbeiter ihre Beiträge zum Artikel Palästina, 3 zum Artikel Heuschrecke, 3 (Cheyne und die beiden Cambridger Frazer und Johns) zu Purim, abermals 3, darunter auch Wellhausen, zu Moab, 2 zu Mene tekell. Im Artikel Namen behandelt Nöldeke sämtliche Personennamen, Gray die Orts- und Kautzsch die Gottesnamen. Einmal, wie Wellhausen, erscheint als Mitarbeiter auch Winckler, der den Artikel Mesopotamien vom verstorbenen Socin weiterführt. Tiele's Persien führt F. Brown ein. Im Artikel Magie von Davies steckt ein Beitrag des Leipziger Zimmern. Zu den vielen deutschen Contribuenten gehören ferner E. Meyer, der ein ganzes Buch über Phönizien liefert; E. Nestle mit den Artikeln Mammon und Herrngebet, wo u. A. vollständige Auskunft über die Deutungen von ἐπιόσιας gegeben ist; Budde mit einem Artikel über Nahum (mit Kinah-Metrum S. 3262 im Gegensatz zu Cheyne S. 2695 f. und Duhm S. 3803); I. Benzinger, der uns über biblische Rechtssachen und Eheverhältnisse, über Passah, Pfingsten und Neumond, über Trauerkleider, Palastbau (mit Reconstruction des Salomonischen Baues) und Tempeldiener (Nethinim) belehrt; Marti mit Monat; Jülicher, dessen 3 Artikel Logos, Mysterium und Parabeln sich durch knappe Beschränkung auf das Wesentliche und Vermeidung jeder Ueberlastung auszeichnen; A. Deissmann, von dem die Arbeiten über Papyrus (Handschriften zu LXX und N. T.), Herrntag und Gnadenstuhl (mercy seat) herrühren. An letztgenanntem Orte findet sich eine sorgfältige Erörterung des Sinnes von ἱλαστήριον, z. T. im Widerspruch mit des Verfassers »Bibelstudien« S. 112; endlich H. Guthe, der in eingehender Untersuchung einer dunkeln Periode der jüdischen Geschichte die beiden mittleren Onias (II und III) für identisch erklärt.

Aus den Reihen der englischen Theologen mögen noch angeführt werden A. R. S. Kennedy in Edinburgh, der seine Küchenartikel fortsetzt (Sauerteig, Mahlzeiten, Milch, Mühle), G. B. Gray in Oxford (Wolken- und Feuersäule, Law literature, eine Ergänzung zu Hexateuch), seine Collegen Driver (Mesa) und Myres (Töpferei mit Abbildungen), Woodhouse (alles zur Geographie von Kleinasien Ge-

Worte: unter den apostolischen Worte Leuticus, Numa, Neron, Messias, Moses, Petrus, Tiberius, Matthäus, wird Neros Buch zur ersten Berücksichtigung indes. Petrus, Musä mit vielen Anmerkungen. Tot Petrus und der Allen Gedächtnis. Und in seinem Artikel über die Petruskirche während der von Schmechel übernommene Artikel über die Person des Petrus mit Verweisung auf Simon zurückgestellt werden mußte.

Als Ganzes genommen ist dieses mit zähesten Fleiß unternommene und fortgeführte Werk nicht hoch genug zu werten. Es erschüttert zahllose in England bestehende Einsichten und zeigt auch der deutschen Theologie, wie auf dem Gebiet der biblischen Wissenschaften gar so Vieles noch im Fluß begriffen ist. Schließlich darf sich der Herausgeber die Angriffe, die der anglikanische Traditionalismus im »Pilot« auf seine kirchliche Stellung richtet, nur zur Ehre anrechnen.

Straßburg i. E.

Heinrich Holtzmann.

Peine, Paul, Jesus Christus und Paulus. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. VII, 311 S. Preis 6 M., geb. 7 M.

»Die Macht der Persönlichkeit Christi hat den Apostel ganz in ihre Fesseln geschlagen« (S. 297). »Die in der ältesten Gemeinde lebendig gebliebenen Stoffe aus dem Leben Jesu lassen die von Paulus aus dem Evangelium gezogenen Consequenzen als berechtigt erscheinen« (S. 138). »Paulus hat das Wesen der Wirksamkeit Jesu auf das tiefste erfaßt« (S. 298). »Das Christentum ist von Anfang an Erlösungsreligion gewesen. Nicht erst Paulus hat es dazu gemacht« (S. VII). Man kann meines Erachtens an solchen Sätzen als einer auf dem Wege geschichtlicher Forschung zu erweisenden Thatsache festhalten, ohne daß man nötig hat, mit dem Verf. den Spruch vom Lösegeld Marc. 10, 45 und vom Bundesblut 14, 24 als Beweise dafür zu verwerten, daß Jesus selbst mit Beziehung auf Jes. 53, 11. 12 seinem Tod die Bedeutung eines Sühnopfers beigemessen und damit den Paulinismus vorweggenommen habe (S. 109 f. 112. 135. 222. 226. 272). Denn am erstern Ort gehört die Antithese *ὁ διακονηθῆναι* so gewiß zum rednerischen Stil des Evangelisten, wie das auch 1, 22 *καὶ οὐχ ὡς οἱ γραμματεῖς*, 2, 27 *καὶ οὐχ ὁ ἄνθρωπος διὰ τὸ σάββατον*, 3, 26 *ἀλλὰ τέλος ἔχει*, 3, 29 *ἀλλ' ἐνοχος ἔσται*, 9, 37 *οὐκ ἐμὲ δέχεται* der Fall ist. In den meisten dieser Fälle steht Marcus, der relative Urevangelist (S. 94) allein, und wo wie 1, 22. 10, 45 Matthäus Paral-

lelen bietet, ist er offenkundig von jenem abhängig. B. Weiß, der hier das Richtige gesehen hat, ist aber auch weiterhin im Recht, wenn er die wesentliche Ursprünglichkeit des zu Grunde liegenden Herrnwortes in der Stelle der Spruchsammlung Luc. 22, 27 schon dadurch verbürgt findet, daß der dritte Evangelist (vgl. über dessen Verhältnis zur Redenquelle S. 16, zu Paulus Fragliches S. 178. 250. 289, zu LXX S. 37) gerade durch dieses an die Tischordnung anknüpfende Bild veranlaßt ward, die Rangstreitrede auf das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern zu verlegen. Der Verf. selbst gibt zu, daß Matthäus und Marcus über Luc. 22, 27 darin hinausgehen, daß sie der geschilderten Berufsarbeit eine Ausdehnung »bis zum Tode« geben (S. 143 f.). Dagegen soll es »eine Verlegenheitsauskunft« meinerseits sein, wenn ich die daran gehängte Zweckbestimmung *δοῦναι τὴν φοχὴν αὐτοῦ λότρον ἀντὶ πολλῶν* als paulinisierende Zuthat betrachte. Aber der Einwand, Marcus wäre in diesem Falle einem Gedanken des Paulus nach- und dabei doch an den von demselben Paulus schon geprägten Ausdrucksformen vorüber gegangen (S. 112), ist haltlos gegenüber der Thatsache, daß *λότρον* zwar nicht direct paulinisch, aber so gewiß nachpaulinisch — und darauf kommt es in unserem Falle an — ist wie *ἀντίλοτρον* 1 Tim. 2, 6 und *λοτρῶσται* Tit. 2, 14; haltlos ferner gegenüber den Parallelen Röm. 15, 3 καὶ γὰρ (wie Marc. 10, 45) ὁ Χριστὸς οὐχ ἑαυτῷ ἤρκεσεν ἀλλὰ κτλ., und Gal. 1, 4. 2, 20 *δοῦναι* mit Beziehung auf Jesu Selbsthingabe in den Tod; haltlos endlich auch darum, weil die Wortsippe *διακονεῖν*, *διακονία*, *διάκονος*, die in LXX nur sehr mäßig vertreten ist (*διακονεῖν* gar nicht), vorläufig abgesehen von den Evangelien, nur in den Paulusbriefen und in den von paulinischer Theologie und Redeweise beeinflussten Schriften des Neuen Testaments, hier aber in großer Fülle und mit bestimmter Beziehung auf das apostolische Amt und die Bedürfnisse und Interessen der christlichen Gemeinschaft sich findet (S. 80 f.). Es ist nicht abzusehen, weshalb Paulus in den mehr als 30 Stellen, die schon allein die 4 Hauptbriefe bieten, von der einzigen Stelle Marc. 10, 45 = Matth. 20, 28 abhängig gedacht werden sollte (S. 83, vgl. S. 291). Dieselbe müßte ihm überdies ja schon in griechischer Form vorgelegen haben, während mit viel größerer Wahrscheinlichkeit das Verhältnis umzudrehen und die griechische Wiedergabe des aramäischen Ausdrucks als unter dem Einfluß der paulinischen Lehrsprache vor sich gegangen gedacht wird (vgl. S. 114 f. 140 f.). Auch das an jener Stelle gebotene Passiv kommt im N. T. nur noch 1 Kor. 3, 3. 8, 19. 20 vor. Ein sprechender Parallelfall aber, in dem unser Verfasser das natürliche Verhältnis gleichfalls, um einen ihm eigenen Ausdruck zu gebrauchen, »auf den Kopf stellt«

(S. 5), liegt da vor, wo Paulus Gal. 1, 12. 15. 16 seine Berufung zum Christen und Apostel in Parallele stellt mit dem Erlebnis des Petrus Matth. 16, 17, auf das Paulus Bezug nehmen soll: *ὁὐκ ἐστὶν ἄνθρωπος* hier wie dort im Gegensatz zur göttlichen *ἀποκάλυψις* (S. 62). Sonach müßte Paulus bereits die sprachlich und sachlich als Einschub in den gemeinsamen Text des Marcus und Lucas erkennbare Enclave Matth. 16, 17—19 gekannt und als verbürgte Geschichte genommen haben, wogegen jede gesunde Evangelienkritik Einsprache erhebt. Ähnlich steht es, wenn *καταλαβὴν* (τὸν νόμον) Gal. 2, 18 wohl als Nachklang von Matth. 5, 17 zu verstehen sein soll (S. 247) oder wenn Jesus wegen Marc. 4, 11. 12 mit seinen Parallelen gegen jede innere Wahrscheinlichkeit ›ein Gottesgericht zu vollziehen sich bewußt war‹ (S. 143, vgl. S. 152. 261), statt daß hier vielmehr der paulinische Determinismus auf die Darstellung des Evangelisten abgefärbt hat. Ebenso steht es mit den, vom Verf. an sich anerkannten, Beziehungen der Verklärungsszene zu 2 Kor. 3, 7—4, 6. Während noch neuestens O. Pfeiderer (Das Urchristentum, 2. Aufl., I, S. 364) und A. Chiappelli (Nuove pagine sul cristianesimo antico S. 52) das Motiv zu dem synoptischen Lichtbilde unbedenklich in der paulinischen Idee von dem bleibenden Lichtglanz Gottes auf dem Angesichte seines Sohnes im Gegensatz zu dem vergänglichen Glanze auf dem Angesicht des Moses erkennen, müht sich unser Verf. ab, das Verhältnis umzukehren und den Apostel in Abhängigkeit von einer Ueberlieferung zu setzen deren bereits stark poetischer Schimmer, verbunden mit deutlich kundgegebener lehrhafter Tendenz, doch recht unverkennbar auf Marc. 9, 9 ausdrücklich angedeutete, jüngere Entstehungsverhältnisse weist (S. 149). Zudem muß ich mich unfähig bekennen, der Weisung des Verf.s zu folgen und das Geschehnis als eine Vision zu denken, in welche Christus ›kraft seiner überragenden Geistesmacht seine Jünger mit einbezogen hat‹ (S. 147).

Aber auch sonst scheint mir das Christusbild, das der Verf. entwirft und als mit der paulinischen Christologie im Wesentlichen sich deckend annimmt, nicht bloß im Rahmen einer geschichtlichen Wirklichkeit keinen rechten Platz zu finden, sondern auch das von den Quellen gebotene Maaß dann wenigstens zu sprengen, wenn es dem ›gegenwärtigen Stand der Evangelienforschung‹ (S. 54) entsprechend geboten ist, ›vom Johannesevangelium nur einen beschränkten Gebrauch zu machen‹, nicht aber ›das Evangelium in gleicher Weise als Geschichtsquelle zu benutzen wie die synoptischen Evangelien‹ (S. 15). Damit macht der Verf. unter Umständen auch ernst; so z. B. wenn Joh. 6, 51 f. nicht sowohl eine Rede Jesu, als vielmehr die Form gefunden wird, die des Evangelisten Theorie vom Cultus

mahl der Ueberlieferung gegeben hat (S. 214). Im Uebrigen aber kann der hier von Johannes gemachte Gebrauch kaum noch ›ein beschränkter‹ genannt werden (vgl. S. 11. 15 f. 54. 96 f. 99. 101. 108 f. 228. 267. 283 f.), und erstaunt stehe ich namentlich vor der Behauptung, Worte wie Joh. 8, 58 (bevor Abraham ward, bin ich) seien ›unerfindbar‹ (S. 155). Wahrer würde man sagen dürfen, sie seien schlechterdings nur erfindbar. Aber unser Verf. braucht jenes Wort, um die Lehre des Apostels von der Präexistenz Christi mit den Aussagen Christi selbst auszugleichen (S. 169) und um dem paulinischen Christusbild, in dem sich Präexistenz, irdisches Auftreten und Postexistenz zu einer einheitlichen Gesamtvorstellung zusammenschließen (so richtig S. 15. 25. 34. 39. 49 f. und durchgängig), überhaupt seinen Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu wahren.

Dadurch kommt aber unvermeidlich in die Vorstellung, die sich der Verf. von der Person Jesu gebildet hat, etwas Schwebendes, ja direct Widerspruchsvolles. Der lutherische Dogmatiker gewinnt es über den vorsichtigen Exegeten und läßt diesen zu keinem faßbaren und in sich geschlossenen historischen Urteil gelangen. Trotzdem, daß Jesu die ganze Energie des Spätjudentums in Geltendmachung der schlechthinigen Erhabenheit und ›Einzigartigkeit‹ Gottes mit Recht zugeschrieben wird (S. 150 f.), soll er doch ›für sich göttliche Vorrechte‹ beansprucht und ›die Vorstellung auch der metaphysischen Wesensgleichheit mit Gott‹ gehegt haben (S. 155). Bei entgegengesetzter Ansicht ›werden die Synoptiker mißdeutet‹ (S. 56). Sogar die Stelle Marc. 10, 18 wird um ihren klaren und ergreifend schönen Sinn gebracht mit der Behauptung, Jesus lehne das Prädikat sittlicher Vollkommenheit nur ab, um dem Angeredeten begreiflich zu machen, daß der Mensch nichts thun könne, um ewiges Leben zu erwerben (S. 134) — eine Prozedur, hinsichtlich der man doch den Entschluß, Wernles Buch ungelesen zu lassen (S. VI), bedauern muß. Es wäre schon der Mühe wert, zu beherzigen, was der eben Genannte in seinen ›Anfängen unserer Religion‹ S. 24 und namentlich vorher schon in der ›Synoptischen Frage‹ S. 143 gerade in der hier einschlägigen Richtung bemerkt hat. Widerspruchsvoll und unvorstellbar bleibt auf diesem Punkt Alles. Wir stehen vor unfertigen Gedankenbildungen. Derselbe Christus, der sein Selbstbewußtsein aus der Ewigkeit mitbringt, ›ist allezeit ein treuer Sohn seines Volkes gewesen und hat Uebungen der Frömmigkeit eingehalten, deren religiöse Wertlosigkeit ihm klar vor der Seele stand‹ (S. 195). Also ein Accomodation des Gotteswesens, deren sich schon der Mensch Paulus für enthoben erachten durfte (S. 200). Doch nein! Jesus ›kleidet seine geschichtliche Mission in die Vorstellung des jüdischen

Messianismus. Er erwartet in Palästina das nachwirkende Herabsteigen des Himmelreiches auf die Erde in Formen, wie wir sie ähnlich in unserer Zeit finden« (S. 9). So spricht der Historiker. Der Logiker dagegen findet es ganz begreiflich, daß der Auferstandene nach Luc. 24, 25 f. 44 f. seinen Jüngern Vorträge über die messianischen Stellen des Alten Testaments gehalten habe (S. 135. 235), während der Historiker kurz zuvor mit Beziehung auf Jesu Auffassung des Sinnes von Ex. 3, 6 schreiben konnte: »Er hat den Buchstaben hier offenbar nicht richtig gedeutet« (S. 104). »Er erhebt sich in den Anweisungen über den Gebrauch des Reichthums kaum über das Schema des Wohlthuns und Almosengebens, die Form, in der seine Zeit für die Bedürfnisse der Armen zu sorgen gewohnt war« (S. 159), und Paulus weiß es auch nicht besser (S. 201). »Vergeblich suchen wir bei Jesu eine Stellungnahme zum irdischen Beruf, zu Kunst, Wissenschaft, Kultur und ähnlichen Gütern dieser Welt« — was allerdings sofort ganz richtig als durch seine Berufsaufgabe ausgeschlossen erklärt wird (S. 192). Erst Paulus hat die schwachen Ansätze, die wir in dieser Richtung bei Jesus finden, weiter geführt (S. 197. 206. 209). Andererseits soll derselbe Jesus am letzten Mahl den Jüngern real seinen Leib zum Essen, sein Blut zum Trinken dargeboten haben (S. 212 f.). »Ein auf das Menschenmaaß heruntergedrückter Jesus« hätte freilich so nicht handeln können (S. 221). Aber Luther ist mit seinem Kampf gegen die symbolische Auffassung des *ἐστίν* ganz im Recht gewesen (S. 242). Hier hört nun freilich jedwede Klarheit des Denkens auf. Denn um naheliegenden Einwänden gegen die geschichtliche Monstrosität einer solchen Behauptung zu begegnen, werden wir unerwarteter Weise dahin belehrt, daß die Jünger nimmermehr glauben konnten, Jesu Leib und Blut wirklich zu genießen, derselbe vielmehr nur »Brot und Wein zu Repräsentanten seines in den Tod dahingegebenen Leibes und Blutes machen konnte« (S. 243).

Ich kann an diesem Orte meinen Dissensus mit den berührten Aufstellungen des Verf.s nicht weiter begründen. Mehr kommt es mir gegenteils darauf an, der außerordentlich sorgfältigen und gründlichen Arbeit, die er gleichwohl geleistet, die verdiente Anerkennung zu zollen. Er gehört nicht zu denjenigen, die sich bei Einführung ihrer Entdeckungen der Pflicht, zuvor die schon gewonnenen Erkenntnisse zu beachten und ihre Grenzen möglichst zu erweitern, enthoben glauben. Ueberall begegnen vielmehr die Spuren gewissenhafter Berücksichtigung und Benutzung des vorliegenden Materials. Er kennt das Feld, auf dem er arbeitet. Seine Grundthese, daß Paulus »den Gehalt dessen, was in Jesu Person und Werk in die

geschichtliche Erscheinung getreten ist, unter den Bedingungen seiner Persönlichkeit und Bildung, seiner Erlebnisse und Berufsthätigkeit zur Ausgestaltung brachte« (S. 7), hat der Verf. in einem Umfange und mit einer Allseitigkeit durchgeführt, auf die vielleicht auch solche, die ihm im Allgemeinen schon im Voraus zustimmen mochten, kaum gefaßt waren. Sein Werk ist unter allen, die dem schon mehrfach (vgl. S. 4) behandelten Gegenstande gewidmet sind, das formell geschlossenste und inhaltlich vollständigste. Ich kann hier nicht alle Fälle aufzählen, in denen er meines Erachtens das Richtige sieht. Nur beispielsweise sei die Verwertung von Matth. 11, 25—27 = Luc. 10, 21. 22 erwähnt (S. 263 f.), als einem Herrnwort, an dem Paulus sein christliches Verständnis von Jesu religiöser Bedeutung gebildet habe (S. 267). So viel auch an diesem Hymnus (von einem solchen spricht Pfeiderer S. 436) gearbeitet worden sein mag, so deutliche Spuren der Stilisierung er aufweist: der Grundgedanke der Stelle enthält das Geheimnis von Jesu Seele. Einer positiven Würdigung des vom Verf. Geleisteten thut auch der Umstand keinen Eintrag, daß vielfach Weniger mehr gewesen wäre und über dem Bestreben, alles nur irgend entfernt Mögliche zu einer durchschlagenden Beweisführung zusammenzufassen, recht viel Zweifelhafte, Zweideutiges und Anfechtbares mit in Kauf genommen worden ist. Dahin gehören z. B. die Bemühungen, bei Paulus noch über 1 Kor. 4, 12. 13 hinausgehende Anklänge an die Seligpreisungen (S. 250) und an das Vaterunser (S. 252 f.) ausfindig zu machen, ferner selbst die Pneumalehre des Apostels trotz alles zugestandenem Ausfalls directer Anknüpfung an Jesu Verkündigung doch mit dieser in Continuität zu bringen (S. 51. 71. 181. 276 f.), andererseits das Zurücktreten des Jesu Predigt beherrschenden Gedankens vom Reiche Gottes auf bewußte und gerechtfertigte Absicht (S. 170 f.), die paulinische Lehre vom zweiten Adam auf die Selbstbezeichnung Jesu als »Menschensohn« (S. 211), den paulinischen Rechtfertigungsbegriff auf Jesu eigene Deutung seines Opfertodes (S. 272) zurückzuführen; überhaupt das durchgängige Bestreben, dem Apostel eine recht genaue Kenntnis von dem Erdenleben Jesu zu sichern (S. 24. 54. 57 f. 71 f. 91. 280. 295 f.).

Derartige Uebertreibungen werden uns nicht abhalten, mit Zustimmung und Genuß zu lesen, was der Verf. über die unvergängliche Bedeutung Jesu für die religiöse Entwicklung der Menschheit (S. 13. 75. 297) zu bekennen hat. Aber auch die Grundanschauung vom Verlaufe des öffentlichen Lebens Jesu ist gesund und quellenmäßig gesichert. Er läßt sich durch keinerlei neuere und neueste Unternehmungen (S. 63. 123 f. 145. 229) in der richtigen Erkenntnis stören, »daß etwas wie Sonnenglanz über den Anfängen der Volkswirk-

samkeit Jesu liegt, während der Charakter der späteren Lehrthätigkeit düster ist« (S. 171), und »daß das Messiasbekenntnis vor Cäsarea Philippi eine Epoche im Leben Jesu gebildet habe« (S. 122). »Matthäus mit seinem ἀπὸ τότε ἤρξατο ὁ Ἰησοῦς διεικνύειν, ihnen zu eröffnen, daß der Menschensohn leiden müsse, hat den Marcus oder dessen Vorlage richtig verstanden« (S. 123). »Das Schicksal des Täufers, das der Propheten des Alten Testaments, vor Allem aber die immer mehr hervortretende Erfolglosigkeit seines Wirkens an dem Volk und die wachsende Feindschaft der Hierarchen zeigt ihm daß der Märtyrertod ihm beschieden sei« (S. 124).

Ebenso wenig fehlt es an geschichtlichem Blick, wo es sich um die Entstehungsverhältnisse der paulinischen Gedankenwelt handelt. Auch im Ausdruck hält der Verf. damit nicht zurück. Des Apostels Prädestinationslehre ist »nicht ohne Härte« (S. 158), seine Theorie von der Bestimmung des Gesetzes zur Sündenmehrung »nur aus der individuellen und zeitgeschichtlichen Bedingtheit des Apostels verständlich« (S. 164). »Nicht nur als Sohn seiner Zeit und seines Volkes, sondern auch in der Nachfolge Jesu steht er im Banne der eschatologischen Weltbetrachtung« (S. 181). Manche gute Bemerkung fällt gegen apologetische Beweisgänge, wie sie P. Ewald (S. 114. 285) Dalman (S. 43), Th. Zahn (S. 254) u. A. sich erlaubt haben. Zwei genau gearbeitete Register erleichtern den Gebrauch des Werkes. Daß Philo das Wort ἀγάπη nicht kenne (S. 76), läßt sich angesichts der Stelle Quod Deus imm. 14 nicht mehr behaupten. S. 86 lies: Personleben.

Straßburg i. E.

Heinrich Holtzmann.

Hls, R., Das Strafrecht der Friesen im Mittelalter. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsabhandlung (Theodor Weicher) 1901. X, 383 S. 14 Mk., geb. 16 Mk.

Der Verfasser geht mit Recht davon aus, daß eine genügende Gesamtdarstellung des deutschen Strafrechts im Mittelalter erst möglich sein wird, wenn eingehende Behandlungen der einzelnen Stammesrechte vorliegen. Es ist sehr dankenswert, daß er eine solche Vorarbeit gerade für das friesische Stammesrecht unternommen hat.

Abkürzungen. Rq. = von Richthofen, Friesische Rechtsquellen. Berlin, 1840. Ger.-Verf. = Die altfriesische Gerichtsverfassung. Heck u. Siebs Weimar 1894. Gemeinfreie = Die Gemeinfreien der karolingischen Volksrechte. Heck Halle aS. 1900.

Die Lösung einer derartigen Aufgabe bedingt zunächst die vollständige Sammlung des Materials, das auch für Friesland ungeachtet der Quellensammlung von Richthofens ziemlich zerstreut ist. Hinsichtlich der Verarbeitung ist eine gewisse Begrenzung von selbst gegeben. Bei der systematischen Darstellung des Strafrechts handelt es sich nicht um die Lösung eines einheitlichen Problems, sondern es treten eine größere Zahl selbständiger Fragen auf, die nur zum Teil auf Grund des Materials eines einzigen Stammesrechts beantwortet werden können. Auch ein so reichhaltiges Quellenmaterial wie das friesische bietet für die Hauptfragen große Lücken. Das tiefere Eindringen kann erst durch die Vergleichung der Stammesrechte ermöglicht werden. Immerhin ist es von hohem Wert, wenn dargelegt wird, wie weit die friesischen Quellen allein betrachtet eine Antwort ergeben. Außerdem besteht für eine Reihe von Einzelproblemen eine wichtige und gemeinsame Vorbedingung in der Aufhellung der Münzrechnung und des Bußensystems. Das friesische Strafrecht ist in der Hauptsache Kompositionenrecht. Die strafrechtliche Bedeutung einer Bußzahl läßt sich aber nicht beurteilen, ohne einen allgemeinen Einblick in den Münzwert und in ihre Stellung in dem Bußensysteme. Gerade in dieser Richtung wird der spätere Gesamtbearbeiter leicht genötigt sein, sich auf Vorarbeiten mit lokaler Beschränkung zu verlassen.

Durch diese Eigenart des Themas wird auch die Aufgabe des Rezensenten bestimmt. Die große Zahl der Einzelfragen schließt die Stellungnahme zu allen positiven Ergebnissen des Verfassers aus; deshalb werde ich mich darauf beschränken, eine allgemeine Charakteristik der Arbeit unter Hervorhebung von Einzelheiten zu geben und werde dann auf das wichtige gemeinsame Unterproblem des Münz- und Bußensystemes näher eingehen.

Erster Abschnitt. Allgemeine Charakteristik.

Die Sammlung des Quellenmaterials ist mit großem Fleiße und in aner kennenswerter Vollständigkeit durchgeführt. Der Verfasser hat auch die entlegeneren Quellen und Urkunden sorgfältig durchforscht. Allenfalls hätte die ostfriesische Redaktion des gemeinfriesischen Sendrechts Berücksichtigung verdient. Durch die Existenz dieser Redaktion erklärt sich die von dem Verfasser hervorgehobene Dürftigkeit der sonst erhaltenen ostfriesischen Sendbriefe. Auch für die einzelnen Fragen ist das Material, wenn wir von den Angaben über die Friedensgelder¹⁾ absehen, recht vollständig gesammelt. Beson-

1) Vgl. unten S. 873.

deres Lob verdient die sorgfältige Berücksichtigung der Terminologie. Die Literatur ist ausgiebig benutzt. Die Ausführungen, die ich in meinen ›Gemeinfreien‹ gegeben habe, konnte der Verfasser nur zum Teil noch verwerten. An einzelnen Stellen wäre ein Hervorheben abweichender Ansichten angebracht gewesen¹⁾. Die Bemerkung S. 69 über meine Deutung von *fluita* ist unzutreffend. Ich rede nicht, Ger.-Verf. S. 132 ff., wie der Verfasser angiebt, von einer doppelten Bedeutung des Wortes, sondern von einer doppelten (lokalen und genealogischen) Bezeichnung derselben Schaaen. Soweit die Polemik meine Ausführungen überhaupt berührt, so wäre es Pflicht gewesen, hervorzuheben, daß ich die von His bekämpften Beziehungen nur als entfernte Möglichkeiten hinstelle ›könnte vielleicht zu der Annahme verführen‹. ›Immerhin ist diese Grundlage eine sehr unsichere‹.

Die Bearbeitung des reichen Stoffes ist etwas ungleichmäßig. Der Verfasser hat zweifellos großen Fleiß angewendet und auch in einer erheblichen Zahl von Einzelfragen glücklichen Scharfsinn erwiesen. Infolgedessen bietet die Arbeit eine Reihe neuer interessanter Ergebnisse. Als besonders beachtenswert möchte ich hervorheben die Ausführungen über *ofledene*, über die Teilnahme, die Verbrechenskonkurrenz, die Sonder- und Landfrieden, die Friedlosigkeit, Fehde, Sühne und das Friedewirken, sowie die sehr eingehende Untersuchung über die Körperverletzungen. Den Rechtsbegriff ›*ofledene*‹ hat Richthofen (vergl. Wörterbuch zu *ofledene*) als eine Fehde gedeutet, bei welcher der Anführer für sein Gefolge haftete. In der That ist es zweifellos, daß in gewissen Fällen die Haftung eines Folgers subsidiär wurde. Der Verf. führt nun diese Befreiung zurück auf ein Garantieverprechen des Führers und erklärt das Wort *ofledene* als ›Wegführung‹ aus dem Inhalt und der Wirkung dieses Versprechens (von der Verantwortung wegführen). Er bringt eine Reihe interessanter und neuer Belege für das Vorkommen und den Inhalt solcher Garantieverprechen. Auch der ›*leedeth*‹ wird als eine eidliche Garantieübernahme gedeutet. Diese letzte Deutung hat auch viel für sich, wenn schon sie nicht vollkommen gesichert ist. Im übrigen ist mir manches zweifelhaft. Zunächst ist es fraglich, ob für die Haftung nach außen das interne Versprechen oder nicht vielmehr das Auftreten als Führer maßgebend war. Die Hauptstelle (Rq. S. 540, 30) spricht überhaupt nur von dem ›aufgepflanzten Hute‹ (Führerzeichen) und nicht von dem Garantieverprechen. Auch die Deutung des Wortsinns ist nicht gesichert. Wenn jemand zu einer ›*ofledene*‹

1) So hätten bei der Besprechung der Relation von Erb- und Magsühne S. 232 ff. auch meine Ausführungen Ger.-Verf. S. 231 ff. Erwähnung finden sollen.

geht (Rq. S. 540, 30. 541, 4), wenn man wegen einer ›offedene‹ klagt, die geschehen ist tags oder nachts (Rq. S. 157, 10. 13) oder wegen einer offedene innerhalb der Wände, wenn eine ›offedene‹ an des Hauses Schwelle abgewendet wird, Rq. S. 158, § 49, so kann doch an diesen Stellen mit dem Worte nur das geführte Unternehmen selbst gemeint sein, nicht das Garantieverprechen. Deshalb möchte ich für ›offedene‹ ebenso die Grundbedeutung von Führung im Sinn von Anführung annehmen, wie für das entsprechende westfriesische ›lede‹. Von dieser Grundauffassung aus halte ich es auch nicht für ganz glücklich, daß der Verf. das Institut der Lede der Haftung für fremde Missetaten angereiht hat. Der Anführer einer Bande steht den Missetaten der Folger nicht fremd gegenüber. Das auffallende ist nicht sowohl seine eigene Haftung als die Befreiung der Folger. Es scheint mir daher, daß das Institut eher in den Abschnitt über Teilnahme und Bandenverbrechen gehört hätte; dann würden sich auch Analogien in anderen Stammesrechten finden. Bei den Ausführungen des Verf. über den Landfrieden ist mir der weite Umfang aufgefallen, den der Verf. dem Begriffe gibt. Ihm genügt die Bestärkung einer Satzung durch Gelübde, um sie als Landfrieden anzusprechen. Nun besitzen wir aber genügende Anhaltspunkte dafür, daß in älterer Zeit neues Recht ohne Rücksicht auf seinen Inhalt durch Gelübde bestärkt wurde. Deshalb empfiehlt es sich den Begriff des Landfriedens auf diejenigen Satzungen einzuschränken, bei denen eine erhöhte Befriedung für bestimmte Zeit vorgesehen wurde oder aber koordinierte Gewalten (z. B. die Seelande) sich durch Vertrag zur Wahrung des Friedens verbanden. Die Ausführungen des Verf. über Fehde und Sühne bieten nicht nur juristisch, sondern auch psychologisch interessante Bilder aus dem damaligen Rechtsleben. Die von dem Verf. in Beilage 5 mitgeteilte westerlauwersche Sühneformel ist stellenweise ein Muster von poetischer Rechtssprache. Die Untersuchung über Verbrechenskonzurrenz und über die Körperverletzungen geben ein in der Hauptsache treffendes Bild der raffinierten Ausbildung, welche diese Rechtslehre im Mittelalter gefunden hat und zwar dürfte in dieser Hinsicht das friesische Recht den Höhepunkt der uns bekannten Rechte darstellen. Neben diesem allgemeinen Interesse sind die Ausführungen für jeden von großem Werte, der sich veranlaßt sieht, die friesischen Quellen eingehender zu benutzen. Wer einmal versucht hat, in diese Fragen selbst einzudringen, wird leicht erkennen, welcher Aufwand von Arbeit in den Ausführungen des Verf. enthalten ist.

So wertvoll und interessant zahlreiche Ergebnisse sind, so muß ich doch auf der anderen Seite auch ernste Bedenken geltend machen.

Zunächst macht das Gesamtbild des friesischen Rechts, das der Verf. gibt, in höherem Grade den Eindruck der Zerfahrenheit und Willkür als meines Erachtens der Wirklichkeit entspricht. Dies beruht darauf, daß der Verf. die einzelnen Rechtsquellen zu sehr isoliert und sie nicht genügend als Zeugnisse der Rechtsentwicklung der einzelnen Gebiete auffaßt. Tatsächlich stehen die Rechtsquellen desselben Gebiets mit einander in engem Zusammenhange; zum Teil ergänzen sie einander. So sind die allgemeinen Bußtaxen eine Beilage zu den Küren und Landrechten; sie haben gleichzeitig gegolten. Ein entsprechender Zusammenhang besteht zwischen den Rüstringer Rechtssatzungen und den Rüstringer Bußtaxen. Zum andern Teil liegen Umarbeitungen vor. So sind z. B. die Hunsingoer Bußtaxen eine Umarbeitung der allgemeinen Bußtaxen. Nur die genaue Beachtung dieser Zusammenhänge kann vor Mißverständnissen schützen. Wer z. B. den Zusammenhang zwischen den Hunsingoer Taxen und den allgemeinen beachtet, wird sich nicht leicht zu der Annahme entschließen, daß die Fingerbußen die umgekehrte Proportion aufweisen, wie dies der Verf. irrtümlich annimmt. Ferner ist bei der Verwerthung der Sendrechte immer zu beachten, daß diese Quellen principiell nur die kirchlichen Bußen aufzählen, die daneben verwirkten weltlichen Bußen aber nur gelegentlich erwähnen. Deshalb darf aus der Nichterwähnung einer weltlichen Buße im Sendrechte nicht das Fehlen dieser Bußen gefolgert werden, wie das der Verfasser manchmal thut¹⁾. Die isolierte Betrachtung verdunkelt auch die geschichtliche Entwicklung. Wenn z. B. der Verf. S. 105 bei der Spaltung des Vergehens 2 Quellengruppen unterscheidet und als Repräsentanten der einen das Ommelander Landrecht von 1448, als Repräsentanten der zweiten namentlich das Fivelgoer Rechtsbuch anführt, so tritt dabei zurück, daß die beiden Quellen demselben Rechtsgebiete angehören, somit eine geschichtliche Entwicklung vorliegt, eine Zurückdrängung der atomisierenden Tendenz in dem jüngeren Rechte.

Zu diesem allgemeinen Mangel tritt nun hinzu, daß die Lesung der einzelnen Quellenstellen nicht immer genau, ihre Deutung nicht überall vorsichtig und genügend durchdacht ist. An wichtigen Stellen findet sich z. B. die Münzbezeichnung *buld* (Haufen), deren Wert bisher nicht berechnet ist. Der Verf. erklärt sie S. 21 für gleichbedeutend mit Schilling und beruft sich nur auf die Stufenfolge der Hunsingoer Bußen: ›2 *buld skill*, 4 *skill*, 6 *skill*‹²⁾. Aber der überlieferte Text hat bei dem zweiten Gliede der Reihe noch das

1) Vgl. z. B. S. 87. Anm. 5, S. 109 Anm. 2.

2) Rq. S. 338. 13 ff. und Hetteema 1. S. 64. § 9.

Wörtchen »hagera«, das der Verf. fortgelassen hat. Deshalb haben wir gar nicht die Reihe 2 x Schillinge, 4 Schillinge, 6 Schillinge, sondern die andre Reihe (2 x) (2 x + 4 Schillinge) (2 x + 6 Schillinge). Damit fällt die Begründung des Verf.¹⁾. Wer es für zulässig hält auf Grund einer einzigen Stelle einen Münzwert zu bestimmen, der sollte doch darauf Gewicht legen, diese Stelle richtig zu lesen. Seite 34 Note 7 sagt der Verf.: »Nach Lex Fris. Titel 8 hat in Ostfriesland der Notzüchter sein Wergeld an den König zu zahlen«. Tatsächlich führt der Titel 8 zwar die Ueberschrift »de notnunfti«, aber er handelt von dem Sachenraub (vergl. S. 335 Anm. 6). Ueberhaupt ist es auffallend, daß der Verf. die Notzucht im Register wie im Texte als notnunft bezeichnet, obgleich dieses Wort in friesischen Quellen nur an der angeführten Stelle der lex Frisionum, also in anderer Bedeutung, belegt ist. In Titel 1 der Additio wird gesagt, daß der faidosus in gewissen Fällen »Frieden« hat und dann, daß bei Bruch dieses Friedens neunfacher fredus zu zahlen sei. Der Verf. folgert aus dieser Angabe 2 Sätze, nämlich daß bei Verletzung des faidosus im Sonderfrieden zwar Friedensgeld, aber keine Buße bezahlt wurde und zweitens, daß auch außerhalb des Sonderfriedens durch eine erlaubte Fehdetat zwar keine Privatbuße, aber einfaches Friedensgeld verwirkt wurde. Gegen beide Sätze ist auf das entschiedenste Widerspruch zu erheben. Sie werden durch die Stelle nicht entfernt bewiesen, widersprechen allen übrigen Nachrichten und den Grundgedanken des germanischen Strafrechts überhaupt, namentlich auch der von dem Verfasser selbst vertretenen Deutung des Fehdezustandes als relativer Friedlosigkeit. Wie sollte Friedensgeld für eine Tat gezahlt werden, die keinen Friedensbruch enthielt.

Am meisten Bedenken habe ich gegen die Behandlung der Quellen in dem speziellen Theile der Arbeit. Beispielsweise finden m. E. die bestimmten Ausführungen des Verfassers über den Gegensatz des alten und des jüngeren Rechts in der Behandlung des »unbenannten Mordes«, nämlich die Verletzung einer schwangeren Frau mit Tödtung des Embryos in den Quellen keine Stütze. Der angeblich ältere Rechtszustand ist überhaupt nicht erweislich. Die Ausstattung des Embryos mit Haar und Nagel ist überall von Bedeutung für den Beweis. Aber nirgends ist gesagt, daß mit diesem Stadium das Recht auf Buße überhaupt erst beginnt. Ebensowenig ist bewiesen, daß bei Eintritt dieser Voraussetzung stets nach altem

1) Die Gesamtheit der Stellen macht es wahrscheinlich, daß *buld* eine Summe von 4 Stück bedeutet und je nach dem Zusammenhange und der näheren Bezeichnung bald auf Schillinge geht, bald auf Pfennige.

Recht das volle oder das doppelte Wergeld gezahlt wurde. Die bei den Stellen, die der Verfasser für das volle Wergeld anführt, behandeln beide nur den Beweis. Die erste Rq. S. 136 gehört nicht zur älteren Quellenschicht und läßt durch ihre Fassung (*per tot iudices per quot obtinetur onne wergeldum*) gerade erkennen, daß sie nicht die Zahlung des vollen Wergeldes voraussetzt. Diejenige Stelle welche scheinbar für den Verfasser ins Gewicht fällt, Rq. S. 40 § 20 ist nicht angeführt. Dagegen hat die berdwendene Rq. 9 (17), welche His auf dieses Delikt bezieht, mit ihm gar nichts zu thun. Aus der Geringfügigkeit und dem Betrage der Buße ergibt sich mit Bestimmtheit, daß das Wort nicht bedeutet ›Verletzung der Geburt‹, sondern ›Verletzung des Bartes‹ (vgl. die gleich hohen Bußen Rq. S. 88, 89). Ganz besonders bedenklich sind die Angabe des Verf. über den Verlust der Zeugungskraft (S. 300). Er findet, daß im östlichen Friesland 9 volle Wergelder, nach den Ostergoe Taxen 3 Wergelder als Privatbuße bezahlt wurden. Es ist nun vor vorn herein schwer glaublich, daß eine noch so schwere Verletzung eines Gliedes 9 mal so hoch gebüßt wurde als der Verlust des Lebens. In der Tat liegt zweifellos ein Irrtum vor. Gleich die erste Belegstelle zeigt es. Nach den Emsigoer Bußen (§ 14 Rq. S. 224, 2) bekommt der Verletzte 9 Mark für die 9 Kinder, die er hätte zeugen können unter Abrechnung der bereits wirklich erzeugten. Die Buße für jedes Kind beträgt somit eine Mark. Nun kann davon gar nicht die Rede sein, daß etwa diesen Bußen ein volles Wergeld von einer Mark zu Grunde liegt. Dies folgt z. B. aus den Lähmungsbußen derselben Quelle § 11 (kleine Lähmung 2, 4, 6 Mark). Deshalb muß diese eine Mark eine andere Bedeutung haben. Wir finden sie in derselben Quelle wieder als Buße für die Tötung eines Embryo in den 2 ersten Monaten (Rq. S. 242 § 48). Der Zeugungs unfähige erhielt somit nicht 9 volle Wergelder, sondern 9 Embryonen wergelder für vereitelte Hoffnung auf Nachkommenschaft. Dieses Resultat ist sachlich annehmbar. Von den übrigen Belegstellen rede Rq. S. 332, Z. 9 einfach von 9 dadelen (Tötungen). Auch damit sind Embryonenwergelder gemeint. Nach den Westerlauwerschen Taxen wird der Verlust der Zeugungsfähigkeit durch Verletzung des Gliedes gebüßt ausdrücklich wie 3 Embryotötungen (onnamed mord). Nach denselben Taxen und nicht, wie His annimmt, nur nach anderen Quellen wird der vollständige Verlust des Gliedes mit einem Wergeldhälfte^{1)/2)} bezahlt. Es ist nun ganz ausgeschlossen, daß die

1) Vgl. a) Rq. S. 447 § 24 b) Rq. S. 457 § 25 und c) die von His nicht erwähnten Westergoe Bußen Rq. S. 470 § 49.

2) Nach a 8 Pfund, nach b ebensoviel, nach c 5 Mark (vgl. Rq. S. 465 § 1

bloße Unbrauchbarmachung eines erhaltenen Gliedes 6 mal so hoch gebüßt wurde als der Totalverlust desselben Gliedes. Deshalb folgt aus diesen Angaben nur, daß auch im westerlauwerschen Gebiete das Embryonenwergeld kleiner war als das volle Wergeld des geborenen Menschen und zwar kleiner als der sechste Theil. Seinen wahrscheinlichen Betrag werden wir später noch kennen lernen ¹⁾). Der Verfasser erzählt ferner, ohne die Möglichkeit eines Zweifels anzudeuten, daß bei der Behandlung der Lähmung das Rüstringer Recht eine Sonderstellung unter den übrigen Rechten Ostfrieslands einnimmt, indem es für die höchste Gliedlähmung nur $\frac{1}{4}$ Wergeld vergütet. Diese Angabe ist unzutreffend. Die wirklich einheimischen Quellen Rüstringens geben 2 mal dieselbe absolute Zahl, nämlich 15 Geldmark, für die höchste Gliedlähmung, ohne die Relation zum Wergeld anzudeuten. Die Relation ergibt sich erst aus der Berechnung des Wergeldes, das, wie His selbst annimmt, mindestens in der jüngeren Quelle 40 Geldmark betrug. Die Relation 1 : 4 findet daher in der einheimischen Ueberlieferung keine Stütze ²⁾). His geht anscheinend von dem Vertrage der Rüstringer mit Bremen 1220 aus, in dem allerdings diese Relation zu Grunde gelegt ist. Aber dieser Vertrag ist kein unmittelbares Zeugnis für die Auslegung der Rüstringer Satzungen. Es ist überhaupt willkürlich ohne Nachprüfung anzunehmen, daß bei interterritorialen Verträgen gerade das Recht des friesischen Contractanten ausschlaggebend war. Die Nachprüfung ergibt nun in unserem Falle, daß die Viertelrelation einheimisches Bremer Recht war ³⁾). Dementsprechend findet sie sich auch in anderen Bremer Verträgen z. B. mit dem Emsigo ⁴⁾), obgleich das einheimische Emsigoer Recht, wie His selbst annimmt, andere Grundsätze befolgte. Ebenso ist der alte Vertrag zwischen Bremen und Rüstringen auch in der späteren Zeit ausdrücklich bestätigt worden ⁵⁾), in der auch nach His in Rüstringen eine andere Relation galt. Die Behauptung, daß nach den Rüstringer Satzungen die Lähmungsbuße $\frac{1}{4}$ des Wergelds beträgt, steht somit völlig in der Luft. Dessenungeachtet hat His sie als Grundlage für weitere wichtige Schlußfolgerungen verwendet. Auf einem eigentümlichen Mißverständnisse beruht die Angabe über die Fingerbußen der allgemeinen Bußtaxen. Der Verf. kommt zu dem

Augenbuße). Andere Angaben sprechen generell von dem Verluste der Zeugungsfähigkeit. Rq. S. 494 § 17, Rq. 497 § 17 (beidemal 11 Pfd.).

1) Vgl. unten S. 870.

2) Auf die Fredusstelle Rq. S. 121 oben werde ich unten zurückkommen.

3) Vgl. U.B. Bremen I. N. 240 S. 279 (1248).

4) Vgl. Friedländer Ostfries. U.B. I. N. 108.

5) Vgl. z. B. U.B. Bremen II. N. 153 (1815) u. a. a. O.

Ergebnisse (S. 286 Anm. 2), daß die Summe der Bußen für den Daumen und für die 3 Mittelfinger einer Hand mehr betrug als das ganze Wergeld ($40\frac{2}{3}$ Mark), während doch die ganze Hand nur mit dem halben Wergeld gebüßt wurde. Dieses erstaunliche Resultat ist unrichtig. Die Taxen geben die Fingerbußen und zwar in absteigender Höhe an: zuerst für den primus articulus, dann für den medius und zuletzt für den minimus. Der Verf. sieht ohne jede Veranlassung in dem primus articulus das vorderste Fingerglied und cumuliert daher bei Verlust des ganzen Fingers die Bußen der einzelnen Glieder. Diese Auslegung scheitert an dem minimus. Bei jedem normal gebauten Menschen ist das äußerste Fingerglied das kleinste; folgerichtig liegt die umgekehrte Zählung vor und sind die Bußen Absorptionsbußen. Die Summe ist viel geringer als das Wergeld und steht mit der Handbuße im Einklang. Auch das analoge Ergebnis bezüglich der westerlauwerschen Bußen ist, allerdings aus andern Gründen (verschieden hohe Vervielfachung der simpla), abzulehnen. In diesem Falle und in ähnlichen Fällen scheinen die Mißverständnisse des Verf. damit zusammenzuhängen, daß er überhaupt die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Bußen zu unterschätzen geneigt ist. Und diese Neigung beruht auf dem mangelnden Eindringen in die geschichtliche Entwicklung der friesischen Bußensysteme.

Zweiter Abschnitt. Die friesischen Bußensysteme.

Die Bußen der nachkarolingischen Quellen zeigen im Vergleich zu denen der lex Frisionum nach einer Richtung eine wesentliche Vereinfachung. Die Standesunterschiede sind weggefallen. Wir haben nur einheitliche Bußen ohne Unterschied der Geburt. Erst im 15. Jahrhundert werden die Bußen nach einem Standesunterschiede differenziert. His hat diesen Umstand mit Recht betont, S. 225 ¹⁾. Im übrigen zeigen die Bußzahlen, und zwar auch die grundlegenden, die Wergelder und Friedensgelder hinsichtlich der Ziffern und der verwendeten Münzwerte eine geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit. Die Mannigfaltigkeit ist so groß, daß zunächst die Frage auftaucht, ob die Forschung überhaupt in der Lage ist, die vorhandenen Angaben mit einander zu vergleichen und ein Urteil über die Continuität oder Discontinuität der Entwicklung zu gewinnen. His hat die Frage nicht ausdrücklich gestellt, aber stillschweigend bejaht, denn er fällt positive Urteile. Er konstatiert (S. 227), daß die Wergelder sehr oft gewechselt haben und zwar

¹⁾ Die Polemik gegen meine Deutung von Huns. K. § 1 Rq. S. 328, His a. a. O. Anm. 6 ist als berechtigt anzuerkennen.

nicht nur infolge von Umrechnung, sondern durch Erhöhung des Werthes. Er findet ferner (S. 249 ff.), daß das Verhältnis von Privatbuße und Friedensgeld in den verschiedenen Quellen ein ganz entgegengesetztes gewesen ist und daß sich die Gründe für dieses auffällige Schwanken kaum auffinden lassen. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß auf Grund des vorliegenden Materials ein allgemeines Urteil zulässig ist. Allerdings reicht die Ueberlieferung nicht für alle Gebiete aus, wohl aber für mehrere, von denen Rüstringen und das westerlauwersche Friesland speziell untersucht werden sollen. In diesen Gebieten tritt uns kein regelloser Wechsel, sondern eine weitgehende, nur durch Münzänderungen verschleierte Konstanz der Wergelder von der *lex Frisionum* an bis in das 13. und 14. Jahrhundert entgegen. Die Gemeinsamkeit der Ausgangspunkte und die erweisliche Konstanz gestattet den gleichen Schluß für die Wergelder der andern Gebiete. Auch das Verhältnis der Privatbuße zu den Friedensgeldern zeigt ein durchaus typisches, in der Hauptsache überall gleichartiges Bild. Dem Nachweis dieser wichtigen Sätze sind einige Bemerkungen über die friesische Münzrechnung vorzuschicken.

a) Einfluß der Münzrechnung.

His hat den Münzverhältnissen eine ziemlich eingehende Erörterung gewidmet (S. 14—30), aber er gibt in der Hauptsache doch eine Zusammenstellung der in den verschiedenen Quellen vorkommenden Münzbezeichnungen. Dabei treten uns zwei Mängel entgegen. His scheint einmal als selbstverständlich anzunehmen, daß Münzbezeichnungen wie z. B. Mark und Pfund, wenn sie ohne weiteren Zusatz stehen, in derselben Quelle immer denselben Wert repräsentieren. Deshalb folgert er z. B. aus der Wahrnehmung, daß bei dem Leutefrieden der Küren von 10 Mark die Mark bei der ersten Erwähnung ausdrücklich als *liudmark* zu 4 Schillinge bestimmt, in den späteren Erwähnungen aber nur von Mark ohne Zusatz die Rede ist, »daß die Mark schlechthin die *liudmark* ist« (S. 16 Anm. 3). Ebenso vergleicht er in den Rüstringer Quellen und in der Willkür der fünf Dele Privatbußen und Friedensgelder, ohne überhaupt die Frage nach der Identität des Münzwertes aufzuwerfen. Die grundlegende Annahme ist aber nicht richtig. Auch in derselben Quelle werden verschiedene Bußarten in verschiedenen Münzsorten ausgedrückt, ohne daß dies immer hervortritt, weil eben zur Zeit der Aufzeichnung die allgemeine Verteilung der Münzsorten auf die Bußarten bekannt war. Namentlich werden nicht selten die Privatbußen in einer größern Münzsorte berechnet als die Friedensgelder. Ich werde unten diese

Erscheinung für die Rüstringer Quellen näher begründen. Aber sie findet sich auch sonst. Insbesondere sind in der Willkür der fünf Dele die Friedensgelder auf das siebenteilige, die Privatbußen auf das 20teilige Pfund zu beziehen. Die Nichtbeachtung dieser Differenzen hat His mehrfach, so in Bezug auf die Relation von Privatbuße und Friedensgeld, irre geführt. Ferner scheint mir His die Einwirkung nicht genügend gewürdigt zu haben, welche die Aenderungen im Münzwesen, namentlich die fortdauernde Münzverschlechterung auf die Bußzahlen geübt haben. Diese Einwirkung hat vielfach zu Umrechnungen geführt, deren Einzelheiten sich leicht unserer Kenntnis entziehen und die deshalb den Zusammenhang verdunkeln. Aber die Umrechnung ist nicht überall sofort eingetreten. Zu einem erheblichen Teil haben sich die alten Bußzahlen trotz der Münzverschlechterung erhalten und zwar in zwei verschiedenen Formen. Ihre Beibehaltung konnte einmal in der Weise geschehen, daß man die Bußmünze als Rechnungsmünze beibehielt und in ein bestimmtes Verhältnis zu der Currantmünze setzte. Auf diese Weise ist in Rüstringen die Geldmark aus einer zehnteiligen zu einer vierzigteiligen Mark geworden ¹⁾. Noch anschaulicher tritt dies in dem westerlauwerschen Münztraktate hervor. Der Groschen ist nichts anderes als der ausgeprägte Schilling »Currantmünze«. Nun wird aber der Schilling der alten Bußen zu 6 Groschen gerechnet, somit das zwanzigteilige Pfund der alten Bußen, »das große kölnische Pfund«, auf 120 Currantschillinge, d. h. Groschen bestimmt. Für die Konservierung der alten Zahlen bot sich nun noch ein zweiter Weg. Man konnte sie auf die Currantmünze beziehen, bei der effektiven Zahlung aber vervielfachen. Dann mußte sich eine Duplizität der Bußen ergeben, eine Unterscheidung der quellenmäßigen simpla und der effektiven Bußen. Auch dieser Weg ist gerade im westlichen Teile Frieslands eingeschlagen worden. Die simpla überwiegen in denjenigen Bußtaxen, die in Weißpfennigen ausgedrückt sind. Sie sind zum Teil durch den Zusatz enbete (d. h. simplum) gekennzeichnet. Die Vervielfachung wird in den Satzungen vorgeschrieben. Sie mußte bei Vorliegen eines Sonderfriedens sich noch steigern. Auf diese Weise ist jene scheinbar so weitgehende Versiebenfachung und Vierzehnfachung entstanden, die His als alleinige Wirkung der Sonderfrieden oder besonderer Landfriedenssatzungen auffaßt. Daß aber die Bußen ganz allgemein vervielfacht wurden, zeigen z. B. die Hegungsformel von Wimbritzeradel und die Kürten von Utingeradel (1450) Rq. S. 491 und S. 510, 11 § 8 10. In der Hegungsformel

¹⁾ Vgl. Gerichtsverfassung S. 288 Anm. 126.

wird befriedet der Gretmann (Oberschlichter) 14fach, der Beisitzer 10fach, der im Gericht Anwesende 7fach, jede Sache, die über 8 Pfund Friedensgeld geht, 5fach (fyf beta), was darunter ist, 3fach (thribete). In den Küren werden zunächst die Sonderfrieden mit 14facher und 7facher Buße aufgezählt. Dann heißt es ›und die sieben Hauptglieder 5fach (V bete) und alle andern Verletzungen dreifach (III bete)‹, dazu § 32 ›Alle Verletzungen dreifach nach den Bußen von Bonseradel‹. Weder die Hegungsformel noch die Küren von Utingeradel können auf einen andern als den normalen Rechtszustand bezogen werden. In derselben Weise sind nun auch die sehr übereinstimmenden Vervielfachungen der Stadtrechtsbücher zu erklären (z. B. Bolsward 1479, 69/70 Totschlag fünffach, alle andern Wunden dreifach nach des Bezirks Bußen). Für die Feststellung eines besonderen Stadtfriedens, den His S. 146/47 annimmt, fehlt es an den nötigen Grundlagen. Durch den Gegensatz der simpla und des effektiven Betrags löst sich auch das Mißverständnis, das His dem Stavermer Stadtbuch zutraut. Diese Beziehungen zwischen Münz- und Bußzahl sind sehr kompliziert, aber ihre Erforschung ist für das Verständnis der Quellen nicht zu entbehren. Dies zeigt sich bei der Untersuchung der Wergelder.

b) Das Wergeld in Rüstringen.

In Rüstringen haben wir 3 Quellenschichten zu scheiden, die wir ungefähr 3 Jahrhunderten zuweisen können. Dem 11. Jahrhundert gehören an Küren, Landrechte, Allgemeine Bußtaxen, dem 12. die Rüstringer Bußtaxen und die Rechtssatzungen. Diese Quellen der zweiten Schicht sind uns doppelt überliefert, in alter Form in der Oldenburger Handschrift und ›revidiert‹ in der Rechtshandschrift von 1327. Die dritte Schicht gehört dem 13. Jahrhundert an und wird von den Rüstringer Küren, sowie den jüngeren Bestandteilen der Handschrift von 1327 gebildet. Das Verständnis der Bußzahlen wird dadurch erschwert, daß sehr verschiedene Marksorten in Gebrauch waren, wie nachstehende Notiz der zweiten Quellenschicht bekundet: Rq. S. 125 und S. 540 § 27 ›Die Geldmark die ist ein Schilling Wicht Goldes (w. g.). Das ist die höchste Mark. Die volle Mark ist 16 Schillinge (cona), die Wedmark ist 14 Schilling (cona), die Leinmark ist 12 Schilling (cona), die Reilmark ist 4 Schilling (cona)‹. Die Geldmark findet sich schon in den allgemeinen Bußtaxen. Sie wird dort, wie ich nachgewiesen habe und auch His annimmt, zu 10 Schillingen gerechnet. In der zweiten Quellenschicht wird sie, wie gleichfalls unbestritten und völlig sicher ist, auf 40 Schilling cona veranschlagt. Deshalb ergibt sich für diese Schicht

die für unsern Zweck wichtige Gleichung: 1 Geldmark = 10 Reilmark = $2\frac{1}{2}$ volle Mark.

His nimmt nun S. 228 an, daß in Rüstringen in diesem Zeitraum von 3 Jahrhunderten 5 im Wert verschiedene Wergelder bestanden haben

1) nach den Küren und Landrechten ein Wergeld von 10 liudmark = 48 Schillingen Rednathesmünze,

2) nach den Allgemeinen Bußtaxen ein Wergeld von 40 Geldmark zu 10 Schillingen derselben Münze = 400 Schillinge,

3) nach den Rüstringer Bußtaxen ein Wergeld von 60 Schillingen Wicht Goldes (Geldmark),

4) nach den Rechtssatzungen ein solches von 30 vollen Mark zu 16 Schilling cona, endlich

5) in den Quellen des 13. Jahrhunderts ein Wergeld von 40 Mark

Tatsächlich hat während der ganzen Zeit nur ein einziges Wergeld bestanden, nämlich das auch von His für die Allgemeinen Bußtaxen anerkannte Wergeld von 40 Geldmark¹⁾. Die abweichende Meinung von His beruht auf einer vollkommen willkürlichen Deutung der Küren und auf ungenügender Verarbeitung der späteren Nachrichten.

In den Küren und Landrechten wird als Frauenbuße bei Notzucht²⁾ und als Hauptlösung bei Notzucht, Brandstiftung³⁾ und Verletzung einer Schwangeren⁴⁾ eine Buße von 12 Mark erwähnt. His nimmt nun zweierlei an, nämlich

1) daß diese Mark eine liudmark war und mit 4 Schillingen bezahlt wurde und

2) daß die Buße von 12 Mark dem vollen Betrag des Wergeldes entsprochen habe, die volle Totschlagsbuße gewesen sei.

1) Unrichtig sind auch die Angaben über das Priesterwergeld in Rüstringen His S. 141 Anm. 1. Die Priesterbußen geben gar nicht zwei Wergelder, sondern dasselbe Wergeld einmal ausgedrückt in Schillingen und ein zweites mal ungenau ausgedrückt in gekürzten Geldmark. In Schillingen ist es = 5400 Schillinge (150×36 Schillinge) und in Mark = $150 \times$ (Eine Geldmark weniger $\frac{1}{2}$ Pfund). Da die Geldmark zu 40 Schilling, das Pfund zu 7 Schillinge gerechnet wird, so ist Mark weniger $\frac{1}{2}$ Pfd. ($3\frac{1}{2}$ Sch.) annähernd gleich 36 Schillingen. Das Wergeld geht offenbar zurück auf das karolingische Priestergeld (5400 Sch. = 9×600 Sch.). Aber die Vervielfachung der Ziffer kann nicht nur auf Münzverschlechterung beruhen. Sie bedarf noch der Aufklärung.

2) Küre 15. Landrecht 18 giebt $\frac{1}{2}$ Wergeld als Frauenbuße, ohne die Summe zu nennen. Dagegen ist das Friedensgeld in friesischen Redaktionen auch auf 12 Mark bestimmt.

3) L.R. 24.

4) L.R. 23 (einzelne Redaktionen).

Beide Annahmen sind unrichtig.

Die erste entbehrt jeder Begründung. Die 12 Mark Buße wird nirgends auf *liudmark* bezogen. Der Verf. gelangt zu dieser Annahme nur dadurch, daß er, wie oben erwähnt, jede Mark der Kürren, die nicht besonders bezeichnet ist, für die Leutemark erklärt und zwar deswegen, weil bei den ersten Erwähnungen des ›Leutefrieden‹ von 10 Mark (Küre 4) und ferner in einer besonderen Vorschrift (Küre 13) die Mark in ihrem Wert bestimmt wird, während sonst bei diesem ›Leutefrieden‹ nur von Mark schlechthin die Rede ist. Mir scheint dieser Sachverhalt nichts für His zu beweisen. Nachdem ein und dieselbe Buße zweimal erläutert war, konnte man schließlich auf das Verständnis des Markwertes rechnen. Daß die Mark des Leutefriedens überhaupt und daß sie zweimal erläutert wurde, spricht gerade gegen die Selbstverständlichkeit und Allgemeinheit dieser Art Mark. Andererseits haben wir glatte Beweise dafür, daß die fragliche Zwölfmarkbuße nicht in *liudmark* (zu 4 Schillingen), sondern in der Geldmark (zu 10 Schillingen) gezahlt wurde. 1) *H.* zählt bei Küre 15 die Notzuchtbuße und die Hauptlösung zusammen ›das sind 24 gratera mark‹. Die Leutemark ist nun aber ganz sicher nicht die große Mark der Kürren¹⁾. 2) In den Rüstringer Quellen begegnet uns allgemein eine Hauptlösung von 12 Mark. His nimmt an einer Stelle mit Recht an, daß wir in ihr die Hauptlösung der Kürren und Landrechte wiederfinden (S. 330 Anm. 4). Aber in der fraglichen Quellenstelle (Rq. S. 123, 10) findet sich ein Zusatz, den His leider nicht mit citiert ›al bi there grata mark‹. Der betreffenden Quelle ist der Ausdruck ›*liudmark*‹ fremd aber die entsprechende Reilmark ist bei weitem die kleinste Mark, sie kann also nicht gemeint sein. 3) In dem Hunsingoër Berichte (Rq. S. 356 § 40) werden das angeblich ältere Wergeld von 12 Mark und das derzeitige Wergeld von 40 Mark in einer Weise zusammengestellt, daß die beiden Zahlen auf

1) Auch die ›*magna marka*‹ in Küre 12 ist die Geldmark. Die Gleichstellung von *liudmerk* und *reilmerk* ist dem ursprünglichen Texte der Kürren fremd und erst in der Rüstringer Redaktion bewirkt worden. Denn der Sonderfrieden der Küre 12 muß ursprünglich eine Verdoppelung des Friedensgeldes bewirkt haben. (Vgl. L. R. 12 und 19, sowie His S. 132 Anm. 8). Die Verdoppelung des Leutefriedens ergibt aber 8 Geldmark ($2 \times 10 \times 4 \text{ sc.} = 80 \text{ sc.}$). Die Differenz zwischen 8 und $7\frac{1}{2}$ hängt anscheinend mit der Art zusammen, in der bei dieser Buße der Uebergang von der Goldrechnung zur Silberrechnung bewirkt wurde. Bei dem einfachen Leutefrieden dürfte eine genaue Umrechnung vorliegen. Denn 10 Mark zu 4 Schillingen sind 40 Denare, welche in fränkischen Vollsillingen 12 solidi ergeben, einen Betrag, dessen Funktion als mittleres Friedensgeld nach allen Analogien sehr wahrscheinlich ist.

- . dieselbe Mark gehen müssen. Die Mark des derzeitigen Wergeldes ist aber die Geldmark zu 10 Schillingen, wie aus der Berechnung der Verwandtenanteile hervorgeht. Der Wergeldbetrag von 48 Schillingen ist daher völlig auszuschneiden.

Die zweite Annahme von His, die Deutung der Zwölfmarkbuße als Totschlagbuße wird auf 3 Gründe gestützt, 1) darauf, daß die Notzuchtsbuße in den Küren und Landrechten mit dem Ausdruck »Wergeld« bezeichnet und dieselbe Buße als »Hauptlösung« verwendet wird, 2) auf 2 Berichte aus den Ommelanden (Hunsingo und Fivelgo), welche zur Zeit der Geltung höherer Wergeldzahlen geschrieben sind, aber behaupten, daß zu allererst (eingeführt durch Cristus H) ein Wergeld von 12 Mark gegolten habe, 3) darauf, daß im westerlauwerschen Friesland ein Tötungsgeld von 29 Unzen erwähnt wird (aber nicht als Totschlagbuße). His rechnet die 29 Unzen unter Abrundung in 48 Schillinge um und findet dadurch auch westlich der Lauwers das vermeintliche Wergeld der Küren wieder. Dieser letztere Anhaltspunkt fällt schon deshalb, weil die 12 Mark niemals 48 Schillinge betragen haben. Die Berichte haben keine selbständige Beweiskraft, sie ziehen nur denselben Schluß aus der Bezeichnung Wergeld, die His als erstes Argument verwertet. Es bleibt somit als einziger Stützpunkt die Bezeichnung Wergeld und Hauptlösung. Nun beweist das Vorkommen einer solchen Bezeichnung in friesischen Quellen nicht entfernt, daß die bezeichnete Buße wirklich die volle Totschlagbuße, das Wergeld im rechtshistorischen Sinne ist. Der Verf. hat dies bei anderer Gelegenheit mit Recht betont (S. 236. 37). Deshalb kommt es darauf an, ob nach den übrigen Quellen bei Notzucht und als Hauptlösung die volle Totschlagbuße gezahlt wird. Dies ist nicht der Fall¹⁾. Bei Notzucht ergeben die älteren Quellen meist eine Buße von $\frac{1}{3}$ oder aber von

1) His führt allerdings für die Notzuchtsbuße einen Beleg aus späterer Zeit an (S. 226 Anm. 17), nämlich Rüstr. K 9 Rq. 116 »Wergeld bei Notnunft«. Nach dieser Stelle wird der genotzüchteten Frau eine Buße von 20 Mark gegeben. His muß also voraussetzen, daß zur Zeit dieser Rüstringer Küren das Wergeld 20 Mark betrug. Wie leichtherzig sich His zu solchen Hypothesen entschließt, beweist gerade dies Citat. Denn bei Aufzählung der Rüstringer Wergelder (S. 228) wird die Wergeldzahl von 20 Mark gar nicht erwähnt, vielmehr die betreffende Quelle zu denjenigen gerechnet, die ein Wergeld von 40 Mark haben. Und zwar mit vollem Recht. Das Wergeld von 40 Mark ergibt sich mit Sicherheit aus der Behandlung des Friedlosen (Küre II S. 116) sowie daraus, daß auch nach der Rechtshandschrift von 1327 neben einem Wergelde von 40 Mark die Notzuchtsbuße 20 Mark beträgt, vgl. Rq. S. 542 § 51. Die beiden übrigen Citate, die His in der betreffenden Anmerkung giebt, beziehen sich weder auf Notzucht, noch auf Hauptlösung.

$\frac{2}{3}$ Wergeld ¹⁾. Ebenso ist die Hauptlösung (Friedensgeld) ausnahmslos kleiner als die Totschlagsbuße. Deshalb begründet die Verwendung einer Zahl als Notzuchtsbuße und als Hauptlösung in nachkarolingischen Quellen nicht die Vermutung, daß diese Zahl die des Wergelds ist, sondern umgekehrt, die Vermutung, daß das effektive Wergeld größer sein muß. Die historische Ursache der auffallenden Terminologie werden wir später kennen lernen. In der That ist kein Zweifel daran zulässig, daß die Küren und Landrechte nicht die 12 Markbuße, sondern einen Betrag von 40 Mark als Wergeld voraussetzen.

Das ergibt zunächst der sehr enge Zusammenhang, der zwischen Küren und Landrechten einerseits und den allgemeinen Bußtaxen andererseits besteht. Die Küren und Landrechte sind zwar isoliert entstanden, aber sie sind zugleich mit den Bußtaxen lateinisch fixiert und recipiert worden, sie stehen unter der Herrschaft desselben Wergelds. Diesen genetischen Zusammenhang werde ich demnächst besonders nachweisen. Auch wenn man von ihm absieht, so ist doch sicher, daß die erwähnten Quellen zeitlich zusammengehören, namentlich daß sie mit derselben Münzsorte rechnen und zwar mit den

1) Dieser Zwiespalt tritt interessanter Weise schon in dem »*jus vetus Frisicum*« selbst hervor. Küre 12 giebt 12 Mark, Landrecht 18 aber ausdrücklich »*duplum compositionis*«. Die Stellen sind nicht etwa in der Weise zu vereinigen, daß man die 12 Mark für $\frac{2}{3}$ Wergeld erklärt und somit das Wergeld auf 18 Mark bestimmt. Das Wergeld betrug vielmehr 40 Mark, die Buße von 12 Mark ungefähr $\frac{1}{3}$. Die Divergenz zeigt neben andern Anhaltspunkten die ursprüngliche Selbstständigkeit, Parallelentwicklung beider Quellen. Und zwar entsprechen der Norm der Küren die lokalen Quellen des eigentlichen Ostfrieslands. Vgl. Rq. S. 136 [32] S. 137 [25] *Tertiam partem sanguinis*, Emsigoer Bußtaxen Rq. S. 237 (8:21). Der Norm der Landrechte entsprechen Ommelauder Quellen. Vgl. Hunsingoer Küren von 1252 § 12, Rq. S. 329, Fredewolder Küren Rq. S. 379 § 17, Langewolder Küren § 9 Rq. 368. Die Rüstringer Quellen geben die Hälfte. Deshalb liegt in dieser Buße ein leichter Anhaltspunkt dafür vor, daß die Küren ursprünglich dem Emsigo, die Landr. den Ommelanden angehörten. — Nicht ganz deutlich sind die Bußen des Brokmerbriefes ($\frac{2}{3}$ bez. Vollbetrag des Geldes eines Keremons). Es ist zweifelhaft, ob jede Notzucht oder aber Frauenraub mit Notzucht gemeint ist. Keremon wird von His wohl im Anschluß an Richthofen als »Geistlicher« gedeutet, S. 142 Anm. 10. Das ist formell wie sachlich unmöglich. Es kann nur einfach Mann bedeuten. Westlich der Lauwers giebt das Schulzenrecht ausdrücklich $\frac{2}{3}$ Wergeld (*twede gelde*). Da das alte westerlauwersche Wergeld dieser Quellen $15\frac{1}{2}$ Pfd. betrug, so mußte die Notzuchtsbuße sich auf 8 Pfund 10 Unzen $13\frac{1}{2}$ Pfennig stellen. In der That ist dieser Betrag im *jus municipale* den 12 Mark der Küre 14 substituiert (vgl. Hettema Oude wetten II S. 277). Später scheint die Summe auf 8 Pfund 8 Unzen abgerundet zu sein, denn dieser Betrag in kölnischen Pfunden ergibt sich aus den 52 Pfund der 5 Dele Rq. S. 474 § 2.

sonst nirgends bezeugten Rednathes- und Kavengsmünzen ¹⁾. Deshalb ist nach His auf das Wergeld der Küren von 48 Schillingen ein Wergeld der Bußtaxen von 400 Schillingen derselben Münze gefolgt. Wie soll man sich nun vorstellen, daß in der einen Quelle das Wergeld 8 mal so hoch sein sollte wie in der andern? Jedenfalls hätte eine solche Erhöhung des Wergelds bei dem engen Zusammenhang aller Bußen auch in anderen Bußzahlen zum Ausdruck kommen müssen. Vergleichbar sind die Bestimmungen des Landrechts 14. Rq. S. 64. 65 über Wassertauche, Swertesweng und Bende mit den entsprechenden Delikten der allgemeinen Bußtaxen Rq. S. 94—96. Das Landrecht kennt nur eine Deliktsform. Die Taxen differenzieren; aber die angegebenen Einzelbußen gravitieren um die Bußen des Landrechts und gehören deshalb demselben Bußsysteme und demselben Wergelde an. Vergleichbar sind ferner die oben erwähnten Bestimmungen der Küren und Landrechte über Notzucht und die Buße der Taxen für Notzuchsversuch. Die Küren geben 12 Geldmark, die Taxen für den Versuch $7\frac{1}{2}$ Geldmark. Da sonst dieser Versuch die Hälfte des vollendeten Delikts kostet ²⁾, so ist es sicher, daß die Taxen nicht von einem 8 mal so hohen Wergelde ausgehen. Da die Küren noch lange nach den Bußtaxen geltendes Recht waren, so würde im Falle zwischenzeitlicher Wergelderhöhung die Gelegenheit benutzt worden sein, in den Taxen die dem erhöhten Wergeld entsprechende Buße des vollendeten Delikts anzugeben. Die Beschränkung der Angabe auf den Versuch ist meines Erachtens ein vollgiltiger Beweis dafür, daß die Bußtaxen als Ergänzung zu den Küren und Landrechten redigiert worden sind.

Weitere überzeugende Gründe ergeben die späteren Nachrichten, die uns in Rüstringen das Wergeld von 40 Geldmark und die Hauptlösung (Friedensgeld) von 12 Mark als ständige Korrelate zeigen.

Sowohl in den beiden Küren wie in der Rechtshandschrift von 1327 finden wir ein Wergeld von 40 Mark. Diese Mark ist ganz sicher die Geldmark, dieses spätere Wergeld somit identisch mit dem Wergeld der allgemeinen Bußtaxen. Für die Berechnung des Friedensgeldes ist eine Vorschrift von Bedeutung, die sich sowohl in

1) In der Gerichtsverfassung hatte ich als möglich bezeichnet, daß diese Rednathes und Kavengsmünzen angelsächsische Münzen sein könnten. Ich glaube jetzt, daß die Deutung auf einheimische Silbermünzen aus dem Anfange des 11ten Jahrhunderts (Kavelage = Caveng) den Vorzug verdient. Dadurch wird die Abfassungszeit dieser Quelle zeitlich hinauf gerückt und der unten erwähnende Zusammenhang mit den karolingischen Ziffern stärker gestützt.

2) Vgl. speziell f. Notzucht Rq. S. 542 § 51 ff.

dem älteren Teil der Rechtshandschriften von 1327 wie in den Rüstringer Bußtagen (vgl. Rq. S. 538 § 12. Rq. S. 121) vorfindet. Die Vorschrift lautet: Wer einen Mann zu Tode schlägt, soll 6 Hauptlösungen als Fredus zahlen. Verwundet er ihn so weit, daß eine Lähmung vorliegt und findet man ihm ein Viertel des Wergelds zur Buße, so soll er $\frac{1}{4}$ des Totschlagsfredus als Fredus zahlen, deshalb weil Glied und Leben in Beziehung stehen. Findet man den achten Teil eines Wergelds, so beträgt der Fredus $\frac{1}{8}$ des Totschlagsfredus. Bei allen Thaten, die unterhalb der Lähmung stehen, ist der Fredus 10 Reilmark. Die kleine Hauptlösung des Rüstringer Rechts beträgt, wie His mit Recht bemerkt, 2 Geldmark. Deshalb ergibt sich als altes Recht ein Totschlagsfredus von 12 Geldmark, der somit in dem ältern Teile der Handschrift von 1327 dem Wergelde von 40 Geldmark entspricht.

Demnach würde die Hypothese von His voraussetzen, daß das Recht der Rüstringer zuerst denselben Betrag von 12 Mark Friedensgeld (Hauptlösung) und als Totschlagsbuße gehabt, dann diesen Betrag für die Hauptlösung beibehalten, für die Totschlagsbuße durch einen andern (40 Geldmark) ersetzt, dann wiederum den ersten auf 60 Geldmark erhöht, dann auf 30 Mark erniedrigt hat, bis dann schließlich im 14. Jahrhundert das Recht hinsichtlich beider Zahlen auf denselben Standpunkt zurückgekommen ist, den es bereits im 11. Jahrhundert eingenommen hatte. Dieser sachlich unwahrscheinlichen Annahme fehlt jeder positive Anhaltspunkt. a) Für das angebliche Wergeld von 60 Geldmark verweist His einfach auf Rq. S. 119; aber der Leser wird zunächst gar nichts finden. Erst aus anderen, nicht citierten Teilen des Werks ergibt sich die Art der Schlußfolgerung und das Mißverständnis, das ihr zu Grunde liegt. His schließt aus dem Vertrag mit Bremen 1220, und vielleicht aus dem Wortlaute der Fredusstelle, daß die höchste Lähmungsbuße $\frac{1}{4}$ Wergeld betrug und folgert dann aus der angegebenen Lähmungsbuße von 15 Mark ein Wergeld von 60 Mark. Nun enthält aber die Fredusstelle keineswegs eine vollständige Normierung der Lähmungsbußen, vielmehr ist der Betrag von $\frac{1}{4}$ Wergeld offensichtlich nur ein Beispiel, das die Berechnung des Fredus erläutern soll. Die gegenteilige Annahme ist schon deshalb unmöglich, weil Lähmung im Gegensatz zu Totschlag auch den Vollverlust des Gliedes umfaßt, der mit dem halben Wergeld gebüßt wurde. Damit fällt die Schlußfolgerung von His. Als Gegengrund ist gerade die Buße von 15 Mark zu nennen, die sich in der Rechtshandschrift von 1327 für denselben Tatbestand findet und demnach auf dasselbe Wergeld von 40 Geldmark schließen läßt.

Ganz analog steht die Beweislage bei dem angeblichen Wergeld von 30 Mark. Der Verf. beruft sich einzig und allein darauf, daß (nach Rq. S. 123, 29) bei den 5 schwersten Delikten, darunter Notzucht und Totschlag, die Lösung des Missetäters 30 volle Mark erfordert und identifiziert wiederum die Halslösung und die Totschlagsbuße. Wie unberechtigt dies ist, ergibt die Stelle selbst. Denn 30 volle Mark sind nach der Rüstringer Relation in Geldmark umgerechnet genau 12 Geldmark, also derjenige Betrag, der uns auch sonst als Hauptlösung neben dem Wergeld von 40 Geldmark begegnet.

Demnach finden wir in den Rüstringer Quellen in chronologischer Reihenfolge folgende Belege für die Hauptlösung und Totschlagsbuße:

Quelle	Hauptlösung	Totschlagsbuße
a) Küren und Landrechte	12 Geldmark	Vacat
b) Allgemeine Bußtaxen	Vacat	40 Geldmark
c) Rüstringer Taxen	12 Geldmark	40 „
d) „ Satzungen	12 „	Vacat
e) Rechtshandschrift von 1327		
(älterer Teil)	12 „	40 Geldmark
„ (jüngerer Teil)	theils abgeändert, theils 12 Mark (S. 544. 26., „fach“)	40 „
f) Rüstringer Küren, neue und alte	Vacat	40 „

Diese Zusammenstellung ergibt meines Erachtens mit Sicherheit, daß die Hauptlösung von 12 Geldmark und die Totschlagsbuße von 40 Geldmark zusammen gehören und daß das Rüstringer Recht in Bezug auf diese beiden Grundpfeiler des Bußsystems eine völlige Continuität aufweist. Daraus folgt aber weiter, daß schon die Küren und Landrechte von dem Wergeld von 40 Geldmark ausgehen und diese beiden Zahlen für ganz Friesland östlich und westlich der Lauwers eine gemeinsame Grundlage bilden. Dieser Schluß wird durch die übrigen partikulären Quellen dieses Gebiets vollauf bestätigt.

c) Das Wergeld des westerlauwerschen Frieslands.

Für das westerlauwersche Friesland haben wir als älteste Quellenschicht das Schulzenrecht, dann folgt wahrscheinlich eine Sühneformel nicht genau bestimmten Alters. Daran schließen sich eine große Zahl von Bußtaxen, die jedenfalls vor 1276 bestanden haben. Weitere Nachrichten über Wergelder stammen von 1276 und 1292. Endlich finden sich eingehende Angaben in dem Münztraktate, der dem 14. Jahrhundert angehört. Von der Münzrechnung ist namentlich die Pfundrechnung wichtig. Der Münztraktat stellt als Regel in den Vordergrund das Pfund zu 7 Groschen, das auf ein altes Pfund zu 7 Schillingen zurückgeht. Daneben werden zwei 20teilige Pfunde erwähnt, die als kölnische Pfunde dem friesischen gegenüber

gestellt werden. Das große kölnische Pfund zerfällt in 20 Schillinge zu 6 Groschen, das kleine in 20 Groschen. Das erste dient zur Deutung derjenigen Zahlen der älteren Quellen, die unverändert gebraucht wurden; das kleine Pfund findet sich in denjenigen Bußzahlen, welche in die Currantmünze umgerechnet waren oder als simpla in Vervielfachung gezahlt werden sollten.

Der Verf. konstatiert nun die nachfolgenden Wergelder: 1) für die Zeit der Küren und Landrechte 29 Unzen (2 ℥ 5 Unzen), 2) für das Schulzenrecht $15\frac{1}{3}$ Pfund, 3) für die Sühneformel und die Staverner Handfeste von 1292 $16\frac{1}{2}$ Mark, 4) für den Rechtsvertrag von 1276 17 Mark. Von den Wergeldern des Münztraktats hat der Verf. nur eins als Umrechnung aus dem Betrag von $16\frac{1}{3}$ Mark erkannt. Von den andern berichtet er nur die Zahlen.

In Wirklichkeit beruhen alle diese Zahlen auf dem Wergelde des Schulzenrechts von $15\frac{1}{3}$ Pfund. Allerdings ist zu der Umrechnung in andre Münzen noch ein Umstand hinzugetreten: In einem Teil des Landes ist die Magsühne in Wegfall gekommen.

Die Zahl $15\frac{1}{3}$ Pfund findet sich nicht nur in dem Schulzenrechte sondern auch in den so viel jüngeren Ostergoer Bußtaxen¹⁾, allerdings bezogen auf Groschenpfunde und mit einem Zusatz: ›Eines Mannes (Menschen) rechtes Geld sind 4 Unzen und 15 Pfund (das ℥ ist 20 Groschen) und 7 Groschen $\frac{1}{3}$ Pfennig weniger, einfach. Ein Todtgeld (daedjeld) 29 Unzen d. i. $46\frac{1}{3}$ Groschen, einfach und angebracht‹. Diese Stelle ist es, die His Gelegenheit gegeben hat, das angebliche Wergeld der Küren und Landrechte von 12 Mark westlich der Lauwers wieder zu finden. Er schließt aus der Bezeichnung ›Todtgeld‹, daß die Summe von 29 Unzen früher als volles Wergeld fungierte. Durch Umrechnung in Schillinge und Abrundung ergeben die 29 Unzen 48 Schillinge, also denjenigen Betrag, den His für den Wert der Zwölfmarkbuße in den Küren hält. Indessen die Uebereinstimmung ist nur Schein. Oben wurde nachgewiesen, daß die Zwölfmarkbuße der Küren weder Wergeld gewesen noch je den Wert von 48 Schillingen gehabt hat. Somit bleibt als Stütze für die Hypothese von His nur der eine Umstand, daß eine Buße, welche zur Zeit ihrer Erwähnung mehr als 6 mal so klein ist, als die zu der Zeit geltende, Jahrhunderte alte, Wergeldzahl, in Gegenüberstellung zu dem rechten Geld eines Menschen als Todtgeld bezeichnet wird. Wiederum ist zu betonen, daß die Bezeichnung allein auch wenn sie sonst nicht erklärbar wäre, den Beweis als Funktion,

1) Vgl. Rq. S. 446 § 18 (Bußen von Verwerdera- und Dongeradel im Ostergo) Rq. S. 455 § 19 (Bußen von Leewerderadel im Ostergo) und den Zusatz Rq. S. 473 Anm. 7 a. E.

als volles Wergeld nicht erbringen kann. Sie kann dies in diesem Falle um so weniger, als sie sehr wohl erklärbar und es positiv wahrscheinlich ist, daß wir in dem Tötungsgeld nichts anderes zu sehen haben als das westerlauwersche Embryonenwergeld. Denn daddel bedeutet Tötung schlechthin. Als Gegensatz zu der Tötung eines Menschen kann gedacht werden die Tötung eines Tieres oder die Tötung eines Embryo. Die erste Möglichkeit wird dadurch ausgeschlossen, daß die Tierbuße je nach der Art verschieden war. Somit bleibt der Embryo. Zu seinen Gunsten spricht auch eine andre Stelle, an welcher daddel allein ohne jeden Zusatz auf die Embryotötung geht. (Vgl. oben S. 856). Dafür spricht ferner, daß die Höhe des Tötungsgeldes den Anforderungen entspricht, die an das westerlauwersche Embryonenwergeld zu stellen sind. Oben (S. 857) wurde ausgeführt, daß westlich der Lauwers das Embryonenwergeld etwas weniger als $\frac{1}{6}$ des vollen Wergelds betragen haben muß. Demnach muß einer Wergeldzahl von $15\frac{1}{3}$ Pfund ein Embryonenwergeld von etwas weniger als 32 Unzen entsprochen haben. Diesem Postulate genügen die 29 Unzen der Quellenstelle. Sie überliefert uns daher keine Nachricht über das Wergeld der Küren und Landrechte. Ein solches Wergeld hat westlich der Lauwers überhaupt nicht existiert, weil die erwähnten Quellen östlich der Lauwers entstanden und nur durch Reception ihrer positiven Bestimmungen eine partielle Geltung westlich der Lauwers erhalten haben. Immerhin sind die besprochenen Stellen von Bedeutung für die Geschichte der Wergelder. Sie gehören dem Ostergo an und beweisen daher, daß derselbe Wergeldbetrag von $15\frac{1}{3}$ Pfund, der uns im Schulzenrechte zunächst für das Westergo bezeugt ist, auch im Ostergo gegolten hat, so daß wir im 11. Jahrhundert westlich der Lauwers ebenso ein einheitliches Wergeld haben wie östlich der Lauwers in dem Wergeld von 40 Geldmark. Im 11. Jahrhundert war die Spaltung noch nicht weitergehend als sie schon in der Lex Frisionum hervortritt.

Der Betrag von $15\frac{1}{3}$ Pfund bildet auch die Grundlage der späteren Beträge. Der Zusammenhang ist zunächst unmittelbar gegeben mit den Angaben der Sühneformel. His hat ihn allerdings verkannt und zwar deshalb, weil er die verschiedenen Bestandteile des Wergelds, welche in der Sühneformel aufgeführt werden (vgl. Rq. S. 410 ff.) unrichtig deutet. Nach dem Schulzenrechte wie nach allen älteren Nachrichten wird der Gesamtbetrag teils an die Erben teils an die Magen bezahlt. Der Erbe bekommt die Erbsühne der Lex Frisionum in Höhe von 8 Pfund 10 Unzen $13\frac{1}{3}$ Pfennig und außerdem einen der lex Frisionum nicht bekannten Zuschlag von 2 ℥ , somit im ganzen 10 ℥ 10 Unzen $13\frac{1}{3}$ Pfennig (oder $10\frac{8}{9}$ ℥ zu 20 Schillingen).

Die Magsühne, friesisch *mentel*, beträgt wie in der *Lex Frisionum* die Hälfte der Erbsühne und deshalb in der Rechnung des Schulzenrechts 4 ℔ 5 Unzen $6\frac{2}{3}$ Pfennig (oder $4\frac{4}{9}$ ℔ zu 20 Schillingen). Auch nach der Sühneformel wird ein Betrag an den Erben gezahlt, nämlich $16\frac{1}{2}$ Mark zu $13\frac{1}{3}$ kölnischen Pfennigen und ein anderer Betrag an die Magen, nämlich ein Betrag von 12 Pfund, deren Münzwert nicht angegeben und daher erst zu ermitteln ist. Dieser zweite Betrag wird auch als *mentel* bezeichnet¹⁾. Es dürfte nun klar sein, daß eine Vergleichung der beiden Angaben nur in der Weise zulässig ist, daß man die jeweiligen Erben- und Magenanteile einander gegenüber stellt. His verfährt anders. Er vergleicht die 12 ℔ , welche nach der Sühneformel die Magen erhalten, mit den 2 Pfunden Zuschlag, welche nach dem Schulzenrechte der Erbe bekommt²⁾ und andererseits den Erbenanteil der Sühneformel von $16\frac{1}{2}$ Mark mit der Gesamtsumme des Schulzenrechts von $15\frac{1}{3}$ Pfund³⁾. Dann stimmen die Zahlen natürlich nicht. Geht man aber richtig vor, so ergibt sich, daß einfach eine Umrechnung vorliegt mit nur geringfügiger Abrundung. Der Erbenanteil von $16\frac{1}{2}$ Mark zu $13\frac{1}{3}$ Schillingen ergibt nämlich in Pfund zu 20 Schillingen umgerechnet genau 11 Pfund, dem im Schulzenrecht ein Erbanteil von $10\frac{8}{9}$ Pfund gegenübersteht, so daß die Differenz eine geringfügige ist. Die 12 ℔ der Magsühne können nur als 7teilige Pfund aufgefaßt werden und ergeben dann in Pfunden zu 20 Schillingen umgerechnet $4\frac{1}{5}$ ℔ , denen im Schulzenrechte eine Magsühne von $4\frac{4}{9}$ solcher Pfunde gegenübersteht. Auch hier ist die Differenz eine minimale. Die Gesamtsumme von $15\frac{1}{3}$ ℔ ist auf $15\frac{1}{5}$ ℔ herabgemindert. Der Erbenanteil von $16\frac{1}{2}$ Mark ist nun in der von His hervorgehobenen Wergeldzahl von 17 Mark anderer Quellen wieder zu finden.

Als weitere Etappe treten uns die Wergelder des Münztraktats entgegen (Rq. S. 386 § 8 ff.). Es sind das 5 verschiedene Ziffern, von denen aber 4 mit Sicherheit auf das Wergeld von $15\frac{1}{3}$ ℔ zurückgehen, während für die 5. Zahl dieser Zusammenhang mindestens wahrscheinlich ist.

1) Die erste Ziffer findet sich in *Woldenseradel* bei den Hemmen und in den ›fünf Delen‹. Die Ziffer beträgt 22 Mark à 10 Schillinge = 11 Pfund zu 20 Schillingen, sie ist somit identisch mit dem Erbenteil der Sühneformel. Wir haben das alte Wergeld nach Abzug der Magsühne.

1) Er wird zuerst angeboten und dann den Magen gesichert (*bisettane*) vgl. His S. 366.

2) Vgl. S. 262.

3) S. 230.

2) u. 3) Höhere Ziffern zeigen die Wergelder im Wimbritzeradel einerseits und im Ostergo andererseits. Die Ziffern sind 30 Mark à 10 Schillinge und 27 Mark à 12 Schillinge, somit 300 Schillinge und 324 Schillinge, in Pfunden 15 Pfund und 16 Pfund. Wir haben das volle alte Wergeld von $15\frac{1}{3}$ £ vor uns mit Abrundung nach unten und nach oben.

4) Für die erwähnten Dele, vielleicht auch nur für den Ostergo, wird ein übereinstimmendes »kleines Wergeld« angegeben, das in Schillingen 108 Schillinge beträgt. Auch diese Zahl geht auf das alte Wergeld von $15\frac{1}{3}$ Pfund zurück. Das kleine Wergeld ist die alte Zahl bezogen auf kleine Pfunde zu 7 Schillinge. Denn $15\frac{1}{3} \times 7$ sch. ist genau $108\frac{1}{3}$ sch. Vgl. Gemeinfreie S. 221. Auch diese Angabe beweist die Geltung der alten Wergeldzahl im Ostergo.

5) Für Bornadel wird ein besonders kleines Wergeld angegeben. Es beträgt 15 Mark, in Umrechnung $7\frac{1}{2}$ kölnische Pfund, also genau die Hälfte des in Wimbritzeradel auf 15 Pfund abgerundeten alten Betrags. Bornadel ist ein Grenzgebiet und in den benachbarten Distrikten hat die Magsühne die Hälfte des Wergelds betragen. Ich vermute, daß die gleiche Berechnung auch in Bornadele gebräuchlich war und deshalb der Wegfall der Magsühne den Gesamtbetrag nicht wie in den fünf Delen um $\frac{1}{3}$ sondern um die Hälfte erniedrigt hat.

Das Schulzenrecht giebt, wie früher ausgeführt¹⁾, für Erb- und Magsühne dieselben Beträge an wie die lex Frisionum. Der Münztraktat gehört frühestens der Mitte des 14. Jahrhunderts an. Die Zähigkeit der Wergeldüberlieferung tritt daher westlich der Lauwers nicht weniger eklatant hervor wie im Osten.

d) Verhältnis der Privatbußen zu den Friedensgeldern.

Hinsichtlich der Friedensgelder giebt His S. 240 ff. eine große Zahl von Einzelangaben²⁾, aber keine übersichtliche Entwicklung. Das Gesamturteil, das er über ihre Beziehung zu den Privatbußen fällt, ist irreführend. His sagt S. 249: »Das Größenverhältnis zwischen Friedensgeld und Buße hat sehr häufig gewechselt«. »Kleiner als die Buße ist das Friedensgeld z. B. in den Kuren von Hunsingo, in der westerlauwerschen Handfeste von 1398 und im Münztraktate. Die Rüstringer Bußtaxen und die Handfesten für Stavern setzen für Brüche und Bußen den gleichen Betrag fest. Ein Friedensgeld,

1) Gemeinfreie S. 224 ff.

2) Auf die Beurtheilung der Einzelangaben muß ich hier verzichten. Ich will nur bemerken, daß bei der Hauptlösung des westerlauwerschen Frieslands in ihrer Funktion als Friedensgeld die 8 Pfund zu 7 Schillingen gerechnet werden. Sie ist insofern nicht identisch mit der Erbsühne, so verlockend auch die Gleichstellung sein mag, die ich auch Jahre lang für richtig gehalten habe.

das größer ist als die Buße, kennen z. B. die Rüstringer Küren oder die Willküren der fünf Dele. Nach dem Brockmerbrief sind brekma und Bußen regelmäßig gleich, der ans Volk fallende fredus dagegen stets größer als die Buße. Mitunter schwankt das Verhältnis innerhalb derselben Quelle.

Tatsächlich ist die Unterscheidung der Quellengruppen verfehlt. Nicht nach den Quellen ist zu scheiden, sondern nach den Delikten. Die Friesen sind, wie His selbst annimmt, von festen Friedensgeldern ausgegangen. Damit ist aber gesagt, daß die Relation zu der Privatbuße bei den einzelnen Delikten eine verschiedene gewesen ist, sonst wäre ja der Fredus beweglich gewesen. Die Relation hat insofern gewechselt, aber nicht regellos. Vielmehr finden wir sowohl in den Volksrechten wie in den friesischen Quellen mit festem Fredus einen durchaus typischen Zug. Das große Friedensgeld ist erheblich niedriger als die Totschlagsbuße, dagegen ist das Friedensgeld bei den kleinsten Delikten größer als die Privatbuße. Dazwischen liegen die Mittelfälle. Der Rechtszustand welchen der Verf. als mitunter vorkommend bezeichnet, ist die ausnahmslose Regel in allen Rechtsgebieten und Zeiten.

Die gegenteilige Ansicht von His beruht auf folgenden Gründen.

Einmal auf der Isoliermethode. His vergleicht die einzelnen Quellen, nicht das Recht der einzelnen Gebiete. Nun behandeln einzelne dieser Quellen ausschließlich oder vorzugsweise schwere Delikte, andere wiederum leichtere. Dieser zufällige Umstand genügt His für die Klassifizierung. In den 3 Stellen, die er als Beleg für die Minorität des Fredus angiebt, fehlen die kleinen Delikte. Von den 4 Quellen, die er Anm. 9 für das Uebergewicht des Friedensgeldes anführt, behandeln 3 nur kleine Delikte. Das gleiche gilt von den beiden letzten Anm. 8 für die Gleichheit angeführten Stellen.

Zweitens hat His das Material in diesem Fall nicht genügend gesammelt. Er hat nur einen Teil der Quellen auf diese Frage hin durchgesehen und diesen Teil nicht genau. Denn neben den §§ 8—9 Rq. S. 302, die His für die Gleichheit anführt und welche kleinere Delikte behandeln, steht, in derselben Quelle der von His nicht angeführte § 14, welcher das Wergeld auf 32 Mark englisch und das große Friedensgeld auf 8 Mark englisch, also auf $\frac{1}{4}$ festsetzt. Auf derselben Grundlage beruht die Behauptung, daß nach dem wichtigen Brockmerbrief der fredus »stets größer« sei »als die Buße«. Denn § 106 Rq. S. 166 fügt zu der Frauenbuße hinzu einmal »und dem Volke $\frac{1}{2}$ so viel« und das zweite mal »und der fredus halb so groß«. Nur bei den kleinen Delikten ist das Verhältnis ein anderes.

Drittens scheint His die oben (S. 867) angeführte Rüstringer

Fredusstelle mißverstanden zu haben. Er citiert für die Gleichheit von fredus und Buße »Rüstringer Bußen bei Lähmde Rq. S. 123«. Die Stelle sagt aber nur, daß der Gliederfredus sich zum Totschlagfredus verhält wie die Gliederbuße zur Totschlagbuße. Hier hat die Gleichheit der Abstufung mit der Gleichheit der Ziffer verwechselt.

Viertens beruht das Urteil auch auf unrichtiger Deutung der Münzwerte. Bei den Rüstringer Quellen und bei den Willküren der 5 Dele vergleicht H. ohne weiteres die Zahlen, ohne zu untersuchen, ob sie auf dieselbe Mark-, beziehungsweise Pfundarten gehen. In der Tat ist dies zu verneinen. In den älteren Rüstringer Quellen beträgt das hohe Friedensgeld 12 Geldmark (vgl. oben S. 868), das Friedensgeld bei Gliederverlust demnach 6 Geldmark gegenüber dem Wergeld von 40 Geldmark¹⁾. Die jüngeren Rüstringer Quellen zeigen bei denselben Delikten und bei demselben Wergeld Friedensgelder von 100 bzw. 60 Mark. H. sieht in der Hundertmarkbuße die Wirkung eines verloren gegangenen Landfriedens. Aber diese Erklärung wird ausgeschlossen durch das Fehlen jeder Erhöhung bei den Privatbußen²⁾, durch die Erstreckung auf Delikte, die den Landfrieden gar nicht berühren³⁾, durch die Concurrenz scheinbarer niedrigerer Beträge⁴⁾ und durch den Inhalt der Einführungsnorm, von der uns ein Bruchstück erhalten ist, und die nur das System der Berechnung bei den Friedensgelder umändert (§ 48 Rq. S. 542). In der Tat tritt die Hundertmarkbuße als Totschlagsfredus in allen Gebieten des Ostens auf, in denen dieser Fredus früher 12 Geldmark betrug. Aber die Hundertmarkbuße wird nirgends in Geldmark berechnet, sondern stets in der kleinsten Mark. In Rüstringen ist sie auf Reilmark zu beziehen. Da eine Geldmark 10 Reilmark beträgt, so ergeben 12 beziehungsweise 6 Geldmark, genau 120 (abgerundet 100) beziehungsweise 60 Reilmark, so daß die Umrechnung sehr deutlich hervortritt. Ebenso läßt sich für die Willküren der 5 Dele nachweisen, daß die Friedensgelder in 7teiligen und die Privatbußen in 20teiligen Pfunden berechnet wurden.

Bei richtiger Würdigung des Quellenmaterials findet sich kein einziges Gebiet, in dem der Totschlagfredus soviel oder gar mehr betragen hat als die Totschlagbuße. Die Relation ist in den alten Quellenschichten des ganzen Ostens 12:40, für den Westen ergibt

1) Vgl. auch Rq.S. 123 § 11.

2) Vgl. z. B. oben S. 868 und Rq. S. 543 § 56.

3) Vgl. z. B. die Buße für Bigamie Rq. S. 116. Kure 8. S. 543 § 53.

4) Vgl. z. B. das Auftauchen der alten Buße von 12 Mark als Hauptlösung Rq. S. 514 Z. 26, der Buße von 8 Mark (Gewichtsmark Silber) a. a. O. § 61 und Rq. S. 116, Kure 13.

sich für das volle Wergeld von $15\frac{1}{3}$ ƒ und den Fredus von 80 ƒ nach den Angaben des Münzvertrags berechnet die Relation 7:23. Bringt man die beiden Relationen auf einen Nenner, so tritt eine ganz auffallende Uebereinstimmung hervor. Wir haben dann $\frac{69}{230}$ und $\frac{70}{230}$. Die spätere Entwicklung hat durch Umrechnung und Abrundung die Relation geändert. Im westerlauwerschen Friesland ist dies auch durch den Wegfall der Magsühne geschehen. Aber von einem regellosen Schwanken ist nicht die Rede.

Die Fehlgriffe des Verfassers beeinflussen einander. Hätte His die Beständigkeit erkannt, welche in dem Verhältnis von Friedens- und Wergeld obwaltet, so würde er wahrscheinlich nicht das Friedensgeld der Küren und Landrechte und der Rüstringer Quellen für Wergelder verschiedener Höhe gehalten haben.

e) Beziehungen zur *lex Frisionum*.

Die soeben nachgewiesene Constanz der Wergelder und Bußrelationen seit dem 11. Jahrhundert muß die Frage nahe legen, ob sich nicht eine Beziehung zu den Bußzahlen der *lex Frisionum* finden läßt. Denn als umgestaltenden Faktor haben wir nur die Aenderung der Münzen festgestellt. Der mögliche Einfluß dieser Veränderung ist aber für die Zeit vor dem 11. Jahrhundert leichter zu übersehen als für die spätere Zeit.

Für die Wergelder selbst glaube ich den Zusammenhang der späteren allgemeinen Wergelder mit den Edelingswergeldern der *lex Frisionum* in meinen früheren Arbeiten¹⁾ vollkommen sicher nachgewiesen zu haben. In Mittelfriesland stimmt das karolingische Wergeld des Nobilis bis auf den Pfennig überein mit Erb- und Magsühne im Schulzenrecht. Nur der Zuschlag von 2 Pfund ist neu hinzugekommen, wie seine Stellung beweist. Auch in Ostfriesland hat lediglich eine Vermehrung um dieselbe Summe stattgefunden. Wenn wir von ihr absehen, so liegt nur eine ganz geringfügige Abrundung vor. Der oben geführte Nachweis, daß die bei der Vergleichung benutzten nachkarolingischen Beträge allgemein und dauernd gegolten haben, verstärkt nun den Werth der zahlenmäßigen Uebereinstimmung für die Standeskontroverse. Namentlich handelt es sich auch bei dem Wergelde des Schulzenrechts nicht um eine isolierte Notiz, welche allenfalls aus einer Zeit ständisch differenzierter Wergelder stammend, zufällig nur das Wergeld des Edelings erhalten haben könnte. Vielmehr ist das karolingische Wergeld des nobilis in den späteren Quellen das einzige Wergeld Mittelfrieslands; es ist das-

1) Vgl. Ger. Verf. S. 262 ff. und Gemeinfreie S. 223—233.

2) Gemeinfreie 228, 9 und S. 231 ff.

jenige Wergeld, das für die ganze Bevölkerung theilen anerkannt war und allein die Grundentwicklung geworden ist.

Auch auf andre Zusammenhänge, welche Continuität unterstützen, habe ich bereits früh Hinweis will ich noch in einzelnen Punkten

Hinsichtlich der Friedensgelder sind die karolingischen Beträge für den Totschlagfredus festen Gliederfredus (12 solid) überliefert. schlagfredus zur Privatbuße hat nun allerdings erfahren. Sie beträgt nach der lex Frisionum Quellen westlich der Lauwers aber 7 : 23, in den gleichen Nenner 69 : 184 und 56 : 184. aber in der Hauptsache auf den Zuschlag von den das Wergeld erhöht worden ist. Sieht man ab, so ist die Abweichung eine geringfügige, verhalten sich dann wie 3/8 und 7/20 oder geringfügige Abweichung läßt sich ohne Widerspruch in der späteren Zeit das Friedensgeld nicht ausdrückt wurde als das Wergeld. Die Vergleichung erhellt jedenfalls daraus, daß die Relation und Gliederfredus völlig unverändert geblieben beträgt nach der lex Frisionum $30 : 12 = 5 : 2$ oder fünf Dele $70 : 32 = 5 : 2$, also ganz genaue Zusammenhang ist also ganz sicher. Die Bußen sind nicht frei und willkürlich erfunden, sondern sind aus den karolingischen entstanden.

Durch den Zusammenhang mit der lex Frisionum des bei ihrer Aufzeichnung bestehenden Sonderfriedens ferner die oben erwähnte Bezeichnung der Friedensgelder und die Verschiedenheit ihrer Höhe in der Sonderfrieden hatte nicht nur eine Vergrößerung der Bußen, sondern auch eine Erhöhung der Friedensgelder zur Folge. Bei der Wiederaufnahme auch die Friedensgelder und die nicht durch den Sonderfrieden erniedrigt. Nun läßt die lex Frisionum die Notzucht drei einfache Wergelder bezahlen, an die Frau und eins an den tutor. Die Buße wegen Wegfall des Sonderfriedens auf ungefähr 1/2 des tutor wird später nicht mehr erwähnt. In einzelnen Gebieten weggefallen, in andern Gebieten geschlagen worden. Nur dadurch erklärt es sich

$\frac{1}{3}$, bald $\frac{2}{3}$ des effektiven Wergelds beträgt und trotzdem überall als Wergeld bezeichnet wird. Die Bezeichnung ist historisch zu erklären. Die Buße betrug zur Zeit der *lex Frisionum* tatsächlich ein Wergeld, allerdings zu einer Zeit, in der die Totschlagsbuße verdreifacht war. Die Bezeichnung hat sich erhalten auch nachdem durch Aufhebung des Sonderfriedens ihre Berechtigung geschwunden war. In analoger Weise erklärt sich zum Theil die Hauptlösung.

Mit der Aufhebung des Sonderfriedens kann vielleicht auch der spätere Wert des Königsbanns zusammenhängen. Nach der *lex Frisionum* beträgt der Königsbann wie überall im karolingischen Reiche 60 Kleinschillinge oder 3 karolingische Pfund¹⁾. Die späteren Quellen des Ostens, insbesondere Küren und Landrechte, kennen einen Königsbann von gleichfalls 3 Pfund (einschließlich des Schulzenanteils), während im westerlauwerschen Friesland der Königsbann 2 Pfund beträgt, zu dem 2 Schillinge Schulzenbann hinzutreten. Aber diese Pfunde sind keine karolingischen Pfunde, sondern Pfunde zu 7 Schillingen. Der Königsbann ist somit in den späteren Quellen herabgesetzt. In der Gerichtsverfassung²⁾ hatte ich diese Bannreduktion mit der Reception der Küren und Landrechte in Verbindung gebracht. Dagegen ist einzuwenden, daß sich die Reduktion auch im westerlauwerschen Schulzenrechte findet, obgleich diese Quelle von den Küren und Landrechten unabhängig ist. In der That bietet sich eine andere Erklärung. Die Aufhebung des Sonderfriedens mußte bei den zur Zeit seiner Geltung einfach ausgedrückten Buße eine Herabsetzung herbeiführen. Beim Königsbann ist dies ebenso eingetreten wie bei der Frauenbuße. Nun ist freilich in den beiden großen Gebieten die Herabsetzung nach einem verschiedenen Maßstabe erfolgt, aber mit einem auffallenden Ergebnisse, nämlich mit dem Resultat einer übereinstimmenden Relation zu dem karolingischen Edelingswergelde. Wenn wir, wie dies unbedingt geboten ist, den Schillingen des 7teiligen Pfundes agrippinische Denare substituieren, so verhält sich der reducierte Königsbann zu dem Wergeld in Mittelfriesland wie 1 : 15, im Osten wie 1 : $15\frac{5}{21}$. Es hat somit den Anschein, als ob bei diesen Reduktionen ein annähernd gleiches Verhältnis zu dem Wergelde angestrebt worden ist. Das Gewicht dieser Beobachtung wird dadurch verstärkt, daß bei den späteren Friedensgeldern eine ebensolche Uebereinstimmung hervortritt. Sie verhalten sich zu den entsprechenden Wergeldern in Mittelfriesland wie 1 : $3\frac{6}{21}$ in Ostfriesland wie 1 : $3\frac{7}{21}$.

1) Vgl. *lex Fris.* Tit. XIV. § 7.

2) Vgl. S. 279 Anm. 106.

Diese Beziehungen, die sich noch vermehren lassen, zeigen meines Erachtens deutlich, daß überhaupt ein geschichtlicher Zusammenhang zwischen den karolingischen Bußen und den späteren besteht und die genaue Uebereinstimmung der Wergeldzahlen schlechterdings kein Zufall ist. Sie zeigen zugleich, daß nur die Wergelder der nobiles, nicht die der liberi der späteren Entwicklung einheitlicher Beträge zu Grunde liegen. Es ist zu bedauern, daß His die Existenz dieser Beziehungen verkannt hat. Ihre nähere Erforschung ist nicht bloß für das Strafrecht von Bedeutung, sondern auch für andere Gebiete, insbesondere für die Geschichte der Stände und des Prozeßrechts.

Das Gesamturteil über die Arbeit von His möchte ich wie folgt formulieren: His hat sich durch fleißige Sammlung des Materials und zahlreiche scharfsinnige Erörterungen ein erhebliches Verdienst erworben; aber bei einer größeren Zahl von Fragen hat er fehlgegriffen infolge mangelnder Vorsicht und infolge der Verkennung der allgemeinen Züge der Bußentwicklung. Leider werden in der Darstellung unmittelbare Quellenreferate und eigene Hypothesen nicht immer unterschieden, deshalb dürfen die Einzelergebnisse nicht ohne Nachprüfung als Grundlage für weitere Forschungen verwertet werden.

Tübingen.

Philipp Heck.

Cabaton, Antoine, *Nouvelles recherches sur les Chams*. (Publications de l'École Française d'Extrême-Orient vol. II). Paris, Leroux, 1901 215 S.

Seit in den Jahren 1888 und 1889 meine Besprechungen von *Landes*, *Contes tjames* und *Contes et légendes annamites* in den Göttinger gelehrten Anzeigen erschienen, ist man in dem Teile der französischen Gelehrtenwelt, dem diese Gebiete am nächsten liegen, nicht müßig gewesen in der Erforschung der französischen Besitzungen Hinterindiens, ihrer Bewohner und ihrer Sprachen, und so ist denn auch das einst so mächtige, jetzt nur noch spärlich vertretene Tscham-Volk nicht leer dabei ausgegangen. Zwar hat das Leben *Landes*, mit dessen vielversprechenden Arbeiten ich damals zu thun hatte, bei einer Seereise ein vorzeitiges Ende gefunden, und *Bergaigne* fehlt schon seit einer Reihe von Jahren in der Reihe der älteren Mitforscher, indessen setzte damals der zur Zeit mehr mit Kambodscha beschäftigte *Aymonier* zunächst seine Forschungen über Sprache, Geschichte, Sagen und Denkmäler der Tscham fort, und

später schrieben Lunel de la Jonquière und Cabatons Lehrer L. Finot über die Denkmäler und die Religion dieses merkwürdigen Volkes. Auch von Cabaton selber ist bereits in den Sitzungs-Berichten der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres im vorigen Jahre ein Bericht über die Litteraturen Kambodschas und der Tscham erschienen. (In der »Bibliographie« S. 185—193 des vorliegenden Werkes fehlt: Niemann, Bijdrage tot de kennis der verhouding van het Tjam tot de Talen van Indonesie). — Cabatons Werk fesselt das Auge sofort durch seine äußere Ausstattung, Abbildungen von Stätten und Geräten des Gottesdienstes, Priestern und Männern, Frauen und Kindern des Volkes, durch Auszüge aus Büchern in verschiedenen Schriftarten u. s. w. Was das ansprechende, schon an sich lehrreiche Äußere verspricht, wird durch die sorgfältige Beschreibung erfüllt, der, soweit es den Gottesdienst anlangt, mehr oder weniger die eigenen Worte der Beteiligten zu Grunde liegen. Die wenigen Ueberbleibsel der Tscham in Annam (Binh-Thuan), Nieder-Kotschin-China, Kambodscha und Siam sind (vgl. S. 1—13) in einem solchen Zustande des Verfalles, daß trotz aller Anstrengungen ihr baldiges Verschwinden in Aussicht steht. Sprache, Leibesbildung, Sagen und Denkmäler sollen nach unserm Verfasser darauf hinweisen, daß die Tscham aus Java herübergekommene Malaien wären, die vorher Bildung, Künste und ihre ursprüngliche Gottesverehrung aus Vorderindien erhalten hätten. Diesem Satze wird jedoch sofort eine wichtige Beleuchtung zu Teil durch die nachfolgenden Bemerkungen aus Finots Rapport à Monsieur le Gouverneur général sur les travaux de la Mission archéologique d'Indo-Chine pendant l'année 1899, wonach es unrichtig sein würde, die jetzt von den Tscham bewohnten Gebiete mit denjenigen zu verwechseln, die ihre Vorfahren ursprünglich bei ihrer Einwanderung in Besitz genommen hätten, während sich doch auf beiden Seiten der Bergkette Annams zahlreiche Bevölkerungen befänden, die Tscham sein könnten, jedenfalls aber starke Spuren ihres Einflusses aufwiesen. Wie mir scheint, ist aber gerade der Umstand, daß die malaiischen Einflüsse in demselben Maße abnehmen, wie man weiter ins Innere dringt (von den Trao-Lai zu den eigentlichen Trao und weiter zu den Bahnar u. s. w.), ein Hinweis darauf, daß hier ein ursprünglich mon-annamischer Grundstock malaiischer Beimischung hat weichen müssen, wie z. B. zwischen Berbern und Arabern ähnliche Verhältnisse obwalten. — Die Tscham teilen sich in Muslims und Siva-Anhänger. Hinsichtlich des Islams wird ein großer Unterschied gemacht zwischen den von Malaien umgebenen Tscham in Kambodscha, unter denen es nicht an Mekka-Wallfahrern fehlt, und den bani (açalam d. h. bani' l'islâm »Söhne des Islam«) in

Annam. Von letzteren sagt der Verf.: »L'islamisme (chîite?) que professent en Annam les Chams banis, sans contact avec leurs coreligionnaires, est rempli de pratiques païennes«. Hinsichtlich dieser heidnischen Auswüchse kann freilich wohl nicht von der Schi'ah der Perser, wohl aber von solchen Abzweigungen die Rede sein, welche die Menschenvergötterung lehren und auch sonst nicht allzu streng an den Satzungen des Islams festhalten, wie ihre Vermengung des Siva und der Durgâ mit Adam und Eva zeigt. Diese Vertrautheit mit den Gebräuchen der sie umgebenden Heiden kann schwerlich von Anfang an bestanden haben, da letztere ihren Namen kaphir (ar. kâfir »Ungläubiger«) von ihren äußerlich den Korân obenan stellenden, aber des Arabischen nunmehr unkundigen Stammgenossen erhalten. Die Siva-Anhänger nennen sich auch Dschât von dem Sanskritworte dschâti »Sippe«, »Abkunft«. Auch diese befolgen die gottesdienstlichen Gebräuche nur äußerlich ohne Kenntnis des Sanskrit. Sie sehn in den Hindu-Göttern der Denkmäler Abbilder alter Tscham-Könige. Auch sonst haben sich die Sitten anderer einheimischer Stämme mit den ihrigen vermischt. Dennoch ist der Zusammenhang mit Vorder-Indien unverkennbar, wie hinsichtlich des Linga-Dienstes und der Kuh Nandi, des heiligen Krautes kuça, welches hier als ralang (saccharum spicatum) erscheint, u. s. w. Der Verfasser will sein Werk nur als einen Versuch gelten lassen ohne Ansprüche auf die Lösung dunkler Streitfragen, übrigens aber bislang unveröffentlichte Belege von geschichtlicher Wichtigkeit bieten, die neues Licht auf die letzte Stufe der Umbildung im Gottesdienste eines untergehenden Volkes werfen. Einige Monate, die der Verfasser mitten unter den Tscham in Binh-Thuan zubrachte (S. 10), haben ihm genügt, sich die wichtigsten Gebete, Gesänge, Begräbnis-Gebräuche u. s. w. schriftlich mitteilen und an Ort und Stelle erläutern zu lassen. — Das Werk selber beginnt S. 15 mit den »Notices«, Aufzeichnungen, deren Gegenstand teils die Götter, teils die Geistlichen sind. Die erste Abteilung »Divinités masculines et divinités féminines« hat es nur mit auffallend wenigen männlichen Gottheiten zu thun, was in den Additions et corrections S. 209 in Beziehung auf den Pô Rame und Pô Klong Garai, — deren Namen schon aus den Veröffentlichungen Landes bekannt waren, — dahin erklärt wird, daß der Verfasser die Erzählungen der Priester treu hat wiedergeben wollen. Es hängt aber vielleicht mit der Hervorhebung des Siva zusammen, da an dieser Stelle (sonstige Gottheiten sind weiterhin vielfach erwähnt) außer diesem nur ein Pô Jâta¹⁾ als Aus-

1) j = dsch.

fluß seiner Gottheit ›qui émane du dieu précédent, dieu des régions célestes‹ und der dem Islam entnommenen Allāh als Pô Ovlaḥ aufgeführt werden. In dem mö des Namens des Siva Pô Yang Möh, Mö oder Amö erkennt der Verfasser das Mahā von Mahādeva, Yang ›Gott‹ ist einheimisch, Pô = ›Herr‹. (Amö bedeutet im Tscham ›Vater‹). Pô Dschāta heißt nach S. 19 Anm. 1 auch Pô Debatā Çvör oder Thvör (= devatā svarga), ist also vielleicht ein dem Siva unterstellter ehemaliger Indra. Die dritte männliche Hauptgottheit hat ihren Namen den muslimischen Stammgenossen zu verdanken; ob ein innerer Grund in dem Bestreben, eine Dreieinigkeit zu schaffen, vorlag, muß dahingestellt bleiben. So ist das Durcheinander groß genug, da der Pô Ovlaḥ, der übrigens, wie der Pô Yang Möh, die Fähigkeit, alle Gestalten anzunehmen, besitzen soll, von Pô Ovlaḥuk, dem Vater des nöbi Mahamat (vgl. Abdallāh und nabi Muḥammad) geschaffen sein und seinerseits den Pô Raçullak und den Pô Latila erschaffen haben soll. Wie der Verf. wohl richtig bemerkt, sind dieses lauter Verdrehungen des Glaubensbekenntnisses lâ ilāh(u)illā'llāh(a)muḥammad(un) rasūlu'llāh(i). Unter den weiblichen Gottheiten ragt zunächst nur eine hervor: Pô Inö Nögar oder vollständiger Pô Yang Inö Nögar Tahā (pô ›Herr, Herrinn‹, inö ›Mutter‹, nögar = sskr. nagara ›Stadt, Reich‹, yang ›Gottheit‹, tahā ›alt‹). Der Verf. faßt tahā als Verdrehung von Mahā auf und das Ganze als eine Wiedergabe von (nagara) Mahādevo, was also Alles der Durgā, Sivas Gemahlin, entspricht (vgl. auch Dschaganmātr). Auch ihr anderer Name Muk juk ›la dame noire‹ entspricht dem der Kālī (vgl. auch çyāmā). In Patao Kumēi ›Königin der Frauen‹ (Landes: patao, putao ›König‹, kumēi ›Frau, Mädchen) will der Verf. auch ein vorderindisches strīrājñī sehen. Von ihren 97 Gatten soll sie 38 Töchter haben. Ihr wird die Erschaffung des Reises und der Schutz des Ackerbaus zugeschrieben. Ihr Heiligtum besteht noch in Nha-Trang, ›dem Kauthara der Inschriften‹, wird aber nur noch von den Annamiten benutzt. Von den Töchtern der Göttin sind hier vier namhaft gemacht, denen besondere Heiligtümer geweiht sind: Pô Nögar Davā, Pô Bya Tikuh (Landes pô-byā ›Königin‹, Tikuh bedeutet ›Maus‹, weshalb der Verf. an Gaṇeça erinnert, zu dessen Inzeichen eine solche gehört), Tārā Nai Anaiḥ ›dame Tārā la Mineure‹ und Pô Sah Anaiḥ, auch Pô Nögar Gahlao genannt, Tochter des Pô Yang Möh, des 38. Gemahls der Göttin. Die übrigen Töchter sollen bösertige Gottheiten sein, denen man zu ihrer Beschwichtigung Opfer bringt. — Es folgen nun zwei Halbgöttinnen und zwar zuerst die Pajao Yang ›Pajao céleste‹. Der Verf. läßt hier das pajao unübersetzt. Das hinten angehängte Ver-

zeichnis giebt jedoch S. 204 eine Uebersetzung dafür, nämlich ›prêtresse‹; es verweist für Pajao Yang nur auf S. 18, für pajao aber auf die Seiten 24, 28, 29, 40; S. 28 heißt es: ›la pajao (pron: pa-diao) est une prêtresse astreinte au célibat, qui existe non seulement chez les Chams, mais chez plusieurs peuplades de l'Indo-Chine. Hierzu gehört eine lange Anmerkung aus Dourisboure ›les sauvages Ba-Hnar‹ (Anhang. Brief von Combes), welches Werk 1894 schon in dritter Auflage erschienen ist. Der Name der betreffenden Wahrsagerin bei den Bahnar ist Beiao. In dem ›dictionnaire Bahnar-Français‹ von demselben Verfasser (Hongkong 1889) findet man unter böjâu die Bedeutungen: ›deviner, devin, devineresse, pythouisse (C'est le plus souvent une femme qui fait ce métier)‹. Schon S. 10 war davon die Rede, daß drei Arten von Priesterinnen der Tscham, worunter die pajao, sich bei den Bahnar und den Sedang wiederfinden (s. Anmerkung 2. aus Dourisboures genanntem Werke, deren Worte augenscheinlich von diesem selber abstammen). Mir scheint, daß die geheimnisvolle Art, wie eine neue künftige pajao unter Verückung der Alten geweiht wird an dem Feste yang tran pvôc¹⁾ ›prier la divinité de se révéler‹ (eigentlich wohl ›die Gottheit steigt hernieder zu reden‹) und andere Züge, wie das Opfer, das der Pajao Yang gebracht wird, auf einen engen Zusammenhang hindeuten, da auch die Pajao Yang eine nach dem Monde entrückte Sterbliche gewesen sein soll (s. 19 f.). Dieser Gottheit werden nur Boden-erzeugnisse, Reis und Früchte u. s. w. und zwar am ersten Tage des abnehmenden Mondes dargebracht. Nach den Erzählungen der Priester lebte sie früher auf Erden und weckte die Todten auf, wofür der Pô Jātā als Himmels-gott sie lebendig in den Mond versetzt hätte, wo man bei Vollmond noch ihr Antlitz sehn soll. Die Mondfinsternisse sollen dadurch entstehn, daß die Sonne vor dem Monde vorbeigehe, während die Sonnenfinsternisse als Huldigung des Sonnengottes Pô Adityak (sskr. Āditya) für den Pô Jātā dargestellt werden. Die Pajao Yang soll sich vor dem Pô Aditjak anbetend niederwerfen, was wieder die Finsternis hervorbringen soll. Sie soll eine dreißigjährige Frau unbekannter Abkunft sein und wird nicht bildlich dargestellt (vielleicht weil der Mond sichtbar genug ist?). Anders die Pô Yang Darī (skt. darī ›cavité, caverne‹?), die der Verf. ›déesse de la maladie‹ nennt (Anm. ›Elle guérit la fièvre infantile à Phan-Ri où son culte, décrit par M. Aymonier, diffère notablement de celui qu'on lui rend à Phan-Rang‹). Sie wird durch einen aufrecht stehenden Stein dargestellt, der mit einem weißen wage-

1) c = tsch.

rechten Striche versehn wird, was den Mund bedeuten soll. Die Gottheit erscheint — gewöhnlich einem Greise — im Traume, der ihm auch den Ort der Verehrung offenbaren soll. Dort wird der Stein unter einem Baume errichtet und mit beliebigen anderen Steinen umringt. Als Opfer werden 2 Hühner, 5 Schalen Reis, 5 Betelblätter und eine Tasse Reiswein dargebracht (am Morgen; Mittag und Nacht gelten für ungünstig). Die bei der Rückkehr von den Bergen Vorübergehenden fügen den Steinen des Kreises je einen hinzu, so daß dieser *tanök yang* (»enclos sacré«, vgl. Landes *tanüh*, Aymonier *tanéh* »Erde«, mal. *tanah*?) die S. 21 unten abgebildete Gestalt annimmt. Nach Anm. 2) giebt es in den Wäldern von Annam viele sog. »*cairn's*«, bei denen es sich um einen den Kha und den Laos gemeinsamen Aberglauben handelt. Die einen werden um je einen Stein, die anderen durch frisch gepflückte Blätter vermehrt. Sie sollen die Aufenthaltsörter von *phì* sein (vgl. siam. *phí* »böser Geist«). Diese Steinhaufen erinnern an die obo der Mongolen. Anderseits sollen solche bei den Heerzügen der Annamiten über das Gebirge entstanden sein, indem jeder mit ausrückende Krieger einen Stein auf dem Heimwege hingelegt und jeder zurückkehrende einen wieder mit fortgenommen hätte, so daß die übrig bleibenden die erlittenen Verluste anzeigten. Ein solcher Haufen befindet sich in der Nähe des *Issik kul*, von dem nach dem *Si-yü-schuei-tao-ki* eine ähnliche Sage geht. In dem hier vorliegenden Falle aber beruht die Aehnlichkeit mehr oder weniger wohl nur darauf, daß die (wenn auch ursprünglich unbeteiligten) Vorübergehenden den Haufen durch einen Stein vermehren.

Die Priester (S. 22 ff.) teilen sich in *basaih*, *tschamenei*, *kathar* und *mödvön*. *Bashéh* als Aussprache bei Landes paßt ganz zu der hier S. 71 ff. gegebenen Umschrift für *basaih*; die in der Anmerkung gegebene Aussprache *batchiè* scheint sich auf das *batchiei* zu beziehn, das hier als Khmer-Ausdruck erwähnt ist. Aber auch in Aymoniers »*dictionnaire Khmer-Français* S. 252 steht nur *basàkkh* (masculin), *baseykkha* (féminin), *laïque* (Pali), »*siamois basika religieuse, bonzesse*« (bei Pallegoix, *dict. linguae Phai* ist *basika* als allgemeine Benennung der Frauen von Seiten der Buddhistenmönche zu finden) stimmt zu sehr zu dem skt. *upāsaka*, *upāsikā*, das der Verf. oben verglichen hat, während er in der Anmerkung von »*bandya, vandya, bonze, Banhra au Népal?*« spricht. Hierzu gehört hinten in den »*Additions et Corrections*« die Bemerkung: »*Ce mot*« (*basaih*), *et le khmer bachāy, viennent plutôt du pali upajjhāya*«. — Die *basaih* wählen drei hohe Priester (*grands-prêtres*) auf Lebenszeit, die *pô adhia* oder *pô dhia*. Der Verf. zog wahrscheinlich *pô*

›Herr‹ hinzu, als er den Namen aus sskr. upādhyāya deutete, in den ›additions‹ heißt es: ›ce n'est peut-être tout simplement que le sanscrit ādya ›celui qui est en tête, le premier‹. Dieses geistliche Amt ist in der Kaste erblich, mit 10 Jahren lernen sie die gottesdienstlichen Bücher lesen und lernen sie auswendig. Die Weihe findet erst mit 25 Jahren statt, sodann die Heirath, bei der sie nicht an die Kaste gebunden sind. Die tschamenēi (sdamenēi) bilden eine tiefere Kaste. Sie haben mit den Aeüßerlichkeiten des Gottesdienstes zu thun. Wie man leicht erkennt, liegt hier sskr. çramana, Pali samana zu Grunde. ›Das Vorhandensein des Buddhismus in Tschampa ist übrigens bezeugt durch die Inschriften und durch eine Stelle des tibetischen Geschichtschreibers Tāranātha, der dieses Land unter den koki-Reihen Indo-Chinas erwähnt‹. — Die kathar oder kadhar singen die geistlichen Lieder, indem sie den Gesang auf einer zweisaitigen Geige (kuñi kurā, s. S. 44 Fig. 7. 1) begleiten. Der Verf. vermutete auch hier Ursprung aus dem Sanskrit und setzte ›skt. ud-gātar?‹ daneben in Klammern, hat sich aber schließlich in den ›additions‹ für gandharva erklärt. — Die mödvön werden von ihren Vorgängern ernannt und brauchen keiner besondern Kaste anzugehören. Zusammen mit den pajaos verrichten sie gottesdienstliche Bräuche, die Heilung der Kranken zum Zwecke haben, oder befassen sich mit Wahrsagung. Sie begleiten ihre Gesänge mit einer Trommel, die nur ein Fell hat (baranöng s. S. 44 Fig. 74). Bei ihrer Weihe werden Opfer dargebracht, die patrā patrī (›pitris, mânes des parents défunts‹) und die prók (›mânes des enfants mort-nés‹) zu beschwichtigen. — Unter den Priesterinnen stehen die oben genannten pajao obenan. Früher sollen Töchter des königlichen Hauses, deren Rang mit diesem Namen bezeichnet wurde, gewisse gottesdienstliche Bräuche verrichtet haben, die aber nicht, wie ihre Namenswestern, der Ehelosigkeit unterworfen waren. S. 32 ff. ist umständlich beschrieben, wie die pajao in Gegenwart der basaih, des kathar, eines tschamenēi und des Auftraggebers die Götter befragt, S. 34 befindet sich eine übersichtliche Zeichnung, aus der die Stellungen des Mukha linga, der dargebrachten Opfer und der Teilnehmer mit der Kuh Nandi am Eingange im berühmten Tempel des Pô Kloñ Garai in Phan-Rang (s. dessen Bild zu Anfang des Werkes) ersichtlich sind, wozu die Abbildung auf S. 60 zu vergleichen ist. — Mehr untergeordneter Art sind die kaing yang ›celle qui est autour des divinités‹ (vgl. Landes: ing ›reins‹, talei kaing ›ceinture‹), ›suppléante bénévole de la pajao‹, und die rija, raja, çrvak¹⁾ oder thrvak¹⁾ rija (S. 42 ist mal. riya ›Spiel‹, Bugi rāja ›jour de fête

1) ç = engl. hartem th, neuogr. θ, v = engl. w.

mit rija verglichen, soweit es diese Bedeutung hat, ›çrvāk‹, raide, starr, wegen der anscheinenden Erstarrung bei der Entrückung).

S. 37 ff. folgt unter ›Fêtes religieuses des Chams‹ noch eine Beschreibung teils gemeinsamer Feste, teils häuslicher Beschwörungen. Die beiden größten Feste, bōng¹⁾ Katē und bōng Tschabur sind der Verehrung der Todten geweiht; bei ersterem haben die männlichen, bei letzterem die weiblichen Gottheiten den Vorzug bei der Verehrung, die beim bōng Katē in den kalan oder Tempeln (von den Fremden ›tours‹ ›Türme‹ genannt) und in den bumong oder Laubhütten, bei den bōng tschabur in Tempeln und Häusern stattfindet (je nachdem mit Hülfe der basaih, oder durch den Hausbesitzer selber). Das Wort bōng (bang bei Landes) bedeutet ›essen‹, ›Mahlzeit‹, ›Mal‹ und ›Thür‹ (auch im Bahnar ist ming mang ›ein Mal‹, mang Thür; das Wort für Essen zeigt keine Verwandtschaft); der Verf. faßt es hier in der Bedeutung auf, daß den Gottheiten eine Mahlzeit dargebracht wird, deren Bestandteile (ein Bock, Reis u. s. w.) hier großenteils mit den verschiedenartigsten einheimischen Namen aufgeführt werden. Der Verf. vergleicht mit beiden Festen das Neujahrsfest und das doan ngu (chin. tuan-wu) der Annamiten, ›wo diese sich versammeln, um zu Ehren der Vorfahren zu trinken und zu essen‹. Abgesehen von der eigentlichen, angeblichen Veranlassung des bekannten chinesischen Drachenfestes, das auch am 5. des 5. Monates (aber in anderer Jahreszeit) gefeiert wird, scheint mir schon des Namens wegen das indische dewali-Fest erwähnenswerth, teils weil es im Monate kätik (kartik, kärttika) gefeiert wird, der ungefähr in dieselbe Zeit fällt (Ende October, während der 5. Monat der Tscham dem September und dem October entspricht), teils weil bei beiden Völkern vorherige Bäder wesentlich sind und es sich beiderseitig um Ehrung der Todten handelt, woneben Kärttikeya von Siva abstammt. Das bōng tschabur wird am 1. des 9. Monates (Januar-Februar) gefeiert. Beide Feste dauern 5 Tage. — Ausführlicher ist das Fest Paralao rijā Sah beschrieben (›développement de la fête de la déesse Sah‹. Vielleicht bezieht sich paralao ›développer‹, ›loslassen‹ auf die ins Meer geworfenen Bilder von Schildkröten, Büffeln und Menschen am letzten Tage), das am 10. Tage des 2. Monats der Göttin Pò Sah Inö (wahrscheinlich = Pò Inö Nögar oder Durgā) zu Ehren gefeiert wird und ebenfalls 5 Tage dauert. Hierbei werden vier bumong (rechteckige Hütten) am Strande des Meeres errichtet, die erste für die basaih, die zweite für die vor den Opfern tanzende kaing yang, die dritte für die

1) b mit einem Punkt darunter lautet fast wie p.

pajao und einen mödvön, die vierte für die 3 imöm (imâm) der bai die statt der heidnischen Gebete Korânverse hersagen. S. 42 ff. folgen Beschwörungen, die die Heilung von Kranken bezwecken, die çrvak (thrvā) genannt (diḥ »liegen«, çrvak »starr«) von der Verückung der darnach çrvak rija heißenden Priesterin. Am folgende Tage wird die Handlung ergänzt durch das dayöp (»Dämmerung« an dem noch ein mödvön mit Pauke (baranöng) ein Šaranai-Bläse und ein Trommler (ganang »Trommel«) Teil nehmen. Die drei Torwerkzeuge sind mit der zweisaitigen Geige kuṇi kurā auf S. 44 at gebildet. Die Einweihung der Reisfelder (hamū tschañrov »rizièr consacrée«) durch Opfer und dreimalige Umkreisung geschieht unter Anrufung des Pô Ovlah (so nach S. 16 u. s. w., nicht Olvah) Tā Alā »dieu d'en dessous«, wie der Verf. den Namen deutet (Landes S. 20 Alwah Allah? pô Alwah tak alā »le seigneur des régions inférieures«) Der Name ist dem gewöhnlichen Allāh ta'ala zu ähnlich, um in den »Herrn der Unterwelt« mehr als eine volkstümliche Umdeutung mit tels des Tscham-Wortes alā »unten« zu sehn. In der Anmerkung weist der Verf. auch auf malaiische Gebräuche hin. In hamū tābung »rizièr interdite« sieht er hinsichtlich des Ausdruckes, wie in Bezug auf den ganzen Aberglauben der Art einen innigen Zusammenhang mit dem, was bei den Polynesiern tabū heißt. Landes erklärte tābung durch »esprit des animaux morts«, hamū t. durch »rizières hantées par eux et mortelles à ceux qui ne connaissent pas les exorcismes particuliers«. Cabaton zufolge gäbe es kein Mittel, von den Reisfelde den Fluch zu nehmen, »dessen Ursache« (vielleicht Sumpffieber?) »man nicht kenne«. Man verkaufe solche Felder an annamische Christen, da die Buddha-Gläubigen selber diesen Fluch fürchteten. — Die Leichenverbrennung (S. 46 ff.) erinnert wieder an vorindische Gebräuche. Die weißen Trauerkleider werden unabhängig von den chinesischen aufgekommen sein. Vielleicht war für Beide das Ursprüngliche die Abwesenheit der künstlichen Färbung. (Al Kharisi spricht von der Sitte, ohne ihre Heimath zu nennen. Arabische Nachrichten darüber aus China, vielleicht auch jüdische, konnten freilich schon viel älter sein). Die durch den basaih vor der Verbrennung zu beobachtenden Bräuche, die z. B. zum Zweck haben, den Seelen der Verstorbenen den Weg nach der Sonne bei Männern, nach dem Monde bei Frauen zu weisen, sind in Ursprache und Uebersetzung S. 143 ff. zu finden. Nach der Verbrennung wird das Stirnbein in neun Teile zerbrochen, die in Gefäßen von Gold Silber oder Kupfer am Fuße eines Baumes beigesetzt werden. Nach Jahresfrist folgt das Opfer pathi, in den nächsten sieben Jahren die patrip genannten, worauf die endgültige Beisetzung auf einem

ererbten Grundstück erfolgt. S. 49 ff. ist vom Adlerholze die Rede, das bei den gottesdienstlichen Gebräuchen vielfach verwandt wird. Tschampā ist nach dem Verf. das Land, wo das beste Adlerholz wächst; sein Name gahlao scheint mit sskr. aguru zusammenzuhängen, in welchem man das griechische ἀγάλλοχον, hebr. ahālōt (ps. 45, 9 Luther »Aloe«, LXX στακτή) wiederfindet, während die Portugiesen aus der arabischen Gestalt des Wortes اغالوحي aghāluḥy, oder malayālam agila »wahrscheinlich« ihr páo de aguila gemacht hätten, dessen letzter Teil als der gewöhnliche Ausdruck für »Adler« die bekannte Verwechselung leicht hervorrufen konnte. Das Aufsuchen der mit den nötigen Auswüchsen versehenen Bäume war namentlich früher, als die Tscham noch dem Kaiser von Annam davon liefern mußten, mit der Befolgung strenger Bräuche verbunden. In dem betreffenden Thale nördlich von Phan-Prang liegen die Heiligtümer des Pô Klong Garai, des Pô Ramé, des Pô Nögar (hier bezieht sich der Ausdruck nögar wohl auf das Dorf, in dessen Gebiete das Heiligtum liegt) und des Pô Nögar hamu Kut, denen ein Bock (oder eine Ziege), 5 Tassen mit Reis u. s. w. dargebracht wurden. Danach begaben sich die kañi, wie die Adlerholzsammler genannt werden, unter einem Pô Gahlao oder »Adlerholzherrn«, dem Schulzen des Bani-Dorfes Palēi Bālap, in den Wald, begleitet vom Häuptling (pāvak) der Raglai (oder »Waldmänner«), ohne ein Wort mit einander zu reden, damit das Holz nicht seinen Duft verlöre. Nach der Sammlung wurde noch der Pô Byā Binön, einer »Art Hamadryade und Beschützerin des Adlerholzes« und der Gottheit Pô Thäu geopfert, und Opfer vor den obengenannten Heiligtümern und zuletzt eines Büffels beschlossen das Ganze. In den »Additions« S. 209 f. sind dem Adlerholze noch einige Worte gewidmet, die sich auf die Entstehung dieser Art Weihrauch aus Störungen in der Ernährung des Baumes und auf den Namen beziehen. Bei der Verwirrung, die lange in Beziehung auf Aloe, Agaven und das Adlerholz geherrscht hat, sind solche Bemerkungen durchaus nicht überflüssig, und es wäre um so dankenswerter gewesen, wenn auch von diesem Baume eine Abbildung beigelegt wäre. (Zwei solche, für den das gewöhnliche thschön-hiang und den das sog. kī-lan oder kī-nan, kia-lan liefernden Baum, befinden sich mit ausführlicher Beschreibung in dem bekannten japanisch-chinesischen Sachenwörterbuch Wa-kan-san-sai-tsu-ye H. 82 S. 14^b—16^a. Für beide ist als Sanskrit-Name agaru angeführt). Dem chinesischen thschön-hiang entspricht die vom Verf. erwähnte annamische Aussprache trām hüöng (hiang = hüöng ist das gewöhnliche chinesische Wort, das »wohlriechend« bedeutet). Das chinesische chia-ch'én-hsiang müßte wohl eigentlich

mit dargestellt, die hier nur ihres chinesischen Namens wegen (thscha wan ›Teetasse‹) erwähnt werden mögen, da sie von Zink sind und für den Reis dienen (vgl. portug. chavana ›Theetasse‹). Der gai jröng among (gây ann. ›Stab‹, Landes tjrong, poser sur, amông Handfläche?) ist ein 2 Meter langer Stab aus Rotang mit korbartig verschlungenen Wurzeln, die Gabe des königlichen Ahnen Pô Pan oder Pô Yang Amö ›Herr Gott Vater‹ (S. 110). Die eigentlichen heiligen Flüssigkeiten (eaux lustrales S. 61) sind der Saft des Adlerholzes, der des Citronenbaumes (fā krvôc), und das Wasser mû, welches aus einer Heilquelle in der Nähe von Phan-Rí stammt mit der Wirksamkeit des Karlsbader Sprudels, Sinter abzusetzen, mit vieler gebundener Kohlensäure, Kalk, Magnesia, Eisen- und Kieselsäure. Ein Nômöh Sibāya = namah Çivāya (›Verehrung dem Çiva‹) schließt die heiligen Handlungen, indem mit dem Daumen der rechten Hand in abwechselnder Reihenfolge die Knöchel der übrigen Finger unter Wiederholung der fünf Sylben berührt werden (s. Abbildung S. 62).

›Notes anthropologiques‹ S. 64—66. Der Verf. hält die Tscham für Angehörige des großen Malaienstammes, sowohl nach ihrem Leibesbau, der mit den Malaien von allen Asiaten am meisten dem der Europäer ähnele, wie nach der Verwandtschaft der Sprachen und der Sitten.

›Remarques linguistiques‹ S. 68—96. Dieser Teil hat namentlich — schon von S. 75 an — mit der Schrift zu thun; aber einige der Haupt-Kennzeichen der Sprache und ihrer Lautgesetze werden vorangeschickt. Nach dem Verf. wäre also das Tscham ein Zweig des Malaiischen; Unveränderlichkeit der Wörter, Vor-, Zwischen- und Wurzelsätze (préfixes, infixes, suffixes) sind für die Sprache der Tschams charakteristisch. In Aymoniers ›grammaire de la langue Chame‹ S. 87 f. von ›préfixes‹ und ›infixes‹, nicht aber von ›suffixes‹ die Rede. Die anscheinende Verschiedenheit beider Auffassungen ruht wohl nur auf der Unterscheidung zwischen ursprünglichen Wurzeln der großenteils zweisylbigen Stammwörter der malaiischen Sprachen und solchen, die noch zur Bildung abgeleiteter Wörter dienen und wohl im Malaiischen (wie -i und kën), nicht aber im Tscham mit dem Khmer a. a. O. verglichenen Khmer vorkommen. Ohne Zweifel aber hat der Verf. Recht, wenn er das Tscham Mischsprache nennt, deren besonders malaiischer Grundbestandteil (fond surtout malais) voll ist von Wörtern, die sich in malaiisch-polynesischen Sprachen wiederfinden, wimmelnd von Wurzeln, die ihr mit dem Khmer, dem Annamischen, dem Chinesischen und den Sprachen der ›wilden‹ Völkerschaften Hinterindiens gemeinsam sind, wenn ›fond‹ nicht gerade den Urbestand der Sprache bedeuten soll (die Mon kann man nicht wohl zu

den wilden Völkerschaften rechnen), wozu noch die Fremdwörter aus dem Sanskrit und dem Arabischen kommen. Als gewöhnliche Lautveränderungen für den malaiischen Teil des Wörterschatzes sind aufgeführt: ö für a mah (l. mas?) ›Gold‹ = möh, mata ›Auge‹ = möta, ai für i: kaki ›Fuß‹ = takai, p für b: ribut ›Sturm‹ = röpuk. Der folgende umgekehrte Lautwechsel mußte sich auf das Sanskrit, nicht auf das Malaiische beziehen; denn perak bedeutet im Malaiischen ›Silber‹ und entspricht dem paryak der Tschem-Sprache, während barad ›Quecksilber‹ dem bārāt im Khmer entspricht und von sskr. pārada stammt. Der Wechsel von k (g) und t im Anlaut fand sich auch bei obigem takai vor. Auch hier ist, wenn tebal ›tête‹ = mal. kēpala (l. so für kebal), ein Lehnwort aus dem Sanskrit davon betroffen worden (kapala. Die Bedeutung ist wohl hier die eines Häuptlings, da sonst ›Haupt‹ im Malaiischen hulu = tschem halau neben akok ist). Für Malaiisches s im Inlaute findet sich ç (engl. th scharf); baçei ›Eisen‹ = bāsi. Im Anlaute entspricht malaiischem s ein im Gegensatz zum Malaiischen hörbares h: samū ›Reisfeld‹ ist im Tschem hamū. Als Beispiele für die häufige Abwerfung der ersten Sylbe dienen kók für akók ›Kopf‹, cing¹⁾ für kacing ›Knopf‹, ra für urang ›Mensch‹, lan für bulan ›Mond‹. In der ersten Sylbe wechseln oft beliebig a, i und u: bamong, bimong, bumong ›Laubhütte‹. S. 71—77 werden die jetzt gebräuchlichsten beiden Schriftarten der Tschem von Kambodscha und Annam behandelt, S. 80 die Aussprache. Die Zahlzeichen finden sich mit den älteren nach Bergaigue verglichen S. 81. Dann folgen einige Bemerkungen über die Schreibstoffe. Heutzutage dienen als solche bei den Muslims von Kambodscha und den Banī der qalam der Araber und europäisches Papier, bei den Kaphir der chinesische Pinsel, die Tusche und chinesisches Papier. Die älteren Handschriften aber, die Gebete u. s. w. enthalten, sind wie bei den Khmer u. s. w. auf Palmblätter geritzt (s. die Abbildung S. 122, wo die Blätter nach dem Malayālam ola olles genannt sind s. S. 11.). Als Beispiele dienen S. 83 einige Koran-Verse aus Annam für die dort übliche arabische Schrift, S. 86 ein Tschem-Lied in der Schriftart von Kambodscha mit Umschrift und Uebersetzung, S. 87 für die in Annam gebräuchliche Schriftart eine Bemerkung, die der Abschreiber eines Korān's in Tschem-Sprache in das Buch geschrieben hat, und S. 88 ein Bruchstück aus dem Todtenbuche von Phan-Rang. Unter Paléographie (S. 89—96) geht der Verf. von den Schriftarten der alten Inschriften, die er dem südindischen Vatteluttu vergleichen möchte, und als deren älteste er die von Nha-Trang aus dem 3. Jahrhundert

1) c = tsch.

anführt, zu der auf Aymoniers Tafeln zu seiner *grammaire* vertretenen *akhar rik* über, einer ›hieratischen‹ Schrift, die zu Amuletten und zur Hervorhebung gewisser Wörter der Handschriften dient. Die vorliegende Schrift erreicht durch ihre steife Haltung und den oben befindlichen, an das Nāgarialphabet erinnernden, oberen Strich von dem bei Aymonier gegebenen Muster ab, wie auch die für denselben Buchstaben gegebenen Beispiele gelegentlich bedeutend von einander verschieden sind. Das Beispiel S. 93, das die Tiernamen des Zwölfjahrekreises enthält, zeigt, daß das u noch selbständig hinter den anlautenden Mitlauter gesetzt wurde. Noch weiter geht dieses bei den S. 94 erwähnten *akhar yók*, bei denen auch das i so behandelt wird. Die *akhar atvöl* oder ›angehängten‹ Buchstaben sollten eigentlich, wie bei Aymonier, ein nachfolgendes Zeichen unter dem vorhergehenden aufweisen; dagegen ist hier aus zwei n in thun nöç (= ›Jahr des *nakšatra*‹) eins gemacht. Hier kommt, wie bei Aymoniers Beispiel unter den *akhar yok kuv* für *kubaw* ›Büffel‹ vor, was an sanskritisches *gō* erinnern könnte. Unter ›Textes‹ folgt S. 97—184 eine Sammlung einzig in ihrer Art von Gebeten, Anweisungen zur Verrichtung gottesdienstlicher Gebräuche u. s. w. in Tscham-Sprache in des Verfassers Umschrift mit gelegentlichen Einschreibungen bekannter Sanskrit-Redensarten im dort üblichen Gewande, den Uebersetzungen, Lichtdrucken des Urtextes und Abbildungen von Götzenbildern u. s. w. Ein ›tanzender‹ Siva, *Pô Ganvör Mötri* genannt, ist nach dem Giebelstücke über dem Eingange zum Tempel des *Pô Klong Garai* in Phan-Rang S. 106 abgebildet zu sehn. Der Name ist vom Verf. ›seigneur chef des ministres‹ übersetzt (*pô* ›Herr‹ ist schon oben öfter vorgekommen, *ganvör* könnte an ein *ganeçvara* erinnern, ist aber ein auch sonst für ›Anführer‹ z. B. in *ganvör ahok* ›Schiffsführer‹ vorkommendes Wort, *mötri* wollte der Verf. wahrscheinlich aus sskr. *mantri* ableiten). Der Gott ist vielhändig in einer Stellung dargestellt, die an einen Tanz erinnern könnte, und wird als Gottheit der Bildhauer, Zimmerleute und Steinschneider verehrt. Die Sage läßt ihn als Büßenden auf Erden wandeln und sich mit dem auswärtsigen König *Pô Klong Garai* befreunden (s. ›commentaire cham‹ S. 107. Die Uebersetzung des Lobgesanges des Lichtdruckes und der Umschrift S. 101 f. folgt erst auf diesen ›commentaire‹). Der Name des *Pô Klong Garai* ist schon aus den von Landes veröffentlichten Märchen und der von Aymonier der ›grammaire‹ angehängten sagenhaften Königsliste bekannt, wo er als der des fünften Königs aufgeführt wird nach *Ôvlvah* = Allah u. s. w. *Garai* scheint aus *nāgarādscha* verkürzt zu sein (s. S. 17 Anm. und *Excursions et Reconnaissances* XIII 1887 in der Anmerkung zu Landes' Uebersetzung

der Geschichte vom Herrn Klong Garay. — Nögaray heißt das Drachengjahr s. Aymonier a. a. O. S. 82 u. s. w.). Klong ist nach Aymonier S. 83 a. a. O. »moi, serviteur au style élevé« klong garai et klong halaü n. p. Letzteres ist ein anderer angeblicher Königsname, in dem halaü »Haupt« bedeutet. Auch im vorliegenden Werke kommt klong in mehreren Götternamen vor. Die oben erwähnte Pô Yang Inö Nögar ist ebenfalls von Schlangen umgeben abgebildet. Pô Klong Garai soll als Sohn der Pô Sah Inö mit Aussatz behaftet geboren und durch das Lecken einer Schlange geheilt sein. In Kambodscha giebt es ebenfalls eine Sage von einem »aussätzigen Könige« sdatsch komlong, dessen Namen wirklich diese Bedeutung hat (s. S. 107 Anm. 1); da aber komlong nur eine aus klong »Aussatz« entstandene Wortbildung ist, kann man leicht erwarten, daß es sich um eine volkstümliche Mißdeutung des Namens Klong handelt. Das mit einem Gesichte versehene lingga stellt ihn dar, und auf einer Kuh kapila (hier mit Schellenhalsband ohne Hörner abgebildet) sollen die Todten in der Unterwelt reiten, worin vielleicht die Vermischung der Siva- mit einheimischen Sagen zu sehn ist. S. 118 steht ein Lobgesang auf einen andern Pô Klong, der auch Pô Binçvör (= Bhimeçvara? Bhṛingiçvara?) heißt und dessen kriegerische Thaten gegen die Yvön (Annamer) gerühmt werden. Als Pô Binnöthuor scheint er der Elfte der angeblichen Könige zu sein. Ein in einer Rauchwolke geborener Po Klong Gasait, der die Waldeinsamkeit lieben soll, gilt für den Minister des Pô Klong Garai (s. das Loblied S. 115). Ein Pô Klong Tschan, König der Höhlen wird in dem Lobliede auf Pô Sah Inö und in dem vorangehenden »commentaire« erwähnt, der mit letzterer die Kraft, alle Krankheiten zu heilen, teile. Eine andere Gottheit, die ebenfalls in der sagenhaften Königsreihe, als vierundzwanzigster König genannt wird, ist Pô Rāmé. Teils dem Namen nach, der an Rāma (Ramesuen = Rāmēçvara in Siam) erinnert, teils in einigen Zügen der im »commentaire« wiedergegebenen Sage von den drei Gemalinnen, die vielleicht mit denen Daçaratha's, des Vaters des Rāma, verwechselt sind, teils, weil die Sita in dem Lobliede auf Pô In erwähnt wird, liegt es nahe, an das Rāmāyana zu denken, wie auch der Verf. annimmt, daß eine Tschan-Uebersetzung des Heldengedichtes vorhanden gewesen sei (s. S. 11 Anm. 1). Eine besondere örtliche Färbung knüpft sich an die Eifersucht der drei Frauen, zweier aus Kambodscha und einer aus Annam, indem die letztere den König zum Umhauen des Eisenholzbaums (kraik) bewegt, mit dem der Schutz des Landes fällt, das darauf unter annamische Herrschaft geräth. S. 98 ff. befindet sich die Beschwörung einer Nai nögaray oder »Herrin der Schlangenkönige«, sowie der

Könige der weißen, grauen und andrer Schlangen, die der gewöhnlichen Anrufung des Siva folgt. Die Schlangen, mit deren und der Schlangengöttin Hülfe allerlei Zauber vollbracht werden sollen, haben teilweise Sanskritnamen, wie Prabasa, Pārāvata (sonst »Taube«?). Aus den Zweigen des von der Nai nōgaray geschaffenen Bananenbaumes sollen die Tscham, die Siamer, die Chinesen, die Tschuru, die Raglai und alle Männer und Frauen entstanden sein. Erwähnenswert ist namentlich auch der Pô Pan oder Pô Yang Amö (»Herr Gott Vater«), welcher als Ahnherr und König der Tscham betrachtet wird (durch Vermischung mit den Tschuru?). Der Pô Bhók scheint eine Art Gottheit der Wälder und Berge zu sein. Die Pô Sah Inö, Mutter des Pô Klong Garai, soll von 37 Gatten ebenso viele Söhne geboren haben, die Könige geworden seien. Reisfelder und Zuckerrohr sind ihr geweiht. Für 12 Jahre soll sie König des Feuers gewesen sein (vgl. die Könige des Feuers und des Wassers bei den Scharai), dann aber unter anderm Namen einen König von China (oder Annam) geheiratet haben. — Ueber die Gottheit, die in der Uebersetzung »génie Cathun« genannt ist (nach Landes Rechtschreibung tjei Tjathun, tjei = Prinz, Königssohn?) und auf einem Pferde reiten soll, hat der Verf. nichts Genaueres erfahren. In Pô Klong Yang In möchte der Verf. Indra sehn. In der Sage vom Pô Patang (patao?) Gahlau, dem »Könige des Adlerholzes« und seinen drei Söhnen ist eigentlich mehr »vom König Walfisch (»roi Baleine ou Roi des Flots«; letzteres ist patau nayak) die Rede, dem Bundesgenossen des Ersteren. — Der Verf. erinnert an den Makara der Hindus und den Varuṇa, der auf ihm reitet. Das Heer der Fische, das ihn umgiebt, soll nach der Uebersetzung S. 117 f., wozu auch die Anmerkung 2) gehört, die Mekkapilger begleiten. Es scheint aber, daß der Verf. mit seiner Vermutung wegen des Makara-Fisches mehr recht gehabt hat, als der Priester, der Mekka in dem Namen Mökah suchte. — Es folgen S. 119—139 die Gebete der großen Feste in sieben Abteilungen in Umschrift und teilweise mit der Uebersetzung. Die erste, im Ganzen in Tscham-Sprache, hat es mit der Bereitung der Opferspeisen in Gestalt von Rindern und Hasen u. s. w. an den verschiedenen Wochentagen zu thun. In der zweiten Abteilung unter a) werden die Gottheiten der verschiedenen Windrichtungen angerufen, deren vorderindische Namen genügend kenntlich sind. Unter b) werden die preta (peda) der 12 Jahre des Jahreskreises der Maus u. s. w. gebeten fern zu bleiben (peda dī nōçak [= nakṣatra] takuh tabyak nao). Im dritten Abschnitt hat der Verf. sich bemüht, an manchen Stellen das betreffende Sanskritwort hinzuzufügen; so ist manches Einzelne, wie die Anrufungen des Siva, des Kuvera u. s. w.

kenntlich; wegen des schwer herzustellenen Zusammenhanges mußte jedoch eine Uebersetzung einstweilen noch unterbleiben (s. S. 124—131 und S. 119 f.). Die Beschwörung wird bei Errichtung der Hütten zu dem obengenannten paralao rijā Sah angewandt, und die Verwandlung der Eingeweide der Schlangenkönigin in die verschiedenen Völkerschaften wird auch hier erwähnt. Die Worte lauten ähnlich wie S. 99 f.; während jedoch dort der Beschwörer von der Schlangenkönigin über das Meer entführt sein will, soll der Drache hier auf einem Rinde des Garuda (›buffle des Garuda!‹) dorthin getragen werden. Der fünfte Abschnitt enthält Beschwörungen verschiedener Tiere, namentlich Schlangen, deren Namen teilweise mit solchen aus dem Mahābhārata verglichen werden. Während hier die Schlangen ulā (mal. ular) genannt werden, heißen sie in der Beschwörung VI klan (›python‹, ann. trăn bei Landes. Vgl. Mon, Stieng, Bahnar klän, Khmer thlän, Siam. klan, An. lan kriechen, trăn sich wälzen, răn Schlange u. s. w.). Hier wird nach des Verfassers Auffassung eine neue Gottheit redend aufgeführt, die die Herkunft der Riesenschlange kenne (S. 133 yang po ku bih nuk = S. 138 le dieu Pô ku Banök) nach dem gewöhnlichen Anrufe des Siva. Weiterhin wird Çakti angerufen, dem Rāma zu helfen. Abschnitt VII enthält eine Anweisung zur Darbringung von Opfern an die Prēta. — S. 139 ff. folgt das danap patrip (›cérémonie de la purification des os nobles après l'incinération‹), von dem schon oben bei den Gebräuchen der Leichenbestattung die Rede war. S. 143—175 handelt es sich um die in Phan-Ri und Phan-Rang üblichen Gebräuche, die bestimmt sind, den Seelen (svan) der Verstorbenen den Weg zu weisen. Hier finden wir das erste Beispiel der Vergötterung der Schrift, wobei die Selblauter a ā i ī u. s. w. vorangesetzt werden. Statt des folgenden unverständlichen Anrufes an Siva hat der Verfasser die andere Lesart der Anmerkung 2) zur Uebersetzung benutzt = Om namah Sivāya svabhāva Sivome (für Siva! Ume! ›conforme à leur nature à Çiva et à Umā‹). Später folgt die ganze Reihenfolge der Selblauter und Mitlauter bis h, die mit Reiskörnern (brah) gezeichnet werden müssen (jap). S. 144 befindet sich eine Vervielfältigung des Anfanges dieses danap paralao möda svan. Von dem sehr ins Einzelne gehenden Verfahren sagt der Verf., es sei ganz und gar die dikṣā der Hindus. Zu den SS. 147 und 153 erwähnten Amuletten (tamrak) der bereits in Trauer Befindlichen (cak kurābā vgl. arab. kurbah) sind die Abbildungen zu dem ›rituel funéraire de Pan-Rang‹ weiter hinten zu vergleichen. Das Henkelkreuz Svastika dient an Kreuzwegen, Rahu und andere böse Geister zu bannen. S. 148 kommt das lan kaḍah von S. 147 nochmals vor, wo ein anderes Zeichen ab-

gebildet ist. (Sollte hier S. 154 lam lang nicht aus dem dalam lan kaḡah S. 148 entstanden sein?) Der Verf. vermutete hier ein Sinnbild des lingga). Auch der Anfang des ›rituel funéraire‹ von Phan-Rang ist 161 in einer genauen Nachbildung der Handschrift wiedergegeben, am Schlusse aber S. 164 ein ›alphabet mystique du rituel funéraire‹, das auf die akhar rik zurückgeführt wird, aber den Geistlichen unverständlich sein soll. Abweichend von der Anordnung in Phan-Ri stehn hier die Mitlauter voran, und zwar ist die Reihe der 5 Zahnlaute noch einmal wiederholt, um die fehlenden ›Hirnlaute‹ des Devanāgarī zu ersetzen. Dann folgt das Ganze in umgekehrter und noch einmal in der anfänglichen Reihenfolge ka, kha . . . bis ha. Nun erst folgen nach einem Anrufe des Siva die Selblauter a, ā, i, ī, u, ū, rō, rō, lö, lö, e, ai, ao, am, ah. (Mit den fehlenden zwei Zischlauten¹⁾, die sich jedoch durch die später hinzugekommenen drei Zeichen würden mehr als ergänzen lassen, entspricht Alles den 50 Lauten der Dewanāgarī-Schrift). Es folgen 18 zweisylbige Lautzusammensetzungen mit ka in der ersten Sylbe (kakha, kakra u. s. w.) und kah (mit Visarga). Nach der Anmerkung 2) aber hält der Verf. die Zahl 50 für maßgebend, indem er die Darstellung der Gottheiten des inneren menschlichen Leibes durch die 50 Lautzeichen bei den Hindus vergleicht. Sehr ausführlich sind die üblen Einflüsse aufgezählt, die bestimmte Trauertage, das Jahr der Geburt nach dem Tiere, von welchem es benannt ist, und Narben, weiße Flecke u. s. w. in ihrer Verbindung mit einander ausüben sollen, und die durch bestimmte am Halse getragene Zauberspruchzeichen unschädlich zu machen sind. Vielfach sind die Bräuche, die dazu dienen sollen, den Seelen ihren Weg nach dem Bestimmungsorte zu erleichtern, nach der Sonne, dem Monde (für die Frauen) u. s. w. Durch zahlreiche Anmerkungen hat der Verf. vorderindische und hinterindische Bräuche zum Vergleiche herangezogen. So wegen des Gebrauchs des Goldes oder des Goldpapiers. Gold soll unsterblich machen (S. 173 f. Anmerkung). Den alten Indern und den Dayak hätten noch die alten Aegypter u. s. w. hinzugefügt werden können. Es folgen Beschwörungen zur Heilung von Kranken und Gebete zum Zwecke der Aufsuchung des Adlerholzes (s. o.). S. 182 ff. sind die Speisen aufgezählt, deren sich die Geistlichen in den verschiedenen Monaten enthalten müssen, ebenso für die 7 Tage der Woche. (S. 184 ist hakan zu setzen für dupā, eine Art Süßwasserfisch.) — Für das Wörterbuch bietet sich eine große Bereicherung dar. Manches ist vom Verf. einzeln erklärt, viele Versehn der Schreiber sind berichtigt

1) In Kambodscha ist nur s, in Annam sch und ein Lispellaut th, ð vorhanden, welcher von Cabaton durch ç ersetzt ist.

worden; allein mit den bisherigen Hilfsmitteln ist es auch meist schwer, dem Wortlaute in der Ursprache zu folgen, zumal da dem Leser die Hülfe der Eingeborenen abgeht, die dem Verf. zu Gebote gestanden hat. Wie aber durch das glänzende Werk der Völkerkunde ein nicht leicht zu überschätzender Dienst geleistet wurde, so wird die Zeit kommen, wo auch für die Sprachenkunde die Saat Früchte trägt, die der Verf. schon jetzt in ergiebigem Maße ausgestreut hat.

Wiesbaden.

Karl Himly.

Groos, Karl, Der ästhetische Genuß. Gießen 1902, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). VIII, 263 S. 4,80 Mk., geb. 6 Mk

Im J. 1892 erschien eine Einleitung in die Aesthetik von Groos. Das sehr anziehend geschriebene, ein feines und weites Kunstverständnis verrathende und von einer einheitlichen Grundauffassung der ästhetischen Thatsachen getragene Buch hat sich viele Freunde erworben. Trotzdem hat sich der Verf. nicht entschließen können, eine zweite Auflage davon herauszugeben. Vielmehr ist er an eine völlig neue Bearbeitung der ästhetischen Probleme herangetreten, von der vorläufig nur ein Theil vorliegt und zu der drei weitere Theile gehören sollen. Die reiche Arbeit und Diskussion auf dem Gebiet der Aesthetik während der letzten zehn Jahre ist eben nicht spurlos an Groos vorübergegangen. Er selbst hat inzwischen durch zwei größere Schriften über die Spiele der Thiere und der Menschen seinen Gedanken eine andere Wendung gegeben. So ist es denn gekommen, daß ihm das alte Buch nicht mehr genügte. Der Vorgang erinnert lebhaft an das Verhalten von F. Th. Vischer. Ueber seine alte Aesthetik hinausgewachsen, übt dieser an ihrer Methode und den Grundzügen des Systems eine scharfe Selbstkritik und konzipiert in seinen Vorlesungen eine empirische Aesthetik im Geiste psychologischer Denkweise. Die Geschichte dieser für die Fortbildung der Aesthetik im 19. Jahrh. geradezu typischen Entwicklung ist noch zu schreiben.

Sehen wir genauer zu, was Groos veranlassen mußte, den früher eingenommenen Standpunkt aufzugeben! Die Lehre, die er 1892 vorlegte, war in kurzer Zusammenfassung der Hauptmomente folgende. Bei der sich allenthalben geltend machenden »monarchischen Einrichtung des Bewußtseins« muß auch im ästhetischen Zustande ein Element das herrschende sein, dem sich die anderen unterordnen.

Dieses herrschende Element steht nach der Ansicht der meisten bedeutenden Aesthetiker zwischen den Produkten einer rein sinnlichen und einer rein geistigen Thätigkeit in der Mitte. Die Sinnesthätigkeit als solche liefert keine Beziehungen, aber reichen Inhalt; die Verstandesthätigkeit ist dagegen charakterisiert durch eine Fülle von Beziehungen und einen Mangel an selbständigem Inhalt. Zwischen beiden Extremen vermittelt die Einbildungskraft, die an der Sinnesempfindung eine Beziehung dadurch herbeiführt, daß sie ein inneres Bild, einen Schein, von dem äußeren Gegenstande ablöst. Der ästhetische Eindruck ist nun nichts Anderes, als der von dem realen Objekt abgelöste Schein, und der ästhetische Zustand besteht in der Herrschaft desselben, wobei die Verstandes- und Willensthätigkeit zu einer dienenden Stellung herabsinken. Dieser Ablösungsprozeß aber wird durch die innere Nachahmung vollzogen, die jedem ästhetischen Objekt den Eindruck des Persönlichen, die Illusion eines selbständigen Lebens leiht. Sie hebt im Besonderen den wahrgenommenen Gegenstand aus der Masse des sinnlich Gegebenen heraus und läßt dadurch die ästhetische Form entstehen, die mit einem Vorstellungs- und Gefühlsgehalt verbunden sein muß. Der letztere umfaßt einerseits die wechselnden Gefühle innerhalb der ästhetischen Anschauung oder die idealen Scheingefühle, andererseits das dauernde Gefühl der Lust an der ästhetischen Anschauung, das aus dem Spiel der inneren Nachahmung entspringt.

Bei dieser Darlegung war zunächst die konstruktive, an Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung erinnernde Methode zu beanstanden. Zuerst werden abstrakte Schemata, wie Sinnes- und Verstandesthätigkeit, geschaffen und hierauf zwischen diese künstlichen Antithesen eine synthetische Funktion eingeschoben. Sodann mußte die Leistung der Einbildungskraft, die Ablösung eines Scheins, gerechte Bedenken erregen. Wie soll sich ein inneres Bild von einem äußeren Gegenstande ablösen lassen? Hier schien Fichtes produktive Einbildungskraft, durch die ja Nicht-Ich und Ich von einander gesondert werden, vorbildlich gewesen zu sein. Ferner war dem ästhetischen Eindruck als solchem jede Besonderheit genommen. Denn da der Schein auch sonst, bei jeder einfachen Sinneswahrnehmung, eine Rolle spielt, so lag das Spezifisch-Asthetische nicht im Schein, sondern vielmehr nur darin, daß er im Bewußtsein zum herrschenden Element wird. Es gab also einen ästhetischen Eindruck nur, sofern es einen ästhetischen Zustand gab. Und gegen die lediglich formale Bestimmung des letzteren erhob sich der naheliegende Einwand, daß Herrschaft des Scheins auch außerhalb eines ästhetischen Verhaltens, bei jeder aufmerksamen Beobachtung, vorkomme. Es ist verständlich

und erfreulich, daß Groos in seinem neuen Buche keinen Anlaß bietet, die hier angedeuteten Argumente gegen einen Haupttheil seiner früheren Theorie zu wiederholen.

Das gilt nicht durchaus für die Lehre von der inneren Nachahmung, wie sich weiter unten zeigen wird. Auch deren Beurtheilung mußte in allem Wesentlichen zu einer Ablehnung führen. Ist eine Ablösung des Scheins unmöglich, so kann sie auch nicht durch eine innere Nachahmung bewirkt werden. Daß vor aller Nachahmung und ohne sie überhaupt kein ästhetisches Verhalten stattfindet, diese Behauptung ließ sich ebenso wenig halten. Nicht minder war die schematisch-konstruktive Behandlung der Begriffe Form und Gehalt unzulänglich. Endlich aber, was methodisch und sachlich am schwersten wog, die Gefühle kamen ganz zuletzt und bildeten doch eigentlich den Kern der Aesthetik. Unter ihnen sollte die Lust an dem Spiel der inneren Nachahmung die ästhetische Lust κατ' ἐξοχήν sein. Aber hiernach mußte Alles gefallen, was und sofern es ein solches Spiel erregt. Aesthetische Unwerthe gäbe es dann überhaupt nicht. Außerdem fehlt auf dieser Grundlage jede Werthabstufung innerhalb der gefallenden Gegenstände oder wird an ganz unberechenbare individuelle Zufälligkeiten gebunden. Alle direkten Beziehungen zwischen der Lust und den ästhetischen Eindrücken haben eben in dieser Theorie aufgehört. Darin lag der Grundfehler des ganzen Buches, daß nicht von vorn herein nach den Bedingungen des Gefallens und Mißfallens geforscht, sondern das ästhetische Gefühl als eine mehr beiläufige Nebenerscheinung eingeführt wurde, ohne die sich der Begriff eines ästhetischen Zustandes und Eindrucks bestimmen lasse. Thatsächlich verhält es sich aber so, daß ein Eindruck nur ästhetisch ist, sofern er gefällt oder mißfällt. Mag er Schein oder Wirklichkeit sein, durch innere Nachahmung oder sonstwie entstehen, jedenfalls muß er gefallen oder mißfallen. Ebenso wenig ist es ein Zufall, ob er das Eine oder Andere thut: wenn er gefällt, so hat das in ihm selbst, dem Eindruck, ebenso seine Gründe, wie wenn er mißfällt. Diese gesetzmäßigen Beziehungen zwischen dem Eindruck und der Gefühlsreaktion bzw. dem Werthurteil aufzusuchen ist die Aufgabe einer wissenschaftlichen Aesthetik. An dieser Aufgabe aber war die »Einleitung in die Aesthetik« einfach vorübergegangen.

Das neue Buch unterscheidet sich in vielen Punkten sehr vortheilhaft von dem älteren. Es bedient sich durchweg und mit vollem Bewußtsein eines psychologischen Verfahrens. Konstruktionen, wie die früheren, kommen nicht mehr vor. Zwar wird außer der psychologischen Beobachtung noch eine metaphysische Betrachtungsweise für die Aesthetik als berechtigt anerkannt (S. 3 f.), aber für

die vorliegenden Untersuchungen ausdrücklich ausgeschlossen. Dieser entschieden psychologische Standpunkt hat auch alle die unhaltbaren, weil unpsychologischen Bestandtheile der älteren Theorie beseitigen lassen. Ebenso wird von vornherein der Begriff des ästhetischen Genusses in den Vordergrund gestellt und damit der richtige Ort für das am Aesthetischen betheiligte Gefühl gewonnen. Die inzwischen an den Spielen der Thiere und der Menschen bewährte Kraft der Analyse mannichfaltiger und komplexer Thatbestände ist auch dem ästhetischen Eindruck zu Gute gekommen. Allerdings sind diese Vorzüge mit einem Nachtheil erkaufte worden. Das Buch entbehrt des einheitlichen Charakters, der das erste auszeichnete; es ist mehr eine Sammlung von Einzeluntersuchungen, als ein in einfachen, großen Zügen fortschreitendes System. Während die »Einleitung in die Aesthetik« einen bestimmten Grundgedanken mit anmuthiger, aber sicherer Hand durchzuführen wußte, bringt uns »der ästhetische Genuß« lauter anregende und werthvolle Auseinandersetzungen über sinnliche und reproduktive Faktoren, über Urtheile und Illusionen u. A., die überall bemüht sind, dem Detail sein Recht zu gewähren, aber die Geschlossenheit des älteren Werkes nirgends erreichen. Gewiß fehlt es auch hier nicht an einem Leitmotiv, das gleich im ersten Kapitel vorgetragen wird, es tritt jedoch in den späteren Kapiteln keineswegs als »herrschendes Element« hervor.

Die Einleitung (S. 1—11) des neuen Buches behandelt die Aufgaben und Methoden der Aesthetik. Zwei Hauptprobleme werden unterschieden: das des ästhetischen Genießens und das der künstlerischen Produktion. Dabei läßt sich dort nach der Art des genossenen Objekts eine Lehre vom ästhetischen Natur- und Kunstgenuß, nach der Art des genießenden Subjekts eine Anzahl von Stufen einer genetischen Aesthetik, nach der Art des psychischen Vorgangs ein allgemeiner und ein besonderer Theil unterscheiden. Das vorliegende Buch erhält die Aufgabe zugewiesen, die allgemeinen Bedingungen des ästhetischen Genießens zu untersuchen. Die Lehre von der künstlerischen Produktion ist theils Psychologie des Genies, theils System der Künste. Demnach werden die weiteren von Groos in Aussicht gestellten Bände die besonderen Arten des ästhetischen Genusses, die sog. ästhetischen Modifikationen, sowie die beiden eben unterschiedenen Theile einer Theorie der künstlerischen Produktion behandeln. Als Methode der psychologischen Aesthetik werden die unmittelbare und die mittelbare Beobachtung, die Beobachtung unter natürlichen und künstlichen (experimentellen) Bedingungen und die Einzel- und Massenbeobachtung unterschieden. Da sich hier Alles als ein dogmatisch vorangestellter Rahmen gibt, so brauchen wir

nicht näher darauf einzugehen, obschon
gen ließe.

Es folgt das erste Kapitel (S. 13-
tung, daß das Spiel ein den ästhet
übergeordneter Begriff sei, was ins
tischen Genuß gelte. »Es soll damit nicht
ästhetische Genuß vollständig und in jed
Begriff falle, aber im großen und ganzen
ein Spiel betrachten — als das edelste S
kennt«. Die Begründung für diese Behau
geführt, daß gemeinsame Merkmale für de
das Spiel angegeben werden: a) Beide si
trägt das Vergnügen den Charakter der I
abhängigkeit von Erfolgen und heteronor
Die wahren Ursachen des Spiels sind ang
Bedürfnisse, die zur Bethätigung drängen,
ist z. Th. auf die Befriedigung solcher B
Innerhalb des ästhetischen Genusses haben
Freude am Erlebnis überhaupt zu thun, d
Lust am ungehemmten Aufnehmen des si
Das ästhetische Miterleben ist zudem mit
ahnungstrieb verwandt. c) Bei beiden tr
den die Freude an angenehmen und die
vor. d) Ist auch die für das Spiel cha
Ursache-Sein beim ästhetischen Genuß n
so bestehen doch zwischen beiden hinsich
weitgehende Beziehungen. e) Bei beiden
Form von Illusionen maßgebend mit.

Sehen wir uns diese, auch sonst meh
tung und die von Groos für sie vorgebrachte
an! Gattungs- und Artbegriff verhalten si
der, daß der Inhalt jenes Begriffs oder
Merkmale in dem Inhalt des Artbegriffs v
man feststellen, ob das für die Begriffe d
schen Genusses zutrifft, so muß man eine
bilden und zeigen, daß in derjenigen des
des Spiels vorausgesetzt wird. Die bloße
malen dagegen begründet nicht nothwendig
nis, sondern kommt auch bei Arten de
könnte demnach auch eine Coordination a
freilich: »nicht vollständig und in jeder H
großen und ganzen« bestehe jene Subsump

tierenden Ausdrücke keine genauere Bestimmung erfahren, so sind sie nicht gerade geeignet, den Thatbestand klarzustellen. Sollte sich gar zeigen lassen, daß zum Begriff des Spiels ein wesentliches Merkmal gehört, das dem des ästhetischen Genusses fehlt, so wäre in einfachster und bündigster Form jene Behauptung zurückgewiesen. In der That scheint mir ein solches vorzuliegen. Jedes Spiel ist Aktivität, Bethätigung, setzt ein Mitmachen und Mitwirken voraus, während die Contemplation des ästhetischen Genusses ein ausgesprochen passiver Zustand ist ¹⁾. Den Schauspieler, den Klavierspieler, die ein nach außen wahrnehmbares Thun, ein sich präsentierendes aktives Verhalten zeigen, kann man daher mit Recht Spielende nennen, das Publikum im Theater oder Konzert dagegen, sofern sie in das Wahrgenommene versunken sind, aufnehmen, schauen, lauschen, als Spieler zu bezeichnen, widerstrebt dem Sprachgebrauch. Jedem Spiel, mag es Karten- oder Schach-, Kampf- oder Liebesspiel sein, kann man zusehen, dem ästhetischen Genuß dagegen nicht, weil er als solcher sich nicht objektiviert. Besteht eine derartige wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Begriffen, so kann offenbar kein Subsumptionsverhältnis der von Groos behaupteten Art zwischen ihnen angenommen werden.

Prüfen wir nun die einzelnen von Groos angegebenen gemeinsamen Merkmale, so stoßen wir gleich bei a) auf eine Schwierigkeit, die nach der eben entwickelten Auffassung leicht verständlich ist. Wenn von dem Vergnügen beim Spiel und beim ästhetischen Genuß die Rede ist, so fordert der Parallelismus der Betrachtung, daß der Freude am Spiel die Freude am ästhetischen Genuß gegenübergestellt wird. Groos meint jedoch natürlich nicht die Freude am Genuß, sondern diesen selbst oder die Freude am ästhetischen Eindruck. Dann aber sind nicht Spiel und ästhetischer Genuß, sondern Spiel und ästhetischer Eindruck die in ein Subsumptionsverhältnis gesetzten Begriffe. Und für diese gilt sicherlich der Unterschied des Aktiven und Passiven, den wir oben statuiert haben. Die Freude am ästhetischen Genuß dagegen gehört zu diesem keineswegs wesentlich hinzu und kann daher auch kein Merkmal abgeben, das die Unterordnung unter den Begriff des Spiels darthäte. Wie ferner nach b) die Befriedigung angeborener Bedürfnisse und die Freude am Erlebnis überhaupt ein gemeinsames Merkmal bilden sollen, ist nicht klar. Es kann sich da nur um Aehnlichkeiten der Thatbestände, nicht um begriffliche Identität handeln. Dasselbe gilt von der Verwandtschaft des ästhetischen Miterlebens mit der Befriedigung des Nachahmungstriebes. Sodann

1) Daß auch das »Miterleben«, die »innere Nachahmung« diese Bestimmung nicht aufhebt, möchte ich ausdrücklich betonen.

ist die in c) hervorgehobene typische Verschiedenheit der Freude angenehmen und der an intensiven Reizen jedenfalls nur ein konkutives Merkmal und für die beiden nicht in ausschließendem Sinne charakteristisch. Denn wir finden bei Sinnesreizen auch sonst diesen Unterschied verwirklicht. Neben dem Süßen behagt uns auch beißend der Pfeffer oder Senf, neben dem Wohlriechenden auch intensiv Carbolgeruch, neben sanftem Streicheln eine kräftige Massage. Ähnliches ist über die Analogien, die nach d) hinsichtlich des Freiheitsgefühls bestehen, und über die Illusionen zu sagen, die eine letzte Gemeinsamkeit begründen.

Nach alledem kann ich den Beweis für die Behauptung, daß das Spiel für den ästhetischen Genuß der übergeordnete Begriff sei, nicht erbracht finden und möchte dazu noch Folgendes zu bedenken geben. Eine Subsumption hat nur dann wissenschaftlichen Werth, wenn der allgemeinere Begriff zuverlässig und eindeutig bestimmt ist oder werden kann. Dann und nur dann erleichtern wir uns die Arbeit an dem spezielleren, den wir ihm unterordnen. Man wird nun aber schwerlich sagen dürfen, daß der Begriff des Spiels der geklärtere, befestigtere, der Erkenntnis bereits sicherer und vollständiger einverleibt ist. Auch spielt er bei Groos in der weiteren Analyse des ästhetischen Genusses gar keine Rolle. Dann aber hätte es genügt auf die Verwandtschaft beider Begriffe hinzuweisen und daneben ihre Selbständigkeit und Verschiedenheit zu betonen. Durch das Verfahren von Groos wird die letztere verdeckt und der Zweck der Subsumption nicht recht deutlich.

Der ästhetische Genuß wird im zweiten Kapitel (S. 25–83) in sinnliche und geistige oder höhere Faktoren zerlegt. Jene umfassen die Qualitäten und Intensitäten der Empfindungen, die raum-zeitlichen Verknüpfungen der Sinnesdaten und Verwachsungen oder Verwebungen sinnlicher Inhalte (die ich früher Verschmelzungen genannt habe). Die geistigen Faktoren des ästhetischen Genusses »bestehen in Verwachsungen reproduktiver Inhalte mit dem sinnlich Gegebenen, in assoziativen Verknüpfungen und in bewußten Beziehungen«. Letzterer im Anschluß an E. Schraders Abhandlung gewählte Ausdruck bezeichnet logische Prozesse, insbesondere das ästhetische Urtheil. Groos vermeidet also, wie man sieht, die Begriffe des direkten und des assoziativen Faktors, weil sie, wie er meint, nicht ausreichen. Im Anschluß an diese Vorbemerkungen wird die Frage nach der ästhetischen Bedeutung der niederen Sinne behandelt. Einen Antheil derselben am ästhetischen Genuß giebt es nach Groos im weiteren Sinne, insofern ihre Empfindungsqualitäten um ihrer eigenen Lustwirkung willen genossen

werden können. Fordert man aber zum ästhetischen Genuß auch einen geistigen Gehalt der Sinneseindrücke, so kommen dafür nur die oberen Sinne (Gesicht und Gehör) in Betracht, weil nur sie zu uns reden, das Innenleben anderer Wesen verständlich machen.

So sehr bei dieser Erörterung anzuerkennen ist, daß sie einen absoluten Ausschluß der niederen Sinne vermeidet, so ist doch zu bestreiten, daß ein geistiger Gehalt nur den Eindrücken der beiden oberen Sinne zukomme. Blinde, insbesondere Taub-Blinde, wie Laura Bridgman, haben ein (wenn auch geringes) ästhetisches Vergnügen an Tasteindrücken, und der Tastsinn ist gerade für sie der redende Sinn geworden, der ihren geistigen Gehalt vermittelt. Ebenso wenig wird man den Gerüchen die Fähigkeit absprechen dürfen, höhere Faktoren ins Spiel treten zu lassen. Man braucht dabei nicht an die (hauptsächlich optische) Blumensprache zu denken. Ich bin daher der Ansicht, daß man überhaupt keinen Grund hat, die niederen Sinne prinzipiell vom ästhetischen Genuß auszuschließen¹⁾. Eine andere Frage ist die nach ihrer künstlerischen Bedeutung. Warum gibt es nicht in demselben Sinne, wie Künste für Gesichts- und Gehörsinn bestehen, auch solche für die niederen Sinne? Dafür lassen sich verschiedene Gründe anführen, z. B. die Unvollkommenheit der räumlichen Leistungen des Tastsinns, die qualitative Armuth seiner Empfindungen, die leichte Ermüdbarkeit des Geruchssinns, die Verbindung des Geschmacks mit vegetativen Funktionen u. a. Daraus geht keine absolute ästhetische Unbrauchbarkeit, sondern nur eine geringere Werthigkeit, eine größere Einschränkung in der Verwendung zu ästhetischen Zwecken hervor. Mit dem Unterschied zwischen dem sinnlich Angenehmen und dem »Schönen« hat übrigens diese Betrachtung nichts zu thun.

Innerhalb der Würdigung der sinnlichen Faktoren wird ferner von Groos auf eine dreifache Beziehung zur Reizintensität hingewiesen. Ein positiver ästhetischer Genuß entsteht nach ihm bei schwachen, das Zarte, Anmuthige repräsentierenden Reizen, sodann bei Reizen von normaler Intensität, die dem Vollkommenen entsprechen, endlich bei starken, uns überwältigenden, auf das Erhabene hinweisenden Reizen. Von diesem Unterschied wird auch ein beachtenswerther Gebrauch gemacht, um die kunstgeschichtliche Entwicklung, namentlich den Uebergang von der Renaissance zum Barock verständlich zu machen. Zu vermissen bleibt hier, wie in den Spielen der Menschen, eine genauere Analyse der Freude an angenehmen

1) Sehr richtig scheint mir in dieser Hinsicht, was Roetteken Poetik I 199 f. Anm. ausführt. Vgl. dazu jetzt auch die eingehende Klarstellung der ganzen Frage durch Volkelt (Zeitschr. f. Psychol. 29 S. 204 ff.).

und an intensiven Reizen, die namentlich mit Rücksicht auf die möglicherweise ganz verschiedenen Entstehungsbedingungen beider erforderlich wäre. Das einfache Schema der Abhängigkeit von der Intensität der Reize genügt keinesfalls, um diese ›Hauptgipfel‹ der Gefühlsbewegung im Sinne des Genusses begreiflich erscheinen zu lassen. Groos selbst erklärt auch, daß es sich dabei nicht um die sinnliche Seite der Eindrücke allein handle (S. 44).

Als das Wichtigste in dem ganzen Kapitel erscheinen mir die Ausführungen ›über die sinnliche Seite der ästhetischen Form‹. Bei der optischen Wahrnehmung von Raumformen wirken nämlich nach Groos Organempfindungen mit, die um so intensiver und gefühlsreicher sind, je mehr sie durch imitatorische Einstellungen aus bloß reproduktiven zu sinnlichen Faktoren werden. Auf ihnen beruht die lebhaft mechanische Interpretation der Formen und die eigenartige Färbung, die der ästhetischen Lust bei Rührung, Beklemmung, intensivem Gepacktsein zukommt. Auf die Entstehung derartiger sinnlicher Faktoren, die den stärkeren ästhetischen Genuß bedingen, arbeitet auch der Künstler hin. Ebenso wirken solche motorischen Erscheinungen bei dem Genuß gelesener poetischer Werke wesentlich mit. Die prinzipielle Bedeutung dieser Ausführungen sehe ich erstlich darin, daß sie im Gegensatz zu der üblichen Darstellung zeigen, wie der direkte Faktor nicht nur durch reproduktive, sondern auch durch sinnliche Elemente ergänzt werden kann, zweitens darin, daß sie die besonders von Lipps betonte und geschilderte mechanische Interpretation gesehener Formen auf die Mitwirkung von peripherisch erregten Organempfindungen wenigstens zum Theil zurückführen.

In der That wird durch diesen Nachweis der Betheiligung von Organempfindungen an den einen ästhetischen Eindruck repräsentierenden Sinnesdaten der Begriff des direkten Faktors ebenso wie der des assoziativen modifiziert. Eine genauere Betrachtung der reproduktiven Elemente führt, wie sich weiter unten ergeben wird, zu einem ähnlichen Resultat. Der Unterschied zwischen den sinnlichen und den reproduktiven Faktoren verliert dadurch zugleich seine ästhetische Bedeutung, wenn man von der Thatsache absieht, daß das in der Wahrnehmung Genossene lebhafter oder stärker erregt und wirkt, als das in der bloßen Vorstellung Genossene. Ebenso halte ich die Organempfindungen mit Groos für eine der Grundlagen oder Hilfsmittel, deren sich die mechanische Interpretation von Raumformen bedient. Aber die Frage, welche ästhetische Bedeutung einer solchen Interpretation denn innewohnt, wird von Groos nicht beant-

wortet. Es haftet doch den Organempfindungen nicht unmittelbar und selbstverständlich ein Lustwerth an, und man versteht daher nicht recht, inwiefern gerade eine zu solchen Empfindungen disponierende motorische Anlage ein Merkmal ästhetischer Empfänglichkeit sein soll. Hier kann nur die Lehre von der inneren Nachahmung, auf die Groos im weiteren Verlauf seiner Darlegung zurückkommt, das fehlende Glied in der Argumentation bilden. Die Ausführungen über die Aufgabe des Künstlers und den Genuß der Lesepoesie ändern an diesem Mangel nichts. Denn auch sie weisen bloß auf die Mitwirkung solcher Faktoren hin, ohne deren ästhetischen Werth aufzuzeigen.

Das dritte Kapitel (S. 85—127) handelt von den reproduktiven Faktoren des ästhetischen Genusses, d. h. von den Nachwirkungen früherer Erfahrungen. Wenn diese als selbständige Vorstellungen in der Form eigentlicher Assoziationen auftreten, so lenken sie von dem Gegenstande der ästhetischen Contemplation ab. Sie müssen sich vielmehr mit diesem oder den ihn darstellenden sinnlichen Faktoren zu einem Gesamteindruck verbinden, also mit ihnen »verwachsen«. Mittelbar können aber auch Assoziationen für den ästhetischen Genuß in Betracht kommen, indem ihre Nachwirkungen, besonders als ein ausgeprägter Gefühlsgehalt, mit der Wahrnehmung des ästhetischen Gegenstandes verwachsen. Damit nun aber eine solche Verwachsung sich bilde, müssen die reproduktiven Faktoren unter einander und mit den sinnlichen nach Vorstellungs- und Gefühlsgehalt so gut zusammenstimmen, daß ein einheitlicher Gesamteindruck möglich wird, und dürfen ablenkende Assoziationen sich nicht dauernd geltend machen. Dagegen hat die (von mir früher erhobene) Forderung eines nothwendigen und eindeutigen Zusammenhangs zwischen sinnlichen und reproduktiven Faktoren nach Groos eine nur relative Bedeutung, weil sie eine bestimmte Beziehung zwischen Gegenstand und Subjekt voraussetzt. Ebenso wenig darf man (wie ich gleichfalls gethan hatte) schlechthin fordern, daß die reproduktiven Faktoren selbst Contemplationswerthe sind, weil auch andere Werthe innerhalb des ästhetischen Genusses zu solchen werden können.

Diese Ausführungen, welche die in letzter Zeit viel diskutierte Beziehung zwischen dem directen und assoziativen Faktor, sowie die Bedeutung der Assoziation für den ästhetischen Eindruck behandeln, lassen wiederum die Frage offen, worin der ästhetische Werth einer solchen Verwachsung besteht. Die sinnlichen Faktoren erregen, »für sich allein betrachtet, einen recht ärmlichen Eindruck«. Und »auch die reproduktiven Faktoren des Eindruckes, für sich betrachtet,

sind einem ähnlichen Schicksal verfallen.« Es kommt vielmehr auf die Synthese beider Faktoren an. Aber die Verwachsung als solche ist bloß ein psychologischer Begriff, der erst durch seine Unterordnung unter ästhetische Prinzipien für die ästhetische Betrachtung bedeutungsvoll werden kann. Bisher hat uns Groos nach dieser Richtung wenig genug, nämlich nur die Verwandtschaft von Spiel und ästhetischem Genuß, geboten. Darum war auch bereits in dem Kapitel über die sinnlichen Faktoren Anlaß, die eigentlich ästhetische Erörterung zu vermissen. Es scheint mir nicht zweckmäßig, Unterscheidungen und Begriffe in der Aesthetik einzuführen, die nicht durch ästhetische Gesichtspunkte gerechtfertigt und begründet sind. Daß ich damit keineswegs einem anderen, als dem psychologischen Verfahren, das Wort rede, brauche ich wohl kaum zu sagen. In der Aesthetik als dem engeren Gebiet sind wir jedoch nicht auf jede psychologisch mögliche, sondern nur auf die für dieses Gebiet verwendbare Analyse angewiesen, und es empfiehlt sich daher, die Theorie des ästhetischen Genusses, das eigentliche Ziel der ganzen Betrachtung, überall in den Vordergrund zu stellen und daraus die Gesichtspunkte für jegliche Analyse abzuleiten. Da sinnliche und reproduktive Faktoren oben als Faktoren des ästhetischen Eindrucks eingeführt wurden, so war doch vor Allem zu zeigen, was sie, jeder für sich, in ästhetischer Beziehung leisten. Gerade hiervon ist aber bei Groos weder im zweiten noch im dritten Kapitel die Rede. Es fehlt also wiederum an dem, was ich schon oben in der »Einleitung in die Aesthetik« vermißt hatte, an einer Lehre von den gesetzmäßigen Verhältnissen zwischen den Gefühlen bzw. Werthurtheilen und den Bestandtheilen des ästhetischen Eindrucks.

Die Bedingungen der Verwachsung zwischen sinnlichen und reproduktiven Faktoren werden im Anschluß an meine früheren Ausführungen über den assoziativen Faktor (Viertelj. f. wiss. Philos. XXIII) entwickelt. Groos erklärt zunächst ein Zusammenstimmen zwischen beiden für nothwendig. Sie müssen nach Vorstellungs- und Gefühlsgehalt zu einander passen, wenn eine Verwachsung soll eintreten können. Dem nothwendigen und eindeutigen Zusammenhang den ich ferner gefordert hatte, wird nur eine relative Bedeutung zugesprochen. Selbstverständlich sind Forderungen immer nur als relative von mir gemeint gewesen, d. h. von den Voraussetzungen abhängig gedacht worden, unter denen sie erhoben werden. Eine solche Voraussetzung war nun in diesem Falle aber nicht die von Groos hervorgehobene Beziehung zwischen Künstler und Publikum oder ein bestimmter Kreis der Genießenden, sondern lediglich der vorher von mir entwickelte Begriff des ästhetischen Eindrucks. Ich

habe nicht danach gefragt, ob und wie sich ein solcher nothwendiger und eindeutiger Zusammenhang zwischen dem direkten und assoziativen Faktor realisiert, sondern nur erklärt, daß er eine Bedingung für die ästhetische Bedeutung des assoziativen Faktors sei, sofern dieser im Verein mit einem zugehörigen direkten ein ästhetisches Verhalten soll ermöglichen können. Wenn ich endlich von den reproduktiven Faktoren gefordert hatte, daß sie selbst Contemplationswerthe seien, so macht Groos ganz richtig geltend, daß andere Werthe, z. B. Zweckmäßigkeits-, Nützlichkeits-, sittliche Werthe u. dgl. nicht ausgeschlossen werden dürfen, weil sie Contemplationswerthe werden können. Aber sofern das der Fall ist, sofern diese Umwandlung sich vollzieht, wird ja meine Forderung offenbar befriedigt. Und ein solcher Uebergang außerästhetischer in ästhetische Werthe erscheint auch mir, wie ich in meinem Aufsatz über die ästhetische Gerechtigkeit (Preuß. Jahrb. 98) entwickelt habe, als eine wichtige und bedeutungsvolle Thatsache.

Aber es kommt mir jetzt nicht sowohl auf eine Rechtfertigung meiner früheren Bestimmungen, als vielmehr darauf an zu zeigen, daß alle solche Betrachtungen über die Vereinigung von sittlichen und reproduktiven Faktoren nicht die große und grundlegende Bedeutung haben, die ich selbst ihnen früher glaubte zusprechen zu müssen. Ueber die Schwierigkeit der Abgrenzung innerhalb der reproduktiven Faktoren kommt man trotz alledem nicht völlig hinaus. Dazu treten aber noch besondere Erwägungen, die eine Zerlegung in sinnliche und reproduktive Faktoren im Sinne von Groos oder Fechner für die Aesthetik zu einer bloß sekundären Angelegenheit machen. Schon damals, als ich den Aufsatz über den assoziativen Faktor ausarbeitete, machte mir die Thatsache, daß der direkte Faktor in der Lesepoesie eine ganz untergeordnete Rolle spielt, viel zu schaffen. Hegel hat bekanntlich die Poesie als eine Kunst für die Phantasie bezeichnet, also gar keinen Sinn gefunden, auf den sie direkt einwirkt. Jedenfalls ist unbestreitbar, daß die reproduktiven Faktoren eine unverhältnißmäßig größere Wichtigkeit für den Genuß der Poesie haben. Außerdem aber kann ja jedes Gemälde, jedes Musikstück in der Erinnerung genossen werden, ohne daß dadurch prinzipiell ein anderes Verhalten in der ästhetischen Contemplation und Werthung einzutreten brauchte. Die Nothwendigkeit von sinnlichen oder direkten Faktoren in meiner früheren Auffassung steht daher nicht fest, und es geht darum auch nicht an, von vornherein an dem ästhetischen Eindruck schlechthin die bekannte Unterscheidung der beiden Faktoren vorzunehmen.

Unterstützt wird diese Erwägung noch durch eine zweite Ueber-

legung. Jede für die Aesthetik und in ihrem Interesse vorgenommene Unterscheidung sollte ästhetischen Bedürfnissen und Gesichtspunkten dienen und entsprechen. Stellt man die Sonderung von direktem und assoziativem Faktor vor das Forum dieser Bestimmung, so muß zugestanden werden, daß sie sich vor ihm nicht recht auszuweisen vermag. Der direkte Faktor wirkt nicht in einer, ästhetisch betrachtet, anderen Form und Gesetzmäßigkeit auf uns ein, als der assoziative. Beide sind Contemplationswerthe und kooperieren in prinzipiell gleichartiger Weise zu der Bildung eines ästhetischen Gesamteindrucks. Das wird insbesondere deutlich, wo wir einen früheren direkten Faktor in der Erinnerung uns vergegenwärtigen und ästhetisch genießen. Gewiß ist die Zerlegung des Apperzeptionsaktes in einen perzipierten und einen apperzipierenden Bestandtheil von großer psychologischer Wichtigkeit, aber ich habe bereits betont, daß nicht Alles, was psychologisch bedeutungsvoll ist, auch ästhetisch belangreich sein müsse. Auch hieraus folgt, daß der geläufigen Unterscheidung von sinnlichen und reproduktiven Faktoren keine wesentliche Stelle in der ästhetischen Untersuchung gebührt. Bei Fechner wird diese Schwierigkeit dadurch verhüllt, daß er ein besonderes Assoziationsprinzip unter seine ästhetischen Prinzipien aufnimmt und damit anscheinend den assoziativen Faktor unter eine andere Gesetzmäßigkeit bringt.

Nun könnte man ja freilich behaupten — und Groos steht dieser Ansicht nahe —, daß nicht die einzelnen Faktoren für sich wohl aber ihr Zusammenwirken, das Ergebnis ihrer Vereinigung eine ästhetische Bedeutung habe. Dann würde es nicht sowohl darauf ankommen, die Bestandtheile der beiden Faktoren, als vielmehr die Beschaffenheit des aus ihnen hervorgegangenen Ganzen für den ästhetischen Eindruck in Anspruch zu nehmen. Analog dem neuerdings vielbehandelten Begriff der »Gestaltungsqualität« könnte es heißen die einzelnen Elemente einer Wahrnehmung sind für sich ästhetisch irrelevant, erst ihre Verbindung läßt eine ästhetische Qualität entstehen. Man wird sich dabei vielleicht auf die allgemach sehr in Aufnahme gekommene Einsicht berufen, daß eine komplexe Erscheinung im Seelenleben niemals einfach aus ihren konstituierenden Faktoren abzuleiten ist, sondern diesen gegenüber etwas Neues und Eigenartiges darbietet.

Aber auch auf dem Boden dieser Anschauung ist für unsere Frage nichts gewonnen. Denn zunächst bleibt es auch hier dabei, daß die sinnlichen Faktoren für die aus der Vereinigung beider Arten von Elementen hervorgehende ästhetische Qualität keine notwendige Rolle spielen, da ja auch Erinnerungs- und Phantasievor-

stellungen in gleicher Weise wirken können, wie die bisher allein berücksichtigten Verwachsungen zwischen sinnlichen und reproduktiven Faktoren. Die gemeinte ästhetische Qualität ist also sicherlich nicht an diese Vereinigung gebunden. Sodann ist bei einer solchen zweierlei denkbar: die konstituierenden Elemente können die ästhetische Qualität, die wir ihrer Verbindung zusprechen, bedingen oder nur eine zufällige Gelegenheit für ihre Bildung und Entwicklung abgeben. Da man im letzteren Falle natürlich gar keine Veranlassung hat, den sinnlichen und reproduktiven Faktoren selbst eine ästhetische Bedeutung beizulegen, so scheidet dieser von vornherein aus der weiteren Diskussion aus. Hängt dagegen die ästhetische Qualität von den »fundierenden Inhalten« ab, so daß deren Veränderung auch für jene eine Aenderung mit sich bringt, so fragt sich für uns hier, ob ihr Unterschied dabei eine charakteristische Rolle spielt. So lange nicht gezeigt wird, und von Groos ist ebenso wenig wie von mir in meinem früheren Aufsatz etwas Derartiges gezeigt worden, daß der Einfluß der sinnlichen oder direkten Faktoren ein prinzipiell anderer ist, als der der reproduktiven oder assoziativen, so lange wird es von ästhetischen Gesichtspunkten aus nicht erforderlich sein, diese Unterscheidung vorzunehmen. Hier lassen sich einfach die Erörterungen wiederholen, die wir bereits oben ausgeführt haben.

Ganz dahingestellt lasse ich die Schwierigkeiten, in die sich die hier absichtlich nur im Allgemeinen charakterisierte Ansicht, zu der die Einfühlungstheorien eine naheliegende Beziehung haben, aus anderen Gründen verwickelt. Ich meine damit hauptsächlich die Vernachlässigung des im Folgenden genauer zu bestimmenden direkten Faktors, dessen ästhetische Bedeutung dadurch nicht aus der Welt geschafft wird, daß man auf sein Zurücktreten oder Verdecktwerden in besonderen Fällen hinweist.

Diese Bedenken haben mich vor einiger Zeit veranlaßt, die alten Begriffe des direkten und des assoziativen Faktors aufzugeben und durch andere zu ersetzen¹⁾. Die neuen Begriffe haben mit der sinnlichen oder reproduktiven Natur der gegebenen Eindrücke nichts zu thun. Sie beziehen sich vielmehr nur auf den assoziativen Zusammenhang und das in diesen Zusammenhang eingehende Empfindungsmaterial. Auch die sinnlich wahrgenommenen Be-

1) Wenn ich in dem Aufsatz 'The Conception and Classification of Art (Univ of Toronto Studies, Psycholog. Ser. II) noch die alten Begriffe gebraucht habe so geschah es, weil ich an dieser Stelle über die Wahrnehmung nicht hinauszugehen veranlaßt war und sie für die logische Ordnung der verschiedenen Eintheilungsprinzipien gut verwandt werden konnten.

standtheile eines ästhetischen Eindrucks fügen sich oder widerstreben innerhalb eines apperzipierenden Bewußtseins assoziativen Beziehungen. Das was man z. B. äußere oder innere Wahrheit in der dramatischen Darstellung nennt oder was man als eine Harmonie zwischen Form und Gehalt in einem Kunstwerk bezeichnet, läßt sich auf solche assoziativen Wirkungen und Zusammenhänge zurückführen. Das allgemeine Prinzip, das diesen assoziativen Faktor beherrscht, ist, wie ich sage, das der Zusammengehörigkeit, vermöge dessen das mehr oder weniger assoziativ einander Fordernde gefällt, das mehr oder weniger assoziativ einander Hemmende bezw. Divergierende mißfällt. Ganz anders ist die Gesetzmäßigkeit bei dem Material, das in diesen Zusammenhang eingeht. Die räumlichen und zeitlichen Eigenschaften und Beziehungen sind ebenso dazu zu rechnen, wie die Intensitäten und Qualitäten. Jene nenne ich die formalen, diese die materialen Bestandtheile des ästhetischen Eindrucks. Hier ist das Feld aller besonderen experimentellen Untersuchungen bisher gewesen, Symmetrie, Farben- und Tonharmonie, rhythmische Gliederung haben hier ihre Stelle. Ein allgemeines Prinzip für diesen direkten Faktor aufzustellen, ist einigermaßen verfrüht, auch wohl von geringerer Bedeutung, da die verschiedenen Sinne und die verschiedenen Merkmale der Empfindungen die Anwendbarkeit eines allgemeinen Prinzips in Frage stellen. Vielleicht kann man cum grano salis von einem Prinzip der Uebereinstimmung sprechen und demgemäß das Uebereinstimmende zum Gefallen, das Nichtübereinstimmende zum Mißfallen in Beziehung setzen. Während aber assoziative Zusammengehörigkeit einen ganz bestimmten gleichförmigen Sinn hat, ist Uebereinstimmung für Farben eine andere als für Töne und für räumliche Formen und in jedem Falle besonders zu untersuchen.

Durch diese neuen Begriffe des direkten und des assoziativen Faktors werden die Schwierigkeiten, die den alten anhaften, beseitigt. Zunächst kann ihre Abgrenzung kein eigentliches Problem bilden, insofern zu einem direkten Faktor, der nicht etwa bloß eine einfache Qualität wäre, selbstverständlich auch ein assoziativer für das entwickelte Bewußtsein gehört. Es kommen ja keine neuen Vorstellungen durch diesen assoziativen Faktor hinzu, nicht einmal neue mit dem direkten verwachsene Elemente, sondern er ist in, an und mit dem gegebenen Empfindungsmaterial wie eine adhärierende Bestimmung verbunden. Treten aber reproduktive Bestandtheile zu vorhandenen sinnlichen hinzu, so lassen sich an ihnen gleichfalls die beiden Faktoren in der neuen Bedeutung unterscheiden. Damit ist zugleich gesagt, daß es ferner für diese Unterscheidung prinzipiell

gleichgiltig ist, ob der Eindruck sich aus sinnlichen oder reproduktiven oder beiden Elementen zusammensetzt. Assoziative Zusammengehörigkeit ist an solche Bestimmungen nicht gebunden. Endlich liegen hier in der That verschiedene ästhetische Wirkungen und Prinzipien vor, und es hat daher die Sonderung dieser Faktoren eine klare ästhetische Bedeutung. Ich glaube darum, daß diese neuen Begriffe des direkten und des assoziativen Faktors berufen sind, an die Stelle der alten zu treten, und hoffe bald in der Lage zu sein, eine ausführlichere Begründung und Durchführung dieser Ansicht zu bieten.

Wir übergehen vorläufig eine andere wichtige Bestimmung des dritten Kapitels und lassen die Ausführungen über die Arten der Verwachsung von sinnlichen und reproduktiven Faktoren bei Seite, um uns sofort der bewußten Beziehung des ästhetischen Urtheils im vierten Kapitel (S. 129—177) zuzuwenden. Für dieses, das als Verständnißurtheil, als subjektives und objektives Werthurtheil auftreten kann, gilt nach Groos Aehnliches wie für die Assoziation, indem es vielfach Gefühlswerthe mit sich führt, die nachwirkend und verwachsend den ästhetischen Genuß erhöhen können. Dabei eignet dem Verständnißurtheil diese Bedeutung theils durch seinen Inhalt, theils durch die in ihm erlangte Befriedigung des Erkenntnißdranges, mag es sich nun um ein Wiedererkennen oder um die Auflösung von Allegorien oder in feinsten Form um das Verständnis von kausalen Beziehungen handeln. Werthurtheile, welche die ästhetischen Urtheile im engeren Sinne bilden, sind solche Urtheile, die einen Werth konstatieren. Das ästhetisch Werthvolle ist ein engerer Begriff, als das ästhetisch Wirksame, insofern es eine bedeutendere Lust und eine gewisse Allgemeinheit der Schätzung voraussetzt. Verschiedene Grade des Werthvollen in Folge verschiedener Grade der Befriedigung lassen eine Norm oder ein Ideal als Maßstab entstehen, das den genießenden Subjekten und den beurtheilten Gegenständen, insbesondere der Kunst, gegenüber zur normativ allgemein gültigen Forderung wird. Zum Ideal eines werthenden Subjekts gehört sittliche Höchstwerthigkeit, feine Bildung und Feingefühl, weiser Sinn für das Allgemein-Bedeutungsvolle und ein Maximum von spezifisch ästhetischer Befähigung, in der natürliche Anlage neben der Beherrschung der erforderlichen technischen und historischen Kenntnisse eine Rolle spielt. Zum Ideal eines ästhetischen Objekts gehört Schönheit, d. h. sinnliche Wohlgefälligkeit, ferner gattungsmäßige Vollkommenheit, die Vollkommenheit des Individuell-Charakteristischen, Zweckmäßigkeit in verschiedenen Richtungen, getreue Wiedergabe der Natur und technische Vollkommenheit.

Hier endlich stoßen wir bei Groos auf den Versuch, Werthabstufungen zu bestimmen und zu begründen und damit die Lücke auszufüllen, die in der ›Einleitung in die Aesthetik‹ vorhanden war. Dabei wird aber merkwürdiger Weise nicht das Gefallen und Mißfallen als Maßstab benutzt, sondern ein Ideal des werthenden Subjekts bzw. des gewertheten Objekts aufgestellt. Nicht also virtuelle Werthgesetze, sondern allgemeine und umfassende Voraussetzungen über das urtheilende Individuum und den beurtheilten Gegenstand sollen die Grade des Werthvollen abschätzen helfen. Diese Ideale ergeben sich nach Groos aus den werthenden Vergleichen der Objekte und Subjekte. Da nun aber gar keine Untersuchungen darüber erwähnt und mitgetheilt werden, so ist wahrscheinlich der Verf. selbst derjenige gewesen, der diese werthende Vergleichung vorgenommen hat. Also letzten Endes ist der Maßstab, an dem alle Werthe und Ideale von normativer Allgemeingiltigkeit gemessen worden sind, das Werthurteil von Groos. Abgesehen davon, daß die allgemeine Giltigkeit dieses Werthmaßstabs in Folge seiner individuellen Begründung eine ganz problematische ist, dürfte es auch schwer sein, mit seiner Hilfe einigermaßen sicher Werthabstufungen zu vollziehen. Denn dazu würde gehören, daß man die Größe der Abstände von den aufgestellten Idealen abzuschätzen vermöchte. Endlich aber sind die Begriffe, die zur genaueren Bestimmung der Ideale dienen, zumeist so vage und allgemeine, daß sie für die konkrete Anwendung so wie so keine exakte Grundlage bieten. Man denke nur an Feingefühl und feine Bildung, an Weisheit und spezifisch ästhetische Befähigung, an gattungsmäßige Vollkommenheit und individuelle Charakteristik. Für die Kunstkritik mögen solche Ausdrücke genügen, aber der wissenschaftlichen Aesthetik ist es um Begriffe zu thun, deren Inhalt nicht von der jeweiligen Anwendung abhängig ist.

Zu diesen Bedenken gesellen sich noch andere, unter denen namentlich auf einen von Witasek neuerdings (Archiv f. systemat. Philos. VIII S. 186 f.) geltend gemachten Gesichtspunkt und damit Zusammenhängendes hingewiesen sei. ›Für Beschaffenheit, Art und Wesen eines Werththatbestandes ist es einerlei, ob er selbst wieder Objekt eines neuen Wertes ist oder nicht‹. Hiernach ist eine vergleichende Bewerthung werthender Subjekte und gewertheter Objekte ohne eigentliche Bedeutung für die ästhetischen Werthe selbst. In einem gewissen Zusammenhange damit steht es, daß wir uns in der ästhetischen Auffassung und Befriedigung im Allgemeinen durch die Rücksicht auf Ideale werthender Subjekte oder gewertheter Objekte nicht beeinflussen lassen. Einen drastischen Ausdruck finde

diese Thatsache zuweilen in der Aussage: Dies Bild oder Buch mag ja wohl großen Werth haben, aber es gefällt mir nicht. Daß etwas also für werth gehalten wird oder werden soll, kann für das ästhetische Genießen selbst ganz gleichgiltig sein. Eine Aesthetik, die diesem Thatbestande nicht gerecht zu werden weiß, die in normativen Scheingesetzen auf die wirklichen ästhetischen Urtheile keine Rücksicht nimmt, verbaut sich nach meiner Ansicht dadurch das Verständnis für die empirischen Erscheinungen des ästhetischen Verhaltens.

Ich weiß sehr wohl, daß das, was ich verlange, die Aufstellung virtueller Gesetze, die das Gefallen und Mißfallen von ganz bestimmten, einfachen Bedingungen funktionell abhängig machen, nicht im Handumdrehen geleistet werden kann¹⁾. Dazu bedarf es eingehender Untersuchungen auf dem Wege experimenteller und vergleichender Methode. Ich kann darum die Angaben von Groos, denen ein vorläufiger Werth nicht abgesprochen werden soll, nicht durch positive Regeln ohne Weiteres ersetzen. Aber auch die allgemeine Einsicht in die Aufgaben einer wissenschaftlichen Aesthetik ist nicht zu verachten. Für diese ist es m. E. viel wichtiger zu wissen, worauf sich der ästhetische Genuß eines Objekts gründet, d. h. von welchen Bedingungen er abhängt, als den Werth dieses Genusses zu bestimmen. Nur wenn es uns gelingt, derartige virtuelle Zusammenhänge zu sichern, können wir die Aesthetik im Geiste der allgemeinen Psychologie als eine allgemeingiltige, von zufälligen Subjekten und Objekten unabhängige Wissenschaft aufzubauen hoffen. Ueber die zufällige Geltung der Geschmacksurtheile, die hier und da von diesem und jenem gefällt werden, kommen wir damit freilich nicht hinaus. Aber wir sind dann im Stande, sie zu erklären und auf ihre wirklichen Faktoren zurückzuführen. Man kann sich dies Verhältnis zwischen den einzelnen ästhetischen Aussagen und den ästhetischen Gesetzen auch durch ein einfaches Beispiel klar machen. Wenn es an einem Ort in Deutschland regnet, so braucht es nicht überall zu regnen, ja es ist sogar sehr unwahrscheinlich, daß es geschieht. Aber die Bedingungen, von denen Regen abhängig ist, sind mit diesem Erfolge allgemeingiltig verbunden. Kant unternahm daher eine hoffnungslose Aufgabe, als er die logische Berechtigung des Anspruchs von Geschmacksurteilen auf Allgemeingiltigkeit nachweisen wollte. Eine solche kann nur bestehen unter der einigermaßen naiven Voraussetzung allgemeingiltiger, d. h. für jedes Individuum in gleicher Weise vorhandener Bedingungen.

Eine Aesthetik, wie sie hier gedacht ist, wird zu einer reinen

1) Der erste Versuch in dieser Richtung stammt m. W. von Hutcheson.

Psychologie der ästhetischen Thatsachen und kann darum die höheren oder niedere Werthung der einzelnen Geschmacksurtheile und der sie äuernden Subjekte getrost der in dieser Hinsicht sehr leistungsfähigen praktischen Kritik überlassen. Die ästhetisch empfänglicheren und geübteren Individuen dienen unserer Wissenschaft nicht als Maßstab für die Giltigkeit und Brauchbarkeit von Geschmacksurtheilen, wie bereits Home fälschlich annahm und auch Groos zu glauben scheint, sondern nur als reichere Quelle für die Untersuchung des ästhetischen Thatbestandes. Wir erforschen ja auch nicht die Mannichfaltigkeit der Farbenempfindungen an Farbenblinden und treffen unter unseren Versuchspersonen gern eine Auswahl mit Rücksicht auf die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Aussagen. Darum spielt für die Aesthetik als Wissenschaft, sowie ich sie auffasse, das Ideal eines werthenden Subjekts gar keine Rolle. Etwas anders verhält es sich mit dem Ideal eines gewertheten Objekts. Dieses kann rationell in folgender Weise konstruiert werden. Jeder Gegenstand ist ein Complex, dessen einzelne Bestandtheile eine virtuelle ästhetische Bedeutung haben. Zieht man aus diesen eine Resultante, so kann man verschiedene Objekte hinsichtlich des resultierenden ästhetischen Werthes mit einander vergleichen. Von hier aus läßt sich prinzipiell ein ideales Objekt gewinnen, bei dem die resultierende Wirkung am größten wäre. Doch müßte man natürlich dahingestellt lassen, ob nicht verschiedene Objekte in dieser Hinsicht gleich stehen, da dieselbe Resultantengröße aus verschiedenen Combinationen von Componenten hervorgehen kann. Da nun aber die Geschmacksurtheile niemals bloß vom Gegenstande, sondern auch von dem urtheilenden Subjekt, dessen Dispositionen angeborener und erworbener, dauernder und vorübergehender Art abhängig sind, so wäre mit einem solchen Ideal des gewertheten Objekts auch nicht viel gewonnen. Insbesondere stände mit diesem nicht zugleich das Ideal eines werthenden Subjekts fest, wie nicht näher dargelegt zu werden braucht.

Der tiefero Grund, warum Groos den ästhetischen Gesetzen in unserem Sinne keine Beachtung geschenkt hat, wird uns in dem fünften Kapitel (S. 179—211) über die innere Nachahmung klar. Schon im dritten Kapitel hieß es an einer von uns oben übergangenen Stelle: »Das Bereich möglicher reproduktiver Faktoren wäre . . . soweit unumschränkt, als durch ihr Erleben unseren ererbten und erworbenen Bedürfnissen nicht so sehr widersprochen wird, daß die Lust an der Bethätigung des Miterlebens nicht mehr ausreicht, um die so entstandene Unlust zu tragen. Ich glaube, daß diese allerweiteste Bestimmung, die ich in meinen früheren

Schriften vertreten habe, rein theoretisch die richtigste ist. Selbstverständlich wird aber, da wir doch ein möglichst großes Vergnügen haben wollen, trotzdem die positive Formulierung als Postulat bestehen bleiben, die direkt verlangt, daß der Inhalt der reproduktiven Faktoren selbst überwiegend lustvoll sei« (S. 114). So wird nun auch im fünften Kapitel das innere Miterleben als »das eigentliche Centrum des ästhetischen Genießens« bezeichnet. Zwar seien daneben »die sinnliche Freude an angenehmen und intensiven Reizen« und »das weite Gebiet der ästhetischen Beurtheilungen« anzuerkennen, »aber alles, was zu dem vollen Aufgehen im ästhetischen Genuß gehört, ist getragen von diesem mächtigen Strome« (S. 183 f.). Dieses innere Miterleben leistet jetzt nicht mehr, wie früher, die Ablösung eines Scheins vom Gegenstande, es besteht in Verwachsungen von akustischen und optischen Sinnesdaten mit thatsächlichen oder reproduzierten Organempfindungen, sowie mit abstrakteren Vorstellungen und Gefühlen. Es äußert sich dabei hauptsächlich in einer Theilnahme an den Bewegungen, Spannungen, Haltungen wahrgenommener Objekte, als ob sie an uns selbst stattfänden, und an den in Ausdrucksbewegungen und -haltungen sich kundgebenden psychischen Vorgängen und Zuständen, als ob diese unsere eigenen wären. Dieses Miterleben kann man nach Groos genauer als eine innere Nachahmung bezeichnen, weil beim vollen Genießen andeutende, ein Stadium imitatorischer Einstellung und Adjustierung repräsentierende Bewegungen wirksam sind, die ein körperliches Theilnehmen entstehen lassen. Vielfach finden diese Bewegungsimpulse in anderen Organen, als den der äußeren Nachahmung des wahrgenommenen Objekts dienenden, statt.

So ist demnach das Spiel der inneren Nachahmung noch immer für Groos die eigentliche und hauptsächliche Quelle des ästhetischen Genusses. Wo räumliche und zeitliche Formen sich der Betrachtung darbieten, da ist der intensive Genuß ein inneres Miterleben im Sinne der Nachahmung mit Hilfe von Organempfindungen. Daraus begreift es sich, daß gelegentlich eine gute Dosis motorischer Veranlagung als ein Merkmal höherer und stärkerer ästhetischer Empfänglichkeit bezeichnet wird. Aesthetische Lust ist also im engeren Sinne noch immer die Lust am Miterleben, an dem Spiel der inneren Nachahmung, gleichviel welches der Anlaß dazu sein mag. Das Objekt muß nur geeignet sein, für solch ein Spiel die Gelegenheit zu bieten, und man muß guten Willen und Zeit haben, die innere Nachahmung sich entwickeln zu lassen. Die sinnliche Freude hat nach den früheren Darlegungen eine nur untergeordnete Bedeutung, und die ästhetischen Beurtheilungen sind von keiner unmittelbaren und selbst-

ständigen ästhetischen Wirkung, da sie ja Werthe nur konstatieren, also bereits voraussetzen. Trotz aller Einschränkungen hat somit Groos einen wesentlichen Bestandtheil seiner älteren Theorie auch jetzt noch festgehalten.

Die Hauptsache hat leider Groos auch diesmal nicht gezeigt, nämlich den Zusammenhang zwischen der ästhetischen Qualität eines Objekts und dem Miterleben, bezw. der Lust aus dem Spiel der inneren Nachahmung. Thatsache ist, daß unser Geschmacksurtheil vielfach auf ein solches Spiel gar keine Rücksicht nimmt, daß der Werth eines Gemäldes oder Gedichts zumeist nach anderen Gesichtspunkten abgeschätzt wird, als nach ihrer Fähigkeit, ein Miterleben einzuleiten oder sich entfalten zu lassen. Groos selbst scheint auch nur für den intensiven Genuß diese Lust und ihre Ursache zu fordern. Dann aber ist sie für den ästhetischen Genuß überhaupt nicht wesentlich, sondern nur für dessen Steigerung ein unentbehrlicher Faktor. Es scheint mir auch ganz ausgeschlossen, so lange ich nicht eines Besseren belehrt werde, daß zwischen dem Miterleben und seinem Gegenstande diejenige einfache Beziehung obwaltet, die es erlauben würde, den ästhetischen Genuß auch nur der Hauptsache nach auf dasselbe zurückzuführen. Ich kann in der That — eine Ansicht, die Groos selbst als eine mögliche hinstellt — in der inneren Nachahmung nur eine natürliche Begleiterscheinung sehen, die gewiß auch ihrerseits den ästhetischen Genuß zu beeinflussen vermag, aber kein konstitutives Element, welches schlechthin das Centrum oder, wie es an anderer Stelle heißt, das Köstlichste an dem ästhetischen Genuß ausmacht. Insbesondere die Beobachtung räumlicher Gestalten, wie der verschlungenen, komplizierten Ornamente, scheint mir zu lehren, daß die innere Nachahmung viel zu schwerfällig und einfach ist, um das zu leisten, was Groos ihr zuschreibt. Hier handelt es sich um keine sinnliche Freude an intensiven oder angenehmen Reizen, ebenso wenig um nachwirkende ästhetische Beurtheilungen, auch kann der ästhetische Genuß sehr lebhaft sein — aber auf die innere Nachahmung kann ich ihn schon deshalb nicht gründen, weil sie ganz unvernünftig ist, diesem Formenreichtum und dieser Feinheit der Curven gerecht zu werden. Die simultane Mannichfaltigkeit in der Gesichtswahrnehmung läßt sich durch nachahmende Bewegungen und Haltungen überhaupt nicht anders, als in mühseliger sukzessiver Synthesis wiedergeben, die den Genuß schwächt und stört, statt ihn zu heben. Ich habe m. a. W. optisch viel mehr, als ich in Organempfindungen ausdrücken kann. Was hier gilt, wird natürlich anderswo erst recht gelten, wo die Bedingungen für eine innere Nachahmung noch ungünstiger liegen. Man denke nur an die Musik, bei der

auch die »symbolische Nachahmung durch den Atmungsapparat« nach meiner Erfahrung den Genuß weder hervorbringt noch fördert ¹⁾).

Ist so, wie ich glaube, das Miterleben mit seinen Organempfindungen kein integrierender Bestandtheil des ästhetischen Genusses, so läßt sich auch umgekehrt zeigen, daß innere (und äußere) Nachahmung sich ereignen kann, ohne daß ein ästhetischer Werth vorliegt. Ich sehe z. B., wie Jemand sich abmüht, eine Thür aufzuschließen, und dabei allerlei Bewegungen und Spannungen erkennen läßt, oder die ungewöhnliche, aber keineswegs anziehende Haltung eines Menschen beim Gehen erregt meine Aufmerksamkeit. In diesen Fällen empfinde ich einen starken und unwillkürlichen Trieb zur Nachahmung, ohne daß es zu gleichen Bewegungen zu kommen braucht, und Organempfindungen, die mir den wahrgenommenen Zustand als meinerseits erlebt vortäuschen, drängen sich auf. Auch ein Gefühl der Befriedigung an dem Akt des Miterlebens kann vorhanden sein. Trotzdem habe ich bisher immer gemeint, daß ich mich auf diesem Wege durchaus nicht an dem Vorgang des Thüraufschließens oder an jener häßlichen Körperhaltung ästhetisch erfreut habe. Dagegen würde ich darin sehr wohl ein Vorstadium oder Analogon der künstlerischen Produktion erblicken können. Wenn ich endlich erwäge, daß Kinder und Thiere, denen ich eine ästhetische Auffassung zuzusprechen Bedenken trage, diese Nachahmungstendenzen in besonders ausgeprägter Form offenbaren, so scheint mir auch diese Thatsache gegen die Groos'sche Theorie zu sprechen.

Soweit ich sehe, wird man daher sagen müssen, daß dieser Rest der älteren Lehre nicht erhalten zu werden verdiente, obwohl er eine ganz veränderte psychologische Fassung und eine wesentliche Einschränkung seiner Geltung erfahren hat. Damit sei nicht bestritten, daß lebhaftes Contemplation unwillkürlich derartige imitatorische Einstellungen und zugehörige Organempfindungen entstehen läßt, so wenig wie die Bedeutung des Miterlebens beseitigt werden soll. Aber das Zentrum des ästhetischen Genusses kann die Lust daran nicht sein, weil ästhetischer Genuß ohne innere Nachahmung und sie ohne ästhetischen Genuß vorkommt, weil sie viel zu dürftig ist, um der ganzen Fülle der ästhetischen Objekte gerecht zu werden, und weil zwischen ihr und dem ästhetischen Werth keine Proportionalität besteht.

Die beiden letzten Kapitel des Buches, von denen das sechste (S. 213—236) die ästhetischen Illusionen, das siebente

1) Oder sollte vielleicht die unglückliche »Theorie« von F. von Hausegger (Die Musik als Ausdruck), zu der die Lehre von der inneren Nachahmung überleiten kann, hier aushelfen?

(S. 237—256) die ererbten Triebe behandelt, bringen keine Ergänzung in prinzipieller Hinsicht und mögen daher nur in wenigen Worten besprochen werden. Trotz der Einwände, die gegen die Anwendung des Illusionsbegriffs auf den ästhetischen Thatbestand und gegen damit zusammenhängende Begriffe, wie Langes bewußte Selbsttäuschung, neuerdings erhoben worden sind, glaubt Groos die Berechtigung derartiger Ausdrücke anerkennen zu sollen und unterscheidet mehrere Arten der ästhetischen Illusion, die allerdings als eine aufkeimende der vollendeten, als eine erfreuliche der gleichgiltigen oder unangenehmen Täuschung gegenübergestellt wird. Ich bin dagegen nach wie vor der Ansicht, daß Illusion und Täuschung Begriffe sind, die zur Schilderung des ästhetischen Verhaltens nicht passen. Abgesehen von dem durch sie vorausgesetzten, für dieses nicht zutreffenden Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Schein, schließt der psychologische Begriff der Illusion eine Veränderung des sinnlich gegebenen Eindrucks in sich oder eine Ergänzung desselben durch nicht normale, nicht nothwendige, nicht allgemeingiltige Vorstellungselemente. Wer einen Baumstumpf für ein Gespenst hält, das ihm droht, oder in einem unartikulierten Schrei eine warnende Stimme erkennt, steht unter der Herrschaft von Illusionen, weil hier das sinnliche Material an sich nicht ausreicht, derartige Auffassungen hervorzurufen. Ein Gemälde aber nicht als das, was es darstellt, sondern etwa als Farbenklexe auf der Leinwand beurtheilen und ›sehen‹, würde heißen, daß entweder ein besonderer Standort für seine Beobachtung gewählt oder die Absicht vorhanden ist, die vorgefundenen Farben und Formen nicht normal, nicht wie in der Natur auf sich wirken zu lassen. Die ästhetischen ›Illusionen‹ gehören, um mit Parish (Ueber die Trugwahrnehmung S. 4 f.) zu reden, zu den ›gesetzmäßig auftretenden Sinnestäuschungen‹, d. h. sie sind normale Wahrnehmungen und keine Illusionen. Wenn Groos erklärt: ›Wir beginnen bei dem Anblick eines Gemäldes wohl jedesmal mit der objektiv richtigen Verwachsung, indem wir ein Stück bemalter Leinwand vor uns sehen‹, so muß ich diese Angabe für mich wenigstens ablehnen. Denn bemalte Leinwand kann ich, wenn ich nicht gerade zur Besichtigung aus allernächster Nähe oder ganz von der Seite übergehe oder gar den Tastsinn zu Hilfe nehme, gar nicht vor mir sehen. Ich kann es nur wissen, wie der Eindruck von Personen, Wasser, Bäumen u. dgl. in diesem Falle hervorgebracht ist. Dieses Wissen aber ist für das ästhetische Verhalten, sofern ich nicht eine Beurtheilung der künstlerischen Technik vornehme, und ich befinde mich hier in Uebereinstimmung mit Groos, ohne positive Bedeutung. (Vgl. hierzu die treffenden Bemerkungen

in der viel zu wenig beachteten Abhandlung von Kirschmann, Philos. Stud. VII S. 370 ff.).

In dem Kapitel über die ererbten Triebe werden Bedürfnisse der Sinne und der Aufmerksamkeit, Kampf- und Geschlechtstrieb, der Nachahmungstrieb und die sozialen Triebe gewürdigt. Den Schluß (S. 257—63) bildet eine kurze Betrachtung der monarchischen Einrichtung des Bewußtseins, die in dem älteren Buch an den Anfang gestellt worden war. Zugleich liefert er eine Zusammenfassung aller im Vorhergehenden aufgeführten Faktoren des ästhetischen Genusses. Die Fülle ästhetischer Wirkungsmöglichkeiten erhält eine Peripherie und ein Zentrum zugewiesen. Jene wird bestimmt »durch den alles umfassenden Begriff des spielenden Erlebens von überwiegend lustvollen Inhalten, die an die Wahrnehmung eines objektiv Gebotenen gebunden sind. Hieraus ergibt sich für uns die volle Freiheit, dem ästhetischen Genuß in allen seinen nur irgend möglichen Formen gerecht zu werden«. Daß diese Peripherie bereits zu eng gezogen ist, ersieht man namentlich an der »Wahrnehmung eines objektiv Gebotenen«. »Das Centrum aber liegt für uns in dem vollen Zusammenwirken sinnlicher und reproduktiver Faktoren, das in der ästhetischen Personifikation und dem inneren Nachahmen seinen Höhepunkt erreicht«. Auch diese Annahme können wir nicht theilen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ich in meiner Anzeige vielmehr die trennenden, als die verbindenden Punkte in Groos' und meinen Anschauungen habe hervortreten lassen. Darum möchte ich ausdrücklich feststellen, daß nicht nur der Boden psychologischer Betrachtungsweise, sondern auch viele Einzelheiten in dem mit wohlthuender Klarheit und Frische geschriebenen Buche meine Zustimmung haben. Daß ich in dem Ganzen einen wirklich beachtenswerthen Beitrag zur ästhetischen Litteratur der Gegenwart erblicke, mag schon die Länge dieser Rezension darthun, die gleich den, wie die Fortentwicklung der eigenen Lehren zeigt, rein auf die Sache gerichteten Bemühungen von Groos um die ästhetische Erkenntnis eine Klärung ihrer prinzipiellen und allgemeinen Probleme anstrebt.

Würzburg.

Oswald Külpe.

Torp, Alf, Etruskische Beiträge. Erstes Heft. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1902. VI, 110 S. 6 M.

Etruskisch zu arbeiten, ist undankbar. Die Ergebnisse, die etwa an der Oberfläche lagen, sind längst eingebracht, neue nur durch mühsamste Detailforschung zu erzielen. Aus unsicheren Praemissen Richtiges zu raten, ist die Aufgabe des Etruskologen. Das ist aber eine schwere Kunst, die niemand fortgesetzt ausüben kann. Zum Raten gehört Phantasie. Nüchterne Gelehrsamkeit allein, und sei sie noch so solide, wird das Etruskische nicht aufhellen. Darum soll sie aber über Mißratenes der Etruskologen nicht gleich hochmütig die Nase rümpfen — sondern es besser machen. Denn der Standpunkt, das Etruskische etwa so lange zu den Akten zu legen, bis sich eine ordentliche Bilingue findet, ist doch schwerlich berechtigt; das hieße, die Sache ev. ad calendae graecas verschieben. Andererseits braucht sich ein Etruskologe nicht durch falsches Raten von weiteren Versuchen abschrecken zu lassen. Mancher verdiente Gelehrte hat sich im Etruskischen »blamiert«. Wenn er trotzdem die Flinte nicht ins Korn wirft, sondern sich unverdrossen dem schwierigen Probleme weiter widmet, so ist das höchst anerkennenswert. Nur der Mut, zu irren, kann hier zum Ziele führen. Schon festzustellen, was z. B. »ist« heißt, ist im Etruskischen eine Leistung. Auf anderen Gebieten läßt sich allerdings in der gleichen Zeit weit mehr, oder doch etwas, was nach weit mehr aussieht, vor sich bringen.

Wenn sich nun trotz dieser ungünstigen Lage der Dinge sogar neue Leute finden, die sich dem Etruskischen weihen, so dürfen sie von vorn herein auf Dank rechnen. Mit dieser Empfindung trat ich Torps Buche gegenüber und — um es gleich hier zu sagen — werde ich auch unten wieder von ihm Abschied nehmen. Es zerfällt in drei Kapitel: Zur Verbalflexion, zu den Zahlwörtern, zur Nominalflexion.

Im ersten Kapitel sucht Torp dem Etruskischen, im Gegensatz zu Pauli, scharf von einander geschiedene Praesentien und Praeterita zuzuweisen. Ferner bemüht er sich, Imperative in größerer Zahl zu entdecken, während bisher nur einzelne Forscher solche ganz gelegentlich ins Auge gefaßt hatten. Im Einzelnen sei das Folgende bemerkt.

Wenn *turu* Beiname eines Pumpu ist (S. 4 Anm. 2), so könnte es vielleicht CIE. no. 4370 (*turu*) der eines Herini sein: »... Herini, des Aule (und) der Titi (Sohn), Turu« — Bedeutung »freigebig«. Zu seinen mit *-tur* (d. i. »gegeben«) gebildeten Namen (*Feltur*

u. a.), an die ich trotz türkischer Bildungen mit *-verdi* ›hat gegeben‹ oder hebr. Jonathan wegen ihres zu schön indogermanischen Parallelismus (neben *-θur*, d. i. ›-gezeugt‹, in *Velθur* u. a.) nicht glaube, hätte Pauli übrigens auch *Evantra*, den Namen einer Lautniša CIE. no. 4792, 4793 (›die von *Evan* Gegebene‹, nämlich von der *Evan* aus der Umgebung Aphrodites auf Spiegeln bei Gerhard V, 28, CCXXXII, 87a), stellen können (BB. 25, 212 [bezw. 26, 55]).

Zu *mi ma* (S. 12/3): Diese Verbindung wird sich auch noch an einigen anderen Stellen finden. So z. B. Ga. 939: *mi ma lena larθia puruhenas*. *Malena* (neben *malstria*) ist als ›Spiegel‹ gar nicht so wahrscheinlich; denn auf einen Spiegel brauchte man doch nicht noch besonders darauf zu schreiben, daß es ein Spiegel sei. Das sah ja jeder, wie es denn auch sonst nie darauf steht. An uns, die wir natürlich das etruskische Wort gern wissen möchten, dachte man damals leider nicht. So werden besonders von den zahlreichen angeblichen Wörtern für Gefäße gewiß manche zu streichen sein, die ›Goldspange‹ (Fa. 806, nach Pauli: ›Dies (ist) die Goldspange des Arnth Velavešna‹) u. a. werden verschwinden müssen. Zu dem Namen *Lena* (Gen.) wäre *Lenui* CIE. no. 2415 zu vergleichen.

Daß ›ist‹ neben *ma* (was ziemlich plausibel ist) auch *ama* laute (S. 15), ist eigentlich nicht gerade sehr wahrscheinlich. *Ame* ›war‹ würde aber gut zu *ama* ›ist‹ passen, insofern Torps Scheidung von praesentischem *-a* und praeteritalem *-e* vieles für sich hat. Auch *me* als ›war‹ zu nehmen (S. 54), ist dann Systemzwang.

Šta ›weilt‹ (S. 20 ff.) wird auch noch in Fa. 2586: *larθ šta* (Deecke, Etrusk. Forsch. III, 178 no. 15) stecken.

Die Inschrift auf dem interessanten Spiegel mit der Abbildung, wie Juno dem Hercules ihre Brust reicht, deutet Torp so, wie ich sie mir auch ungefähr zurecht gelegt hatte (S. 22 folg.). *Sc-e* würde neben *šc-une* vortrefflich zum Praesens *šc-una* passen, nur kann es nicht ›gewährte‹ bedeuten, sondern es müßte vielmehr ›nahm‹ heißen (›er nahm die Brust‹ — *θra*). Torp verwechselt hier augenscheinlich deutsches ›säugen‹ und ›saugen‹ (gesäugt werden), wenn er von ›dem die Hera säugenden Herakles‹ spricht.

Sacniša (S. 32 folg.) findet sich wohl auch Notizie degli scavi 1885, S. 65: *aseies. ha sacn. iša* (lies: *sacniša*).

In einer ganzen Reihe von Fällen hat Torp Fabretti oder Gammurrini nicht in das neue Corpus inscriptionum etruscarum umgesetzt und daher gelegentlich des letzteren Lesarten unbeachtet gelassen. So steht statt *ture* (S. 39) bei Fa 256 im CIE. no. 2627

jetzt *sure* — allerdings citiert Torp S. 98 mit voller Absicht Gammurrinis Lesung und will also wohl die des CIE. zurückweisen — was Name sein kann, wie CIE. no. 918, 2863 (Pauli, BB. 25. 199 no. 23), 4685 oder *suri* in Fa. 83, 2621 (s. Deecke, Etrusk. Forsch. III, 332 no. 5) — aber *surθi* in der Mumienbinde wohl zu Torp. S. 50. Oder S. 52 ist Fa. 119 = CIE. no. 1748 'kein *apa*'. Ich trage die Concordanz hier noch für die folgenden Stellen nach auch bei den letzten Lieferungen, die Torp wohl noch nicht gekannt hat — dafür konnte er gelegentlich noch nicht veröffentlichte Lesungen Danielssons und Undsets verwerten): Fa. 1930 (S. 10) = CIE. no. 4561; Ga. 136 (S. 11) = CIE. no. 1305; Fa. 1914 (S. 15 u. 6.) = CIE. no. 4538, no. 4538; Fa. 1933 (S. 24) = CIE. no. 4539; Fa. 429 bis a (S. 31) = CIE. no. 195; Fa. 1013 (S. 33) = CIE. no. 2767 — *atiuce* steht übrigens S. 8 unter den Verbalformen, S. 34 zweifelnd als *atiu-ce* 'und' —; Fa. 1915 (S. 37) = CIE. no. 4116; Ga. 674 (S. 40) = CIE. no. 3603; T. 255 (S. 52) = CIE. no. 556; Fa. 1922 (S. 63) = CIE. no. 4196; Fa. 274 (S. 85) = CIE. no. 2341; Fa. 1487 (S. 88) = CIE. no. 3754. Statt Fa. 2164 (S. 14, 105) lies 2614, statt CIE. no. 3908 (S. 25, 107) lies 3910, statt Magl. A 23 (S. 22 lies Cippus Perus. A 23, statt Arnth (S. 11) lies Larth (Zeile 10 v. u.), statt 24 (S. 17 Zeile 12 v. u.) lies 15, statt *eepeu* (Z. 10 v. u.) ebenda *kepeu*, statt *rusiniēsta* (S. 22) *uisiniēsta*, statt *cesu* (S. 24) *cešu*, statt *arndal* (S. 31, Z. 1 v. u.) *arndal*.

Ture 'er gab' (S. 39) steht vielleicht auch Fa. I spl. 443: *ecn ture etc.*

Daß *ale* (S. 40) kein Name sein wird, hat für CIE. no. 3206, 3407, 3603 und einige andere Stellen soeben auch Lattes in Wölfflins Archiv XIII, 121 angedeutet. Dagegen kann *alce* in Fa. 111 (S. 41) sehr wohl Name sein, wie CIE. no. 3025.

Sehr scharfsinnig sind Torps Bemerkungen auf S. 45/6 über das Verbum, sie bleiben aber doch zunächst nur Theorie. S. 48 ff. spielen gleichzeitig allenthalben so viele Wenss und Abers hinein, daß es bei dem heutigen Stande unserer Kenntnis geradezu unmöglich ist, zu entscheiden, was alles der Fall sein kann. *Enas* 'unser' ist hübsch, während *is* 'ich' (S. 58) ganz fraglich bleibt; *apa* 'Mensch' (S. 51/2) ist ebenso unsicher wie Paulis Gott *Apa* (BB. 26, 59).

Neben *etre* (S. 55) steht auch *etra* (CIE. no. 4539, 3).

Θesa (S. 56), das nach Ga. 331 auch in *crer Θesa* vorkam, ist hierin durch CIE. no. 2122 (*cveiΘesa*) gefallen. Ein *tesan* (S. 57 — lies *tezan*) giebt es übrigens nicht, höchstens **tesan*; *tezan*

findet sich noch CIE. no. 3432, 4538 A 4 (Fa. 848 = CIE. no. 3326 ist Fälschung).

Ga. 802 Zeile 3 ist *vac* ebenso unsicher wie S. 61 Anm.

Im zweiten Abschnitte (S. 64 folg.) trägt Torp eine neue Verteilung der Zahlworte von 1—6 vor. Definitiv beweisend ist indes auch sie nicht. Bugge stimmt ihr zwar in einem Nachtrage (S. 100 f.) zu, seine Combinationen bieten aber keine weitere Stütze zu Torps Ausführungen; diese bleiben gleich den bisherigen ähnlichen Versuchen anderer ein Kartenhaus, das die uns unbekannte Wirklichkeit ebenso umblasen kann wie jene. Torp hat auch seinerseits viel von Bugge angenommen, obgleich er dessen Etymologisieren aus dem Indogermanischen prinzipiell zurückweist. Aber gerade, weil Bugge auf diesem fußt, ist es grundsätzlich unwahrscheinlich, daß er häufig das Richtige getroffen haben sollte. Gelegentlich kann dies natürlich der Fall sein, dann ist der lautliche Anklang eben nur Zufall. Daß z. B. *farðana* = *hardna* in CIE. no. 3908 und 3135 ›trägt‹ bedeute — nach Bugges Zusammenstellung mit *φέψιν* (S. 25/6) — ist mir recht unglaublich. In wohl unbewußter Erinnerung an Bugges demonstratives affigiertes *-n*, das er dem armenischen Artikel gleichsetzte, findet Torp ebenfalls ein Substantiven angehängtes Demonstrativpronomen, das bei ihm allerdings *-tn* lautet (S. 91), aber nur auf dem von Pauli durch Conjectur gewonnenen *tn* von Fa. 78 beruht.

Im dritten Capitel ›Zur Nominalflexion‹ finden sich ebenfalls wieder schöne Anregungen, dabei darf man aber mit Fragezeichen nicht sparen. In der großen capuanischen Inschrift fehlen z. B. bei *caper* (auch *χaper*) die pluralischen Hinweise in der Umgebung (Z. 8 wird *χuper* leider schwerlich der October *χοfer* *χoffer* sein, mit *p* neben *f* wie *craufa* neben *craupania* CIE. no. 1902, 1903 u. a.). Torps Deutung von CIE. no. 53 ist schwerlich ›im Wesentlichen richtig‹ (S. 94). In *-tla* schenkt er uns ein neues Wort für ›Weihgeschenk‹ (S. 93), deren wir schon reichlich genug haben.

Wir scheiden von Torps Buche mit wärmstem Danke und hoffen, daß er bald im Stande sein wird, seine angekündigten Untersuchungen über die Mumienbinde zu veröffentlichen. Beiläufig noch eins. Am Schlusse des Buchs findet sich eine Ankündigung des II. Bandes des CIE. von Seiten der Verlagshandlung. Unter dem, was er bringen soll, vermisste ich etwas sehr Wichtiges: Eine Schrifttafel. Hoffentlich wird eine solche, in möglichst ausgedehntem Umfange, nicht fehlen.

Straßburg i. E.

Paul Horn.

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausgegeben von einer Commission der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, bearbeitet von J. Escher und P. Schweizer. Fünfter Band. Zürich, Fäsi und Beer. 1900 u. 1901, 398 S., eine Tafel.

Der fünfte Band des rasch und regelmäßig fortschreitenden Zürcher Urkundenbuches bringt in 363 Nummern (Nr. 1646—2008) die zürcherischen Urkunden der 11 Jahre 1277—1287, »zürcherisch« im weitesten Sinne genommen, da nach dem Redactionsplan in dem Urkundenbuche alles berücksichtigt und verwertet werden soll, was in Urkundenform irgendwie zürcherisches Gebiet oder zürcherische Persönlichkeiten beschlägt.

Annähernd die Hälfte der gebotenen Stücke ist unverkürzt oder im Auszug schon anderswo gedruckt, aber oft in nicht leicht zugänglichen Publicationen oder in solchen Sammelwerken, in denen sie leicht übersehen und nur mit erheblichem Zeitverlust ausfindig gemacht werden können. Der Neudruck in dem zusammenfassenden Zürcher Urkundenbuch ist daher schon deswegen gerechtfertigt, abgesehen von den größeren Anforderungen, die unsere Zeit mit Recht an Urkunden-Publicationen stellt.

Für die sachliche Berichterstattung an dieser Stelle bietet der neue Band weniger Stoff, als die frühern; denn so reiches und sorgfältigst verarbeitetes Material er wieder zur zürcherischen Localgeschichte bringt, so sind die Stücke, die nach dieser oder jener Seite ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, ziemlich dünn gesät. Um so verdankenswerter, daß die Herausgeber selbst in der Regel mit glücklichem Takt in den Anmerkungen Beachtenswertes hervorheben. Angenehm werden es insbesondere die Diplomaten von Fache empfinden, daß fortlaufend auf alles hingewiesen wird, was irgendwie für die Urkundenlehre verwendbar erscheint. Man wird hierin die Hand des früheren Staatsarchivars und des Fachlehrers für Diplomatie, Herrn Prof. Dr. Paul Schweizer, zu erkennen haben.

Was hier von Einzelheiten berührt zu werden verdient, ist etwa Folgendes:

In Nr. 1646 wird Klage geführt über die unerträgliche »exactio seu stura«, mit welcher die Stadt Zürich durch König Rudolf bedrückt werde, und zwar wird die Klage erhoben durch den vom Könige selbst der Stadt gesetzten Vogt an der Spitze des Rats.

Sehr zutreffend ist die Anmerkung zu Nr. 1702 über den Titel »langravius Sueviae«, den sich Graf Hugo von Werdenberg zuschreibt, während ohne Frage der ebenfalls von ihm geführte Titel: »iudex

provincialis superioris Sueviae« seiner wirklichen Stellung besser entsprach. Aus anderen Urkunden wird nachgewiesen, wie überhaupt der Titel ›lantgravius (Zurichgoie)« von den Habsburg-Laufenburgern auch da verwendet wird, wo er gar nichts mehr zu bedeuten hat (s. Nr. 1758 u. 1792).

Recht bezeichnend ist es, wie in Nr. 1838 die Aebtissin der Fraumünsterabtei ihr Fertigungsrecht für Häuser und Hofstätten, die von Bürgern der Stadt an geistliche Stiftungen geschenkt werden, nur als ›consuetudo antiqua et approbata« von den Bürgern freiwillig anerkannt wissen will.

Aus Nr. 1736 ersehen wir, daß 1279 in Zürich auch schon Lombarden vorhanden waren.

Für die Erbfolge der Hörigen ist ein Schiedspruch von 1277 von Bedeutung, durch welchen dem Kloster Wettingen der halbe Nachlaß eines Klosterhörigen zugesprochen wird, der mit einer habsburgischen Hörigen verheiratet gewesen war, die andere Hälfte aber den Kindern des Verstorbenen verbleiben soll, obschon das Kloster behauptet, daß ›secundum generalem terrae consuetudinem« in einem solchen Falle der ganze Nachlaß des Hörigen seinem Herrn zufalle und nicht auf die Kinder übergehen könne (Nr. 1661).

Beachtenswert ist ferner, daß der Vogt des Klosters Muri zu Talwil seine Holzrechte nicht selbst aus dem zur Vogtei gehörenden Walde hauen darf, sondern ›der vorster sol si ime geben« (Nr. 1897).

Weiter darf vielleicht für Rechtshistoriker auf die Nrn. 1839, 1858 u. 1979 verwiesen werden. In der ersten verpflichtet sich der Abt von Kappel, zwei ihm bei einem Verkaufe von Gütern übergebene Urkunden dem Verkäufer zur Verfügung zu halten, ›ubicumque in iudicio ipsas litteras super antedictis possessionibus habuerit necessarias«; in der zweiten veröffentlicht ein Schiedsgericht seinen gütlichen Spruch vor offenem Landgericht, damit der Landrichter auch noch sein Siegel daran hänge; in der dritten, schon von Heusler, Institutionen II. 288 verwerteten Urkunde hat der Gemahl der Mia von Glarus, ein Rudolf von Hünoberg, noch nicht das gesetzliche Alter, um bei einer Uebertragung eines Grundstücks an das Frauenkloster Selnau als Vogt seiner Gemahlin zu functionieren, während in einer andern (Nr. 1734) das Mündigkeitsalter immer noch auf 12 Jahre und 1 Tag angesetzt wird.

Einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Trinkgelds liefern die Nrn. 1856 u. 1903. In der zweiten werden jedem Kinde des Verkäufers 4 Pfennige zum Andenken an die Kaufhandlung gegeben; in der ersten wird für eine Abgabe an Hafer (sog. ›wisunghaber«) ausdrücklich ein Brod von bestimmtem Gewichte ausbedungen. Auch

der ausgehöhlte Maßstein, den der Gründer der Fraumünsterabtei, König Ludwig der Deutsche, laut dieser Urkunde im Kloster anbringen ließ, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Nicht uninteressante Streiflichter werfen einzelne Nummern auf die ökonomischen und sittlichen Zustände der damaligen Geistlichkeit. Der Decan und Leutpriester von Rapperswil, welcher in seinem Vermächtnis von Nr. 1722 kirchliche Stiftungen von Zürich bis nach Trier hinunter bedacht hat, muß geradezu ein reicher Mann gewesen sein. In Nr. 1941 sorgt ein Kirchherr von Wädenswil für seine abgedankte Beihälterin, so lange sie nicht ›per incontinentiam se immiscuerit amplexibus alienis‹, und für deren 3 im Kloster Frauental untergebrachten Töchter, und in Nr. 1878 verpflichten sich Abt und Convent des Prämonstratenser-Klosters Rüti in möglichst feierlicher Form, künftig keinerlei Frauen mehr in ihre Congregation aufzunehmen. In der Anmerkung zu Nr. 1949 wird mit guten Gründen die Vaterschaft des Habsburger Bischofs Rudolf von Constanz für den Constanzer Domherrn Rudolf von Dietikon wahrscheinlich gemacht.

Ein anderes Glied des gräflichen Hauses Habsburg-Laufenburg bezeugt, daß in seiner Gegenwart das Crucifix zu Hettiswil reichlich geschwitzt habe (Nr. 1792).

Stiftungen von Jahrzeiten für Lebende, wie in Nr. 1914, dürften nicht eben häufig vorkommen, auch Einkaufssummen von 120 Mark, wie sie der Freiherr Lütold von Regensberg für seinen Bruder Diethelm beim Eintritt in das Kloster Rüti bezahlt hat, sind schwerlich die Regel gewesen.

Das Vermächtnis des Zürcher Chorherrn und Leutpriesters in Altorf, Rudolf (Nr. 1863), gibt erwünschten Aufschluß über dessen Besitz an Büchern, und in Nr. 1865 schenkt der Zürcher Scholasticus Berchtold dem Capitel der Chorherrn seinen glossierten Psalter, erhält ihn aber ›precarie‹ auf Lebenszeit zurück.

Daß die nach jeder Richtung saubere und gewissenhafte Editionsarbeit des Zürcher Urkundenbuchs im 5. Bande dieselbe geblieben ist, wie in den frühern Bänden, braucht kaum gesagt zu werden. Aber auch der etwas schwache Punkt dieses Urkundenwerkes ist derselbe geblieben: wir meinen die den einzelnen Stücken vorgesetzten Inhaltsangaben oder Ueberschriften, deren Fassung doch öfters in Bezug auf Vollständigkeit, Genauigkeit und Verständlichkeit zu wünschen übrig läßt. Einzelne Verschreibungen oder falsche Deutungen von Personen- und Ortsnamen in den Inhaltsangaben sind durch das Register berichtigt worden. Ein Versehen scheint uns aber aus der Inhaltsangabe von Nr. 1773 in das Register übergegangen zu sein. Es handelt sich hier doch wohl nicht um einen Herrn von Winzen-

berg des Namens Rudolf, sondern um einen Rudolf Herr, der zu Winzenberg saß. »Herr« ist Geschlechtsname; Herren von Winzenberg hat es unsers Wissens nie gegeben; der Weiler Winzenberg heißt jetzt »Inzenberg«. Der ganze Text dieses Stückes findet sich übrigens abgedruckt bei Wartmann IV. S. 1020. Zu Anm. 7 auf S. 240 dürfte bemerkt werden, daß der h. Pelagius in unserer Gegend denn doch nicht so wenig bekannt war, um die Verwendung seines Namens in einer Datierung auffällig zu finden; wir erinnern nur an den Pelagiberg der Chorherren von Bischofzell. Die Erklärung von »frustum« auf S. 69 A. 3 ist in ihrer lakonischen Kürze selbst mit der Verweisung auf Pfeiffers Glossar im Habsburger Urbar noch sehr missverständlich. —

Gleichzeitig mit dem Band V des Urkundenbuchs ist die 4. Lieferung der Siegelabbildungen zum Urkundenbuche ausgegeben worden, eine höchst erfreuliche Ergänzung des monumentalen Werkes in vorzüglicher Ausführung.

St. Gallen.

Hermann Wartmann.

Streck, Maximilian, Die alte Landschaft Babylonien nach den arabischen Geographen. 1. und 2. Theil. Leiden, E. J. Brill, 1900. 1901 XVI, 171 S. VIII, S. 172—333. Ladenpreis 10 M.

Dieses Buch ist entstanden aus der Bearbeitung einer Preisaufgabe der Universität Leipzig, die im Oktober 1897 gekrönt wurde. Es dient weniger dem Bedürfnis des Arabisten als dem des Geographen. Dem Arabisten fehlt die geographische Anschauung, und diese wird ihm hier nicht geboten. Dem Geographen dagegen, dem die arabisch geschriebenen Quellen unzugänglich sind, fehlt die Kenntnis des überlieferten Stoffes, und dieser wird hier mitgeteilt. In der Allgemeinen Topographie werden zusammengestellt die Angaben über Routen und Distanzen, über die politische Eintheilung Babyloniens in sasanidischer und arabischer Zeit, über die Kanäle, die vom Euphrat und Tigris ausgehn. In der Speziellen Topographie zuerst die Angaben über Bagdad, die Theile der Stadt an beiden Ufern des Tigris, ihre Straßen, Brücken, Moscheen, Bäder, Friedhöfe und Klöster. Dann die Angaben über Samarra, die Gegend von Takrit bis Samarra, und die von Samarra bis Bagdad (am Dugail). Zuletzt die Angaben über Madâin und Vasis, die Gegend von Bagdad bis Madâin, und die von Madâin bis Vasis. Soweit reichen die bis jetzt erschienenen beiden ersten Hefte, der Schluß (über die Städte und Gegenden am Euphrat) steht noch aus.

Streck schöpft fast ausschließlich aus den arabischen Geographen unter Benutzung auch der neueren Reisebeschreibungen. Gelegentlich zieht er zwar auch die Historiker heran, aber nicht den wichtigsten und, was seine Quellen betrifft, weitaus ältesten von allen, den Tabari. Dieser liefert das reichste Material zwar namentlich für Kufa und Umgegend, wohin Streck in den beiden ersten Hefen noch nicht gelangt ist. Aber auch die älteste Beschreibung der Stadtanlage von Bagdad steht bei Tabari, sie wird mit Stillschweigen übergangen. Ebenso wird sein Bericht über den Anlaß zur Verlegung der Residenz von Bagdad nach Samarra ignoriert und stattdessen ein werthloses Märchen aus Jaqut aufgetischt. Auch für die Tigrislandschaft wäre viel aus Tabari zu holen gewesen, namentlich aus der höchst ausführlichen und anschaulichen Erzählung über den Charigiten Schabib, die von dem gleichzeitigen Abu Michnaf stammt. Ich halte diese Unterlassung für sehr bedauerlich, vielleicht läßt sie sich im Schlußtheil noch einigermaßen wieder gut machen. Doch darf der Verfasser nicht bloß mit dem freilich ausgezeichneten Register de Goejes arbeiten, er muß wenigstens manche Partien der zweiten Serie des Leidener Tabari durchlesen. Er wird darin Anregung zu manchen Fragen und Gelegenheit zu mancher Bereicherung und Berichtigung seiner Daten finden.

Größere Strenge und Knappheit der Schreibweise wäre zu wünschen. Manche breit vorgetragene Gelehrsamkeit, namentlich etymologischer Natur, ist nicht bloß anfechtbar, sondern — was ich für schlimmer halte — überflüssig. Zu wünschen wäre auch, daß nicht bloß von den Städten und Ortschaften gehandelt, sondern dem Titel gemäß auch die Landschaft einigermaßen anschaulich gezeichnet würde. Die allgemeine Topographie ist äußerst dürftig gerathen. Man muß indessen dem jugendlichen Gelehrten für das erste mal allerlei zu gute halten und zu seinen Gunsten das in magnis voluisse sat est gelten lassen. Jedenfalls verdient er den entschiedensten Dank dafür, daß er sich an die wichtige und schwierige Aufgabe gemacht hat. Sie ist nicht auf den ersten Wurf zu erledigen und wird ihn vielleicht sein Leben lang beschäftigen. Ich höre, daß er gegenwärtig sich in Babylonien aufhält; das kann ihn am besten aus einem Arabisten zum Geographen machen.

Göttingen.

Julius Wellhausen.

Calmette, Joseph, La diplomatie carolingienne du traité de Verdun à la mort de Charles le Chauve (843—877). Bibliothèque de l'École des Hautes Études 135. Paris, Librairie Émile Bouillon, Éditeur 1901 XX, 221 S. 7 fr.

Calmette hat die diplomatischen Aktionen durch Aussonderung aus den gleichzeitigen Ereignissen zu deutlicher Vergegenwärtigung und besserem Verständnis gebracht. Er ist mit den Quellen und der Literatur vertraut und schreibt gewandt.

Ueber die von ihm behandelte Vereinigung der Könige für innere und auswärtige Aufgaben kann ich nur zusammenhängend berichten, wobei ich die Seitenzahlen unserer Schrift in Klammern und die Capitularien mit C. citiere.

Daß die Einigung durch den Vertrag von Verdun und nicht erst 844, nach neuen Erfahrungen, nach Kämpfen, die ein jeder König in seinem Lande zu bestehen hatte [1 f. 5 f. 182. 192], eingeführt wurde, habe ich in dieser Zeitschrift 1902 S. 615 f. zu begründen versucht¹⁾. Die Nachrichten über die königlichen Verhandlungen im Jahre 844 ergeben nicht, daß der Bundesvertrag erst damals zu Stande kam²⁾. Die Bemerkungen [5 f.] über das Verhältnis zwischen

1) Derselben Ansicht, deren Möglichkeit Bourgeois, *Mélanges Fabre* 1902 S. 74 zugibt, ist Levillain, *Bibl. de l'éc. des chartes* LX, 288 und Chartes de Corbie 1902 S. 127. Wie Calmette Pouzet, *Bibl. de la Fac. des Lettres de Lyon* VII, 83. Mühlbacher, *Deutsche Gesch.* 475 hält eine Regelung gemeinsamer Angelegenheiten in Verdun für ungewiß.

2) Die Mittheilung von Prudentius über Yütz [5, 1] kann sowohl die Abschließung eines Bundes als dessen Bestätigung bedeuten. Die Bischöfe haben zwar 844 die Könige zu gegenseitiger Hülfe mit Rath und That ermahnt, ohne auf eine Vertragspflicht Bezug zu nehmen, allein hier kann der Wunsch der Geistlichkeit gewesen sein, die Erfüllung einer schon bestehenden Verpflichtung unter religiösem Gesichtspunkt ans Herz zu legen C. II, 113, 33—39 vgl. 399 c. 7, wie zwei Monate später die Synode zu Ver Karl II. bei concordia et fido adiutorio mit seinen Brüdern eine Besserung der durch ihre Uneinigkeit in Verfall gerathenen Zustände seines Landes in Aussicht gestellt hat (C. II, 383, 19) ohne seiner übernommenen Rechtspflicht zu gedenken.

den bischöflichen und den königlichen Beschlüssen 844 reichen wohl nicht aus ¹⁾).

In dem Verduner Verträge haben die Könige nicht nur au kriegerischen Angriff gegen einander, sondern auch auf jede sonstige absichtliche Schädigung verzichtet (vgl. oben S. 618. 616 *amicitia* deren Umfang sie 851 verdeutlicht haben, C. II, 72 c. 2 (155 c. 2). Es war ein vertragswidriges Verhalten Lothars I., daß er seiner Leuten nicht verwehrte, in Karls II. Staate Feindseligkeiten zu üben, aber er hat 847 versprochen, ihnen zu befehlen, sie einzustellen C. II, 70, 31—34, vgl. II, 287 c. 10. Frieden und Bündnis haben die drei Könige auf jeder Zusammenkunft, 844, 847 und 851, erneuert.

Zu der Sicherung der Könige gegen einander durch Erhaltung

1) Die von den Königen veranstaltete Versammlung von Bischöfen aus ihren drei Staaten hatte ihre Rathschläge an die Könige zugleich zu richten C. II, 113, 25. Die Fürsten haben erklärt, thun zu wollen, was die Bischöfe von ihnen verlangten C. II, 112, 32, erwähnt 856, 858 C. II, 424, 27. 434, 17 f. Sie haben hiermit den Bischöfen die gleiche Zusage ertheilt, ihre Vorschläge zur Ausführung zu bringen, aber unter einander haben sie sich dazu nicht verpflichtet. Erklärungen der Art schufen kein Vertragsverhältnis unter den Beteiligten, weil sie nicht ihr gemeinsamer gegenüber den anderen abgegebenen und gebundener Wille, sondern einseitige Willensäußerungen gegenüber den Bischöfen waren. So ist weder in der Zusicherung bestimmter Regierungshandlungen in den einzelnen Staaten noch in der Verheißung, unter einander die von der Geistlichkeit empfohlene Politik befolgen zu wollen, der Abschluß eines Vertrages der Könige enthalten gewesen. Getrennt von den Bischöfen haben die Herrscher nach Anhörung des Raths ihrer weltlichen Getreuen Beschlüsse gefaßt, über die wir auf den Bericht eines Annalisten angewiesen sind. Von dem Ergebnis der Verhandlungen, dessen schriftliche Feststellung [5. 7, 1] vorausgesetzt wird, erwähnt Prudentius drei Abreden, unter denen [5. 3] eine m. E. nicht zutreffende Unterscheidung gemacht ist. Ein Unterschied ist allerdings vorhanden. Der vorjährige Frieden wurde nicht nur bestätigt, sondern auch durch einen Zusatz gegen böse Rathgeber ergänzt oder erläutert, der später wiederholt worden ist, 851 c. 2 C. II, 72, 36 (155, 16) vgl. 157, 21—26 (299, 20—23). 166, 42. 430, 9. 442, 13. 32. Ann. Fuld. 864 S. 62. [103, 2]. Das war eine gegenseitige Handlung, hingegen das Versprechen eines jeden Königs, in seinem Staate für das Kirchengut dasselbe zu thun eine einseitige von der Art, wie sie auch in den einzelnen Staaten erfolgte C. II, 387, 26. Prudentius gibt ferner keinen bloßen Auszug aus den Synodalacten, [5, 2] denn die Vorschrift über die Unfriedensstifter findet sich in den Acten nicht. Sie und die neue Bethuerung, die Pflichten der brüderlichen Liebe nicht zu verletzen, können unabhängig von dem bischöflichen Beschluß und vor ihm abgemacht sein (gegen Kleinclausz, *L'empire carolingien* 1902 S. 351), wogegen die bewilligte Restitution des Kirchenguts den kirchlichen Antrag voraussetzt, denn von den weltlichen Maguaten, zu deren Nachtheil sie war, ist sie nicht angerathen, noch ist sie von den Königen selber ausgegangen. Die Angaben des Bischofs Prudentius mögen unvollständig sein und sich auf die Maßregeln beschränken, die ihm am wichtigsten erschienen.

des Friedens unter ihnen ist 843 eine Verpflichtung zu Handlungen gekommen, die Vertragspflicht, zur Bewahrung der Herrschaft eines jeden Königs wider innere Gegner und zur Vertheidigung gegen das Ausland einander mit Rath und That Hülfe zu leisten, wiederholt 847 c. 2, 851 c. 3 C. II, 69. 72 (155 c. 3) mit den Ausführungen C. II, 70, 10 f. 74, 17. 26—29, vgl. 298, 39 f. 299, 1, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt 851, daß der Verbündete den Beistand nöthig hat und der Bundesgenosse ihn gewähren kann C. II, 72, 37 (155, 19 f.) und daß er verlangt wird 854, 860 C. II, 78, 6. 155, 2. Die erste Anwendung des Vertrages (nicht aus freiem Willen, so auch Faugeron, *De fraternitate* 1868 S. 24) hat 844 stattgefunden [7, 1], als Lothar und Ludwig gemeinschaftlich mit ihrem Bruder an dessen Unterthanen Pippin, Lambert und Nominoe unter Androhung eines gemeinsamen Vorgehens die Aufforderung gerichtet haben, sich ihrem Könige zu unterwerfen. Von einer weiteren Unterstützung wurden Lothar und Ludwig durch eigene Noth abgehalten [9], so daß Karl allein handeln mußte. Er erkannte Pippin als König von Aquitanien gegen die Verpflichtung zu Frieden und Hülfe an (Ann. Bert. 845 S. 32. C. II, 265, 9) und verglich sich 846 mit Lambert durch Verleihung der Grafschaft Anjou und mit Nominoe durch Bewilligung einer selbständigen Regierung. Daher hat er mit seinen Brüdern 847 von dem Bretonen nur noch die Beobachtung des Friedens, den sie auf sich gemeinsam bezogen (C. II, 70, 1 f. 26 f.), begehrt, aber Pippin haben sie auf Antrag Karls, der jetzt auch wegen einer Friedensstörung Pippins (C. II, 70, 17 f.) mehr zu erlangen hoffte, als er 845 erreicht hatte, Grafschaften angeboten mit der Erklärung, daß sie über ihn demnächst wieder Beschluß fassen würden (C. II, 70, 15—25), den sie jedoch unterlassen haben. Die zweite und letzte Bethätigung des Vertrages über kriegerische Hülfe ist 852 eingetreten, als Lothar seinem Bruder Karl auf dessen Ersuchen gegen die Dänen in seinem Lande zu Hülfe zog, Ann. Bert. 852 f. S. 42, Ann. Fuld. 850 S. 40, Chron. Fontanell. 852 SS. II, 304, 5 vgl. C. II, 76, 15. Ein Beistand mit Rath ist häufiger geleistet. Karl II. hat 857 ausgesprochen eine Aussöhnung mit Lothar I. Ludwig zu verdanken, von dem er seit dem Tode ihres ältesten Bruders stets den nachgesuchten Rath erhalten habe C. II, 293, 25—29 [17]. Ludwig hat Karl gebeten ihn bei einer Verständigung mit seinem Sohne Ludwig zu unterstützen, die jedoch ohne Karl erfolgt ist [106, 3], und zwei Söhne Ludwigs riefen Karls Vermittlung mit ihrem Vater an [133 f.]¹⁾.

1) Calmette 14 (vgl. 23) hat die Fortdauer des Vertrages von Straßburg nach dem Verduner Verträge angenommen, wie Wenck, *Das fränkische Reich* 1851 S. 238. 239, Dümmler I, 303, 2. 882, Mühlbacher, *Reg.*³ 1132^a, Parisot, *Royaume*

Lothar II. hat seine Oheime um Rath gefragt, den sie ertheilten C. II, 161, 10—12, vgl. 167, 11. 15. Ann. Bert. 865 S. 74. Jaffé, Reg.² 2788. 862 sind Ludwig, Karl und Lothar II. übereingekommen auf Mängel in ihren Staaten zum Zweck der Abstellung sich aufmerksam zu machen, C. II, 163, 31—33. 164, 21 f. 40 f.

847 haben die drei Verbündeten den Dänenkönig Horich durch eine gemeinsame Gesandtschaft aufgefordert, mit ihnen Frieden zu halten oder ihren Angriff mit vereinten Streitkräften zu erwarten¹⁾. Er war ihr gemeinsamer Feind in einem anderen Sinne als Nominoe. Dieser war ihr Feind, weil er Karls Feind war, Horich hingegen war es, weil seine Krieger im Lande eines jeden der drei Könige erschienen waren. Sie wollten ihn jedoch mit ihrer vereinigten Heeresmacht auch in dem Falle bekämpfen, daß er den Krieg nur mit einem von ihnen fortsetzte. Als der Däne unter Mißachtung

de Lorraine 1898 S. 39. 44, 1. Allein jener Vertrag war nicht nur während des Bruderkrieges, sondern auch für ihn geschlossen, er war, wie er selber besagt, gegen Lothar gerichtet und seine Dauer daher nur bis zu dem gemeinsamen Verträge mit Lothar gewollt, so daß 843 der Dreibund an die Stelle des Zweibundes getreten ist, Ludwig und Karl Brüderlichkeit und Hülfe sich hinfort aus dem neuen Verträge schuldeten und ihre Vertragsbestimmung, mit Lothar kein dem anderen Contrahenten schädliches Abkommen ohne dessen Einwilligung zu treffen, erledigt war. Pouzet a. O. 70 hat bei seiner Formulierung, daß Lothar 843 in den Vertrag von Straßburg eingetreten sei, einen neuen Vertrag wegen seines zum Theil gleichen Inhalts mit dem alten Verträge verwechselt. Obgleich nun für die Geltung des Straßburger Abkommens kein Raum mehr war, läßt Rudolf, Ann. Fuld. 848 S. 37 seinetwegen Ludwig ein ihm von Lothar angetragenes Sonderbündnis ablehnen [15], aber hier bedeutet das Andenken an den Vertrag nicht nothwendig dessen Gültigkeit, es kann die Erinnerung an den nicht mehr zu Recht bestehenden Vertrag gewesen sein, die den König abhielt, gegen den ehemaligen Verbündeten zu handeln, und das würde auch der Fall sein, wenn Ludwig nicht mit voller Klarheit die neue Lage erkannt hätte. Eine zweite auf den Fortbestand des Vertrages bezogene Erzählung Ann. Bert. 853 S. 43 [15, 2. 22, 4], wonach Ludwig wegen zur Zeit des inneren Krieges geschehener Vereinbarungen wider Karl so erzürnt war, daß er die aufständischen Aquitanier annahm, geht wohl auf die zwischen Lothar und Karl eingetretene Verbindung, bei der sich in Ludwigs Empfindung das Gefühl einer Verletzung des rechtlich bedeutungslos gewordenen älteren Vertrages, wonach Karl mit Lothar keine ihm nachtheilige Vereinigung ohne seine Zustimmung schließen durfte, eingemischt haben mag. Aber die Geltung des Vertrages wurde dadurch nicht hergestellt. Ludwigs Kriege gegen Karl sind nicht ein Bruch seines Straßburger, sondern des Verduner Vertrages gewesen. Daß Regino 866 S. 90 bei dem zweiten Angriff an einen Meesener Vertrag gedacht hat, nimmt auch Calmette, Moyen Age XII, 140, 1 und [52, 4] an; vgl. 854 C. II, 78, 3.

1) C. II, 70, 3 f. 29. Statt der Folgerung, daß nur diese Gesandtschaft abgegangen sei, weil Prudentius nur sie anführt [13], halte ich die Unvollständigkeit des Berichts für näherliegend.

ihrer Kriegsdrohung 847 seinen Angriff auf Lothar und Karl erneuerte, haben die Könige ihre Absicht nicht ausgeführt, sie haben ein jeder für sich Abkommen getroffen.

Das Bündnis richtete sich nach dem Vertrage von 847 nicht nur gegen Feinde der Könige, sondern auch gegen Feinde Gottes und der Kirche. Derartige Feinde waren zunächst die Heiden, von denen zu jener Zeit die Franken bedrängt wurden, die Saracenen und die Normannen. Diese Heidenschaft bedrohte nicht nur die Kirche, sondern auch die karolingischen Staaten, so daß sich bei ihrer Abwehr kirchliche und staatliche Interessen deckten und in ihrer Verbindung die königlichen Entschlüsse unterstützten. Der Franke, der die heidnischen Feinde begünstigte, war zugleich ein Landesverräter und ein Verräter der Christenheit (C. II, 321, 16 f. Ann. Bert. 864 S. 72) und die Vertheidigung ein Dienst für Gott, die Kirche und das Reich, 853 C. II, 274, 1 vgl. 283, 19. Aber auch andere Franken konnten durch eine und dieselbe That Feinde Gottes und der Könige werden, Unterthanen, die Unruhen erregen, die Gott nicht fürchten oder die kirchliche Autorität verachten und das Reich verwüsten. Gute Unterthanen mögen *amici dei* (862 C. II, 162, 10) und schlechte *dei inimici* (862 C. II, 306, 4) heißen. Die Aufständischen in meinem Reiche, so erklärte Karl 860 C. II, 156, 6, haben gegen Gott, die Kirche und mich gesündigt. Eine Ausübung der Bundespflicht gegen die Feinde Gottes und des Reiches ist die gemeinsame Forderung des Friedens von Horich 847 und Lothars I. Hülfzug für Karl 852 gewesen. Gottschalk und seine Lehre haben die Könige wohl nicht gemeinschaftlich bekämpfen wollen [20], wenngleich Ludwig den von seiner Synode 848 Verurtheilten seinem Metropolit Hincmar ausliefern und Karl ihn 849 verdammen ließ¹⁾.

1) Saracenen 828 *inimici Christi nominis, inimici dei ecclesiae* C. II, 4, 44. 5, 7. Nordgermanen, die Verfolger der Christenheit C. II, 396, 30. 283, 23, *dei et ejus ecclesiae et nostri inimici* C. II, 311, 29, vgl. 372, 4, Folco, SS. XIII, 565, 24, *inimici ecclesiae* Mansi XV, 280 (Jaffé 2703). 869 neben den Heiden *alii dei et nostri inimici* C. II, 337, 22 vgl. 25 f. *nominatenus christiani* 862 C. II, 303, 28, *nequissimi christiani* und *pseudochristiani* (Ludwig und Lothar II. an Nicolaus I., 862 Epist. VI, 212, 39. 213, 6, Mühlbacher 1262), *pseudochristiani* 878 C. II, 169, 23, wo Dahn, Könige VIII, 6, 308 an Ketzer denkt, sind Unruhestifter. 857 *dei et ecclesiae inimicus et regni devastator* C. II, 287, 13 f. (309, 40 f.), vgl. II, 313, 2 f. *a perfidis Christianis* sind heilige Stätten verheert, Thusey 860 c. 5, Mansi XV, 560. Hincmar schrieb 859: *pagani et falsi Christiani maximam partem de parte regni vestri absumptam usurpant*, De militum rapinis, Opera II, 145 (Migne 125, 956) und 875, daß *regnum istud undique a paganis et falsis Christianis, scilicet Britonibus, sit circumscriptum et — perturbatum*, Ad ep. et proc. Rem. c. 11, Opera II, 161 (Migne 125, 966). Zum Ausdruck *inimici dei* s. C. II, 444, 6. 7. Normannen *inimici fidei*, Ann. Fuld. 853 S. 44.

Eine andere gemeinsame Angelegenheit ist 847 der Friedensbruch geworden. Der Friedensbrecher soll die gemeinsame Rache der Könige erfahren¹⁾. Zur Durchführung ihrer gemeinschaftlichen

1) Calmette 12, 2 rechnet dieses c. 3 nicht mehr zu dem Vertrag, weil nur die von den Königen in ihren Ansprachen erwähnten Capitula angenommen seien. Bourgeois (S. 929, 1) 78. 81. 83 hält die Capitula für einen unerledigten Antrag der Geistlichen. Boretius, C. II, 69 entscheidet sich nicht zwischen einer Vorlage, über deren Erfolg er sich nicht äußert, und einer amtlichen Aufzeichnung der königlichen Beschlüsse. Dümmler I, 300, 2. 301 erklärt die Capitula für Beschlüsse der Könige und Mühlbacher, Gesch. 477 für das Ergebnis ihrer Verhandlungen. Aus der äußeren Ueberlieferung ist eine Entscheidung nicht zu entnehmen. Daß die Capitula Entwurf geblieben sind, mit dessen Ausarbeitung die Könige die anwesenden Getreuen betraut hatten (wie C. II, 154, 8. 157, 14—16. 159, 40), läßt sich nicht daraus folgern, daß Prudentius 847 sie übergangen hat; der Grund seines Schweigens kann ein anderer sein, a. M. Bourgeois 100. Eine Berufung auf sie scheint freilich zu fehlen. Daß jedoch Lothar II. 857 seinen Beitritt auf die Meersener Beschlüsse von 851 beschränkte C. II, 296, 8, erklärt sich daraus, daß nur sie für ihn in Betracht kamen, und 859, 862 sind Vorschriften von 851 als die in Geltung befindlichen benutzt worden C. II, 443, 30—33. 163, 38. In zwei anderen Fällen von 856 und 858 C. II, 424, 30. 434, 19 hat Krause, in dem ersten Falle auch Dümmler I, 300, 4 eine Anführung aus Meerssen auf 847 bezogen, allein da dort von der nur für 851 bezeugten königlichen Unterschrift die Rede ist, müßte eine nachlässige Fassung angenommen werden, wenn die Capitula von 847 gemeint oder mitgemeint wurden. 858 C. II, 428, 18. 434, 16 vgl. 170, 20 f. betrifft nur Ludwigs Adnuntiatio 847. Aber zu Gunsten der Ansicht, daß die Capitula Beschlüsse der drei Könige sind, dünkt mich der Inhalt der Adnuntiationes entscheidend. Diese Reden, an dieselbe Versammlung gerichtet (C. II, 71, 7 f. vgl. 74, 20. 32. Wenck a. a. O. 451—454), sind zwar nicht gemeinsam festgestellt (vgl. C. II, 164, 2—5), der einzelne Redner bestimmt, was er vortragen will, er kann jedoch nicht von gemeinsamen Beschlüssen sprechen, wo solche fehlen. Lothars Adnuntiatio setzt die Annahme von c. 1. 2, die Ludwigs die von c. 4. 5. 10. 11 voraus und Karl nimmt c. 5 auf, um seine Bedeutung auszuführen; die vereinbarte Fortsetzung der Berathung in Paris, die er nennt, weil sie in seinem Lande stattfinden sollte, geht theils auf die nach Ludwig c. 1. 2 verschobene Beschlußfassung über Pippin und Nominoe, theils auf andere Dinge, bezeichnet aber nicht die übrigen Verhandlungen in Meerssen als erfolglos, wie Bourgeois 82 f. folgert. Die Annahme der Capitula seitens nur eines Königs (Bourgeois 84 f.) ist für die Artikel, die ein gegenseitiges Handeln verlangen, unmöglich und für die anderen mindestens unwahrscheinlich. Die Könige konnten ihre Mittheilungen, soweit sie auch die beiden Brüder angingen, nur machen, wenn sie den Vereinbarungen mit ihnen entsprachen. Aus der Uebergang einzelner Artikel in ihren Reden kann kein Schluß auf deren unterbliebene Annahme gezogen werden, weil die Ansprachen nicht den Zweck hatten, die Abmachungen vollständig zu verkünden. Auch 851 haben sie nur einzeln hervorgehoben, auch 851 sind die Beschlüsse nicht im Namen der Könige ausgefertigt [19] und ihre Unterschrift hat nicht zur Gültigkeit, sondern zur Sicherung der Beobachtung gedient, C. II, 74, 9—11 vgl. 72, 12. Ann. Bert. 851 S. 38. Bresslau, N. Archiv XXVIII, 258 ist für Vorschläge.

Friedensbewahrung schlossen sie einen Rechtshülfevertrag, wonach sie flüchtige Missethäter aus einem anderen Theilstaat zur Genugthuung zu zwingen hatten, damit die Reichstheilung den Unterthanen nicht in der Weise zu Gute kam, daß sie durch die Flucht in ein anderes Theilreich sich der Gerechtigkeit entziehen konnten C. 7 C. II, 69, 33 f. 851 erging die Ausführungsbestimmung [20], daß Niemand einen Friedensstörer aufnehmen dürfe, außer um ihn zur Rechenschaft zu bringen, und daß die allgemeine Verfolgungspflicht auf den Angehörigen eines anderen Theilstaats Anwendung erleide C. II, 73 c. 4 (155 c. 4 170 c. 8 mit Epist. VI, 213, 6—8 und C. II, 157, 38—40. = 299, 31 f., die Landfolge auch 853 C. II, 272 c. 5 vgl. 343 c. 2). Seine vertragsmäßige Zwangspflicht konnte ein König dadurch erfüllen, daß er seine Mittel gebrauchte, um den Verbrecher zur Rückkehr an den Ort der That zu nöthigen. Lothar und Karl haben den von ihnen zu übenden Zwang 853 näher in der Weise geregelt, daß ihre Königsboten gemeinsam zwängen C. II, 75, 20 f. Sie sollten, wie Karl erläuterte, dergestalt zusammenwirken, daß sie den Uebelthäter einander zur Anzeige brachten und auf Grund der Anzeige der Beamte des anderen Königs ihn zur Heimkehr in sein Königreich nöthigte, wo die Strafe über ihn verhängt wurde C. II, 273 c. 8, vgl. 7 (294, 42 f. 295, 1—4 vgl. 287 c. 10). Daß der Missus sein Amt bezüglich dieser Rechtspflege in einem anderen Theilreich ausüben sollte, so daß ihn sein König hiermit beauftragte und der andere König ihn hierzu ermächtigte, wie zwei Merovinger ihren Centenaren die Verfolgung von Räubern in das Gebiet des anderen Vertragstaats bewilligt hatten (C. I, 7, 7 f.), scheint nicht im Willen der Karolinger, weder 847 oder 851 noch 853, gelegen zu haben. Eine gemeinsame Bestrafung war auf einer Zusammenkunft der Könige möglich. 859 haben Karls II. und Lothars II. Bischöfe auf Grund von Meerssen 851 c. 4 an Ludwig die Aufforderung gerichtet, die bei ihm befindlichen ungetreuen Unterthanen Karls in der nächsten Versammlung vor Karl und Lothar II. zur Verantwortung zu stellen (C. II, 443, 30—33) und 860 ist in dem Koblenzer Verträge wohl ein solches Verfahren vorgesehen worden, C. II, 157, 25 (299, 22).

851 haben die Könige wegen eines Vorfalles [20] ihre Pflicht zur Rechtshülfe auf das kirchliche Strafrecht dergestalt ausgedehnt, daß sie auf Anzeige des zuständigen Bischofs den Schuldigen zur Rückkehr zu seinem Bischof zu veranlassen hatten C. II, 73 c. 5 (155 c. 5). Karl II. hat von Lothar II. eine Anwendung des Vertrages verlangt, aber der König hat seiner Verpflichtung nicht genügt [78, 1. 83] und er würde sie auch nicht nachträglich erfüllt haben,

wenn er den Excommunicierten bewogen haben sollte, sich aus seinem Lande zu entfernen [85, 2, Jaffé 2703. Ann. Bert. 863 S. 62].

Die Könige haben nicht nur Verträge geschlossen, die sie einander zu bestimmten Unterlassungen und Handlungen verpflichteten, sie haben sich auch über gleiche Grundsätze oder Maßregeln ihrer Regierungen geeinigt. So haben sie Beseitigung oder Bekämpfung gewisser Mißstände und Erfüllung ihrer königlichen Pflichten verheißen, Vorsätze, durch deren Verkündung sie sich moralisch oder politisch verbindlich machen konnten, die jedoch nicht Gegenstand eines Vertrages waren. Dergleichen Zusagen bezogen sich auch nicht auf das Verhältnis der Könige unter einander, sondern auf die Handhabung der Herrschergewalt des einzelnen Königs in seinem Reiche, sie waren an die Kirchen und die Unterthanen gerichtet, haben jedoch für sie eine neue Rechtsordnung nicht geschaffen.

847 haben die Könige erklärt, daß hinfort kein Räuber straflos bleiben solle, sie wollen ihr Strafrecht gebrauchen C. II, 69 c. 6. 8 vgl. II, 156 c. 8. 158 c. 6 f. (299, 11—16. 39. 300, 1—3), auch 304, 28. 306, 34 ff. 307, 14 ff. Zum Zweck einer vollkommeneren Rechtspflege beabsichtigten sie 847 (C. II, 69 c. 7) tüchtige Königsboten anzustellen, und Lothar und Karl haben solche Beamte, nachdem sie sich 853 nochmals darüber beredet hatten (C. II, 75, 17—26. 76, 6 vgl. 271 f. 307, 2), eingesetzt, aber Ludwig hat sie für sein Reich nicht für nöthig gehalten und er konnte die Ausführung seines Wortes um so eher unterlassen, als er seinen Brüdern keine rechtlich verbindliche Zusicherung ertheilt hatte, vgl. Krause, Oesterr. Mitth. XI, 250 f.

In derselben Lage befanden sich die Könige gegenüber den Kirchen in ihren Staaten. Die Prälaten haben, obwohl Karl 806 und Ludwig 831 in ihren Reichstheilungen eine Anordnung zum Schutz der Kirchen getroffen hatten (C. I, 129 c. 15. II, 23 c. 11), in Verdun wahrscheinlich kein derartiges Versprechen erhalten, weil sie bei späterer Geltendmachung solcher Ansprüche auf eine damalige Verheißung sich nicht berufen haben. Aber noch in demselben Jahre hat Karl II. die unter seinem Vater rechtmäßig besessenen Kirchengüter und die Aufrechterhaltung der kirchlichen Rechte zugesagt (C. II, 255 c. 1), einer von den Beschlüssen von Coulaines, die der König gegen den karolingischen Brauch seinem Bruder Ludwig übersendet hat (Hincmar, Ad Karolum, Admonitio, 868 Mansi XVI, 781 = Migne 125, 1066). 844 hat die gemeinsame Bischofsversammlung unter Betonung des durch die Uneinigkeit der Fürsten erwachsenen Schadens der Kirche (C. II, 113, 27 f.) viele Forderungen an die Könige gestellt. Sie verlangte von ihnen alsbaldige Besetzung erle-

digter bischöflicher Stühle ohne Simonie, Entfernung von Laienäbten, soweit nicht die Noth des Staats eine Ausnahme rechtfertige, Sorge für die im Besitz von Weltleuten verbleibenden Klöster, Rückgabe der seit Karl d. Gr. entzogenen Besitzungen (C. II, 115, 24) und Gutmachung alles übrigen den Kirchen zugefügten Unrechts, auch Recht und Gerechtigkeit für das Volk (C. II, 116, 13—15 (402, 12—14)). Diese Handlungen haben die Bischöfe von jedem der drei Könige begehrt und sie haben auch ihre Zusage erlangt, aber Art und Maß der Verwirklichung blieben den einzelnen Königen überlassen, die den Erwartungen nicht entsprachen¹⁾.

Dem ungleichen Zustande gegenüber haben die Könige 847 den Kirchen verheißen, daß sie ihren rechtmäßigen Besitz unter Ludwig I. wiedererhalten sollten, auf die Zeit Karls I. gingen sie nicht mehr zurück C. II, 69, 24 f. 70, 35—37. Die jedem König anheimgestellte Ausführung ist sehr unvollständig gewesen²⁾, wie auch die gleichzeitig von Ludwig für ihn und seine Brüder abgegebene Erklärung, daß sie, was bei Bisthümern und Klöstern anders sei, als es sein solle, verbessern wollten (C. II, 71, 1 f.), eine politische Aeußerung ohne rechtlich verpflichtende Kraft, von einer Erfüllung fern geblieben ist.

1) Der Kampf der Geistlichen und der Laien um die Kirchengüter wurde im Reiche Karls II. mit wechselndem Erfolge geführt. Die Synode von Ver forderte die Rückgabe des Kirchenguts: *reddite deo sua* C. II, 386, 26, die in Beauvais den Besitzstand zu Zeiten Ludwigs I. und Karls I. (C. II, 388 c. 3 vgl. c. 7), was der König versprach C. II, 387. 18. 26. 32, die Synode zu Meaux und Paris 845 hat nicht nur c. 1 von Coulaines, sondern auch den weitergehenden Beschluß von Beauvais wiederholt (C. II, 398 c. 1; 403 c. 17 vgl. 404 c. 22, 408 c. 42), aber auf Drängen der Laien hat Karl in Epernay seine vorjährige Zusage zurückgenommen, C. II, 261 f. Auch die im Anschluß an Yütz erneuerte Forderung der Abschaffung der Laienäbte (C. II, 399 f. c. 9 f.) wurde in Epernay verworfen, vgl. über Klöster im Besitz von Laien Dümmler I, 291 f. Die in Ver beantragte Besetzung des Erzbisthums Reims hat Karl 845 vollzogen, das. I, 257 f. Lothar hat für das Königreich Italien sich 846 mit einer Verordnung über Rückgabe der unter ihm abhanden gekommenen Kirchengüter begnügt C. II, 66 c. 5. Ludwig hat, soweit unsere Ueberlieferung reicht, in dieser Sache nichts gethan. Die Verschiedenheit des Verhaltens der drei Regierungen spricht für die Ansicht, daß 844 kein Vertrag unter ihnen über die Kirchengüter zu Stande gekommen ist.

2) Restitutionen Lothars I. 848. 852 Mühlbacher³ 1132. 1156—1158, vor 844 Nr. 1064. 1092, vielleicht auch 1150; Ludwigs 875 f. das.⁴ 1464. 1472—1475; Karls Böhmer 1566. 1581. 1597. 1641. 1692. 1737. 1748. 1794. 1805. 1820. 1825; eine Entschädigung Karls Jaffé 2716 vgl. 2826. Ueber Unvollständigkeit seiner Rückgaben 853 C. II, 266 c. 8 (423 c. 3). Ludwig theilte Klöster an seine westfränkischen Anhänger aus Ann. Bert. 858 S. 51 und Karl verließ Laien Klöster und Kirchengüter das. 859. 866. 876 S. 51. 81. 134. Vgl. C. II, 423, 29 f. Ueber Lothar II. Mühlbacher 1241. 1250. 1254. 1259. 1261. 1264. Vgl. Parisot (oben S. 931 Anm.) 717 f. 853 haben Lothar und Karl nochmals das Kirchengut besprochen C. II, 75, 33. Vgl. Karl 869, 877 C. II, 333 c. 1. 855 f. c. 1 (362, 1).

Die für Angehörige eines Theilstaats in den anderen Theilstaaten bestehende Rechtsfähigkeit hat ohne eine dahin gehende Willenserklärung der Könige fortgedauert. Sie haben eine Aufzählung einzelner Befugnisse, wie sie 806 und 831 geschehen war, nicht mehr für erforderlich gehalten, sie konnten sie als bekannt und in Geltung befindlich voraussetzen. Nur gelegentlich kommen diese Rechtssätze noch zum Vorschein. So hat Ludwig 847 die Vermögensfähigkeit der Kirchen erwähnt (C. II, 70, 35—37), vielleicht weil Lothar bei einem Zerwürfnis mit Karl in seinem Reiche gelegene Güter der Kirche von Reims hatte usurpieren lassen [11, 3 nach Hincmar. De jure metr. c. 22, Opera II, 732]¹⁾. Sein Ausspruch ist noch 875 mit einer Erläuterung wiederholt worden C. II, 170 c. 7. Des Rechts der freien Reichsangehörigen, auch in einem anderen Theilreich einen Herrn zu nehmen, hat Karl 847 gedacht und hierbei erklärt, daß Herrendienst dem Unterthanendienste vorgehe; nur eine Ausnahme ließ er zu: im Falle einer Landesvertheidigung hat der Mann eines Herrn die Landwehrpflicht in dem von ihm bewohnten Lande wie alle übrigen Einwohner zu leisten²⁾.

1) Bei ihrem zweiten Kriege haben Ludwig und Karl Eigengüter von Unterthanen ihres Gegners in ihrem Lande eingezogen, C. II, 158, 27 [68, 1]. Flodoard III, 26 SS. XIII, 544, 44—48. Vgl. C. II, 163, 34 f. 164, 24. 42. 165, 1.

2) C. II, 71 c. 2 vgl. 856 C. II, 280 c. 6. 282 c. 13. Wenck (S. 931 Anm.) 20. 455—459, mit dem Bemerkens c. 3, daß ein homo einen gültigen Vertrag nicht willkürlich kündigen dürfe, wie es schon Rechtsens war. c. 5 erklärt, daß ein Vasall, sofern ihn sein Herr zur Zeit für kriegerischen oder sonstigen Privatdienst gebrauchte, von dem öffentlichen Dienste in der Regel befreit sei, auch wenn er im Reiche eines anderen Theilherrschers wohne als der Herr, dem er diene. Einen solchen Rechtssatz konnte Karl nur aussprechen entweder nach vorgängiger Verständigung mit seinen Brüdern oder als geltendes Recht, als einen Bestandtheil ihres Beschlusses c. 5. Bis unter Ludwig I. hat dieses Verhältnis zwischen Privatdienst und Unterthanendienst nicht bestanden, C. I, 138 c. 9. 165 c. 7. 8. 291 c. 27. Aber seitdem könnte die Vasallität auf Kosten der Unterthanenpflicht fortgeschritten sein. War das in dem von Karl erklärten Umfang geschehen, so würde seine Aeußerung wie die in c. 2 und 3 seiner Ansprache nur einen im gesammten Reiche bestehenden Rechtssatz zur Erläuterung von c. 5 der Beschlüsse hervorgehoben haben, wie Noorden, Hincmar 1863 S. 45 glaubt, der jedoch in den Beilagen S. V die Wahl eines Herrn auf das eigene Königreich beschränkt. Baldamus, Heerwesen unter den Karolingern 1879 S. 24 f. 29 läßt Karl den Grundsatz für alle drei Königreiche aussprechen, Wenck a. O. 452. 460 f. ihn zugleich für seine Brüder reden und Dümmler I, 300, 2 ihn den gemeinsamen Beschluß c. 5 ausführen. Walter, Rechtsgesch. I², 171, 7 bezieht in dem mehrdeutigen *cujuscumque nostrum homo nostrum* auf die Könige, wie das Wort C. II, 74, 26. 163, 32 gebraucht ist, Waitz, Abhandl. I, 193, 2 auf die Aftervasallen. Wäre der Vasall eines Unterthans gemeint, so würde eine zu enge Fassung vorliegen, der Satz müßte auch für die Könige gelten, die nicht schlechter als die Unterthanen gestellt sein konnten. Wären hingegen unter

Auch auf ihren Zusammenkünften erkannten die Könige ihre Rechtspflicht an, das Recht zu wahren und Gerechtigkeit zu üben C. II, 71, 3 f. 157, 34 (299, 10), aber sie schlossen hierdurch keinen Vertrag, weder mit ihrem Volke noch mit den anderen Königen. Zu diesen Versicherungen trat eine besondere Erklärung zu Gunsten der oberen Gesellschaftsgruppen, der Bischöfe und Aebte, der Grafen und königlichen Vasallen, auf deren Rath und Hülfe die Könige in ihrer Regierung angewiesen waren. Amt, Lehen und Eigen wollte ihnen kein König ohne Recht nehmen, er wollte ihre Rechte achten, wenn sie die seinen achten¹⁾. Hier stand ein getreuer König ge-

nostrum die Könige zu verstehen, so würde eine Ausdehnung auf die Unterthanen auf Grund dieser Erklärung nicht zulässig sein. Eine Entscheidung durch Wortauslegung ist unmöglich. Daß Karl nicht nur für sein Königreich gesprochen hat, wenn er auch in der Auswahl seiner Mittheilungen durch Rücksicht auf sein Land bestimmt wurde, ist oben S. 934 Anm. vertheidigt. Hingegen bezieht Boretius, Beitr. zur Capitularienkritik 1874 S. 128 c. 5 nur auf sein Reich, Mühlbacher, Reg.² 1131 S. 466 auf seine Lehnsmannen, Lapôtre, L'Europe et le S. Siège I, 288 auf seine Mannen und die Mannen der Seinen — er nimmt I, 285 f. eine Anordnung Karls für sein Königreich an — und Bourgeois (S. 929 Anm. 1) 90 vgl. 98 auf seine Getreuen. Waitz war derselben Meinung IV, 266. 278 vgl. 605. Wäre sie richtig, so würde aus ihr folgen, daß 847 der im Herrendienst beschäftigte Vasall im fränkischen Reiche nur Landwehr schuldete. Denn einseitig hätte Karl eine solche auch für die Staaten seiner Brüder wirksame Bestimmung nicht einführen können. Er konnte erklären, von seinen im Privatdienst befindlichen Unterthanen keinen öffentlichen Dienst außer der Landwehr zu fordern, aber er konnte nicht gültig verfügen, daß auch seine Brüder von einem ihrer Unterthanen keinen anderen öffentlichen Dienst verlangen dürften, so lange er seinem Herrn in Karls Reiche diene.

1) Die Kirchen sollen ihr bisheriges Recht behalten 847 c. 4 C. II, 69 vgl. 71, 3. 860 c. 4 C. II, 157 (299, 24—26), wie schon Karl in Coulaines c. 1 C. II, 255 (398 c. 1. 261 c. 1) bestimmt hatte. Ueber das Verhältniß zwischen Karl und seinen Getreuen 843 C. II, 255 c. 2 f. (398 c. 2 f. 261 c. 3 vgl. 279 c. 2. 281 c. 10. 12) nebst 843 c. 5 S. 255. Zu einer ähnlichen Erklärung haben sich die drei Könige 847 verstanden, die sie 851 noch weiter ausgeführt haben C. II, 69 c. 5. 73 c. 6, vgl. 76 c. 9. Karl hat 847 nicht unterlassen sie in seiner Ansprache 847 c. 4 hervorzuheben mit der Aufforderung an die Getreuen, — an seine Getreuen nach Fustel de Coulanges, Hist. des instit. VI, 648 und Mühlbacher, Reg.² 1131 S. 466 und Gesch. 478 — ihren Vasallen dasselbe zu thun C. II, 71, was er 869 in seinem Reiche befohlen hat C. II, 337 c. 2; auch 851 wies er auf die gegenseitige Achtung ihrer Rechte hin C. II, 74, 38 f. Die Meersener Abmachung 851 c. 6 ließ er in seinem Lande wiederholen C. II, 333 c. 3. 362 c. 2 vgl. 312, 30 f. 313, 13 f. 337, 8—10. Auch Lothar hat 854 den Getreuen ihre Rechte verheißen C. II, 77 c. 3 und in Koblenz ist 860 Meerssen 851 c. 6 wiederholt C. II, 156 c. 10 (299, 10) vgl. 157 c. 5 (299, 27—30). 163 c. 3. 164 c. 3. Von einem König zugefügtes Unrecht ist demnach gutzumachen C. II, 76 c. 9. 279 c. 2. 281, 17—25. Das Recht zu vereinigttem Widerstande gegen den König, der beharrt, einem Ge-

treuen Unterthanen gegenüber C. II, 296, 31 (100, 18) Karl hat auch bei Antritt einer Regierung gelobt¹⁾. Den Rath ihrer Getreuen anzunehmen waren die Karolinger schon gewohnt, sie haben es jedesmal versprochen C. II, 73, 25—32 (156, 22—28) vgl. 166, 31 f. : Bourgeois a. O. S. 233 f. Waitz III, 236. 595. Brunner, RG. II, 13.

Die Staaten von 843 waren Erbstaaten, aber sie blieben dem gegenseitigen Angriff ausgesetzt, soweit die Könige sich nicht einer Beschränkung gegenüber den sie beerbenden Nachkommen auferlegten. Schon 843 haben sie sich verpflichtet, die Neffen im ruhigen Besitze der ihnen zufallenden Reichsantheile zu lassen; der Vertrag, in dem die Neffen gegen die Oheime nach deren Willen berechtigt waren, wurde 847 erneuert, oben S. 616 f. Da für Karl II. kein Anlaß war, in einem Schreiben [2] diese Verduner Vertragsbestimmung zu erwähnen, weil es in seinem Falle nur auf seine Brüder ankam, kam aus seiner Uebergang der Söhne nicht gefolgert werden, daß der Vertrag nicht auch den Frieden für die Söhne vorgeschrieben hatte. So waren die drei Könige seit 843 verpflichtet, den Söhnen ein Mitcontrahenten ihr Reich nicht zu nehmen, aber sie waren noch nicht verpflichtet sie auch zu vertheidigen. Diesen weiteren Schutz haben Ludwig und Karl 849 gethan. Sie haben zu der Unterlassung eines Angriffs die Verpflichtung des Ueberlebenden hinzugefügt, Reich und Weib und Kind des anderen zu schirmen; die Vertragsform der übernommenen Schutzpflicht ist die gegenseitige Uebergabe ein

treuen Unrecht zu thun, hat Karl 856 anerkannt, C. II, 281, 17—25. Vgl. Bourgeois, Cap. de Kiersy 1885 S. 250—255.

1) Zuerst wahrscheinlich 848, Hincmar bei Flodoard III, 18 SS. XIII, 508, 40 s. Waitz III, 289, 2. V, 17. Dümmler I, 338. 869 C. II, 339, 22—29, nach C. II, 3 c. 3 redigiert, dem 858 C. II, 296, 26 ff. zu Grunde liegt; an die gegenseitigen Verpflichtungen von 858 hat Hincmar seinen König erinnert, Ad Carolum, Opera II, 8 (Migne 126, 261 f.). Das Formular von 869 ist 876 benutzt C. II, 100, 13 ff. Vgl. C. II, 365. Hincmar 881 Ad Ludovicum III. c. 7, Opera II, 198 (Migne 126, 11) sagt: *elegi vos ad regimen regni sub conditione debitas leges servandi*.

2) Soweit solche Verträge nur auf die Vertragschließenden gestellt waren war es deren Wille, sie nur für ihre Regierungszeit zu schließen. Daher ist Karls II. Behauptung, sein Vertrag mit Ludwig erstrecke sich nicht auf den Sohn (Regino 876 S. 112), nur darin falsch, daß die fragliche Handlung auf die Neffen ausgedehnt war. Ohne den Friedensvertrag für die Neffen würde der Friede zwischen Oheim und Neffe nur ein tatsächlicher Zustand der Dinge, aber sein Bruch nicht rechtswidrig gewesen sein. Und nur deshalb, weil Lothars Nachfolger nicht in den Vertrag ihres Vorgängers mit seinen Brüdern von Bec eingetreten waren, konnte ihnen von den überlebenden Contrahenten die Eingehung eines Vertrages gleichen Inhalts angeboten werden; ihre Länder hörten noch nicht zu den Vertragsstaaten. Karls II. Krieg gegen seinen Neffen Karl 861 [77] ist gegen die für die Söhne getroffene Feststellung gewesen.

Stabes gewesen [17, 5], Schröder, RG.⁴ 61. 851 ward ein vertragsmäßiges Rechtsverhältnis der Art zwischen den drei Königen vereinbart; sie haben sich den leiblichen Erben eines verstorbenen Contrahenten zu gleicher Hülfe mit Rath und That verpflichtet, wie dem Bruder C. II, 73, 2—4¹⁾. Zuerst trat der Fall für Lothars Söhne ein. Karl II. hat seine Vertragspflicht für sie öffentlich ausgesprochen (C. II, 293, 33) und Lothar II. erklärt, bei seiner Succession von seinen Oheimen unterstützt (C. II, 295, 5—7) und von Ludwig wie sein eigener Sohn behandelt zu sein, C. II, 164, 28 f.²⁾.

Die Verträge der Brüder waren nur für die Vertragschließenden gültig, soweit sie nicht zu Gunsten ihrer Nachfolger eine ausdrückliche Bestimmung enthielten. Sie hatten für die Söhne Frieden und Unterstützung festgestellt, aber im Uebrigen lauteten sie nur auf die regierenden Könige, so daß deren Erben aus den sonstigen Vereinbarungen nicht berechtigt und verpflichtet waren. Als nach Lothars I. Ausscheiden die Verträge nur zwischen seinen Brüdern bestehen blieben, sind die bisher alle Könige der Franken — ausgenommen Pippin II. — umfassenden Verträge zu Verträgen der Minderheit geworden und sie erloschen mit dem Tode eines Bruders, wenn sie nicht zuvor mit anderen Karolingern eingegangen wurden. Der Eintritt eines neuen Mitglieds setzte nun nicht nothwendig den übereinstimmenden Willen der vorhandenen Mitglieder voraus, es war auch ein gleicher Vertrag mit einem einzelnen von ihnen möglich, weil er dem Verträge mit dem anderen nicht widersprach; eine

1) Als Ludwig 854 Karl mit Krieg bedrohte, hat dieser mit Lothar den Vertrag bestätigt den Kindern des Ueberlebenden das väterliche Reich zu wahren C. II, 77, 30—33. 78, 7—12, sie befahlen einander Söhne, Große und Reich, Ann. Bert. 854 S. 44 [24 f.]. 865 haben Ludwig und Karl den Vertrag von 851 in der Form erneuert, daß sie ihre Neffen wie eigene Söhne lieben und der Wittve und den Neffen hilfreich und treu sein wollen C. II, 166 c. 4. Die 847 c. 9 C. II, 69, 39 geforderte Ehrerbietung des Neffen gegen den Oheim hindert ihre Gleichberechtigung nicht, sie ist keine staatsrechtliche Unterordnung, sondern eine in der germanischen Verwandtschaft begründete Achtung, Wenck 126. 447. Dümmler I, 800. Vgl. Ann. Bert. 845 S. 32. C. II, 164, 30.

2) Lothars II. Worte: *me in filii loco suscepit* [85, 3] gehen nicht auf die Rechtshandlung der Annahme an Kindesstatt, sondern auf die ihm schon bei Antritt der Regierung geleistete Unterstützung, Ann. Fuld. 855 S. 46, Dümmler II, 44, 2, zu der Ludwig aus dem Verträge mit Lothar I. verpflichtet war; er gab Lothar II. auch Rath C. II, 294, 5. Von Karl II. schrieb der Papst 869 über Ludwig II.: *de patris proprii dextra cum omnibus quae ad eum pertinere videntur ad fovendum roborandumque pro viribus veluti secundus pater accepisse dinoscitur*, Sirmond, Conc. III, 381 (Jaffé 2917). Ludwig II. hat seine Oeime angegangen, den Streit mit seinen Brüdern über das Land seines Vaters zu vermitteln Ann. Bert. 856 S. 46, was Benedict III. bewirkt zu haben behauptet hat, Sirmond III, 110 (J. 2669).

Beitrittserklärung galt nur gegenüber dem Könige, dem sie gegeben und von dem sie angenommen war. Zuerst hat Karl II. mit seinem Nachbar Lothar 857 einen Vertrag desselben Inhalts, wie er zwischen ihm und Lothar I. bestanden hatte, geschlossen [34]. Hierbei hat Karl erklärt, er wolle das mit Lothar I. eingegangene Vertragsverhältnis auch mit dessen Söhnen fortsetzen, wenn sie es beantragten (C. II, 293, 36), er habe nun Lothar II. darin aufgenommen (C. II 294, 8), wie dieser auch seinerseits aussprach, er sei aufgenommen (C. II, 294, 24) und er wolle in dem Verträge verbleiben C. II, 295, 11. Von den beiden Aussagen über den Vertrag von 851 (C. II, 295, 8 mit ihren widersprechenden Fassungen, denn nach der einen wurde das alte Abkommen fortgesetzt und nach der anderen ein neues geschlossen, ist die letztere insoweit die richtige, als sie auf Vertragsbestimmungen paßt, die für Lothar II. ohne seinen eigenen Vertrag keine Geltung hatten, und die erstere ist zutreffend bezüglich des für die Söhne pactierten Friedens und Bündnisses, die ohnehin deren Vertrag fortbestanden, obwohl sie nun bei den gleichen Rechten und Pflichten und dem Unterschiede der Macht dem kleineren Staate den größeren Vortheil gewährten. 860 [65—67] wurde zwischen Ludwig, Karl und Lothar der zweite Meersener Vertrag, so weit sie schon in ihm standen, erneuert (vgl. C. II, 159, 39), seine übrigen Anordnungen zwischen Ludwig und Lothar II. vereinbar und von den drei Königen mit Berücksichtigung des 858 von Ludwig gegen Karl II. unternommenen Eroberungskrieges neue Abmachungen hinzugefügt. Ludwig war einer westfränkischen Aufforderung gefolgt; gegen solche Anstifter von Zwietracht hat sich die Strafdrohung oben S. 935 gerichtet. Karl II. hatte von Hincmar 858 verlangt, Ludwig und sein Heer in den Bann zu thun (Hincmar Mansi XVI, 783); hinfür sollte die Excommunication von einem Bischof in den Vertragsstaaten erst nach vorgängiger Verwarnung verhängt werden C. II, 155 f. c. 6, doch war gegen den Mißbrauch der Excommunication schon 845 in Karls Reich ein ähnlicher Beschluß ergangen C. II, 411 c. 56, vgl. Hinschius, KR. V, 11. Den abwesenden Königen Ludwig II. und Karl von der Provence gegenüber wurde 860 die Pflicht zu Frieden und Hülfe unter der Bedingung anerkannt, daß auch sie sich zu einer Anerkennung verständen (C. II 154, 21 f. 155, 5 f.) und der Beitritt zu dem Verträge angeboten (C. II 157, 18 f.), der nicht erfolgt ist¹⁾. Das Bündnis ist auch unter der

1) Das Gelöbniß C. II, 154, 20 ff. leistete hiernach Ludwig, Karl II. nach Hincmar, Mansi XVI, 783 vgl. Mühlbacher, Reg. 1402^b. C. II, 298, 34 ff. und Lothar II., vgl. Ann. Fuld. 860 S. 54. Hincmar a. O. sagt ungenau, daß die Vereinbarung zwischen den beiden Brüdern mit ihren Neffen abgeschlossen sei

neuen Verbündeten von geringer Wirkung geblieben. Lothar II. hat Karl bei Ludwigs Angriff keine Hülfe geleistet (C. II, 452, 14 f.) und Ludwig die gegen die Abodriten versprochene Unterstützung nicht gewährt, Ann. Bert. 862 S. 59 vgl. Ann. Xant. 863 SS. II, 230, nur 858 hat er Karl gegen die Normannen mit Truppen beigestanden, Ann. Bert. 858 S. 50. Hildegarius, Vita Faronis c. 125, Mabillon II, 597.

Welche Sicherheit haben die Könige ihren Vereinbarungen gegeben? Schon ihre Vorfahren hatten einzelnen Regierungshandlungen einen besonderen Schutz verschafft. Karl hatte seine Reichstheilung 806 von Optimaten beschwören und vom Papst bekräftigen lassen und Ludwig seine Reichsordnung von 817 durch Eide der Großen geschützt. Aber diesen von den Herrschern ausgehenden Versuchen, die Unsicherheit zu mindern, die Erlassen drohte, deren Ausführung erst einer späteren Zeit gehörte, fehlte eine Bestimmung, wie die Eidespflicht sich zu der Pflicht der Beamten, Vasallen und Unterthauen verhalte, falls ein Fürst dem Gesetz zuwiderhandelte. Auf Grund ihres Eides hatten zwar die Getreuen das Recht und die Pflicht den Herrscher zu ermahnen, die Anordnung zu achten, allein er hatte sie nicht von der Pflicht losgesprochen, bei der Ausführung von Handlungen gegen den Erlaß zu gehorchen und sie waren daher

abgeschlossen wurde sie von ihnen nur mit Lothar II., vgl. auch Ann. Bert. 860 S. 54. Hincmar 860 an Günther, Opera II, 671 (Migne 126, 156) hat Lothar II. *secundum conscriptionem chirographi regum nostrorum* für verpflichtet gehalten die in seinem Lande sich aufhaltende Gattin des italienischen Grafen Boso zur Rückkehr zu ihrem Ehemann zu zwingen, vgl. De div. Loth., Quaestio 5, Opera I, 691 f., obgleich das Königreich Italien nicht Vertragsstaat war. Ludwig und Karl haben 865 den Koblenzer Vertrag bestätigt C. II, 166 c. 2 [84]. Unter den beiden jüngeren Söhnen Lothars I. ist ein Bündnis zu Stande gekommen, Ann. Bert. 858 S. 49 f. Karl II. und Lothar II. haben 857 ihr Bundesverhältnis bestätigt (C. II, 294 c. 4. Ann. Bert. 857 S. 47. Ann. Fuld. 858 S. 49) und es 859 [60, 8] und noch 865 (Ann. Bert. 865 S. 78) erneuert. Ludwig verbündete sich dagegen mit Ludwig II. 857 das. 857 S. 47, vgl. Font. rer. Austriac. II, 31 Nr. 15 [34 f.], aber 860 auch mit Lothar, Ann. Bert. 860 S. 54, der sein Land für den Fall seiner Reise nach Rom 867 unter Ludwigs Obhut gestellt hat [107, 3 vgl. 111, 3. 112, 1]. Die zwischen Karl und seinen Neffen Lothar und Karl erzielte Einigkeit (C. II, 447 c. 3) war kein Vertrag. 868 [110. 195 ff.] haben Ludwig und Karl II. außer Erneuerung ihres Bündnisses vereinbart, Ludwigs II. und Lothars II. Staaten, falls sie ohne Leibeserben verstürben, gleichmäßig zu theilen, vgl. Hincmar 870 an Hadrian II., 875 Ad ep. et proc. Rem. c. 11, 877 Ad Ludov. Balb. c. 5, Opera II, 690. 161. 181 (Migne 126, 176. 125, 966. 986). Durch das Abkommen haben die Kontrahenten das Recht desjenigen Neffen verletzt, der den anderen beerbte. Ludwig hat aus dem Verträge seinen Antheil an Lothars Reich gefordert, Ann. Bert. 869 f. S. 105. 109. 872 hat er den Vertrag durch eine von Ludwig II. erlangte Anwartschaft auf Italien gebrochen C. II, 342, 2—5 [138].

nicht berechtigt, wenn ihre Verpflichtung aus dem Eide und ihre sonstige Verpflichtung durch Verletzung der Ordnung seitens ihres Monarchen in Widerspruch kamen, ihre Mitwirkung zu versagen. Aber für die durch Verträge eingeräumten Rechte und übernommenen Pflichten waren noch andere Mittel als für Maßregeln eines einzelnen Herrschers anwendbar. Bei ihrem Straßburger Bündnis haben Ludwig und Karl sich gegenseitig ihrer Vertragstreue dadurch versichert, daß sie das Abkommen selbst beschworen und ihre anwesenden Großen den Eid leisten ließen, ihren König, falls er die Uebereinkunft nicht erfülle, zur Einhaltung zu bewegen und, wenn sie das nicht vermöchten, ihm gegen den Verbündeten keinen Beistand zur Durchführung seines Vertragsbruches zu leisten und andere, soweit sie könnten, zu verhindern ihm zu helfen. Die Vereidigten wurden von ihren Königen der Verpflichtung zu Diensten für eine Vertragsverletzung enthoben und verpflichtet, ihren Herrn nach Kräften von einem Bruch des Vertrages abzuhalten oder wieder abzubringen und ihm gegen den Bruder, wenn er die Uebereinkunft nicht beobachtete, ihre Hülfe zu verweigern¹⁾. Hier haben die Könige die Ansprüche und die Verpflichtungen, die sie durch ihre Uebereinkunft gegen einander begründet hatten, gegen sich selbst durch ihre Getreuen geschützt. Ihr Vorhaben gegen den Vertrag war unausführbar, wenn die Getreuen ihnen nicht dienten.

Nach diesen Vorgängen ist der Vertrag von Verdun von den Contrahenten und den bei seinem Abschluß beteiligten Großen beschworen worden²⁾. Ihre Eide waren verschieden, a. M. Pouzet (S. 929 A. 1) 81.

1) Die schwörenden Leute nennt Nithard III, 5 SS. II, 666, 7 (C. II, 172, 24) *populus*, aber III, 5 SS. II, 666, 18 f. genauer *primores populi*, Prudentius 842 S. 27 *fideles populi*, weil sie als Leute des Volkes beteiligt waren, aber die Pflicht aus dem Eide hat sich auf diese Vereidigten beschränkt; *primates populi* waren es auch 842 (Nithard IV, 6 S. 671, 45), die schwuren, daß die drei Könige Frieden halten würden. Die Könige schwuren vor den Truppen, aber nicht dem Heere oder dem Volke, weder dem eigenen noch dem des Bruders (so Waitz IV, 688, Abh. I, 13) oder beiden (so Fustel de Coulanges a. O. VI, 636 f.), sondern der Bruder dem Bruder, denn so sagen sie selbst (C. II, 172, 8) und so sagen die Volksgenossen C. II, 172, 26. 30. 31. Die Inhaltsangabe von Prudentius a. O. ist ungenau und auch die Erklärung der Könige, daß sie im Fall ihres Wortbruchs von Unterthänigkeit und Treueid entbinden (C. II, 172, 8 f.), ist es, weil durch die Eidesformel die Befreiung ihrem Umfang nach enger begrenzt und von der Bereitwilligkeit des anderen Contrahenten dem Vertrage nachzukommen bedingt ist.

2) Eide überhaupt erwähnen Prudentius 843 S. 30 und Rudolf 843 S. 34, die Eide der Könige und der Getreuen C. II, 431, 40. 451, 9. Sirmond III, 388 (Jaffé 2926). Hincmar, Ad Ludov. Balb. c. 4, Opera II, 181, die der Könige Karl II. bei Sirmond a. O. Hadrian II. und Johann VIII. Jaffé 2917. 2927—2929. 3000, den Schwur Ludwigs C. II, 452, 19, den Karls Jaffé 2774. 2980 f., die Eide

Die Könige gelobten einander, ihren Vertrag zu halten, und die Magnaten versprachen, für seine Beobachtung zu wirken; sie waren berechtigt und verpflichtet, ihren Einfluß zu gebrauchen, jeden König zur Vertragstreue zu veranlassen, auch wenn er nicht ihr eigener König war, sie waren jedoch nicht befugt, ihre Dienste zu verweigern, um ihren König zur Erfüllung zu nöthigen. Beide Eide waren bestimmt, den Vertragsbruch politisch und moralisch zu erschweren, aber eine Wirkung auf die Pflicht der Unterthanen, Beamten oder Vasallen hatte der Schwur der Großen nicht, a. M. Wenck (S. 931 Anm.) 438, 1. Die Könige haben ihren Vertrag auch unter päpstlichen Schutz gestellt. Sie haben ihn zu diesem Zweck dem Papste überschickt, der ihn mit einer römischen Synode bestätigt hat, so daß er durch den Willen der Contrahenten befugt war, für das Uebereinkommen einzutreten. Jeder aus dem Vertrage berechnigte König konnte ihn zur Vertheidigung seiner Ansprüche anrufen und auch ohne Antrag durfte der Papst gegen den Ungehorsamen einschreiten, aber eine Entscheidung über die Rechtmäßigkeit eines Anspruchs aus dem Vertrage hatte er nicht, seinem schiedsrichterlichen Spruch in solchen Streitigkeiten haben die Könige durch ihre Erwirkung der päpstlichen Bestätigung sich nicht unterworfen¹⁾. Er war auf seine kirchlichen Mittel beschränkt, eine über den Königen stehende weltliche Gewalt ward ihm nicht gegeben.

Die höchste Stufe hat die Zusammengehörigkeit der fränkischen Staaten in dem Vertrage von 851 erreicht [20], C. II, 73 f. c. 8 (156 f. c. 12). Die Könige verpflichteten sich ihre Unterthanen nöthigenfalls gemeinsam zur Achtung der Beschlüsse zu zwingen und gegen den König, der dem Vertrage nicht nachkam, war eine Versammlung der anderen Könige und vieler Getreuen berechtigt und verpflichtet zu beschließen, wie gegen den schuldigen und vergeblich ermahnten König zu verfahren sei. Zwar konnte behufs Durchführung des Vertragsrechts schon früher in der 851 angeordneten Form vorgegangen werden, denn die gegenseitige Unterstützung griff auch in dem Falle Platz, daß ein König den anderen gegen einen Unterthan

der Getreuen Heiricus, Mir. Germani II, 8 SS. XIII, 403, 53, der anwesenden Bischöfe C. II, 451, 12, 452, 19. Wenilo cum aliis, Sirmond III, 145, oben S. 616.

1) Hadrian II. erklärt gegenüber Karl II: *vestra vestrorumque juramenta sedi apostolicae destinata discussimus, roboravimus*, Sirmond III, 388 (J. 2926) und Johann VIII., Jaffé 3000: *juramentum, ut removeri non posset, sedi apostolicae, ut illa super hoc esset posteriori tempore testis et iudex, unanimiter transmiserunt et — ut validius robustiusque pactum ipsum jurejurando habitum permaneret, sinodica conventio definivit*. Er war Zeuge und Mahner wie es karolingische Getreue 843 und sonst (S. 946) waren, vgl. 865 Ann. Bert. 865 S. 77 (C. II, 469, 7). Ann. Fuld. 867 S. 66.

oder gegen den dritten König bedurfte, den sie rechtmäßig zu dem zwingen, was rechtmäßig von ihm gefordert wurde, aber jene vertragsmäßige Regelung war ein neues Mittel, die Verwirklichung des Rechts zu sichern.

Als 854 durch Ludwigs Angriff auf Karl ein Fall eintrat, auf den jene Bestimmung Anwendung erlitt, haben zwar Lothar und Karl eine Zusammenkunft gehalten, zu der sie Ludwig einluden um zu schlichten (C. II, 77, 3. 39) und, als er nicht erschien, ihr Bündnis zur gemeinsamen Abwehr Ludwigs erneuert [23—25], ihn auch gemeinschaftlich aufgefordert, von dem Kriege abzustehen [28] und Lothar hat ihn sodann persönlich zum Frieden mit Karl ermahnt, jedoch eine weitere Hülfe nicht geleistet, sondern auf der Begegnung mit Ludwig diesem gegenüber auf eine kriegerische Unterstützung Karls verzichtet [27, 4]. Nach dem zweiten Eroberungskriege Ludwigs hat Lothar II. die Aussöhnung zwischen seinen Oheimen zu vermitteln gesucht [60. 73 vgl. C. II, 153, 46 f.], aber in der Verteidigung gegen Ludwig ist Karl wieder auf seine alleinigen Hilfsmittel angewiesen geblieben, da Lothar II. seinem Versprechen ihm zu helfen ebenso wenig nachgekommen ist wie sein Vater 854. Die Vorschrift von 851 war hierbei noch nicht anwendbar, weil Lothar II. sie mit Ludwig noch nicht ausgemacht hatte. Nach dem Koblenzer Verträge hat Lothar II. auf die von Karl II. gegen ihn erhobene Beschuldigung, den Vertrag nicht gehalten zu haben, seine Bereitschaft erklärt, sich zu rechtfertigen oder Genugthuung zu leisten (C. II, 163, 27 f.), wozu auch Karl II. im Falle einer Uebertretung des Abkommens sich erboten hat (C. II, 160, 1—5. 164, 7—13); hierfür hat Ludwig mit Bischöfen aus den drei Reichen als Vermittler gedient, C. II, 163 c. 2. 164, 14 f. 33 f. [81—86]. Auch die Getreuen hatten für die Aufrechterhaltung der Vereinbarungen zu wirken, sie sollten ihren König unterstützen sie auszuführen (C. II, 73, 29—32 = 156, 25—28. 294, 17—21. 295, 11). Mit Rath und Hülfe unserer Getreuen, sagten Ludwig und Karl 865 C. II, 166, 8 f., wollen wir unseren Vertrag halten; zugleich bestimmte jeder der beiden Contrahenten zwei Männer im Reiche des anderen, um ihren König bei einer Verletzung des Vertrages zur Erfüllung zu mahnen, Ann. Fuld. 864 S. 62 f. [92]. Karls II. Optimaten haben ihren Fürsten an seine Versprechungen erinnert (C. II, 424 f.) und Lothars II. Bischöfe gegen Karls II. Occupation des Reiches ihres Königs bei den westfränkischen Bischöfen die Verträge geltend gemacht, Epist. VI, 229, 20 f. [95, 2]. Der Papst hat seiner Aufgabe, ein Hüter des Verduner Vertrages zu sein, nicht gleichmäßig entsprochen. Er ließ schwere Verletzungen ohne Rüge hingehen und hat bei anderen

sich mit der halben Maßregel begnügt, Kirchenstrafe anzudrohen, ohne sie zu verhängen. Außerdem hat er oft sich nicht auf den Vertrag berufen, sondern kraft seines apostolischen Amtes Frieden und Achtung fremder Rechte von den karolingischen Fürsten, weil sie Christen waren, gefordert¹).

1) Karl II. hat 858 Nicolaus I. aufgefordert, den Verduner Vertrag gegen Ludwig in Schutz zu nehmen [61, 4, Jaffé 2926] ohne sein Einschreiten zu erreichen. Ludwig und Lothar II. haben hingegen für Karl, König der Provence 862 nur das apostolische Friedensamt des Papstes gegen Karl II. geltend gemacht, Epist. VI, 213, 15. 23—26 (Mühlbacher 1262). Diese Aufgabe des Papstes sprachen zu jener Zeit aus z. B. Leo IV. 853, Hadrian II. 868, Johann VIII. 876 (dieser insbesondere *contra insolentiam principum*), N. Archiv V, 380, Sirmond III, 370. 425 (J. 2630. 2895. 3039), so daß er ein angegriffenes Recht vertheidigen konnte, zu dem er in keiner besonderen Beziehung wie bei Verdun stand. Sodann hat Lothar II., als er argwohnte, daß seine Oheime ihm sein Reich nehmen wollten, 865 eine Einmischung Nicolaus I. erwirkt [95 f. 97. 99], Ann. Bert. 865 S. 74 f., vgl. Epist. VI, 218, 18 (Mühlbacher 1269). Mansi XV, 287 f. 289. Ann. Bertin. 865 S. 75 (J. 2773—2775). Ann. Fuld. 865 S. 63 f. Arsenius, Epist. VI, 225, 18 f. [100, 3]. Hierbei ist Jaffé 2773 der Vertrag und zwar J. 2774 der von Verdun verwendet, zugleich für Ludwig II. [150]. Für beide Brüder trat 868 Hadrian II. ein, aber ohne sich auf ihr vertragsmäßiges Recht zu stützen [109, 4, Jaffé 2895]; bei J. 2896 aus Ann. Bert. 868 S. 91 ist die Begründung unbekannt. Ferner hat Hadrian II. auf Wunsch Ludwigs II., der durch seinen Krieg mit den Saracenen außer Stande, war sein Recht zu vertheidigen, Hilfe geleistet, um dem Kaiser das ihm durch Erbrecht angefallene Reich Lothars II. zu erhalten [118—120. 129 f. 131]. Vier Wochen nach Lothars Tod, an demselben Tage, an welchem Karl II. bereits in Metz einzog, fertigte er vier von der Usurpation des Reiches abmahnende Schreiben an Karl II. und seine Getreuen aus (J. 2917—2920) und forderte er die Großen in Lothars Land auf, dem Erben Ludwig II. treu zu bleiben (J. 2921); zudem gab er Befehl, ohne Ludwig kein Bisthum in dem Königreich zu besetzen J. 2922 f. Auf die Nachricht von der Occupation des Landes durch Karl II. verlangte er die Räumung (J. 2926—2929); Ludwig belobte er, daß er sich an der Usurpation nicht theiligt habe (J. 2930 vgl. Ann. Bert. 870 S. 113), wies jedoch zugleich seinen Episcopat an, ihn auch hinfort dazu anzuhalten J. 2921. Zur Begründung hat er den Vertrag von Verdun angeführt, und er konnte es, weil die in ihm enthaltene Verpflichtung der Contrahenten den Neffen ihr Reich zu belassen auch das gegenseitige Erbrecht der Neffen umfaßte und diese Bestimmung in späteren Verträgen nur erneuert war, Sirmond III, 381. 387 f. 389 f. 390. 391 f. (J. 2917. 2926—2929); er berief sich auf Karls Eidbruch das. III, 392. 393 (J. 2930 f., vgl. Hincmar an Hadrian II. 870, Opera II, 696 = Migne 126, 181), der sich auf Verdun erstreckte, in anderen Schreiben jedoch nur auf Ludwigs Erbrecht (Sirmond III, 382. 383 f. 379, J. 2918 f. 2921 und Ann. Bert. 869 S. 107 f., J. 2920), und warnte es zu verletzen, während der Erbe durch seinen Kampf gegen die Heiden sich um die Christenheit verdient mache, J. 2917 f. 2926 f. Daß er ihn 872 für Ost-Lotharingien gekrönt habe, wie Kleinclausz (S. 930 Anm.) 430—433 wieder annimmt, halte ich nicht für richtig. Johann VIII. hat Karl II. nochmals sein Unrecht, Ludwig II. sein Erbe zu rauben (Loewenfeld, Epist. 47 S. 26

Die vorige Darlegung der einzelnen Abreden der Könige war erforderlich, um mein von Calmette abweichendes Urtheil über die Motive, welche die Entschließungen der Könige und ihrer Getreuen verursacht haben, zu begründen. Nach S. 5 f. ging der Gedanke der Einigung von Geistlichen aus und sie hätten seine Annahme bei den Königen erreicht; ebenso Pouzet (S. 929, 1) 79. 83. Gewiß haben viele Prälaten ihr Interesse an dem Frieden und die durch ihn möglichen gemeinsamen Handlungen der Könige mit Erfolg wahrgenommen. Ihr Kreis, der die Reichsordnung von 817 durchgesetzt hatte, suchte nun die Wirkungen der Reichstheilung einzuschränken, theils weil er deren Nachtheil stärker als andere Klassen erfahren hatte, theils weil er als der Träger der höheren Kultur die Wohlthat des Friedens mehr als die weniger gebildeten Laien empfand. Aber die Bischöfe und Aebte, welche die Vereinbarungen der Könige befürworteten, haben nicht nur moralisch und religiös, sondern auch als weltliche Politiker gehandelt. Ihr Grundbesitz, ihre Kriegsleute, ihr wirtschaftlicher Verkehr geben ihnen Interessen, wie sie die Weltleute hatten, so daß sie hier nicht nur den besonderen Nutzen der Kirche, sondern zugleich das mit ihm zusammenfallende Gemeinwohl vertraten. Sie waren jedoch nicht die einzigen, die als Angehörige des einen Frankenreichs nach Eintracht und Zusammenwirken der Könige strebten. Den Vertrag von Verdun haben nicht sie allein bewirkt. Wohl war der Entschluß der Könige kein freier (vgl. über Lothar Ann. Bert. 842 S. 28), aber sie standen nicht nur unter kirchlichem Einfluß. Auch viele weltliche Herren waren abgeneigt, sich länger den Gefahren eines Kampfes auszusetzen, die sie kennen gelernt hatten (*primores populi*, Nithard IV, 6 SS. II, 671. 42 f.). Mochten die Könige wollen oder nicht wollen, so berichtet ein Mitglied der Geistlichkeit, die Großen nöthigten sie zur Theilung und zum Frieden, Hincmar 877, Ad Ludov. Balb. c. 4, Opera II, 181. Bischöfe wurden bei ihrem Widerstand gegen die Fortsetzung des

[143, 2]) und den Söhnen Ludwigs die Uebertretung des Verduner Vertrages (N. Archiv V, 310, J. 3000) vorgestellt. In einer anderen Lage befand er sich gegenüber Ludwigs Einfall in Westfrancien 875 [156 f.]. Da Karl seinem Bruder seinen Antheil an Italien entreißen wollte, so war Ludwig dem Bruder nicht mehr zur Einhaltung seines Vertrages verpflichtet, die Pflicht war von der Pflichterfüllung des anderen Contrahenten bedingt. Dessen ungeachtet hat Johann VIII. die Westfranken nicht nur zur Treue gegen ihren Landesherrn ermahnt (J. 3037 f.), sondern auch Ludwig Mißachtung des Vertrages vorgeworfen, Sirmond III, 426 (J. 3040). C. II, 351, 25. Er will als Papst ihren Streit schlichten (Sirmond III, 424 (J. 3039). C. II, 351 c. 2) und zwar gerecht, wie er Ludwig versichert, Mansi XVII, 4 f. (J. 3044). Hierzu ist es nicht gekommen.

Krieges noch von anderen Beweggründen geleitet als die weltlichen Optimaten, jedoch über den Frieden selbst stimmten beide überein. Auf die übrigen Gegenstände des Vertrages bezieht sich Hincmars Aeüßerung nicht, bei ihnen wäre ein maßgebender geistlicher Einfluß möglich. Aber hier trat die Auffassung der Könige in Geltung. Diese Erbfürsten waren sich bewußt, daß das fränkische Reich ihr Reich sei. Sie besaßen noch das Reich, das ihre Vorfahren erworben und ihnen hinterlassen hatten, Ludwig und Karl 865 C. II, 166, 21 f. vgl. 844 C. II, 115, 28 (402, 5 f.). 453, 33. Es war ihr Familienerbe. Ich gebiete, sagte Ludwig II. 871 SS. III, 523, 20—22, in ganz Francien, weil auch ich besitze, was meine Verwandten besitzen. Ihm galt das Reich noch als Besitzthum des karolingischen Geschlechts, vgl. Ranke, Weltgesch. VI, 1, 205. Brunner II, 29. Mühlbacher, Gesch. 459. 475. Dahn VIII, 6, 83. Deshalb waren die Staaten vor 843 Staaten, die nicht erst zu vereinigen waren, die in einer altherkömmlichen Verbindung standen. Lothar I. hat sich ausdrücklich gegen eine ihre Gemeinschaft beseitigende Auftheilung in Verdun verwahrt: *regnum nostrum in tres partes divisum, immo distinctum*, Epist. V, 610, 21 f. (Mühlbacher¹ 1149). Der Ueberzeugung von dem unter ihren Staaten bestehenden Verhältnis, daß sie zusammen ein Reich bildeten, haben die Könige wiederholt Ausdruck gegeben¹). Dieses in ihnen lebende Bewußtsein war eine politische Macht. Um es zu bethätigen waren vorerst neue Schöpfungen kaum erforderlich, die Fürsten konnten auf die Ordnungen zurückgreifen, die ihr Großvater 806 und ihr Vater 831 für zeitgemäß unter karolingischen Theilherrschaften gehalten hatten. In der dynastischen

1) 847 sprachen sie von ihrem Reiche, *omne eorum regnum*, c. 4. 8 C. II, 69, 23. 35, Ludwig sagte *nostrum comune regnum* c. 6 C. II, 71, 1 f. Ihnen waren die Theilreiche wegen ihrer Zusammengehörigkeit das Reich schlechthin, *regnum* c. 7 C. II, 69, 31. Die gleiche Anerkennung haben sie der Gemeinsamkeit 851 gewährt. Wieder war es das *regnum*, von dem sie redeten c. 4. 6. 7 C. II, 73, 6. 27. 38, Lothar S. 74, 15. 17, Ludwig S. 74, 23, Karl S. 74, 33, wie auch die Bischöfe 844 das Gesamtreich *istud imperium* und *regnum vestrum* nannten C. II, 114, 14 f. 22, von dem ein jeder Staat ein Theil war, *pars regni* 854 C. II, 78, 4. 7, vgl. 869 C. II, 340, 23. 865 *regnum unum est* C. II, 167, 10. Jeder der drei Könige war ein Theilfürst, trierarcha, wie Karl II. in den um 860 geschriebenen Ann. S. Sergii Andeg. 843, Merlet, Chronique de Nantes 1896 S. 14 heißt. Entsprechend war der Ausdruck »unsere Könige« für andere Theilherrscher den Franken geläufig, z. B. 859 C. II, 442, 13 f. 447, 21. Hincmar 860 an Günther, 870 an Hadrian II., Opera II, 671. 696 (Migne 126, 156. 181). *principes nostri*, 859 C. II, 444, 32. Synode von Langres c. 7. 10, Mansi XV, 538 f. Hincmar 860, De div. Loth., Resp. 12, Opera I, 638, an Hadrian II., 691 (Migne 126, 176); er sagt von Lothar II., De div., Resp. 1. 12 (Opera I, 578. 632): *noster rex*.

Denkweise wurzeln, dünkt mich, die Einigungsbestrebungen der Könige, ihre politische Vorstellung und ihr Wille sind hier selbständig, unabhängig von dem Klerus, der ja auch auf die 806 getroffenen Bestimmungen einen leitenden Einfluß nicht geübt hatte ¹⁾. Von anderer Art war das gleichzeitige eigene Unternehmen der Bischöfe, die im Niedergang begriffene Macht und Autorität der königlichen Gewalt durch die christliche Religion zu stützen und Pflichten der Reichsangehörigen als Pflichten in einer christlichen Gemeinschaft durchzusetzen.

Für Lothars II. Bemühungen, Waldrada zur Ehefrau zu gewinnen, wird S. 70 f. 96, 2. 97 der Gesichtspunkt geltend gemacht, daß, wenn das Königreich fortbestehen sollte, ein leiblicher Erbe des Königs nothwendig war; die Aristokratie des Reiches, die weltliche und die geistliche, sei nun von dem Interesse geleitet gewesen, die Fortpflanzung der Linie zu sichern, um den Staat zu erhalten. Die Ehe des Königs war kinderlos und schien es zu bleiben. Wurde sie getrennt oder für nichtig erklärt, so war es möglich, daß ein Sohn succedierte, den der König nur von Waldrada besaß oder erwartete. Bei erblosem Tode fiel das Land an andere Karolinger, die es mit ihrem Reiche vereinigen konnten, vielleicht an mehrere, die es theilten. Die gleiche Auffassung hatte Ranke VI, 1, 182—187; Parisot (S. 931 Anm.) 195, 5 hält sie für möglich, Dümmler II, 8 die politische Absicht für nebensächlich, Hauck, Kirchengesch. II², 547, 9 glaubt sie nicht.

Es ist eine Frage von Wichtigkeit für die politischen Zustände der Zeit, ob dem staatlichen Gemeinwohl gegenüber dem karolingischen Erbrecht ein solcher Werth eingeräumt wurde, daß dem Könige an der Fortdauer seines Staates lag oder bei anderen Staatsangehörigen der Wunsch vorhanden war, in diesem Reiche zusammenzubleiben. Den karolingischen Königreichen, ihren Fürsten wie ihren

1) Dümmler I, 209 betont »die Gemeinsamkeit des in der Idee noch fortbestehenden Gesamtreiches« und erklärt sich in dieser Zeitschrift 1885 S. 715 gegen Bourgeois, der die mitwirkenden kirchlichen Gesichtspunkte zu einseitig als die allein maßgebenden hingestellt habe. Für den Gedanken des Frankenreichs Fisher, *The medieval empire I*, 1898, S. 36 f. und Kleinclausz (S. 930 Anm.) 359. Eine Nachwirkung des Imperium, wie Doizé, *Moyen âge XI*, 257. 263. 273 f. 278. 279. 280 die Gemeinschaft der karolingischen Theilstaaten betrachtet, kann sie nicht wohl gewesen sein, aber es war für die Reichsangehörigen in den neuen Theilstaaten von politischer Bedeutung, daß die zwei vorhergehenden Generationen in Einem Staate gelebt hatten. Die Auffassung von Bayet, *Revue historique XXXII*, 183, Parisot (S. 931 Anm.) 32 f. und Bourgeois (S. 929 Anm. 1) 74, die Einheit sei nur eine moralische und religiöse gewesen, hat wohl die neue kirchliche Bewegung allein im Auge, die jedoch nicht an die Stelle der bestehenden politischen und rechtlichen Ordnung sondern neben sie getreten ist.

Völkern, war der Gedanke an eine andere Verbindung als die durch die Person ihres Fürsten um die Mitte des 9. Jahrh. noch fremd. Und Lothars Reich war erst 855 durch Theilung aus dem Reiche seines Vaters hervorgegangen. Sollte in einem Gebiete, dessen Bevölkerung und geographische Beschaffenheit so wenig zu einer dauernden Einheit geeignet waren, schon ein paar Jahre nach der Bildung des Königreichs, nach einer kurzen und schwachen Regierung, unter Nachwirkung des Staats Lothars I., die neue landschaftliche Entwicklung haben Wurzel fassen und emporkommen können, für den Fortbestand des Staats über den Tod des Herrschers hinaus zu sorgen? Treten solche Gesinnungen bei den Bestrebungen des Königs zu Tage?

Lothar, vor seiner 855 mit Theutberga begonnenen Ehe im Umgang mit Waldrada, seit 857 entschlossen, sich von der Gattin zu befreien und Waldrada zur Ehefrau zu nehmen [69, 1], hat nur von seinem Verlangen nach einer anderen Gemahlin gesprochen, weil er weder mit Theutberga noch ohne Frau leben könne und eine Ehefrau einer Buhle vorziehe, Mansi XV, 614. 615. Mit den Worten: *nostro periculo corporis et animae ad utilitatem s. dei ecclesiae et regni nobis commissi benigna caritate et devota fidelitate subvenire non differatis* (862 Mansi XV, 615) deutete er nicht auf den seinem Reiche bei dem Mangel eines Erben bevorstehenden Untergang hin, sondern auf den durch seinen außerehelichen Verkehr für Kirche und Reich erwachsenden Schaden¹⁾. Die politische Bedeutung der Ehetrennung ist, wenn ich nicht irre, nirgends berührt worden. Zwar war das etwaige politische Motiv in dem Rechtsverfahren für die Scheidung oder Nichtigkeitserklärung der Ehe nicht zu verwerthen, aber nebenher konnte es vorgebracht werden. Die Bischöfe Lothars, denen vorgeworfen wurde, aus Furcht oder Eigennutz auf das Begehren ihres Königs eingegangen zu sein, haben ihr Verhalten nicht mit ihrer Unterstützung der staatlichen Politik entschuldigt²⁾. Daß

1) Eine Synode erklärt für nothwendig *de rege nostro et ejus fragili juventute et labili incontinentia, ne populis regnoque ipsius periculum inferat, consuli*, Hincmar, De div., Resp. 1, Opera I, 578. 862 wurde dem Könige, der *se incontinentem esse professus est* (Mansi XV, 612, 4), erlaubt, wieder zu heirathen: *ne in deteriora labatur uxorem ducere, filios procreare vetare non possumus, dicente apostolo: qui se non continet, nubat, tantum in Domino, melius est enim nubere quam uri*, Mansi XV, 617. Nicolaus I. erblickt in dem Begehren Lothars des Fleisches Lust, Mansi XV, 367. 649 (J. 2727. 2748), auch in seinem Schreiben an den König, Ivo, Decr. VIII, 227 (Migne 161, 692, J. 2752) und an dessen Oheim Ludwig, Ann. Fuld. 862 S. 58 (J. 2751).

2) *quidam sibi peritura seu toxicata beneficia subtrahi metuunt*, Nicolaus I., Mansi XV, 316 (J. 2871); *vel beneficiis vel minis jam ad votum suum deflexerat* Lothar seine Bischöfe, das. XV, 335 (J. 2886). Dem Bischof Arnold von Toul

die Geistlichkeit des Landes nicht einmüthig für Lothar eintrat, ist allerdings unerheblich, seine Anhänger könnten bessere Staatsmänner als seine Gegner gewesen sein, aber ein Anhalt für den Staatsgedanken ist nicht wahrnehmbar, keine Handlung, die aus ihm erklärt werden müßte, keine Aeußerung eines Zeitgenossen, die ja auch noch nicht den für die Betheiligten entscheidenden Beweggrund erweisen würde¹⁾. Und als nach dem Tode Lothars seinem Reiche Theilung drohte, gab es keine Einheitspartei im Lande, die den Staat um des Staates willen erhalten wollte. Der für Waldrada thätige Bischof von Metz trat freilich für einen einzigen Nachfolger ein, aber er setzte damit nicht seine Politik für den Bestand des Staates fort (gegen Ranke VI, 1, 208, vgl. Parisot 345), sondern sah darin seinen eigenen Vortheil. Die Ausdauer, mit der Lothar die Trennung von Theutberga und die Vereinigung mit Waldrada verfolgt hat, ist ohne das von Calmette angenommene politische Ziel verständlich²⁾ und auch die Opfer sind es, die der König gebracht hat, um Karolinger für sein Vorhaben zu gewinnen. Ob er schon einen Sohn von Waldrada besaß, als er sie zu seiner rechtmäßigen Gattin machen wollte, oder ob ihr seit 863 erwähnter Sohn Hugo erst während des Ehehandels geboren wurde, ist nicht überliefert, aber wenn der König in seinem Willen, sich mit Waldrada zu vermählen, durch den Wunsch bestärkt wurde, daß Hugo ihn beerbe, so war es der Vater, der für den Sohn sorgte, und nicht der Staatsmann, der an die Zukunft des Reiches dachte. Hugo ist Lothars einziger Sohn geblieben, aber das konnte Waldradas Partei nicht wissen. Wären einer Ehe Waldradas mehrere Söhne entstammt, so würden sie das väterliche Reich getheilt haben, denn die Einführung einer Individualsuccession zur Ausschließung der

hat er wegen seines Widerstandes Abteien entzogen, *Gesta ep. Tull. c. 27 SS. VIII, 637 f.*, vgl. Bouquet IX, 399 (Böhmer 1829). Auch Regino 864 S. 80 f. hat dem hauptsächlichsten Parteigänger Lothars nur ein persönliches Motiv zugetraut, vgl. Parisot 151.

1) Mochte die Königin unfruchtbar sein oder nicht (Nicolaus, *Mansi XV, 313. 323, J. 2870. 2873.* Hincmar, *De div., Resp. 21, Opera I, 672*), diese Eigenschaft kam nur in Frage, um einen Grund für die Ehetrennung und eine Möglichkeit für die Verheirathung mit Waldrada zu gewinnen, vgl. Freisen, *Gesch. des Canonischen Eherechts 1888 S. 335—337. 578 f.* Esmein, *Le mariage en droit canonique I, 1891, S. 20 f.* Geffcken, *Ehescheidung vor Gratian 1894 S. 60 f. idonea in Mansi XV, 612, 4 ist wohl digna (C. II, 464, 10. 465, 20. 29. 466, 37. Adventus 863, Epist. VI, 217, 4), nicht sterilis (Mühlbacher, Reg. 1261*)*.

2) Prudentius, *Ann. 860 S. 53* war der Meinung, daß Lothar seine Gattin haßte; ihm folgt Johannes, *Transl. Glodesindis c. 28, SS. XXIV, 506, 57.* Aus leidenschaftlicher Liebe zu Waldrada leiten seine Handlung ab Hincmar, *Ann. 862 S. 60, vgl. De div., Resp. 15, Opera I, 653 f.*, und *Ann. Xant. 861 SS. II, 230, 19.*

Theilung ist nicht in Frage gewesen. Deshalb war Lothars neue Ehe kein sicheres Mittel für die Fortdauer seines Staats, sondern allenfalls für die seiner Linie. Und wenn ihn kein anderer Sohn als Hugo überlebte, war ungewiß, ob dieser die seiner Nachfolge entgegenstehende Anfechtbarkeit seiner Legitimität überwinden würde.

Die Wirksamkeit der Vereinbarungen wird niedrig angeschlagen [4, 4. 14, 1. 182. 185 f.], wie auch Faugeron (S. 931) 19. 36. 37. 68, Doizé, Moyen âge XI, 283 f. und Parisot 33, 5 ihren praktischen Werth gering geschätzt haben. Die Politik der Könige hat über kleineren Interessen die wichtigeren versäumt, ihre Länder gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen und die königliche Macht gegen innere Gegner aufrecht zu erhalten [181. 183. 185 f.]. Der karolingischen Diplomatie hat weder Logik noch Scharfsinn gefehlt [184 f. vgl. 108, 1].

Straßburg.

Wilhelm Sickel.

Academicorum philosophorum index Hereulanensis. Edidit Segofredus Mekler. Berolini apud Weidmannos. MCMIL. XXXVI, 135 S. 6 Mk.

Die vorliegende Ausgabe bildet den — hoffentlich nur vorläufigen — Abschluß einer über vierzig Jahre sich erstreckenden Forschungsarbeit an den Resten der auf pap. Herc. 1021 überlieferten Geschichte der Schule Platons. Verfolgt man diese Arbeit von der dürftigen erst durch Spengel genießbar gewordenen Publikation in der Neapeler Collectio altera bis zu dieser neuesten Edition, so darf man wohl sagen, daß hier ein Triumph beharrlicher, durch alle Schwierigkeiten unentwegt fortschreitender philologischer Rekonstruktionsthätigkeit zu verzeichnen sei. Zwar ist auch jetzt noch des glatt Lesbaren und klar Verständlichen im Verhältnis zum Gesamtumfange des Papyrus bedauerlich wenig. Aber der scheinbar undurchdringliche Urwald, den die Neapeler Veröffentlichung darbot, ist doch gewaltig gelichtet, und auf allen Seiten ist ihm bis weit hinein fruchtbringendes Land abgerungen worden. Spengel erkannte Gegenstand und Bedeutung der Schrift, bemerkte auch ihre Beziehungen zu Laertios Diogenes, und es gelang ihm, z. T. eben auf Grund dieser Beziehungen, vieles zu bessern. Es folgte die meisterliche Edition Büchelers, dessen Scharfblick durch die auf besseres Material begründete neueste Ausgabe ins hellste Licht tritt. Seine Publikation gab Veranlassung zu Röpers schöner Entdeckung eines in die Schrift aufgenommenen Stückes aus Apollodors metrischer Chronik, womit auch für die Rekonstruktion dieser Partie

eine festere Basis gewonnen war. Nach anderer Richtung hin gal v. Wilamowitz eine neue Wegleitung, indem er das Verhältnis des Index Academ. und der parallelen Abschnitte bei Laertios Diogenes zu der gemeinsamen Quelle Antigonos von Karystos einer scharfsinnigen und resultatreichen Untersuchung unterzog. Schon von Spengel endlich hatte Gomperz begonnen, dem Akademikerindex sein Interesse zuzuwenden, und ihm verdankt auch dieser Papyrus das Beste. Sein Versuch, dem Originale neue Erkenntnisse abzugewinnen, brachte zwar infolge ungünstiger Umstände wenig Frucht, dafür aber erschloß er in dem Oxforder Apographon eine Textesquelle, die nicht nur 32 von den in dem Neapeler Exemplar erhaltenen 36 Kolumnen zuverlässiger überliefert, sondern auch 12 neue Kolumnen darbietet. Auf Grund dieser sichreren Basis und durch immer tieferes Eindringen in den Text hat Gomperz in einer Reihe von Aufsätzen die Herstellung und Verwertung der Schrift in besonderem Maße gefördert. Auch für die hier zu besprechende Neuauflage sind wir in erster Linie wieder dem Altmeister herkulaneischer Forschung verpflichtet, der, was er mehr als ein Menschenalter hindurch für die von ihm vorbereitete Ausgabe gesammelt hatte, dem jüngeren Mitforscher zur Verwertung überließ. Aber auch dieser hat sich um die Schrift hervorragend verdient gemacht. Zunächst durch Festigung und Erweiterung der urkundlichen Grundlage. Er zog neben den Apographa (und zwar dem Oxforder nach der von Gomperz ihm überlassenen Pause und der photographischen Reproduktion) auch das Original heran. Dasselbe gehört auch nach Gomperz' Urteil zu den am schwersten entzifferbaren Stücken der ganzen Sammlung, und so lag hier dem Herausgeber eine überaus schwierige Arbeit ob, bei der sich eine Revision durch Crönerts scharfes und geübtes Auge sehr fruchtbar erwies. Bei dem Studium des Originals nun entdeckte Mekler eine in den Apographa unberücksichtigt gebliebene, freilich sehr schlecht erhaltene und wenig ausgiebige Anfangskolumne. Des Weiteren erhielt er durch Crönert Kenntnis von den pezzi des Pap. 164, die Neapeler Fragmenten entsprechen (zu frgm. 15 ist das Original verloren) und einem zweiten Exemplare der nämlichen Schrift angehören. Die gründliche Vertrautheit beider Gelehrten mit dem Ind. Acad. hat sich dabei trefflich bewährt, indem sie für eine Anzahl dieser nur wenige Worte und Wortreste bietenden pezzi die Identifikation mit den entsprechenden Stellen des Werkes ermöglichte. Die Stücke sind nicht zahlreich und gering an Umfang, liefern aber doch auch jetzt schon recht schöne Resultate; finden sich weitere Dubletten so kann natürlich ihr Wert noch ungemein wachsen. So stellt Mekler mit Hilfe von frgm. 12 in col. 11, 18 p. 30 her: *Δικταρχός φησιν*

Hier lag also ein Dikaiarchosfragment vor; was freilich dessen Inhalt war, kann uns bei der schlechten Erhaltung dieser Partie wohl erst die Zukunft durch einen neuen Fund lehren.

An der Hand dieser Hilfsmittel hat sich der Herausgeber um die Rekonstruktion des Werkes mit Eifer und erfolgreich bemüht, wobei ihm einige hervorragende mit der Papyrusforschung vertraute Kritiker, neben Gomperz vor allem v. Arnim, Bücheler und v. Willamowitz-Moellendorff hülfreich zur Hand gingen. So ließ sich die Arbeit weit über das in Büchelers Ausgabe Erreichte hinaus fördern. In der Herstellung eines zusammenhängenden Textes ist dabei Mekler soweit gegangen, wie irgend möglich, d. h. er hat die Ergänzung auch da unternommen, wo die Geringfügigkeit der Reste eine auch nur einigermaßen gesicherte Herstellung des Einzelnen nicht ermöglichte, wenn sich nur aus dem Zusammenhange ein passender Gedanke für die Lücke gewinnen ließ. Das ist, obwohl in solchen Fällen die Einzelergänzung infolge der großen Zahl von Möglichkeiten die Wahrscheinlichkeit gegen sich hat, dennoch zu loben, denn jede solche vermutungsweise Rekonstruktion kann im weiteren Verlaufe eine Handhabe bieten, um der Wahrheit näher zu kommen. Zu verwerfen ist eine Ergänzung aber da, wo, auch ohne daß ein leitender Faden erkennbar wäre, aus ungenügenden Resten vereinzelte Wörter hergestellt werden, wie col. Y, 27 p. 17 das zudem den Raum nicht genügend füllende $\delta\iota(\alpha\tau\rho\iota\beta\acute{\eta}\nu)$. Ueber den Zusammenhang sind wir dort absolut im Dunkeln, und das $\delta\iota$ läßt so alle möglichen Ergänzungen zu, zwischen denen eine bestimmte Wahl zu treffen vorläufig reine Willkür ist. Ähnliches gilt von der Herstellung des Namens $\Delta\acute{\alpha}\omega\nu$ in Z. 30. Eine andere Frage ist die, ob es sich empfiehlt, Restitutionen jener problematischen Art in den Text aufzunehmen, wie es Mekler thut, oder ob ihnen nach Büchelers Vorgang ein Platz in den Anmerkungen anzuweisen ist. Durch Meklers Verfahren wird die Uebersicht über unsern mehr oder minder gesicherten Besitz aus dem Werke da und dort erschwert. Dieser Uebelstand hängt aber mit einer nach anderer Seite hin sehr nutzbringenden Einrichtung der Ausgabe eng zusammen, so daß man ihn gern mit in den Kauf nehmen wird. Mekler stellt nämlich, indem er auf jeder Seite zwei Kolumnen nebeneinander herlaufen läßt, überall Zeile für Zeile seinen restituierten Text den Schriftzügen des allein oder in erster Linie maßgebenden Apographon — meistens ist es das Oxforder, seltener das Neapeler, col. 2 Anf. müssen beide konfrontiert werden — gegenüber, so daß der Leser jederzeit zur Nachprüfung und zur Mitarbeit imstande ist. Diesem großen Vorteil gegenüber schlägt es nicht viel, daß im einzelnen Falle häufig der Text sich enger als an diese

Züge an die des Originalpapyrus oder der anderen Abschrift anschließt. Die in Betracht kommenden Lesungen dieser beiden Quellen enthält ein erster Abschnitt unter dem Texte. Von zwei weiteren verzeichnet der eine die Urheber der Ergänzungen und etwaige weitere Vorschläge, ein zweiter die für die Herstellung wichtigen Parallelen bei anderen Autoren.

Dem Ganzen geht eine Praefatio voraus, in welcher über die allgemeineren unsere Schrift und ihre Ueberlieferung betreffenden Fragen eingehende Auskunft erteilt wird. Den Schluß bilden sehr dankenswerte Fasti Academici, die eine Uebersicht über die chronologischen Angaben des Werkes und ihr Verhältnis zu denjenigen anderer Quellen gewähren, ausführliche Indices und ein vergleichender Ueberblick über die Nummerierung der einzelnen Kolumnen in den Kollektionen und Ausgaben. So dankbar man auch die sorgfältige und mühevollen Arbeit anerkennen muß, deren Frucht diese Anhänge bilden, so wenig wird man doch ein Bedauern darüber unterdrücken können, daß der Herausgeber sich auf Indices der Personen- und geographischen Namen, eine Uebersicht über die Heimatsorte der genannten Personen — diese ist für die Erkenntnis der Verbreitung griechischer Kultur von ganz besonderem Werte —, eine Liste von Ausdrücken der philosophischen Schulsphäre und einen index testimoniorum beschränkt und nicht ein, wenn nicht vollständiges, so doch an Ausführlichkeit etwa dem Sudhausschen Index zur Rhetorik gleichstehendes Wörterverzeichnis und einen grammatischen Index beigegeben hat. Mag auch das Werk entsprechend seiner Entstehung sprachlich keinen einheitlichen Charakter tragen, so ist man doch bei einer Schritt für Schritt zu rekonstruierenden Schrift mehr noch als bei anderen auf eine durchgängige Kenntnis des Sprachgebrauches angewiesen und vermißt so recht schwer sprachliche Indices, die übrigens auch jeder weiteren Philodemforschung zugut kommen würden, gerade wie Sudhaus' Index sich auch für die vorliegende Schrift nutzbar erweist¹⁾ und das Gleiche

1) Mekler hat sich hier einiges entgehen lassen. Zu col. Y 13 p. 16 führt er nur rhet. II p. 63, 12 f. Sudh. an, während p. 51, 4 f. (bei Sudhaus im Index verzeichnet) mit πολλὰ ἢ ἐπιδοσὶν λαβεῖν eine noch genauere Parallele bietet. Für καταχωρῆσαι (Ind. Acad. col. 11, 3 p. 28) verzeichnet Sudhaus mehrere Stellen. Sehr interessant ist der Gebrauch von εὐαρεστῆν, das Bücheler col. 19, 12 p. 70 mit Sicherheit richtig restituirt hat. Es muß dem Zusammenhange nach bedeuten »lehren«, »als wissenschaftliches Bekenntnis aufstellen.« Dazu stimmt die auffällige Verbindung mit einem Objektsakkusativ (τοῦτο). Eine Bestätigung dieses Gebrauches erwächst aus rhet. I p. 152, 19 εὐαρεστίας, was Sudhaus im Index mit placita wiedergibt. Natürlich kann es dann im Ind. Acad. nicht heißen: τοῦτο δ' ἂν τις φήσειεν εὐαρεστῆν αὐτὸν μάλιστα (ὡς γινώσκῃς) γέγονεν τῶν Πλάτωνος. Das

auch bei einem Index zur stoischen Successionsgeschichte der Fall sein würde. Auch für die sprachgeschichtliche Ausbeutung Philodems (vgl. Wendland, Berl. phil. Woch. 16 [1896] Sp. 1451) wären solche Indices von hohem Werte.

Bei einem Ueberblicke über die Schrift, wie sie uns nun in erweiterter und verbesserter Form vorliegt, interessieren uns vor allem die hier zum ersten Male im Zusammenhang veröffentlichten neuen Kolumnen. Mit der im Original neu entdeckten Anfangsseite ist, wie bemerkt, vorläufig nicht viel anzufangen. Ihre Publikation ist aber doch von Wert, da das Stück durch einen neuen Fund Licht empfangen und ihm Licht geben kann. Von viel höherer, z. T. sehr hoher Bedeutung sind die in der Neapeler Sammlung nicht reproduzierten, im Original verlorenen zwölf Oxforder Kolumnen. Daß wir für sie auf ein Apographon angewiesen sind, ist schlimm. Glücklicherweise ist es das bessere, und so ist die Herstellung doch wenigstens über größere Strecken hin soweit gesichert, daß über Inhalt und Zusammenhang kein Zweifel obwalten kann. Wir erhalten hier zunächst neue Abschnitte über Platon (col. X, Z, Y), an denen manches interessant ist. Nach col. X, 7 p. 6 war Platon bei Sokrates' Scheiden 27 Jahre alt¹⁾. Das führt auf 426 als Geburtsjahr, einen Ansatz, den keine sonstige Ueberlieferung kennt. Laert. Diog. 3, 6 bemerkt: ἐκείνου (sc. Σωκράτους) δ' ἀπελθόντος γενόμενος ὁκτώ καὶ εἴκοσι ἐτῶν

ὥς findet in den Zügen des Originals gar keine Rechtfertigung. Ihnen würde vielmehr etwa μάλιστα· πανέμπειρος γέγ. τ. Πλάτ. entsprechen. Die Erörterung über den wissenschaftlichen Standpunkt des Arkesilaos wäre also mit einer Notiz über sein Platonstudium eingeleitet, die dann zu der Besprechung des eigentlichen Themas in der leider schwer zerrütteten Partie 17 ff. überleitete. Das Asyndeton wie col. X, 5 p. 6. Vorläufig könnte mit dem von Sudhaus und Mekler Gebotenen eine Vergleichung der Schulausdrücke (unter denen von M. παραβάλλειν col. 24, 15 p. 87 [vgl. Rhet. suppl. p. 20, 14] überschen ist), wie διατριβή (= Schule), ἀκουστής, διακούειν u. s. w. vorgenommen werden. Col. 24, 35 p. 88 entspricht ἐσχόλαζεν dem apollodorischen σχολὴν ἔχων col. 30, 10 p. 100. Dort sind wir also sicher, den eignen Ausdruck des Verfassers, nicht den einer Quelle vor uns zu haben. Er entspricht einem auch aus der Rhetorik zu belegenden Gebrauch. Ich bin selbstverständlich weit davon entfernt, aus vereinzelten Uebereinstimmungen in nicht charakteristischen Dingen Schlüsse ziehen zu wollen. Aber festgestellt und mit dem der Rhetorik und der anderen philodemischen Schriften verglichen muß der gesamte Sprachgebrauch einmal werden.

1) Dies steht als Sinn der Stelle außer Zweifel. Statt Πλάτων Σωκράτους γεγονῶς μαθητῆς ἀπολειφθέντος ὅτ' ἦν ἐτῶν εἴκοσι ἐπτά wäre vielleicht mit engerem Anschluß an das Ueberlieferte zu lesen: Πλ. Σ. γ. μ. ἀπολειφθεὶς νέος ἔθ' ὅτ' (zur Zeilenbrechung zwischen den zwei letzten Worten vgl. col. 15, 11 p. 56) ὢν ἐτῶν εἰς. Zur Hervorhebung der Jugend Platons vgl. Laert. Diog. 2, 41, Olymp. ad Plat. Gorg. p. 163 (Jahrb. Suppl. 14 [1848] S. 392), Proleg. 3 p. 199 Herm.

καθὰ φησιν Ἑρμόδωρος εἰς Μέγαρα πρὸς Εὐκλείδην . . . ὑπεχώρησεν¹⁾). Man könnte versucht sein, die Worte καθ. φ. Ἑρμόδωρος nur auf das Folgende auch Laert. Diog. 2, 106 als hermodorisch gegebene zu beziehen. Die Altersangabe wäre alsdann von Laertios' Vorlage aus Apollodors Ansätzen für Platons Geburt und Tod abgeleitet. Läßt man aber auch die chronologische Notiz als hermodorisch gelten, so könnte sie mit der Angabe des Ind. Acad. nur durch die Annahme in Uebereinstimmung gebracht werden, daß zwischen dem Tode des Sokrates und Platons Abreise immerhin soviel Zeit verflossen sei, daß Platon, bei Sokrates' Tode 27 Jahre alt, bei seinem Weggange von Athen dem Ende des 28. Jahres näher stand als dem des 27., eine Annahme, die sich aber mit 2, 106 (δῆσαντας τὴν ὥμτητα τῶν τοπάνων) nicht wohl vertrüge. Auf jeden Fall bleibt zugunsten von 427 als Geburtsjahr das gewichtige Zeugnis Apollodors bestehen²⁾. Die Differenz zwischen dessen Ansatz und der Angabe des Ind. Acad. ließe sich daraus erklären, daß der Prozeß des Sokrates sich über Platons Geburtstag hinzog. Bei Sokrates' Verurteilung hatte Platon seinen 28ten Geburtstag noch nicht erlebt und konnte somit noch als 27jährig bezeichnet werden. Der Ansatz des Ind. Acad. könnte also auf eine an Sokrates' Verurteilung anknüpfende Angabe (vgl. die von Justus von Tiberias wiedergegebene Erzählung bei Laert. Diog. 2, 41, Olymp. ad Plat. Gorg. p. 163 [Jahrb. Suppl. 14 (1848) S. 392], Proleg. 3 p. 199 H.) zurückzuführen sein, die ungenau auf die Zeit da Platon ἀπελείφθη übertragen wurde.

Eine andere in einer der alten Kolumnen (2, 33 ff. p. 20 f.) enthaltene Notiz zur Platonchronologie ist hier kurz zu berühren. Es heißt dort, nach Angabe eines Autors, dessen Name im Vorhergehenden genannt war, jetzt aber verloren ist, sei Platon unter Archon Theophilos 82 Jahre alt gestorben. Wir finden also hier wie bei einigen anderen von Busse, Rhein. Mus. 49 (1894) S. 74 ff. besprochenen Zeugen den gleichen Fehler (82 steht 81) in der auf Philochoros³⁾ zurückgehenden Berechnung. Busse hat nun a. a. O. S. 76 ff. den Fehler in der Vit. Arist. Marc. auf den durch Vermittelung des Ptolemaios benutzten Lebensabriß des Aristoteles von der Hand des Andronikos aus Rhodos zurückgeführt und nimmt an, daß dieser Abriß auch

1) Ueber den Bestand der Vorlage des Laertios und späteren Zusatz an dieser Stelle s. Usener, Epicurea p. XXIV.

2) Vgl. Diels, Rhein. Mus. 31 (1876) S. 41 ff.; Zeller, Phil. d. Gr. II 1^a S. 390, 1; Busse, Rhein. Mus. 49 (1894) S. 72 ff.

3) Vgl. Vit. Arist. Marc. p. 428, 12 ff. Rose. Mekler führt S. 20 unter dem Text die Stelle an, ohne des wichtigen Zusatzes p. 429, 5 οὕτω Φιλόχορος ἱστέηται zu gedenken, zu welchem Busse a. a. O. S. 74 zu vergleichen ist.

dem Athenaios, der 5 p. 217 a b die Notiz über Platon in sehr ähnlich lautender Form bringt, aber aus dem Lebensalter und Todesjahr Platons Geburtsjahr neu berechnet, vorgelegen habe. Das ist mir, soweit Athenaios in Frage kommt, nicht wahrscheinlich. Abgesehen von der Berechnung des Geburtsjahres spricht dagegen der Umstand, daß die Notiz bei ihm in ganz anderem Zusammenhange und in Verbindung mit reicherm chronologischem Material steht, das auf Aristoteles keinen Bezug hat. Die Filiation ist gewiß eine weitläufigere, indem Andronikos und Athenaios (oder dessen Quelle) auf einen gemeinsamen Gewährsmann zurückgehen, der bereits 82 (statt 81) Jahre angab. Möglich auch, daß der Fehler sich in den Philochorostext selbst eingeschlichen hatte. Jedenfalls bietet der Ind. Acad. eine Handhabe, die Entstehung der irrtümlichen Angabe über Andronikos hinaus zurückzuverlegen. Denn für ihn liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß er Philochoros, den er zweimal, und zwar das eine Mal (col. 6, 32 p. 37) sicher nicht in aristotelischen Dingen, zitiert, durch Vermittelung des Andronikos benutzt habe.

Wir kehren zu unserer col. X zurück. Was an Angaben über Platons Lebensschicksale mit einiger Sicherheit hergestellt werden kann, ist leider nicht viel. Das Wenige verdient aber alle Beachtung. Haben wir doch hier die älteste zusammenhängende Darstellung von Platons Leben vor uns, für die dem Verfasser sehr achtbare Quellen¹⁾ zur Verfügung standen. Da ist nun bemerkenswert, daß an Sokrates' Tod sofort Platons Reise nach Sizilien und Italien²⁾ mit dem Besuche bei den Pythagoreern und dem Zusammentreffen mit dem älteren Dionys angeschlossen, der ägyptischen und kyrenäischen Reise hingegen mit keinem Worte gedacht wird. Weniger auffallend ist, daß auch der megarische Aufenthalt nicht erwähnt ist. Mag derselbe für Platons philosophische Entwicklung nicht ohne Bedeutung sein, äußerlich trat jedenfalls diese Abwesenheit auf geringe Entfernung und vermutlich auch nur kurze Zeit³⁾ im Leben des Philosophen nicht sonderlich hervor, und so ist sie uns denn auch nur von Hermodoros bezeugt, während alle Späteren sie ignorieren. Anders die weite ägyptische Reise. Sie konnte, besonders in Rücksicht auf die mit ihr sich verknüpfende Vorstellung von uralter Weisheit, die Platon von dort nach Hause gebracht haben mochte, auf allgemeines Interesse rechnen. Die große Menge späterer Berichte, bis auf die gleich zu erwähnenden Ausnahmen, ist denn

1) Vgl. Mekler p. XXVII ff., XXII, 1.

2) Die von Arnim beigesteuerte Herstellung ist sicher, die Umstellung von Sizilien und Italien ohne Belang.

3) Vgl. Zeller, Phil. d. Gr. II 1^a S. 408, 1.

auch einig, uns von ihr zu erzählen. Der ansehnlichen Zahl dieser Zeugen hat es die ägyptische Reise wohl in erster Linie zu danken daß sie heute in der Auffassung der meisten Neueren ¹⁾ als geschichtlich fortlebt. Zeller ²⁾ spricht zwar den äußeren Zeugnissen die Beweiskraft ab, meint jedoch, Platon zeige in seinen Werken Kenntniß Aegyptens. Die hierfür angeführten Stellen können aber eine Autopsie auch entfernt nicht beweisen und wären wohl auch von den Neueren gar nicht in dem Sinne gedeutet worden, wenn nicht eben doch die große Zahl späterer Zeugnisse — auf die aber neben der allgemeinen Tendenz des späteren Altertums zur Herleitung griechischer Weisheit aus Aegypten vielleicht eben jene Platonstellen von Einfluß gewesen sind — ein Vorurteil zugunsten der ägyptischen Reise geschaffen hätten. Unter diesen Umständen verdient das Schweigen des Ind. Acad. alle Aufmerksamkeit, um so mehr, als es damit nicht allein steht, und sich sogar noch in unserer Ueberlieferung dessen, was im sechsten Jahrhundert nach Chr. Olympiodor in Kolleg seinen Akademikern über das Leben des Schulbegründers vortrug, Spuren einer Tradition erkennen lassen, die von einer ägyptischen Reise nichts wußte. Nach Olymp. vit. Plat. 4 p. 192 f. Herm. verkehrt Platon nach Sokrates' Tode zunächst mit dem Herakliteer Kratylos und reist sodann nach Italien und Sizilien, wo er den älteren Dionys zu einer Aenderung seines Regiments zu bestimmen sucht. Daran schließen sich die zweite und die dritte sizilische Reise. Erst nachträglich wird dann c. 5 p. 194 mit einem sehr verdächtigen *ιστέον δ' ὅτι καὶ εἰς Αἴγυπτον ἀπῆλθε* die ägyptische Reise angefügt und c. 6 Anf. bemerkt, daß diese wie die phönikische Reise *πρὸ τῶν αἰτίων τῶν εἰς Σικελίαν ἀπίξων* hätte erzählt werden sollen. Nach Olymp. schol. in Plat. Gorg. p. 163 (Jahrb. Suppl. 14 [1843] S. 392 f.) geht Platon, wie bei Philodem, nach Sokrates' Tode direkt nach Sizilien, wo er die Pythagoreer findet. Dann kehrt er zurück und reist nach Kyrene und Aegypten. Darauf fährt er wieder nach

1) Ich nenne nur außer Zeller Gomperz, Griech. Denker II (Leipzig 1902) S. 208 ff.; Huit, La vie et l'oeuvre de Platon (Paris 1893) I S. 128 ff. Letzterer verzeichnet S. 133, 2 auch die abweichenden Ansichten Niebuhrs, Chassangs und v. Steins.

2) II 1⁴ S. 412, 2. S. auch S. 404, 2. Seine Kritik trifft die äußeren Zeugnisse zunächst insofern dieselben nähere Angaben über die geistigen Errungenschaften enthalten, die Platon in Aegypten gemacht haben soll. Aber dieselben Gründe, die die Zeugnisse nach dieser Richtung hin unbrauchbar machen, — vor allem der Umstand, daß sie sammt und sonders einer Zeit angehören, die von Platons Zeitalter weit entfernt und von willkürlichen Erdichtungen über den orientalischen Ursprung der griechischen Weisheit erfüllt ist — nehmen ihnen auch für die Thatsache einer ägyptischen Reise überhaupt die Beweiskraft.

Sizilien, um die vulkanischen Erscheinungen des Aetna kennen zu lernen und mit den Pythagoreern zu verkehren. Daran schließen sich seine Beziehungen zu Dion und Dionys. Daß nun Platon, abgesehen von den späteren Reisen zum jüngeren Dionys, zweimal, vor und nach der Aegyptenfahrt, Sizilien besucht haben sollte, ist wie schon Zeller (II 1⁴ S. 404, 2) bemerkt, eine sehr unwahrscheinliche Erzählung. Sie erklärt sich aber sehr einfach aus der Kombination zweier Traditionen, von denen die eine den Philosophen nach Sokrates' Tode direkt von Griechenland nach Sizilien gelangen ließ, während die andere den sizilischen Aufenthalt an den ägyptischen anschloß. Für die zweite Ankunft ist der Pythagoreerfreundschaft als fernerer Motiv einer gleichfalls verbreiteten Ueberlieferung ¹⁾ entsprechend das Interesse für den Aetna beigegeben worden. Ähnlich liegt die Sache in der dritten auf Olympiodor zurückzuführenden Vita, derjenigen der anonymen Prolegomena (4 p. 199 Herm.), und bei Apuleius de dogm. Plat. 1, 3 p. 65 Goldb. Die erstere läßt den Philosophen sich zunächst zu den Pythagoreern begeben und schließt an diese Angabe eine andere über ein Studium bei Kratylos und Hermippos (soll heißen Hermogenes) ²⁾, die hier um so eher beiseite bleiben kann, als sie den Zusammenhang unterbricht und sich schon dadurch als spätere Schicht kennzeichnet. Denn das Folgende knüpft wieder an die Pythagoreer an. Da Platon erkannte — so heißt es weiter — daß diese ihre Philosophie Aegypten verdankten, begab er sich ebendorthin. Von dort kehrte er mit der Kenntnis der Geometrie und »ἱερατικῇ« zurück und ging nach Phönizien . . . εἰτα ἐκεῖθεν ἐπὶ Σικελίαν ἀφίκετο τοὺς ἐν Αἴτνῃ κρατῆρας ἱστορῆσαι βουλόμενος· ὅτε καὶ τὴν πρὸς Διονύσιον ἔντευξιν ἐποίησατο. Für die Pythagoreer fehlt die Ortsangabe. Es versteht sich aber von selbst, daß es sich nur um Italien und Sizilien handeln kann. Deutlicher in diesem Punkte ist Apuleius. Auch er sagt zunächst ohne Ortsangabe: *ad Pythagorae disciplinam se contulit*. Alsdann, *quod Pythagoreorum ingenium adiutum disciplinis aliis sentiebat*, geht Platon nach Kyrene und Aegypten — *et ad Italiam iterum venit et Pythagoreos Eurytum Tarentinum et seniore Archytam sectatus*. Wie hier die kyrenäisch-ägyptische Reise von einem doppelten Aufenthalte im Westen, so wird bei Laert. Diog. 3, 6 die italische Reise von einem doppelten Verweilen in Afrika eingeschlossen, ebenfalls eine unwahrscheinliche Reihenfolge, die zudem noch eine doppelte

1) S. die Stellen bei Zeller a. a. O. S. 413, 1.

2) Vgl. über diese Angabe Zeller a. a. O. S. 397, 1 und über ihre Ueberlieferung bei Laertios Usener, *Epicurea* p. XXIV f.; Busse, *Rhein. Mus.* 49 (1894) S. 90.

Ankunft auch im Westen voraussetzt. Denn nach seiner Begegnung mit dem älteren Dionys ist Platon einstimmiger Ueberlieferung nach nicht nach Aegypten gegangen. Es muß also auf die zweite Afrika-fahrt die Reise nach Sizilien folgen, die zum Verkehre mit Dionys führte ¹⁾).

Erwähnung verdient ferner, daß die ps.-platonischen Briefe eine ägyptischen Reise des Philosophen nirgends gedenken ²⁾). Handelt es sich auch in diesen wesentlich nur um Platons Anteil an den sizilischen Angelegenheiten, so giebt es doch Stellen, an welchen eine Erwähnung der Reise nach Aegypten sehr nahe gelegen hätte, wie epist. 7 p. 329 a.

Zu dem bisher Bemerkten nehme man nun noch die widersprechenden und zum Teil abenteuerlichen Angaben über das, was Platon in Aegypten gesucht und gefunden haben soll ³⁾), die verdächtige Gesellschaft orientalischer Reisen und Reiseprojekte, in welche der Bericht über jenen Aufenthalt auftritt, die ungeheuerliche Behauptung von Euripides als Reisebegleiter, die Art wie Olympiodor vit. Plat. 5 der Schwur $\mu\alpha\tau\epsilon\rho\varsigma\ \tau\omicron\nu\ \chi\omicron\nu\alpha\ \tau\omicron\nu\ \text{Αἰγυπτίων}\ \Theta\epsilon\omicron\nu$ (Plat. Gorg. 482 b) für die ägyptische Reise verwertet wird — und man wird zugeben, daß diese Tradition eine Fülle legendenhafter Züge an sich trägt und ihr gegenüber die Nichterwähnung der Aegyptenfahrt in Ind. Acad. wohl als der geschichtlichen Wahrheit entsprechend angesehen werden darf ⁴⁾).

1) Busse a. a. O. glaubt, die Anordnung bei Laertios sei um des bei Apuleius und in den Prolegomena erhaltenen Reisemotivs (Abhängigkeit der Pythagoreer von ägyptischer Weisheit) willen aus der bei Cicero und Augustin vorliegende richtigen Reihenfolge (Aegypten, Italien, Sizilien) hergestellt worden. Nach dem Obigen neige ich der umgekehrten Annahme zu: die gute Ordnung (bei Cicero und Augustin) scheint mir an Stelle der schlechten Anordnungen, wie sie Laertios, Apuleius und Olympiodor bieten, getreten zu sein und ihre Entstehung dem Streben zu verdanken, in die entsprechend der successiven Schichtung in unwahrscheinlicher Weise einander folgenden Reisen Plan und Ordnung zu bringen und dieselben in einer verständlichen und glaubhaften Folge aufzuführen. Wollte man sich übrigens die Trennung von Kyrene und Aegypten bei Laertios erklären, so ließe sich an die Zerspaltung einer die kyrenäisch-ägyptische Reise und das asiatische Reiseprojekt enthaltenden Randnotiz denken, deren Beifügung noch hinter Nikias zurückliegen könnte.

2) Anders No. 28 der Sammlung von Sokrates- und Sokratikerbriefen.

3) Vgl. die Zusammenstellung bei Zeller a. a. O. S. 412, 1.

4) Die kyrenäische Reise steht und fällt mit der ägyptischen. Die späte Bezeugung und ungeschickte Einfügung gilt auch von ihr, und was die innere Wahrscheinlichkeit betrifft, so läßt sich zwar die Möglichkeit eines Studienaufenthaltes Platons bei Theodoros aus inneren Gründen nicht bestreiten, es ist aber wenig glaubhaft, daß, wie die antiken Zeugnisse annehmen lassen, der Phi-

Das zunächst Folgende in col. X konnte noch gut hergestellt werden. Auch hier kommt wieder Olympiodor zu Ehren, indem sich zeigt, daß eine bisher nur von ihm¹⁾ und Kedren²⁾ überlieferte anekdotenhafte Erzählung wenigstens auf recht alter Tradition beruht. Es ist die dem Zwiegespräch zwischen Kroisos und Solon nachgebildete Geschichte von einer Unterredung zwischen Dionys und Platon, in welcher ersterer den Philosophen fragt, wer ihm glücklicher gelebt zu haben³⁾ scheine, als er, Dionys. Bei Olympiodor, der die Frage in wenig veränderter Form bringt, lautet die Antwort »Sokrates«, und dem entsprechend ist wohl auch im Ind. Herc. Zeile 15 f. herzustellen εἶπεν αὐτῷ ὡς Σωκράτης oder Σωκράτην, welches letztere von einem im Folgenden versteckten Verbum abhängig wäre. Z. 16 E. 17 A. ließe sich εὐδαιμονίσεις (ἐξευδαιμονίσεις ?) ohne allzu gewaltsame Aenderung gewinnen. Bis Befriedigenderes gefunden ist, möchte ich etwa schreiben ὡς Σωκράτην ἐπὶ προνήσει εὐδαιμονίσεις αἰ (der letzte Hiatus beim Sprechen durch Elision vermieden, vgl. übrigens col. 16, 1 p. 59), Πόλλιδι παραδοθείς . . . (s. unten). Für die Entwicklungsgeschichte solcher Erzählungen interessant ist, daß hier noch von einer einzigen Frage die Rede ist, ganz wie bei Kroisos und Solon. Bei der Fortpflanzung der Anekdote hat die beliebte Dreizahl ihren Einfluß geltend gemacht, und so finden wir bei Olympiodor-Kedren jener ersten Frage noch zwei⁴⁾ weitere angefügt.

In der Erzählung von Platons Verkaufung in Aigina wäre der Verfasser nach Meklers Herstellung insofern von der gewöhnlichen Tradition abgewichen, als er dieselbe durch einige lakedämonische Kaufleute, denen der Philosoph von Dionys übergeben worden wäre, hätte bewerkstelligen lassen. Ich würde es vorziehen, den Namen Πόλλιδι in 17 zu suchen (s. o.), wo er allerdings mit den überlieferten Schriftzügen schwer vereinbar ist, und dann fortzufahren παρα-

losoph dort das Wesentliche seiner mathematischen Bildung gesucht und gefunden habe. Vgl. auch Zeller a. a. O. S. 411, 1, Huit a. a. O. S. 129 f.

1) Außer der von Mekler angeführten Stelle vit. Plat. 4 p. 193 Herm. vgl. auch in Gorg. p. 164 (393 Jahu). Vgl. ferner das Gespräch bei Plut. Dio 5 Anf. 9 Schl. und s. hierzu die erste und vierte Frage in Olympiodors Vita.

2) Dieser giebt I p. 256, 7 ff. Bekk. eine ursprünglichere Version als Olympiodor. Vgl. Byz. Zeitschr. 12 (1903) 1. Doppelheft.

3) Ergänzt man 14 καταβῆναι statt καταστῆναι, so ist man im Folgenden der Aenderung von εὐδαιμονίστερον, worauf das Erhaltene führt, in εὐδαιμονίστερος überhoben. Zum Ausdruck vgl. Luc. ver. narr. 1, 12.

4) Drei, nicht vier, Fragen zählt im ganzen die richtigere Fassung bei Kedren.

δοθεὶς τοῖς ¹⁾ τότε καιροῖς ἀπὸ Λακεδαιμόνος πρεσβεύσαντι (= Laert. Diog. 3, 19). Z. 19 scheint mir κωλυθεὶς δ' ὅπ' αὐτῶν Ἀθήναζε ἀποι-
 κεῖν mit Bezug auf den in Athen heimischen Platon unmöglich; ver-
 suchsweise und ohne mir entgegenstehende Bedenken zu verhehlen
 möchte ich ergänzen πραθεὶς τε κατοικεῖν ἐκελεύσθη ἐν Αἰγίνῃ ²⁾ καὶ
 δοῦλεσθαι. Wenn Z. 22. 23 Mekler Πελοποννησιακοῦ πολέμου zweifelnd
 restituiert, da aus chronologischen Rücksichten der korinthische Krieg
 zu erwarten wäre, so ist hier wohl von dem aiginetischen Beschlusse
 die Rede, wonach die auf der Insel ergriffenen Athener dem Ver-
 kaufe verfielen, und dieser Beschluß in die Zeit des peloponnesischen
 Krieges verlegt, da Lysander die attischen Kleruchen aus Aigina
 vertrieb (Z. 22 ἐκπεπωκότων, vgl. Plut. Lys. 14 ἐξελκυσθέντων Ἀθη-
 ναίων; s. auch Laert. Diog. 3, 3) und die Insel den Aigineten wie-
 der einräumte. Von da ab herrscht ziemlich dichtes Dunkel, das
 sich nur für die Zeilen 35—41 lichtet, in denen sicher von Platons
 Heimkehr, Verkehr mit seinen Schulgenossen (συνήθης wohl wie col.
 27, 9 [Apollodor] zu verstehen), neuer Berufung durch Dion, Ver-
 leumdung beim Tyrannen und daraus erwachsener Gefahr die Rede
 ist. In col. Z ist vorläufig nicht zu erkennen, worum es sich han-
 delt. Die Reste geben aber doch einige Hoffnung, daß die Ergän-
 zung einmal gefunden werde. Im zweiten Teile führt die Erwähnung
 einer πανήγυρις, des Dion und einer ἔντευξις auf die Situation von
 Plat. epist. 7 p. 350 b (die Stelle ist von Mekler beigebracht ³⁾).
 Col. Y bringt in dem relativ gut erhaltenen Anfangsteil eine Ueber-
 sicht über die Förderung der exakten Wissenschaften durch Platon,
 für den zweiten Teil fehlt trotz der gegen den Schluß hin sehr zahl-
 reich vorhandenen Buchstaben, Silben und Worte noch die Aufklä-
 rung, Meklers Herstellung befriedigt hier nicht. Aus den übrigen
 neuen Kolumnen sei hier nur hervorgehoben, daß Q, 5 f., wie schon
 Gomperz, Jenaer Literaturz. 2 (1875) Sp. 603 Anm. vorläufig mit-
 geteilt hatte, Antigonos' Name tadellos erhalten ist. Hierbei ist fer-
 ner zu erwähnen, daß der Anfang der Kolumne S von Mekler auf-
 grund des in 2 f. zu restituierenden κροφθῆναι (Ὁ κροφθῆναι) Gomperz'
 Andeutung entsprechend im Sinne von L. D. 4, 25 hergestellt ist, so
 daß nun eine neue Parallele bei Laert. Diog. und Philodem vorliegt.
 Wie man im Folgenden ergänzt, ist wichtig auch für die Interpre-
 tation des krantorischen Apophthegmas bei Laert. Diog. 4, 25. Mek-

1) Die Zeile erhielt damit 29 Buchstaben, eine zwar hohe, aber keineswegs
 unerhörte Zahl; vgl. Z. 7 und Mekler p. VII.

2) Zur Auslassung des Iota adscr. vgl. Mekler p. X.

3) Z. 12 a. E. καὶ τοὺς φίλους?

ler weicht hier von Gomperz ¹⁾ ab. Nach seiner Ergänzung wäre γῆ φιλῆ auf die Heimat Krantors, nicht die Erde schlechthin zu beziehen ²⁾. Dann hätte Krantor dem zitierten Verse den gleichen Sinn gegeben, in dem er wahrscheinlich in einer von ihm und Teles benutzten Fassung der euripideischen Phoinissen stand. Das dient der Herstellung Meklers zur Empfehlung. Endlich ist noch, was die Antigonosstücke betrifft, zu bemerken, daß zwar nicht in einer der neuen Kolumnen, wohl aber in einem nur in Oxford erhaltenen Stück einer alten (14, 45 f. p. 55) — von dem übrigens gleichfalls schon Gomperz vorläufige Kenntnis gegeben hatte —, von der Liebe des Polemon für Sophokles die Rede ist, wodurch Wilamowitz' (Antig. S. 55) Annahme, daß diese Notiz antigonisch ist, eine schöne Bestätigung erhält, und daß sich col. P 17 ff. p. 66 eine Laert. Diog. 4, 37 entsprechende Angabe über die Wohlthätigkeit des Arkesilaos mit einiger Wahrscheinlichkeit herstellen ließ, so problematisch auch M.'s Ergänzung im einzelnen ist.

Jetzt, da die Schrift in besserem Zusammenhange und erweitertem Umfange vorliegt, verlohnt sich auch ein Ueberblick über ihre Komposition: M. ist in der Anordnung der Kolumnen mit aller Sorgfalt und Umsicht vorgegangen ³⁾. Gleichwohl bleibt viel, woran der Leser Anstoß nimmt. So ist, wie schon M. S. XXIII hervorgehoben hat, Platons Verkaufung an zwei verschiedenen Stellen erzählt. Auf die über Platon handelnden Kolumnen folgen bei Mekler V (Aristoteles und Xenokrates bei Hermeias), IX X (Herakleides aus Pontos) XI XII (Chairon von Pellene). Nachdem wir so Platon längst aus dem Auge verloren haben, kommt in VI die Liste der Schüler Platons, darunter Herakleides und Chairon. Das Bedenkliche dieser Reihenfolge ist Mekler (S. XXVI, Anm. 6) nicht entgangen. Aber die Stücke ließen sich thatsächlich nicht besser unterbringen. Denn vom Beginn der Schülerliste (S. 33) bis zum Ende des Abschnitts über Polemon (S. 57) hängt alles zusammen und bietet

1) Dessen Interpretation (Philos. Aufs. Ed. Zeller gew. S. 147 f.) aber im Apparat zu Z. 5 unrichtig wiedergegeben ist (richtig zu col. 16, 44).

2) Krantor antwortet auf Arkesilaos' Frage, ob man ihn in dem gemeinsamen Grabe (des Polemon und Krates [und Arkesilaos?]) beisetzen solle, mit dem Verse ἐν γῆς φίλης μυχοῖσι κρυφθῆναι καλόν. Auf Drängen Polemons aber willigt er ein. Dann muß das Versitat eine Weigerung enthalten, das kann es aber nur, wenn φίλης auf ein Begräbnis an anderem Orte, nämlich in der Heimat des Philosophen, hindeutet.

3) Die Einfügung von T (p. 57 f.) und R (p. 75) stützt sich auf sehr wenig zureichende Indizien. Beide Kolumnen hätten als solche unbestimmbaren Platzes ihre Stelle vielleicht besser am Ende gefunden. Auch N (p. 79) bietet zu Zweifeln Anlaß.

keine Fuge zur Einschiebung. Wenden wir uns zu den späteren Partien des Werkes, so fällt auf, daß wir über den Tod der beiden Eubulos unter dem Archontat des Alexandros zweimal, col. O 22 ff. p. 80 und 29 ff. p. 81, rechnet man den Abschnitt aus Apollodor hinzu, sogar dreimal (zuletzt col. 27, 38 ff. p. 96) unterrichtet werden. Ebenso lesen wir von der nächsten Succession des Karneades, des Sohns des Polemarchos, zwei- (col. 24, 29 ff.; 25, 43 ff.; vgl. 25, 1 ff.), bez. dreimal (zuletzt col. 30, 5 ff.), und zwar besteht hier zwischen den zwei ersten Stellen ein doppelt hervortretender chronologischer Widerspruch. Nach col. 24, 30 p. 87 (= Apollodor col. 30, 7 p. 100) leitet Krates von Tarsos ¹⁾ die Schule zwei, nach col. 26, 4 p. 91 aber vier Jahre. Ferner erfahren wir col. 24, 36 p. 88, daß Kleitomachos nach dem Tode des Karneades seine eigene Schule ἐπὶ Παλλιδίῳ hatte. Nach col. 25, 11 leitete er diese zehn Jahre. Nun folgte auf Karneades zunächst sein Namensvetter, der Sohn des Polemarchos, mit einem sechsjährigen Scholarchat. Die Angabe der Dauer findet sich in unserem Bestande von col. 24 nicht; die sechs Jahre gehören aber zu der hier zugrunde liegenden apollodorischen Rechnung, vgl. col. 30, 1 nach M.s durch col. 25, 41 gestützter Ergänzung. Ein Teil dieser sechsjährigen Periode fällt noch vor den Tod des Karneades, der bei Lebzeiten zurücktritt (col. 25, 39 f. p. 90; vgl. col. 29, 39 p. 99). Folgt dann Krates der Tarsier mit zwei Jahren, so vergehen vom Tode des Karneades bis zum Antritt des Kleitomachos, der nach Krates die Schulleitung übernimmt (col. 25, 12 ff. p. 89; 30, 6 ff. p. 100), nicht volle acht, keineswegs aber zehn Jahre. Jetzt versteht man auch, warum col. 26, 4 für Krates vier Jahre angesetzt sind. Diese stimmen zu der Berechnung im Eingang von col. 25 ²⁾.

Man wird geneigt sein, solche Unebenheiten daraus zu erklären, daß der Verfasser Exzerpte aus verschiedenen Quellen flüchtig und ohne einheitliche Redaktion in sein Werk aufgenommen habe. In

1) Nach dem Zusammenhange und den Parallelen in anderen Kolumnen läßt sich nichts anderes als der von M. nach Gomperz restituierte Name mit Herkunftsbezeichnung ergänzen. Die Raumverhältnisse sind dem allerdings nicht günstig. Es fehlt, auch wenn man ohne Artikel Κράτης Ταρσεύς schreibt, immer noch das Spatium für zwei Buchstaben. Ohne den Artikel erhielte die Zeile 21 Buchstaben. In der nächsten Umgebung bewegt sich die Buchstabenanzahl zwischen 17 und 21.

2) Die von Bücheler in seiner Ausgabe zu col. 30, 5 (p. 18) versuchte Vereinigung der auf zwei und vier Jahre lautenden Angaben erweist sich als unmöglich, nachdem die vollständigere Erhaltung von col. 24 im Oxford Apographon gezeigt hat, daß die zwei Jahre bis zum Tode des Krates gerechnet sind.

den meisten Fällen kann man in der That mit dieser Erklärung auskommen, in einem aber reicht sie m. E. nicht aus, und dieser eine Fall legt dann wieder die Frage nahe, ob nicht auch für einen Teil der übrigen die Schwierigkeit in anderer Weise zu heben sei. Das große Stück aus Apollodor col. 27 ff. p. 93 ff. schließt an das Vorausgehende gar nicht an¹⁾. Hier ist die Succession bereits ein gutes Stück über Karneades herabgeführt, col. 27 beginnt wieder mit dem Ende des Lakydes und der Liste seiner Schüler. Das fällt um so mehr auf, als schon im Vorhergehenden dieser Apollodorabschnitt benutzt ist und sich so unmittelbare Dubletten ergeben; vgl. col. M, 14 ff. (p. 77), O, 22 ff. (p. 80) 29 ff. (p. 81) mit col. 27, 32 ff. (p. 95 f.); col. 24, 30 ff. (p. 87); 25, 41 ff. (p. 91) mit col. 30, 1 ff. (p. 100). Nimmt man hinzu, daß die Verse Apollodors als solche und ohne Versuch das Metrum zu verwischen wiedergegeben sind, so wird man sich kaum bei der Annahme beruhigen, es handle sich auch hier um einen Mangel der Redaktion, insofern der Verfasser, der Arbeit überdrüssig, schließlich ein Apollodorexemplar dem Schreiber zum Kopieren des betreffenden Abschnittes übergeben habe. Man würde ihm damit eine Ungeheuerlichkeit aufbürden. Einheitlichkeit der Form ist ein Grundgesetz antiker Darstellung²⁾, das selbst einen im übrigen um die Aesthetik des Stils wenig bekümmerten Skribenten niedersten Ranges hätte abhalten müssen, einen größeren Abschnitt eines metrisch abgefaßten Werkes ohne weiteres mittenhinein in seine Prosa einzufügen. Verse wie die apollodorischen frei in Prosa umzusetzen ist nicht schwer, selbst wenn man sich dabei im Streben nach Hiatvermeidung gewisse Beschränkungen auferlegt. Der Verfasser hätte sich nicht nur diese Arbeit erspart, er hätte sich nicht einmal die Mühe genommen zur Schere zu greifen und das Apollodorstück so zuzustutzen, daß es in die Lücke seiner Darstellung paßte. Man kann auch kaum annehmen, er habe etwa wegen im Vorausgehenden noch nicht verarbeiteter Notizen das überschüssige Apollodorstück, das dieselben enthielt, nicht missen wollen. War er wirklich sorglos genug, um wie ein leichtsinniger Schuljunge seine Arbeit im Stiche zu lassen, so lag es für ihn weit näher, jenes Material fahren zu lassen und dafür durch einen Schnitt mit der Schere den Zusammenhang zweier Hauptteile seiner Darstellung herbeizuführen. Es scheint mir deshalb nicht recht glaublich, daß das Werk so wie es uns hier vorliegt vom Verfasser als fertig betrachtet und zur

1) Das Zurückgreifen in col. 27 ist schon von Bücheler z. d. St. hervorgehoben worden. Die Dublette col. 26, 33 ff. p. 92 f. = col. 29, 6 ff. p. 98 f. lasse ich zunächst aus dem Spiele; von ihr wird unten noch zu reden sein.

2) Vgl. E. Norden, *Ant. Kunstprosa* S. 89. Erscheinungen wie die menippische Satire gehören selbstverständlich nicht hierher.

Herausgabe und buchhändlerischen Verbreitung bestimmt worden sei. Er hat vielmehr, so scheint es, ein Stück der apollodorischen Chronik abschreiben lassen, um es in sein Werk zu verarbeiten. Dazu ist es nur teilweise gekommen, und die Blätter aus Apollodor sind in dem halbfertigen Werke liegen geblieben. Da wir in den herkulaneischen Rollen aller Wahrscheinlichkeit nach Reste von Philodems eigener Bibliothek besitzen, so ist die zunächst sich darbietende Annahme die, daß in dem Papyrus Philodems nicht editionsreif gewordenen Manuskript zu erkennen sei. Allein diese Annahme muß aufgegeben werden. Dazu nötigen neben dem Charakter der Schrift ¹⁾ und der Thatsache, daß der Index mutmaßlich ein Teil eines als herausgegeben bezeugten Werkes ist ²⁾, vor allem die von Crönert und Mekler entdeckten und verifizierten Dubletten, die zeigen, daß das Werk bereits in mehreren Exemplaren vorlag ³⁾. Es bleibt also

1) Vgl. Mekler S. VIII.

2) Vgl. Mekler S. XXXI, wo auch frühere Litteratur verzeichnet ist.

3) Daß schon vor Abschluß des Werkes einige in sich fertige kleinere Partien reproduziert worden wären, ist nicht wahrscheinlich. Eines könnte allerdings dafür zu sprechen scheinen, daß unser Exemplar noch äußerlich die Schichtung verrät und sich so als Konzept des Verfassers kennzeichnet. Das Stück vor dem Einschube aus Apollodor endigt vor Abschluß der Seite (col. 26, 31 oder einige Zeilen früher, vgl. Mekler im Apparat). Bis zum Ende der Seite folgt ein nicht hergehöriges Stück aus dem Apollodorosabschnitt, das damit also doppelt erscheint (col. 26, 33 ff. p. 92 f. = col. 29, 6 ff. p. 93 f.). Ebenso schließt der Einschub aus Apollodor col. 32 p. 105 vor dem Ende der Seite (wobei allerdings vorausgesetzt ist, daß das Trimeterstück col. 33, 1 *λόγῳ καὶ τῷ βίῳ* nicht mehr zum Einschube gehört; vgl. dagegen col. 26, 6), und hier folgt — ob unmittelbar läßt sich freilich nicht sicher ausmachen — ein nicht-hergehöriges weit zurückliegendes Stück Philodem (col. 32, 33 ff. = col. 23, 36 ff. p. 85). Die Apollodorkolumnen nehmen so — den unmittelbaren Anschluß der heterogenen Partien in der letztbesprochenen Stelle vorausgesetzt — in dem Ganzen eine selbständige Stellung ein. Der Philodemetext greift nicht über in die Apollodorkolumnen und umgekehrt, und daß das kein Zufall ist, wird eben durch jene nicht hergehörigen Doppelstücke, die ganz den Eindruck von Seitenfüllseln machen, wahrscheinlich. Welche Bewandnis es mit diesen Füllseln hat, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Es könnte derjenige, der die Schrift dem Verleger übergab, damit den äußerlich zutage tretenden Riß zwischen den beiden Teilen des Werkes überdeckt, es könnte auch ein zeilenweise bezahlter Schreiber hier die Gelegenheit zu einer freilich bei dem kleinen Umfang dieser Stücke jedenfalls sehr geringfügigen Erhöhung seines Verdienstes wahrgenommen haben. Er hätte damit ein ähnliches Verfahren eingeschlagen, wie achtzehn Jahrhunderte später einer der Neapeler *disegnatori* (vgl. Crönert, Rhein. Mus. 53 [1898] S. 585 ff.). Ist die oben im Texte vorgetragene Hypothese über die Herausgabe des Werkes richtig, so müßte man annehmen, daß die Kolumnenverteilung des Konzeptes auch in unser Exemplar übergegangen sei. Doch ich gestehe gerne zu, daß das alles sehr problematisch ist.

nur noch die Möglichkeit, daß die Schrift aus des Verfassers ungesichtetem Konzept von fremder Hand herausgegeben wurde, vielleicht nach Philodems Tode, in welchem Falle die Einverleibung der Exemplare in die Bibliothek durch seine Erben stattgefunden haben müßte. Das Problem der unterkuntslosen Kolumnen V IX—XII fände durch diese Annahme gleichfalls eine einfache Lösung. Wie weit jener Hergang auch für manches andere, was in der Komposition der Schrift als Unvollkommenheit erscheint, verantwortlich zu machen wäre, steht dahin. Für den zweiten Teil von col. II wäre möglich, daß die verschiedenartigen Notizen über Platons Herkunft, Lebensdauer und Tod an passender Stelle eingearbeitet werden sollten. Wahrscheinlicher ist mir, daß diese Bemerkungen über einzelne Punkte gleich von vornherein als Anhang zu dem zusammenhängenden Abschnitte über Platon gedacht waren und so hier ihren endgültigen Platz gefunden haben.

Ich lasse hier die Besprechung einiger Stellen folgen, an welchen ich gegen Meklers Ergänzung Bedenken hege.

In col. 1 hat M., sicherlich mit Recht, Wilamowitz folgend angenommen, daß der Angriff sich gegen Platon richte. Eine Bestätigung ergibt sich aus einer, wie mir scheint, recht naheliegenden Herstellung von 18 ff. Es ist hier wohl von der Stelle Plat. Theaet. 155d die Rede, und ich möchte folgendermaßen ergänzen:

φησι (näml. Platon) δ' ὅτι (τὸ θαυμά-
ζουσιν) καὶ μὴ (N hat TH) εἰδέναι (πρῶ-
τον τοῦ φιλοσοφεῖν ἐνδύ-
σιμον ἔδωκεν) κτλ.

Wie gut sich dies dem Vorhergehenden und Folgenden fügt, springt in die Augen. In 27 kann man dann weiter restituieren

καὶ πρῶτα φέρεσθαι.

Wer nichts gelernt hat — das ist die Nutzenanwendung, die gewisse Leute von der Theaitetstelle machen — darf sich nicht nur zu den Philosophen rechnen, sondern kann sogar einen Vorrang beanspruchen, denn je unwissender er ist, desto mehr ist bei ihm die Vorbedingung des Philosophierens erfüllt.

Vielleicht fällt nun auch einiges Licht auf das leider durch mehrere verlorene Zeilen getrennte Stück 34 ff. Mit Sicherheit läßt sich aufgrund des Erhaltenen sagen, daß hier von Leuten die Rede ist, die etwas als πρόβλημα τῆς ἰδίας ἀμαθίας glauben verwenden zu können, mit Wahrscheinlichkeit, daß in diesem Zusammenhange von Platon gesprochen und gegen einen διάδοχος polemisiert wird. Nun hat sich die neuere Akademie für die ἐποχὴ selbstverständlich nach Anknüpfungspunkten bei Platon umgesehen (vgl. etwa Zeller, Phil.

d. Gr. III 1 S. 492, 1; 493, 2. Proleg. philos. Plat. 10 p. 204 ff. Herm.), und es wäre merkwürdig, wenn dabei die Theaitetstelle gar keine Verwendung gefunden hätte. Thatsächlich zeugt für eine solche Verwendung Cic. de nat. deor. 1, 1, 1 *De qua tam variae sunt doctissimorum hominum tamque discrepantes sententiae ut magno argumento esse debeat causam et principium philosophiae esse inscientiam prudenterque Academicos a rebus incertis assensionem cohibuisse*. Vgl. auch Plut. de Ei ap. Delph. 2 p. 470, 30 f. (Ammonios) und dazu Zeller, Phil. d. Gr. III 2 S. 165, 1; Hirzel, Dialog II S. 124. Ich nehme daher an, daß bei Philodem 33 ff. immer noch von der Theaitetstelle und zwar in ihrer Verwertung durch einen neuakademischen Diadochos die Rede ist, und ergänze, in dem Gesperrten von M. abweichend, folgendermaßen:

33 (διὸ καὶ τῶν τῆς φιλοσοφίας
 ας ὁ πόθος (ἐν εἶναι καὶ
 ἀρχῇ) πεπεισμένον (ἐνὸν) τὸ ἐπ-¹)
 ἔχειν Πλάτωνα (ἐπαγόμε-
 νοί) τι(νες) ἰκανὸν ἔχειν
 πρόβλημα τῆς ἰδίας ἀμαθί-
 ας νομίζουσιν, μᾶλλον δὲ
 ἀμαρτυροῦσιν μόνοι τὴν
 τοῦ γ(ενναίου) καὶ σοφωτά-
 του διαδόχου (οὗ) κατανοοῦν-
 τες πλ(άνην).

Die πλάνη bestände in der falschen Auffassung der Worte Platons, von welcher in den verlorenen Zeilen die Rede gewesen sein mußte.

In 18 beginnt also nach meiner Herstellung mit φησί ein neuer Satz. Im Vorhergehenden ergänze ich, bis Besseres gefunden ist: φιλοσοφεῖν (εἰς | φανεράν ἐκρεμβομένης | τριβήν) (letzteres Wort in der Bedeutung wie Plat. Phaedr. p. 260e), was wenigstens nicht schlechter ist als das von M. Aufgenommene. — In derselben Kolonne Zeile 8 fällt, sobald man mit M. Z. 10 ἡδέγησεν statt des von Gomperz vorgeschlagenen εἴρηκεν schreibt, jeder Grund weg, statt des nächstliegenden πλεῖστον zu supplieren πρῶτος. — Col. 3, 5 p. 12 ζητούντων? — Col. 5, 6 ff. p. 14 muß in den Worten, über die Platon sich so sehr freut, ein Zitat enthalten sein, sonst ist die Stelle ohne rechte Pointe. In der That lassen sich mit geringer Umstellung ein iamb. Trimeter und ein Teil eines zweiten gewinnen:

παρὰ ῥυθμὸν φύσις φέρουσ' ἡ²) βάρβαρος
 ἀδονατῇ μαθεῖν.

1) Zur Silbentrennung vgl. Mekler S. IX in Anm. 8 zu S. VIII.

2) So deute ich das von M. nicht berücksichtigte T vor βάρβαρος.

Im ersten Verse stört das häufige Zusammenfallen einzelner Wörter mit Versfüßen, vgl. jedoch z. B. Apollodor in unserer Schrift col. 31, 40 p. 102, Eurip. El. 772 N. Der Anfang des zweiten Verses etwa εὐμουσίας τάργα πάνο γ', bei Philodem vielleicht τάργ' εὐμουσίας (die ganze Zeile mit 23 Buchstaben = Zeile 15). Zu φόσις βάρβ. vgl. Eurip. fragm. 139, 2 N. ² — Col. 2, 32 f. p. 20 τῶν οὐκ ἐβ|τελῶν. — Col. 9, 25 p. 25 ist die Ergänzung, die den Tod des Herakleides bereits antizipiert, kaum richtig, ebensowenig aber col. 9, 38 ff., wo mit Notwendigkeit Herakleides' Tod, der dem seines Mitwissers vorausging (vgl. col. 10, 5), berichtet gewesen sein muß. 39 ließe sich ἀποθνήσκει (ἀπόπληκτος θνήσκει) herstellen, 38 vielleicht ein ironisches ὁ γενναῖος. — Col. 11, 6 p. 29 scheint mir ἀριστείας keinen brauchbaren Sinn zu geben. — Col. 12, 7 p. 31 μανικόν? — Col. 7, 15 p. 40 ἐνείχετο mit nachfolgender Angabe der Krankheit im Dativ? Vgl. [Gal.] hist. phil. p. 599, 15 Diels. — Col. 7, 24 p. 40 αὐτὸν καλεσάμενος? (bez. καλεσάμενον?). Ebenda 29 ff. möchte ich versuchsweise und ohne die Lösung für gegeben zu erachten, vorschlagen καὶ γὰρ τῶν πεμφθέντων | ἄνευ λύπης(?) ἀκουσάντων | πόσα Ἀθηναίους τῶν δια|λύσεων ἕνεκα δεῖ ποιῆ|σαντας τυχεῖν (cf. Plut. Phoc. 27) μόνον δὴ κτλ., wobei anzunehmen wäre, daß die indirekte Rede schon vor 28 begonnen hätte. — Col. 13, 28 p. 50 οὔτε τὸν χρῶτα. — Col. 31, 43 p. 102 εἰς Ἀθήνας ἦλ|θε καὶ.

An weiteren Einzelheiten bemerke ich noch Folgendes: Col. X 32 p. 9 entfernt sich der Text wohl nur infolge eines Versehens von dem in O Ueberlieferten. — Zu col. 3, 10 p. 12 vgl. auch Greg. Naz. carm. mor. 10, 311 p. 428 ed. Maur. — Im Apparat zu col. 2, 36 ff. p. 21 käme die Timonstelle (frgm. 7 W., 30 D.) jetzt nach der richtigen Herstellung und Erklärung durch Diels poet. philos. fragm. p. 192 in Wegfall. — Zu col. 9, 6 ff. p. 24 ἀρχμοὺς . . . ἐπομβρίας . . . (νοσηλείας) vgl. auch Diels zu Emped. fragm. 121 (poet. philos. fragm. p. 156), Hier. Stoic. b. Stob. ecl. I p. 64, 7 f., Polyb. 37, 9, 2, Laert. Diog. 7, 27 ὀμβρος ἀπείρων . . φλδξ ἡελίοιο . . νόσος αἰνῆ, Basil. in psalm. 32 p. 336 c. Migne. — Col. 10, 12 p. 27 stimmt μαθη und (im Apparat) βο nicht zu den Angaben p. XX not. 1; auch die Spatienbemessung differiert. — Zu den Stellen über Polemons Bekehrung S. 48 f. trage ich noch nach schol. ad Epict. diss. 4, 11, 30 p. LXXXIV Schenkl, wo aber nicht sicher ist, ob die Angabe nicht lediglich aus Epiktet herausgelesen ist; doch vgl. zu πάντας ὑπερ-κόντισεν Laert. Diog. 4, 16 ὑπερβάλλεσθαι τοὺς ἄλλους. S. auch Boissonade zu Choric. epit. Proc. p. 10. — Zu col. 14, 14 f. p. 53 ist die Anführung der Ergänzung von Gomperz (δοσμενής, Philos. Aufs. Zeller gew. S. 146), die allerdings den Raumverhältnissen nicht völlig entspricht, wohl aus Versehen unterblieben.

Die Hoffnung ist ja gerade jetzt keine ganz unberechtigte, daß für manches, was bei Mekler noch keine befriedigende Erledigung gefunden hat, die neubelebte Thätigkeit in der officina de' papiri durch Aufdeckung von Dubletten die ersehnte Aufklärung bringen werde. Aber es wäre zu wünschen, daß auch vorher schon eine lebhaftere Beteiligung der philologischen Welt, als sie erfahrungsgemäß noch immer den nur mühsam zu lesenden Texten der auf Papyri erhaltenen Autoren zuteil wird, zur Lösung mancher Schwierigkeit führen möge. Der Index Acad. kann vielen auch sehr verschiedenartig interessierten Forschern etwas bieten, aber auch von vielen etwas empfangen. So fällt es beispielsweise schwer zu glauben, daß nicht aus der ganzen Masse unserer Ueberlieferung über Platon auch auf manche unter den Platonabschnitten des Index, wie die Polemik in col. 1, die Erörterung über Platons Einfluß auf die Wissenschaften in col. Y, vielleicht auch die Erzählungen in col. 3 und 5 noch einmal neues Licht fallen sollte. In der arabischen Platonvita des 873 nach Chr. gestorbenen Honain, die Th. Roeper, Lett. Abulpharag. alterae, Gedani 1866¹⁾, herausgegeben hat, findet sich Menedemos Pyrrhaios (nicht Eretr., vgl. Roeper p. 22 not. E) in der Liste der Platonschüler (p. 13). Daraus die Vita Gemaleddini p. 10 bei Roeper ebenda. Der Name Menedemos fehlt bei Laert. Diog. 3, 46, und so bilden jene späten Viten in diesem Punkte die soviel ich sehe einzige Parallele zu Ind. Acad. col. 6, 2 p. 33. Auf Themist. or. 26 p. 319a ist M. selbst noch in letzter Stunde aufmerksam geworden (Addenda p. XXXV). Hier könnten Kenner der auf Platon bezüglichen antiken Litteratur wohl noch manches beisteuern. Die Archontenangaben des Index und seine Namenlisten bedürfen des wachsamten Auges derer, die über genauere Kenntnis des rasch sich mehrenden epigraphischen Materials verfügen. Nach ihrer sprachlichen Seite berührt die Schrift wie die anderen Werke Philodems das in erfreulichem Wachstum begriffene Interesse für die Litteratur-*κοινή*²⁾. Wenn es so durch vereinte Arbeit von verschiedenen Seiten aus gelingen sollte, über das bis jetzt Erreichte hinauszugelangen, so werden das wohl der Herausgeber und diejenigen, die ihn durch ihre Vor- und Mitarbeit unterstützten, als schönsten Dank für die treffliche Leistung empfinden, die uns in Meklers Ausgabe geboten ist.

1) Von Mekler erwähnt (Add. p. XXXV), aber nicht benutzt.

2) Vgl. Wendland, Berl. philol. Woch. 16 (1896) Sp. 1451.

Becker, C. H., Beiträge zur Geschichte Aegyptens unter dem Islam. 1. Heft. Straßburg, K. J. Trübner, 1902. 80 S. 2,50 Mk.

Die Geschichte der Fätimiden in Aegypten hat zuerst in ihren Umrissen, soweit es die damals zugänglichen Quellen gestatteten, F. Wüstenfeld dargestellt, und ihm sind im Wesentlichen A. Müller im Islām und Lane Poole in seiner Geschichte Aegyptens gefolgt. Aber mag man auch über Wüstenfeld's Verarbeitung seiner Quellen denken, wie man will, so läßt sich doch nicht verkennen, daß diese selbst unzulänglich waren. Mit Recht hat daher Becker, als er seine Arbeit dieser Periode zuzuwenden beschloß, sein Hauptaugenmerk auf die Beschaffung neuen Materials gerichtet.

Zunächst giebt er eine Uebersicht über die arabische Geschichtsschreibung unter den Fätimiden. Das aus den gedruckten litterarhistorischen Quellen sowie aus den Handschriftenkatalogen zu gewinnende Material, das in Wüstenfelds Geschichtsschreibern und des Ref. Lit. zusammengestellt war, hat er mit verständiger Kritik gesichtet und aus Handschriften, namentlich Maqrizi's Muqaffa' und Ibn Sa'id's Muğrib erheblich vermehrt. So hat er nicht nur die Entstehung der litterarischen Tradition über die Fätimiden im ganzen schärfer herausgearbeitet, er hat auch mit anerkennenswertem Spürsinn die Bedeutung mehrerer fast verschollener Werke für die spätere Ueberlieferung nachgewiesen. Seinen Versuch Saladdins Kanzler alQāḍi alFāḍil unter die Historiker einzureihen, kann ich freilich nicht als gelungen ansehen. Daß die von ihm gesammelten und teilweise erläuterten Aktenstücke für uns eine historische Quelle ersten Ranges darstellen, ist selbstverständlich und schon in meiner Lit. betont. Aber dadurch wird dieser Staatsmann noch nicht zum Historiker so wenig wie man Bismarck um seiner Gedanken und Erinnerungen willen unter die deutschen Geschichtsschreiber einreihen wird. Mit Recht betont Becker zum Schluß, daß auch seine Darstellung das Thema nicht erschöpft, zumal da er die außerägyptischen Historiker, die größtenteils noch unzugänglich sind, von seinem Plan ausschließen mußte.

Unter den gleichzeitigen Geschichtsschreibern der Fätimiden ist alMusabbihī weitaus der wichtigste. In mehr als 40 Bänden hat er als sorgsamer Chronist Tag für Tag verzeichnet, was ihm von den Ereignissen in Kairo der Ueberlieferung an die Nachwelt wert schien. Natürlich ist viel Spreu darunter, aber seine ausführlichen Nachrichten gestatten uns doch einen tieferen Einblick in die Zustände als alle anderen Quellen. Wie von so vielen Riesenwerken des muslimischen Orients ist uns auch von seinem Ta'riḥ nur ein kleiner

Teil erhalten, der 40. Band, die Jahre 414/5 umfassend, in einer einzigen, noch dazu schlechten Handschrift des Escorial. Unter diesen Umständen hat Becker von einer Herausgabe des ganzen Bandes abgesehen, mit Recht, da die zur Herstellung eines lesbaren Textes erforderliche Zeit und Mühe durch den zu erwartenden Nutzen nicht aufgewogen würde. Er giebt statt dessen auf Grund dieser Quelle eine eingehende Schilderung der ägyptischen Zustände um das J. 415.

Wir lernen zuerst die leitenden Staatsmänner kennen, Aegypter und Syrer, die an Verkommenheit den schwarzen Eunuchen an der Spitze der Truppen in nichts nachgaben. Gewiß bieten die unter diesen Machthabern spielenden Palastintriguen an sich sehr geringes Interesse, aber sie sind uns doch wichtig, weil sie uns zuweilen einen Einblick in die Motive auch der äußeren Politik gestatten. Diese ist damals mehr als kläglich. Nur eine alle Kräfte des Landes rücksichtslos ausnutzende Militärmacht ist imstande von Aegypten aus Vorderasien zu beherrschen. Ausgesogen wurde nun zwar das Land unter den Fätimiden wie kaum je unter andrer Herrschaft. Aber die so gewonnenen Mittel wurden sinnlos vergeudet. Daher müssen sich diese Fürsten dem Auslande gegenüber mit leeren Praetensionen begnügen. Die schlaunen Herren von Mekka haben es von jeher verstanden den heiligen Charakter ihrer Stadt gehörig auszubeuten. So finden wir sie auch jetzt in Kairo, wie sie bei den Fätimiden mit der Anerkennung als Chalifen durch die Huṭba, die Nennung im Freitagsgebet, hausieren, freilich ohne rechten Erfolg, da die traurige Ebbe in den ägyptischen Kassen keine Luxusausgaben mehr gestattet. In Syrien schlägt sich ein türkischer General mit einer Beduinenliga herum, er ist aber außer Stande, die hungrigen Wüstensöhne von dem immer wieder begehrten Kulturlande abzuwehren, da ihn die Kairiner Regierung nicht unterstützt. Freilich konnte diese auch kaum, wenn sie wollte. Im J. 417 blieb die Nilüberschwemmung weit unter dem Durchschnitt. Infolgedessen fällt die Ernte aus und die vorhandenen Getreidevorräte werden alsbald zum Gegenstand toller Speculation. Diese sucht die Regierung zwar durch plumpe Mittel zu mäßigen, sie hat aber bald ihre liebe Not, mit den sonst so geduldigen Bauern fertig zu werden, die der Hunger aufsässig macht. Die Unruhen kommen natürlich in der Hauptstadt zum Ausbruch, wo Sklaven und auf Löhnung wartende Söldner jede Gelegenheit, die Paläste der Blutsauger zu plündern, gern benutzen.

Man sieht, sehr erfreulich ist das Bild grade nicht, das Musabbiḥi von den Zuständen entwirft. An seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln haben wir keinen Grund. Mag er auch diesen oder jenen Politiker aus persönlicher Antipathie zu schwarz gezeichnet haben, er be-

kleidete doch selbst ein hohes Amt bei der Regierung und war daher schwerlich geneigt, das System der Finanzverwaltung, an der er selbst beteiligt war, zu entstellen. Offenbar sympathisiert er mit dem von der Palastclique aufs Rohste vergewaltigten Finanzminister Muḥassin b. Badūs und doch wagt er wohl nicht diesen seinen alten Vorgesetzten von aller Schuld an den verfahrenen Zuständen zu entlasten.

Beckers Wiedergabe des Textes macht den Eindruck großer Zuverlässigkeit. Vielleicht hätte er hier und da noch einige wörtliche Auszüge beigeben können, da an eine Gesamtbearbeitung des Buches nicht zu denken ist. Er giebt als Probe den vollständigen Text der beiden letzten Monate. Die meisten Schwierigkeiten hat er vortrefflich überwunden.

Doch sind auch mit der nun folgenden Nachlese noch nicht alle Anstöße gehoben. S. 59 صاحب الستر = pers. چتر, gleich 63 صاحب المظلة 63²⁰. 63¹ بالاحبال mit Troddeln. 64 apu Die LA. استعار als X von غير >betteln< ist in Ordnung. 65 رثوا, giebt keinen Sinn, etwa رثفوا >hatten Mitleid<. 66⁸ wohl einfach مال. 67⁷ البحر, والتماثيل = والساس 70 n. 7 اثنين. 68¹ الخواري >Weißbrot<. 71 u. التزايين = والترايس. 74⁴ v. u., 76¹⁴ u. s. l. أنه nach 71 es wurde erzählt<.

Der Fortsetzung dieser Studien sehn wir mit großem Interesse entgegen.

Breslau.

Carl Brockelmann.

Der Diwān des 'Uḡald-Allāh ibn Qais ar-Ruqaijāt herausgegeben, übersetzt, mit Noten und einer Einleitung versehen von N. Rhodokanakis. Wien 1902. Gerold'sche Buchhandlung. VIII u. 340 S.

Die Blüthezeit des Dichters 'Uḡaidallah ibn Qais ar-Ruqaijāt (im Jahre 12 d. H. geboren und vermuthlich kurz nach 85 gestorben) fällt in die erste Hälfte der Umayyadenzeit. Er selbst, so wie seine Familie, war an den großen Ereignissen dieser Jahre nahe betheiligt, und seine Gedichte legen davon Zeugniß ab. Er stand an der Seite der Zubairiden gegen die Umayyaden und schloß sich besonders dem Bruder des Gegenchalifen, Muṣ'ab an, dem verschiedene Lieder gewidmet sind und dessen Tod er schmerzlich beweinte. Nur durch Fürsprache von allerhöchster Seite gelang es ihm nachher, die Be-

gnadigung des Chalifen 'Abdalmalik zu erhalten. Sein Verhältniß zu diesem ist aber, trotz seiner Lobgedichte, stets getrübt geblieben. Dagegen genoß er die Freundschaft seines Bruders 'Abdalaziz, des Statthalters von Aegypten.

Ibn Qais ar-Ruqaijât hat zwar verschiedene sehr gute Verse gemacht, gehört aber nicht zu den Koryphäen. Im Allgemeinen folgt er dem Muster der alten Beduinen-Dichtungen, und originelle Gedanken begegnen uns selten. Seine Sprache ist sauber — er war ja Quraisite —: deshalb und wegen der vielen historisch und geographisch wichtigen Stellen wird er oft citiert.

Der Diwân ist in zwei Kairensen Handschriften erhalten, die beide genau dieselbe Recension geben und deren Vorlage von R. Geyer in Constantinopel gefunden wurde. F. Giese hat diese für Rhodokanakis collationiert. Unglücklicherweise kamen diesem die Resultate dieser Collationierung erst während des Druckes zu, so daß er sie nur unter die »Zusätze und Berichtigungen« am Schluß des Buches aufnehmen konnte. Viel hat das nicht geschadet, da der Kairensen Codex A eine im Allgemeinen zuverlässige Abschrift ist. Die Recension des Diwâns ist von as-Sukkari († 275) nach Ibn Habib († 245). Daß es daneben auch andere Recensionen gegeben hat, bezeugen die abweichenden Lesarten in den Citaten. Einen großen Theil dieser konnte der Herausgeber aus Thorbeckes Materialien benutzen. Ein Anhang enthält die überlieferten Verse des Dichters, die sich nicht im Diwân befinden.

Rhodokakanis hat seine Edition sehr praktisch eingerichtet. Jede Seite vereinigt ein Theil des Arabischen Textes sammt den zugehörigen kritischen Noten, mit der entsprechenden Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen. Die Brauchbarkeit wird noch erhöht durch Indices der Reimworte, der Ortsnamen und der Personennamen. In der Einleitung wird alles, was aus den Gedichten und anderswoher über den Dichter zu finden war, ausführlich besprochen.

Ohne Vorbehalt dürfen wir Rhodokanakis zu seiner vortrefflichen Arbeit gratulieren. Seine Ausgabe des Textes verdient alles Lob und ebenso mit sehr wenig Ausnahmen seine Uebersetzung. Ich lasse das Wenige, was ich bei der Lecture am Rande aufgezeichnet habe, hier folgen:

S. 28 und N. 4 يار, ist wahrscheinlich eine Zusammenstellung von اى, oder راي mit dem Suffix يار. Er sagt ja selbst جعلت اعاجم ich that, als ob ich ein Perser war.

S. 38 und N. 3. Nicht Muslim, sondern Salm ist die richtige Lesart.

S. 57 **وقد قُطعت اَناقِيهم صِبابَةً** bedeutet ›und sie wegen der heftigen Begierde ihrer Reiter zur äußersten Eile angetrieben sind‹. Vgl. über **اَناقِي** **لِخَيْل** das Glossar zu Muslim ibn al-Walid.

S. 61, n. 4 l. **فانتَهَر** und **ما لنا** (Druckf.) und gewiß wie der Herausgeber vorschlägt **في هذا**.

S. 69 vs. 1. l. **وَجُتِرُوا** und übers. ›und ausgeplündert wurden‹. Vgl. Fāik I, 172 **قال طالوت لداود هم انت رجل جرى في جبالنا هذه** **جراجمة يَحْتَرِبُونَ النَّاسَ — يَحْتَرِبُونَ يَسْتَلِبُونَ** **من حَرَبْتَهُ** **إذا اخذت ماله**.

S. 70 vs. 14 l. ›Nichts haben sie an den Umai-jaden auszusetzen als daß sie sich selbst beherrschend Milde üben wenn sie zürnen‹.

S. 71 vs. 20 lieber: ›sie haben sich bestrebt, das Unrecht jener mit dem Recht zu schlagen‹.

S. 75 vs. 9 l. ›darum geschieht keinem Nachbar, der in ihrer Mitte um Hilfe ruft, Vergewaltigung‹.

S. 77 vs. 19 ›im Reichthum‹ l. ›in ihrer Leistung‹.

S. 79 vs. 31 l. ›Er ist derjenige, von dem, der nach ihm kommt, seine Bedeutung entleiht, der Verbürger unserer Bedürfnisse‹.

S. 80 vs. 32 l. ›und den Gefahren, welche unsere Zeit mit sich bringt‹.

S. 82 vs. v es ist wohl **بِالْقَنَامِ** (statt **بِالْقَنَا**, vgl. TA) zu lesen und zu übersetzen ›Mit Barni-Trauben schwerbehangene Palmen‹.

S. 82 vs. ٨ **اسودُّ سَكَانَهُ** halte ich für verderbt. Vielleicht ist **اَكْلُ اسْرَدِ سَكَانِهِ** zu lesen, falls man dem Verbum **اسْرَدَ** die Bedeutung **اَكَلَ** beilegen darf. Die Cpolitaner HS. hat **سُكَّانَهُ**, was die Conjekturetur bestätigt.

S. 84 vs. 18 ›Geier‹ l. ›Falke‹.

S. 84 vs. 20 lieber: ›und halten wir das Verborgene im Auge‹.

S. 88 Rh. hat hier und öfters **العَبِير** durch ›Ambra‹ übersetzt. Es ist aber eine aus Saffran bereitete Salbe.

S. 94 Glosse zu vs. 1 l. **وَيَادُورِيَا**.

S. 95 vs. ٥. Der Herausgeber hat im Index ein Fragezeichen zu **السَّرَارِ** gesetzt. Ich halte es für ein Appellativum im Sinne des Besten, und möchte übersetzen: ›du siehst das Feuer (von **Kaṭīra**, und sehnst dich danach); wolltest du (dich begnügen mit was) in der Nähe (ist), so würde dir das Beste für ihre Freigebigkeit entschädigen können‹.

S. 95 vs. 7 ›**Kaṭīra**'s Feuer ruft mir ins Gedächtnis das Bünd-

nis des Propheten (mit den Anšâr). Die Anšâr kennen ja das Bündnis zwischen mir und ihr.

S. 104 vs. 2 l. ›Was aber machte die Mönche zu Sklaven dieser zweien, da sie doch‹ u. s. w. Das Subject von **يستحلّ** sind m. E. die zwei Mädchen, wie auch die Glosse in C hat.

S. 113 vs. 4 l. ›Wir geben euch Gott, d. h. Gottes Eid, und unsere Treue und bindende Versicherung, daß wir nicht lügen‹.

S. 115 vs. 1 l. ›und sie ist uns eine Herrin‹.

S. 116 vs. 5 statt ›hatte‹ und ›hatten‹ lieber ›hat‹ und ›haben‹. Den Zusatz ›arabî‹ möchte ich streichen, da dieser Name in eine viel spätere Periode gehört.

S. 118 v. 13 ›Zu seinen unverdorbenen Charaktereigenschaften, l. ›zu den Charaktereigenschaften der Besten des Stammes‹. Vgl. Wright⁸ II, 218 D.

S. 121 vs. 24 ›groß an Vorrecht‹, l. ›wahrlich groß‹. Vgl. Gloss. Tab. sub **حقّ**.

S. 121 vs. 2 lieber ›hat Entfernung von ihr verursacht‹.

S. 123 vs. 11 l. **شَطْر** (wie C hat) und übers. ›die Hälfte der Zeit‹.

S. 129 Anm. 1 eigentlich ›um keinen Schuhriemen‹.

S. 131 vs. 3 l. ›wann ich nur das Böse zum Reitthier finde‹.

S. 139 vs. 6. Mir ist es wahrscheinlicher, daß mit Salmâ die Geliebte dieses Namens (XXXI vs. 1, XXXII, vs. 1, vgl. S. 185) gemeint ist.

S. 143 vs. 11 l. ›und zwar den flinksten ihrer‹.

S. 144 vs. 4 ›doch wenn er des Abends zu uns käme, würde er nicht dumm sein‹.

S. 153 vs. 1 l. ›und als Stütze‹. Vs. 2 l. ›und Staub — am Boden niedergeschlagen‹.

S. 154 vs. 8 ›und ferner‹ l. ›dann doch‹.

S. 155 vs. 9 l. ›Du bist mir‹.

S. 155 vs. 13 l. **يَكِد** und übers. ›und nicht sterbend ist. 14 ›Er wird für gesund angesehen‹ u. s. w.

S. 160 vs. 3 **فتتحقّق** ›sie biegt sich, unterwirft sich‹.

S. 162 vs. 9 lieber: ›Es kann nicht von ihm gesagt werden‹.

S. 166 vs. 5 ›Siehe im Schloß ist (möchten wir eindringen)‹.

S. 166 vs. 8 ›oder dreht sich zufällig um‹. Und in vs. 9 ›aber‹ zu streichen.

S. 169 vs. 21 ›Huf‹ wohl ›Stiefel‹.

S. 171 vs. 7 l. ›Nicht verkauften sie Schachteln auf der Messe,

wenn die andern Weiber mit Schachteln hausierten«. Es waren ja vornehme Damen. Vgl. LX vs. ˆ (S. 252).

S. 174 vs. 22 والبلاء بلاء ›das Verdienst bleibt Verdienst«, vgl. vs. 20 und 33.

S. 185 Z. 2 لذلك الصغير ist wohl ›zu diesem geheimen Vorhaben (Zweck)«.

S. 186 vs. 2 غنيت ist hier = كانت: ›während die Edelsten von ihnen mich (einst) umkreisten«.

S. 189 vs. 15 ›um meine Frauen zu rächen« ist gewiß besser; vgl. XLVI vs. ٣٨ (S. 213).

S. 190 vs. 6 l. ›Und eine Wittwe«, vgl. Anm. 3.

S. 192 Z. 3 فبقيتهم بها bedeutet ›und ihre Ueberreste (Nachkommen) wohnen daselbst«.

S. 194 vs. 4 l. ›Manche Schuld, die ich auf mich genommen, die aber ein Anderer gemacht hatte, habe ich erfüllt«.

S. 197 vs. ٢ l. تَبَيَّنَ nach Qor. 86 vs. 9 und übers. ›am Tage, da das Innere geprüft wird (am jüngsten Tag)«.

S. 199 vs. ٢ l. وَلَوْيَا, Plur. von لوية = لابة, und übers. ›in Wiesen und Harra's von an-Naqī'. Die Staatsweide (حمى) von an-Naqī' wird nach Osten von der Harra der Banū Sulaim eingeschlossen, Samhūdī ٢٥٥, 10, vgl. auch Jāqūt, IV, ٨١, 3 seq.

S. 201 vs. ١٣ عليها ist vermuthlich عليه zu lesen, obgleich nach den Lexicis خشف auch vom weiblichen Junge gebraucht werden kann. In der Uebersetzung zu lesen: ›Indem sie nach ihm suchend umherläuft«.

S. 205 vs. 2 ›sich in sich zusammenzogen« l. ›zögerten«.

S. 213 vs. ٣٤ und Anm. 3. Vgl. Gloss. Tab. sub نعى.

S. 219 vs. 8 l. ›ihr Liebeswörtchen sagend«; vgl. Gloss. Tab. sub فدى.

S. 220 vs. ١٢ l. حين ›dies ist die Zeit, daß . . . wird«

S. 226 vs. 6 lieber ›welche sich mit dir beschäftigen«.

S. 247 vs. 3 l. ›Und wenn dein Maulā (Verwandter) kämpft, so kämpfe seinen Kampf mit; macht er über dich hin (für dich) Frieden, so mache auch Frieden«.

S. 249 vs. 3 l. ›mögen in ihm selbst die Schmerzen sein!«; vs. 4 l. ›Mögen ihn — ereilen!« und vs. 5 ›möge plagen«.

S. 251 vs. 2 und 5. Aus der Uebersetzung erhellt nicht klar genug, daß ترك hier ein Hilfswort ist = جعل oder صير.

S. 260 vs. 36 l. »und das zu mehren Malen, um aufrecht zu halten) den Ruhm, den ererbten«.

S. 260 vs. 37 »erreicht hat« d. h. noch Zeitgenosse war.

S. 274 Anm. 1 l. انعرصة (Druckf.)

S. 287 v. 3 l. »und die Rabī'a haben (durch ihn zu verlassen dem Feind Macht über ihn gegeben«.

Die Uebersetzung Arabischer Verse ist ein schweres Stück Arbeit und Rhodokakanis hat diese wirklich recht gut gemacht. Daß ich einige Stellen anders verstehe als er, ist ganz natürlich: nur der Kürze wegen habe ich meinen Verbesserungsvorschlägen eine imperative Form gegeben. Das Buch macht ihm selbst und der blühenden Orientalischen Schule in Wien, deren alumnus er ist, alle Ehre.

Leiden.

M. J. de Goeje.

Gutenberg-Forschungen von Gottfried Zedler. Mit 4 Tafeln. Leipzig, Otto Harrassowitz 1901. 165 S. mit 4 Tafeln. 7 Mk.

Die Gutenbergfeier des Jahres 1900 hat in ihrem Verlauf und schon in ihrer Vorbereitung der Forschung über die Anfänge der Typographie, was sehr wünschenswert war, manche neue Freunde gewonnen. Zu ihnen gehört G. Zedler, der in dem zur Besprechung vorliegenden Buche in 7 Kapiteln das gesammte Thema der Erfindung und ersten Ausübung jener Kunst, soweit es mit der Person Gutenbergs verknüpft ist, fast lückenlos erörtert und für die meisten der dabei noch unerledigten Streitfragen auch eine sichere Lösung giebt. Diese Sicherheit beruht freilich zumeist auf der Zuversicht, mit welcher der Verfasser von ihrer Richtigkeit überzeugt ist¹⁾. Positive Stützen seiner Annahmen fehlen zum Teil ganz oder reichen, falls sie nicht gar zu andern Schlüssen führen, nicht aus für so weitgehende Folgerungen, wie Z. an sie knüpfen möchte. Charakteristisch für seinen Standpunkt im Ganzen ist der Schlußsatz des Buches (S. 162): »... Es ist das natürlich nichts weiter als eine Manchem gewiß sehr zwecklos erscheinende Hypothese, allein ohne dieses Forschungsmittel werden wir den Nebelschleier, der über dem Erfinder und den Anfängen des Buchdrucks gelagert ist, niemals durchdringen«. Gewiß muß Jeder in Fragen, die schwere Rätsel aufgeben, für sich

1) Man fühlt sich daher schon angenehm berührt, wenn ausnahmsweise einmal ein anders gefärbter Satz aufstößt wie S. 148: »Wie Bechtermünze nun die Type für die Summa des Thomas von Aquin und den Vocabularius hergestellt hat, vermag ich nicht sicher zu beurteilen«.

mit allerhand Möglichkeiten rechnen; deren Annehmbarkeit muß aber allseitig und vorurteilslos geprüft werden, und nur dann — das sind seltene Fälle —, wenn Hypothesen im stande sind, alle oder doch viele Einzelheiten genügend zu erklären und mit keiner einzigen bekannten Thatsache in Widerspruch stehen, erweisen sie sich anregend und fruchtbar auch ohne positive Grundlage.

In Zedler's Buche ist der eigentlichen Forschung d. h. der mühsamen Untersuchung des vorhandenen Materials, nur ein geringes Feld eingeräumt, den Hypothesen und kühnen Combinationen dagegen, denen wir fast auf jeder Seite begegnen, ein zu großer Spielraum gelassen. Auch giebt es natürlich unter dem vielen Neuen, das geboten wird, manche verwendbare Gedanken, und besonders enthalten seine Einwendungen gegen die Ansichten Anderer nicht selten Beachtenswertes. Zugleich hebe ich gern hervor, daß das Buch frisch, klar und flüssig geschrieben ist und ein Vorzug der Arbeitsweise des Verfassers in dem Streben liegt, das Ganze der Erfindung und ersten Ausübung der schwarzen Kunst gleichmäßig zu überschauen.

Alle von Z. aufgestellten Hypothesen zu behandeln und, worauf es in den meisten Fällen hinauskommen würde, ihre Widerlegung zu versuchen, ist im Rahmen einer Anzeige unmöglich. Ich beschränke mich darauf den ersten Abschnitt, in dem die Vorgeschichte des Typendruckes behandelt wird, sowie Z.'s Beitrag zur Erklärung des Helmaspergerschen Notariatsinstrumentes, bei dem wir völlig festen Boden unter den Füßen haben, näher zu besprechen; im übrigen kurz über den Gang seiner Forschungen zu berichten.

Das I. Kapitel (S. 1—26) hat »Gutenberg in Straßburg. Die Entstehung des Buchdrucks aus dem Stempeldruck« zum Gegenstand. Es wird immer schwer sein, über die Genesis einer Erfindung Sicheres zu ermitteln, wenn nicht vom Erfinder selbst genaue und zuverlässige Angaben über das vorliegen, was ihn zu neuen Versuchen nach irgend einer Richtung veranlaßt hat. Bei Gutenberg fehlt derartige, und was aus späterer Zeit darüber berichtet wird, giebt nur wieder, was eben Spätere in dieser Hinsicht für wahrscheinlich hielten. Man wird sich deshalb darauf beschränken müssen, festzustellen, was ein Erfinder an irgend ähnlichen Fertigkeiten und Künsten vorfand, die ihm die Anregung und die Handhabe zu weiteren Arbeiten geben konnten, kurz den Boden möglichst vielseitig zu beschreiben, auf welchem das Neue hervorwachsen konnte und sollte. Für die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das mehrfach geschehen, in eingehender Weise von W. L. Schreiber in der großen Mainzer Festschrift

zum Gutenberg-Jubiläum, 1900 S. 25 ff.¹⁾). Die Frage des Stempeldruckes ist von ihm S. 47 f. nur, soweit es um Aufschriften an Bucheinbände älterer Zeit sich handelt, berührt worden; in einem besondern Aufsatz wurde sie ebenso von Frz. Falk (S. 59 ff.) besprochen²⁾, doch hat dieser S. 64 Anm. 14 nebenbei auch die Verwendung des Stempeldrucks für liturgische Texte nach v. Biedermann (s. später) erwähnt.

Zedler dehnt die Frage von vorn herein auf den Gebrauch von Stempeln beim Schreiben liturgischer Werke in vorgutenbergische Zeit aus. Ein solcher Gebrauch ist bis jetzt öfters behauptet, aber noch nie bewiesen worden. Was an angeblichen Belegen dafür angeführt wurde, beweist bei näherem Zusehen eher das Gegenteil. Seit anderthalb Dezennien habe ich das einschlägige Material, soweit es mir zugänglich wurde, geprüft, noch nie aber, ohne die Möglichkeit des Gebrauchs solcher Stempel leugnen zu können — denn technisch war man so weit —, einen sicheren Beweis dafür gefunden. Allemal fehlt die unabänderliche volle Gleichmäßigkeit der Form bei Wiederholung derselben Buchstaben oder Buchstabenteile natürlich unter den gleichen Bedingungen. Die Umrisse der Buchstaben, die infolge der Abnutzung der Stempel und des Herausdrängens von Farbe unter dem Druck zuerst unsicher werden müßten, sind in Handschriften mit sehr großer Schrift gerade von besonderer Regelmäßigkeit; wohl eine Folge davon, daß bei Buchstaben sehr großen Formates die Umrisse zunächst mit dem Lineal (möglicherweise mit Hilfe von Schablonen?) vorgezeichnet und erst dann ausgefüllt wurden. In vielen Handschriften sind an den Ecken der Buchstaben noch Reste zu weit gezogener Linien vorhanden, die sich bei der Annahme von Stempeldruck gar nicht erklären lassen. Auch convergieren parallellaufende Linien häufig ein wenig, was beim Gravieren von Stempeln vermieden worden wäre. Freilich hat man auf den Umstand hingewiesen, daß unzweifelhaft in Handschriften wie sie hier in Frage kommen, nicht selten bestimmte Teile einzelner Buchstaben, zumal da wo diese einen Winkel bilden und ihre Rich-

1) Ich selbst habe es ganz kurz gethan in Velhagen und Klasing's Monatsheften 14. Jg., 1900 S. 353 ff., dabei auch der Glockeninschriften gedenkend, die etwa seit Ende des 13. Jahrhunderts mit Stempeln in den Thonmantel gedrückt und dann gegossen wurden.

2) Zu dem bereits von Chr. Bruun, *De nyeste undersøgelse om bogtrykkekunstens opfindelse* (Kjöbenhavn 1889) S. 64 f. gebotenen Material giebt Falk gute Abbildungen von Einband-Inschriften der Jahre 1436 ff. Die Stelle bei Brunscheint ihm entgangen zu sein, so daß er die bei Bruun S. 65 mit einer Abbildung angeführte noch ältere Einbandinschrift des Jahres 1435 aus dem St. Katharinenkloster in Mur (Steiermark) gar nicht erwähnt.

tung verändern, doppelt aufliegende Tinte, bez. Farbe zu haben scheinen, was den Eindruck erweckt, als seien die Köpfe der Buchstaben (z. B. *i, n, m, u*) mit einem quadratischen Stempel, ihr gerader Leib sodann mit einem oblongen (oder rhomboidalen), welcher den ersteren zum Teil deckte, hergestellt worden¹⁾. Indeß müssen wir vielmehr die absichtliche Hervorhebung bestimmter Teile der Buchstaben durch stärkeres Auftragen der Tinte annehmen, wodurch die Schrift wie infolge wechselnder Schattierung plastisch aus der Fläche hervortritt und die Monotonie einer gleichmäßigen Färbung großer Buchstaben vermieden wird. Ferner wäre bei Anwendung von Stempeln ein gelegentliches Verschieben dieser gar nicht zu vermeiden, wie z. B. auf Tafel II bei Zedler in dem gepreßten Einband das erste *f* der oberen Aufschrift (*miffale*) schief steht. Solche Fälle sind mir jedoch in liturgischen Handschriften jener Art nicht begegnet; auch keine Fälle des Gebrauchs von Richtungslinien für das gerade Aufsetzen von Stempeln, wie sie der Buchbinder anzuwenden pflegte. Endlich mache ich darauf aufmerksam, daß der Schreiber beim Gebrauch von Stempeln seine Hand wohl schon nach den ersten Zeilen gründlich gefühlt hätte, zumal wenn man an das harte Pergament als Schreibmaterial denkt.

Auf alle solche Erwägungen geht übrigens Z. nicht ein. Er beruft sich auf einen Aufsatz des Freih. v. Biedermann in den Monatsheften f. Musikgesch. 3. Jg. (1871) S. 2 ff., welcher die Noten und den Text eines Meßbuchfragmentes, das er — nicht völlig sicher — dem Anfang des 15. Jahrhunderts zuschrieb, für Handdruck erklärte, und hält damit die Sache für entschieden²⁾. Bei der grundlegenden Bedeutung, die somit jenem Fragment für die Vorgeschichte der Typographie zukam, hätte Z. mitteilen müssen, daß die von ihm (Taf. I) in Lichtdruck wiederholte Nachbildung einiger Zeilen anscheinend nur Nachzeichnung und also keine völlig getreue Wiedergabe ist. Vor allem mußte die gegebene Probe ihn zu der Annahme drängen, daß für die durch kleine Vierecke gegebenen Noten der Schreiber beständig den Stempel wechselte, da keine von jenen der vorausgehenden oder nachfolgenden völlig gleich ist. Dafür aber einen triftigen Grund anzuführen, dürfte schwer halten. Auch stehen die dunklen Umrißlinien aller Noten und Buchstaben mit der Annahme des Stempel-

1) In der v. Biedermannschen Nachbildung eines Handschriftenfragmentes (bei Zedler Taf. I) sind einzelne Noten und Buchstabenteile von dieser Art.

2) Die Stelle ist auch bei W. Wattenbach, Das Schriftwesen im MA.³ (1896) — erst in dieser Auflage — S. 299 angeführt, übrigens ohne Ausdruck eines Zweifels, und durch Hinweis auf ein großes Meßbuch des 16. Jahrhunderts in Berlin, das ebenso hergestellt sei, verstärkt.

druckes durchaus im Widerspruch. Daß übrigens der 5. Jahrgang derselben Monatshefte (1873) S. 1 f. eine Widerlegung der v. Biedermann'schen Darstellung von R. Schlecht enthält, der eine bis ins 18. Jahrhundert geübte Schablonierung der Choralbücher nachweist, ist Z. ebenso entgangen wie andererseits anscheinend die ältere Bemerkung von J. D. Passavant, *Le peintre-graveur*, t. I (Leipzig 1860) S. 18, der den Gebrauch von *estampilles* zur Herstellung von Initialen der Handschriften schon für das 12. Jahrh. behauptet, als Beweis aber nur eine Behauptung des Dr. v. Liebenau (aus Luzern; vermutlich des Vaters) in einem Briefe an Dr. F. Boehmer anführt, aus dem Passavant eine längere Stelle abdruckt. Frowin, Abt von Engelberg (1131—78), soll in Einsiedeln (?) die erste bekannte Druckerei eingerichtet haben; dies gehe aus der vollen Uebereinstimmung der Initialen in zahlreichen Handschriften von Engelberg hervor¹⁾. Daß diese sich auch aus dem Gebrauch von Schablonen erklären läßt, bleibt unberücksichtigt.

Die starke Stütze, welche nach Z. (S. 5 ff.) die Hypothese vom Stempeldruck durch eine alte handschriftliche Eintragung in einer Wiesbadener Missalehandschrift finden sollte, aus der hervorgehe, daß man im 15. Jahrhundert den Buchbinder auch als *impressor* bezeichnete, beruht auf einem Irrtum Zedlers und ist von ihm im Centr. f. Bibl. 18. Jg. (1901) S. 502 Anm. 2 zurückgenommen worden²⁾. Ich gehe daher hier nicht weiter darauf ein. Jedenfalls schrumpft damit Alles was über den Stempeldruck als Vorstufe der Typographie sich sagen läßt und von Z. als Ausgangspunkt zur Beurteilung der Thätigkeit Gutenbergs in Straßburg angesehen wird, auf ein Minimum zusammen.

Als Stempeldruck nimmt Z. (S. 10 ff.) zunächst die Versuche des Prokop Waldvogel zu Avignon (1444—46) in der Kunst *«artificialiter scribendi»* in Anspruch. Durch Einschlagen stählerner Stempel (mit vertieftem geraden Schriftbilde) in Holz oder weiches Metal soll man Punzen mit herausstehendem umgekehrten Bilde gewonnen und (als Einzelstempel) zur mechanischen Herstellung, nicht zur Vervielfältigung der Schrift benutzt haben. Mir scheint dagegen

1) Der Wechsel in dem Namen der beiden Klöster findet sich so in der angeführten Stelle.

2) Die eingedruckte untere Aufschrift auf dem Vorderdeckel des Einbandes (s. Taf. II bei Z.) las Z. (S. 4) *hene crans* als Namen des Buchbinders, während K. Schorbach (Centr. f. Bibl. 19. Jg. 1902 S. 106 f.) im zweiten Wort unzweifelhaft richtig *crucis* erkannte und vor dem Punkt *facte* (d. h. *fäcte*) vermutete. Davon ist *c* und *e* völlig sicher; der vorausgehende Buchstabe kann auch *n* statt *a* sein, so daß *fa* noch vorhergestanden hätte. Am obern Rande ist nach dem Punkt (*missale*) vermutlich *eccle* oder ähnl. unleserlich geworden.

die große Schwierigkeit zu sprechen, welche dem Gravieren eines völlig ebenen vertieften Buchstabenbildes, aus dem abdruckfähige Punzen gewonnen werden sollen, im Wege steht, sowie die Umständlichkeit des Verfahrens aus den eingeschlagenen Punzen handliche Einzelstempel zu gewinnen, abgesehen von dem für den Gebrauch des Stempeln wenig geeigneten weichen Material der Punzen und von dem was vorher überhaupt gegen die angeblichen Vorzüge des Stempeldruckes bemerkt wurde. Z. teilt im wesentlichen den Standpunkt von A. Claudin, *Hist. de l'imprim. en France* t. I (1900) S. 6 ff. und W. L. Schreiber, *Mainzer Festschr.* S. 52. 58, welche für Waldvogels Versuche Typendruck durchaus leugnen. Den großen Wert jener Nachrichten wird man jedenfalls aber auch weiterhin darin sehen dürfen, daß der Inhalt der Straßburger Prozeßakten bei den Anfangs nur vermuteten, in letzter Zeit sicherer nachgewiesenen Beziehungen Waldvogels zu Straßburg¹⁾ mit mehr Zuversicht als früher auf irgendwelche Versuche im Drucken bezogen werden darf. Wie viel dieser dem Meister abgelernt hatte und wie weit dieser selbst bereits in seiner Kunst gekommen war, ist schwer zu sagen; daß Waldvogel nicht auch in Avignon sich an ein größeres Unternehmen wagte, wie Gutenberg einige Jahre später in Mainz, darf nicht mit Z. (S. 13) gegen die Annahme des Typendruckes — natürlich nur im Sinne von kleinen Versuchen — verwertet werden. Immerhin ist Manches von dem, was Z. über die Technik jener Versuche aus dem Wortlaut der Urkunden folgert, beachtenswert.

Nach einer kurzen Abschweifung (S. 14 ff.) über die ›holländischen Donate‹ der Kölner Chronik von 1499, aus der wir erfahren, wie Z. sich die Technik jener vorstellt (anders als W. L. Schreiber)²⁾, handelt Z. von Gutenbergs Tätigkeit in Straßburg. Daß er vom Stempel-druck der Buchbinder ausgegangen ist, wie Z. mit voller Bestimmtheit versichert, dafür fehlt es an jedem Anhalt. Wenn der Goldschmidt Hans Dünne im J. 1439 erklärte, vor etwa 3 Jahren dem Gutenberg an 100 Gulden abverdient zu haben, ›alleine das zu dem trucken gehöret³⁾‹, so war das für Buchbinderstempel doch eine zu beträchtliche Summe. Und wenn auch das ›Steine polieren‹ bei sehr kostbaren Einbänden, zu denen sich aber gewiß selten Gelegenheit bot, zum Buchbindergewerbe gezogen werden konnte; daß das Gleiche

1) Vergl. Th. v. Liebenau, Ueberblick üb. d. Gesch. d. Buchdruckerei d. Stadt Luzern (1900) S. 8 f.

2) Daß W. L. Schreiber sowohl in der Mainzer Festschrift wie vorher im *Centr. f. Bibl.* 12. Jg. (1895) S. 201 ff. das Alter der Holztafeltexte wesentlich zu sehr herabsetzt, gedenke ich bald einmal im Zusammenhang nachzuweisen.

3) Siehe K. Schorbachs Ausgabe der Akten in der Mainz. Festschrift S. 160.

von der »Spiegelmacherei« gilt, die doch von Gutenberg ebenfalls in Hinblick auf die Aachener Heiligtumsfahrt betrieben wurde, hätte näher nachweisen müssen. Er erklärt nur, daß das Spiegelmachen »nachweislich einen Zweig des damaligen Buchbinderhandwerks bildete«. Für das geheimnisvolle Werk, welches den wesentlichen Inhalt der Prozeßakten (Jörg Dritzehn gegen Gutenberg) ausmacht, nimmt Z. (S. 22) »aus freier Hand geschnittenes Letternmaterial« aus dem der Satz einer Seite zusammengestellt wurde. Dabei ist hervorzuheben, daß Z. — anders als W. L. Schreiber (Mainz. Festschr. S. 49) — in Gutenbergs Thätigkeit, in welche er 1438 den Andreas Heilmann und Andreas Dritzehn einweihte, Druckversuche erkennt. Er giebt S. 24 sogar eine Zeichnung des Schließapparates, wie ihn Gutenberg damals angewendet haben soll, indeß so, daß jeder selbige Druck zu fehlen scheint.

Gegenstand des II. Kapitels ist das Verhältnis der 36- und 48zeiligen Bibeltype. Eine eigenartige, positiv durch nichts gestützte Hypothese Z.'s ist es, daß der erste von Gutenberg und Fust geplante große Druck ein Missale war, für das jene beiden Typen mit verschiedener Größe des Bildes, aber mit gleicher Kegelhöhe (S. 32) bestimmt waren. Erst die Schwierigkeit des doppelfarbigen Druckes habe die Beiden von dem Plane absehen und zu dem des Bibeldruckes übergehen lassen, welcher zwar nur eine Typenart, die aber in vielseitigerer Ausgestaltung verlangte. In Bezug auf das relativ hohe Alter der Type von B³⁶ kann sich Z. jetzt auf das für 1448 gedruckte, von ihm selbst aufgefundenen astronomische Kalender berufen¹⁾. Die Hypothese vom Missaledruck hält er gleichwohl aufrecht (Centr. f. Bibl. 1901 S. 502); nur seien die beiden Typen nicht gleichzeitig entstanden. Daß der verschiedene Schnitt bei gleicher Technik sowie die größere Vollständigkeit, welche Type B⁴⁸ von Anfang an besaß, gegen eine von Haus aus beabsichtigte Zugehörigkeit

1) Im 15. Hefte meiner Sammlung bibl. Arb. (1902) S. 107 Anm. 1 habe ich über die Stellung Zedlers zu der Frage, welcher Art Gutenbergs geheimnisvolle Thätigkeit in Straßburg gewesen sei, unvollständig berichtet.

2) Gegenüber dem im Liter. Centralbl. 1902 No. 43 Sp. 1434 f. ausgesprochenen Zweifel möchte ich hervorheben, daß die Bestimmung dieses astronomischen Kalenders für 1448 unanfechtbar ist. Schon vor Jahresfrist hatte ich Gelegenheit eine Photographie des Kalenders zu sehen und diesen so kennen zu lernen. Herr Professor Dr. Ambronn, Observator der hiesigen Sternwarte, hatte die Güte, die astronomischen Bestimmungen zu prüfen und nachzurechnen und kam zu demselben Ergebnis wie Prof. Dr. Bauschinger in seinem Beitr. zu Zedler's Arbeit, daß nämlich allein das Jahr 1448 hier in Frage kommt. Da es sich um ein Schaltjahr handelt, kann auch ein Laie leicht ausrechnen.

der Type B⁴² zu der von B³⁶ sprechen, läßt Z. unbeachtet ¹⁾. In seiner Polemik gegen Schwenkes Annahme einer späteren Herstellung der Type B³⁶ (S. 28 f. 35 ff.) hat der neueste Fund Zedler Recht gegeben; daß sie neben einander stufenweise geschaffen wurden, wie Z. selbst S. 34 annimmt, wird er jetzt wohl nicht mehr behaupten wollen. Bei der Type von B⁴² denkt Z. an Schoeffer als Stempelschneider, wobei nur fraglich ist, ob die Chronologie des Bibeldrucks damit in Einklang steht. In den Einzelheiten läßt Z. viel zu sehr seine Phantasie spielen (vergl. u. a. S. 48 f.).

Nebenbei wird S. 50 ff. der 27-zeilige Donat, von dem in der Nationalbibliothek zu Paris sich zwei Blätter befinden, in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Annahme Gutenberg als Urheber zugeschrieben. In der Zahl 1451, welche am obern Rande einer Seite zu lesen sein soll, glaubt Z. mit Wahrscheinlichkeit nach J. H. Hessels und A. Wyß eine Fälschung Bodmanns zu sehen, läßt aber neuerdings (1. Veröff. der Gutenberg-Ges. 1902) S. 15 auch die Möglichkeit der Echtheit offen. Meinerseits vermag ich zwar die Zahlen 14²⁾, nicht aber die folgenden zwei zu erkennen, auch nicht in dem neuen Abdruck bei Zedler (Veröff. d. Gut.-Ges.). An 3. Stelle sehe ich bei Z. (Taf. II^v) nur einen geraden senkrechten Strich, rechts unten mit einem kurzen, etwas spitz zugehenden Ansatz; er ist von der 4 ziemlich weit entfernt, so daß man annehmen möchte, in dem Zwischenraum habe noch der größere vordere Teil einer Ziffer gestanden. Geben wir mit J. H. Hessels, Gutenberg etc. (London 1882) ³⁾ S. 176 zu, daß die ganze Zahl als 1451 zu lesen sei, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie im gleichen Jahr niedergeschrieben wurde. Denn nach Bodmann bei G. Fischer, Essai s. l. monum. typogr. de J. Gutenberg (Mainz 1802) S. 80. 70 f. bildete das Doppelblatt ursprünglich den Umschlag eines Buches von Rechnungen aus den J. 1451—1492. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese gleich im Anfang, wo noch nicht viel Material vorliegen konnte, geheftet wurden und einen Umschlag erhielten. Das geschah vielmehr vermutlich erst im Laufe der Zeit, und die Zahl 1451 bezeichnet dann das Anfangsjahr

1) Nebenbei sei bemerkt, daß die kleinere Psaltertype von Fust und Schoeffer nicht die gleiche Kegelhöhe hatte wie die größere. Für die Type B⁴² gegenüber der von B³⁶ anderes anzunehmen ist daher bedenklich.

2) Nach dem Facsimile, welches der Göttinger bibliographische Apparat seit vielen Jahren besitzt, konnten die beiden ersten Ziffern auch als IX gelesen werden; in dem Zedlerschen Abdruck tritt die zweite Zahl als alte 4 deutlicher hervor. Ich hatte deshalb früher die Existenz der Zahl 1451 auf dem Fragment überhaupt geleugnet.

3) Dieser bietet S. 176 f. einen ausführlichen Fundbericht aus Gotth. Fischer a. O. sowie nach dem Original.

der Rechnungen, nicht aber das Jahr, in welchem das Doppelblatt des Donat makuliert wurde¹⁾. Aus jener Zahl wäre somit für die Zeit des Druckes gar nichts zu schließen; wohl aber läßt eine Vergleichung des Druckes mit den andern Drucken, in welchen die Type B³⁶ vorkommt, in ihm das älteste Druckdenkmal dieser Type erkennen.

Im III. Abschnitt behandelt Z. zunächst (S. 61—75) das Helmasperger'sche Notariatsinstrument vom 6. Nov. 1455 unter steter Bezugnahme auf meine Ausgabe und Erklärung desselben vom J. 1889 (in Samml. bibl.-wiss. Arb. Heft 2). Ueber diesen Teil des Buches will ich am Ende der Anzeige berichten. An ihn schließt Z. (S. 76 ff.) eine Erörterung der Frage, wodurch der Bruch zwischen Fust und Gutenberg entstanden sei, und bringt sie mit dem Drucke der Ablassbriefe von 1454 f. zusammen: den 31-zeiligen Ablassbrief (A³¹) habe Schoeffer in der Gutenbergschen Druckerei geschnitten, wobei auf gewisse eigenartige Formen einzelner Buchstaben, die in den späteren Fust-Schoefferschen Drucken wiederkehren, nicht ohne Grund hingewiesen wird. Woher indeß Z. den Charakter der Gutenbergschen Schrift so genau kennt, zu behaupten, sie sei durch Einfachheit und das Fehlen jedes überflüssigen Striches gekennzeichnet, so daß es völlig ausgeschlossen sei, daß diese Type (von A³¹) von Gutenberg geschnitten ist, weiß ich nicht. Eine Stütze für jene Annahme von Schoeffers Anteil an den Typen von A³¹ sieht Z. in den Schlußversen von Justiniani Instit. (Schoeffer 1468 und 1472), worin für Schoeffer der Ruhm in Anspruch genommen wird, eher als die beiden Johannes das letzte Ziel der Bemühungen um die neue Kunst erreicht zu haben, und dies damit begründet wird (V. 6), daß er den Beiden »*praestat sculpendi lege sagitus*«. Durch die Ablassbriefe aufmerksam geworden, habe dann — gegen Ende von 1454 — ein unternehmungslustiger Kapitalist Gutenberg bewogen, ihm die Type von B³⁶ zu verkaufen; Fust habe verlangt, »daß Gutenberg den Erlös der Type . . . auf ihr gemeinsames Werk verwende, ihm also die Hälfte der Kaufsumme gebe«, was jener verweigerte. Fust »verlangte jetzt die jenem bisher erlassenen Zinsen und Zinseszinsen zurück, ließ, da Gut. die Rechtmäßigkeit dieser Forderung nicht anerkannte, Presse, Typen und Druckwerke gerichtlich mit Beschlag belegen und reichte die Klage ein u. s. w.« Von einer vorläufigen Beschlagnahme, besonders der Druckwerke, wissen wir nichts; daß die Type von B³⁶ mit zum Apparat des gemeinsamen Werkes gehörte, ist lediglich eine Hypothese Z.s, die durch nichts gestützt wird. Gehörte sie aber zu jenem Apparat, so war Gutenberg gar nicht berechtigt einen Teil desselben, der ja vertragsmäßig das Pfand sein sollte für das von

1) Aehnlich argumentiert bereits J. H. Hessels a. O.

Fust geliehene Kapital, eigenmächtig zu verkaufen; seine Handlungsweise wäre unehrenhaft gewesen und hätte ihn unter Umständen wegen Hinterziehung eines Pfandes vor den Strafrichter bringen können.

An Stelle der beschlagnahmten Type von A³¹ habe Gut. dann schnell (noch 1454) eine neue Type (A³⁰) herstellen müssen. Wer später die Exemplare von A³¹ mit der Zahl 1455 und einigen Aenderungen im Satze hergestellt hat, läßt Z. unerörtert¹⁾; er schließt aber auf Grund seiner Hypothese (S. 80 f.), daß die Fustsche Klageschrift im Anfang Dezember 1454 eingereicht, der Vertrag zwischen Gut. und Fust also Anfang September 1449 abgeschlossen wurde und die Einzahlung der zweiten 500 Gulden am 1. Januar 1452 stattfand. Der Bruch zwischen den beiden Partnern habe im Druck der Bibel, welcher dem Ende näher war als dem Anfang, eine Pause verursacht; wahrscheinlich sei er erst Ende September 1455 beendet worden (S. 84 f.).

Die Höhe der Auflage von B⁴² berechnet Z. (S. 87 ff.) auf 240 Papier- und 30 Pergamentexemplare; ursprünglich wäre sie auf 180, bezw. 20 Exemplare beschränkt gewesen. Da 240 gerade die Hälfte der Bogenzahl eines Ries Papieres ausmacht, ist es erklärlich, daß für die verschiedenen Papiersorten leicht volle Ries sich ausrechnen ließen. Mit Recht nimmt Z. an, daß die Sorte *m* ursprünglich den ganzen Bedarf decken sollte. Dabei kommt er aber mit der Rechnung in die Brüche und er muß annehmen, daß Gut. auf Grund der Handschrift den Umfang des Druckes auf 312 statt 324 Bogen berechnet hat, ja eigentlich auf noch weniger, da er einigen Abgang doch in Anschlag bringen mußte. Auch berücksichtigt Z. nicht, daß der Satz ursprünglich nur 40-zeilig, also auf mehr Bogen berechnet war. Recht hat er wahrscheinlich darin, daß die Zahl der Pergamentexemplare nur klein gewesen ist; die Kosten für Pergament waren zu bedeutend²⁾.

Ganz verfehlt ist (S. 91 f.) die Annahme, daß die Summe von 750 Gld., die im Eide des Joh. Fust erscheint als das Geld, welches er über die ersten 800 Gld. hinaus dem Gutenberg geliehen, alle Kosten der Auflage von 270 Exemplaren, abgesehen von den Typen und Pressen, gedeckt habe, selbst wenn der durch kleinere Drucke

1) Was Z. auf S. 83 darüber noch aufstellt, enthält keine Erklärung für obigen Zweifel.

2) In dem von mir (Samml. bibl. Arb. 15. Hft. S. 99 ff.) angesetzten Preisverhältnis von 40 : 70 Gld. für ein Papier- und Pergamentexemplar von B⁴² ist der Preis des Pergamentes noch zu niedrig oder der des Papieres zu hoch angesetzt; 80 : 70 Gld. würde angemessener sein.

nebenbei erzielte Gewinn dem Hauptwerke zu gute kam. Von jener Summe wird später noch die Rede sein.

Im IV. Kapitel (S. 96 ff.) sucht Z. darzulegen, daß Pfister war, der im J. 1454 die Type der B³⁶ von Gut. kaufte und d sogleich in Mainz für kleine Drucke verwendete. Mit Schwer spricht er letztere Gutenberg ab¹⁾. Den Druck von B³⁶ demselb Drucker zuzuschreiben, unterliegt schweren Bedenken, über wel Z. auf S. 102 ff. nicht hinweghilft. Angefangen soll er von Pfi noch vor Abschluß der B⁴² sein und dieser sogar gehofft haben se Bibel noch vor B⁴² auf den Markt zu bringen (S. 104). Richti setzen wir mit Schwenke (s. Centr. f. Bibl. 1901 S. 290 f.) den Dr der ganzen B³⁶ einige Jahre später an (zwischen 1457 und 146 — Durchaus glaubhaft nimmt Z. für B³⁶ eine viel kleinere Aufl an als für B⁴². Seine bezüglichlichen Berechnungen und Ansätze e behren aber der Wahrscheinlichkeit. 80 Papierexemplaren gegenü ist die Zahl von 20 Pergamentexemplaren viel zu hoch gegrif (erhalten haben sich nur 10 Papierexemplare, von solchen auf P gament nur Fragmente); und jene Zahl von 80 kann ja richtig se ist aber willkürlich angesetzt. Z. geht davon aus, daß Pfister i volle Ries Papier gekauft habe und diese ausschließlich für die Bi bestimmt hat, ohne an andere kleine Drucke zu denken, die nebe her gehen konnten. Aber auch so kann er volle Ries nur in e Weise ausrechnen, daß er an Fehldrucke den Pfister gar nicht de ken läßt und bei drei Papiersorten (*d*, *e*, *g*), wo die zwei bekannt Exemplare verschiedene Bogenzahlen angeben, sich an die niedere h

Natürlich kommt Z. in diesem Zusammenhang auch auf die l kannte Stelle des Paulirinus im Liber viginti artium (Codex c Krakauer Un.-Bibl.) unt. dem W. *ciripagus* zu sprechen, in der die zuletzt eines Mannes gedenkt, der in Bamberg »*sculpsit integr bibliam super lamellas et in quattuor septimanis totam bibliam su pargameno subtili praesignavit scripturac*«. Die Art, wie Z. dem der Reinschrift vorliegenden Text durch Conjekturen den Sinn z zugewinnen sucht, welchen er gerade erwartet (z. B. soll für *parieti aut asseri mundo* gelesen werden: *aut pargameno haud as wiato*)²⁾, wird kaum auf Beifall rechnen dürfen; ebensowenig wie

1) Um die Abhängigkeit Günther Zainers in dessen *Cisianus* aus dem J. 1. von dem Mainzer *Cisianus* (wohl Ende von 1454 gedruckt) zu erweisen, bedu es nicht der Annahme (S. 98), daß jener seine Lehrzeit in Mainz durchgema habe. Nach K. Schorbach (Heft 6 meiner Sammlung S. 28 f.) dürfen wir i mehr vermuten, daß beide Zainer in Straßburg das Drucken erlernten.

2) Das Stichwort der Stelle *ciripagus* soll von *κρυπτοπαγος* kommen. N Z.s Erklärung dieses Wortes (S. 110) würde man aber gerade das Gegen *κρυπτοπαγος* erwarten.

Annahme, daß gerade die Vierzahl der Bände von B³⁶ Paulirinus zur Angabe der Fertigstellung des Werkes in vier Wochen veranlaßt habe.

Der V. Abschnitt (S. 114 ff.) sucht Gutenbergs Thätigkeit nach Abschluß von B⁴² und der Trennung von Fust zu verfolgen. Im Gegensatz zu Schwenke hält er, wie ich glaube, mit Recht an der alten Ansicht fest, daß das Catholicon von 1460 mit der berühmten Unterschrift Gutenbergs Werk ist und daß Dr. Homery dazu das Geld hergab¹⁾. Eine feine Bemerkung Z.s finde ich in der Berufung auf die Worte der Schlußschrift *»Altissimi presidio Quique numero sepe parvulis revelat quod sapientibus celat«*, welche dort natürlich auf den Erfinder gehn und in dieser Wendung nicht wohl von einem Andern als diesem selbst, jedenfalls von diesem am natürlichsten, gesagt sein können²⁾. Daraus erklärt sich auch einfach der Umstand, daß jene Worte in den späteren Nachahmungen der Unterschrift wegblieben. Zu der Frage, warum Gutenberg sich nicht in der Unterschrift als Erfinder genannt hat, bringt Z. (S. 126 f.) nichts wirklich Aufklärendes bei.

Nach Z. hat Dr. Homery, als er Gutenberg in seinen Dienst nahm (S. 121) — etwa 1457 sei das geschehen —, ihm zugleich seine ganze Druckerei abgekauft mit den Typen von B⁴², A³¹ und A³⁰ und der kleinen Schoefferschen Psaltertype, mit der es eine eigene Bewandnis hat (s. später). Sie hätten sich beim Tode Gutenbergs noch in seinem Nachlaß befunden als Homerys Eigentum, wäh-

1) Die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen frühesten Druckwerke ließe sich auf Grund folgender Notiz um eines vermehren, wenn diese nicht vielmehr auf einer Verwechselung beruht. Herr Hülfsbibliothekar Dr. Joachim von hier hat mich freundlichst auf eine Stelle in dem Buche von Od. Ringholz, Der sel. Markgraf Bernhard von Baden (Freiburg 1892) S. 139, aufmerksam gemacht, wo unter den mit den Gebeinen und andern Ueberresten des sel. Bernhard in einem besondern Schreine aufbewahrten Gegenständen auch sein Gebetbuch erwähnt wird (s. a. O. S. 53). In der letzten Verzeichnung der Reliquien im J. 1760 geschah dies mit den Worten: „... cum libro latino idiomate typis impresso divinas laudes et preces continente“, während in der Uebergabsurkunde von 1492 und in der Authentik von 1648 ausdrücklich von einer Pergamenthandschrift die Rede ist (s. Ringholz S. 139). Da Markgraf Bernhard im J. 1458 starb, würde sein Gebetbuch, wenn es ein Typendruck wäre, zu den ältesten Druckerzeugnissen rechnen. Wahrscheinlich liegt aber ein gleiches Versehen vor, wie in der bei Zedler S. 6 angeführten Randbemerkung eines gedruckten Missale, welche von einer Textverstellung des *»impressor«* spricht. Immerhin wäre zu wünschen, daß die kirchlichen Behörden es einem Sachkundigen gestatten, in Moncalieri sich jenes Gebetbuch näher anzusehen.

2) Daß Gut. dabei der Hülfe eines gelehrten Freundes sich zu erfreuen hatte, läßt Z. (S. 124) natürlich als Möglichkeit offen.

rend dieser den Apparat des Catholicon — etwa 1461 — an die Brüder Bechtermünze nach Eltville verkaufte, um Geld flüssig zu machen, dessen er infolge großer Verluste während des Streites um den erzbischöflichen Stuhl von Mainz sehr bedurfte. Gutenberg selbst, sowie ein Teil des Personals der Homeryschen Druckerei sei nach Eltville »mitübernommen« worden. Ob Gut. der Mann war, sich so einfach mitübernehmen zu lassen, scheint mir sehr fraglich.

Für das Ganze nicht eben wichtig, aber für Z.s Art der Beweisführung charakteristisch ist folgende Annahme von ihm: Nicolaus Bechtermünze nennt sich als Drucker in der 1., 2. und 4. Auflage des Vocabularius Exquo; in der dritten dagegen, welche die Texttype von A³¹ benutzt, ist nur der Ort angegeben. Ebenso ist Schoeffer in der Agenda in usum eccl. Mogunt. von 1480 (Teile davon mit Type von B⁴²) nicht als Drucker genannt; angeblich auch nicht im 35zeiligen Donat (o. J., aber nach 1466; Type von B⁴²), der folgende Unterschrift trägt: *Explicit Donatus . . . per Petrum de gerrnsseym in urbe Moguntina cum suis capitalibus absque calami exaratione effigiatus*. Nach Z. »beschränkt Schoeffer seine Urheberschaft bezüglich der Lettern ausdrücklich auf die Kapitalbuchstaben«. Diese Erklärung der lateinischen Worte, die doch besagen, daß der Donat (ohne Einschränkung, vielmehr mit den zugehörigen Kapitalbuchstaben¹⁾) von Peter von G. ohne Gebrauch der Feder im Abdruck (Abbild) wiedergegeben sei, ist mir völlig unverständlich. Das Fehlen des Druckernamens in jenen drei — richtiger zwei — Fällen erklärt nun Z. so, daß beide Typensorten aus Gutenbergs Nachlaß stammen und der Erzbischof den Druckern, welche sie dem Dr. Homery abkauften, »ausdrücklich untersagt habe, die mit den Gutenbergschen Typen hergestellten Drucke als ihre eigenen zu bezeichnen«. Da hätte er ihnen doch lieber gleich aufgeben sollen, die Typen als Gutenbergsche zu bezeichnen.

Das VI. Kapitel (S. 144 ff.) handelt, wovon bereits im fünften eingehend die Rede war, von Gutenbergs Nachlaß und der weiteren Verwendung der von ihm hinterlassenen Typen. Der Umstand, daß Adolf von Nassau das in G.s Nachlaß befindliche, aber dem Dr. Homery gehörige Druckgerät diesem nur unter Bedingungen herausgeben will, macht es m. Er. wahrscheinlich, daß Gutenberg in einem vom Erzbischof unmittelbar abhängigen Hause gewohnt habe, aus dem ohne Einwilligung jenes nichts entfernt werden konnte, mag es in Mainz oder in Eltville gewesen sein; oder daß der Erzbischof über-

1) Darüber läßt sich streiten und wird gestritten, ob durch *suis* die Anfangsbuchstaben (gedruckte Initialen) als dem Peter Sch. — so gewöhnlich — oder als zum Buche gehörig — so A. Wyss — bezeichnet werden.

haupt über den Nachlaß seiner »Diener und Hofgesind« ein gewisses Verfügungsrecht besaß. Bei ersterer Annahme ergäbe sich, daß Gut. außer den in der Bestallung vom 18. Januar 1465 aufgezählten Dingen auch Wohnung von dem hohen geistlichen Herrn erhielt. Daß die Bestallung zunächst an Mainz als Wohnsitz denken läßt, hebt Z. mit Recht hervor (S. 140). Was er dann über den Bestand des Nachlasses an Typensorten im Einzelnen und über ihre Käufer berichtet (s. S. 991), ist allein durch die Thatsache begründet, daß Nik. Bechtermünze später die Typen von A³¹ (und A³⁰; s. S. 149) und Schoeffer die von B⁴² benutzt. Ob diese nicht auf anderem Wege dazu gekommen sind, bleibt natürlich zweifelhaft. Besonders deutlich tritt Z.s Neigung zum kühnen Combinieren in seinen Aufstellungen über die kleine Psaltertype von Schoeffer hervor. Was er S. 47 f. als Vermutung ausgesprochen hat, freilich mit dem Tone großer Sicherheit, gilt ihm S. 150 bereits als »nachgewiesen«, daß nämlich noch während des Druckes von B⁴² Schoeffer bei Gutenberg einen Psalterdruck angeregt und dann im Auftrage des Letzteren die kleine Psaltertype hergestellt, diese aber später das Schicksal des übrigen Apparates von Gut. geteilt habe. Z. will anscheinend zwischen der Ansicht von O. Hupp, welcher in den beiden erst seit 1898, bez. 1900 bekannten Missaledrucken, welche die kleinere Psaltertype zeigen, das älteste Gutenbergische Werk sieht, und den Gegnern dieser Ansicht vermitteln. Aus dem Nachlasse Gutenbergs habe kein Geringerer als Ulrich Gering sie käuflich erworben und, in der Heimat (der Constanzer Diözese) angelangt, dem Chorherrn Helye von Laufen überlassen. Von den beiden, bisher von Vielen für rätselhaft gehaltenen Drucken kennen wir also jetzt sogar den Drucker. Seine Gründe sind: jener Chorherr war aus der Constanzer Diözese, auf welche der Inhalt des Missale mit Sicherheit hinweist; er war Geistlicher, der für den Druck des Missale Interesse haben konnte, und war Dilettant im Drucken! Andere, auf welche das Gleiche paßt, gab es damals wohl nicht! Daß die nachweislichen Drucke Helyes — aus einer Zeit, in der er nicht mehr Dilettant war! — nicht vollständig gleiche Zeilenschlüsse haben, während im Missale die Kolumne genau ausgerichtet ist, erwähnt Z. selbst (S. 152), es macht ihn aber nicht bedenklich.

Das letzte (VII.) sehr kurze Kapitel beschäftigt sich mit der Adam Gelthußschen Inschrift zu Ehren Gutenbergs. Z. wiederholt darin, nebenbei gegen F. Falk polemisierend, die von ihm schon an anderer Stelle ausgeführte Ansicht, daß die am Schluß einer Schrift von Jak. Merstetter (Mainz 1499) gedruckte Inschrift den Text der Aufschrift eines von Gelthuß in Eltville zu Ehren Gutenbergs gestift-

teten Denkmals wiedergiebt¹⁾. Während diese Ansicht als nicht unwahrscheinlich zu bezeichnen ist, hätte Z. seine weiteren Vermutungen, daß Gelthuß jenes Denkmal im gleichen Jahre (1499) gesetzt habe und daß in dieses Jahr Gutenbergs 100. Geburtstag falle, als jeder positiven Stütze entbehrend ruhig unterdrücken dürfen.

Den am Ende der gleichen Merstetterschen Schrift erwähnten Johannes Faustus Tantalides hat man seit J. D. Koehler allgemein auf den Sohn des bekannten Druckers bezogen, von dem eine schon von Koehler abgedruckte Urkunde des J. 1477 Kunde giebt. Fz. Falk (Centr. f. Bibl. 18. Jg. 1901 S. 212 f.) weist dagegen einen Studenten jenes Namens aus Gau-Böckelheim in Bologna nach (1461—63), im J. 1463 als *Magunt. dioc. clericus* bezeichnet, und hält diesen für den späteren Stiftsdekan zu St. Stephan in Mainz, in dem man eben jenen Sohn des Druckers wiedererkennen wollte. Z. tritt, wenn auch nicht unbedingt, für die ältere Ansicht ein; für Falk ließe sich m. Er. geltend machen, daß Joh. Fust in der Urkunde von 1477 wiederholt mit dem einfachen Namen genannt wird ohne Zufügung eines Attributes²⁾, das seinen geistlichen Stand charakterisiert. Das scheint für einen bürgerlichen Beruf zu sprechen, dem er angehörte. Darüber müßten weitere Nachforschungen im Mainzer Archiv wohl Aufschluß geben können³⁾.

Zum Schluß komme ich auf die Helmaspergersche Urkunde vom 6. XI. 1455 aus dem Prozesse des Fust gegen Gutenberg zurück (vergl. S. 987), da ich glaube in manchem jetzt ihre Erklärung — meist abweichend von Z. — weiter führen zu können, als es im 2. Hefte meiner Sammlung (1889) geschehen ist. Daß ich der Ansicht gewesen wäre, wie Zedler S. 62 f. berichtet, »daß der in dem Instrument enthaltene Rechtspruch das vollständige im Prozeß überhaupt gefällte Urtheil sei«, ist irrig. Nur das behauptete ich (S. 20 f.), daß der früher gefällte Rechtspruch, auf welchen das Vorgehen des Klägers am 6. XI. 1455 fußte, in unsrer Urkunde vollständig mit-

1) Das Fehlen eines Objekts zu *posui* läßt sich am besten so erklären, daß die Inschrift auf dem Objekte selbst sich befand. Uebrigens ist hierzu die gründliche Ausführung von Gust. Conrad im 13. Hefte meiner Sammlung bibl. Arb. (1900) S. 23 ff. zu vergleichen.

2) Wo er als Schwager Pet. Schoeffers bezeichnet wird, konnte ein ehrendes Attribut wegbleiben. Einmal ist jenes aber nicht der Fall.

3) Das bei Falk a. O. S. 214 im Widerspruch mit S. 213 als Todesjahr des Jo. Faust († 1501) angegebene Jahr 1511 (M·D·XI·) ist nur ein Druckfehler für M·D·I·, wie in der ältesten Quelle steht (Os. Schadaeus, Summ. Argent. templ. 1617 S. 49). Der Todestag ist nach der bei diesem Autor citierten Grabchrift der 17. Februar (XIII. Kal. Martii), während Schaab in der Gesch. d. Erf. d. BDK. II S. 60 irrig den 2. Februar nennt.

geteilt ist¹⁾. Ueber die andern Artikel scheint besonders verhandelt worden zu sein.

Für ganz falsch halte ich, was Z. (S. 63 ff.) über Gutenbergs Einrede gegen die Forderung seines früheren Partners und damit über den Inhalt von dessen Eide und ihre finanziellen Abmachungen aufstellt. Ich darf wegen des Näheren auf meine frühere Darstellung (a. O. S. 23 ff.) verweisen. Zunächst muß ich mich gegen die mir von Z. (S. 68) untergeschobene Ansicht verwahren, daß ich »zwischen einem früheren und späteren Uebereinkommen zwischen Gut. und Fust geschieden« hätte. Was ich S. 23 schrieb, »daß die geschäftlichen Beziehungen zwischen Gutenberg und Fust doppelter Art waren, wenn schon diese zwei Geschäfte unter sich eng zusammenhängen, einander bedingten und anscheinend nur in einem ‚Zettel‘ (!) schriftlich festgesetzt waren«, ist einfach eine Thatsache, die von Z. selbst hinterher an mehreren Stellen anerkannt wird (s. z. B. S. 71 ff.)²⁾. Einmal borgte F. dem G. 800 Gld. verzinslich zur Herstellung — Fust spricht nur von der Fertigstellung — des Druckgerätes. Mit diesem sollte dann (zweitens) für gemeinsame Rechnung gedruckt werden, wobei F. die Kosten zu tragen, G. die Arbeit einzurichten, zu leiten und durchzuführen hatte, während natürlich auch der Ertrag des gemeinsamen Werkes beiden Teilen zu Gute kam³⁾. Bei der Abmachung schien wohl — nach den Erfahrungen, welche G. von früher her besaß⁴⁾ — die Summe von 800 Gld. hoch zu sein,

1) S. 21 Anm. 1 berief ich mich darauf, daß in Z. 54 am Ende des Rechtsspruches nicht etc. steht, wie Z. 37 und 47. Von den beiden ebenda vorausgeschickten Vermutungen läßt die erstere (»Vermuthlich war allein der erste Punkt vermögensrechtlicher Natur«) sich mit der mir zugeschriebenen Ansicht nicht vereinigen, während allerdings die zweite (»oder die andern Artikel boten keine greifbaren Klagepunkte«) Zedler zu seinem Widerspruch veranlassen konnte.

2) Gegen K. Schorbach hätte Z. sich wenden sollen, welcher auffallenderweise in seinen »Urkundlichen Nachrichten über Joh. Gut.«, der pièce de résistance der Mainzer Festschrift, S. 205. 207 ff. gerade jene von Z. mit Recht bekämpfte Ansicht vertritt und damit zu ganz unhaltbaren Annahmen gelangt. Wie wäre, um ihm nur eins entgegenzuhalten, Fust dazu gekommen, dem Gut. Zinslosigkeit in Bezug auf die ersten 800 Gld. zuzusichern, wenn er nicht von vorn herein an dem aussichtsvollen Druck der Bibel geschäftlich beteiligt war?

3) Z. weiß S. 73. 75 u. s. mit Sicherheit zu sagen, daß Beide zu gleichen Teilen am Gewinne beteiligt waren, weil »über diesen Anteil [des Fust] nichts weiter verlautet [in der Urkunde]«. Von der Teilung des Gewinnes kann aber in einem andern der Klageartikel die Rede gewesen sein, abgesehen davon, daß mit $\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{5}$ oder dergl. sich die Einnahmen fast ebenso leicht teilen ließen wie mit $\frac{1}{2}$. Möglich ist natürlich auch, daß es sich verhielt, wie Z. annimmt.

4) Man darf jetzt an den älteren Apparat der Kalender- und Donattypen denken.

so daß G. glauben durfte, einen Teil der geborgten Summe für persönliche Zwecke, Abzahlung andrer Schulden od. dergl., verwenden zu können¹⁾; dies machte neben der mündlich zugesicherten Zinslosigkeit auch dieses Geschäft wertvoll für Gutenberg. Die Schwierigkeiten indeß, welche der Herstellung einer nach allen Seiten vollkommenen Type, mit der man hoffen konnte die Bibelhandschriften durchaus entbehrlich zu machen²⁾, im Wege standen, und die wesentlichen Aenderungen, die sicher am Typenmaterial, vielleicht auch am Gießinstrument u. s. w. vorgenommen wurden, bevor die Sache in Gang kam, verschlangen anscheinend nicht nur jenes Kapital, soweit Gut. es nicht für persönliche Zwecke gebraucht hatte, sondern auch noch weitere bedeutende Geldsummen.

Wie kam es nun, daß diese von Fust behauptete und — mit einer geringfügigen Abweichung — schließlich beschworene Hergabe eines zweiten Darlehens für Herstellung des Apparates von Gutenberg geleugnet werden konnte? G. begehrt (Z. 46) dem Fust darüber eine Rechnung aufzustellen, er faßt es also auf als Bestandteil der Beiträge, welche F. jährlich zu dem gemeinsamen Werke, d. h. dem Bibeldruck, zu leisten hatte. Diese sind Z. 39 f. einzeln aufgezählt: jährlich 300 Gld. für den Unterhalt des Druckpersonals³⁾, ferner

1) Dies liegt wohl in den Worten der Urkunde (Z. 38): »... und mit solchem gelt sich zu freden und in sinen noch verstellen mochte« (vergl. Z. 24).

2) Die Type B⁶⁶ war nach ihrer Größe ursprünglich wohl für kleinere populäre Drucke berechnet, Kalender u. dergl., aber auch für Donat (und andere Schulbücher) — Z. leugnet das S. 54 ohne Grund —, da diese in die Hände der Jugend kamen, für welche großer Druck sich stets empfiehlt, und da gewiß oft auch Mehrere zugleich in ein Exemplar sehen mußten. Für ein Werk der Lectüre und des Studiums aber war jene Type zu groß, und es war durchaus stilgerecht und praktisch, daß für die Bibel eine neue kleinere Type geschnitten wurde. Aus solchen Rücksichten neben denen der Raumersparnis erkläre ich mir auch den von Schwenke nachgewiesenen Uebergang zu einer kleineren Kegelhöhe. Für liturgische Zwecke wiederum war eine ganz andere Größe nötig.

3) Dies ist, wie ich jetzt überzeugt bin, die einzig richtige Erklärung des Wortes »vor kosten« (vergl. Samml. bibl. Arb. Hft. 15 S. 99). A. Wyß (Centr. f. Bibl. 7. Jg. [1890] S. 410) hatte bereits richtig bemerkt, daß »kosten« hier nicht »Auslagen«, bedeute, sondern »Lebensunterhalt«, aber er hatte es auf Gutenbergs Person bezogen mit dem Zusatz »was einen Blick in die dürftige Lage Gutenbergs thun läßt«. In diesem Falle hätte jedoch G. nicht erst, wie ihm das Gericht doch aufgetragen hat (Z. 48 f. 62 f.), Rechnung abzulegen brauchen über die Verwendung des Geldes. Andererseits war es, so viel ich sehe, die Regel, daß die zum Gesinde zählenden Gehülfen, Gesellen u. s. w. von ihrem Herrn Naturalverpflegung erhielten außer dem Lohne. Im Basler Streik der Druckergesellen gegen ihre Meister von 1471 lautet ein Punkt der Vereinbarung (s. D. A. Fechter im Basler Taschenb. 11. Jg. f. 1863 S. 249 f.): »... Dessglichen

Gesindelohn¹⁾, Hauszins, Pergament, Papier, Tinte u. s. w. Nur ein Weg der Erklärung steht meiner Ansicht nach offen: Fust glaubte für die ganze lange Zeit, in der am »Gezeuge« gearbeitet, also noch nicht gedruckt wurde, nichts für den Unterhalt des Druckpersonals zahlen zu müssen, Gut. dagegen rechnete jene Zeit, ganz oder zum Teil, in die Druckzeit ein und wollte wohl die Leute, die ihm bei Herrichtung und Aenderung des Apparates behülflich gewesen waren, mit zu dem Gesinde des »gemeinsamen Werkes«, des Bibeldruckes, gezählt wissen. Und selbst vom ersten Kapital galt dies zum Teil, da Gut. leugnete (Z. 26 f. 44 f.) jenes voll erhalten zu haben. Auch hier rechnete er anscheinend einen Teil der Summe auf das »vor Kosten« zu zahlende Geld.

Ist diese Auffassung richtig, so gewinnen wir damit einen festen Stützpunkt zur Berechnung des Zeitpunktes, in welchem der Bibeldruck begonnen wurde oder doch in den richtigen Gang kam. Dieser Zeitpunkt weicht von dem, welchen Andere auf Grund verschiedener Erwägungen auch schon annahmen, nicht viel ab, aber hier haben wir etwas wie urkundliche Grundlage vor uns. 750 Gld. betrug jene Summe, über deren ursprüngliche Bestimmung die Beiden verschiedener Ansicht waren, nach des Fust eidlicher Aussage, was einer Zeit von gerade 2½ Jahren entspricht. Wenn Fust zuerst 800 Gld. als seine zweite Zahlung angegeben hatte, so war die kleine Diffe-

sollent och die meister die knecht halten und inen beschinen lassen das billich sye, es wäre mit essen, trinken oder andern«. Christ. Froschauer in Zürich schreibt 1545 an Vadian (s. Fr. Kapp, Gesch. d. dtsh. BH.'s I S. 125) vom Illustrator der von ihm verlegten Schweizerchronik des Joh. Stumpf: »Ich hab yetz sider Martini den besten Maler, so yetz ist, bei mir im Huss [!], gib ihm alle Wochen 2 gr. und essen und trinken, dut nundt anderst als figuren rissen in Chronika u. s. w.«. Ueber die Nürnberger Praxis in dieser Hinsicht ist O. v. Hase, Die Koberger (2. Aufl. 1885) S. 54 f. zu vergleichen. Aus der neuerdings aufgefundenen, den sogen. Schreyer-Altar in Schwäbisch-Gmünd betreffenden Rechnung aus der Zeit zwischen 1482 bis 1503 (s. Beilage z. Münch. Allg. Zeit. 1902 No. 205 S. 471) ersehen wir, daß damals ein geschickter Malergehülfe wöchentlich 1 Gld. rh. für Kost und Lohn erhielt (»Zweyen Knechtenn, der yder 7 wochen an den materien gemalt hat, fur cost und lon 14 gld. Rh.«). Waren die Ausgaben für Kost vielleicht etwas höher als der Lohn, so läßt sich aus diesem Betrage von 300 Gld. für den Unterhalt allein (je 30 Gld. rund im Jahre) darauf schließen, daß die Beschäftigung von 10 Leuten vorgesehen war; und das war nicht zu viel, wenn man bedenkt, daß von Anfang an mit 2, sehr bald mit 3 und nach kurzem Zwischenraum mit 4 Pressen gearbeitet wurde. In dem später sogenannten Druckhaus (Zum Humbrecht) zu Mainz waren vermutlich jene Leute untergebracht. — Mit Zedler »Kosten« im allgemeinen Sinne von Unkosten und die folgenden mit »und auch [!] ... verlegen« eingeleiteten Worte als deren Ausführung aufzufassen geht sprachlich nicht an.

1) Vergl. A. Wyß a. O. S. 410.

renz vielleicht eine Folge der von G. gelegten Rechnung¹⁾, aus welcher sich ergab, daß einiges von der größeren Summe doch schon »vor Kosten« des Druckpersonals, also für das gemeinsame Werk ausgegeben wurde, ehe jenes dauernd beschäftigt werden konnte. Rund zwei Monate würden somit auf die ersten Versuche des Bibeldruckes zu rechnen sein.

Was ergibt sich nun daraus im einzelnen für die Chronologie des Bibeldrucks? Zwischen Urteilspruch und dem »endlichen Tage« (6. Nov. 1455) können etwa 4—6 Monate verstrichen sein²⁾, und vorher seit Einreichung der Klage bis zum Gerichtstermin, zumal bei der Fremdartigkeit des Gegenstandes und wenn im Termin mehrere Klageartikel zur Verhandlung kamen, dafür Zeugen zu vernehmen waren u. s. w., wieder wenigstens 4—6 Monate. So fand jene im Anfang des Jahres 1455 statt. Nach der Zinsberechnung im ersten Artikel der Fustischen Klage waren damals seit Einzahlung des ersten Kapitals 5 Jahre und $2\frac{1}{2}$ —3 Monate vergangen, und wenn man annimmt, daß Fust dem G. das Geld »nit alle und allsbalde« gegeben hat, wie G. einwandte (Z. 45), so dürfen wir den Abschluß ihres Vertrages noch um $1\frac{1}{2}$ —2

1) Ich glaube jetzt, abweichend von meiner früheren Ansicht (a. O. S. 22 annehmen zu müssen, daß Gut. dem früheren Rechtspruch gemäß vor dem Termin des 6. November Rechnung gelegt hat. Vor allem bestimmt mich dazu der Gebrauch des Praesenz in Z. 63 der Urkunde (»... das sich in rechnung erfindet« statt des Futurs, welches man sonst erwarten müßte. Ich trete darin also Zedler (S. 67; vergl. auch A. Wyß a. O. S. 411) bei, wenn auch nicht durchweg seiner Begründung folgend. Auffällig bleibt zwar, daß Fust in seinem Eide (am Ende) nicht eine bestimmte Summe nennt, die sich aus Gutenbergs Rechnung als dessen »Mehreinnahme« ergebe; aber es mochte in der Rechnung Manches zweifelhaft und bestreitbar sein, so daß der Gebrauch einer allgemeinen Wendung vorsichtiger schien. Ebenso vermeidet er ja im Eide die Höhe der Zinsen ziffermäßig anzugeben; seit Einreichung der Klage waren sie gewiß noch stark gewachsen — Daß G. nicht zum Termin erschien und »sich zu den Sachen nicht schickte« läßt sich trotz seiner Rechnungsablegung erklären. Er hielt wahrscheinlich seiner Partner von einem sehr frühen Zeitpunkt an für verpflichtet zur Zahlung des jährlichen Beitrags von 300 Gld. »vor Kosten« und konnte deren Verwendung für den Druck der Bibel erst aus späterer Zeit nachweisen. Der Richterspruch war angesichts der abweichenden Aussagen beider Parteien sicher sachgemäß gewesen (a. a. O. S. 33 ff.), aber für Gutenberg insofern ungünstig, als Alles was er von Ausgaben nicht nachweisen konnte, sein Schuldenconto vermehrte und die 300 Gld. von Anfang an wohl eine Pauschalsumme waren, deren Verwendung in einzelnen nachzuweisen nicht vorgesehen war. Vor allem war für die ersten 800 Gld. Gutenberg ursprünglich zu gar keiner Rechnungsablegung verpflichtet.

2) Vergleiche Dziatzko a. O. S. 22. Im allgemeinen stelle ich mir den damaligen Geschäftsgang im Prozeßverfahren nicht sehr schnell vor und berufe mich auf den Straßburger Prozeß des Jürgen Dritzehn gegen Gutenberg: Andreas Di starb Ende von 1438 und die Gerichtsverhandlung fand fast ein Jahr später statt

Monate früher ansetzen. Damit kommen wir in den Anfang vom letzten Drittel des Jahres 1449. Die ersten $2\frac{1}{2}$ — $2\frac{2}{3}$ Jahre der Folgezeit vergingen über der völligen Herstellung des Gerätes; d. h. etwa vom März 1452 an konnte ununterbrochen an B⁴² gedruckt werden. Gegen Ende von 1453 war anscheinend der erste Band fertig gedruckt ¹⁾, und etwa vier Monate später, im März oder April 1554, auch der zweite Band. Die nächste Zeit wird mit der Zusammenstellung der Exemplare und der Vorbereitung ihres Verkaufs hingegangen sein, so daß die Herbstmessen des Jahres bereits für den Absatz des Werkes benutzt werden konnten. Gut. mochte indeß seine Einnahmen daraus nicht zur Abzahlung des geschuldeten Kapitals und der sonstigen Forderungen des bisherigen Partners benutzt haben. Vielleicht hat gerade diese Erfahrung, die Fust nach dem Herbst 1454 machte, ihn zur Einreichung der Klage im Anfang des Jahres 1455 veranlaßt. Nimmt man einen so frühen Abschluß des Bibeldruckes an ²⁾, so kann sehr wohl die Art der Teilung der Einnahmen Grund zur Klage gegeben und den Inhalt eines weiteren Klageartikels gebildet haben.

Für die Erklärung bietet m. Er. das Instrument vom 6. November 1455 keine Zweifel mehr. Im Eide des Fust wollen die Worte (Z. 59 ff.: »Ich . . . han ussgenommen Sechczendehalp hundert gulden die Johann guttenberg worden und auch [!] uff unser gemein werkgangen sint«) dieses ganze nach Fust an Gut. gegen Zins geliehene Kapital im Gegensatz zu Gutenberg, welcher die erste zur Herstellung des Apparates geliehene Summe von dem für das gemeinsame Werk des Druckes verwendete Geld thunlichst trennen will, diesem letzteren gleich oder doch näher stellen, um wenn möglich in den gedruckten Bibeln eine Sicherheit für seine Forderung zu erlangen ³⁾. Und im Weiteren (Z. 62 f.: »was ym [Gut.] dez selben ussgenommen

1) Vergl. Dziatzko in Sammlung bibl. Arb. 15. Hft. (1902) S. 104 f.

2) Früher habe ich mich gegen die Notwendigkeit der Annahme erklärt, daß zur Zeit der Klage das Werk der Bücher schon fertig hergestellt war (S. 29); ebenso urteilt Z. noch jetzt (S. 83 ff.). Indeß wäre es von Fust unklug gewesen den Abschluß des Werkes durch einen Prozeß zu unterbrechen und damit die Erreichung des Gewinnes hinauszuschieben. — Jedenfalls spricht für die Annahme eines so frühen Abschlusses von B⁴² die Thatsache, daß gegen Ende von 1454 eine Reihe noch vorhandener kleiner Drucke, z. T. mit neuen Typen, erschienen, mithin geübte Drucker u. s. w. dafür verfügbar waren (vergl. Samml. bibl. Arb. 15. Hft. S. 105).

3) Vergl. Dziatzko 2. Heft S. 24 Anm. 1. Die Worte des Fust nehmen auf diese Weise ablehnenden Bezug auf die des Gut. in Z. 48: »er . . . hoff das er ym [dem Fust] nit pflichtig sy gewest solch achthundert gulden uff das werck der bucher zu legen« [d. h. zu verwenden; vergl. A. Wyß, a. O. S. 410].

Eigenmächtiger Abdruck von Artikeln der Gött. gel. Anz. ist verboten.

Als selbstverständlich wird betrachtet, daß Jemand, der eine Arbeit in den Gött. gel. Anzeigen rezensiert, die gleiche Arbeit nicht noch an andrem Orte rezensiert, auch nicht in kürzrer Form.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. Rudolf Meißner.

Rezensionsexemplare, die für die Gött. gel. Anz. bestimmt sind, wolle man entweder an Prof. Dr. Rudolf Meißner, Göttingen, Bertheau-Str. 1 oder an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW. Zimmerstr. 94 senden.

Der Jahrgang erscheint in 12 Heften von je 5—5 $\frac{1}{2}$ Bogen und kostet 24 Mark.

9

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Lateinische Litteraturdenkmäler

des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Herausgegeben von

Max Herrmann.

XVI. Heft:

FRIDERICVS DEDEKINDVS GROBIANVS.

Herausgegeben

von

Aloys Bömer.

8. (LXXXIV u. 90 S.) geh. 3,40 M.

Soeben wurde vollständig:

Italische Landeskunde

von

Heinrich Nissen.

Erster Band: **Land und Leute.**

gr. 8. (VIII. u. 566 S.) 1883. Geh. 3 M.

Inhalt:

Quellen. — Namen und Grenzen. — Das Meer. — Alpen. — Poland. — Appennin. — Vulkanismus. — Appenninflüsse. — Inseln. — Klima. — Vegetation. — Volksstämme.

Zweiter Band: **Die Städte.**

Erste Hälfte. gr. 8. (IV u. 480 S.) 1902. Geh. 7 M.

Zweite Hälfte. gr. 8. (IV u. S. 481—1004.) 1902. Geh. 3 M.

Inhalt:

Einleitung. 1. Grösse und Einteilung. — 2. Die Landgemeinden. — 3. Die Municipien. — 4. Die Colonien. — 5. Die Entwicklung der Städte. — 6. Die Landstraßen. — 7. Maß und Münze. — 8. Die Volkswirtschaft. — 9. Die Bevölkerung. Kap. I. Ligurien. Kap. II. Die Transpadana. Kap. III. Venetia und Histria. Kap. IV. Die Aemilia. Kap. V. Etrurien. Kap. VI. Umbrien. Kap. VII. Picenum. Kap. VIII. Der Hochappennin. Kap. IX. Rom. Kap. X. Latium. Kap. XI. Neu-Latium. Kap. XII. Campanien. Kap. XIII. Samnium. Kap. XIV. Apulien. Kap. XV. Lucanien. Kap. XVI. Bruttium. — Antike Ortsnamen.

Göttingen, Druck der Univ.-Buchdruckerei von W. Fr. Kaestner.





IN
8



3 9015 02760 8861

